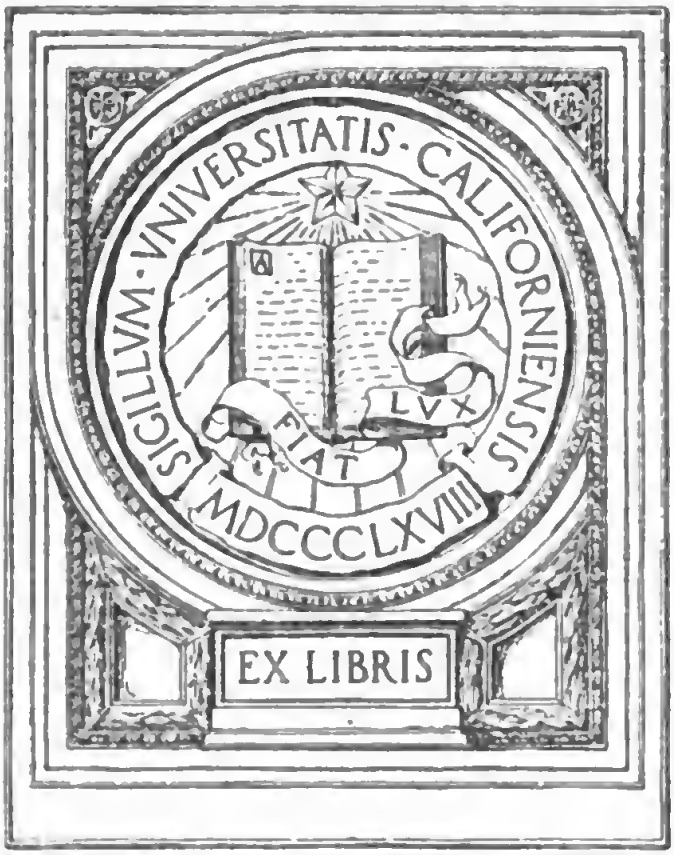
B 3 006 578

IN MEMORIAM
Prof. J. Henry Senger

IN MEMORIAM
Prof. J. Henry Senger



Karl Friedrich Becker's

Weltgeſchichte.

Achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe.

Herausgegeben

von

Adolf Schmidt,
ordentl. Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Jena.

Mit der Fortſetzung

von

Eduard Arnd.

Dritte vermehrte Auflage.

Dreizehnter Band.

Neuere Geſchichte V.

Leipzig,
Verlag von Duncker und Humblot.
1870.

D20
B45
1869
v. 13-14

IN MEMORIAM
Prof. J. Henry Senger

Digitized by Google

Vorwort.

Mit dem Erſcheinen des vorliegenden 13. Bandes, dem die Bände 14 bis 18 ſchon voraufgegangen ſind, iſt die neue Ausgabe der Becker'ſchen Weltgeſchichte vollendet, und daher der Anlaß gegeben, noch einmal dem Publicum von unſerm Unternehmen Rechenſchaft abzulegen. Knüpft ſich doch an daſſelbe die Hoffnung, daß es dazu beitragen werde, in weiten Kreiſen die Kenntniß der Geſchichte zu verbreiten, den Geiſt zu befruchten, das Gemüth zu erwärmen und die Geſinnung zu ſtählen! Und wohl dürfen wir Alle, die wir thatkräftig an dem Unternehmen mitgewirkt, uns das Zeugniß geben, daß wir mit Eifer, ja mit Begeiſterung dafür Sorge trugen, nur wirkliche Geſchichte zu überliefern, die Kunde der Thatſachen gewiſſenhaft zu läutern, Unechtes auszuſcheiden, neue ſichere Ergebniſſe der Forſchung einzuführen, und die Schaaren von Ungenauigkeiten, woran derartige Werke dem Leſer unbewußt nur allzu oft und allzu ſtark leiden, ſoweit als irgend menſchenmöglich zu vertilgen. Nicht minder waren wir beſtrebt, auch unſererſeits nach Kräften einer Auffaſſung der Geſchichte Bahn zu brechen, die gleicherweiſe den Thatſachen der Vergangenheit und den Zielen der Zukunft in der Entwickelung der Völker gerecht wird.

Das Programm des Unternehmens, wie wir es im Vorwort zum erſten Bande dargelegt, iſt ſtreng zur Ausführung gekommen. Von den achtzehn Bänden der nun beendeten achten Ausgabe ſind die vier erſten (die Alte Geſchichte) von Herrn Profeſſor Dr. Guſtav Hertzberg, die vier folgenden (das Mittelalter) von Herrn Dr. Otto Naſemann in Halle, die Bände 9—13 (die Neuere Geſchichte) von dem Unterzeichneten, und

M1273397

Band 14—18 (die Neueſte Geſchichte) von Herrn Eduard Arnd ſelbſtſtändig bearbeitet worden. Die Geſammtredaction des Unterzeichneten erſtreckte ſich nur auf die erſten dreizehn Bände.

Ueber die Art unſerer Thätigkeit begnügen wir uns mit folgenden Bemerkungen. Die Gliederung und Gruppirung des Stoffes iſt faſt vollſtändig neu und nach Einem Plane durchgeführt. Ueberall ſind die neueſten und eindringlichſten Forſchungen, gelegentlich die der Bearbeiter ſelbſt, zu Grunde gelegt. Die meiſten Abſchnitte wurden gründlich umgeſtaltet und ergänzt; eine Reihe von neuen Artikeln eingefügt. Was insbeſondere die Alte Geſchichte betrifft, ſo iſt der Darſtellung der orientaliſchen und der klaſſiſchen Völker durchweg eine geographiſche Schilderung beigegeben worden; in der griechiſchen Geſchichte haben die älteren Zeiten bis auf Perikles, in der römiſchen die Kapitel über das älteſte Italien, über Karthago, über die Zuſtände der Gracchenzeit und über das Principat die durchgreifendſten Aenderungen und Erweiterungen erfahren. Bei dem Mittelalter wurde die biographiſche Seite ſtärker als früher ausgeprägt, die großen hervorragenden Perſönlichkeiten genauer, ſchärfer und plaſtiſcher gezeichnet, ein reicheres Detail beigebracht, und in vielen Partien das Material völlig erneut. Bedeutend erweitert, und beziehungsweiſe erneut, ſind namentlich die Artikel über Verfaſſung, Cultur und Literatur; zumal die über die älteren deutſchen Verfaſſungszuſtände, über die mittelhochdeutſche Literatur, über den Humanismus und den Meiſtergeſang. Die Neuere Geſchichte haben wir in vier Zeiträume zerlegt, obwohl ſie ſtrenggenommen nur zwei Zeitalter umfaßt: das Reformationszeitalter im weitern Sinne bis zur Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts und das Gleichgewichtszeitalter bis zur franzöſiſchen Revolution, woran ſich als drittes das Revolutionszeitalter oder die Neueſte Geſchichte anſchließt. Das erſte iſt religiöſen, das zweite internationalen Charakters; jenes will ein Gleichgewicht der Confeſſionen, dieſes ein Gleichgewicht der Staaten herſtellen; während die Neueſte Geſchichte oder das Revolutionszeitalter vorzugsweiſe politiſchen Charakters iſt und darauf ausgeht, ein Gleichgewicht der Kräfte im

Staats- und Gesellschaftsleben herzustellen. Nur der gleichmäßigeren Massenvertheilung halber hielten wir es für angemessen, jedes der beiden Zeitalter in zwei Hälften zu zerlegen, und zwar dergestalt, daß wir die englische Revolution nicht zu der zweiten Hälfte des ersten Zeitalters oder dem zweiten Zeitraum, sondern zu der ersten Hälfte des zweiten Zeitalters oder dem dritten Zeitraum zogen. Zu der reichen Zahl der neuen oder wesentlich umgestalteten Artikel gehören beispielsweise die über die religiöse Aufklärung vor der Reformation, über den Adels- und den Bauernkrieg, über Philipp II. und Don Carlos, über Wallenstein, über Friedrich den Großen, über die erste Theilung Polen's und über die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts.

Im Uebrigen halten wir noch heut an dem Ausspruch unsers ersten Vorwortes fest: Die großen und zahlreichen Schwierigkeiten eines Unternehmens, wie es das vorliegende ist, wollen lieber nach Kräften durch die That überwunden, als öffentlich besprochen werden. Und so können wir im Allgemeinen nur wiederholen, was in dieser Beziehung ein früherer Herausgeber gesagt: Um die Mühe und die Sorgfalt zu würdigen, die zu einer solchen Arbeit erfordert werden, müßte ein Kundiger die letzte Ausgabe mit der gegenwärtigen Seite für Seite vergleichen; und wem wäre das zuzumuthen? Daher sucht der Bearbeiter den Ersatz für das, was ihm an literarischer Anerkennung abgehen muß, in dem Bewußtsein, den zahlreichen Lesern dieses Werkes zu einer richtigeren Erkenntniß der Geschichte nach Kräften verholfen zu haben.

Jena, den 11. August 1863.

Adolf Schmidt.

Inhalt des dreizehnten Bandes.

Neuere Geschichte. Vierter Zeitraum.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen und der modernen Aufklärung.

Vom Ende des Nordischen Krieges bis zum Beginn der französischen Revolution (1721—1789).

Dritter Abschnitt. West- und Südeuropa in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts; Ludwig XV.

Seite

1. Frankreich unter Ludwig XV.; Herrschaft der Buhlerinnen 1
2. Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens in Frankreich (1764) 12
3. Die letzten Jahre Ludwig's XV. (1769—1774) 15
4. Portugal unter Pombal's Verwaltung (1750—1777) 22
5. Spanien unter Karl III. (1759—1788) 35
6. Italien 41

Vierter Abschnitt. Nord- und Osteuropa in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts; Katharina II., Friedrich der Große und Joseph II.

1. Peter III., Kaiser von Rußland (1762) 51
2. Katharina II. behauptet den russischen Thron 58
3. Katharina II. verfügt über den polnischen Thron (1764—1772) . . 63
4. Katharina im Kriege mit den Türken (1768—1772) 70
5. Die erste Theilung Polen's (1772) 75
6. Fortgang und Ende des Krieges Katharina's II. mit der Pforte (1772—1774) 82
7. Dänemark's Umformung unter Struensee und dessen Sturz . . . 84
8. Schweden unter Adolf Friedrich (1751—1771) 103
9. Gustav's III. Anfang und Verfassungsänderung 107
10. Gustav's Staatsverwaltung 113
11. Friedrich der Große und die innere Verwaltung des preußischen Staates seit dem Hubertsburger Frieden 117
12. Das deutsche Reich unter Franz I. und Joseph II. 125
13. Der baierische Erbfolgestreit und Maria Thereſia's Ende 131

Digitized by Google

Seite

14. Der deutsche Fürstenbund (1785) 136
15. Friedrich's Alter und Tod 142
16. Joseph's II. Sinnesart und Verwaltung 150
17. Katharina II. auf der Höhe ihrer Macht als Gesetzgeberin (1762—1796) 162
18. Potemkin der Taurier (1776—1791) 171
19. Rußland und Oesterreich gegen die Türken (1788—1791) 176
20. Joseph's II. Kämpfe und Ausgang (1785—1790) 181
21. Gustav III. im Kampfe mit Rußland (1788—1790) 192
22. Gustav's Ende 200
23. Preußen unter Friedrich Wilhelm II. 202
24. Der preußische Kriegszug nach Holland 208
25. Preußen als Beschützer des europäischen Gleichgewichts 212
26. Die zwei letzten Theilungen Polen's 223

Fünfter Abschnitt. England und die nordamerikanische Revolution.

1. Einleitung 238
2. Ostindien und die Kämpfe daselbst zwischen England und Frankreich . 239
3. England's innere Verhältnisse unter Georg III. und der Streit mit der ostindischen Compagnie 249
4. Anlässe und Ausbrüche der Gährung in den englischen Colonien Nordamerika's 252
5. Georg Washington und der Beginn des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges 266
6. Unternehmungen in Canada und deren Folgen (1775—1780) . . 273
7. Fortgang des Krieges in den Vereinigten Staaten (1777—1781) . 280
8. England's Krieg mit Frankreich und Spanien (1778—1783) . . . 289
9. Die Constituirung der Vereinigten Staaten und Washington's letzte Schicksale (1782—1799) 296
10. Die Ausbreitung der britischen Herrschaft in Ostindien (1767—1799) 301
11. Cook's Entdeckungsreisen 311

Sechster Abschnitt. Literatur und Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert.

1. Einleitung; das Wesen der Aufklärung 318
2. Die englische Literatur 321
3. Die französische Literatur 322
4. Die deutsche Literatur 349

Neuere Geschichte.

Vierter Zeitraum.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen und der modernen Aufklärung.

Vom Ende des Nordischen Krieges bis zum Beginn der französischen Revolution (1721—1789).

Dritter Abschnitt.

West- und Südeuropa in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts; Ludwig XV.

1. Frankreich unter Ludwig XV.; Herrschaft der Buhlerinnen.

Nach dem Tode des Cardinals Fleury (1743) erklärte zwar Ludwig XV. seinen Entschluß, selbst regieren zu wollen; aber schon nach wenigen Tagen wurde er der Kabinetsarbeiten überdrüßig. Bei vielem gesunden Verstande und einer großen Festigkeit, wenn es auf Behauptung seiner Königsrechte ankam, vergaß er, unter den schmählichen Banden der Wollust, seine Pflichten gegen das Volk, und verschwendete nicht nur an seine Buhlerinnen die Einkünfte des Staats, sondern gestattete ihnen auch Theilnahme am Ministerrathe, ja überließ ihnen gewissermaßen die Zügel der Herrschaft. Nur den kriegerischen Sinn seiner Ahnherren verleugnete er nicht ganz.

Um den während des österreichischen Erbfolgekrieges mehrfach geschlagenen Truppen wieder Muth einzuflößen, fand der Kriegsminister d'Argenson nöthig, daß der König sich selbst an die Spitze des Heeres stelle. Ludwig ging zu dem Ende Anfangs Mai 1744 nach den Niederlanden ab, und wohnte den Eroberungen von Menin, Ypern, Knoke und Furnes, und hierauf einem Zuge in den Elsaß bei. In der That

wirkte dies ſo günſtig auf die Nation, daß nicht nur die Truppen ſeitdem ſiegreich waren, ſondern auch die daheim gebliebenen Bürger den Druck der Kriegsſteuern willig ertrugen, und ihren König, ſo ſchlecht er ſich auch um ſie verdient gemacht hatte, vergötterten. Dieſe Liebe der Franzoſen zu ihrem Könige zeigte ſich beſonders, als eine Krankheit, die ihn am 8. Auguſt zu Metz ergriff, ſeinem Leben Gefahr drohte. Die Pariſer liefen unaufhörlich nach der Poſt, nach dem Schloſſe und in die Häuſer der Vornehmen, um Nachrichten von des Königs Befinden zu erhalten, und alle Kirchen waren voll von Solchen, die für ſein Leben beteten. Die ſanfte Königin, obgleich tief gekränkt, wollte nicht die Letzte ſein unter den Vielen, die ihm ihre Liebe bewieſen. Sie borgte in der Eile tauſend Louisd'or — ſo ſehr war ſie entblößt von Geld, indeß die Buhlerinnen im Ueberfluſſe ſchwelgten — und trat ſchleunig die Reiſe nach Metz an.

Die Krankheit hatte ſich indeß ſo verſchlimmert, daß die Aerzte riethen, dem Könige die Sacramente zu reichen. Dieſer heiligen Handlung mußte thätige Reue vorangehen; deshalb drangen die Geiſtlichen ernſtlich auf die Entfernung ſeines damaligen Kebsweibes, der Herzogin von Chateauroux, die ſich Tag und Nacht nicht von ihm trennte, und tauſend Betheurungen ewiger Treue und Zärtlichkeit erpreßte. Sie ſträubte ſich gegen die Trennung; endlich aber mußte ſie doch aus ſeiner Nähe ſich entfernen. Der Beichtvater verlangte nun mit ſtrengem Ernſte von dem Kranken, mit aufrichtigem Herzen dem eben entfernten Gegenſtande ſeiner Lüſte zu entſagen, und Gott wegen des gegebenen Aergerniſſes in Gegenwart des ganzen Hofes um Vergebung zu bitten. Ludwig that es willig, und ertheilte unverzüglich den Befehl, die Buhlerin ſolle das Lager verlaſſen (14. Auguſt). Auf ihrer Reiſe nach Paris fehlte es ihr nicht an wohlverdienten Beſchimpfungen. Der König empfing indeß das Abendmahl, und ſchien an Leib und Seele zu verzweifeln. Da trat die fromme Gemahlin zu ihm, ſo theilnehmend, als ob er ſie nie beleidigt hätte. Die verderbteſten Hofleute ſahen mit Rührung ihre zärtliche Hingebung, die weibliche Tugend, welche hier in ihrem ſchönſten Glanze ſtrahlte. Weinend küßte ihr der beſchämte, zerknirſchte Gatte die Hände und ſchwur, von nun an ihr ganz allein zu leben. Und als wollte der Himmel ihm die Gelegenheit gewähren, ſeinen Schwur zu erfüllen, ſo erholte er ſich allmählig, und erlangte ſeine volle Geſundheit wieder. Das Pariſer Volk glich jetzt einem Haufen Trunkener. Der erſte Eilbote, der die Nachricht von des Königs Beſſerung brachte, wurde faſt erdrückt; man küßte ſein Pferd und ſeine Stiefeln, und führte ihn im

Jubel durch die Stadt. Alle Zünfte stellten festliche Aufzüge und religiöse Feierlichkeiten an, und mehrere Wochen wurden in Lustbarkeiten hingebracht. Des Königs Einzug in Paris war geräuschvoller als ein römischer Triumph. Ihn selbst brachte dieser erschütternde Auftritt zu dem Ausruf: „O Gott, womit habe ich so viel Liebe verdient!" Aus Dankbarkeit gegen die Bürger blieb er drei Tage lang in dem Palaste der Tuilerien, wo Jedermann ihn sehen konnte, und nahm eine Einladung zu einem Mahle auf dem Rathhause an.

Aber so sehr kann die Sinnlichkeit jede moralische Kraft im Menschen erschlaffen, daß alle jene schönen Regungen, alle guten Vorsätze, alle Erinnerungen an seine edle Gemahlin in kurzer Zeit aus dem Gedächtniß des Königs rein verschwanden, und die Sehnsucht nach seiner vorigen Lebensart mit verdoppelter Heftigkeit zurückkehrte. Unvermögend und ungewohnt, sich geistig zu beschäftigen, kannte er nur dies eine unwürdige Mittel, die Leere in seinem Kopfe auszufüllen und die langsam schleichenden Stunden zu beflügeln. Die Chateauroux ward wieder aufgesucht, und die schamlosen Gelage im Schlosse zu Choisy wurden, erst heimlich, dann aber bald wieder ganz ungescheut, fortgesetzt. Und jetzt hatte die Buhlerin gar die Frechheit, sich über ihre Wegsendung zu beschweren, und dem Könige eine Liste von den Personen zu überreichen, die sie deshalb bestraft wissen wollte. Der Bischof von Soissons, des Königs Beichtvater, erhielt demnach zuerst den Befehl, sich in seinen Sprengel zu begeben. Aber kurz darauf starb die Chateauroux plötzlich.

Die in der höhern Gesellschaft herrschende Sittenverderbniß war so groß, daß die Stelle eines königlichen Kebsweibes vielen vornehmen Frauen als der Gipfel des Glücks erschien, und daß sie die gemeinsten Wege nicht scheuten, sich derselben zu bemächtigen. Die Gemahlin des Finanzpächters d'Etioles bestach, um dem Könige zugeführt zu werden, dessen Kammerdiener. Als sie ihren Zweck erreicht hatte, ließ sie durch einen Verwandten ihrem Gatten ihre Erhöhung, oder richtiger, ihre Erniedrigung bekannt machen. Dieser, der sie zärtlich liebte, wurde schmerzlich ergriffen, und bat sie in einem rührenden Schreiben, zu ihm zurückzukehren. Die Dame aber las den Brief dem Könige vor, und begleitete ihn mit spöttischen Bemerkungen. Ludwig besaß noch Sittlichkeitsgefühl genug, um ihr ernst zu erwiedern: „Madame, Sie haben einen edeldenkenden Mann," er hatte jedoch nicht die Kraft, diesem Gefühle zu folgen. In kurzer Zeit bemächtigte sie sich seines Willens so ganz, daß alle Höflinge es rathsam fanden, sich vor ihr zu beugen. Keine wichtige Stelle im Königreiche wurde ohne ihre Einwilligung ver-

geben. Sie erhielt den Titel: Marquise von Pompadour; der Glanz ihrer Lebensweise, die Menge ihrer Landgüter und Lustschlösser, die Summe ihrer Einkünfte stieg mit jedem Jahre; jede ihrer Launen wurde befriedigt. Dabei besaß sie Geist und Bildung genug, um der Literatur einige Theilnahme zu bezeigen und die bedeutendsten Schriftsteller in ihr Interesse zu ziehen, obwohl Ludwig selbst an geistigen Genüssen durchaus keinen Geschmack fand.

Drei französische Heere, in Italien, am Rhein und in den Niederlanden, waren damals für den Landkrieg in Thätigkeit, während sich die englischen und französischen Flotten in den indischen Gewässern schlugen. Der König beschloß abermals einen Feldzug mitzumachen, und fand sich daher am 7. Mai 1745, nebst dem sechzehnjährigen Dauphin, im Lager des Marschalls von Sachsen vor Dornick ein. Vier Tage darauf kam es zu der schon erwähnten Schlacht mit der englisch-holländischen Armee bei Fontenoy, wo der König, den man zurück zu bleiben ersuchte, Beweise von unerwarteter Furchtlosigkeit gab, und der junge Dauphin so hingerissen wurde, daß er den Degen zog, um die königlichen Haustruppen selbst ins Feuer zu führen, wovon man ihn jedoch abhielt. Der Marschall wollte sich während der Schlacht vom Könige Befehle ausbitten; allein dieser sagte bescheiden, er sei nicht zugegen, um zu commandiren, sondern um sich und seinen Sohn zu unterrichten. Die Schlacht ward nur mit Mühe und unter großen Verlusten gewonnen. Eine Kanonenkugel tödtete den Herzog von Grammont und sein Pferd. Der Graf von Löwendahl, der das Pferd hoch aufspringen sah, rief ihm zu: Nehmen Sie sich in Acht, Ihr Pferd ist erschossen! — „Ich auch!" antwortete der Herzog und starb. Nach der Flucht der Feinde ging Ludwig mit dem Prinzen auf dem mit Blut und Leichen bedeckten Schlachtfelde umher, und nahm mit tiefer Bewegung wahr, wie die Verwundeten, unter den Todesschmerzen sich krümmend, noch die Arme aufhoben, und patriotisch riefen: „Es lebe der König und der Dauphin!" Auch der Prinz schauderte. „Lerne hier, sagte der Vater zu ihm, wie kostbar und schrecklich der Krieg ist." Und als man ihn fragte, wie er die verwundeten Engländer behandelt wissen wolle, antwortete er: „wie die Unsrigen, denn jetzt sind sie nicht mehr Feinde."

Auch diesmal ward der Vielgeliebte — denn so nannten ihn die Pariser — bei seiner Rückkehr mit lautem Jubel empfangen. Die Schmeichler besangen in ihm den Helden und den Sieger, und Voltaire verfertigte auf Befehl der Marquise von Pompadour zu den Winterlustbarkeiten eine Oper, in welcher Ludwig XV., unter dem Namen

Trajan, von der Göttin des Ruhmes (der Pompadour) gekrönt wurde. Nach der Aufführung dieses Stückes vergaß der eitle Dichter sich so sehr, daß er dem Könige, als derselbe aus der Loge trat, sehr vertraulich sich näherte und pathetisch sprach: Trajan, bist du zufrieden? Ludwig antwortete mit einem finstern Schweigen, und wollte nie mehr von Voltaire etwas hören.

In dem Feldzuge von 1746 begleitete die Pompadour den König, weshalb man den Dauphin zu Hause ließ; denn so viel Schamgefühl hatte Ludwig noch, daß er seinem Sohne keinen Anstoß geben wollte. Der Marschall von Sachsen gewann die blutige Schlacht bei Raucoux. Die Siegeszuversicht der Franzosen war so groß, daß man am Abende vorher im Lager Komödie spielte, und nach der Vorstellung ankündigte: „Morgen, meine Herren, ist Ruhetag wegen der Schlacht; übermorgen aber werden wir die Ehre haben, aufzuführen ꝛc."

Auch dem Feldzuge von 1747 wohnte der König in Gesellschaft der Pompadour persönlich bei. Die Belagerung von Mastricht durch die Franzosen im Anfange des folgenden Jahres war die letzte Waffenthat dieses Krieges; denn noch vor Beendigung derselben wurden, wie im vorigen Bande erzählt ist, die Friedenspräliminarien mit England und Holland zu Aachen unterzeichnet (30. April 1748). Alles kam leicht zu Stande, weil die Franzosen, ganz gegen ihre Gewohnheit, gar keine Schwierigkeiten machten, und, ob sie gleich zu Lande siegreich gewesen waren, doch keine Entschädigungen verlangten. Der englische Bevollmächtigte, Graf von Sandwich, argwohnte hinter dieser Willfährigkeit irgend eine Hinterlist, allein seine Kundschafter in Versailles schrieben ihm, er könne sicher trauen; die Minister seien eifersüchtig auf den Einfluß des Marschalls von Sachsen, und die Marquise sei es satt, immer mit dem Könige im Felde umherzuziehen. Der Marschall überlebte den Frieden nicht lange; nachdem er einen ehrenvollen Besuch bei Friedrich dem Großen abgestattet, starb er auf dem Schlosse Chambord, wo er namentlich mit Gelehrten und Künstlern verkehrte, in Folge eines Blutsturzes am 30. November 1750.

Ludwig ergab sich seit dem Frieden wieder ganz den gewohnten Vergnügungen, unter denen nur zuweilen Hofhändel seine Thätigkeit in Anspruch nahmen. Die Pompadour wollte auch unter die Ehrendamen der Königin aufgenommen sein, wozu nur die Gemahlinnen der Prinzen und Pairs berechtigt waren. Der König bewilligte es (1752), und der Tag der Einführung ward angesetzt. Die Ceremonie dabei war die, daß die Aufzunehmende von der Königin und dem Kronprinzen umarmt

wurde, und ſich dann auf einen Armſtuhl niederließ. Die Königin war zu gutmüthig, um bei dem widerlichen Geſchäft eine Miene zu verziehen; aber der Dauphin erlaubte ſich, zur Beluſtigung des ganzen Hofes, den Muthwillen, indem er ihr die Wange zum Kuſſe hinreichte, die Zunge über ihre Schulter hinauszurecken. Das Kebsweib ward wüthend, als man ihr den Schimpf hinterbrachte. Sie ruhte nicht eher, als bis der Prinz nach Meudon verwieſen ward, und die Bedingung ſeiner Rückkehr war eine öffentliche Abbitte. Er erklärte in derſelben bloß, er habe das nicht gethan, was man ihr hinterbracht; worauf ſie erwiederte, ſie habe es auch nicht geglaubt. Bald darauf verlangte ſie, zu einer Dame du Palais erhoben zu werden, und es geſchah (1756). Seitdem hatte ſie nur Einen Stuhl im Zimmer, auf dem ſie ſitzend den Stehenden Audienz ertheilte, und hinter welchem ihr Haushofmeiſter, ein Ritter vom Ludwigsorden, ſtand. Der Prinz von Conti ſetzte ſich einmal ohne Umſtände auf ihr Bett, und rief: „Madame, das iſt ein vortreffliches Lager!" Der franzöſiſche Nationalcharakter zog alle jene Vorgänge ins Lächerliche. Aber es bekam den Lachern ſchlecht. Mancher Spötter wanderte für einen witzigen Einfall in die Baſtille; der Seeminiſter Maurepas mußte wegen einiger Stachelverſe, die ſie einmal zu Marly unter ihrem Tellertuche fand, und die man ihm zuſchrieb, alle ſeine Stellen niederlegen; und ein gewiſſer Desforges, der ein beißendes Gedicht gemacht hatte, in welchem ſie eben ſo wenig geſchont war als der König, ward auf mehrere Jahre in einen berüchtigten Käfig zu St. Michel eingeſperrt. Die Marquiſe aber blieb unumſchränkte Gebieterin. Sie nahm Geld aus den Staatskaſſen, ſie ſetzte Miniſter ein und ab; alle Perſonen, die den König zunächſt umgaben, waren ihre Creaturen, und durften nichts thun und ſagen, als was ſie ihnen vorſchrieb. Ludwig empfand dieſe Abhängigkeit, ohne den Muth zu haben, ſich ihr zu entziehen. Da er nun mit der Politik der von der Marquiſe ernannten Miniſter nicht immer einverſtanden war, ſo unterhielt er an den fremden Höfen geheime Agenten, welche den Bemühungen und Anträgen der Geſandten Frankreich's im Stillen entgegenwirken mußten. Ein ſolcher Agent war der Chevalier d'Eon, der, als ihm endlich der franzöſiſche Geſandte Guerſy in London auf die Spur kam, Weiberkleider anlegte und auf Ludwig's Geheiß ſich für ein Weib erklären mußte, um der Rache des Geſandten zu entgehen und weiteren Entdeckungen vorzubeugen.

Indeß ſtrengte die Marquiſe ihre Erfindungskraft an, immer neue Zerſtreuungen für ihn zu erſinnen. Sie erregte die Bauluſt in ihm; ſie errichtete eine Porcellanfabrik in Vincennes (jetzt in Sevres), für die

ſie ihn zu intereſſiren ſuchte, und die daher oft beſucht ward; ſie bezahlte die Dichter und Muſiker reichlich für neue Opern und Schauſpiele und übernahm ſelbſt am Hofe Rollen in denſelben; ſie führte die jährlichen öffentlichen Kunſtausſtellungen in den Sälen des Louvre zur Ermunterung der Maler und Bildhauer ein. Neben dieſem anſtändigen Zeitvertreib hielt ſie es aber auch für nothwendig, den König, um ihn von ernſten und ihrem Anſehn gefährlichen Neigungen abzuhalten, in ſeinen ſchändlichſten Begierden zu befriedigen, und ihm bald da bald dort immer neue Maitreſſen von dunkler Herkunft, unerfahrene Jungfrauen, harmloſe und einfältige Kinder zuführen zu laſſen, deren Unſchuld den Hauptreiz ſeiner Lüſte bildete. Und endlich ſchritt ſie ſogar dazu (1755), für ihn, nach dem Beiſpiele morgenländiſcher Fürſten, einen förmlichen Harem, ein Frauenhaus anzulegen, das unter dem Namen Hirſchgarten (parc aux cerfs) eine Fallgrube für ganz junge Mädchen wurde, und eine ungeheure Menge von Opfern verſchlang, die, wenn ſie der menſchlichen Geſellſchaft zurückgegeben wurden, Sittenverderbniß und Laſterhaftigkeit in derſelben verbreiteten. Eine Legion von Ober- und Unterkupplern, voran der berüchtigte Weiberlieferant Lebel, war in beſtändiger Bewegung, um in allen Provinzen des Reiches Mädchen aufzuſpüren, anzulocken, herbeizuſchaffen, abzurichten, auszuputzen, durch alle Kunſtmittel reizend zu machen, und endlich für ihre Sclaverei, ihre Verſchwiegenheit, oft auch für die Verſchmähung ihrer Reize zu belohnen. Man rechnet, daß dieſe Anſtalt dem Staate mehrere hundert Millionen gekoſtet hat.

Daß die entſetzliche Verderbniß des Hofes einen Umſturz herbeiführen werde, wurde ſchon damals von einzelnen Beobachtern geahnt. Da aber die Staatsgewalt von ihren Militairmitteln ſchonungsloſen Gebrauch machte, blieb ſie ſtärker, als die unruhige Bewegung, welche hin und wieder zum Vorſchein kam, indem theils der Druck der Steuereinnehmer an einigen Orten Aufſtände verurſachte, theils das Parlament und die Geiſtlichkeit gegen königliche Befehle Widerſetzlichkeit zeigte. Am merkwürdigſten war die Pariſer Emeute vom 16., 22. und 23. Mai 1750. Auf Befehl griff die Polizei die hülfloſen Kinder, die kleinen Vagabunden auf, um ſie als Coloniſten nach dem Miſſiſſippi zu ſenden, wobei die Häſcher auch Bürgerkinder einfingen, um von den Eltern Löſegelder zu erpreſſen. Da entſtand das Gerücht, der König ſei in Folge ſeiner Ausſchweifungen ausſätzig geworden, zu ſeiner Heilung nehme er Bäder von Menſchenblut, und dazu würden die Kinder geraubt. Das wüthende Volk tödtete mehrere Häſcher und Spione, verwüſtete

mehrere Häuſer von Polizeiofficianten, zwang den Generalſtatthalter der Polizei, ſowie die zufällig nach Paris gekommene Pompadour zur ſchleunigen Flucht, und drohte, Verſailles zu verbrennen. Nur mit Mühe wurde der Aufruhr beſchwichtigt, indem man einige Häſcher gefangen ſetzte; erſt zwei Monate ſpäter wagte die Regierung, drei Haupturheber des Aufruhrs mit dem Tode zu beſtrafen*).

Die kirchliche unter Ludwig XIV. entſtandene Parteiung der Janſeniſten dauerte fort, wie die Richtung derſelben gegen den Hof, der die Jeſuiten, die Gegner der Janſeniſten, beſchützte. Die Geiſtlichen dieſer beiden Parteien verfolgten einander mit tödtlichem Haſſe ſowohl perſönlich als in Schriften und Predigten. Die Janſeniſten vertheidigten mit Eifer die vom Biſchof Janſe von Ypern (ſ. Thl. XI. S. 326) nach dem Beiſpiel der deutſchen und ſchweizeriſchen Reformatoren vorgetragene Lehre des Auguſtinus von dem natürlichen Verderben des Menſchen und der ewigen Vorherbeſtimmung einiger Menſchen zur Seligkeit und anderer zur Verdammniß. Vergebens hatte Papſt Clemens XI. durch die Bulle Unigenitus 1713 ihre Lehren verdammt; die Janſeniſten mehrten ſich, denn Alles, was die Jeſuiten haßte, trat zu ihnen über; man ſtritt, wie häufig, nicht gegen Lehren, ſondern gegen Perſonen und Sachen. Indeſſen blieben doch die Lehren das Panier, das man vortrug, und endlich wurden Wunder zu Hülfe genommen. Die Bewohner der Stadt, die ſich der größten Aufklärung rühmte, wallfahrteten mehrere Jahre hindurch (1727—1732) zum Grabe eines Janſeniſtiſchen Prieſters, Franz Paris, der aus ſchwärmeriſchem Streben nach Heiligkeit ſich eines ſtrengen Lebens befliſſen, und durch freiwillige Kaſteiungen ſeinen Tod herbeigeführt hatte, dafür aber im Grabe Wunder thun ſollte und, wie man behauptete, nun wirklich that. Immer werden dieſe Vorgänge dem Pſychologen merkwürdig bleiben, inſofern ſie auf eine auffallende Weiſe darzuthun ſcheinen, mit welcher Kraft der Glaube, der den Gedanken von der Möglichkeit des Gegentheils gar nicht duldet, ſogar auf den phyſiſchen Organismus des Menſchen zu wirken vermag. Gichtige, Waſſerſüchtige, und andere Kranke wurden durch die bloße Berührung dieſes Grabes angeblich und für den Augenblick geheilt, Andere bekamen Verzückungen; Tag für Tag ward die Stätte nicht leer von Zuſchauern, von denen viele, die ſpottend hingegangen waren, gläubig wieder zurückkehrten, und ſelbſt, wie der Parlamentsrath Mongeron, dicke Bücher ſchrieben von den Wundern auf Paris' Grabe. Die Jeſuiten trugen

*) Vgl. u. A. Martin, hist. de France, 4. éd. T. XV. p. 435.

Bedenken, die Möglichkeit dieſer Wunder zu läugnen, weil ſie ſich ehemals wohl ſelbſt ſolcher angeblichen Wunder zur Förderung ihrer eigenen Sache bedient hatten; ſie griffen nur die Lehren der Janſeniſten an, und verweigerten allen Sterbenden, die nicht einen Beichtzettel von einem rechtgläubigen Pfarrer beibringen konnten, die Sacramente, worüber endloſe Streitigkeiten entſtanden. Die Regierung aber ließ zuletzt den Kirchhof, wo die Wunder geſchahen, ſchließen, und die Gläubigen durch Soldaten zurückweiſen *).

Der Streit der Janſeniſten und Jeſuiten dauerte auch ſeitdem ununterbrochen fort, hin und wieder heftig auflodernd. Andere Gährungsſtoffe geſellten ſich ſeit dem Aachener Frieden immer häufiger hinzu. Die hierdurch entſtandene und genährte Aufregung machte ſich im Jahre 1756 auf offener Straße in lauten Schmähungen gegen die Pompadour und den König Luft; dieſer wurde nun nicht mehr als der „Vielgeliebte", ſondern als der „Tyrann der Franzoſen" bezeichnet. Da ereignete ſich zu Anfang des Jahres 1757 ein Vorfall, der geeignet ſchien, den König zum Nachdenken über ſich ſelbſt zurückzuführen. Es war ein kalter und finſterer Winterabend (5. Januar gegen ſechs Uhr), als er aus dem Thore des Verſailler Schloſſes auf den vorgefahrenen Wagen zuging, um ſich nach Trianon zu begeben. Plötzlich erhielt er einen Stoß in die Seite, nach deſſen Urſache er vielleicht nicht weiter gefragt haben würde, wenn er nicht gleich darauf an dem warm hervorquellenden Blute gemerkt hätte, daß es zugleich ein Stich geweſen ſei. Der Thäter wäre indeſſen doch wohl unerkannt geblieben (denn Niemand hatte ihn geſehen), wenn er nicht in ſeinem Wahnſinn vergeſſen hätte, den Hut abzunehmen, ſo daß er unter allen Umſtehenden der einzige Bedeckte war. Daran ihn erkennend, rief der König ſchnell: „der Menſch da hat mich verwundet! Nehmt ihn feſt, aber thut ihm kein Leid."

Die Sache machte gewaltiges Aufſehen, und tauſendfach vergrößert kam das Gerücht davon nach Paris. Man vermuthete eine große Verſchwörung zum Umſturze des Thrones; aber das Intereſſe an dem Könige, welches ſich während ſeiner frühern Krankheit geäußert hatte, war verſchwunden. Der Verbrecher ward unter einer ſtarken Bedeckung nach Paris geführt, und die Verhöre wurden mit großem Geräuſch eröffnet. Es ergab ſich darin, daß die That einzig die Frucht einer trübſinnigen

*) Man ſchlug nach dieſer Sperrung die Spottverſe an den Kirchhof:
De par le roi: Défense à Dieu
De faire miracles en ce lieu.

Gedankenverwirrung, und an gar keine Verſchwörung zu denken war. Der Menſch hieß Robert Franz Damiens, war Bedienter bei mehreren Parlamentsgliedern geweſen, und hatte hier oft Gelegenheit gehabt, von der ſchlechten Verwaltung des Staats, von der Sorgloſigkeit des Königs und von deſſen zu großer Gunſt gegen die Jeſuiten ſprechen zu hören. Als eifrigen Katholiken hatte ihn auch die Verweigerung der Sacramente erbittert. Drei Jahre lang hatte er darüber gebrütet, wie man wohl den in Lüſten begrabenen König aus ſeinem Schlummer wecken und zur Erkenntniß ſeiner Pflicht bringen könne; und endlich war er dabei ſtehen geblieben, man müſſe — nicht ihn tödten, ſondern ihm nur den Tod von ferne zeigen — ihn verwunden. Zu dieſem Ende hatte er ſich nur eines Federmeſſers mit ganz kurzer Klinge bedient; und wirklich war auch die ganze Verwundung nicht viel mehr, als ein Aderlaß.

Nach der grauſamen Weiſe der franzöſiſchen Criminaljuſtiz verurtheilte das Pariſer Parlament den Damiens zu der ordentlichen und außerordentlichen Folter, und hierauf noch zu der entſetzlichen Todesſtrafe Ravaillacs. Der Unglückliche ſelbſt hörte es mit derſelben dumpfen Betäubung an, die er ſchon bei den Verhören bewieſen hatte. Der 28. März 1757 war der Tag der Vollſtreckung. Nach zweiſtündiger barbariſcher Folterqual langte der Verurtheilte auf dem Greveplatze an, der mit Tauſenden von Zuſchauern bedeckt war, während andere Tauſende an den Fenſtern und auf den abgedeckten Dächern ſtanden, wo man Plätze um hohe Preiſe vermiethet hatte. Fünf Viertelſtunden dauerte die zweite hölliſche Marter. Zuerſt ward die rechte Hand verbrannt, dann der nackte Körper mit glühenden Zangen gezwickt, dann in die Wunden geſchmolzenes Blei gegoſſen, und hierauf wurden vier Pferde angeſpannt, um den noch immer lebenden Unglücklichen zu zerreißen. Aber trotz allem Anziehen konnten ſie damit nicht zu Stande kommen, und man mußte das Beil zu Hülfe nehmen. Der Rumpf wurde hierauf mit den abgeriſſenen Gliedern verbrannt, und die Aſche in die Luft geſtreut. Dies geſchah zu Paris, nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts! Und gerade die weiblichen Zuſchauer ſtarrten am aufmerkſamſten nach dem entſetzlichen Schauſpiele hin, während die Männer in den ſchrecklichen Augenblicken wenigſtens das Geſicht wegwendeten. Damen der vornehmen Welt hatten die Plätze an den Fenſtern ſich um die höchſten Preiſe in Gold ſtreitig gemacht.

Die Unglücksfälle des inzwiſchen ausgebrochenen ſiebenjährigen Land- und Seekrieges, der faſt in allen Welttheilen und auf allen Meeren geführt ward, ſind ſchon im vorigen Bande erwähnt worden.

Die großen inneren Uebel, an welchen der kranke Staatskörper litt, wurden durch dieſen Krieg nicht wenig vermehrt. Da die Miniſter, die Feldherren und die Admirale bloß nach der Gunſt gewählt wurden, in der ſie bei der Frau von Pompadour ſtanden, ſo waren ſie ſämmtlich auch nur Weiberhelden, unfähig, ſich die Achtung und das Vertrauen der Männer zu verſchaffen, an deren Spitze ſie ſtehen ſollten. Faſt alle oſtindiſchen und amerikaniſchen Colonien der Franzoſen wurden von den Engländern erobert. Der Unverſtand, begleitet vom Unglück und von der Schande, wäre ein paſſendes Symbol des damaligen Frankreich's geweſen. Den ſchwerſten Stand hatten die Finanzminiſter. Einer nach dem andern ward abgeſetzt, weil er aus dem ſchon ganz verarmten Volke kein Geld mehr herauspreſſen konnte. Ein Herr von Silhouette, der 1759 dieſen Poſten erhielt, trieb die Plünderung ſo weit, daß man ihn mit den Straßenräubern in eine Klaſſe ſetzte, und dennoch konnte er nicht erfüllen, was er verſprochen hatte. Dies gab dem franzöſiſchen Volke, das auch in der Verzweiflung noch lachen kann, Anlaß, den Namen deſſelben in den gerade damals erfundenen Schattenriſſen zu verewigen, die deswegen, weil ſie ſchwarz und leer zugleich waren, ſpöttiſch Bildniſſe à la Silhouette genannt wurden.

Auf den nun ſchon phyſiſch und moraliſch völlig erſchlafften König machte das Unglück und die Schande ſeiner Nation keinen Eindruck mehr. Er ſah ſelbſt mit Gleichgültigkeit den Tod ſeiner Gebieterin, der Pompadour, herannahen, der am 15. April 1764, im dreiundvierzigſten Jahre ihres Lebens, nach einer langen Abzehrung erfolgte. Sie erwartete ihn mit Ergebung, und ſchien ſich der Auflöſung eines Lebens zu freuen, das von dem allgemeinen Haſſe verfolgt wurde. In Paris hatte ſie ſich ohne eine ſtarke Bedeckung an keinem öffentlichen Orte mehr ſehen laſſen dürfen. Sie hinterließ ihren Verwandten Millionen; die Verſteigerung ihrer Mobilien dauerte ein ganzes Jahr, und groß war die Menge der ſeltenſten Kunſtwerke, Koſtbarkeiten und Erfindungen der Ueppigkeit, welche dabei zum Vorſchein kamen.

2. Die Aufhebung des Jeſuiten-Ordens in Frankreich. (1764.)

Der Streit der Janſeniſten mit den Jeſuiten und dem die letzteren beſchützenden Hofe entwickelte ſich in einer dem Urſprunge deſſelben entgegengeſetzten Richtung. Das janſeniſtiſch geſinnte Parlament zu Paris trat nämlich als Vertheidiger der weltlichen Macht gegen die Jeſuiten auf, und erklärte es für einen ſträflichen Eingriff in die Rechte des Staats, daß die Jeſuiten nur dem General ihres Ordens und dem Papſte unterworfen ſein wollten. Hierzu geſellte ſich der Einfluß der neuen Meinungen, der Geiſt der Aufklärung, angeregt, gefördert und vertreten durch Schriftſteller, welche in ihrem Unwillen über die verrotteten politiſchen und ſocialen Zuſtände, über das alte Staatsweſen mit ſeinen fortdauernden ſchweren Verletzungen des Sitten- und natürlichen Rechtsgeſetzes, über die ſtaatliche Rechtsloſigkeit des Volkes und das ſociale Elend der niederen Klaſſen, bald mit tiefem Ernſte gegen das morſch und untauglich Gewordene, gegen Beſchränktheit und veraltete Mißbräuche, denen der fortgeſchrittene Geiſt des Geſchlechts entwachſen war, nachdrücklich ankämpften und der troſtloſen Wirklichkeit ein rettendes Ideal vorzuhalten bedacht waren, bald aber auch in leichtfertiger Weiſe mit ſophiſtiſcher Rhetorik, mit höhniſchem Spott und Witz ihre Waffen wider alles Beſtehende, wider jegliche Autorität ohne Unterſchied richteten. Statt nun ächte Aufklärung zu befördern, und in ihr die kräftigſte Schutzwehr gegen die trüben und ſeichten Elemente des neuen Zeitgeiſtes aufzurichten, glaubten die Inhaber der Gewalt nichts anderes thun zu dürfen, als das Alte mit allen ſeinen Fehlern und Mängeln rückſichtslos aufrecht zu erhalten. Man verbot die Werke, worin jene Anſichten enthalten waren; und ganz vorzüglich waren es die Jeſuiten, die ſie aus allen Kräften zu unterdrücken ſuchten. Aber das erzeugte in der Nation einen heftigern Reiz, ſich von den ſtreitigen Gegenſtänden zu unterrichten. Man verſchlang die neuen Lehren, und ſeitdem Voltaire den Ton angegeben hatte, wurde zumal die Geiſtlichkeit und die Religion, in ihren wirklichen oder vermeintlichen Blößen und Schwächen, eine Zielſcheibe des allgemeinen Spottes. Auch hier berührten ſich die Extreme: von der Bigotterie ging man plötzlich zur abſoluten Freigeiſterei über, die alles bezweifelte oder verneinte.

Die Wirkungen dieſer Revolution der Meinungen mußten beſonders die Jeſuiten empfinden, die wegen ihrer Umtriebe ſich überall verhaßt gemacht hatten. Indem man die höchſte Autorität der Kirche beſtritt,

ging man auch ihnen zu Leibe; denn nur unter jener Autorität konnten sie die Könige und die Völker beherrschen. Ihr Sturz in Portugal, der weiter unten erzählt werden wird, durch eine wahre oder angebliche Verschwörung wider das Leben des Königs veranlaßt, gab ihren Feinden in Frankreich neue Waffen in die Hände. So kam es bald dahin, daß man die Jesuiten durchgängig als Königsmörder und Sittenvergifter anklagte; wo immer eine Frevelthat geschehen war, da setzte man voraus, daß sie von Jesuiten verübt worden sei. Die nächste Ursache ihres Untergangs in Frankreich ward indeß ein Rechtsstreit, den ein Marseiller Handlungshaus gegen den Pater La Valette führte, der als Vorsteher der Mission in Westindien auf den dortigen zu Frankreich gehörigen Inseln große Anlagen errichtet, den Handel daselbst förmlich monopolisirt, und dergestalt den Orden außerordentlich bereichert hatte. Dieser Mann hatte kurz vor dem Ausbruche des letzten Krieges einige reichbeladene Schiffe nach Europa abgehen lassen, in deren Erwartung jenes Marseiller Haus für mehr als für anderthalb Millionen von ihm auf dasselbe gezogene Wechsel acceptirt hatte. Nun nahmen aber die Engländer die Schiffe weg (1755), das Handlungshaus mußte jene ganze Geldsumme aus seiner Tasche bezahlen und ward dadurch dem Bankerott nahe gebracht (1756). Es erschien unzweifelhaft, daß der Orden dafür Entschädigung zu leisten habe; und wirklich zeigte er sich auch Anfangs dazu bereit. Plötzlich aber weigerte er sich, selbst vor Gericht, indem er behauptete: er könne für die Operationen des Pater La Valette nicht verantwortlich sein, weil dieser die Ordensgesetze übertreten habe, die den Handel verböten; auch bestehe zwischen den verschiedenen Missionen oder Collegien in Bezug auf die zeitlichen Güter keine solidarische, sondern eine getrennte Verwaltung. Das Marseiller Consulargericht nahm auf die Ausflüchte keine Rücksicht, da jenes westindische Monopol notorisch im Interesse des ganzen Ordens ausgebeutet worden war, und erkannte gegen denselben (29. Mai 1760). Dieser erhob Einspruch, und der Proceß gelangte nun an das Pariser Parlament, das alsbald, zur Aufklärung des Sachverhältnisses, die bisher geheimgehaltenen Constitutionen des Ordens vorzulegen gebot. Es geschah. Doch sprach schließlich das Parlament ihnen mit Fug die Gültigkeit in einer Rechtssache ab, und bestätigte am 8. Mai 1761 das Urtheil erster Instanz, indem es den Orden zur Bezahlung der von La Valette gezogenen Wechsel verurtheilte *).

*) **Martin** (a. a. O.), T. XVI (1860), p. 205 ff.

Bei dieſem erſten Schlage blieb das Verhängniß nicht ſtehen. Längſt ein entſchiedener Feind der Jeſuiten, benutzte das Parlament die gegebene Gelegenheit, eine Reihe von Sätzen aus jenen Conſtitutionen als aufrühreriſch und gefährlich zu bezeichnen, und die ausſchweifenden Vorrechte, welche die Päpſte den Jeſuiten ertheilt hatten, für Mißbräuche zu erklären, die mit aller kirchlichen, weltlichen, ſittlichen und natürlichen Ordnung im Widerſpruche ſtänden. Der Miniſter Herzog von Choiſeul (früher Graf Stainville), der im Jahre 1756 nach dem Abſchluſſe des Bündniſſes mit Oeſterreich, welches er als Geſandter in Wien eingeleitet hatte, durch die Gunſt der Pompadour ans Ruder gekommen war und mit den Philoſophen der neuen Geiſtesrichtung Verbindungen unterhielt, ermunterte die Schritte des Parlaments. Der König ſelbſt war viel zu ſehr mit ſeinen Vergnügungen beſchäftigt, um dieſer Angelegenheit beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen. Ungeachtet ſeiner Anhänglichkeit an die herkömmliche Form und Lehre der Kirche ließ er ſich durch die Verſicherung beruhigen, daß es nicht auf eine gänzliche Aufhebung des Ordens, ſondern auf eine Verbeſſerung ſeiner Einrichtungen abgeſehen ſei. Auch machte man dem Ordensgeneral den Vorſchlag, einen gebornen Franzoſen als Vicar für Frankreich zu beſtellen, von dem alle Jeſuiten im Reiche abhängig ſein ſollten. Der General behauptete aber, es ſtehe nicht in ſeiner Macht, eine ſo weſentliche Veränderung der Verfaſſung zuzugeben. Die Jeſuiten, hieß es zu Rom, müſſen entweder bleiben wie ſie ſind, oder überhaupt aufhören zu ſein (Sint ut sunt, aut non sint). Da erfolgte denn endlich am 6. Auguſt 1762 der Parlamentsbeſchluß, wonach die Geſellſchaft Jeſu in Frankreich völlig aufgehoben ſein ſollte, weil ihre Fortdauer mit der Wohlfahrt des Staats unverträglich ſei. Doch wurde ihnen der Beſitz von Pfarrämtern und geiſtlichen Pfründen geſtattet, unter der Bedingung, daß ſie ſich durch einen Eid verpflichteten, aller Gemeinſchaft mit dem Orden und der verderblichen Sittenlehre deſſelben zu entſagen. Unter Tauſenden fanden ſich nur wenige, die dieſen Eid leiſteten; die meiſten erklärten, derſelbe ſei wider ihr Gewiſſen. Das Parlament ſchritt nun weiter, und gab im März 1764 den Befehl, daß alle Jeſuiten binnen vier Wochen das Reich verlaſſen ſollten. Der König milderte aber, als er im November deſſelben Jahres die Aufhebung des Ordens beſtätigte, den Ausſpruch des Parlaments dahin, daß die geweſenen Jeſuiten in Frankreich bleiben könnten, wenn ſie unter der geiſtlichen Gerichtsbarkeit der Biſchöfe als treue Unterthanen den Reichsgeſetzen gemäß leben wollten. Von den unzweifelhaft ſchädlichen Einflüſſen der Jeſuiten, über welche

die Philoſophen und Anhänger der neuen Geiſtesrichtung mit Recht geklagt hatten, war man nun inſofern befreit, als ſie fortan nur in ſehr vorſichtiger und verkappter Weiſe ſich geltend machen konnten; um ſo mehr hätte man aber auch darauf denken ſollen, den theilweiſen Nutzen, den ſie geſtiftet, auf andere Weiſe zu erſetzen. Daß dies nicht geſchah, wurde beſonders in den Schulen fühlbar, wo ſeitdem der Unterricht in den alten Sprachen in einen kläglichen Verfall gerieth.

---

3. Die letzten Jahre Ludwig's XV.
(1769—1774.)

Der Tod der Pompadour veränderte nichts Weſentliches in der Regierung; denn der Herzog von Choiſeul, den ſie zum Premierminiſter gemacht hatte, wirkte in ihrem Geiſte fort. Der König hatte für nichts mehr Sinn, als für ſeine Ausſchweifungen, und obgleich er den Hirſchgarten wegen des öffentlichen Aergerniſſes hatte eingehen laſſen, ſo behielt doch ſein Oberkammerdiener das Geſchäft, für die Befriedigung der Lüſte des Gebieters immer wieder andere Geſchöpfe herbeizuſchaffen. Der Dauphin verfiel, zum Theil aus Gram über das unwürdige Leben ſeines Vaters, in eine Krankheit, und ſtarb am 20. December 1765. Seine liebenswürdige Gemahlin, eine Tochter Auguſt's III., Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen, die während ſeiner Krankheit ſein Bett nicht verlaſſen hatte, folgte ihm ſiebzehn Monate ſpäter (13. Mai 1767). Noch den Tag vor ihrem Tode hatte ſie, ihrer Gewohnheit nach, ihre Kinder unterrichtet, ein Geſchäft, in welchem ehemals ihr Gemahl ſelbſt ihr beigeſtanden hatte. Das älteſte dieſer Kinder, der neue Dauphin und der nachherige König Ludwig XVI., war dreizehn Jahre alt, als ſeine treffliche Mutter ſtarb. Ein Jahr darauf (25. Juni 1768) verſchied auch die Königin Maria Leszinska, nachdem ihr Vater König Stanislaus bereits zwei Jahre vorher (23 Februar 1766) die im Wiener Frieden ihm zur Entſchädigung für die polniſche Krone abgetretenen Herzogthümer Lothringen und Bar (479 Quadratmeilen mit 1,220,000 Einwohnern) als Erbgut ſeiner Tochter der Krone Frankreich hinterlaſſen hatte. Dergeſtalt brachte die Vermählung Ludwig's XV. mit einer Prinzeſſin, der ihr Vater kaum den nothdürftigen Unterhalt reichen konnte, als ſie durch eine Hofintrigue plötzlich zur

Königin von Frankreich erhoben wurde, dieſem Königreiche größeren Vortheil, als die reichſte und glänzendſte Heirath hätte bringen können.

Ludwig blieb bei dem Tode der Seinigen nicht gleichgültig. Er umarmte, in einer Anwandlung von Reue und Rührung, den Leichnam ſeiner Gemahlin; ſeine Schwiegertochter hatte er bei des Dauphins Tode auf eine herzliche Weiſe getröſtet. Aber ſeine beſſeren Aufwallungen waren nicht von Dauer oder nicht ſtark genug, auf ſeinen Willen zu wirken. Für das Wohl ſeiner Unterthanen zeigte er völlige Gleichgültigkeit. In einem zufälligen Geſpräch mit dem Pfarrer von Verſailles hörte er, daß es jetzt mehr Arme im Sprengel gebe als ſonſt. „Wie geht das zu?" fragte er lebhaft. „Sire, antwortete der Pfarrer ſchüchtern, Ihre eigenen Leute kommen zu mir, und betteln um Almoſen." „Das erklärt ſich leicht, ſagte der König ſich wegwendend, — ſie werden ja nicht bezahlt."

Damals, im Jahre 1768, erwarb Frankreich die Inſel Corſika, indem die Republik Genua, der dieſelbe ſeit mehr als vier Jahrhunderten gehörte, ſich außer Stande fand, einen daſelbſt ausgebrochenen langjährigen Aufſtand zu unterdrücken, und daher die Inſel mittelſt eines von Choiſeul abgeſchloſſenen Vertrages an Frankreich überließ (15. Mai). Funfzehn Monate ſpäter wurde auf Corſika in einer Familie des Mittelſtandes der Mann geboren, der einſt Frankreich mit ſtrahlendem Ruhme beherrſchen ſollte. Paoli, der Verfechter der corſiſchen Freiheit, mußte ſchließlich der Uebermacht der franzöſiſchen Truppen weichen und ſuchte Zuflucht in England.

Ludwig, immer tiefer in Unwürdigkeit verſinkend, legte es förmlich darauf an, dem Throne jeden Reſt von Achtung zu rauben und den Umſturz deſſelben vorzubereiten. In ſeinem ſechzigſten Jahre (1769) wurde er Sklave der Reize eines Frauenzimmers der unterſten Klaſſe, einer feurigen Lothringerin, die den Lüſtlingen unter dem Namen l'Ange bekannt war. Sie diente als Ladenmädchen in einem Putzgeſchäft der Rue de la Ferronnerie, und hieß Johanna Vaubernier. Auf Veranſtaltung eines liederlichen Höflings, des Grafen Dubarri, der ſie einige Zeit unterhalten hatte, wurde ſie durch Lebel dem Könige zugeführt und gewann durch ſchrankenloſe Frechheit ſogleich eine noch größere Gewalt über denſelben, als ihre Vorgängerinnen gehabt hatten. In dem Augenblick, da ſie es wagte, den König ohne Weiteres zu duzen und ihn dabei La France zu tituliren, ſank die allerchriſtlichſte Majeſtät rettungslos im taumelnden Entzücken zum Kumpan und Knecht der gemeinſten Pariſer Luſtdirne herab. Um den äußeren Schein zu bewahren, wurde dieſelbe

mit dem Bruder des Dubarri vermählt und als Gräfin dieſes Namens bei Hofe vorgeſtellt, wie viele Mühe auch der Miniſter Choiſeul mit ſeiner Schweſter, der Herzogin von Grammont, die ſelbſt Abſichten auf den König hatte, ſich gab, die Präſentation zu hintertreiben. Die andern vornehmen Herren und Damen des Hofes beeilten ſich, ſobald ſie ihre Gegenwirkungen vereitelt ſahen, rechtzeitig einzulenken und die allgewaltige Maitreſſe, die neue Sonne, zu vergöttern und anzubeten; der Kanzler Maupeou erklärte ſich ohne Schaam für ihren Vetter. Nur Choiſeul grollte, konnte aber nicht hindern, daß dem übermüthigen Weibe und den habgierigen Händen der Dubarri's der Staatsſchatz zur Plünderung überlaſſen wurde *).

In der Blüthe dieſes Hofſkandals kam die künftige Königin nach Frankreich. Choiſeul hatte die Verbindung des Dauphins, Enkels des Königs, mit der Erzherzogin Marie Antoinette von Oeſterreich (geboren den 2. November 1755), der Tochter Maria Thereſia's, im Einverſtändniſſe mit dem Fürſten Kaunitz betrieben, und die Kaiſerin ihre Einwilligung ertheilt, weil ſie glaubte, das für den Frieden Europa's erſprießliche Bündniß Oeſterreich's und Frankreich's hierdurch auf lange Zeit hinaus ſicher zu ſtellen. Am 16. Mai 1770 wurde die Vermählung in Verſailles vollzogen. Während der Einſegnung tobte ein furchtbares Gewitter, und vierzehn Tage nachher, am 30. Mai, entſtand bei einem Feuerwerke, welches die Stadt Paris zum Beſchluß der Vermählungsfeſtlichkeiten auf dem Platze Ludwig's XV. gab, durch den Mangel gehöriger Vorkehrungen ein ſo entſetzliches Gedränge, daß im Zuſammenſtoße der von zwei Seiten einander entgegenwogenden Volksmaſſen mehrere hundert Menſchen erdrückt oder zertreten wurden. Es galt dies ſchon Manchem als ein Vorzeichen düſterer Verhängniſſe.

Choiſeul, der Stifter dieſes Ehebundes, fand ſich in der Hoffnung getäuſcht, durch denſelben ſein Anſehen für immer befeſtigt zu haben. Daß er der Dubarri die Aufmerkſamkeit, die ihr der ganze Hof in ſklaviſcher Unterwerfung und ſelbſt die Dauphine mit zuvorkommender Freundlichkeit erwies, ſeinerſeits zu verſagen fortfuhr, ja ſogar gelegentlich ihr ſeine Verachtung blicken ließ, empfand Ludwig ſehr übel; er gab jedoch dem Andringen der Dubarri, den Miniſter zu entlaſſen, nicht eher Gehör, als bis der Kanzler Maupeou ihm darthat, daß Choiſeul, um ſich unentbehrlich zu machen, einen neuen Krieg mit England herbeiführen wolle, und zugleich die Widerſetzlichkeit der ihm befreundeten

*) Vgl. Schlözer, Choiſeul u. ſ. Zeit, 1848. S. 127 ff.

Parlamente im Stillen begünſtige und nähre. Jenes war der Friedensliebe des in Trägheit und Wolluſt verſunkenen Königs, dieſes ſeiner Vorliebe für ſchrankenloſe Gewalt gleich ſehr zuwider.

Das Parlament zu Paris, obwohl zunächſt nur ein Gerichtshof höchſten Ranges, hatte aus der lang hergebrachten Uebung, daß die königlichen Edicte ihm zur Eintragung in ſeine Regiſter zugefertigt wurden, und aus dem Umſtande, daß ſie erſt mit dieſem Akte Geſetzeskraft erlangten, ſchon frühzeitig, wie wir ſahen, die Folgerung gezogen, daß ihm das Recht zuſtehe, gegen deren Inhalt Vorſtellungen zu machen und falls dieſe kein Gehör fänden, die Eintragung zu verweigern. Der Hof war aber weit entfernt, dieſen Anſpruch des Parlaments anzuerkennen; er ermangelte nie, die verweigerte Eintragung eines Edictes durch ein Lit de Juſtice zu erzwingen, indem der König perſönlich, umgeben von den Pairs und ſeinem Hofſtaate, im Schooße des Parlamentes erſchien und die Eintragung befahl. Der König pflegte in dieſem Fall das Parlament nach Verſailles zu beſcheiden, und in einem Zimmer des Schloſſes, auf einem Lager zwiſchen Kiſſen ausgeſtreckt, das Lit de Juſtice abzuhalten. Bei einer ſolchen Gelegenheit hatte Ludwig 1766 dem Parlamente öffentlich erklärt, daß daſſelbe zu gar keinem Widerſpruche berechtigt, ſondern nur zum Einſchreiben verpflichtet ſei, weil Er ſeine Krone allein von Gott habe. Die Streitigkeiten dauerten aber fort, und wurden gegen Ende des Jahres 1770 beſonders heftig, als der König dem Herzoge von Aiguillon, geweſenem Gouverneur der Bretagne, den das Parlament zu Rennes wegen ſeiner Verwaltung in einen Criminal-Prozeß gezogen hatte, ſeine Gunſt zuwendete, das gegen denſelben eingeleitete Verfahren caſſirte, und ihn bei einem Lit de Juſtice am 7. December 1770, worin das Parlament von Paris neuerdings eine ſcharfe Zurechtweiſung erlitt, ſeinen Sitz unter den Pairs nehmen ließ. Der Haß gegen die Dubarri und der auf dem Volke laſtende Druck der Auflagen bewirkte, daß Vornehme und Geringe für das Parlament Partei ergriffen; die niederen Stände ſahen in dem Widerſtande desſelben gegen die geforderte Eintragung eines neuen Abgabe-Edictes eine Vertheidigung des Volkswohls, obgleich das Parlament im Grunde nur für ſeine Corporations-Rechte kämpfte. Die Waffe, die es dem Befehle des Königs entgegenſtellte, war, nach wiederholten Gegenvorſtellungen, die Einſtellung aller gerichtlichen Handlungen, weil — ſo lautete die Erklärung — der tiefe Schmerz über dieſen Befehl dem Parlament nicht genug Geiſtesfreiheit übrig laſſe, um über Gut, Leben und Ehre der Unterthanen des Königs zu entſcheiden.

In dieſen Tagen der allgemeinen Aufregung wurde Choiſeul entlaſſen (24. December 1770). „Mein Vetter," lautete das königliche Schreiben, „das Mißfallen, welches mir Ihre Dienſte verurſachen, nöthigt mich, Sie nach Chanteloup zu verweiſen, wohin Sie ſich innerhalb vierundzwanzig Stunden begeben werden. Ich würde Sie noch viel weiter geſchickt haben, wenn ich nicht beſondere Achtung für die Frau Herzogin hegte und für deren Geſundheit Theilnahme empfände. Hüten Sie ſich, daß Ihr Betragen mich nicht zu noch anderen Maaßregeln beſtimme. Uebrigens bitte ich Gott, daß er Sie in ſeinen heiligen und würdigen Schutz nehme."

Auf die Kunde davon ſtrömten die zahlreichen Gegner des Hofes in Maſſe nach dem Hotel des Miniſters, um durch Begrüßung deſſelben ihre Abneigung gegen die, welche ihn geſtürzt hatten, an den Tag zu legen, ſo daß ſeine Verabſchiedung das Anſehen eines Triumphes gewann. Der Kanzler Maupeou ließ ſich aber dadurch nicht irre machen. Da das Parlament bei ſeiner Weigerung beharrte, wurden die Mitglieder deſſelben in der Nacht zum 20. Januar 1771 in ihren Wohnungen von Mousquetairen des Königs aus dem Schlafe geweckt und aufgefordert, ſich mit Ja oder Nein über die Befolgung des königlichen Befehls zu erklären. Im erſten Schrecken erklärten ſich Alle mit Ja; aber am Morgen nahmen ſie, nach gemeinſamer Berathung, dieſes Ja zurück. In der Nacht darauf wurden ſie wieder geweckt. Gerichtsdiener behändigten ihnen einen Beſchluß des Staatsraths, der ſie ihrer Aemter entſetzte, und ihnen ſogar verbot, ſich Parlamentsräthe zu nennen; gleich nachher erſchienen Mousquetaire mit Verhaftbriefen, durch welche ſie Alle nach verſchiedenen weit entfernten Orten verwieſen wurden. Aus den Mitgliedern des Staatsraths wurde ein neuer Gerichtshof beſtellt und vom Kanzler, trotz der Volkshaufen, die ſich auf der Straße verſammelten und ihn mit Pfeifen empfingen, im Parlamentshauſe eingeſetzt. Von allen Seiten ward dieſem „unächten Parlamente" mit der größten Mißachtung begegnet. Dennoch ſetzte der Kanzler beharrlich das Werk der Vernichtung der Parlamentsgewalt fort. Zu Arras, Blois, Chalons, Clermont, Lyon und Poitiers wurden ebenfalls anſtatt der Parlamente neue Obergerichtshöfe (Conseils supérieurs) errichtet. Die Geiſtlichkeit ſah in dieſer Niederlage ihrer Feinde die Rache des Himmels und that, was in ihren Kräften ſtand, das Unternehmen des Kanzlers zu fördern. Umſonſt proteſtirten die Prinzen von Geblüt und mehrere Pairs gegen die Veränderung der Verfaſſung; der König, von der Dubarri ermuntert und von dem Kanzler ermuthigt, hielt am

13 April 1771 ein Lit de Juſtice ohne die Gegenwart der Prinzen, ließ mehrere Edicte über die Aufhebung der zeitherigen Parlamente und des Steuerhofes (Cour des aides), der auch ein Recht der Eintragung befaß, ſowie über die Zuſammenſetzung des neuen Parlaments oder großen Rathes verleſen, und ſchloß die Sitzung mit einer kleinen Rede des Inhalts: „Ihr habt meine Abſichten gehört. Ich will, daß man ſich darnach richte. Ich befehle euch, Montags eure Geſchäfte anzufangen. Mein Kanzler wird euch einführen. Ich verbiete euch jede Berathſchlagung, die meinen Willensmeinungen entgegen iſt, und alle Vorſtellungen zu Gunſten meines geweſenen Parlaments; denn ich werde niemals eine Aenderung treffen.“

Dieſem Machtgebote verſchaffte die entſchloſſene Feſtigkeit des Kanzlers durch Verhaftbriefe und Kerker Gehorſam. Das Militair und die Befehlshaber der Provinzen leiſteten den Aufträgen, die ihnen ertheilt wurden, bereitwillig Folge; und es floß nur darum kein Blut auf Schaffoten, weil Niemand Luſt zum Märtyrerthum hatte. Die öffentliche Meinung war, bei der geringen Beliebtheit der alten Parlamente und bei ihrem widerwärtigen Kaſtengeiſt, getheilt und lau. Die opponirenden Prinzen und Pairs wurden ſehr bald durch Gunſtbezeigungen und Geldſpenden gewonnen; die verbannten Parlaments-Präſidenten und Räthe waren Einer nach dem Andern froh, durch Unterwerfung Erlaubniß zu Rückkehr und Entſchädigung für ihre verlornen Aemter zu erkaufen. Dennoch ſollte die Thatſache immer einleuchtender werden, daß mit den veralteten Parlamenten auch die letzten Schranken despotiſcher Willkür gebrochen waren.

Denn der König und die Dubarri mit ihrem Anhange fühlten ſich ſeitdem jeder Rückſicht enthoben und ſetzten der Verſchwendung keine Grenzen mehr. In demſelben Maße ſtiegen die Auflagen; der Finanzminiſter, Abbé Terray, trug kein Bedenken, das Geld der Unterthanen durch die drückendſten Steuergeſetze für den Schatz zu erpreſſen. Einſt ſtellten ihm Deputirte der Geiſtlichkeit die offenbare Ungerechtigkeit eines ſolchen Edictes vor. „Aber wer ſagt denn, erwiederte er, daß das Edict gerecht ſein ſoll? Wozu wäre Ich denn da?“ — Das heißt ja, den Leuten die Taſchen ausräumen, rief ein Deputirter entrüſtet. — „Wo ſoll ich es ſonſt hernehmen?“ fuhr Terray mit ſeiner vorigen Gelaſſenheit fort. Terray, der Herzog von Aiguillon als Miniſter des Auswärtigen, und der Kanzler Maupeou handelten mit einander und mit der Dubarri im beſten Einverſtändniſſe, und machten den König ganz willenlos. Sie dachten nur auf ihre Bereicherung; um das Glück

und die Ehre der Nation kümmerten sie sich nicht. Damals (1772) geschah die weiter unten zu erzählende erste Theilung Polen's durch Rußland, Preußen und Oesterreich, ohne vorgängige Mittheilung an Frankreich. Als davon in Ludwig's Gegenwart gesprochen ward, sagte er: „Wäre Choiseul noch Minister, so wäre das nicht geschehen."

Der zweiundsechzigjährige Monarch war so schaamlos und kindisch geworden, daß er an dem Spaße gefallen fand, sich in die Zahl der Bedienten der Dubarri, unter dem Namen La France, aufnehmen zu lassen. Während er eines Morgens ihren Kaffee kochte, fuhr sie aus dem Bette ihn an: „So gieb doch Acht, La France, dein Kaffee läuft ja zum Teufel!" Diese Art der Erniedrigung vor dem gemeinsten Auswurf des weiblichen Geschlechts ging damals in Versailles so weit, daß man eines Tages sogar den päpstlichen Nuncius und den Großalmosenier, Cardinal von La Roche-Aimon, der Dubarri beim Verlassen des Bettes die Pantoffeln darreichen sah*). Da bei dem König indeß das Alter anfing, seine Rechte geltend zu machen, so sann die Dubarri auf neue Reizmittel, und führte ihm nach dem Beispiele der Pompadour zur Abwechselung jugendliche Lustopfer zu. So hörte Ludwig bis zum fünfundsechzigsten Jahre nicht auf, seiner gewohnten Lebensart zu folgen, und der Tod überkam ihn unter den Lüsten, wie eine Schlange unter Blumen. Ein für ihn erspähtes schönes und kaum mannbares Landmädchen, das nur mühsam durch Lockungen und Drohungen gewonnen worden, trug ohne es zu wissen Blatterngift im Körper und steckte den König mit den Kinderpocken an. Diese Krankheit wurde für ihn, durch die verkehrte Behandlung der Leibärzte, tödtlich. Ludwig selbst ahnte anfangs keine Gefahr, und seine Umgebungen suchten ihm dieselbe so lange als möglich zu verheimlichen. Als ihn endlich ein treuer Diener mit der Wahrheit bekannt machte, befahl er, die Dubarri solle sich auf ihre Güter entfernen. „Ich will nicht, sagte er, daß der Auftritt von Metz sich wiederhole." Seine Töchter blieben bei ihm, und auch die Geistlichkeit fand sich ein. Dem Beichtvater gestand er die Angst, mit welcher er der Ewigkeit entgegensehe, und sprach von dem Feuerpfuhl, der ihn für sein lasterhaftes Leben erwarte. Dagegen lautete die Erklärung, die der Großalmosenier im Namen des Kranken vor dem Empfange der Sterbesacramente abgab, sehr mild: „Obgleich der König von seinem Verhalten nur Gott allein Rechenschaft schuldig ist, so thut es ihm doch leid, seinen Unterthanen Aergerniß gegeben zu haben, und

*) Martin, a. a. O. T. XVI. p. 307.

er erklärt, künftig nur für die Erhaltung der Religion und für das Wohl ſeiner Völker leben zu wollen.“ Das Ende war ſchrecklich. Ludwig mußte ſehen, wie ſein Körper, mit den ekelhafteſten Geſchwüren und Eiterbeulen bedeckt, in Fäulniß überging, wie Arme und Beine verweſeten und zartere Theile in Stücke zerfielen. Nur wenige ertrugen den Geruch und das Aechzen des Leidenden. Der Tod erfolgte am 10. Mai 1774.

Der Hof ging ſogleich von Verſailles nach Choiſy und nur einige Bedienten blieben bei dem Leichnam. Die Aerzte mochten ihn vor Ekel nicht einbalſamiren. An ein anſtändiges Leichenbegängniß wurde gar nicht gedacht. Schon am dritten Tage fuhr man ihn nach Saint Dénis, von vierzig Gardes du Corps und einigen Pagen mit Fackeln begleitet. Der Sarg ſtand in einer Jagdkutſche, und ragte aus beiden Thüren hervor. Der Kutſcher fuhr haſtig über Stock und Stein, und die Leute in den Dörfern und Wirthshäuſern ſchrieen Schimpfreden nach. Ueberall ward die Todesnachricht mit Freude und Jubel aufgenommen; denn es war Allen zu Muthe, wie wenn eine ungeheure Laſt ſich von dem Herzen wälze; Jedermann richtete ſeine Hoffnungen auf den Dauphin, einen ernſten beſcheidenen Jüngling von zwanzig Jahren, der bei dem allgemeinen Haſſe gegen ſeinen Vorgänger mit dem Beinamen: der Erſehnte (le désiré) begrüßt wurde. Der Staatshaushalt in völliger Zerrüttung, das Volk durch unerſchwingliche Auflagen erdrückt, Ackerbau, Gewerbe und Handel gelähmt, Irreligioſität und Sittenloſigkeit durch alle und zumal die höchſten Stände verbreitet, die Achtung vor dem Throne verſchwunden, die Geſetze von den Inhabern der Gewalt verleugnet, die vorhandenen Grundlagen der bürgerlichen und kirchlichen Ordnung von dem Geiſte der Aufklärung beſtritten oder verhöhnt — das war die Summe der Hinterlaſſenſchaft Ludwig's des Funfzehnten.

---

4. Portugal unter Pombal's Verwaltung.

(1750—1777.)

Unter den Königen aus dem Hauſe Braganza hatte Portugal ſeine frühere Bedeutung nicht wieder erlangt. Seit dem ſpaniſchen Erbfolge-

kriege hielt es ſich aus Furcht vor Spanien zu England; da es bei dem letztern auch den Markt für ſeine Weine fand, wurden die politiſchen Bande noch durch die des Handels verſtärkt. Aber dieſe doppelte Verbindung wirkte dennoch nicht befruchtend auf den Geiſt der Regierung, der, trotz der Bundesgenoſſenſchaft mit dem proteſtantiſchen England, unter Johann V. (1705—1750) ſehr tief in dumpfe Bigotterie verſank. Der König war faſt nur mit kirchlichen Stiftungen und Einrichtungen beſchäftigt. Der Papſt belohnte ihn dafür durch den Titel: der Allergetreueſte. Mit einem Aufwande von vielen Millionen erbaute Johann das Kloſter St. Mafra, in einem Lande, wo es ſo wenig an Klöſtern gebrach; die Erhebung des Erzbiſchofs von Liſſabon zum Patriarchen wurde als die wichtigſte Staatshandlung betrieben und in Rom mit großen Koſten zu Stande gebracht, während die See- und Landmacht ſich im tiefſten Verfalle befand, und die innere Verwaltung an einer Menge verjährter Mißbräuche krankte. Ein Franziscaner, Gaſpard Aveiro, war unumſchränkter Miniſter; der hohe Adel vermochte Alles, wenn er in den am Hofe herrſchenden Ton einzuſtimmen verſtand.

Johann's Sohn, Joſeph Emanuel, war ein ſchwacher, dem Sinnengenuß ergebener Fürſt; nur dadurch wurde er für Portugal wichtig, daß er die Regierung gänzlich ſeinem Miniſter Pombal überließ, der den Willen und die Kraft hatte, ein veraltetes Staatsweſen umzuwerfen, dem es aber doch an hinreichender Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe gebrach, um der Schöpfer eines neuen, und Portugal's wahrer Wohlthäter zu werden. Sebaſtian Joſeph von Carvalho (dies war Pombal's urſprünglicher Name), Sohn eines geringen Edelmanns, geboren den 13. Mai 1699, hatte durch ſeine Heirath mit einer reichen und vornehmen Wittwe bedeutendes Vermögen und Zutritt bei Hofe erworben, aber auch einen glühenden Haß gegen die großen Familien gefaßt, die ſeiner Heirath Hinderniſſe in den Weg gelegt hatten. Geſchichte, Politik und Geſetzgebung waren ſchon auf der Hochſchule ſeine Lieblingsſtudien geweſen. Als Geſandter in London und in Wien lernte er die Welt noch von anderen Seiten kennen, als ſie ſein Vaterland darbot; London namentlich, mit ſeinen zahlreichen Gewerben und Manufacturen, mit ſeiner großartigen Handels- und Seemacht, wurde für ihn eine Schule der Volks- und Staatswirthſchaft, Wien eine Schule des Staats- und Kirchenrechts. Hier verheirathete er ſich auch in zweiter Ehe mit der Tochter des Feldmarſchalls Daun. Nur auf die allgemeine Wohlfahrt bedacht, ging er mehr und mehr auf die ſtreng mate-

rielle Anſicht vom Staat und deſſen Zwecken ein, der alle aufſtrebenden Geiſter des Jahrhunderts ſich zuwandten, und die, wenn auch nicht die höchſte, doch im Gegenſatz zu der Verdumpfung und Erſchlaffung der am Alten klebenden Regierungen eine höhere war.

An der Spitze der Verwaltung begann er nun mit raſtloſem Eifer die Umgeſtaltung Portugal's nach den Grundſätzen, die ſich in ſeinem Geiſte befeſtigt hatten. Vor allem war er bedacht, die zahlreichen Mißbräuche in der Verwaltung abzuſtellen, die zerrütteten Finanzen zu verbeſſern, den geſunkenen Handel zu heben, verdorrte Nahrungszweige zu beleben, den Behörden eine beſſere Einrichtung, einen zweckmäßigeren Geſchäftsgang zu geben. Er ermuthigte die Landwirthſchaft, veredelte den Weinbau, hob wieder den Fiſchfang, ermunterte die Seidenzucht durch Prämien, förderte die Gewerke und Manufacturen, erweiterte den Handel, indem er ihn für die Nation vortheilhafter machte, und ſchuf zugleich eine Seemacht. Nicht minder thätig wirkte er für die geiſtigen Intereſſen der Nation, indem er Aufklärung und Kenntniſſe verbreitete, und das Unterrichts- und Erziehungsweſen zu einem beſondern Gegenſtande ſeiner Aufmerkſamkeit machte. Er errichtete überall im Reiche Primärſchulen und verbeſſerte die höheren Bildungsanſtalten; die Univerſität Coimbra ward durch eine weitgreifende Reform den Forderungen der Zeit gemäßer eingerichtet, und mit zwei neuen Facultäten, der mathematiſchen und philoſophiſchen, ſowie mit neuen Lehrern aus der Fremde, zumal Italienern, ausgeſtattet. Der Buchhandel ward in Schutz genommen, die Büchercenſur der Geiſtlichkeit entzogen und auf freiſinnigere Grundlagen geſtellt, und eine neu angelegte königliche Buchdruckerei dem Buchhändler Pagliarini anvertraut, den Papſt Clemens XIII. wegen des Druckes feindſeliger Schriften gegen die Jeſuiten aus Rom vertrieben hatte. Pombal beſchränkte auch die Inquiſition, hob den gehäſſigen Unterſchied zwiſchen alten und neuen Chriſten auf, wies die Uebergriffe der Geiſtlichen zurück, ſtellte die Grenzen der geiſtlichen und weltlichen Macht feſt, beſchränkte die Gütererwerbungen für die Kirche, und verminderte die Zahl der Klöſter. Ebenſo betrieb er die Verbeſſerung der Rechtspflege, verſchaffte dem vaterländiſchen Recht eine höhere Geltung und häufigere Anwendung, trennte die Juſtiz von der Polizei, und unterzog die letztere einer Reform. Dann wandte er ſeine Sorgfalt auch den auswärtigen Beſitzungen zu, gab den Indianern die Freiheit, und ſuchte den Wohlſtand Braſilien's auf dauerndere Grundlagen, als auf Gold- und Diamantengewinn, zu bauen. Endlich verlieh er Portugal eine achtunggebietende Stellung nach außen, wahrte deſſen

Unabhängigkeit gegenüber von Großbritannien, und befeſtigte die Grenzen ſeines Vaterlandes im Kampfe mit Spanien *).

Bei der Fülle der Reformpläne, die Pombal's Geiſt beſchäftigten, bei der Zähigkeit und Energie, mit der er ſie durchzuſetzen befliſſen war, und bei dem mannigfachen Widerſtand, auf den ſie, zumal im Kampfe mit verrotteten Vorurtheilen, nach allen Seiten hin ſtießen, kann es nicht auffallen, wenn er zuweilen in Zweck und Mitteln fehlgriff, oder wenn es ihm begegnete, daß er Uebel, die aus dem vieljährigen Zuſammenwirken verwickelter Verhältniſſe entſtanden waren, in einem Augenblicke, mit einem Schlage vernichten, und plötzlich einen Zuſtand erzeugen wollte, der nur die Frucht langer Vorbereitungen und langſam reifender Einſichten ſein konnte. Zur Erhebung des geſunkenen und in fremde Hände gefallenen Handels wurde das damals beliebte Verbots- und Zwangsweſen eingeführt, und ein Geſetz gegeben, das zur Tragung inländiſcher Fabrikate verpflichtete, bevor es Fabriken gab, welche dieſelben zu angemeſſenen Preiſen liefern konnten. Denen, die ausländiſches Tuch trugen, wurden auf Befehl des Miniſters auf offener Straße die Kleider vom Leibe geriſſen. Ebenſo rückſichtslos ließ er, um den Ackerbau zu befördern, in der Provinz Alemtejo die Weinberge zerſtören, und an deren Stelle Aecker zum Getreidebau anlegen. Um den Verkehr der Engländer mit Portugal abzuſchneiden, übertrug er den Handel mit Wein, dem Haupterzeugniſſe des Landes, einer Compagnie, und beeinträchtigte dadurch die Weinbauern, indem er dabei nicht einmal dem Verdachte des Eigennutzes entging, da er ſelbſt zu den Theilnehmern der Handelsgeſellſchaft gehörte.

In dieſem durchgreifenden Geiſte verfuhr er namentlich auch mit den Vorrechten des Adels und der Geiſtlichkeit, zweier Körperſchaften, die ſeit Jahrhunderten, beſonders aber unter der letzten Regierung, in Portugal ſo mächtig geweſen waren, und deren Widerſtand er beſonders zu fürchten und zu erdulden hatte. Dem Adel entzog er durch eine gewaltſame Reduction im Jahre 1753 die großen Beſitzungen in Amerika, welche die Krone in früheren Zeiten an ihn verſchenkt hatte. Die Geiſtlichkeit erbitterte er durch die von ihm angefangenen oder beabſichtigten Reformen im oben dargelegten Sinne. Vornehmlich aber wurde durch ſeine Maßnahmen der Haß der Jeſuiten gegen ihn geſchürt.

---

*) Schäfer, Geſch. von Portugal, Bd. V (1854). S. 237 ff. S. 384 f. Derſelbe, über Pombal, in Ad. Schmidt's Zeitſchrift für Geſch. Bd. IV. S. 293 ff.

Nirgends hatte dieſer Orden ſich ſo feſt geſetzt als in Portugal. Das Anſehn deſſelben war ſo groß, daß der Miniſter in einem ſeiner Berichte ſagen konnte: ſeit vielen Jahren habe kein Staatsbeamter ſich getraut, einen königlichen Befehl zu vollziehen, der den Jeſuiten nur einigermaßen mißfällig geſchienen. Sollte die Umgeſtaltung im Geiſte der neuern Zeit gelingen, ſo mußten daher vor allen Dingen Diejenigen bei Seite geſchafft werden, welche es ſich zur Aufgabe geſetzt hatten, die ältere Form der menſchlichen Verhältniſſe, nach einer ſehr beſchränkten Anſicht, aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen. Pombal, welcher durch frühere Verbindungen mit Jeſuiten das Innere ihres Ordens kennen gelernt hatte, begann den Kampf ohne Furcht, weil er die Schwäche ſeiner Gegner durchſchaute. Ueberdies begegneten ihm dieſe auf einem Wege, den er allein gehen wollte, auf dem des materiellen Gewinns durch Handel und Herrſchaft, den der Orden in der letzten Zeit vornehmlich ins Auge gefaßt hielt. Der Punkt, an welchen Pombal ſeinen Kampf knüpfte, lag in Amerika. In der den Spaniern gehörigen Landſchaft Paraguay hatten die Jeſuiten eine Schöpfung gegründet, die gewiſſermaßen das Bild eines vollkommenen Staates darſtellen ſollte, und in vieler Hinſicht den communiſtiſchen Träumereien neuerer Zeit entſprach.

Vor allem hatten die Jeſuiten die Bewohner Paraguay's zum unbedingten Glauben und Gehorſam gegen ſich, ihre Lehrmeiſter, bekehrt. Die ganze Anordnung des Lebens war gemodelt nach dem Muſter einer großen, in ſich geſchloſſenen Familie. Um die Bekehrten und Unterthanen im Gehorſam gegen die Väter, die ſie als Heilige durch Fußkuß und Kniebeugung verehrten, zu beſtärken, ward das Eigenthum, als ein Gegenſtand, an dem ſich für jeden Menſchen erſt das eigene Daſein mit eigenen Zwecken entwickelt, völlig aufgehoben und aus den öffentlichen Vorrathshäuſern, wohin Jeder die Früchte ſeines Fleißes brachte, dem Einzelnen dasjenige, was zu ſeinem Unterhalte nöthig war, verabreicht. Dabei hatte man geſucht, dieſes neue Reich den Augen der Welt zu entziehen. Keinem Biſchofe, keinem Statthalter, keinem geiſtlichen oder weltlichen Beamten, ja überhaupt keinem Spanier war der Zugang verſtattet. Um die Abſonderung zu vollenden, wurde auch die ſpaniſche Sprache außer Gebrauch geſetzt, und nur die Landesſprache, das ſogenannte Guareni, beibehalten. Die Jeſuiten ſollen ihren Unterthanen Haß gegen alle Weiße, als Verächter Gottes und Verfolger der Guten, eingeflößt haben. Um der Gewalt eines feindlichen Angriffs begegnen zu können, waren ſowohl die wehrhaften Zöglinge in den

Waffen geübt, als die Zugänge des Landes befeſtigt und mit Geſchütz verſehen worden.

Dieſe Anſtalten zu erproben kam bald Gelegenheit. Die Colonie San Sagramento, welche Portugal an der Mündung des Plataſtroms angelegt hatte, war ein Gegenſtand des Haders zwiſchen Spaniern und Portugieſen geworden. Um den Zwiſtigkeiten ein Ende zu machen, ward 1750 ein Vertrag abgeſchloſſen, durch den Portugal dieſe Anſiedelung gegen denjenigen Theil von Paraguay vertauſchte, wo jene Anlagen der Jeſuiten gegründet waren. Die Jeſuiten ſuchten die Ausführung des Vertrages zu hindern; ſie legten nicht allein Widerſpruch ein bei dem ſpaniſchen Statthalter von Buenos Ayres, ſondern auf ihre Anregung griffen auch die Indianer zu den Waffen. Pombal ſchickte nun ſeinen Bruder Franz Xaver von Mendoza mit einem anſehnlichen Heerhaufen als General-Capitain nach Amerika; dieſer ſchlug zwar die Indianer, ſchrieb ihm aber offenherzig, man werde mit den Jeſuiten nicht fertig werden, wenn nicht der Hauptſchlag in Europa geſchehe. Der Widerſtand dauerte fort, und der ganze Tauſchvertrag ward endlich im Jahre 1761 wieder aufgehoben, weil Pombal die Behauptung der Colonie San Sagramento am Ende als wichtiger erkannte. Indeß hatte dieſe Angelegenheit dem Miniſter einen Stoff zur Anklage gegeben, den die Jeſuiten durch Reizungen anderer Art vermehrten. Ein Aufſtand zu Oporto gegen die zum ausſchließenden Weinhandel berechtigte Compagnie galt als Werk ihrer Aufwiegelungen; die Jeſuiten ſollten ausgeſprengt haben, daß der Wein, den die Compagnie verkaufe, verfälſcht und zur Meſſe untauglich ſei. Das ſchreckliche Erdbeben, das am 1. November 1755 faſt die ganze Stadt Liſſabon umwarf, und einen Theil der Einwohner unter den Trümmern der Gebäude oder in den Wellen des aufgeſchwollenen Tago begrub, ſollte von ihnen als ein Mittel benutzt worden ſein, den Uebriggebliebenen, welche die Angſt für den Aberglauben empfänglicher machte, die Strafgerichte des erzürnten, mit Portugal und ſeinem Miniſter unzufriedenen Gottes zu zeigen. Und grauenvoll genug waren allerdings die Verheerungen geweſen, die jenes Erdbeben angerichtet; nicht weniger als 30,000 Häuſer und vierzig Pfarrkirchen, außer den vielen Klöſtern, waren zertrümmert worden; der päpſtliche Nuncius in Liſſabon datirte einen Brief, den er nach Madrid ſchrieb, „von dem Orte, wo Liſſabon geſtanden.“ Pombal aber hatte eine unermüdete Thätigkeit und bewunderungswürdige Beſonnenheit an den Tag gelegt; gleichzeitig und gleich nachdrucksvoll war er beſchäftigt geweſen, die Verwundeten zu verſorgen, den raubenden und plündernden

Pöbel zu ſtrafen, das abergläubiſche und erhitzte Volk zu belehren, und die an jedem Wiederaufbau verzweifelnden Bewohner von der Auswanderung zurückzuhalten.

Immer noch war der königliche Palaſt voll von Jeſuiten, die theils als Beichtväter, theils als Lehrer der königlichen Familie wirkten; vorzüglich übte der Pater Moreira, Beichtvater des Königs, zum Beſten ſeines Ordens einen bedeutenden Einfluß aus. Aber auf Grund der Darſtellung, die Pombal von den Händeln in Paraguay gab, gelang es dem Miniſter, ſeinen Gebieter zu einem Befehl zu beſtimmen (am 19. September 1757), kraft deſſen die Jeſuiten ſämmtlich den königlichen Palaſt räumen, und ferner weder als Beichtväter noch als Lehrer daſelbſt erſcheinen ſollten. Auf ihre Gegenvorſtellungen erhielten ſie keine Antwort. Es erſchien aber unter dem Titel: „Kurze Erzählung der letzten Handlungen der Jeſuiten in Portugal und ihrer Ränke am Hofe zu Liſſabon" ein öffentlicher Bericht, der zur Rechtfertigung des gegen ſie beobachteten Verfahrens dienen ſollte. Zugleich ließ Pombal durch den portugieſiſchen Miniſter in Rom dem Papſte in Berichten, Vorſtellungen und Beſchwerden den kläglichen Verfall des Ordens ſchildern, und wie es mit ihm dahin gekommen ſei, daß die meiſten Mitglieder nicht ſowohl Ordensbrüder wären, als vielmehr Kaufleute, Soldaten und Anmaßer, bedacht ſich als Monopoliſten Reichthümer zu erwerben, ſich zu Herren der weltlichen Regierung aufzuwerfen und das Dominium der Souveräne zu uſurpiren; deshalb möge der Papſt, da des Königs Wirkſamkeit nur auf weltliche Dinge ſich erſtrecke, dem geiſtlichen Uebel ſteuern, den Mißbräuchen, Ausſchreitungen und Verbrechen der Jeſuiten ein Ende machen, und den Orden zu ſeiner urſprünglichen Regel zurückführen.

Benedict XIV., oder vielmehr der Staatsſecretair Cardinal Paſſionei, ein Gegner der Jeſuiten, erfüllte die Wünſche des Miniſters, der bei ſeinen Schritten gegen den Orden dem Volke gegenüber das päpſtliche Anſehn nicht entbehren konnte. Der ernannte Viſitator, Cardinal Saldanha, erklärte den Orden der Verbeſſerung bedürftig und die Mitglieder deſſelben für ſtrafbar, wider das geiſtliche Recht als Kaufleute Handel getrieben zu haben (15. Mai 1758). Es war dies im Grunde nur eine Anwendung der Verbote, die der Papſt ſchon im Jahre 1741 wiederholt gegen die Handlungsweiſe der Jeſuiten in Aſien, Afrika und Südamerika erlaſſen hatte. Kurze Zeit darauf (7. Juni 1758) wurde ihnen Kanzel und Beichtſtuhl verboten, und ſo die Hauptquelle ihres Einfluſſes verſtopft. Zu ihrer gänzlichen Vernichtung aber bot ſich mehrere Monate ſpäter ein beſonderer Anlaß dar.

Bei einer nächtlichen Fahrt des Königs, wahrſcheinlich nach einem Beſuche bei der jungen Marquiſe von Tavora, am 3. September 1758, wurden zwei Schüſſe auf den Wagen abgefeuert, und der König, der mit ſeinem Kammerdiener darin ſaß, verwundet. Die Sache machte großes Aufſehen, und erregte eine dumpfe Erwartung. Der König verſchloß ſich in ſeinen Palaſt zu Belem, und ließ Niemand als ſeinen Arzt und ſeinen Miniſter vor ſich. Die Ermittelung der Thäter ward im tiefſten Geheimniß betrieben, als ſolche erkannte man endlich zwei Diener des Herzogs von Aveiro, Polycarpio und Ferreira. Hierauf erſt ſchritt man zu offenen Maßregeln. Am 13. December Morgens wurden der ältere Marquis von Tavora, der Schwiegervater jener jungen Dame, der Graf von Atouguia, deſſen Schwiegerſohn, und der Herzog von Aveiro, welche die allgemeine Stimme ſogleich als Urheber der That bezeichnet hatte, als „Häupter der Verſchwörung“ in Verhaft genommen; ihnen folgten alsbald ihre nächſten Anverwandten beiderlei Geſchlechts, ſowie ihre Freunde und Diener; unter den letzteren namentlich Ferreira, während ſein Genoſſe Polycarpio ſich glücklich der Verhaftung entzog und nie wieder aufgeſpürt ward. An dem gleichen Tage wurden auch in allen Provinzen die Häuſer der Jeſuiten beſetzt, und jeder Verkehr nach Außen ihnen verſperrt. Ein außerordentlicher Gerichtshof aus weltlichen und geiſtlichen Richtern erklärte am 12. Januar 1759 den Herzog von Aveiro, den Marquis von Tavora, deſſen beide Söhne und Gemahlin, die Marquiſe Eleonora, deſſen Schwiegerſohn und mehrere Andere für ſchuldig des Mordanſchlags auf den König, mehrere Mitglieder des Ordens Jeſu aber für Urheber, Rathgeber und Mitwiſſer. Sie hätten, hieß es, die beiden Familien Aveiro und Tavora, die angeſehenſten des Reichs und ſelbſt mit dem königlichen Hauſe verwandt, nachdem ſie lange mit einander verfeindet geweſen, ausgeſöhnt und dann bewogen, den Anſchlag auf das Leben des Königs auszuführen, um eine Regierungsveränderung zu bewerkſtelligen, welche für die bedrohten Jeſuiten, wie für den ſtolzen, des Herrſchens gewohnten Adel gleich wünſchenswerth geſchienen. In Briefen, die bei dem Herzoge gefunden worden, kamen u. a. die Worte vor: „Um die Autorität des Königs Sebaſtian (Pombal) zu zerſtören, müſſen wir die des Königs Joſeph vernichten.“ Der Herzog ſelbſt ſagte aus: er ſei durch die Rathſchläge des Paters Malagrida und anderer Jeſuiten verleitet worden.“ Auch andere Häupter legten ähnliche Geſtändniſſe ab.

Am 13. Januar wurden die ſämmtlichen für ſchuldig erklärten Hauptperſonen, die ſchon im Gefängniſſe mit der äußerſten Härte behandelt worden waren, nach dem Spruche des Gerichtshofes auf höchſt grau-

ſame Weiſe hingerichtet. Auf einem hohen vor dem Schloſſe zu Belem erbauten Gerüſte ward zuerſt Donna Eleonora, des alten Marquis von Tavora Gemahlin, enthauptet; ihre beiden Söhne, ihr Eidam und zwei Diener Aveiro's nach einander auf ein eiſernes Kreuz gelegt, und, nach vorgängiger Erdroſſelung, ihre Gebeine mit Keulen zerſchlagen; dann der alte Marquis von Tavora lebendig gerädert, und der Herzog von Aveiro auf eben dieſe Art zu Tode gequält. Die Tochter des Königs, die nachmalige Königin Maria Iſabella, gerieth bei dem Geſchrei der ihr ſämmtlich genau befreundeten Unglücklichen, das in den Zimmern des königlichen Palaſtes gehört ward, in eine Gemüthsbewegung, die ſich ſpäter zum Wahnſinn entwickelte. Zuletzt ward Ferreira, der Kammerdiener des Herzogs, der mit Polycarpio das Attentat vollzogen hatte, lebendig verbrannt. In einem Winkel des Gerüſtes an einen Pfahl gebunden, hatte er die Hinrichtung der Uebrigen mit anſehen müſſen; jetzt wurde er an ſeinem Pfahle mitten auf das Blutgerüſt geſetzt, dann dieſes mit ihm und allen Körpern verbrannt, und die Aſche ins Meer geworfen. Die Paläſte des Herzogs von Aveiro und der Herren von Tavora wurden niedergeriſſen, ihre Güter eingezogen, ihre Namen vertilgt, und alle Spuren ihres Daſeins ausgerottet. Pombal, der damals noch Carvalho hieß, ward für ſeine Thätigkeit mit dem Titel eines Grafen von Oeyras belohnt.

Drei Jeſuiten, Malagrida, Alexander und Mattos, welche namentlich für Anſtifter und Begünſtiger des Königsmordes erklärt worden waren, konnten nicht ohne Erlaubniß des Römiſchen Hofes beſtraft werden; aber der damalige Papſt Clemens XIII., ein Freund des Ordens, wollte dieſe Erlaubniß nicht geben. Malagrida, der bedeutendſte unter ihnen, ein Greis von vierundſiebzig Jahren, den Viele als einen Heiligen, Propheten und Wunderthäter betrachteten, und der ſowohl als Beichtvater und Rathgeber der Familie Tavora, wie durch ſeine vorgeblichen Weiſſagungen in Bezug auf die Verſchwörung, tief in dieſe verwickelt war, wurde endlich wegen gotteslästerlicher Lehren von der Inquiſition in Anſpruch genommen; Pombal aber ſtand nicht an, die Rückſicht der Aufklärung diesmal bei Seite zu ſetzen, und den Angeklagten dem Inquiſitionsgerichte zu übergeben. Malagrida wurde von demſelben in der That als Ketzer verurtheilt, und am 21. September 1761 öffentlich hingerichtet, indem man ihn erſt erdroſſelte und dann ſeinen Körper verbrannte.*)

Zuvor ſchon, nämlich am 3. September 1759, war der Orden ſelber aus allen Ländern des Königs von Portugal ausgewieſen worden.

*) Vgl. Schäfer, Geſch. v. Portugal, Bd. V. S. 253—314.

Seine Güter wurden vorläufig mit Beschlag belegt, und seine Mitglieder, mit Ausnahme der Gefangenen, eingeschifft und nach Italien gebracht. Von den hundertvierundzwanzig damals Verhafteten starben siebenunddreißig sehr alte im Gefängnisse, sechsunddreißig wurden noch später nach Italien gebracht, die übrigen erst nach des Königs Tode freigelassen.

Clemens XIII. sah in diesem schonungslosen Vorgehen einen Angriff gegen sein und der Kirche Ansehn. Allein Pombal trotzte seinem Zorne, und suchte, wie es schien, absichtlich eine Gelegenheit, um jeden Einfluß des Papstes auf das Königreich vollends abzuschneiden. Die Vermählung der Erbtochter des Königs, Maria, mit ihrem Oheim Don Pedro (6. Juni 1760), ebenfalls ein Werk des Ministers, wurde durch eine allgemeine Erleuchtung gefeiert; der päpstliche Nuncius Acciajuoli nahm jedoch nicht Theil, weil ihm allein unter den Gesandten die Vermählung der Prinzessin nicht amtlich bekannt gemacht worden sei. Dennoch ward die Unterlassung von Seiten des Hofes für eine Beleidigung erklärt, da in Folge der obwaltenden Spannung ein amtlicher Verkehr zwischen dem Ministerium und dem Nuncius nicht mehr bestanden habe, und diesem der Befehl ertheilt, sofort das Königreich zu räumen; eine bewaffnete Bedeckung führte ihn bis an die Grenze. Ueberdies wurden aus Rom der Gesandte und alle Unterthanen Portugal's zurückberufen, alle päpstlichen aus Portugal ausgewiesen, und die Nunciatur aufgehoben, so daß es schien, der allergetreueste König wolle sich ganz von dem heiligen Stuhle trennen. Auf diesem Höhepunkte des Streites, und während die Jesuiten von Rom her boshafte Libelle und Satiren gegen die portugiesische Regierung verbreiteten, erließ diese das Decret vom 25. Februar 1761, wodurch das Eigenthum der ersteren in Portugal confiscirt ward. Dies und die Hinrichtung Malagrida's verschärfte die Erbitterung Clemens des XIII. bis zur dauernden Unversöhnlichkeit. Erst sein Nachfolger, Clemens XIV., der die Gesellschaft Jesu seinerseits förmlich aufhob, glich sich mit Portugal wieder aus.

Mitten unter den Bewegungen im Innern, wo Alle, die durch Blut oder Neigung mit den Hingerichteten in Verbindung standen, Alle, die aus Vorurtheil oder Mitleid den gestürzten Jesuiten anhingen, Alle endlich, deren Nutzen oder Recht durch die neuen Reformmaßregeln verletzt worden, sich der Regierung feindselig gegenüber stellten: in einem Zeitpunkt, wo der herrschende Minister im Eifer für die innere Verwaltung die bewaffnete Macht vernachlässigt, und die einzigen Freunde und Vertheidiger, die Engländer, durch seine Unternehmungen beleidigt hatte, trat von Außen ein Feind auf, der einen minder entschlossenen Mann, als

Pombal war, in ſchwere Verlegenheit geſetzt haben würde. Frankreich und Spanien, durch den Familienpact verbündet, ließen Portugal nur die Wahl zwiſchen einem Kampfe gegen die alten Bundesgenoſſen, die Engländer, wozu ſie ihm ihre Hülfe anboten, oder einem Kriege mit Spanien. Pombal wählte das letztere, ſo ſehr auch der verfallene Zuſtand des portugieſiſchen Heeres und die Entfernung der Hülfe, welche England anbot, das Gegentheil zu rathen ſchienen. Zweiundzwanzig tauſend Spanier, die im Mai 1762 zwiſchen dem Minho und Duero eindrangen, fanden keinen andern Widerſtand, als die Tapferkeit der Bewohner dieſer gebirgigen Gaue. Ein anderer ſpaniſcher Heerhaufe drang mit Erfolg bis Almeida vor und eroberte dieſe Stadt.

Unterdeſſen waren Verſtärkungen aus England gelandet, und mit ihnen ein ausgezeichneter Feldherr, der deutſche Graf Wilhelm von Lippe-Bückeburg. Mit ungemeiner Thätigkeit vereitelte dieſer kühne und umſichtige Führer aus der Schule Friedrich's des Großen die weiteren Abſichten des ungeſchickten Feindes, und raubte Spanien die Hoffnung, ſich für die Verluſte, die ihm England auf dem Meere und in ſeinen Anſiedlungen zufügte, in Portugal zu entſchädigen. In dem Frieden von Paris (10. Februar 1763) mußten daher die Spanier die wenigen eroberten Feſtungen, ſowie San Sagramento, das ſie noch kurz zuvor genommen hatten, zurückgeben.

Portugal ging alſo aus dieſem Kriege, der es hatte vernichten ſollen, nicht nur nicht geſchwächt, ſondern neu geſtärkt hervor. Seine Bewaffnung ward jetzt durch den unermüdlichen Pombal gleichſam neu geſchaffen. Das Heer wurde von dem Grafen von der Lippe, deſſen Andenken wegen ſeiner Verdienſte im Munde der Portugieſen noch heute fortlebt, bevor er ſchied, völlig umgebildet, auf eine zweckmäßigere Weiſe in den Waffen geübt, und auf 32,000 Mann gebracht. Durch andere Officiere, einen Schweden und einen Preußen, ward auch das Geſchützweſen verbeſſert, und die Feſtungen in Vertheidigungszuſtand geſetzt. Die Marine wollte der Miniſter ebenfalls in einen beſſern Zuſtand ſetzen, und zog zu dieſem Behufe viele Engländer in den Dienſt. Dabei vermehrte er den königlichen Schatz, ſo daß ſich beim Tode des Königs 129 Millionen Livres in demſelben gefunden haben ſollen. Es war dies nicht bloß Frucht ſeiner materiellen Neuerungen oder der Sparſamkeit, womit er z. B. mehrere hohe Stellen einzog und deren Einkünfte der Krone vorbehielt, ſondern auch Ertrag einer beſondern, weniger unbedenklichen Maaßregel, indem er 1769 einen eigenen Gerichtshof errichtete, um alle ehemals der Krone gehörigen und jetzt von ihr abgekommenen Herrengüter zu unterſuchen,

und ſie Denen zu nehmen, welche ihr Eigenthumsrecht nicht beweiſen konnten.

Wie groß auch die Willkür war, welche Pombal mit ſeinem Reformeifer verband, und wie ſchwer auch Viele die Zuchtruthe traf, die er über Portugal ſchwang: dennoch hat er den Ruhm verdient, den er als „großer Staatsminiſter" wegen der Größe ſeiner Ziele und der Energie ſeines Charakters in- und außerhalb Landes erlangte. Trotzdem daß das Volk in Portugal ihn vielfach verwünſchte, weil er es gewagt, die Lieblingsvorurtheile deſſelben anzugreifen: wurde er anderwärts, und zumal in Frankreich, von den Organen der öffentlichen Meinung mit Recht als ein Freund der Menſchheit geprieſen.

In ſeinem Vaterlande blieben die bitterſten Erfahrungen ihm nicht erſpart. Am 24. Februar 1777 ſtarb König Joſeph, und ſeine Nachfolgerin Maria I. begann ihre Regierung mit Pombals Entlaſſung. Der achtundſiebzigjährige Miniſter hatte dieſe, im Gefühl ſeiner abnehmenden Kräfte, ſelbſt gewünſcht und ſchon am 5. Februar die Ernennung von Nachfolgern ohne Zeitverluſt begehrt. Aber ſeinen Feinden war dies nicht genug; ſie ſannen auf Rache. Der Proceß der Königsmörder ward zur nochmaligen Unterſuchung vorgenommen, und auf das ungeſtüme Verlangen der Königin in einer Nachtſitzung vom 7. zum 8. April 1781 das vollſtreckte Urtheil für nichtig erklärt. Die definitive Entſcheidung vom 23. Mai ging indeß nicht ſo weit, in ſofern ſie nur in Bezug auf den Marquis von Tavora und ſeine Gemahlin, ihre beiden Söhne und ihren Schwiegerſohn Atougia, das Urtheil widerrief, das Andenken derſelben wieder herſtellte und ihren Familien alle Ehren und Güter zurückgab. Dennoch erhob der Generalprocurator dagegen Einſpruch, unter Aufrechthaltung des erſten Verdammungsurtheils; und die Folge war, daß die Entſcheidung des Reviſionsgerichtes, entgegen der hergebrachten Ueberlieferung, niemals von der Krone beſtätigt, geſchweige veröffentlicht ward *). Das Verhängnißvolle aber war, daß Pombal ſelbſt in dieſen Reviſionsproceß verſtrickt und in eine langwierige, für den achtzigjährigen kranken Greis doppelt qualvolle, Unterſuchung gezogen wurde. Schließlich entging er indeß einer weiteren Verfolgung durch die mächtigen Verbindungen, in die er während ſeiner ſiebenundzwanzigjährigen Herrſchaft auf dem Wege von Heirathen und Verſchwägerungen mit mehreren großen Familien getreten war. Er behielt ſeine Titel und Einkünfte, und ſtarb in hohem Alter am 5. Mai 1782. Die Jeſuiten, die unterdeß im ganzen katholiſchen

*) Schäfer, a. a. O. Bd. V. S. 580—583.

Europa aufgehoben worden waren, gewannen nichts durch den Sturz des Mannes, der das Meiſte zu ihrem Falle beigetragen hatte. Von ſeiner übrigen Thätigkeit erhielten ſich nur wenige Spuren, weil die Folgezeit ſeine Bahnen wieder verließ und in die frühere Schlafſucht zurückfiel.

In der Selbſtvertheidigung, die Pombal vor ſeinem Tode aufſetzte, ſtellte er ſich mit großem Selbſtvertrauen, aber — wie die parteiloſe Nachwelt urtheilen darf — nicht ganz mit Unrecht, dem berühmten Sully an die Seite. Der franzöſiſche Geſandte, Marquis von Bloſſet, verglich ihn in einer Denkſchrift 1777 mit Richelieu, Mazarin und Alberoni, und bewunderte die imponirende Energie ſeines Charakters, die unerſchütterliche und erfolgreiche Feſtigkeit, womit er die inneren und auswärtigen Angelegenheiten des Landes lenkte. Das ſachkundigſte Urtheil fällte ein portugieſiſcher Staatsmann „nach eigener Beobachtung.“ Vergleicht man, ſchrieb er, den Zuſtand Portugal's im Jahre 1750 mit dem von 1777, ſo muß Pombal's Name durchaus in der Reihe der großen Staatsminiſter ſtehen. Johann V. hinterließ weder baares Geld, noch einen öffentlichen Schatz; von den Finanzen des Staats konnte keine Rechnung abgelegt werden; eine Land- und Seemacht gab es nur dem Namen nach. Die Nation lag ſeit zwei Jahrhunderten in einer tödtlichen Schlafſucht, war in die tiefſte Unwiſſenheit und den ſchrecklichſten Aberglauben verſunken, ohne Ackerbau, ohne Induſtrie und ohne Handel. Die Kaufleute waren die Factoren der Engländer, und in Portugal gab es nur wenige Capitaliſten. Alle Handlungsbefliſſene waren Ausländer, und höchſt ſelten fand man einen Portugieſen, der zur Führung ſeiner eigenen Rechnungen genug arithmetiſche Kenntniſſe beſaß. Im Jahre 1777 dagegen war das baare Geld des Königs mit dem Schatze vereint; es herrſchte die größte Ordnung in den Rechnungen, und die Summe der Baarſchaften war nicht gering. Die Landarmee war gut disciplinirt, die Flotte in ſehr gutem Stande, der Handel beträchtlich gehoben, die Colonien beſſer angebaut als zuvor, die Zahl der Kauffahrteiſchiffe anſehnlich vermehrt. Es gab nun viele und große Capitaliſten im Reiche, die Handlungsdiener waren in den Schulen, die Pombal zu dieſem Zweck geſtiftet, erzogen; es waren jetzt lauter Portugieſen und ſehr geſchickte Leute. Die Nation machte in der Aufklärung ſchnelle Fortſchritte, und es gab ſchätzbare Philoſophen, Politiker und Mathematiker im Lande. Wohl hat Pombal nicht ſtets die beſten Mittel ergriffen, und wohl bleibt noch gar Vieles zu wünſchen übrig. Dennoch muß man ſtaunen über das, was binnen ſo kurzer Friſt zu Stande kam, und wie er die ſo ſehr zurückgebliebene Nation, im Vergleich mit dem vorgefundenen Zuſtande, zu einer ſolchen Höhe habe hinaufführen

können. Die Verwunderung wächst aber noch, wenn man sich die Lage des Ministers, der so viel Großes ausgeführt, lebhaft vergegenwärtigt. Ein fürchterliches Erdbeben, das die Hauptstadt gänzlich zerstörte, eine Verschwörung gegen die Person des Königs, ein schrecklicher und unerwarteter Krieg gegen eine weit stärkere und vorbereitete Macht, erschwerten seine Unternehmungen; und eine Nation, die ihm ihr Wohlsein verdankte, schwärzte ihn, weil er ihre Lieblingsvorurtheile angriff, durch ungerechte Verläumdungen aller Art an, indem sie gleicherweise ihm Gutes und Böses vorwarf.

In neuester Zeit stellte Don Pedro durch ein Decret vom 10. October 1833 das verkümmerte öffentliche Andenken Pombal's wieder her, als desjenigen Portugiesen, der während des vorigen Jahrhunderts den größten Ehrenglanz auf Portugal geworfen habe, der — ausgezeichnet durch die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und die Festigkeit seines Charakters, erleuchtet durch seine Reisen und Beobachtungen, und vor allem begabt mit Liebe zu seinem Vaterlande, mit Eifer für das öffentliche Wohl und mit Interesse für die Nationalehre und Unabhängigkeit — stets in edler Weise bedacht gewesen sei, das Beste des Landes zu fördern und in dasselbe die Vortheile der Civilisation, der Industrie, der Gewerbe und des Handels zu pflanzen. Der Unbestand der Zeiten und die Störrigkeit der Menschen habe in seinem eigenen Lande den Ruf eines Genius zu beflecken gesucht, der anderwärts niemals in Frage gestellt worden sei. Die jetzige Generation weise die Verantwortlichkeit und den Irrthum von sich, indem sie die Spuren der Undankbarkeit vertilge, und einem so großen Manne die ihm gebührende Gerechtigkeit gewähre*).

---

5. Spanien unter Karl III.

(1759 — 1788.)

Nach dem Tode Ferdinand's VI., am 10. August 1759, gelangte dessen Halbbruder Karl III. auf den spanischen Thron. Das Königreich Neapel und Sicilien, das dieser bisher inne gehabt, trat derselbe nunmehr seinem dritten Sohne Ferdinand ab, jedoch dergestalt, daß er eine Art von Vormundschaft beibehielt. Karl III. war ein Fürst von würdiger äußerer

*) Schäfer, a. a. O. Bd. V. S. 586—591.

Haltung, aufgeklärte Miniſter ſtanden ihm zur Seite, und dem über Europa ſich verbreitenden Staatsgeiſt der Neuerungen und Verbeſſerungen wurde unter ihm auch in Spanien, wiewohl in ſehr gemäßigter Weiſe, gehuldigt. Es war dieſem Geiſte gemäß, daß jetzt viel eifriger als ſonſt auf Wege gedacht wurde, den Schatz zu füllen, und beſonders dem Mutterlande einen reichlichern Gewinn aus den amerikaniſchen Beſitzungen zu verſchaffen. Allein die neuen Einrichtungen, die man machte, um die Einkünfte aus denſelben zu vermehren, erregten einen ſo bedenklichen Widerſtand, beſonders in Quito, daß die Regierung, den gänzlichen Abfall der Colonien fürchtend, Schritte zurückthat und ihre Plane beſeitigte. In Spanien ſelbſt regte ſich das Gefühl des Volks gegen das Ausländiſche, das die Regierung an ſich und um ſich hatte. Karl III. zeigte namentlich große Vorliebe für die Neapolitaner, die er ſeit 1735, wo er das Königreich beider Sicilien den Oeſterreichern entriſſen, ein Vierteljahrhundert hindurch beherrſcht hatte. Zwei Italiener, Grimaldi und Squillace, hatten die oberſte Leitung der inneren und äußeren Angelegenheiten Spaniens. Der Letztere, der durch die neuen Einrichtungen in Amerika, die er hauptſächlich betrieben, dort ſo vielen Widerſtand erzeugt hatte, erregte noch mehr Haß gegen ſich in Spanien, beſonders in der Hauptſtadt. Unter einer Menge von neuen Anordnungen waren manche löblich und zweckmäßig, andere aber drückend und läſtig, oder alten Gewohnheiten entgegen. So übertrug er die Verſorgung der Stadt Madrid mit den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen einer Compagnie, wovon eine Steigerung der Preiſe die natürliche Folge war; ſo ferner verbot er, um die allgemeine Sicherheit beſſer zu fördern, die bisherige Kleidertracht, indem die breiten Krempen der Hüte leicht das Geſicht, und die langen Mäntel verborgene Waffen verſteckten. Beſonders das letztere Verbot machte den allgemeinen Unwillen rege, der auch endlich zum Ausbruch kam

Als am 23. März 1766 ein junger Menſch, der im langen Mantel und mit niedergeklapptem Hut vor dem königlichen Palaſt vorbeiging, von der Wache feſtgehalten wurde, verſammelte ſich ein Haufe Volks, der, ſchnell anwachſend, wüthend nach dem Hauſe des Marquis von Squillace eilte, ihn ſelbſt zwar verfehlte, aber ſeinen Wagen zerſchlug, ſein Haus ſtürmte, und unter dem beſtändigen Ausruf: Spanien für immer! Lang lebe der König, nieder mit Squillace! durch die Straßen tobte. Dem engliſchen Geſandten, der nach Hofe fuhr, begrüßte er mit dem Ausruf: England für immer, Untergang für Frankreich, Friede mit England! Denn der letzte Krieg, der, gegen den Wunſch der Nation begonnen, nichts als Schande und drückende Abgaben hinterließ, hatte die Gemüther erbittert. Verwun-

det und getödtet wurden jedoch nur einige von der walloniſchen Leibwache, die den Aufruhr hemmen wollte.

Der König unterhandelte endlich förmlich mit dem aufrühreriſchen Haufen. Er erſchien auf dem Balcon ſeines Schloſſes und verſprach, den Marquis von Squillace zu entlaſſen und einen Spanier an ſeine Stelle zu ſetzen, das Verbot wegen der Kleidertracht aufzuheben und den Handel mit den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen wieder frei zu geben. Dieſen Vertrag recht feierlich zu machen, las ein Mönch, das Crucifix in der Hand, die einzelnen Punkte vor, und bei jedem gab der König durch Zeichen ſeine Zuſtimmung zu erkennen. Als aber, die Nacht darauf, der Hof in Begleitung Squillace's heimlich Madrid verließ, brach der Lärm von Neuem los. Man ſchickte einen der Anführer des Volks, einen Stellmacher, nach Aranjuez, des Königs Rückkehr zu fordern. Karl III. entſchuldigte ſich mit Krankheit, übergab ihm aber einen offnen Brief an den Rath von Caſtilien, worin er die Entlaſſung Squillace's und die Ernennung ſeines Nachfolgers ankündigte und ſein voriges Verſprechen erneuerte. Hierdurch ward endlich das Volk beruhigt.

Eine Folge dieſes Aufruhrs war der Sturz der Jeſuiten. Spanien folgte dabei dem Beiſpiele Frankreich's, wie Frankreich dem Beiſpiele Portugal's. Der franzöſiſche Miniſter Choiſeul war bisher vergebens bemüht geweſen, die Jeſuiten auch in Spanien zu beſeitigen; denn Karl III. war ihnen ergeben. Jetzt machte man es ihm wahrſcheinlich, daß die Jeſuiten hauptſächlich jenen Aufruhr verurſacht hätten, und daß ſie überhaupt gegen die Perſon des Königs und das ganze königliche Haus gefährliche Anſchläge ſchmiedeten. Eine ſtrenge Unterſuchung ward eingeleitet, deren geheimer Verlauf den König, mehr wie die Vorſtellungen Choiſeul's, von der Schuld der Jeſuiten überzeugte. Ihr Plan, verſicherte Karl dem franzöſiſchen Geſandten, ſei dahin gegangen, ihn unter die Vormundſchaft einer Partei zu ſtellen, die Spanien der Wohlthat der wenigen Fortſchritte, die es zu machen begonnen, berauben wolle; ſie hätten ſich in Sanien für ihre Verluſte in Portugal und Frankreich zu entſchädigen gedacht*). So ward denn ihr Untergang beſchloſſen, und der Graf von Aranda, der an Squillace's Stelle getreten war, führte ihn aus. Damit der Schlag ganz unerwartet und deſto ſicherer treffe, übernahm Aranda ganz allein mit dem Könige die

*) Martin, a. a. O. T. XVI. p. 217 f. Vgl. Raumer, Beiträge zur neuern Geſch. aus dem brittiſchen und franz. Reichsarchive. Thl. III. (Europa vom Ende des 7jährigen bis zum Ende des amerikan. Krieges, Bd I.). S. 88.

Leitung. Der Letztere ſchrieb mit eigner Hand die Befehle. Am 31. März 1767 wurden mitten in der Nacht alle Collegien mit Bewaffneten umringt, die Jeſuiten herausgeholt und in Wagen nach Carthagena und anderen Häfen des Reichs abgeführt, von wo ſie nach Italien weiter gebracht werden ſollten. Und dieſe Vertreibung ſchränkte ſich nicht bloß auf Europa ein; in den Colonien wurde dieſelbe Maaßregel getroffen. Aus Mexico allein wurden 700 Jeſuiten abgeführt. Nachdem viele den Beſchwerlichkeiten unterlegen waren, indem der Papſt anfangs die Aufnahme der Jeſuiten in den Kirchenſtaat verweigerte, und ſie daher lange auf den Schiffen bleiben mußten, wurden doch noch etwa 2300 in Corſica ausgeſetzt, wo ihnen der franzöſiſche Hof ein einſtweiliges, aber ärmliches Unterkommen ausgemittelt hatte. Das von der Krone in Beſchlag genommene Eigenthum der Vertriebenen ſoll den Werth von 77 Millionen Piaſter erreicht haben.

Dem Beiſpiele Spanien's folgten die ſtammverwandten Herrſcher von Neapel und Parma. Der Letztere vertrieb nicht nur die Jeſuiten, ſondern machte auch noch andere Einrichtungen zur Beſchränkung der kirchlichen Macht. Er unterſagte den Kirchen und Klöſtern die Annahme von Erbſchaften an liegenden Gründen, verbot die Einführung geiſtlicher Verordnungen ohne Genehmigung der Regierung, und hob die Steuerfreiheit geiſtlicher Güter, unter gewiſſen Bedingungen, auf. Papſt Clemens XIII., gekränkt durch die Mißhandlung und Vertreibung eines Ordens, den er 1765 erſt von Neuem beſtätigt hatte, wandte ſeinen Zorn gegen den ſchwächſten dieſer Höfe; er ſprach nicht nur über den Herzog von Parma den Bannfluch aus, ſondern nahm ſogar deſſen Land als ein Eigenthum der Kirche in Anſpruch. Aber die beiden größeren bourboniſchen Mächte, Spanien und Frankreich, thaten ſogleich Einhalt; Frankreich zog Avignon ein, und Spanien verbot die Bekanntmachung der Bulle in ſeinen Ländern. Da der Papſt mitten unter dieſen Bewegungen ſtarb, ſo brachte Frankreich's und Spanien's vereinter Einfluß in der Perſon Clemens' XIV. einen Mann auf den päpſtlichen Thron, der durch die ſchon erwähnte kirchliche Aufhebung der Jeſuiten den Streit endete.

Wie Spanien und Frankreich, oder vielmehr die dort regierenden Miniſter, vereinigt gegen die Jeſuiten handelten, ſo hielten ſie auch gegen England zuſammen. Beide Staaten vermehrten ihre Land- und Seemacht, beſonders die letztere, wie es ſchien, um den Flotten eines Gegners gewachſen zu ſein, den ſie zu reizen und auf den Kampfplatz zu rufen Gelegenheit ſuchten. Eine ſolche bot der Zuſtand von Corſica

dar. Dieſe Inſel war beinahe ſtets in offener Fehde mit Genua, das dem Namen nach die Oberherrſchaft darüber führte, aber einen im Jahre 1735 begonnenen Aufruhr nur mit Hülfe Frankreich's zu dämpfen vermochte. Die Corſen brachen bald wieder los unter Anführung des tapfern Paoli. Genua wandte ſich von Neuem an Frankreich, und die Unterhandlung gelangte endlich dahin, daß jener Staat 1768 ſeine Rechte dem letztern gegen eine Geldentſchädigung abtrat. England, in innere Zwiſte verſtrickt, ließ es zu.

Bald erſchien eine andere Veranlaſſung. England hatte im Jahre 1748 die eines Streits nicht werthen Falklandsinſeln beſetzt, aber ſie bald wieder verlaſſen. Als indeß Choiſeul dieſelben in Beſitz nahm, machte es ſein älteres Recht wiederum geltend. Auch Spanien, das Jeden, der ſich dem großen amerikaniſchen Feſtlande näherte, mit Eiferſucht betrachtete, beſchwerte ſich darüber, ſo daß Frankreich die Inſeln ſogleich wieder verließ; den engliſchen Anſiedlern aber befahl es, ohne weiteres abzuziehen, und bediente ſich endlich gewaltſamer Mittel. Doch auch dieſen Streit ſchlichtete England auf gütlichem Wege, und Choiſeul's Sturz brachte in alle Bewegungen eine Art von Stillſtand. „Mein Miniſter will Krieg," ſchrieb Ludwig XV. an Karl III., „aber ich will ihn nicht."

Spanien's damaliger Miniſter, Grimaldi, wollte nun die geſammelten Streitkräfte gegen einen Feind verſuchen, deſſen Bezwingung zwar nicht in das ganze Daſein des Staats eingriff, aber doch Vortheil verſprach und dem Volksgeiſte ſchmeichelte. Ein großes Unternehmen gegen Algier ward beſchloſſen. Man rüſtete (1775) eine Flotte von ſiebenundſechzig größeren und kleineren Schiffen aus, mit einem Heere von 26,000 Mann, alſo eine Macht, dergleichen ſeit Karl V. kein König von Spanien den afrikaniſchen Küſten gezeigt hatte. Allein der Zug lief unglücklich ab, und nach einem Verluſte von 5000 Menſchen mußte man ſchimpflich zurückkehren. Der Unwille der Nation richtete ſich gegen den Anführer des Unternehmens, den General O'Reilly, einen Ausländer, und der König, der ihn ſchätzte, mußte ihn von Madrid entfernen. Auch Grimaldi trat bald darauf ab, obwohl ein neuer Krieg mit Portugal, der wegen des Beſitzes von San Sagramento ausgebrochen war (1776), beſſere Erfolge herbeiführte. Sein Nachfolger, Graf Florida Blanca, endigte denſelben, nach Pombal's Entfernung, am 11. März 1778 durch einen vortheilhaften Frieden zu Pardo, in welchem Portugal den Quell vielfacher Neckereien verſtopfte, indem

es San Sagramento gegen ein Gebiet an der Grenze von Braſilien vertauſchte.

Wenn unter Grimaldi's Verwaltung Spanien's Macht ſich aus langer Erſtarrung wieder aufrichtete und nach außen wandte, ſo hatte Grimaldi's Vorgänger, Aranda, die Kräfte im Innern zu entfeſſeln geſtrebt. Dieſer Miniſter arbeitete mit großem Eifer an der Verjüngung Spanien's nach den Grundſätzen, welche um dieſe Zeit in allen beſſeren Köpfen ſich regten. Er beſchränkte die Gerichtsbarkeit des Papſtes, traf Anordnungen zur Verbeſſerung der Zucht in den Klöſtern; er wagte ſich ſogar an das Inquiſitionsgericht, das unter den bourboniſchen Königen allmählig aufgehört hatte, furchtbar zu ſein und fanatiſche Glaubensakte zu feiern. Schon unter Squillace (1762) war der Großinquiſitor nach einem fernen Kloſter verwieſen worden, weil er ein franzöſiſches Buch: Vérités Chrétiennes, wider den Willen des Königs, durch eine Bulle verboten hatte; zugleich war befohlen worden, daß er Verbote dieſer Art vorher dem Könige vorlegen ſolle. Der König hatte zwar dieſen Befehl im folgenden Jahre, auf Antrieb ſeines Beichtvaters, zurückgenommen, aber Aranda ließ denſelben erneuern. Er wollte nunmehr auch der Inquiſition das Recht nehmen, ſich der Güter der Verurtheilten zu bemächtigen, damit Eigennutz und Habſucht auf die Urtheilsſprüche keinen Einfluß üben möchten; allein ſeine Abſicht ward vereitelt, weil man dem Könige vorſtellte, daß die Beſoldung der Inquiſitionsrichter, die von dieſen eingezogenen Gütern beſtritten wurde, dem Staate zur Laſt fallen würde.

Nicht minder war dieſer geiſtlichen Behörde ein anderer Schritt Aranda's mißfällig. Der Miniſter entwarf den Plan, die menſchenleere und wüſte Sierra Morena durch Anſiedelungen nutzbar zu machen. Ein gewiſſer Olavides, aus Lima in Peru gebürtig, der ſich ihm durch ſeine Kenntniſſe und ſeine auf Reiſen erlangten freieren Anſichten empfohlen, hatte die Sache zuerſt in Anregung gebracht und ward daher beſonders mit der Ausführung beauftragt. Olavides zog Anſiedler aus der Schweiz und aus Deutſchland herbei, unter denen ſich auch Proteſtanten befanden. Dieſen war freie Uebung ihres Gottesdienſtes verſprochen worden, und Olavides, unter dem Schutze des gleichgeſinnten Miniſters, ſicherte ſie darin gegen alle Bekehrungsverſuche der Mönche und Geiſtlichen.

Doch alle derartigen Maaßregeln beleidigten die große Maſſe des der Kirche blind ergebenen Volkes. Und auch durch andere Einrichtungen, unter denen viele wohlthätiger Art waren, z. B. Einrichtung des

Schulweſens nach Vertreibung der Jeſuiten, Verbeſſerung der Münze u. ſ. w., manche hingegen alte ſpaniſche Sitten und Gewohnheiten verletzten, oder ſelbſt der damaligen königlichen Machtvollkommenheit durch Wiedererweckung vormaliger ſtändiſcher Rechte entgegen ſchienen, erweckte ſich Aranda ſo zahlreiche Gegner, daß er der vereinten Kraft aller endlich unterlag, und von ſeinem Platze weichen mußte (1773).

Die ſogleich wieder auftauchende Macht der Inquiſition feierte ihren Sieg an einem ſeiner treueſten Gehülfen, Olavides. Die oben angeführten Maaßregeln dieſes Mannes, ſeine Aeußerungen gegen das kirchliche Weſen, oft zu heftig und unvorſichtig ausgeſprochen, wurden ihm jetzt zum Verbrechen gemacht. Unter dem Vorwande, daß er Bericht über den Fortgang ſeiner Anſiedelungen erſtatten ſolle, rief man ihn nach Madrid und ſetzte ihn daſelbſt gefangen. Zwei Jahre, während deren er in den Kerkern der Inquiſition feſtgehalten wurde, dauerte die Unterſuchung, und er verdankte es nur dem Schutze des Königs, daß er nicht in einem Auto da fé verbrannt, ſondern nur durch ein Autillo da fé zum Verluſt ſeines Vermögens und ſeiner Aemter, und zu einer achtjährigen Einſperrung in ein Kloſter, mit der Verpflichtung, Andachtsbücher zu leſen und alle Monate zu beichten, verurtheilt wurde. Er erhielt nachher von dem Könige die Erlaubniß, die Bäder in Catalonien zu gebrauchen, um, wie es ſcheint, ihm die Flucht möglich zu machen. Er entkam nach Frankreich. Aber 1798 durfte er nach Spanien zurückkehren, nachdem er 1796 in einem gedruckten Werke einen Widerruf ſeiner Meinungen, ja ſogar eine Vertheidigung der Inquiſition bekannt gemacht hatte.

So ſcheiterte in Spanien, zum Theil durch die Haſt, womit er betrieben wurde, mehr noch wie in Portugal der Verſuch, den lebhaften Drang eines großen Theils der Gebildeten nach einer Veränderung des geſellſchaftlichen Zuſtandes und nach einer Umwandlung der älteren Formen des Staatsweſens zu befriedigen.

---

6. Italien.

Die politiſchen Verhältniſſe Italien's waren durch die Verträge zu Wien (1735 und 1738) und zu Aachen (1748) beſtimmt worden. Der größte und ſchönſte Staat dieſer Halbinſel, das Königreich beider Sici-

lien, war Erbtheil einer Nebenlinie der ſpaniſchen Bourbons. Ein anderer Zweig dieſes Hauſes beſaß die Fürſtenthümer Parma und Piacenza. Toskana war dem Kaiſer Franz, dem Gemahl der Maria Thereſia, zur Entſchädigung für Lothringen überlaſſen worden; nach dem Schluſſe des Hubertsburger Friedens ward beſtimmt, daß daſſelbe als Secundo-Genitur von den Erbländern der öſterreichiſchen Monarchie abgeſondert bleiben, und nach dem Tode des Kaiſers ſeinem zweiten Sohne Leopold und deſſen Nachkommen zufallen ſollte. Der Kirchenſtaat beſtand in der Ausdehnung, die ihm durch die Staats- und Kriegskünſte der Päpſte des funfzehnten und des ſechzehnten Jahrhunderts geſichert worden war. In Modena regierte noch die Familie Eſte. Das Herzogthum Mailand nebſt Mantua war eine öſterreichiſche Provinz; aber ein beträchtlicher Theil deſſelben hatte in den letzten Friedensſchlüſſen dazu gedient, dem Beherrſcher von Savoyen und Piemont ſeinen oftmaligen Rollenwechſel in den Kämpfen der Mächte zu bezahlen.

Victor Amadeus II. von Savoyen, durch den Frieden zu Utrecht im Jahre 1713 König von Sicilien, verlor dieſe Inſel nach fünfjährigem Beſitze, und ward genöthigt, das unergiebige Sardinien zur Entſchädigung anzunehmen. Dieſes Beſitzthum gewährte ihm wenig mehr als einen Titel, der ihm und ſeinen Nachfolgern einen Platz unter den Königen anwies. Die Macht ſeines Staates beruhte auf dem fruchtbaren und ſehr bevölkerten, durch anſehnliche Landſtriche vergrößerten Piemont. Savoyen, das arme und gebirgige Stammland, machte ihn zum Herrn der Eingänge Italiens. Nachdem Victor Amadeus, von 1675 an, fünfundfunfzig Jahre lang viele Kriegs- und Staatskünſte als ein Spiel um Vergrößerung getrieben, in den letzten Jahren aber die innere Verwaltung ſeiner Länder nach den im Norden Europa's herrſchenden ſtreng militäriſch-finanziellen Grundſätzen eingerichtet und auf einen dem damaligen preußiſchen ſehr ähnlichen Fuß geſetzt hatte, überraſchte er plötzlich Europa durch eine von dem Geiſte ſeines Zeitalters wie von ſeinem eigenen Charakter weit abweichende Handlung. Am 3. September 1730 verſammelte er die Großen ſeines Hofes, und erklärte ihnen, daß er, ermüdet durch eine ſo langjährige Regierung, und die Blicke wendend nach dem Ziele, welches den Königen und ihren Unterthanen ein gemeinſames ſei, beſchloſſen habe, ſich einen Ruheplatz zwiſchen dem Throne und dem Grabe zu wählen, und der Krone mit ihren Laſten zu Gunſten ſeines Sohnes zu entſagen. Dieſer Erklärung folgte ſogleich die That, indem er durch eine förmliche Urkunde die Regierung dem neuen Könige, Karl Emanuel III., übergab.

Er zog am Tage darauf nach Chambery, um in dem daſigen Schloſſe, mit einem Einkommen von hundertfünfzigtauſend Livres den Reſt ſeiner Tage im Genuß des Privatlebens zu verbringen.

Allein ſeine Rechnung war irrig; die Glückſeligkeit, die er zu genießen gehofft, wurde nach wenigen Monaten ſeiner an Thätigkeit gewöhnten Seele zum Ekel. Fünfundſechzig Jahre alt, hatte er ſich vor ſeiner Abdankung im Stillen mit einer Jugendgeliebten, die nun hoch in den Vierzigern ſtand, mit der verwittweten Gräfin San Sebaſtiano vermählt (12. Auguſt 1730), ohne ſie von ſeiner Abſicht der Thronentſagung in Kenntniß zu ſetzen. Dieſe ehrgeizige Frau, die den Namen einer Marcheſa di Spigno angenommen hatte, ſoll nach dem Urtheil der Zeitgenoſſen Miturheberin ſeiner Reue und ſeines Entſchluſſes geweſen ſein, den Thron wieder zu beſteigen*). Daß ſie den Vater gegen den Sohn unmittelbar aufgereizt oder ein Complot geſchmiedet habe, iſt durch nichts zu erweiſen; aber es ſcheint gewiß, daß ſie die Sorgen des Erſteren nicht zu zerſtreuen bedacht war, daß ſie ſeine entſtehende Verſtimmung ſteigerte. Nach einer königlichen Heirath ſtrebend, ertrug ſie nur ungern die ſtille Zurückgezogenheit, den Mangel an Einfluß, Anſehn und Pomp, und ſehnte ſich danach, einen Akt rückgängig gemacht zu ſehen, der ihr ſtatt eines Monarchen nur einen unliebenswürdigen Ehemann gelaſſen hatte. Dennoch regte ſich in Victor Amadeus auch ohne ihr Zuthun die Reue. Seit dem Beginn ſeiner Einſamkeit war er von dem Sohn ſelbſt bei den geringfügigſten Dingen brieflich um Rath gefragt worden; wöchentlich gingen Berichte an ihn ab; ehe er es merkte, fand er ſich wieder ganz in die Geſchäfte hineingezogen, und nach kaum drei Monaten dünkten ihm ſchon die wöchentlichen Berichte viel zu mager und kurz. Als er im Februar 1731 erkrankte und auf Grund dieſer Krankheit die Berichte aus Turin ganz eingeſtellt wurden, trat die erſte entſchiedene Verſtimmung ein. Den Bruch aber führten namentlich zwei Angelegenheiten herbei: einmal die Reviſion des Kataſters, wodurch das Werk ſeiner eigenen Regierung geändert und damit indirect getadelt ward; dann die Händel der neuen Regierung mit Rom, wegen der Nichtanerkennung des früher abgeſchloſſenen Concordates, wobei Victor

*) Die Anecdotos de l'abdication du Roi Victor Amadée II par le Marquis de F., Genêve 1734, ſind nicht mehr ſtichhaltig. Die beſten Aufklärungen gab neuerdings Carutti in ſeiner Geſch. der Regierung des Königs V. A. 1858. Vgl. Reumont, des Königs V. A. Thronentſagung und Ende, in Sybel's Hiſt. Zeitſch. 2. Jahrg. 1860. Heft 3. S. 36 — 69, beſonders S. 50 ff. Wir nehmen oben die neueſten Enthüllungen auf.

Amadeus es übel nahm, daß man ihn nicht um Rath gefragt und das Syſtem des paſſiven Widerſtandes mit haſtigem Dazwiſchenfahren vertauſcht habe. Seine Verſtimmung ward noch gemehrt durch anonyme Briefe, die ſeine eigene Verwaltung der Tyrannei und der Irreligioſität beſchuldigten. Dazu kamen endlich die ſchlimmen Wirkungen der Unthätigkeit und die phyſiſchen Leiden, während er in ſeiner Umgebung, von Seiten ſeiner Gemalin kein beſänftigendes Wort vernahm. So gedieh denn ungehemmt der Entſchluß der Wiedererhebung zur Reife und Ausführung.

Im Auguſt des Jahres 1731 verließ der alte König ſeine Einſamkeit in Chambery, weil die kalte Luft Savoyen's ihm nicht zuſage, und begab ſich nach dem Schloſſe Montcalier bei Turin, wo er den Beſuch ſeines Sohnes, des ganzen Hofes und der vornehmſten Behörden empfing. Er begann alsbald ohne Weiteres wieder als Herrſcher aufzutreten; er erklärte, alles ſei in Unordnung, er müſſe dem Ruine vorbeugen; er bezeigte ſich ungnädig gegen ſeinen Sohn, ſuchte ihn nach Feneſtrelle zu verweiſen, und ertheilte den Miniſtern von ſich aus Befehle. Endlich dictirte er ſeinem vormaligen Beichtvater Boggio einen förmlichen Widerruf ſeiner Abdankung. Boggio eilte nach Turin und entdeckte ſich dem jungen König. Da rieth dieſem der Miniſter d'Ormea, ſich der Perſon ſeines Vaters zu verſichern. Karl Emanuel ſchwankte; aber eine erweiterte Staatsrathsſitzung, woran auch der Erzbiſchof von Turin Theil nahm, entſchied ſich einſtimmig für dieſen Ausweg; und ſo unterzeichnete denn endlich, tief bewegt, der Sohn den Haftbefehl wider den Vater. Gegen ſeine Abſicht ward die Maaßregel mit großer Härte ausgeführt. Das Schloß Montcalier wurde in der Nacht zum 29. September 1731 von Soldaten umringt, das königliche Schlafzimmer durch Sapeurs erbrochen, die Marquiſe im Nachtgewand gewaltſam aus dem Bett und aus den Armen ihres Gemals geriſſen, und der alte Mann ſelbſt, trotz ſeiner Weigerung, ja trotz ſeines thätlichen Widerſtandes, fortgeſchleppt und eiligſt in einem Wagen nach dem Schloſſe Rivoli geführt, wo er bis an ſeinen Tod als Staatsgefangener bleiben ſollte. Seine Gemalin, die man bei dem gewaltſamen Auftritte mit Stößen und Schlägen gemißhandelt, wurde Anfangs nach der Feſtung Ceva gebracht, dem Deportationsort liederlicher Frauenzimmer, dann aber (11. Dec.) ihm nach Rivoli nachgeſandt. Das Volk nahm die Kunde dieſer Vorgänge mit Gleichgültigkeit auf. Die Grundſätze, nach welchen Victor regiert hatte, waren, wenn ſie ihn auch hätten beliebt machen können, nicht geeignet, den öffentlichen Geiſt zu beleben und ein leben-

diges Verhältniß zwiſchen dem Monarchen und ſeinem Volke zu erzeugen. Die Laſt des Militär- und Finanzweſens, die in Preußen durch den hausväterlichen Sinn Friedrich Wilhelm's des Erſten gemildert, durch die Regentengröße ſeines Nachfolgers überſtrahlt ward, und überdies in dem Aufſtreben der deutſchen Bildung und Wiſſenſchaft ein wohlthätiges Gegengewicht fand, lag in Piemont mit ungemäßigter Schwere auf dem Nacken des Volks.

Am 10. April 1732 ward Victor Amadeus ſeiner ſinkenden Geſundheit halber wieder nach Montcalier gebracht, wo er am 31. October ſtarb. Sich ſeiner Perſon zu verſichern, war eine traurige Nothwendigkeit für die Regierung geweſen; die Art, wie man ihn behandelt hatte, war eine barbariſche Grauſamkeit. Die öffentliche Meinung war dem jungen König Karl Emanuel nicht günſtig. Auch war die Denkungsart, welche die neue Regierung in ihren Staatshandlungen enthüllte, ſo angethan, daß ſie alle Ideen von Recht und Staatsehre mit Füßen trat. In den Kriegen, die wegen der polniſchen und wegen der öſterreichiſchen Erbfolge geführt wurden, ergriff Karl Emanuel immer für den Meiſtbietenden die Waffen, und wechſelte mitten im Kampfe ſeine Partei, wenn der Gegner ein Mehrgebot that. Als Lohn dieſer Politik erwarb er Novara, Tortona, Vigevano und andere Bezirke von Mailand. Da nach dem Frieden zu Aachen Italien einer langen Ruhe genoß, kam auch das ſardiniſche Kabinet außer Thätigkeit. Karl Emanuel ſtarb 1773, und ihm folgte ſein Sohn Victor Amadeus III.

Toscana erhielt im Jahre 1765, als Kaiſer Franz I. ſtarb, in dem zweiten Sohne deſſelben, Peter Leopold, einen Fürſten, der im Lande reſidirte und eine ſehr verſtändige Staatsverwaltung einrichtete. In vieler Hinſicht konnte dieſelbe für muſterhaft gelten. Er vereinfachte und milderte die Geſetzgebung, er gab den Handel frei, ungeirrt durch die Grundſätze, mit welchen das aufgeklärte Europa ſich plagte; er entzog große Landſtriche den Gewäſſern und vertheilte das Eigenthum derſelben gegen eine mäßige Rente unter fleißige Anbauer, er verdoppelte dergeſtalt die Erzeugniſſe des Ackerbaues, und gewöhnte ſeine Unterthanen an Thätigkeit und Kunſtfleiß. Aber ſeine Verſuche, die herrſchende Sittenverderbniß durch ſtrenge Aufſicht zu zügeln, verſcherzten ihm die Liebe des Volks; und die kirchlichen Reformen, die er mit Hülfe des Biſchofs Scipio Ricci von Piſtoja durchführen wollte, fanden bei der Geiſtlichkeit heftigen Widerſtand. Während er in ganz Europa als einer der vortrefflichſten Fürſten geprieſen ward, waren die Florentiner froh, als er,

nach dem Tode ſeines Bruders Joſeph, das Großherzogthum ſeinem zweiten Sohne Ferdinand übergab.

Das Königreich beider Sicilien hatte, in Folge des Krieges um die polniſche Thronfolge, ſeine Unabhängigkeit unter einem ſpaniſchen Fürſtenhauſe wieder gewonnen. Die Regierung des Don Carlos (ſeit 1735) war wohlthätig für dieſe Länder, ohne die verjährten Uebel ihrer Verfaſſung und die Mängel ihrer Verwaltung ſämmtlich zu heben. Der Miniſter, den König Karl an die Spitze der Geſchäfte geſtellt hatte, Marquis Tanucci, vorher Profeſſor der Rechte an der Univerſität zu Piſa, huldigte, jedoch mit Vorſicht und Mäßigung, den Grundſätzen der Staatsweisheit, die das Jahrhundert zu beherrſchen begann. Er hatte noch in Toscana die Aufmerkſamkeit Karl's durch eine Beweisführung von der Grundloſigkeit des Aſylrechtes der Kirchen auf ſich gezogen und bald deſſen unbedingtes Vertrauen erworben. Karl ſelbſt war ein leidenſchaftlicher Freund der Jagd, übrigens ſo gewiſſenhaft, daß er bei ſeinem Abgange aus Neapel einen geſchnittenen Stein aus dem Muſeum zu Portici, den er am Finger zu tragen pflegte, als nicht ihm gehörig zurückgab. Als nämlich im Jahre 1759 ſein Bruder König Ferdinand VI. von Spanien ohne Erben ſtarb, und er ihm dort als Karl III. auf dem Throne folgte, überließ er die Krone beider Sicilien ſeinem dritten Sohne Ferdinand, indem er den älteſten, den nachmaligen König Karl IV., als Kronprinzen von Spanien mit ſich nahm, der zweite aber wegen Geiſtesſchwäche für unfähig zum Regieren erklärt werden mußte. Ferdinand IV. war damals nicht älter als acht Jahre; die Regentſchaft, deren Seele Tanucci ausmachte, ſtand unter der Leitung, wenigſtens unter dem Einfluſſe des vorigen Königs. Der Geiſt der Staatsverwaltung blieb daher derſelbe; aber ein großer Fehler wurde dadurch begangen, daß zum Erzieher des Königs ein hierzu ungeeigneter Mann, der Herzog von San Nicandro, beſtellt, und entweder durch Ungeſchick oder nach Abſicht die geiſtige Bildung des königlichen Zöglings gänzlich verabſäumt ward. Fiſchfang und Jagd waren die einzigen Beſchäftigungen deſſelben; der junge Fürſt, der von der Natur einen geſunden Verſtand und ein richtiges Gefühl erhalten hatte, blieb in allen für ſeinen Beruf erforderlichen Kenntniſſen unwiſſend und lernte kaum anders als in der neapolitaniſchen Volksmundart ſich ausdrücken. Inzwiſchen folgte der Miniſter der Richtung des damaligen ſpaniſchen Kabinets auch in Beziehung auf die kirchlichen Verhältniſſe. Als in Spanien die Jeſuiten ausgeſtoßen worden waren, wurden ſie es auch in Neapel und Sicilien, und nicht mit geringerer Härte als dort. In

der Nacht zum 20. November 1767 wurden ſie aus ihren Collegien abgeholt, nach Puzzuoli geführt und von dort weiter über die Grenze gebracht. Die Vorſtellungen des Papſtes Clemens XIII. blieben hier, wie anderwärts, ohne Erfolg, und als derſelbe ſeinem Unwillen gegen die bourboniſchen Höfe dadurch Luft machte, daß er gegen den ſchwächſten derſelben, den Infanten Don Philipp zu Parma, wegen einer Verordnung, nach welcher die päpſtlichen Bullen der landesherrlichen Beſtätigung bedürfen ſollten, eine Bannbulle ergehen ließ (20. Januar 1768), wandte der Hof von Neapel, gleich denen zu Verſailles und Madrid, ſtrenge Vergeltungsmaßregeln an, und nahm die dem päpſtlichen Stuhle gehörigen Fürſtenthümer Benevent und Ponte-Corvo in Beſchlag. Erſt unter dem Nachfolger Clemens des Dreizehnten und nach erfolgter Aufhebung des Jeſuitenordens wurden dieſe Landſchaften zurückgegeben.

Als der König ſein achtzehntes Jahr erreicht hatte, wurde er mit Maria Caroline, einer Tochter Maria Thereſia's, vermählt. Mit dieſer Verbindung kamen die alten Anſprüche des Hauſes Oeſterreich auf den im Wiener Frieden verlorenen Beſitz des Königreichs beider Sicilien zur Erledigung; aber mit derſelben verſchwand auch der Einfluß Spanien's auf daſſelbe vor dem Einfluſſe Oeſterreich's und England's. Der Königin war ſogar im Ehecontract Sitz und Stimme im Staatsrathe ausbedungen, ſobald ſie dem Reiche einen Erben würde geboren haben. Als dieſer Fall im Jahre 1777 eintrat, ward Tanucci, welcher ſich vergebens bemühte, dem Uebergewicht der Königin die Wage zu halten, entlaſſen. Die Königin ernannte zu ſeinem Nachfolger einen Marquis Sambuca; bald aber gelangte zum uneingeſchränkten Beſitz ihres Vertrauens ein Engländer, Acton, der aus dem Seedienſte des Großherzogs von Toscana in neapolitaniſche Dienſte gezogen ward, um das für das Königreich ſo wichtige Seeweſen empor zu bringen. Daß er hierbei die Abſicht faßte, einem Staate, deſſen Schifffahrt und Küſten des Schutzes durch kleinere zur Aufſuchung und Verfolgung der Seeräuber geeignete Fahrzeuge bedurften, eine Flotte aus großen Kriegsſchiffen zu geben, zeugt wenigſtens nicht für ſein richtiges Urtheil in ſeinem eigentlichen Fache; dennoch wurde ihm, als die Gunſt der Königin für ihn zunahm, nach und nach das ganze Staatsruder in die Hände gegeben. Sein Regiment war, nach dem Sinne der Königin, in der äußern Politik unfreundlich gegen Spanien und Frankreich, in der innern Verwaltung neuerungsſüchtig im Geiſte Joſeph's des Zweiten, doch ohne deſſen Einſichten und kraftvollen Willen. Marie Caroline erntete aus demſelben den Haß, den jede neuernde Verwaltung erregt, aber keine wohlthätigen Früchte,

da den unternommenen Reformen Genie und Ausdauer abging. Mit großem Aufſehn wurde gegen den päpſtlichen Stuhl in ſeinem beſondern Verhältniß zum Königreiche beider Sicilien die Politik der Unabhängigkeit zur Geltung gebracht. Die alte Lehnsherrlichkeit, welche Papſt Leo IX. im elften Jahrhundert über die Normänner erworben, und Clemens III. durch Uebertragung des Königreichs an das Haus Anjou erneuert hatte, wurde in der Form durch eine Ceremonie aufrecht erhalten, indem der König alljährlich am St. Peterstage dem Papſte einen weißen Zelter und eine Summe von 7000 Goldthalern überreichen ließ. Die Feierlichkeit, mit der dies in der Peterskirche geſchah, gewährte dem römiſchen Stolze einen der wenigen im Laufe der Zeiten ihm noch übrig gebliebenen Gegenſtände der Befriedigung. Im Jahre 1787 fand aber dieſelbe zum letzten Male ſtatt; denn im folgenden Jahre ließ der Hof von Neapel in Rom erklären, daß er zwar die ſonſt gewöhnliche Summe, als ein freiwilliges Opfer ſeiner Frömmigkeit und Andacht gegen die Apoſtel Petrus und Paulus, an die apoſtoliſche Kammer zahlen laſſen, den Zelter indeß nicht mehr überſenden werde. Vergeblich wurde vom Papſte gegen dieſe eigenmächtige Aufhebung einer ſeit Jahrhunderten beſtehenden Verpflichtung proteſtirt; die Welt war päpſtlichen Proteſtationen nicht geneigt, und bekam bald darauf andere Dinge zu denken und zu thun.

Den päpſtlichen Stuhl beſaß von 1740 bis 1758 Benedict XIV. (vorher Proſper Lambertini), ein gelehrter und wohlmeinender Mann, der als Regent des römiſchen Staats zweckmäßige Verbeſſerungen der mangelhaften Verwaltung machte, und als Oberhaupt der katholiſchen Kirche die Kunſt verſtand, ſich in die ihr ſehr ungünſtige Zeit zu ſchicken, durch Klugheit und Mäßigung das wankende Anſehen des Oberprieſterthums aufrecht zu erhalten, und wenigſtens gewaltſame Ausbrüche des Zeitgeiſtes zu verhüten. Wiſſenſchaften und Künſte waren der beſondere Gegenſtand ſeiner Sorgfalt, und Rom verdankt ihm in dieſer Hinſicht viel. Er ſelbſt hat funfzehn Foliobände kirchenrechtliche und kirchengeſchichtliche Werke, freilich nicht bloß als Papſt, geſchrieben. Die ſchlimmeren Tage des heiligen Stuhls waren ſeinen Nachfolgern vorbehalten. Clemens XIII. (vorher Karl Rezzonico) wollte die Jeſuiten gegen den Sturm der Verfolgung beſchützen, wie er ſich damals faſt gleichzeitig in Portugal, Frankreich, Spanien, Neapel und Sicilien und Parma wider ſie erhob; aber ſeine Kräfte waren dazu nicht ausreichend. Ueber den Sturz ſeiner Lieblinge höchlich betrübt, glaubte ſich der alte Mann auch darüber beklagen zu müſſen, daß die Staaten, in deren

Schooße ſich der Jeſuitenorden unter Vorſchub der Regenten angeſiedelt und Tauſende von Mitgliedern aufgenommen hatte, jetzt auf einmal alle dieſe Tauſende als hülfsbedürftige Verbannte ohne Weiteres ihm zuſandten. Zu gleicher Zeit erſchien in Deutſchland von dem Trierſchen Weihbiſchof Hontheim, unter dem erdichteten Namen: Febronius, ein Werk über den Urſprung und die Beſchaffenheit der Kirchengewalt, welches großes Aufſehen machte, und ungeachtet des gemäßigten Geiſtes, in dem es abgefaßt war, den päpſtlichen Hoheitsrechten tiefe Wunden zu ſchlagen drohte. Als Clemens XIII. im tiefen Kummer über dieſe Vorgänge am 2. Februar 1769 ſtarb, wurde der Cardinal Ganganelli durch den Einfluß der Höfe, die ſich ſeiner Geneigtheit zur Aufhebung des Jeſuitenordens verſichert hielten, am 19. Mai unter dem Namen Clemens XIV. zum Papſt erwählt, indem die Partei der Kronen, die Regaliſten, über die Partei der Eiferer, die Zelanti, den Sieg im Conclave davontrug *). Auch dieſer, obwohl mit den Grundſätzen und Anſichten der Zeit mehr als einer ſeiner Vorgänger befreundet, zögerte indeß noch mehrere Jahre, ehe er das Schickſal des Ordens entſchied. Endlich, nachdem die zur Rettung deſſelben verſuchten Unterhandlungen fehlſchlugen, dem Andringen der Höfe nicht länger zu widerſtehen war, und die auf eine Umformung des Ordens gerichtete Abſicht durch die Erklärung des Jeſuiten-Generals Ricci: Sint ut sunt, aut non sint, vereitelt ward, erließ Clemens XIV. am 21. Juli 1773 die Aufhebungsbulle, welche anfängt: Dominus ac redemptor noster. Er ſelbſt glaubte, mit derſelben ſein Todesurtheil unterzeichnet zu haben, und als er ein Jahr darauf, am 22. September 1774 ſtarb, pflichtete die den Jeſuiten ohnehin ſehr ungünſtige Volksmeinung gern dem Verdachte bei, daß er vergiftet worden, ungeachtet das behutſame Urtheil der Aerzte denſelben nicht ſtützte, ſondern den Tod des neunundſechzigjährigen Greiſes als natürlich erſcheinen ließ. Manche glaubten, Clemens habe in ſeiner Furcht, vergiftet zu ſein, durch genommene Gegengifte ſein Ende beſchleunigt **).

Zum Nachfolger deſſelben wurde am 15. Februar 1775 der Cardinal Braſchi, der als Papſt den Namen Pius VI. annahm, erwählt. Durch körperliche Wohlgeſtalt und einnehmende Formen mehr als durch Geiſtesüberlegenheit und Regentenweisheit ausgezeichnet, ermangelte er nicht des vollen Gefühls der Würde und der Rechte des von ihm bekleideten Amtes, obwohl ſeine Zeit die letzteren nicht mehr anerkennen

*) Ranke, die röm. Päpſte, 4. Aufl. Bd. III. S. 205 f.

**) Vgl. Martin, a. a. O. T. XVI. p. 222 f.

wollte. Die Veränderungen, die Kaiſer Joſeph, nach dem Tode ſeiner Mutter, in den kirchlichen Einrichtungen der öſterreichiſchen Monarchie vornahm, beſtimmten den Papſt im Jahre 1782 ſelbſt nach Wien zu reiſen, wo er jedoch ſeinen Zweck, den Reformen des Kaiſers Einhalt zu thun, nicht erreichte. Joſeph erwies ihm alle äußeren Ehren, blieb aber innerlich feſt. „Der Papſt," ſagte er, „vertheidigt die Autorität der Kirche ſelbſt in ihren Uebergriffen, ich die Rechte des Staates, dem ich diene" **). Als dagegen die deutſchen Erzbiſchöfe ſich ihrem zeitherigen Verhältniſſe zur päpſtlichen Curie zu entziehen und die geiſtliche Gerichtsbarkeit, welche die päpſtlichen Nuncien in ihren Sprengeln ausübten, einzuſchränken oder aufzuheben verſuchten, wußte Pius die Hebel der kirchlichen Politik ſo geſchickt in Bewegung zu ſetzen, daß die vier Erzbiſchöfe ihren Plan nicht durchführen konnten, und wegen der zu dieſem Behufe am 25. Auguſt 1786 zu Ems geſchloſſenen „Punctation" zuletzt einen Verweis der Curie hinnehmen mußten. Zu deſto ſchwererer Kränkung gereichte dem von Eitelkeit nicht freien Papſte die willkürliche Aufhebung jener Ceremonie, die ſeine lehnsherrlichen Rechte über das Königreich beider Sicilien bekundete. Als Regent des Kirchenſtaats nahm Pius VI. die ſchon von mehreren ſeiner Vorgänger betriebene, aber ſeit Sixtus V. aufgegebene Austrocknung des pontiniſchen Sumpflandes wieder auf. Eine Strecke von 40 Miglien Länge und 4 bis 10 Miglien Breite, von Terracina bis Nettuno ſollte dem Waſſer und der Stickluft der Moräſte entriſſen werden. Das Werk begann im Jahre 1778 und ward mit großen Koſten fortgeſetzt, dem Widerwillen der Römer und den ungünſtigen Urtheilen der Ausländer zum Trotz. Innerhalb zehn Jahren kam man ſo weit, eine Menge Kanäle zu ziehen, die Flußbetten zu reinigen und eine treffliche Heerſtraße (Linea Pia) durch dieſe öde Gegend zu legen. Dieſe Heerſtraße iſt ein bleibendes Denkmal Pius VI., während die mit den Sümpfen vorgenommenen Arbeiten allerdings dem Zweifel unterliegen, ob ſie den feindſeligen Einwirkungen der Natur auf die Länge werden widerſtehen können, und ob ſie überhaupt mit voller Kunde und Berückſichtigung der Verhältniſſe des römiſchen Landbaues unternommen worden ſind. Eine viel bedeutungsvollere Stelle, als dieſe Unternehmung verleihen konnte, war Pius VI., nicht zu ſeinem Glück, in der Geſchichte und unter den großen Veränderungen des folgenden Zeitraums angewieſen.

*) Wolf, Marie Chriſtine, Erzherzogin v. Oeſterreich (1863), Bd. I. S. 194.

Neuere Geſchichte.

Vierter Zeitraum.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen und der modernen Aufklärung.

Vom Ende des Nordiſchen Krieges bis zum Beginn der franzöſiſchen Revolution (1721—1789).

Vierter Abſchnitt.

Nord- und Oſteuropa in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts; Katharina II., Friedrich der Große und Joſeph II.

1. Peter III., Kaiſer von Rußland.

(1762.)

Das Haus der Grafen von Oldenburg, welches ſeit 1448 über Dänemark und Norwegen herrſchte, hatte 1460 das Herzogthum Holſtein durch Wahl der Stände erworben. Im Jahre 1544 theilte ſich König Chriſtian III. mit ſeinem Bruder Adolf Friedrich in die Herzogthümer Schleswig und Holſtein. Herzog Adolf Friedrich nahm ſeinen Sitz zu Gottorp und ward Stifter der nach dieſem Orte genannten Linie. Die Fürſten derſelben waren mit den Königen von Dänemark häufig im Streite über ihr Verhältniß zum däniſchen Staate, deſſen Unterthanen zu ſein ſie ſich weigerten. Um auswärtigen Beiſtand zu erhalten, ſchloſſen ſie an Schweden ſich an. Herzog Friedrich IV. heirathete Karls des Zwölften Schweſter Hedwig Sophie, bezahlte aber im Jahre 1702 ſeine Anhänglichkeit an die Sache ſeines Schwagers in der Schlacht bei Cliſſow mit dem Leben. Im weiteren Verlaufe des nordiſchen Krieges bemächtigte ſich der Dänenkönig Friedrich IV. des Got-

torpſchen Antheils von Schleswig und vereinigte ihn mit Dänemark ohne den Widerſpruch des Herzogs Karl Friedrich und die Verwendungen des Zars Peter von Rußland, an welchen derſelbe ſich anſchloß, zu beachten. Doch erhielt der Herzog von Peter die Zuſage der Hand ſeiner älteſten Tochter Anna. Dieſe Verbindung ward nach des Zars Tode im Mai 1725 vollzogen, und aus derſelben im Jahre 1728 Karl Peter Ulrich geboren.

Als die Kaiſerin Eliſabeth durch den Sturz der Familie Iwans den Thron beſtiegen hatte, berief ſie dieſen ihren Neffen, der von ſeiner Mutter her eigentlich ein Näherrecht auf denſelben beſaß, nach Petersburg und erklärte ihn im November 1742 zum Thronfolger. Auch die Schweden wählten ihn im Jahre 1743 zum Thronfolger ihres erbloſen Königs Friedrich von Heſſen. Peter zog aber die Ausſicht auf das mächtigere Reich vor, und überließ den ſchwediſchen Thron ſeinem Vetter Adolf Friedrich von der jüngern Linie des Gottorpſchen Hauſes.

Der Großfürſt beſaß ſelbſt keine ausgezeichneten Gaben, wurde aber von Begeiſterung für den größten Mann ſeiner Zeit, den König Friedrich von Preußen, ergriffen. Bewunderung und Nachahmung deſſelben füllten ſeine Gedanken und Tage, erſtreckten ſich aber, nach dem gewöhnlichen Verhältniß mittelmäßiger Geiſter zu Großgeiſtern, vornehmlich auf das Aeußere, beſonders auf die Kleidung, Haltung und Uebung der Truppen. Die geſchmackloſen Formen und der ſteife Kleinigkeitsgeiſt, denen Friedrich in dieſen Stücken ſich und ſein Heer unterwarf, geſtalteten ſich bei dem Nachahmer zum wirklichen Zerrbilde, gegen welches die ruſſiſchen Formen vortheilhaft abſtachen. Im grellen Gegenſatze gegen die Bewunderung, die ihr Neffe für Friedrich hegte, war die Kaiſerin Eliſabeth, wie wir ſchon aus der früheren Erzählung wiſſen, die Todfeindin des Preußenkönigs, und im ſiebenjährigen Kriege mit Oeſterreich zu ſeinem Verderben verſchworen. Was der Großfürſt wirkte, um die Kriegsoperationen zu lähmen und zu durchkreuzen, konnte den Preußen keine weſentliche Erleichterung gewähren. Der am 5. Januar 1762 erfolgte Tod der Kaiſerin war daher ein ſehr großer Glücksfall für Friedrich, der ſich eben damals beinahe am Rande des Unterganges befand. Sein Freund und Bewunderer beſtieg nun, unter dem Namen Peter der Dritte, den Thron.

Eine ſeiner erſten Handlungen war Friede, dann Bündniß mit Preußen. Die ruſſiſchen Truppen, die ſo viele Jahre hindurch gegen den König gekämpft hatten, traten nun in die Reihen deſſelben zum Kampfe gegen ihre zeitherigen Bundesgenoſſen. Die Staats- und Welt-

anſicht des Jahrhunderts legte kein Gewicht auf nationale Gedanken und Gefühle; es fiel daher auch dem Kaiſer Peter nicht ein, daß der plötzliche Uebergang von einem langjährigen Kampfe zur Bundesgenoſſenſchaft mit dem zeitherigen Gegner in Rußland irgend eine Mißſtimmung hervorrufen könne. Dabei wurde Heer- und Staatsverwaltung, ſo viel ſich thun ließ, auf preußiſchen Fuß geſetzt. Da dies aber mit den ruſſiſchen Regimentern ſo ſchnell nicht bewerkſtelligt werden konnte, legte er den Widerwillen, welchen dieſe Zögerung in ihm erregte, und die Vorliebe, die er für ſeine holſteiniſchen, bereits früher auf preußiſche Art eingeübten Truppen hegte, ganz unverhohlen an den Tag. Auch der ruſſiſchen Geiſtlichkeit zeigte er Mangel an Eifer für ihre Kirchengebräuche. Ueberhaupt ſchien er ſich weniger als ruſſiſchen Kaiſer, denn als Herzog von Holſtein zu betrachten. Sein Hauptgedanke war, an Dänemark für alle Ungebühr, welche das dortige Königshaus ſeiner Familie erwieſen hatte, Rache zu nehmen. Zu dieſem Behufe wurden große Anſtalten zu einem Kriege gegen Dänemark getroffen, bei welchem der Kaiſer perſönlich in Holſtein commandiren wollte. Aber auch von großmüthigen Zügen war der Anfang der neuen Regierung nicht leer. Die zahlreichen Verbannten, die unter der Regierung ſeiner Vorgänger als Staatsverbrecher nach Sibirien hatten wandern müſſen, wurden großentheils zurückgerufen, unter ihnen auch Biron und Münnich. Als die beiden Nebenbuhler, nach einem Zwiſchenraume von zwanzig Jahren, ſich das erſte Mal wieder am Hofe zuſammenfanden, rief ihnen der Kaiſer zu: „Sieh da, ein Paar alte Freunde, die müſſen eins mit einander trinken!“ Er befahl, drei volle Gläſer zu bringen, und trank ihnen das ſeinige zu. In demſelben Augenblicke wurde er abgerufen. Münnich und Biron blieben ſtehen, jeder das Glas in der Hand, den Blick auf den Ort gerichtet, wo der Kaiſer verſchwunden war, und keiner ſprach eine Sylbe. Als er nicht wiederkam, ſahen ſie ſich einander ſtarr an, ſetzten zu gleicher Zeit ihre Gläſer nieder und wandten einander den Rücken.

Von der allgemeinen Freude, die den Hof beſchäftigte, war nur die Gemahlin des Kaiſers ausgeſchloſſen. Katharina, Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt-Dornburg, geboren am 2. Mai 1729 zu Stettin, wo ihr Vater als preußiſcher Gouverneur ſtand, war im Jahre 1745, ehe noch die Spannung zwiſchen Eliſabeth und Friedrich entſtanden war, auf Veranſtaltung des Königs von Preußen an den damaligen Großfürſten vermählt worden*). Dieſe Ehe war, wegen Verſchiedenheit der Ge-

*) S. über das Folgende: Memoiren der Kaiſerin Katharina II., von ihr ſelbſt geſchrieben, nebſt einer Vorrede von A. Herzen, 2. Ausg. 1863. S. 15.

müther, nicht glücklich; Katharina und Peter liebten einander nicht, und Peter ergab ſich anderen Neigungen. Das Verhältniß beider geſtaltete ſich auch nicht beſſer, als die Großfürſtin, die weit mehr mit dem jungen Hofcavalier Sergius Soltikow wie mit Peter verkehrte, nach neun Jahren (1754) einen Sohn gebar. Ueber ihr Verhältniß zu Soltikow, der ſeinerſeits ebenfalls ſeit zwei Jahren vermählt war, geſteht ſie ſelbſt: „er war ſchön wie der Tag und Niemand kam ihm an dem großen Hofe gleich; ich widerſtand ihm während des Frühlings (1752) und während eines Theils der Sommerzeit.“ Die Kaiſerin beklagte eben damals ſehr, daß Katharina „keine Kinder bekomme“ und ſchalt die erſte Ehrendame derſelben, daß ſie „hinſichtlich dieſes Punktes die dabei intereſſirten Perſonen zu ermahnen vernachläſſige.“ Dieſe war nun eifrig bemüht, die Winke und Befehle der Kaiſerin zu vollziehen; und während ſie dem Großfürſten eine junge und ſchöne Malerwittwe Groot zuführen ließ, ſtellte ſie der Großfürſtin die Wahl zwiſchen Sergius Soltikow und Leon Nariſchkin frei. Katharina war nicht zweifelhaft; denn ſie hatte bereits gewählt. Nach zwei Fehlgeburten, gebar ſie im genannten Jahre den nachherigen Kaiſer Paul, und ſpäter eine Tochter. Peter äußerte ſich ſchon damals ſehr verwundert und abweiſend über die „Schwangerſchaften ſeiner Frau“, ſo daß Katharina überzeugt war, es handle ſich für die Zukunft darum, entweder „mit ihm oder durch ihn zu Grunde zu gehen“, oder aber „eine von allen äußeren Ereigniſſen unabhängige Bahn zu wandern“ und „ſich ſelbſt, ihre Kinder und vielleicht auch den Staat aus dem Schiffbruch zu retten, deſſen Gefahren — wie ſie ſich ausdrückt — alle moraliſchen und phyſiſchen Eigenſchaften des Prinzen vorausſehen ließen“. Die letztere Bahn erſchien ihr als die „ſicherſte“, und ſie faßte daher den Entſchluß, fortan „ihre Intereſſen bei dem Publicum ſo zu wahren, daß man eintretenden Falls auf ſie, als die Retterin der öffentlichen Angelegenheiten, hinblicken könne“. Nach ſeiner Thronbeſteigung ließ ſich denn auch Peter alsbald merken, daß er ſeinen angeblichen Sohn zum Baſtard erklären und ſeine Gemahlin in ein Kloſter ſperren laſſen könne. Katharina ihrerſeits, der die Krone von Rußland, wie ſie ſelbſt ſagt, „nicht gleichgültig“ war, die „nur der Ehrgeiz aufrecht erhielt“, und die „ein geheimes Etwas im Grunde ihres Herzens nie einen Augenblick zweifeln ließ, daß ſie früher oder ſpäter

---

43, 49, 157 ff., 162, 164 f., 169 f., 173, 273 f., 287. Vgl. auch Memoiren der Fürſtin Daſchkoff, nebſt Einleitung von A. Herzen, 1857; Sybel's Hiſtor. Zeitſchr. 3. Jahrg. Heft 1. S. 89 ff.

ſouveräne Kaiſerin von Rußland in eigener Machtvollkommenheit werden würde, faßte dieſes Ziel jetzt um ſo mehr ins Auge, als ſchon vor dem Thronwechſel der geheime Plan beſtanden hatte, ſie „zur Theilnehmerin an der Regierung zu erklären". Zunächſt fand ſie eine eifrig wirkende Freundin in der Fürſtin Daſchkow, der Schweſter der Geliebten ihres Gemals. Dieſe gewann ihr den Grafen Panin, einen ſtaatsklugen Weltmann; andere kraftvolle Gehülfen hatte ſie ſelbſt ſchon in den Brüdern Gregor und Alexius Orlow, Officieren der Garde, gefunden. Die dumpfe Unzufriedenheit, welche die Maßregeln Peter's unter den Truppen, dem Volke und der Geiſtlichkeit erzeugt hatten, ließ einen glücklichen Ausgang für das Unternehmen erwarten, den der Kaiſerin drohenden Gefahren durch den Sturz des Kaiſers zuvorzukommen.

In der Nacht zum 9. Juli 1762 wurde derſelbe ausgeführt. Während ſich Peter anſchickte, von Oranienbaum ſich nach dem Luſtſchloſſe Peterhof zu begeben, verließ Katharina daſſelbe und eilte nach der Hauptſtadt, wo ihre Mitverſchwornen drei Compagnien des Ismailowſchen Regiments gewonnen hatten. Als ſie nun, um ſieben Uhr Morgens, mit Gregor Orlow vor den Kaſernen erſchien und die Soldaten zu ihrem Beiſtande gegen den Kaiſer aufrief, der ſie und ihren Sohn habe ermorden laſſen wollen, vermehrte ſich raſch der Haufe derer, die ſich an ſie anſchloſſen, ohne daß die Meiſten die eigentliche Lage der Dinge kannten. Volk und Truppen riefen Hurrah, in der Meinung, der Kaiſer ſei todt und die Kaiſerin mache den jungen Großfürſten als Nachfolger und ſich ſelbſt als Regentin bekannt. Bald aber erſchien ein Manifeſt, in welchem ſie als „Kaiſerin Katharina II." erklärte, daß ſie, dem Wunſche ihrer Völker nachgebend, den Thron beſteige, um das Vaterland vom Untergange zu retten, nachdem mit dem ärgſten Feinde Rußland's Frieden und Bündniß geſchloſſen und auch die Kirche in ihrer Würde ſchmählich gekränkt worden ſei. An die Soldaten wurde Bier und Branntwein geſpendet, und die Prieſterſchaft herbeigeholt, um der neuen Herrſcherin die Weihen der Religion zu ertheilen. Sie legte dann kriegeriſche Tracht nach ruſſiſchem Schnitt an, und ließ die Truppen an ſich vorüberziehen. Im Verlaufe einiger Vormittagsſtunden war die Revolution, die dem Norden eine deutſche Fürſtentochter zur Gebieterin gab, in der Hauptſtadt vollendet.

Inzwiſchen hatte der Kaiſer in Peterhof die Kunde erhalten. Der Feldmarſchall Münnich, der ſich bei ihm befand, gab den Rath, ſogleich nach Kronſtadt zu gehen; an der Spitze einer zahlreichen Beſatzung und

im Beſitze der Flotte werde es ihm nicht ſchwer werden, die aufrühreriſche Hauptſtadt zum Gehorſam zu bringen. In der That traf von Kronſtadt die Nachricht ein, daß die daſige Beſatzung ihm treu ſei. Schon war Alles zur Einſchiffung fertig, als der Anmarſch ſeiner holſteinſchen Truppen, von Oranienbaum her, ihm den Gedanken eingab, die Ehre verbiete ihm zu fliehen. Er wollte ſich nun in Peterhof vertheidigen. Darüber ging eine koſtbare Zeit verloren. Abends um acht Uhr ward gemeldet, die Kaiſerin ſei mit zwanzigtauſend Mann im Anzuge gegen Peterhof. Nun ward auf der bereitliegenden Jacht nach Kronſtadt gefahren. Hier aber war inzwiſchen der Commandant durch einen von Katharina abgeſchickten höhern Officier, den Viceadmiral Talyzin, gewonnen, und die Garniſon für die Kaiſerin in Eid und Pflicht genommen worden. Der Kaiſer mit ſeiner Begleitung wurde daher am Hafen zurückgewieſen. Münnich rieth nun, nach Reval zu ſchiffen, um die dortige Flotte zu erreichen, ſich von da auf einem Kriegsſchiffe nach Preußen führen zu laſſen, wo eine ruſſiſche Armee von achtzigtauſend Mann ſtehe, und an der Spitze derſelben nach Petersburg zurückzukehren. Aber die Weiber und die Höflinge waren der Meinung, er ſolle ſich lieber mit ſeiner Gemalin verſöhnen, und Peter trat derſelben zu ſeinem Unglücke bei. So kehrte man denn um, und langte am 10. Juli vier Uhr Morgens wieder in Oranienbaum an.

Hier ſchwankte er noch einmal zwiſchen der Idee, ein Pferd ſatteln zu laſſen, um nach Polen zu fliehen, und dem Entſchluß, an ſeine Gemalin Worte der Verſöhnung zu richten. Das Letztere ward vorgezogen und ein erſtes Schreiben an die Kaiſerin abgefertigt, worin er ſich erbot, die höchſte Gewalt mit ihr zu theilen. Da Münnich dieſen Inhalt mißbilligte und eine abweiſende Antwort vorausſah, ſo entſchloß ſich Peter, noch ehe dieſelbe eingetroffen, zur Abſendung eines zweiten Schreibens, worin er nur um eine Penſion und um die Erlaubniß bat, mit ſeiner Geliebten, Eliſabeth Woronzow, der unverheiratheten Schweſter der Fürſtin Daſchkow, nach Holſtein reiſen zu dürfen. Um die Kaiſerin durch keinen Widerſtandsverſuch zu reizen, ließ er alle Anſtalten, die zur Vertheidigung dienen konnten, beſeitigen und ſeine Holſteiner auseinandergehen. Beim Anblick dieſes kleinmüthigen Verfahrens wurde der brave Münnich unwillig, und ermahnte ihn, ſich lieber an die Spitze dieſer Soldaten zu ſtellen, um als Kaiſer zu ſterben; er ſelbſt wolle vor ihm hergehen, und nur über ſeinen Leichnam ſolle man ihm nahen können. Aber Peter war keines mannhaften Entſchluſſes fähig. Als der verrätheriſche Kammerherr, Ismailow, den er mit dem zweiten Schrei-

ben an die Kaiſerin geſchickt hatte, ſtatt der Antwort eine Entſagungs-Urkunde zurückbrachte, die er unterzeichnen ſollte, leiſtete er ohne Weiteres Folge. Der Ueberbringer ließ hierauf die Holſteiner entwaffnen, den entthronten Kaiſer aber als Gefangenen nach Peterhof bringen. Von da wurde er weiter nach einem Landhauſe, Namens Ropſcha, geführt. Hier endete er, am 17. Juli 1762, nach einem Vergiftungsverſuche durch Burgunderwein, auf gräuelvolle Art unter den Händen der Verſchwörer; dieſe waren: Alexius Orlow und ſein Vetter Gregor Nikititſch Orlow, die beiden Fürſten Borätinski, der geheime Rath Teplow, der Schauſpieler Wolkow, Engelhardt, ein Sergeant von der Garde, und zwei Gardeſoldaten. Man wälzte den Unglücklichen, um ihn zu erſticken und zu erwürgen, unter verzweiflungsvollem Widerſtande in dem Bett, auf einem Lehnſtuhl und auf der Erde umher, bis endlich eine feſtangezogene Halsſchlinge den Tod des Opfers herbeiführte. Die Wahrnehmung, daß in dem Volke und in den Truppen die Anhänglichkeit an den Enkel Peter's des Großen nicht erloſchen ſei und bei dem erſten Anlaß zur Unzufriedenheit leicht wieder mächtig aufleben könne, ſowie die Ueberzeugung, daß ſeine Entlaſſung nach Holſtein, als eine Anweiſung auf das ruſſiſche Heer in Deutſchland und auf die Hülfe des Königs von Preußen, ebenſo gefährlich ſein würde, wie ſein Verbleiben in Rußland, beſtimmten die Urheber der Revolution, den Gegenſtand der öffentlichen Theilnahme aus dem Wege zu räumen. Ob Katharina das Verbrechen befohlen, oder ob es ihr Günſtling auf eigenen Antrieb vollbracht, weiß man nicht mit Gewißheit. Die Bekanntmachung lautete, daß der geweſene Kaiſer an einer Hämorrhoidal-Kolik geſtorben ſei; die Leiche wurde, trotz der ſichtbaren Spuren des Kampfes und der Gewaltthat, vor der Beſtattung in Petersburg zur feierlichen Schau geſtellt *).

Als Münnich vor der neuen Herrſcherin erſchien, redete ſie ihn an: „Sie haben gegen mich fechten wollen?“ „Ja, gnädigſte Frau, antwortete er, konnte ich weniger für einen Fürſten thun, der mich aus der Gefangenſchaft befreit hatte? Jetzt iſt meine Pflicht, für Ew. Majeſtät zu fechten, und mit gleicher Treue werde ich dieſelbe erfüllen.“ Nach dem Tode des Kaiſers trug er drei Monate lang Trauer, ohne ihr Mißfallen auf ſich zu ziehen. Der alte Feldmarſchall ward mit der Leitung des Ladoga-Kanalbaues beauftragt und genoß großen Anſehens. Doch blieb ihm die Sehnſucht, Oldenburg, das Land ſeiner Heimath und

*) Herrmann, Geſch. des ruſſiſchen Staats, Bd. V. S. 282—307.

Jugend, wieder zu ſehen, unerfüllt. Er ſtarb am 16. Oktober 1767 zu Petersburg, über vierundachtzig Jahre alt. Katharina urtheilte von ihm, daß er zwar nicht ein Sohn, wohl aber ein Vater des ruſſiſchen Reiches geweſen.

2. Katharina II. behauptet den ruſſiſchen Thron.

Katharina's Regierung bildet für Rußland ſeit Peter dem Großen den wichtigſten Geſchichtsabſchnitt. Peter hatte Rußland zu einem Gliede des europäiſchen Staatenbundes gemacht; Katharina erhob es zu einer Macht in demſelben. Jener war ein Mann ſeines Volks in Leben und That, und zog mit Gewalt die Fäden des europäiſchen Culturgewebes um ſich und ſein Reich; dieſe, eine Frau fremden Stammes, ſuchte mit Geſchicklichkeit dem großen, ihr unterwürfigen Körper ihren Geiſt einzuhauchen.

Bei Ausführung des Unternehmens, durch welches der Sturz ihres Gatten bewirkt ward, hatte ſie große Entſchloſſenheit kund gegeben; den Beſorgniſſen, die vor dem Tode Peter's die Stimmung des Volkes und der Leibwache erregte, ſetzte ſie ſcheinbar eine große Unverzagtheit entgegen. Als mitten in der Nacht der Hettmann Raſumowsky vor ihr Bette trat, und ihr den bedenklichen Stand der Sache mit der Bitte, nicht zu erſchrecken, meldete, antwortete ſie: „Sie wiſſen, daß ich nicht erſchrecke.“ Dieſes Schwanken des neu beſtiegenen Throns wurde dem vorigen Inhaber am verderblichſten. Doch war auch Katharina ihrer eigenen Gefahr ſich wohl bewußt, und wählte ſich daher geeignete Beſchützer und Helfer. Schwerlich möchte ohne die herkuliſchen Günſtlinge, die ſie ſich beigeſellte, das Scepter, welches im günſtigſten Falle immer ihrem Sohne Paul gehörte, und auf deſſen Beſitz ſie ſelbſt eigentlich gar kein Recht hatte, in ihren Händen geblieben ſein.

Und nicht bloß das Recht ihres Sohnes, auch die älteren Anſprüche des jungen Iwan, der als einjähriger Knabe ſchon Kaiſer von Rußland geheißen hatte, erfüllten ſie mit bangen Vorſtellungen. Dieſer zum Unglück geborene Prinz, der in der Wiege des Throns beraubt worden war, ſaß ſeit jener Zeit in einem tiefen Kerker zu Schlüſſelburg. Peter III. hatte ihn beſucht, ſein Schickſal gemildert durch Veränderung ſeines Aufenthalts, und ſoll ſogar nicht abgeneigt geweſen ſein, ihn, mit

Uebergehung Paul's, zu ſeinem Nachfolger zu ernennen. Wie dem aber auch ſein mag, ſo ſchien es nicht unmöglich, daß jetzt die Wünſche Anderer ſich Iwan's bedienen konnten, um eine abermalige Revolution zu bewerkſtelligen; er wurde daher, nach Katharinen's Thronbeſteigung, in die Feſtung Schlüſſelburg zurückgebracht und in die engſte Verwahrung genommen. Seine Wächter erhielten Befehl, ihn ſogleich ums Leben zu bringen, ſobald Jemand den Verſuch machen würde, ihn zu befreien. Mit auffallender Planloſigkeit verſuchte dies 1764 Waſil Mirowitſch, Unterlieutenant bei einem Infanterieregiment in der Feſtung Schlüſſelburg. Mit einem Haufen Soldaten, denen er einen untergeſchobenen Beſchluß des Senats wegen Befreiung und Erhebung des Prinzen Iwan vorgezeigt hatte, ging er auf die kleine Beſatzung des Gefängniſſes los, in welchem ſich das unglückliche Opfer der finſterſten Hofränke des Jahrhunderts befand. Sobald die beiden Officiere im Zimmer des Prinzen den Lärm vernahmen, befolgten ſie den erhaltenen Befehl, und ſtießen ihren Gefangenen, der ſein unſeliges Leben noch mit verzweifeltem Widerſtand vertheidigte, mit Degen- und Bajonettſtichen nieder. Mirowitſch ergab ſich nun ſogleich; aber obwohl ihm der Proceß gemacht und das Todesurtheil geſprochen ward, war er ſo entfernt von Furcht oder Betrübniß, daß er eher eine große Belohnung zu erwarten ſchien, und dieſe Täuſchung begleitete ihn aufs Blutgerüſt bis zu dem Augenblicke, wo ihm der Kopf abgeſchlagen ward. Es kann in der That nicht bezweifelt werden, daß die Ermordung Iwan's ein von dem Hofe und der Kaiſerin vorbedachter Plan, der angebliche Befreiungsverſuch eine künſtliche Veranſtaltung, und die Hinrichtung des erkorenen Werkführers nur ein Mittel der Beſchwichtigung des öffentlichen Argwohns war *). Auch wurden die beiden Officiere, die ihren blutigen Auftrag ſo pünktlich vollzogen hatten, wirklich belohnt, wiewohl ſie auf einige Zeit nach Dänemark flüchten mußten, um dem Unwillen des Volkes zu entgehen. Dieſes ſtrömte in ſolcher Menge zu dem Leichnam des in Matroſentracht vor der Kirche zu Schlüſſelburg ausgeſetzten Iwan, daß man es alsbald für gerathen fand, den Sarg zu ſchließen und eiligſt nach einem zweihundert Werſte von Petersburg entfernten Kloſter zu ſchaffen.

Als Katharina ihre Herrſchaft dergeſtalt durch die Entfernung Derer, welche die nächſten Anſprüche auf den Thron hatten, geſichert zu haben glaubte, gerieth ſie plötzlich in Gefahr, die Frucht ihres ehrgeizigen Strebens an einen Gegner geringer Herkunft zu verlieren. Ein

*) S. Herrmann, a. a. O. Bd. V. S. 647—656.

doniſcher Koſak, Pugatſchew, der im ſiebenjährigen Kriege bei dem Heere, welches Eliſabeth gegen Preußen ins Feld ſandte, gedient und nachher dem Türkenkriege beigewohnt hatte, war, weil er ſeinen Abſchied nicht erhielt, nach Polen entflohen, und hatte daſelbſt in einem Kloſter griechiſcher Kirchenform eine Zufluchtſtätte gefunden. Hier machte ein durchreiſender Officier, mit dem er ſich unterhielt, die Bemerkung, daß er eine große Aehnlichkeit mit dem verſtorbenen Kaiſer Peter III. habe. Alsbald faßte Pugatſchew den Gedanken, ſich unter ſeinen Landsleuten für dieſen Kaiſer auszugeben, indem er überzeugt war, unter ſolchem Namen bei ihnen ſein Glück zu machen.

Die Koſaken waren nämlich meiſtens Roskolniken, Sectirer, die wegen einer im ſiebzehnten Jahrhundert von einem Patriarchen vorgenommenen Abänderung einiger Kirchengebräuche die Form und Lehre der herrſchenden ruſſiſchen Kirche als unheilig verwarfen, und Peter der Dritte, deſſen Unglück mit daher gekommen war, daß er der Geiſtlichkeit und der herrſchenden Kirche wenig Achtung bezeigt hatte, ſtand daher bei ihnen in gutem Andenken. Pugatſchew verließ nun ſein Kloſter, und begab ſich zu den Koſaken am Jaik, die eben damals über die Verletzung alter Rechte und über die Härte ſehr erbittert waren, womit die Regierung ihnen mehrere Stücke ihrer nationalen Kleidertracht nehmen wollte. Der Livländer General Traubenberg, der namentlich darauf beſtand, daß ſie ſich den Bart ſcheeren ſollten, hatte in einem Aufruhr am 24. Januar 1771 dies Verlangen mit dem Leben gebüßt, und die grauſamen Strafen, welche General Freymann über die Thäter und Theilnehmer verhing, hatten den Geiſt der Empörung nur gedämpft, nicht erſtickt. Dieſe Umſtände begünſtigten Pugatſchew's Plan, und verſchafften ſeiner Erzählung, daß er der Kaiſer Peter ſei, der ſich aus den Händen ſeiner Verfolger gerettet habe, während an ſeiner Stelle ein ihm ähnlicher Soldat der Leibwache getödtet worden, außerordentlichen Beifall. Er verſprach den Roskolniken, ſie gegen die Verfolgungen der herrſchenden Kirche ſicher zu ſtellen, den ruſſiſchen Bauern aber, ſie durch die Ausrottung des Adels von der Leibeigenſchaft loszumachen, und auf den Fuß der Koſaken zu ſetzen, welche ſämmtliche freie Beſitzer waren und keine Verſchiedenheit des Ranges unter ſich kannten.

Durch dieſe zwei Hebel ward das Volk in Bewegung gebracht. In der Mitte des September 1773 beſtand Pugatſchew's ganzer Anhang aus neun Perſonen; wenige Tage nachher aber hatte er bereits 300 Mann, mit denen er vor Jaizk rückte, und die Stadt zur Uebergabe aufforderte. Als der Befehlshaber derſelben ihm einen Theil der Be-

ſatzung, 600 Koſaken, entgegenſchickte, ging die Hälfte davon zu ihm über. Dieſe Stadt konnte er zwar nicht einnehmen; es glückte ihm aber mit anderen Orten. Bald hatte er ein ſo beträchtliches Heer von Koſaken um ſich, daß er mehrere gegen ihn geſchickte Truppenabtheilungen ſchlug, und ſelbſt größere Städte, wie Orenburg und Katharinenburg, belagerte. Manifeſte verkündigten, daß Peter III. wiedergekommen ſei, um ſeine Krone aus den Händen einer blutbefleckten Anmaßerin zu reißen; und Münzen mit dem Bildniſſe Peter's und den Worten: Rodivivus et ultor, die vor Katharinen gebracht wurden, welche nur zu gut wußte, daß ſie nicht den Todten zu fürchten habe, bezeugten, daß noch andere Leute als Koſaken das innere Triebwerk dieſes Aufſtandes lenkten.

Allein Pugatſchew ſelbſt ward nicht in dem Maaße größer, wie ſeine Macht anwuchs; ſein Glück machte ihn übermüthig; die Beſonnenheit und Mäßigung, welche Anfangs ſeine perſönliche Tapferkeit begleitet hatten, erkannte man nicht mehr in den Grauſamkeiten, die er an den Gefangenen verüben ließ, in dem Hohn, womit er ſelbſt vielen Religionsvorurtheilen begegnete, und in dem übermäßigen Trunke, dem er verfiel. Unkluger Weiſe unterließ er es, zu einer Zeit, wo die Ungeſchicklichkeit der gegen ihn geſandten ruſſiſchen Feldherren es ihm erlaubte, nach Moskau zu gehen, dieſer alten Hauptſtadt des Reichs, wo er unzweifelhaft Zulauf und Beifall gefunden haben würde; denn Viele wünſchten wenigſtens, daß er den Thron umſtürzen möchte, wenn ſie auch nicht wollten, das Er ihn in Beſitz nehme.

Unterdeſſen wurden tüchtigere und geſchicktere Führer von der Regierung geſandt, der General Bibikow und der Oberſt Michelſon. Der erſtere bot ſogleich den Adel von Kaſan und der benachbarten Provinzen auf; dieſen beſtimmte ſowohl die eigene Noth, inſofern er am meiſten den Mißhandlungen Pugatſchew's ausgeſetzt war, als die Haltung der Kaiſerin, die ſich ſelbſt für ein Mitglied des Adels von Kaſan erklärte und von nun an als eine Mitbürgerin dieſer Stadt betrachtet ſein wollte, dem Aufgebot Folge zu leiſten. Allein Bibikow, der die Aufhebung der Belagerung von Orenburg bewirkt hatte, verlor, da die Zahl und die Kühnheit der Aufrührer noch immer größer ward, bei einem Ueberfall ſein Leben; und obwohl Galitzin dieſe Schmach rächte, und den Pugatſchew zwölf Meilen von Orenburg dergeſtalt ſchlug, daß er ſich in die Gebirge des Ural zurückziehen mußte, kam dennoch derſelbe bald wieder an der Spitze eines neuen Heeres zurück, und belagerte die alte und große Hauptſtadt Kaſan. Es gelang ihm, dieſelbe einzunehmen.

Auf Befehl der Kaiſerin war am Don ſeine erſte Frau aufgeſucht und nach Kaſan geſchickt worden, um das dortige Volk von ſeinem wahren Stand und Urſprung zu überzeugen. Als er bei ſeiner Ankunft dort ſie ganz unvermuthet ſah und erkannte, ſagte er ſogleich, ohne die Miene zu verändern: „Kleidet dieſes Weib gut. Ich habe ihren Mann gekannt, er hat mir verſchiedene Dienſte gethan.“ Indeß hielt ſich die abgeſondert liegende Feſtung, und während ihrer Belagerung ward Pugatſchew von dem Oberſten Michelſon angegriffen und mit einem Ueberreſte weniger Koſaken in die Steppe zu fliehen genöthigt. Dennoch verlor der große Haufe des Volks das Vertrauen zu ſeinen Verſprechungen nicht. Koſaken, Kalmücken, Baſchkiren und Bauern bildeten ihm bald ein neues Heer. Um dieſe Zeit war der Friede zwiſchen den Türken und Ruſſen geſchloſſen worden, und Romanzow bedrohte ihn im Rücken. Pugatſchew nahm daher ſeinen Weg nach der Wolga, um in die europäiſchen Provinzen und beſonders nach Moskau vorzudringen. Blutig war die Spur, die er hinter ſich ließ*); aber Michelſon kam ihm zuvor, ſchnitt ihn von Moskau ab, und ſchloß ihn, als er eben die Feſtung Zaritzin belagern wollte, von allen Seiten ein. Dennoch wollten ſich die Aufrührer nicht ergeben. Viele derſelben blieben im Kampf auf dem Platze, Andere wurden gefangen, noch Andere fanden den Tod in Abgründen und zwiſchen Felſen.

Pugatſchew ſelbſt verdankte der Wolga, durch welche er ſchwamm, ſeine Rettung für den Augenblick, doch nicht für die Dauer. Sein Anhang ſchmolz immer mehr zuſammen, und ſeine näheren Genoſſen gaben nun der Aufforderung Gehör, ihren Anführer auszuliefern. Antizow, ſein Buſenfreund, unternahm es, die Koſaken durch Zuſagen von Seiten der Kaiſerin zu beruhigen; darauf nahmen drei derſelben ihn gefangen. Er nagte an einem Pferdeknochen, als ſie mit den Worten: „Du biſt nun lange genug Kaiſer geweſen,“ auf ihn losgingen. Er drückte eine Piſtole ab, und zerſchmetterte Einem den Arm, die Anderen aber banden ihn, und benachrichtigten den in der Nähe befindlichen ruſſiſchen General von ihrem Fange.

Katharina befahl, daß Pugatſchew nicht aufgefordert werden ſollte, ſeine Mitſchuldigen zu nennen. Sich begnügend, ihn ſelbſt nebſt einigen ſeiner Gehülfen am 21. Januar 1775 zu Moskau enthaupten zu laſſen,

*) Hier an der Wolga fiel auch der Aſtronom Lowitz, von der kaiſerlichen Akademie, in die Hände der Empörer. Sie durchbohrten ihn mit ihren Piken, und hoben ihn auf denſelben in die Höhe, damit er, wie ſie im wilden Uebermuthe ſpotteten, den Sternen näher kommen möchte.

wollte ſie nicht wiſſen und beſtrafen, was noch hätte geſchehen können, ſondern nur wieder gutmachen, was ſchon geſchehen war. Der zweijährige Aufruhr hatte eine große Menge Städte und Dörfer zerſtört, und mehr als hunderttauſend Menſchen des Lebens beraubt. Um die Erinnerung daran zu vertilgen, ward durch Ukaſe der Name Jaik auf ewige Zeiten abgeſchafft, und der Fluß, der in den uralſchen Gebirgen entſteht, Ural, die Stadt Jaizk aber, wo Pugatſchew ſeinen Aufruhr angefangen hatte, Uralsk genannt. Den Baſchkiren, die ſich in die Empörung eingelaſſen, wurden zur Abſchreckung von ähnlichen Unternehmungen manche ihrer Freiheiten und Rechte genommen; die Moſtſcheräken hingegen, ein tatariſches, zwiſchen jenen wohnendes Volk, welches der Krone treu geblieben war, von der Bezahlung des Tributs an jene befreit, und nach Weiſe der Koſaken zu freien Leuten gemacht.

8. Katharina II. verfügt über den polniſchen Thron.

(1764—1772.)

Katharina befand ſich in dem Falle, durch glänzende Erfolge die gewaltſame Art, wie ſie zum Throne gelangt war, und das zweifelhafte Recht ihrer Herrſchaft in Vergeſſenheit ſtellen zu müſſen. Zwei Nachbarſtaaten, Polen und die Türkei, boten ihr für dieſen Zweck durch ihre innere Schwäche und Verwirrung einen trefflichen Spielraum. Polen hatte bei aller Fülle von Kräften ſeit zwei Jahrhunderten die Richtung für dieſelbe nicht finden können, und befand ſich in einem Zuſtande, der die Abſichten eines ehrgeizigen Feindes ſehr erleichterte. Die Mittel, wodurch dieſer Staat ſeine Freiheit im Innern zu ſichern glaubte, die Conföderationen des Adels gegen das Anſehen des Königs und des Reichstages, noch mehr aber die Berechtigung jedes einzelnen Landboten, durch ſeine verneinende Stimme alle Beſchlüſſe des Reichstages nichtig zu machen, waren eigentlich Einrichtungen, durch welche die Geſammtheit des Staats in einen Haufen von Beſonderheiten zerſplittert und die Knechtung von außenher erleichtert wurde.

Schon König Auguſt III., der bei der Thronbeſteigung Katharinen's noch auf dem Throne ſaß, mußte das herriſche Uebergewicht der neuen Nachbarin, und zwar zwiefach, als König und als Vater, empfinden. Er hatte nämlich, da Herzog Johann Ernſt Biron am ruſſiſchen

Hofe geſtürzt und in Verbannung geſchickt war, das Herzogthum Kurland, als ein Lehn von Polen, ſeinem jüngern Sohne, dem Prinzen Karl von Sachſen, übergeben. Allein Katharina forderte bei ihrer Thronbeſteigung dieſes Land für Biron zurück, den ſchon Peter III. aus ſeiner Verbannung hatte wiederkommen laſſen*), und der, öffentlich vor ihr auf den Knien liegend, ſie angefleht hatte, ihn in ihren mächtigen Schutz zu nehmen. Ruſſiſche Soldaten rückten nun in das Herzogthum ein und forderten den Prinzen Karl auf, daſſelbe zu verlaſſen. Dieſer wollte keine anderen Befehle anerkennen, als die, welche von ſeinem Vater oder von dem polniſchen Reichstage kämen, und weigerte ſich ſtandhaft, obgleich er in ſeinem Palaſte bedrängt ward, räumte aber endlich das Land, als ſein Vater, längern Widerſtand für unnütz haltend, es ihm gebot. Biron nahm hierauf Kurland wieder in Beſitz, und behielt es, bis er 1772 ſtarb und ſein Sohn in der Regierung folgte.

Aber dies war nur ein leichtes Vorſpiel. König Auguſt fand, als er nach geendigtem ſiebenjährigen Kriege in ſein Kurfürſtenthum zurückkehrte, die Ruhe, die er daſelbſt ſuchte, im Grabe (5. Oct. 1763). Sein Sohn und Nachfolger in Sachſen, Kurfürſt Friedrich Chriſtian, erklärte ſich zwar bereit, die polniſche Krone anzunehmen, wenn ſie ihm angetragen würde und die benachbarten Mächte es gern ſähen, ſtarb aber ſchon im December deſſelben Jahres, mit Hinterlaſſung eines minderjährigen Nachfolgers. Katharina konnte nun über die Wiederbeſetzung des polniſchen Throns nach Gutdünken entſcheiden. Funfzehntauſend Ruſſen ſtanden in Kurland; Graudenz wurde zur Beſchützung ruſſiſcher Vorräthe beſetzt, und andere Heerhaufen betraten Polen, um, wie es hieß, auf einem kürzern Wege aus einer Provinz des weitläufigen ruſſiſchen Reichs in eine andere zu ziehen, in der That aber, um den Willen der Kaiſerin geltend zu machen. Die allgemeine Erſchöpfung nach dem eben geendigten Kriege ließ von den übrigen Höfen keine großen Hinderniſſe erwarten. König Friedrich von Preußen aber bemühte ſich damals um die Freundſchaft der Kaiſerin. Da er nach dem Hubertsburger Frieden ganz allein ſtand, während Oeſterreich, Frankreich und Sachſen mit einander verbündet blieben, hielt er es für durchaus nothwendig, ſich eng an Rußland anzuſchließen. Lange arbeitete Oeſterreich ſeinen Bemühungen entgegen, bis der Tod des Königs Auguſt und die Abſicht

*) Nach dem Falle der Regentin Anna war Biron zwar aus Sibirien zurückgekehrt, durfte aber nicht nach Petersburg kommen, ſondern ward nach Jaroslaw gewieſen, wo er über zwanzig Jahre, ſo lange Eliſabeth lebte, mit ſeiner Familie zubrachte.

Katharina's, dem Stanislaus Poniatowski die polniſche Krone zu verſchaffen, dem Wunſche Friedrich's nach einem Bündniſſe mit Rußland den Weg zur Erfüllung bahnte. Sobald er dieſer Abſicht gewiß war, befahl er ſeinem Geſandten in Warſchau, den ruſſiſchen in dieſer Angelegenheit kräftigſt zu unterſtützen. Die Kaiſerin gab nun den preußiſchen Anträgen Gehör, und am 11. April 1764 wurde ein Schutz- und Trutzbündniß auf acht Jahre zwiſchen Preußen und Rußland geſchloſſen, dem ein ſchon zwiſchen Friedrich und Peter III. projectirtes Bündniß zu Grunde lag. Beide Mächte verbürgten einander ihre Staaten, verſprachen ſich, im Fall ſie angegriffen würden, gegenſeitigen Beiſtand mit 12,000 Mann oder anſtatt derſelben mit 480,000 Reichsthalern Hülfsgelder; zugleich verabredeten ſie in geheimen Artikeln die Wahl Poniatowski's, die Beſchützung der Diſſidenten und gemeinſchaftliches Einſchreiten, wenn es den Polen beikommen ſollte, die Verfaſſung monarchiſcher oder die Königswürde erblich zu machen. Denn auch Friedrich nahm kein Intereſſe an der Erſtarkung Polen's, da dieſes, von der Zeit der Lehnsherrlichkeit über das Herzogthum Preußen her, immer noch Anſprüche auf Oſtpreußen nährte, während Friedrich vielmehr ſeinerſeits auf das dem deutſchen Orden durch Polen entriſſene Weſtpreußen Anſpruch erheben zu dürfen glaubte. Alsbald rückten zehntauſend Ruſſen in die Nähe von Warſchau und eben ſo viele Preußen zeigten ſich an der weſtlichen Grenze. Unter dieſen Umſtänden wurde Poniatowski auf dem Wahltage zu Wola am 7. September 1764 zum Könige von Polen erwählt. Katharina hatte ihm geſchrieben: „Ich ſchicke Kaiſerlingk, meinen Geſandten, nach Polen, mit dem Befehl, Sie oder Adam Czartoryski zum Könige zu machen."

Stanislaus Poniatowski, aus einem durch Karl XII. emporgehobenen Hauſe, hatte ſich, bei einem früheren Aufenthalte in Petersburg, durch einnehmende Schönheit und geſellige Bildung die Gunſt Katharinen's, die damals noch Großfürſtin war, verſchafft. Indem ſie nun, vom kaiſerlichen Throne herab, ihn mit einer Königskrone belohnte, ſchien ſie zärtlichen Erinnerungen zu genügen, während ſie nur ehrgeizigen Abſichten diente. Stanislaus beſaß, bei allem Glanze ſeiner Bildung, nicht die Willensſtärke, deren ein König von Polen bedurfte, wenn er zum Heile der Nation regieren ſollte. Da er, mit Widerſpruch eines großen Theils des Adels, unter dem Geklirre ruſſiſcher Säbel und durch Hülfe ruſſiſchen Geldes gewählt worden war, ſo mußte er bei derjenigen Macht, die ihn zum Throne erhoben hatte, auch ſeine Erhaltung ſuchen. Katharina war anfangs ſehr bereitwillig für dieſelbe einzuſtehen. Rad-

zwill, der Einflußreichſte in Lithauen, welcher Gewalt gegen Gewalt geſetzt, der Marſchall Malachowski und der General Mokranowski, die den verfaſſungsmäßigen Einſpruch gegen die Gültigkeit eines durch fremde Waffen umlagerten Reichs- und Wahltages eingelegt hatten, fanden nur in der Flucht zu den Türken, als den Gewährleiſtern der polniſchen Wahlfreiheit, Rettung. Bald aber mußte der neue König ſelbſt den ruſſiſchen Einfluß ſchmerzlich empfinden.

Die beiden Brüder Czartoryski, Oheime des Königs, und mit den erſten Reichswürden bekleidet, ſtrebten nämlich, durch Veränderung der bisherigen Verfaſſung Polen's, aus welcher deſſen Ohnmacht entſprang, ein kräftigeres Königthum zu begründen. Zu dem Ende ſuchten ſie die Groß-Kronämter, die, ſeit der öftern Zerreißung der Reichstage, in der Juſtiz, dem Kriegsweſen, den Finanzen und der öffentlichen Polizei eben ſo viele wahrhafte Selbſtherrſcher bildeten, zu beſeitigen, indem ſie deren Geſchäfte vier höchſten Behörden übertrugen. Vor Allem aber wünſchten ſie den Adel zum Aufgeben jenes unglückſeligen Rechts zu bewegen, vermöge deſſen jeder Einzelne durch ſeinen Einſpruch alle Verhandlungen der geſetzgebenden Gewalt vernichten konnte.

Allein ſobald die letztere Abſicht kund ward, fanden ſie nicht bloß bei Denen Widerſtand, die das Gefühl ihres eigenmächtigen Willens höher als die Liebe zum Vaterlande ſchätzten, ſondern auch beſonders bei der Kaiſerin Katharina. Sechstauſend Ruſſen näherten ſich Warſchau, als man auf dem Reichstage die Stimmenmehrheit behufs der Vermehrung des Heeres und der Feſtſetzung neuer Abgaben einführen wollte, und bedrohten die Güter Derjenigen, die für die Verfaſſungsänderung ſtimmen würden, mit Plünderung. Die ruſſiſchen Soldaten erhielten ſogar Befehl, in die Krongüter des Königs einzurücken, weil derſelbe die Plane ſeiner Oheime billigte und beförderte.

So ſah Stanislaus ſeine Krone von Derjenigen herabgewürdigt, die ſie ihm verliehen, und der zu Ehren er am heiligen Katharinentage ſich hatte krönen laſſen. Der ruſſiſche Geſandte, der ſtolze und ſchonungsloſe Repnin, der Nachfolger des ſchlauen und gewandten Kaiſerlingk, war der eigentliche Machthaber; damit er es bliebe, bedurfte es der Vorwände, um die Nationalkraft Polen's an ihrer inneren Erſtarkung zu hindern. Unglücklicher Weiſe bot dieſer verderblichen Abſicht die Unvernunft blinder Parteiwuth unter den Polen ſelber die Hand.

Die Diſſidenten, d. h. die nicht unirten Griechen und die Proteſtanten, hatten in dem Jahrhundert der Reformation gleiche Rechte mit

den Katholiken in Polen beſeſſen, dieſelben aber ſeit den ſchwediſchen Kriegen verloren, weil die Proteſtanten für Anhänger des Nationalfeindes galten; ſie waren endlich im Jahre 1736 von allen öffentlichen Aemtern, auch von der Landbotenkammer, ausgeſchloſſen worden. Um ihre verlorenen Rechte wiederzuerlangen, wandten ſie ſich jetzt an die ruſſiſche Kaiſerin, die ihnen ſogleich ihren Schutz verſprach und von der polniſchen Regierung die Erfüllung des Vertrags von Oliva und der darin den Diſſidenten gewährten Rechte verlangte. Dänemark, Schweden und Großbritannien erhoben gleichfalls die Stimme für ihre Glaubensgenoſſen. Allein ohne Rückſicht auf dieſe Empfehlungen beſtätigte der Reichstag, theils durch den Religionseifer des Biſchofs Soltyk von Krakau, theils durch Abneigung gegen Rußland beſtimmt, im November 1766 die früheren Verordnungen, und geſtattete nur einige Erleichterungen des Gottesdienſtes der Diſſidenten.

Unbefriedigt dadurch und von Rußland aufgeregt, conföderirten ſich dieſelben alsbald mit anderen Mißvergnügten zu Radom. Umringt von ruſſiſchen Waffen, wurde dieſe Conföderation ganz ein Werkzeug Repnin's. Er verſetzte ſie nach Warſchau, und ließ hier einen Reichstag eröffnen, dem er unumwunden befahl, der Forderung ſeiner Kaiſerin Folge zu leiſten. Die Landboten, welche ſich dieſer gewaltſamen Einmiſchung einer fremden Macht widerſetzten, die Biſchöfe Soltyk und Zaluski, der Graf Rzewuski und Andere wurden im Oktober 1767 gefangen genommen und einige nach Sibirien geſchickt. Durch dieſe Gewaltthat geſchreckt, ertheilte der Reichstag den Diſſidenten vollkommene Gleichheit der Rechte mit den Katholiken und Zutritt zu allen Ehrenſtellen, nur nicht zum Thron; er genehmigte auch alle übrigen Forderungen Rußland's, durch welche die Geſetzloſigkeit in Polen und der Einfluß Rußland's erhalten werden ſollte. Es klang wie Spott, daß das liberum veto von Neuem für das Grundgeſetz der polniſchen Verfaſſung erklärt und unter ruſſiſche Gewährleiſtung geſtellt wurde; aber Katharina erkannte in demſelben das Mittel für ihren Zweck, nachdem durch ein enges Bündniß Polen ganz abhängig von Rußland gemacht war.

König Stanislaus, ohne Thatkraft und Haltung hin und her ſchwankend, ſpielte bei dieſen Vorgängen die kläglichſte Rolle. Den Zorn Katharinen's fürchtend und ihrem Willen ſich beugend, erſchien ſeine Zuſtimmung den Ruſſen als werthlos, während die Polen, die ſich von ihm aufgeopfert glaubten, ihn haßten und verachteten. In der That war er ein geiſtreicher, feingebildeter Hofmann, aber kein König für die

Sarmaten. Als die Landboten vor ihm erſchienen, ihm die von den Ruſſen geſchehene Gefangennehmung ihrer angeſehenſten Männer klagend und trauernd zu berichten, fanden ſie ihn an ſeinem Schreibtiſche, umgeben von Farbetöpfen, um das Muſter zu einem Staatskleide am Jahrestage ſeiner Krönung zu entwerfen; und eine franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft war der Gegenſtand ſeiner Sorgen, zu einer Zeit, wo das Vaterland in allgemeine Trauer verſunken war. Dieſen König vom Throne zu ſtoßen, wurde daher Entſchluß Derer, welchen Vaterlandsliebe und Religionseifer kräftige Geſinnungen einflößten. Mehrere ſolcher Männer brachten, zu Anfang des Jahres 1768, zu Bar in Podolien eine Conföderation zuſammen. Zwei Edelleute, Pulawski und Kraſinski, waren die Haupturheber derſelben; Fürſt Radziwill, Graf Potocki und andere angeſehene Große traten bei. Rechnend auf Hülfe von der Türkei und von Frankreich, ergriffen ſie die Waffen gegen die ruſſiſchen Heere, welche einen Theil Polen's beſetzt hielten und mit denen der König ſeine Kronvölker vereinigte. Polen ward der Schauplatz eines Krieges, den alle Erſcheinungen der zügelloſeſten Erbitterung begleiteten, den aber auch hin und wieder Züge einer trotzigen, von gerechtem Unwillen befeuerten Kraft veredelten.

Da die Conföderirten ihren Geldbedarf nur durch gewaltſame Maßregeln zuſammenbringen konnten, benutzten Räuberbanden den Vorwand und verheerten das Land. Die Haydamaken oder zaporoger Koſaken, die auf den Inſeln des Dniepers in Unabhängigkeit lebten, fielen in die Ukraine ein (1768 und 1769), ermordeten die Edelleute, und vermehrten die Gräuel des bürgerlichen Krieges. Eine furchtbare Peſt, die in kurzer Zeit in Volhynien, Podolien und in der Ukraine ausgebrochen war, vollendete das Elend.

Im Ganzen befanden ſich die Conföderirten im Nachtheil. Sie wurden in mehreren Gefechten geſchlagen, und ihre Hauptplätze, Bar und Krakau, fielen in die Hände der Ruſſen. Bei der gegenſeitig aufgeregten Wuth ließen die ruſſiſchen Generale die Gefangenen ſehr grauſam behandeln. So erſchienen einſt zu Warſchau neun polniſche Edelleute, denen auf Befehl des Generals Drewitz die Hände über dem Gelenke abgehauen waren. Die erwartete Hülfe von Außen zögerte. Oeſterreich begnügte ſich anfänglich mit der Rolle des Beobachters, und verließ die Polen ganz, als ihm Rußland und Preußen Ausſichten zu Gewinn auf Polen's Unkoſten eröffneten; Frankreich handelte nicht unmittelbar für ſie, ſondern bemühte ſich nur, die Türken aufzuregen und zum Kriege gegen Rußland zu reizen. Das Letztere gelang endlich. Der

Sultan, Muſtapha III., übernahm es, eines der älteſten Reiche der Chriſtenheit gegen die chriſtlichen Mächte zu vertheidigen, welche die Loſung des europäiſchen Gleichgewichts zum Angelpunkte der chriſtlichen Staatskunſt und zum Vorwande aller ſelbſtſüchtigen Begehrlichkeiten gemacht hatten, und erklärte im Oktober 1768 an Rußland den Krieg, weil ruſſiſche Truppen die Conföderirten auf türkiſches Gebiet verfolgt und daſelbſt Brand und Plünderung verübt hatten.

Hierdurch verbeſſerte ſich Anfangs das Schickſal der Conföderation, die jetzt, von einem Grafen Pak geleitet, ihren Hauptſitz zu Eperies in Ungarn hatte. Rußland zeigte ſich gemäßigter, und der neue Geſandte, Wolkonski, einen friedlichern Sinn. Endlich handelte auch Frankreich unmittelbar (1770). Es verſprach den Polen einen monatlichen Beitrag von 6000 Ducaten, und ſandte ihnen den nachmals ſo berühmt gewordenen Oberſten Dumouriez nebſt mehreren Officieren.

Die Conföderation erklärte nun den König Stanislaus im April 1770 ſeiner Würde verluſtig und den Thron für erledigt. Drei Abgeordnete gingen nach Warſchau, übergaben dem Könige bei einer öffentlichen Feierlichkeit in Form einer Bittſchrift die Urkunde, wodurch er abgeſetzt und vor das Gericht der Conföderation zur Verantwortung citirt ward, und verloren ſich dann unter der Menge. Im Jahre darauf (1771) wurde ſogar ein Verſuch gemacht, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen. Der kühne Pulawski hatte den Plan dazu entworfen. Als der König am Abend des 3. November von dem Landſitze eines Verwandten zurückkehrte, ward er in den Straßen von Warſchau angefallen, gefangen genommen und eine weite Strecke durch einen dicken Wald geſchleppt, aber durch eine Reihe glücklicher Umſtände gerettet. Die Räuber plünderten und verließen ihn, und der letzte Anführer, Koſinski, wurde durch des Königs Beredtſamkeit geſtimmt, ihn ſelbſt in Sicherheit nach einer Mühle zu bringen, von wo er am andern Morgen nach Warſchau zurückkam.

Dennoch konnte die Conföderation ſich nicht behaupten. Die Türken führten ihren Krieg ohne Glück; mit dem Sturz des Miniſters Choiſeul endete auch der Eifer der franzöſiſchen Regierung; Dumouriez erhielt weder Anweiſungen noch Geld; bei Landskron von Suwarow geſchlagen, entzweite er ſich überdieß mit den Polen und verließ das Land. Oeſterreich bezeigte ſich gleichfalls feindlich gegen die Conföderation und vereinigte ſich endlich mit Preußen und Rußland zu einem Schlage, der nicht allein die Conföderation, ſondern das ganze polniſche Reich traf. Der Gang des Türkenkrieges führte dieſe Wendung herbei.

4. Katharina im Kriege mit den Türken.
(1768—1772.)

Als Sultan Muſtapha III. durch die Klagen und Bitten der conföderirten Polen und durch die Anregungen des franzöſiſchen Hofes bewogen worden war, an Rußland den Krieg zu erklären, begann der Kampf türkiſcher Seits mit großen Erwartungen, die ſich aber ſchlecht bewährten. Ungeſchickte Führer und zuchtloſe Heere brachten den Türken fortwährendes Unglück; hierzu kam die Geneigtheit, welche die durch das ganze Reich zerſtreuten Griechen den Ruſſen bezeigten, und der Beiſtand, den ſie ihnen bei mehreren Gelegenheiten leiſteten; endlich der Umſtand, daß die Tataren, ſonſt die Vorfechter der Türken, zu dieſem Kriege kein Herz hatten, und aus unzeitiger Liebe zur Ruhe den trügeriſchen Künſten der Ruſſen ſich hingaben, beſonders ſeitdem ihr Chan Kirim Gerai, den ein türkiſcher Geſchichtſchreiber den letzten Helden der Tataren nennt, geſtorben war, als er eben in Begriff ſtand, den Ruſſen zuvorzukommen und den Krieg in ihr Gebiet zu ſpielen. Sein Tod hatte die Folge, daß das ruſſiſche Heer ſich der Feſtung Choczim nähern konnte. Denn wiewohl die Türken den Krieg ſchon 1768 erklärt hatten, rückte doch ihr Hauptheer erſt im März 1769 langſam heran, unter Anführung eines Großvezirs, der geſchickter zu Verwaltungsgeſchäften als zur Kriegführung war. Zwar hatte der erſte Feldzug für die Ruſſen keinen größeren Erfolg, als die Einnahme der verlaſſenen Feſtung Choczim. Im folgenden Jahre jedoch, 1770, eroberte Romanzow, Galitzin's Nachfolger im Commando, nach dem Siege am Pruth (am 18. Juli) die Moldau, und nach dem noch größeren Siege am Kagul (am 1. Auguſt) die Wallachei. Acht Wochen ſpäter, am 27. September, ward die Feſtung Bender unter Anführung Panin's von den Ruſſen erſtürmt.

Unterdeß war aus den Häfen des baltiſchen Meeres eine ruſſiſche Flotte ausgelaufen, um nach dem Mittelmeere zu ſchiffen, und daſelbſt einen Aufſtand der Griechen gegen ihre tyranniſchen Oberherren zu bewirken. Im Rathe der Kaiſerin hatte über dieſen Plan großer Zwieſpalt geherrſcht. Mehrere ſtellten vor, daß das Landheer die Griechen nicht unterſtützen könne, und daß man dieſe dem äußerſten Unglück Preis geben werde; ſie hätten es daher vorgezogen, die unter türkiſcher Herrſchaft ſtehenden Tataren zur Empörung zu bringen. Allein Gregor Orlow, damals noch Katharinen's öffentlicher Liebling, war für das griechiſche Project, bei welchem auch ſeine Brüder eine große Rolle ſpielten.

Ein gewiſſer Papaz Ogli aus Lariſſa, einſt Orlow's Kriegsgenoſſe bei der Artillerie, hatte ihm zuerſt daſſelbe als ausführbar entwickelt, und ſchon vor dem Ausbruche des Krieges ſich dafür thätig bewieſen. Im Jahre 1766 hatte ſich Papaz Ogli nach dem Peloponnes begeben, und beſonders bei den Mainotten verweilt; man hatte mit großer Freigebigkeit den griechiſchen Kirchen Geſchenke gemacht; mehrere junge Ruſſen hatten ſich in Malta niedergelaſſen, um die Küſten des mittelländiſchen Meeres zu erforſchen; Alexius und Theodor Orlow, von denen der Letztere den ehrgeizigen Abſichten ſeines Bruders Begeiſterung für das Alterthum beigeſellte, hatten Italien durchreiſt, um in den Seeſtädten, wo der Handel eine Menge von Griechen hingezogen hatte, dieſem Volke durch Glanz und Geld als ſichere Bürgen der Hoffnungen und Verſprechungen, welche Rußland machte, zu erſcheinen.

In Livorno ging Alexius Orlow, der die ruſſiſche Seemacht befehligen ſollte, an Bord der Flotte. Dieſe war in England, das dafür ſeinen abgelaufenen Handelsvertrag zu erneuern hoffte, ausgebeſſert worden, und hatte dann in Port Mahon überwintert. Als ſie 1770 in den öſtlichen Gewäſſern des Mittelmeers erſchien, erhoben ſich die Griechen im Peloponnes verabredetermaßen gegen die Türken. Allein ihre Hoffnungen wurden grauſam getäuſcht. Die Ruſſen brachten eine zu geringe Landmacht, und Muſchin Zade Paſcha, ehemaliger Großvezir, der beim Ausbruche des Krieges abgeſetzt worden war, weil er nicht für denſelben geſtimmt hatte, traf als Statthalter von Morea ſo gute Anſtalten, daß die Türken mehr Widerſtand leiſteten, als man erwartet hatte. Wiewohl daher zwei, aus griechiſchen Bauern gebildete Heerhaufen Miſitra eroberten und ihrer Rache gegen die Türken freien Lauf ließen, auch in Miſitra ſchon die neue Verwaltungsbehörde gebildet werden ſollte, war doch der Jubel nur von kurzer Dauer.

Zahlreiche Schaaren von Albaneſern rückten in den Peloponnes ein, und nun wurden die Griechen in allen Städten und Dörfern niedergemetzelt. Patras und Tripolitza waren beſonders Schauplätze dieſer wüthenden Rachſucht der Türken. In der letzteren Stadt wurden mehr denn 3000 Griechen von jedem Alter und Geſchlecht gemordet. Das Hauptheer, aus Ruſſen, Mainotten und Montenegrinern beſtehend, gewährte aus Schuld ungeſchickter Führung keine Hülfe. Alexius Orlow, der bei Abſetzung und Ermordung Peter's III. die Hauptrolle geſpielt hatte, zeigte weder Muth noch Talent bei der ruhmwürdigen Unternehmung, durch die er jene Frevel hätte in Vergeſſenheit ſtellen können. Nachdem er eine

Zeit lang die Belagerung von Koron geleitet hatte, hob er dieſelbe auf und zog ſich nach dem Hafen Navarino.

Viele Griechen ſuchten nun daſelbſt Zuflucht; aber ihr angeblicher Befreier verſagte ſie ihnen. Bald darauf verließ er ſowohl dieſen Ort als die ganze Halbinſel. Nun erreichte das Unglück der Griechen erſt den höchſten Grad. Alle, die an der Landung nahen oder entfernten Antheil gehabt hatten, büßten mit ihrem Leben oder ihrem Vermögen; die Albaneſer aber befriedigten in vollem Maaße ihre Raub- und Mordluſt. Große Strecken im Peloponnes wurden mit Trümmern und Leichenhaufen bedeckt; doch rettete ſich der Kern der Bevölkerung in die Gebirge, aus denen ſie einige Jahre nachher wieder hervorkamen und die Albaneſer, welche die Pforte ſelbſt wieder loswerden wollte, vertrieben. Uebrigens war bei der letztern ernſtlich darüber berathſchlagt worden, ob es nicht beſſer ſei, alle Griechen im Reiche niederzumetzeln. So unglücklich endigte der Verſuch, Griechenland durch ruſſiſche Hülfe zu befreien.

Die Ruſſen eilten, nachdem ſie ihre beiden Geſchwader unter Spiridow und Elphinſtone vereinigt hatten, die Schmach dieſer Landung in den Fluthen abzuwaſchen. Sie ſuchten die türkiſche Flotte auf, und bei Scio geſchah am 5. Juli 1770 eine Schlacht. Die beiden Admiralſchiffe, des Kapudan Paſcha und des Spiridow, geriethen vorzüglich an einander; das türkiſche Schiff, von den Ruſſen in Brand geſetzt, ſprang in die Luft, aber es riß auch das ruſſiſche Schiff mit in die Höhe. Nur die beiden Admirale und einige Officiere, unter denen ſich auch Theodor Orlow befand, wurden gerettet. Als Schrecken und Nacht das Treffen getrennt hatten, flüchteten ſich die Türken in die enge und verſchlammte Bai von Tſchesme. Dieſen Fehler benutzten die Ruſſen. Admiral Elphinſtone legte ſich vor den Eingang der Bai, und von dem Contre-Admiral Greigh, der dem Alexius Orlow zugegeben war, unterſtützt, rückte der Lieutenant Dugdale, auch ein Engländer, die folgende Nacht mit Brandern auf die türkiſche Flotte los, knüpfte trotz des feindlichen Feuers einen Brander an ein türkiſches Schiff, ſtürzte ſich dann mit verbrannten Händen, Geſicht und Haaren in's Meer und ſchwamm zu den Seinen zurück.

Alle türkiſchen Schiffe wurden ein Raub des Feuers, welches von 1 Uhr nach Mitternacht bis um 6 Uhr Morgens wüthete. Das Schauſpiel war furchtbar, das Getöſe davon hörte man bis in Athen, in Smyrna bebte die Erde, und die ruſſiſchen Schiffe, in einiger Entfernung Zeugen dieſes Anblicks, wurden wie von einem heftigen Sturme hin und her getrieben. Die türkiſche Mannſchaft rettete ſich durch Schwimmen und auf Schaluppen an die Küſte von Aſien, wo ſie alle Griechen, die ihr auf-

ſtießen, ermordete, und in wilder Wuth Städte und Flecken in Brand ſteckte. Die erſchrockenen Conſuln der Franken in Smyrna ſchickten an Orlow mit der Bitte, daß er nur die Stadt nicht angreifen möchte, weil die bloße Erſcheinung ſeiner Flotte das Zeichen zu einer allgemeinen Plünderung und Niedermetzelung aller Chriſten werden würde*).

So groß war die Wuth über den erlittenen Verluſt; nicht geringer darüber war der Schrecken in Konſtantinopel. Baron Tott, aus einer ungariſchen Familie, und von Frankreich geſchickt, die Türken in der Geſchütz- und überhaupt in der neueren Kriegskunſt zu unterweiſen, aber von der Eiferſucht oder den Vorurtheilen derſelben immer in ſeinen Abſichten und ſeinem Wirken gehemmt, erhielt nun Vertrauen. Die Stückgießereien und die Geſchützſchulen kamen in Thätigkeit, vor Allem aber wurden die Dardanellen in einen beſſern Stand geſetzt, weil man mit jedem Augenblicke den Durchzug der ruſſiſchen Flotte erwartete. Die Engländer auf der ruſſiſchen Flotte beſtanden auch darauf; allein Orlow widerſetzte ſich, entweder aus Eiferſucht, oder aus Mangel an Kühnheit, oder aus Rückſicht auf den ſchlechten Zuſtand der Schiffe, auf denen viele Kranke und Verwundete, und nur noch wenige Ruſſen waren, ſo daß die Mannſchaft meiſt aus friſch aufgerafften Griechen, Mainotten und anderen Contingenten beſtand.

Elphinſtone, welcher der Kaiſerin verſprochen hatte, die Dardanellen zu durchbrechen, ging, um wenigſtens die Möglichkeit zu zeigen, mit ſeinem Fahrzeuge in die Meerenge, ohne daß ihm die übrigen ruſſiſchen Schiffe folgten, warf ruhig ſeine Anker, ließ ſeine Trompeter blaſen, trank eine Taſſe Thee, und eilte mit Hülfe der Fluth wieder zurück. Er verließ bald darauf die ruſſiſche Flotte, unzufrieden und unbelohnt; der verdienſtloſe Orlow dagegen erhielt zum Andenken des Sieges, der weniger durch ihn als trotz ſeiner errungen worden, den Beinamen Tſchesmenskoi, und wurde in Petersburg, wohin er ging, um der Kaiſerin perſönlich Vorſchläge zu neuen und erweiterten Entwürfen zu machen, mit den größten Ehrenbezeigungen überhäuft; ja Katharina ermächtigte ihn, mit der ihm untergebenen Flotte jede Unternehmung zu wagen, ohne jemals eine Verantwortlichkeit fürchten zu dürfen

Von einer neuen Seite nämlich, von Aegypten aus, eröffnete ſich jetzt eine Ausſicht, dem türkiſchen Reiche beizukommen. Ali Bey, ein Geor-

*) Orlow ließ von Hackert vier Bilder malen, welche dieſe furchtbare Begebenheit in vier verſchiedenen Augenblicken darſtellen; um der Phantaſie zu Hülfe zu kommen, wurde auf der Rhede von Livorno vor den Augen des Malers ein Kriegsſchiff in die Luft geſprengt.

gier von Geburt, war eines der Mamelucken-Häupter, welchen damals die Herrſchaft über Aegypten unter der Aufſicht des Statthalters der Pforte gehörte. Er hatte aber bald die übrigen Beys aus dem Wege zu räumen oder zu unterdrücken gewußt, den türkiſchen Paſcha vertrieben, dem Sultan den Gehorſam aufgekündigt und ſich ganz Aegypten unterworfen. Damit nicht zufrieden, drang er auch in Paläſtina ein, bemächtigte ſich verſchiedener Plätze in Syrien und eroberte (im Mai 1771) Damaskus.

Die Pforte, ſchon allzuſehr mit dem Kriege gegen die Ruſſen beſchäftigt, konnte nur mit geringem Nachdrucke gegen ihn handeln. Ali Bey ſuchte dieſen Vortheil für ſich zu vergrößern, indem er unmittelbar mit den Ruſſen in Verbindung trat. Er verſprach, keine Zufuhr nach Konſtantinopel gehen zu laſſen, und forderte von der ruſſiſchen Flotte Unterſtützung. Dieſe ward ihm gewährt. Ruſſiſche Schiffe halfen Jaffa belagern, und im Sommer des Jahres 1772 erſchien ein ruſſiſches Geſchwader vor Damiette. Allein mitten unter dieſen glücklichen Ausſichten ward Ali von ſeinem Schwiegerſohn, Ebu Seheb, aus Cairo vertrieben, und im Mai des folgenden Jahres von deſſen Söldnern gefangen; drei Tage darauf ſtarb er, an Gift oder an ſeinen Wunden.

Die ruſſiſche Flotte mußte nun von Damiette unverrichteter Sache abziehen. Aber auch an anderen Orten richtete ſie nichts Bedeutendes aus. Candia ward vergebens belagert, von Lemnos wurden die Ruſſen durch ein kühnes und glückliches Unternehmen eines türkiſchen Heerführers wieder vertrieben, und am Ende war Paros die einzige Inſel, die ſie im Archipelagus beſetzt hielten.

Der Landkrieg ermattete auch ſeit den großen Hauptſchlägen des Jahres 1770. An der Donau ward ein bloßer Vertheidigungskrieg geführt. Dafür gelang es den Ruſſen unter Dolgorucky im Jahre 1771 die Halbinſel Krim, die damals genau drei Jahrhunderte den osmaniſchen Kaiſern unterthan war, zu erobern und durch kluge Beredung der tatariſchen Oberhäupter die Unterwerfung derſelben unter ruſſiſche Hoheit zu bewerkſtelligen. Bis dahin hatte der Sultan in Konſtantinopel als der eigentliche Landesherr den jedesmaligen Chan als ſeinen Vaſallen eingeſetzt und zugleich als Chalif die Muſti's und Kadi's in der Krim beſtellt. Nunmehr ging ein von den Ruſſen eingeſetzter Chan nach Petersburg der Kaiſerin ſeine Huldigung darzubringen.

5. Die erſte Theilung Polens*).

(1772.)

Die großen Fortſchritte Rußland's beunruhigten alle Mächte, und auch den Bundesgenoſſen Katharinen's, den König von Preußen. Er hatte, kraft ſeines Bündniſſes, die Hülfsgelder für das erſte Jahr gezahlt; aber ſein Wille war doch nicht, das ſchon ſo furchtbare Rußland noch mächtiger zu machen, um am Ende, wie Polen, Geſetze von ihm annehmen zu müſſen. Ein Gegengewicht ſchien noth, und dies fand ſich in Oeſterreich. Joſeph II., Thereſien's Sohn, ſeit 1765, wo Franz I. geſtorben war, römiſch-deutſcher Kaiſer, hatte längſt gewünſcht, Friedrich einmal von Angeſicht zu ſehen. Jetzt ward zwiſchen Beiden eine Zuſammenkunft zu Neiße auf den 25. Auguſt 1769 verabredet. Die Monarchen begegneten einander mit der größten Hochachtung und Vertraulichkeit. Joſeph geſtand freudig: „Nun ſehe er ſeine Wünſche erfüllt, da er die Ehre habe, den größten König und Feldherrn zu umarmen.“ Friedrich, der in ſeinen Schriften vor allem an dem jungen Fürſten die natürliche Freimüthigkeit, den liebenswürdigen Charakter und die große Lebhaftigkeit rühmt, erklärte ſeinerſeits: „er ſehe dieſen Tag als den ſchönſten ſeines Lebens an; denn er werde die Epoche der Vereinigung zweier Häuſer ausmachen, die zu lange Feinde geweſen ſeien, und deren gegenſeitiges Intereſſe es erfordere, ſich einander eher beizuſtehen als aufzureiben.“ Der Kaiſer verſetzte: „für Oeſterreich gebe es kein Schleſien mehr.“ Hierauf deutete er an: daß er freilich, ſo lange ſeine Mutter lebe, keinen großen Einfluß zu erlangen ſich ſchmeicheln dürfe; doch erklärte er in Bezug auf die damalige Sachlage: weder er noch ſeine Mutter würden je zugeben, daß die Ruſſen im Beſitz der Wallachei und Moldau blieben. Am 28. Auguſt unterzeichneten ſie einen geheimen Vertrag, kraft deſſen ſie ſich verpflichteten, den zwiſchen Preußen und Oeſterreich glücklich hergeſtellten Frieden mit aller Treue zu erhalten, und auch, wenn andere nicht vorherzuſehende Unruhen dazu

*) Vgl. Sybel, Geſch. der Revolutionszeit, 2. Aufl. Bd. I. S. 156 ff. Häuſſer, Deutſche Geſch. 2. Aufl. Bd. I. S. 137. ff. Herrmann, Geſch. des ruſſ. Staats, Bd. V. S. 355 ff. S. 508 ff. Bd. VI. S. 1. f. S. 103 ff. Schlözer, Fried. d. G. u. Kath. d. Zweite, 1859. Smitt, Fréd. II. Cathérine et le partage de la Pologne, 1861. Waitz, Preußen und die erſte polniſche Theilung, in Sybel's hiſt. Zeitſch. Bd. III. S. 1 ff. u. Bd. VI. S. 1. ff. Précis de la carrière diplom. du comte de Hertzberg, in Ad. Schmidt's Zeitſch. f. Geſch. Bd. I. S. 20 f. Preuß, Friedr. d. Gr. Bd. VI. S. 3 ff. Wir ſtimmen am meiſten mit den drei Erſtgenannten überein.

kämen, die vollkommenſte Neutralität in Anſehung ihrer gegenſeitigen Beſitzungen zu beobachten.

Im nächſten Jahre hielten die öſterreichiſchen Truppen ein Luſtlager bei Neuſtadt in Mähren, und hier machte Friedrich dem jungen Kaiſer am 3. September einen Gegenbeſuch. Er ging in der Artigkeit dabei ſo weit, daß er in öſterreichiſcher Uniform erſchien, und — was dem Kaiſer noch weit mehr ſchmeicheln mußte — er gab ihm vollſtändige Rechenſchaft von Allem, was er mit dem gleichfalls anweſenden Miniſter Kaunitz verhandelt hatte, eine Aufmerkſamkeit, deren Joſeph zu Wien nicht gewohnt war. Am zweiten Tage dieſer Zuſammenkunft traf ein Eilbote aus Conſtantinopel ein, mit der Bitte des geängſteten Großherrn an Preußen und Oeſterreich, die Vermittelung des Friedens mit Rußland zu übernehmen. Es geſchah; aber als Siegerin erhob Katharina ungeheure Forderungen, und die Vorſtellungen, welche Friedrich dagegen machte, blieben fruchtlos. Oeſterreich, welches die Moldau und Wallachei durchaus nicht in den Beſitz Rußland's kommen laſſen wollte, zog ein Heer zuſammen, und ließ auch in Polen Truppen einrücken, um die zipſer Geſpanſchaft zu beſetzen, weil dieſe, im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts durch Verpfändung an Polen gekommen, in früheren Zeiten zu Ungarn gehört hatte. Noch mehr, es unterhandelte mit den Türken über ein Bündniß. So ſchien ein großer europäiſcher Krieg dem Ausbruche nahe.

Um dieſe Zeit kam der Prinz Heinrich, des Königs von Preußen Bruder, nach Petersburg (Oct. 1770). Dieſer kluge Fürſt wußte ſich durch ſein geſchicktes Betragen das Vertrauen der Kaiſerin in hohem Grade zu erwerben. Einſt ſagte ihm Katharina im Unwillen über Oeſterreich's Verfahren: „es ſcheint, daß man in Polen ſich nur zu bücken braucht, um etwas fortzunehmen; wenn der Wiener Hof Polen zerſplittern will, ſo haben die anderen Nachbarn ein Recht, daſſelbe zu thun.“ Dieſen Gedanken einer Theilung Polen's ergriff der Prinz; er ſah darin ein Mittel, alle Schwierigkeiten zu löſen, und gab davon, mit Katharinen's Vorwiſſen, ſeinem Bruder Kunde, der alsbald mit Eifer darauf einging.

Bei den verrotteten Zuſtänden Polen's, bei der unverbeſſerlichen Junker- und Prieſterherrſchaft und bei ihrem völligen Mangel an nationalem Patriotismus, war die Idee einer Theilung des Landes ſchon ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts in und außerhalb Polen's genährt worden. Der ſchwediſche Diplomat, Graf Schlippenbach, ſchlug 1658 den Höfen von Wien, Berlin und Stockholm eine Beilegung ihrer

polniſchen Streitigkeiten, eine Theilung des Landes, das ſie veranlaßt, und eine Allianz vor, um ſich gegenſeitig in ihren Aneignungen zu behaupten. Wohl mit Rückſicht auf dieſes geheime Project, aber ohne es zu erwähnen, ſagte König Johann Kaſimir 1661 in einer Reichstagsrede mit Zuverſicht voraus, daß Polen bei ſeiner Anarchie einſt ſeinen Nachbarn als Beute verfallen werde*). Auch zur Zeit, da die ſpaniſche Monarchie getheilt ward (1714), war unter den öſtlichen Gewalten viel davon die Rede geweſen, nun die polniſchen Lande ebenfalls zu theilen. König Auguſt II. ſelbſt, indem er daran dachte ſeine Würde erblich zu machen, ging, um die Eiferſucht der Mächte zu beſchwichtigen, mit einer Theilung des Reiches um. Ueberhaupt war dieſe unſittliche Art der Politik, die aus habſüchtigem Egoismus mit den Intereſſen der Nationen Schacher trieb und mit allen Mitteln und Künſten nur auf Vergrößerung des Beſitzes bedacht war, leider keineswegs eine neue und unerhörte, ſondern eine ſehr alte und in den neueren Jahrhunderten von allen Mächten rückſichtslos geübte. Wie viele Theilungen hatten nicht Italien und Deutſchland erlitten! Es war noch neuerdings einer Theilung beider gleichgekommen, als 1735 Frankreich unter der Firma des Polenkönigs Leſzinsky das deutſche Reichsland Lothringen, und Oeſterreich unter der Firma des Hauſes Lothringen das italieniſche Toscana ſich aneignete. Nur hatte der Länderraub bisher meiſt in beſchönigenden Ausdrücken wie Tauſch, Entſchädigung, Reunion u. ſ. w. eine Bemäntelung geſucht und gefunden.

Friedrich wünſchte allerdings im Intereſſe ſeiner eigenen Staaten keine Erſtarkung, ſondern eher eine Auflöſung Polen's, die ihm eine Abrundung jener, militäriſch geſichertere Grenzen und vor allem eine Aufhebung der räumlichen Iſolirung ſeiner königlichen Provinz Preußen verhieß. Er hatte den Gedanken einer Erwerbung Weſtpreußen's ſeit Jahren mit ſich herumgetragen, ja ſchon als Kronprinz dieſelbe im Intereſſe der preußiſchen Staaten für nothwendig erklärt. Es erſchien ihm in der That als eine Lebensfrage für Preußen, ſich den Beſitz des untern Weichſelgebietes, der Verbindung zwiſchen Pommern und Oſtpreußen, zu ſichern. Ja die Wiedervereinigung des von Polen dem deutſchen Orden in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts entriſſenen Weſtpreußen's mit dem deutſch gebliebenen Oſtpreußen durfte als ein deutſchnationales und zugleich als ein proteſtantiſches Intereſſe erſcheinen, als

*) Vgl. Rulhière, révolutions de Pologne, 4. éd. complétée p. Ostrowski, Paris 1862. T. I. p. 42 f.

die Wiederbefreiung einer Million Deutſcher von einer verhaßten drückenden Fremdherrſchaft, zu der ſie durch Sprache, Religion und Geſittung in einem ſchroffen Gegenſatz ſtanden. Dazu kam für Friedrich eine andere Erwägung. Niemand war ſo durchdrungen, wie er, von der Ueberzeugung, daß die unaufhaltſame Anſchwellung der ruſſiſchen Macht nicht nur Preußen und Deutſchland, ſondern ganz Europa mit den größten Gefahren bedrohe; als das einzige Rettungsmittel erſchien ihm eine mit der Zeit ſich bildende Ligue aller bedeutenden Souveräne, um ſich gemeinſam dem gefährlichen Andrange entgegenzuſtellen. Und nun ſah er dieſe Macht gleichzeitig die Hand nach der Türkei und nach Polen ausſtrecken, um beide zu verſchlingen. Eine vollſtändige Zerrüttung des ſogenannten europäiſchen Gleichgewichtes ſtand in Ausſicht, und ein allgemeiner Krieg ohne Erfolg. Denn Frankreich und England waren in Unthätigkeit und Schwäche verſunken; Oeſterreich in ſeiner Politik unberechenbar und mehr nach der Seite der Türkei gewandt; er ſelbſt, durch die früheren Kriege furchtbar erſchöpft und von allen Seiten angefeindet, fühlte ſich phyſiſch außer Stande, die Ueberfluthung Polen's durch die ruſſiſche Herrſchaft, die Einverleibung deſſelben in das ruſſiſche Reich oder die Vereinigung der polniſchen Krone mit der ruſſiſchen zu verhindern. Und doch würden in dieſem Falle ſeine eigenen Staaten auf Tod und Leben gefährdet, und vor allem Oſtpreußen mit faſt unvermeidlichem Untergange bedroht geweſen ſein. Eben um ſolcher Eventualitäten willen hatte er in früheren Jahren für die „Aufrechterhaltung der polniſchen Verfaſſung und ihrer Grundgeſetze" gewirkt, eine Clauſel, die ihn nicht minder vor den Uebergriffen Rußland's, wie vor dem Andrange eines ſtarken Polen's, ſicher ſtellen ſollte. Daher entſchloß er ſich jetzt, das geringere Uebel dem größeren vorzuziehen, und durch eigene Theilnahme an der ruſſiſchen Politik dieſe ſelbſt zu lähmen. Nur auf dieſe Weiſe glaubte er die Verſchlingung des geſammten Polen's durch Rußland verhindern, das Gleichgewicht der öſtlichen Mächte erhalten, die Gefahr eines allgemeinen Krieges beſeitigen, und dabei zugleich ſich ſelbſt einen längſt erwünſchten territorialen Zuwachs verſchaffen zu können. Das waren die Gründe, weshalb er die nun der Theilung günſtige Stimmung in Petersburg mit Freuden begrüßte und mit Eifer nährte.

Der öſterreichiſche Hof wurde von Preußen, während Rußland noch ſchwieg, zur Theilnahme eingeladen; doch Maria Thereſia wollte anfangs von einer Theilung Polen's nichts hören; ihr Miniſter Kaunitz erklärte vielmehr, die öſterreichiſchen Truppen ſollten ſogleich aus dieſem Lande zurückgerufen werden, ſobald Rußland und Preußen die ihrigen zurück-

zögen. Rußland aber wollte das Pfand oder den Erſatz für die beabſichtigte Vergrößerung durch türkiſche Provinzen, deſſen es ſich durch die Beſetzung Polen's verſichert hatte, nicht aus der Hand geben. Dem öſterreichiſchen Kabinet wiederum war die Vorſtellung, anſtatt der Türken die Ruſſen in der Moldau und Wallachei zu Nachbarn zu bekommen, ſo unerträglich, daß es entſchloſſen ſchien, wenn kein anderer Ausweg dies zu verhindern übrig bliebe, zu den Waffen zu greifen. Am 6. Juli 1771 ſchloß es einen geheimen Vertrag mit der Pforte ab, worin es verſprach, gegen Ueberlaſſung der kleinen Wallachei Rußland zur Herausgabe aller Eroberungen, ſowie zur Räumung Polen's, zu zwingen. Für den Fall des Krieges ſuchte Kaunitz den König von Preußen zur Neutralität zu bewegen. Aber dieſer ſah wohl ein, wie viel er, wenn er in ſolcher Lage den müßigen Zuſchauer abgeben wollte, von ſeinem Anſehen einbüßen würde. Wiewohl er im Geheimen ebenfalls zu Gunſten der Pforte wirkte und nur widerwillig den Verpflichtungen ſeines Bündniſſes mit Katharina nachkam, zeigte er ſich doch entſchloſſen, ſie zu unterſtützen, und wurde nunmehr mit ihr über die Stücke von Polen, die Beide ſich aneignen wollten, einig. Erſt nach Beſeitigung mannigfacher Schwierigkeiten kam man dahin; denn Rußland hatte für ſich ſehr viel gefordert, den Antheil des Königs dagegen vermindern und beſonders Danzig ihm nicht zugeſtehen wollen.

Endlich, am 17. Februar 1772, wurde die geheime Uebereinkunft zwiſchen dem berliner und dem petersburger Hofe wegen der Theilung unterzeichnet. Rußland ſollte alles Land zwiſchen der Düna, der Drutſch und dem Dnieper bekommen; Preußen das im Thorner Frieden (1466) von dem deutſchen Ritterorden an Polen abgetretene Polniſch-Preußen (Weſtpreußen), mit Ausnahme von Danzig und Thorn, und einen Strich Landes von Großpolen (den Netzdiſtrict) nebſt dem von Oſtpreußen umſchloſſenen Bisthum Ermeland. Friedrich und Katharina verbürgten einander das Ihrige, und verſtärkten ihr zeitheriges Schutz- und Trutzbündniß durch neue Beſtimmungen.

Zu derſelben Zeit gab der öſterreichiſche Hof den bisherigen Widerſtand gegen die Theilung auf, nachdem Rußland ihm darüber Eröffnungen gemacht und zugleich (Dec. 1771) auf die Moldau und Wallachei verzichtet hatte. Im Grunde war Kaunitz längſt entſchloſſen geweſen, auf die Theilung Polen's einzugehen; er hatte nur deshalb Widerſtand geleiſtet, um einmal und vor allem in der türkiſchen Frage Rußland zum Weichen zu bringen, und dann um zugleich das Gehäſſige des Actes ganz auf Preußen und Rußland zurückfallen zu laſſen; er er-

wartete eben nur jenen Verzicht des letzteren und deſſen Einladung zum Beitritt, um ſofort ſeine Bereitwilligkeit zu erkennen zu geben*). Denn er ſowohl wie Joſeph konnten doch nicht dem Reize widerſtehen, die auf Abhaltung Rußland's von den türkiſchen Provinzen gerichtete Aufgabe ihrer Politik dadurch zu erreichen, daß Oeſterreich ſelbſt eine Länderſtrecke von dem Umfange eines Königreichs gewann. Maria Thereſia ſchrieb zwar ihrem Kanzler: „Es thue ihr leid, um ein lumpiges Stück von Polen Ehre und Reputation bei der Mit- und Nachwelt in die Schanze zu ſchlagen;" doch ſetzte ſie hinzu, daß „ſie allein nicht das zu hindern vermöge, was ſo viele kluge und weiſe Männer für gut und recht hielten." Und ſo wurden denn ſchon am 19. Februar und am 4. März 1772 beſondere Verträge zwiſchen Preußen und Oeſterreich ſowie zwiſchen Oeſterreich und Rußland abgeſchloſſen, die den Frieden und die Theilung ſicherten. Ja Oeſterreich ging von ſeiner anfänglichen Weigerung nunmehr zu unmäßigen Forderungen über, und erſt nach manchen Weitläufigkeiten und Zwiſtigkeiten begnügte es ſich mit dem Lande, welches fortan Galizien und Lodomirien genannt wurde.

Am 5. Auguſt 1772 ward der gemeinſame Theilungsvertrag von allen drei Mächten zu Petersburg unterzeichnet, nachdem jede von ihnen ihre Anſprüche ſchon thatſächlich geltend gemacht hatte. Der König von Polen ſollte jetzt von den gefaßten Beſchlüſſen förmlich in Kenntniß geſetzt, ein Reichstag in Warſchau ausgeſchrieben, und die Republik zur Einwilligung in die Abtretung der beſetzten Provinzen bewogen werden. Jede der drei Mächte ließ ein Manifeſt drucken, in welchem ſie ihre Anſprüche an das Weggenommene dem Publicum vorlegte. Anfangs zeigten jedoch die Polen gerechten Trotz. Kein Landbote wollte nach Warſchau kommen. Da drohte der wiener Hof, wenn ſie ſich nicht an einem beſtimmten Tage einfänden, ſo würden die drei Mächte das ganze Land unter ſich theilen. Zugleich rückten von jeder Macht zehntauſend Mann in der Richtung auf Warſchau vor; dabei wurde verſprochen, dieſe Truppen zurückzuziehen, wenn die Polen ſich in Güte fügten. Widerſtand war unmöglich, und ſo erſchienen die Landboten mit verhaltenem Unwillen und Zorn. Am 19. April 1773 ward der Reichstag eröffnet, und im September der Abtretungsvergleich unterzeichnet. Im folgenden Jahre (1774) kam nun auch der Friede zwiſchen Ruſſen und Türken zu Stande.

---

*) Vergl. Dohm, Denkwürdigkeiten Th. I. Beil A. Herrmann, a. a. O. Bd. V. S. 629 ff. S. 518. Waitz, a. a. O. Bd. VI. S. 8 f.

Es fehlte übrigens noch viel, daß die polnischen Angelegenheiten ganz beendigt gewesen wären. Die drei Mächte mischten sich alsbald auch in die inneren Angelegenheiten des gewaltthätig eingedämmten Reiches; und bei dem Abstecken der neuen Grenzen rückte jede Macht eine gute Strecke weiter hinaus, als gebilligt worden war, während sie sich ihrerseits über die Anmaßungen der Anderen beschwerte. Auch hier kam es vorzüglich auf Friedrich's Rechnung, daß die bereits wieder auflodernde Gluth der Eifersucht noch zu rechter Zeit, wiewohl erst nach Jahren, gelöscht ward. Durch den Theilungsakt wurde Rußland um 2200, Oesterreich um 1500, Preußen um 630 Quadratmeilen vergrößert. Wie Friedrich der Große den geringeren Zuwachs erwarb, so traf ihn auch in Wahrheit der geringere Vorwurf; denn seine Stellung allein war eine wirklich gefährdete, sein Ziel und Anspruch in der geschichtlichen Vergangenheit am meisten begründet, und die Verfolgung desselben im Interesse Preußen's und Deutschland's an sich sogar ein Recht, eine Pflicht und ein Verdienst; beklagenswerth waren nur die besonderen Umstände, unter denen, und die besonderen Mittel, womit er das Ziel schließlich verfolgen zu müssen oder zu dürfen glaubte. Dennoch fiel auf ihn der größte Antheil an dem Gehässigen der That, worüber er, der öffentlichen Meinung gegenüber, sich bitter, wiewohl vergeblich beschwerte*).

Denn überall in Europa machten die Vorgänge in Polen einen tiefen Eindruck und erweckte für dasselbe eine größere Theilnahme, als es je besessen und bei seiner inneren Entartung verdient hatte. Werden sich doch immer für gewaltsam unterdrückte Völker Sympathien regen, wie sehr sie auch selbst ihr Schicksal verschuldet haben mögen! Unzweifelhaft war die Theilung Polen's ein Akt des Länderraubes, wie er nur allzuoft, und noch neuerdings von Ludwig XIV. und anderen Fürsten geübt worden; wenn sie nicht so leicht verschmerzt und strenger verurtheilt wurde wie ähnliche Akte früherer Zeiten, so beweist dies vor allem, wie sehr inzwischen die sittliche Bildung solchen Thaten der Poli-

*) Am 9. October 1773 schrieb Friedrich an Voltaire: Je sais que l'Europe croit assez généralement, que le partage qu'on a fait de la Pologne est une suite des manigances qu'on m'attribue; cependant rien n'est plus faux. Après avoir proposé vainement des tempéramens différens, il fallut recourir à ce partage, comme à l'unique moyen d'éviter une guerre générale. Les apparences sont trompeuses, et le public ne juge que par elles. Ce que je vous dis est aussi vrai que la 48. proposition d'Euclide.

tik gegenüber vorgeſchritten war. In Einer Beziehung geſtaltete ſich für die Polen ſelbſt die bittere äußere Erfahrung zu einem Förderniß: ſie ſtachelte endlich zur innern Selbſterkenntniß auf. Denn ſeitdem erſt wurde den Polen ihre allzulange Selbſtverblendung allmählig klar; nun erſt keimte in ihnen das Bewußtſein, daß ſie in ihren Staatseinrichtungen um Jahrhunderte zurückgeblieben, daß ſie mitten in einem Syſteme von centraliſirten Staatskörpern durch ihre inneren Zerwürfniſſe ſich ſelbſt der völligen Ohnmacht nach außen preisgegeben; und nun erſt begann neben dem wuchernden Erbe des Eigennutzes und der Parteiſucht ein opferfähiger nationaler Patriotismus zu reifen. Freilich allzuſpät und allzulangſam, um die raſch hereinbrechenden Conſequenzen der erſten Theilung mit Erfolg abzuwehren.

---

6. Fortgang und Ende des Krieges Katharina's II. mit der Pforte.

(1772—1774.)

Durch ihre Verluſte erſchreckt und über die Theilung Polen's betroffen, wünſchte die Pforte den Krieg zu endigen, und forderte den preußiſchen und öſterreichiſchen Hof zur Vermittelung auf. Der letztere, nachdem er die Zurückgabe der Moldau und Wallachei durchgeſetzt und ſich mit Rußland über Polen geeinigt hatte, war nur noch bedacht, ſich ſeinen weitergehenden Verpflichtungen gegen die Pforte zu entziehen, in dem er ſie zum Frieden drängte. Es wurde auch wirklich, nach dem Abſchluß eines Waffenſtillſtandes (10. Juni 1772), eine Unterhandlung zu Fokſchani eröffnet und zu Bukareſt fortgeſetzt, in deren Folge der Waffenſtillſtand bis zum 1. April 1773 verlängert ward. Ruſſiſcher Seits erſchien Gregor Orlow mit dem Glanze eines unabhängigen Fürſten. Er verwarf ſogleich im Namen ſeiner Kaiſerin alle vermittelnde Einmiſchung fremder Mächte, und ſtellte die Unabhängigkeit der Krim als erſte vorläufige Bedingung auf. Da ſich indeß die Pforte beharrlich dagegen ſträubte, ſo zerſchlugen ſich die Conferenzen ohne Reſultat.

Die Ruſſen zogen, nachdem die Unterhandlung abgebrochen und der Waffenſtillſtand abgelaufen war, abermals über die Donau; Romanzow griff Siliſtria an, wurde aber von den Türken geſchlagen und mit großem Verluſt zurückgetrieben. Auch ein zweiter Verſuch, über die

Donau vorzudringen, mißglückte. Da in eben diesem Jahre die Empörung Pugatschew's ausbrach, so gerieth Rußland selbst in Verlegenheit, und ließ nun seinerseits den Türken Frieden antragen. Allein der neue Sultan Abdul Hamed glaubte jetzt einen großen Schlag ausführen zu können, und wies den Antrag zurück.

Bedeutende Zurüstungen geschahen, um mit drei Heeren über die Donau zu gehen. Die Russen kamen aber zuvor: Sie rückten im Sommer 1774 bis in die Nähe von Schumla, und umringten den Großvezir in seinem Lager, so daß ihm der Rückzug nach Adrianopel abgeschnitten war und kein anderes Rettungsmittel als der Friede übrig blieb. Da die Russen jetzt gemäßigter auftraten, so kam derselbe nach einer Unterhandlung von zwei Tagen, zu Kutschuck-Kainardsche, am 21. Juli 1774 zu Stande. Außer der den Russen auf allen türkischen Gewässern eingeräumten freien Schifffahrt, willigten die Türken in die von Rußland geforderte Unabhängigkeit der Tataren in der Krim, in Budjak und im Kuban, und traten den Siegern, die alle übrigen Eroberungen zurückgaben, die Festungen Kertsch und Jenikale in der Krim, sowie Kinburn an der Mündung des Dnieper ab.

Wenn auch dieser Erfolg des Krieges für Rußland unbedeutend schien, so lag doch darin der Keim zu künftigen größeren Vortheilen; die Unabhängigkeit der Krim gewährte den Russen auf dies schöne und wohlgelegene Land einen Einfluß, der endlich dessen völlige Unterwerfung herbeiführen mußte. In Polen aber hatte Katharina nicht nur eine ansehnliche Länderstrecke gewonnen, sondern inzwischen auch über den Rest des Königreichs ihre Herrschaft gesichert durch Aufzwingung einer neuen Verfassung, kraft deren ein immerwährender Rath, ohne Theilnahme des Königs aus dem Adel der Woiwodschaften gewählt, mit und neben dem Könige für die Vollziehung der Gesetze wie für die Bestallung der geistlichen und weltlichen Aemter sorgen und eigentlich die königliche Macht üben sollte. Es blieb dem Könige nur der Name; die Russen, unter deren Einfluß der immerwährende Rath stand, besaßen die wirkliche Macht.

In einer friedlicheren und ehrenvolleren Weise gelang es Katharinen sich Dänemark durch die Bande der Dankbarkeit unterwürfig zu machen. Der Gottorpsche Antheil an Schleswig und Holstein war durch den Tod Peter's des Dritten auf den Großfürsten Paul übergegangen. Die dänische Regierung bot Alles auf, sich dieser Nachbarschaft zu entledigen, und bereits im Jahre 1767 gelang es dem Grafen Hartwig von Bernstorf, mit Hülfe großer Geldsummen, einen Vertrag mit

der Kaiſerin wegen Ueberlaſſung des ruſſiſchen Herzogthums an Dänemark einzuleiten. Die Ausführung wurde aber durch die Minderjährigkeit des Großfürſten verzögert und durch den inzwiſchen erfolgten Eintritt des Miniſteriums Struenſee geſtört. Erſt nach dem Sturze des Letztern vollzog der jüngere Bernſtorf im Jahre 1773 den von ſeinem Oheim eingeleiteten Vertrag. Kraft deſſelben leiſteten Katharina und der Großfürſt auf Schleswig Verzicht, und traten den Gottorpſchen Antheil an Holſtein gegen die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt, die Stammlande des däniſchen Königshauſes, ab. Dieſe erhob der deutſche Kaiſer zu einem Herzogthume, welches der ruſſiſche Hof dem Fürſtbiſchofe von Lübeck, von der jüngern Linie des holſteiniſchen Hauſes, überließ. Dänemark trat ſeit dieſer Zeit in ein beſtändiges Bündniß mit Rußland, und nahm, wenn ein Krieg des letztern gegen Schweden drohte oder ausbrach, durch Rüſtungen oder Einfälle Theil.

---

7. Dänemark's Umformung unter Struenſee und deſſen Sturz.

Die politiſche Bedeutſamkeit Dänemark's war, ſeitdem Rußland im Norden Europa's ein ſo entſchiedenes Uebergewicht gewonnen hatte, ſehr vermindert worden, und wiewohl die Eiferſucht zwiſchen Schweden und Dänemark den Verluſt ihrer beiderſeitigen Größe überlebt hatte, kam es doch unter ihnen zu keiner offenen Fehde mehr. Dänemark's Friedſtand ward ſeit Beendigung des nordiſchen Krieges ſiebzig Jahre lang nicht unterbrochen. Die Könige Friedrich IV. (geſt. 1730), Chriſtian VI. (geſt. 1746) und Friedrich V. (geſt. 1766) waren gutmeinende, auf die Wohlfahrt ihrer Unterthanen bedachte Fürſten. Der Letztere hatte an dem Grafen Hartwig von Bernſtorf einen ausgezeichneten Miniſter, der durch ſeine Staatsverwaltung der däniſchen Regierung allgemeine Achtung erwarb. An dem ſiebenjährigen Kriege in Deutſchland nahm dieſelbe, vieler Aufforderungen ungeachtet, keinen Theil; dafür gewährte ſie dem Dichter Klopſtock, dem ſein Vaterland zwar Bewunderung ſpendete, aber kein Brot gab, durch ein Jahrgehalt die zur Vollendung ſeines Meſſias erforderliche Muße; ſie ſandte auch eine Geſellſchaft von Naturkundigen, Aſtronomen und Gottesgelehrten nach dem Orient, um durch Unterſuchung der Natur- und Länderbeſchaffenheit Verſtändniß und Auslegung der heiligen Bücher zu erleichtern und

von Irthümern zu befreien. Niebuhrs (des Aeltern) Reiſebeſchreibung iſt die gehaltvolle Frucht dieſes Unternehmens.

König Chriſtian VII., geboren 1749, beſtieg im Jahre 1766 als ſiebzehnjähriger Jüngling den Thron. Nachdem er noch in demſelben Jahre mit Karoline Mathilde, der Schweſter des Königs Georg III. von England, vermählt worden war, hielt es der Graf von Bernſtorf zur Ausbildung des jungen Monarchen für vortheilhaft, ihn auf Reiſen zu ſchicken, was bei Königen damals etwas ganz Unerhörtes war. Auf dieſer Reiſe lernte der König in den Jahren 1768 und 1769 Deutſchland, Holland, England und Frankreich kennen, und ward überall als wohl unterrichtet gerühmt, auch in Oxford zum Doctor creirt. In ſeinem Reiſegefolge befand ſich als Leibarzt der Doctor Johann Friedrich Struenſee, vorher Stadt- und Landphyſikus in Altona, ein junger Mann von Geiſt, der durch pietiſtiſche Unterweiſung im halliſchen Waiſenhauſe auf den entgegengeſetzten Weg des Unglaubens getrieben und ein eifriger Freund der von den damaligen Wortführern der franzöſiſchen Litteratur aufgeſtellten Grundſätzen und Lehren geworden war. Nach Beendigung der Reiſe blieb er als Leibarzt und Vorleſer des Königs am Hofe. Der Monarch legte nach und nach große Schwäche und entſchiedene Abhängigkeit von denen, die ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen wußten, an den Tag; dies, und der Umſtand, daß außer der regierenden Königin noch zwei Königinnen-Mütter, die Großmutter und die Stiefmutter des Königs, am Leben waren, machte das Spiel der gewöhnlichen Hofränke und Hofparteiungen ſehr lebhaft. Karoline Mathilde, durch das abgemeſſene Betragen gekränkt, welches der König auf Eingebung ſeines damaligen Lieblings, des Grafen Holk, gegen ſie annahm, und durch das rückſichtsloſe Benehmen dieſes Lieblings ſelbſt vielfach beleidigt, wurde überraſcht, als ſie in dem Leibarzte, den ſie anfangs als ein Geſchöpf Holk's mit verdrießlichen Augen angeſehen hatte, Ehrfurcht und Ergebenheit gegen ſich wahrnahm. Bald ſchenkte ſie ihm ihr Vertrauen. Es gelang ihm, zwiſchen den Ehegatten ein beſſeres Verhältniß herzuſtellen; er impfte dem Kronprinzen die Blattern und ſtieg immer höher in Gunſt. Zum Kabinetsſecretär der Königin mit dem Titel Conferenzrath ernannt, begleitete er den Hof auf deſſen Reiſen in die Herzogthümer und erlangte Einfluß auf die Staatsverwaltung. Plötzlich wurde der Graf Holk entfernt, dann Bernſtorf's Gegner, Ranzau, zurückgerufen, endlich nach einem verunglückten Kriegszuge der Dänen gegen Algier, der zwei Millionen koſtete, ohne den beabſichtigten Zweck zu erreichen, Bernſtorf (im September 1770) entlaſſen. Nicht nur ſein Freund und Hausge-

noſſe Klopſtock begleitete ihn aus Kopenhagen, ſondern auch die Achtung und Trauer der Nation. Seine Stelle blieb offen. Den fremden Miniſtern wurde angezeigt, daß ſie ſich in allen Gelegenheiten an den König ſchriftlich zu wenden hätten. Um das Publikum über den Abgang des Miniſters zu tröſten, erſchien am Tage darauf ein königliches Reſcript, durch welches die Bücher-Cenſur aufgehoben und eine vollkommene Preßfreiheit eingeführt ward. Es war dies der erſte Act der Herrſchaft Struenſee's, der ſchon alle Entſchlüſſe des Königs beſtimmte.

Die Grundſätze dieſes neuen Gewalthabers waren aus der philoſophiſch-materialiſtiſchen Schule entlehnt, zu der ſich damals faſt alle Männer von Geiſt in Europa bekannten, und ausſchließend auf Förderung und zweckmäßige Einrichtung des äußern Lebens gerichtet; ſie waren das Gegengift gegen die Erſtarrung, in welche bis zur Mitte des Jahrhunderts, nachdem die älteren Elemente und Formen des kirchlichen und politiſchen Lebens allmählig ihre Bedeutung verloren hatten, Staaten und Völker verſunken waren. In Dänemark galt es die Abſchaffung der Mißbräuche, die unter der unumſchränkten Monarchie und unter ſchwachen Königen das Hof- und Beamtenweſen durchdrungen hatten; und inſofern konnte die Ausführung jener Grundſätze ſehr wohlthätig werden. Struenſee wollte Ordnung und Sparſamkeit im Staatshaushalte ſtiften. Zu dieſem Behufe wurden die Etats für den Hof von den Etats für den Staat geſondert und die jährlichen Ausgaben feſtgeſetzt; es wurden mehrere überflüſſige oder für überflüſſig gehaltene Beamte entlaſſen, einige allzu hohe Gnadengehalte heruntergeſetzt, die Unterſtützungsgelder aus Staatsfonds zum erkünſtelten Beſtande ſolcher Fabriken, die ſich nicht ſelbſt zu erhalten vermochten, eingezogen, die Domänen nicht mehr koſtſpielig verwaltet, ſondern einträglich verpachtet. Weiter beabſichtigte der Miniſter Einſetzung gleicher Gerichtshöfe für alle Staatsbürger, Abkürzung des Rechtsganges und Abſchaffung der Sporteln. Er wollte ferner die große Zahl unnützer Schiffe vermindern, den Adel gewöhnen, wie in alten Zeiten auf ſeinen Gütern zu leben, anſtatt ſich am Hofe in der Hoffnung auf Anſtellung zu Grunde zu richten. Die Aemter ſollten nach den Vorſchlägen der Behörden, nicht nach Empfehlungen bei Hofe beſetzt, Vorrechte gar nicht, Auszeichnungen und Penſionen nur ſelten ertheilt werden. Nach der Anſicht, daß der Zwang nur Heuchler bilde und reichen Leuten den Aufenthalt in der Hauptſtadt verleide, wurde die kirchenpolizeiliche Aufſicht über die Sitten aufgehoben. Aber nicht nur uneheliche Schwangere ſahen ſich ferner nicht mehr beſchimpfenden Strafen ausgeſetzt; es wurden auch, zum

Aerger ſtrengſinniger Frommen, Häuſer der Wolluſt, wenn nicht errichtet, doch geduldet.

Im Ganzen waren es dieſelben Grundſätze und Anſichten, nach welchen Friedrich und Joſeph ihre Staaten verwalteten. Aber Monarchen, welche nach eigener Einſicht Reformen unternehmen und mit eigener Kraft durchführen, haben leichteres Spiel wie ein aus den mittleren Regionen der Geſellſchaft emporgehobener Miniſter, der im Namen eines ſchwachen Königs den Kampf gegen eine Adels- und Beamtenherrſchaft beginnen und durchführen will. Nachdem in Dänemark im Jahre 1660 das Reichsſtändeweſen aufgehoben und die Königsmacht für unumſchränkt erklärt worden war, hatte die Monarchie ſich durch Verwaltungsbehörden und Geſellſchaftsſtände beſchränkt. Das geheime Conſeil, obwohl nur aus Miniſtern und Räthen königlicher Ernennung beſtehend, genoß eines Anſehens, welches dem der vormaligen Reichsſtände gleichkam. Von den zwei Hauptverwaltungsbehörden, der däniſchen und deutſchen Kanzlei, desgleichen vom auswärtigen Departement, wurde an daſſelbe berichtet und ſogar von Gerichtshöfen appellirt. Indeß war es leichter, eine königliche Behörde, als eine Ständeverſammlung aufzulöſen. Eine neue Inſtruction, nach welcher im Conſeil künftig nicht nach Stimmenmehrheit entſchieden und keine Verfügungen mehr ausgefertigt werden, ſondern jedes Mitglied dem Könige, im Falle der Nichtanweſenheit deſſelben ſein Votum ſchriftlich übergeben und auf keinen andern Rang als den er außer dem Conſeil habe, Anſpruch machen ſolle, vernichtete die Bedeutſamkeit, die der Staatsrath durch ſeine collegialiſche Verfaſſung erlangt hatte.

Von nun an drängten ſich die Cabinetsbefehle, wodurch alte Einrichtungen mit neuen vertauſcht wurden. Die dritten Feiertage der großen Kirchenfeſte und einige aus der katholiſchen Zeit übrig gebliebene Heiligenfeſte wurden theils aufgehoben, theils auf die nächſtfolgenden Sonntage verlegt. Es wurde eine Anſtalt zur Aufnahme für ſechshundert von ihren Eltern aus Scham oder Armuth verlaſſene Kinder geſtiftet und zur Deckung der Koſten eine Auflage auf Pferde und Kutſchen gemacht. Kurz vor dem Schluſſe des Jahres wurde das geheime Conſeil ganz aufgelöſt, und in dem deshalb ausgefertigten Cabinetsbefehle als Grund angegeben, daß bei einer ſouveränen Regierung die Staatsangelegenheiten erſchwert, verwirrt und in der Ausführung aufgehalten würden, wenn viele Perſonen vornehmen Standes Antheil an der Führung derſelben nähmen und Einfluß gewönnen; der König hebe daher das Conſeil auf, um der Regierungsform ihre natürliche und weſentliche Rein-

heit wieder zu geben. Die ſeitherigen Mitglieder des Conſeils wurden aber nicht bloß dieſer Mitgliedſchaft, ſondern auch ihrer übrigen Aemter, und zwar, mit Ausnahme eines Einzigen, der eine Frau vom Hofe zur Fürſprecherin hatte, ohne Penſion entlaſſen.

Die gänzliche Freigebung der Preſſe war eine Maßregel, die zu einer Zeit, wo Struenſee ſo viele Feinde gegen ſich weckte, großem Bedenken hätte unterliegen ſollen, da die Waffen derſelben ſo leicht gegen ihn gekehrt werden konnten. Aber Eifer, die Grundſätze einer aufgeklärten Staatslehre recht bald zur Vollziehung zu bringen, ließ ihn über die Bedenken der Klugheit hinwegſehen. Noch unbeſonnener war es, daß er der verdrängten Partei durch Einführung des Gebrauchs der deutſchen Sprache, bei Ausfertigung aller königlichen Befehle, in dem däniſchen Nationalgefühl einen mächtigen Bundesgenoſſen gab. Vorher waren nur diejenigen Befehle in deutſcher Sprache erlaſſen wurden, welche die deutſchen Länder betrafen: die Ausdehnung dieſes Gebrauchs auf alle eigentlich däniſchen Angelegenheiten mußte böſes Blut machen, wenn auch die Entſchuldigung Struenſee's, daß er nicht Zeit habe, die däniſche Sprache zu lernen, nicht ungegründet war. Mit einem ſtrengen Geſetze wegen Stempelpapiers ſtand es in keinem Einklange, daß die Gewalthaber zum Geburtstage des Königs Gold- und Silbermünzen unter das Volk warfen und das Volk mit Wein aus Springbrunnen bewirthen ließen. Um im Militair eine Stütze zu haben, ernannte Struenſee einen jungen däniſchen Officier, Namens Falkenſkiold, der den Ruſſen gegen die Türken gedient hatte und ihm befreundet war, zum Oberſten und Chef des Leibregiments zu Fuß.

Bei der Perſon des Königs wurde, anſtatt der früheren Lieblinge, ein anderer Freund Struenſee's, der ehemalige Kammerjunker Brandt aus einer alten Adelsfamilie, deſſen Hauptvorzug ein Talent zum Spaßmachen war, angeſtellt. Schon mit den früheren Lieblingen hatte ſich Chriſtian der Siebente in einem ganz ungezwungenen Verkehr gefallen, und verlangt, daß ſie in ihm den König ganz vergeſſen ſollten. Da dasſelbe mit Brandt geſchah, bediente ſich derſelbe der ihm zur Pflicht gemachten Freiheit, erſchien zuweilen im Puderrocke vor dem Könige und ging pfeifend im Zimmer deſſelben auf und ab. Er ſelbſt aber, der Gegner und Nachfolger Holk's, fühlte ſich durch dieſes Verhältniß wenig beglückt, da ſeine Abhängigkeit ſehr groß war, und da er in Struenſee, den er ſelbſt früher zum Leibarzte empfohlen hatte, mit einem gewiſſen Verdruſſe ſeinen Gebieter erkennen mußte.

Am 14. Juli 1771 ernannte der König den zeitherigen Conferenz-

rath Struenſee zum Geheimen Cabinetsminiſter, und trug ihm ſelbſt die Entwerfung der darüber auszufertigenden Cabinetsordre auf. Demnach ſollte der Miniſter alle Befehle, die der König ihm geben würde, ſo wie es der Sinn Seiner Majeſtät wäre, abfaſſen, und ſie entweder dem Könige zur Unterſchrift vorlegen, oder im Namen des Königs unter dem Cabinetsſiegel ausfertigen. Wöchentlich ſollten dem Könige Auszüge von den ausgefertigten Cabinetsordres zur Genehmigung vorgelegt werden. Die auf dieſe Art ausgefertigten Cabinetsordres ſollten dieſelbe Gültigkeit, als die vom König eigenhändig geſchriebenen, haben, und ſofort ſowohl von den Collegien als von den Unterbeamten befolgt werden. Der That nach war dieſe Gewalt dieſelbe, welche vor und nach Struenſee Miniſter in anderen Staaten geübt haben; das Außerordentliche lag in der Form, daß eigentliche Cabinetsbefehle durch den Miniſter allein, ohne Unterſchrift des Königs, ausgefertigt werden ſollten*). Das hiegegen erhobene Bedenken, ob ſolche Uebertragung der königlichen Gewalt an einen Staatsdiener dem Königsgeſetze gemäß ſei, wurde durch die Bemerkung niedergeſchlagen, daß es von dem Wohlgefallen eines unumſchränkten Königs abhängen müſſe, ob er ſelbſt einen Befehl unterzeichnen, oder einen Andern beauftragen wolle, dieſes Geſchäft für ihn zu verrichten. Die nächſte Aeußerung dieſer Allgewalt war, daß Struenſee und Brandt in den Grafenſtand erhoben wurden.

Es lag im Weſen aller derartiger Reformen, wie es die von Struenſee vorgenommenen waren, daß ſie ihrem Urheber alle diejenigen zu Feinden machten, die durch ſie Macht und Einkünfte, oder die Hoffnung einſt zu beiden zu gelangen, verloren. Zu ſeinem Unglück gingen dem Miniſter diejenigen Eigenſchaften ab, durch welche Furcht erregt und erhalten wird. Ein gewiſſer Grad von Eigenſinn und Querköpfigkeit iſt zu dieſem Zwecke ſo nützlich, daß große Männer denſelben zuweilen erkünſtelt haben, um ſich des Gehorſams und der Ergebenheit ihrer Diener oder Anhänger zu verſichern. Struenſee in ſeiner Gutmüthigkeit und Schwäche verſtand nicht einmal, ſeine nächſten Freunde und Gehülfen wie Ranzau, Gähler, Sturz und Brandt, in der gehörigen Ergebenheit, geſchweige Dienſtbarkeit zu erhalten. Brandt empfing von Seiten der feindlichen Partei Drohbriefe, die ſeinen Mißmuth vermehrten, ohne ihn doch zu beſtimmen, ſeinen Freund auf die ſich thürmenden Wolken aufmerkſam zu machen. Die Mißgunſt gegen Struenſee warf ſich

*) Im preußiſchen Staate wurden die Verfügungen der Miniſter ehemals unter der Firma „Auf Sr. Königl. Majeſtät Spezialbefehl" ausgefertigt.

beſonders auf ſein Verhältniß zur Königin und bezeichnete daſſelbe nach der Wahrſcheinlichkeit, daß die junge, geiſtreiche Frau an ihrem Gemal kein Gefallen finden könne, als verbotenen Umgang. Dem Unwillen gegen den reformirenden Miniſter war eine Anklage willkommen, wodurch demſelben ein Verbrechen gegen ſeinen Herrn und Wohlthäter aufgebürdet und der Haß des Volkes gegen ihn als den Verführer der Königin aufgereizt ward.

Ein beſonderer Vorfall, welcher Struenſee's Mangel an Muth verrieth, benahm dieſem Haſſe den Zügel der Furcht, der ihn ſonſt unſchädlich gemacht hätte. In Gemäßheit des Syſtems der Erſparungen waren bei der Admiralitäts-Verwaltung die Unterbeamten beim Rechnungs- und Caſſenweſen vermindert und die Geſchäfte derſelben den Hauptleuten aufgelegt worden. Die Folge war, daß den Soldaten der Beſatzung und den Matroſen der Flotte ihr Sold und Brot nicht richtig verabfolgt ward; darüber entſtanden zuerſt unter den Dragonern der Garde, dann unter den Seeleuten Unruhen. Am 10. September 1771 zog ein Haufe der Letzteren, der ſeit mehreren Wochen um Brot gebettelt hatte, nach Hirſchholm, der Reſidenz des Hofes. Einem Seelieutenant, der ihnen begegnete und ſie um ihre Anſicht befragte, antworteten ſie: „Wir wollen zu unſerm Vater," — ſo nennen die Norweger den König — „der ſoll uns anhören und uns helfen." Auf dieſe Nachricht flüchtete der Hof durch ein Hinterthor nach dem eine halbe Meile entfernten Schloſſe Sophienberg. Er rathſchlagte, ob nicht noch weiter nach Helſingör zu flüchten wäre, als die Matroſen in den Schloßhof traten. Nun wurden Dragoner gegen ſie abgeſchickt, und dem Anführer derſelben, der ihnen gut zuredete, gelang es, ſie zur Rückkehr in die Stadt zu bewegen. Hier erhielten ſie Branntwein und Geld, zu dem vorher verkürzten Solde noch eine Zulage, und wurden dann in ihre Heimath entlaſſen.

Dieſer Vorgang bekundete ſelbſt dem großen Publikum die Schwäche des Miniſters, und die Belohnung, welche Unruhſtifter erhalten hatten, reizte andere zur Nachahmung auf. Vierzehn Tage ſpäter zogen hundertundzwanzig Seidenwebergeſellen, welche durch Einſtellung der königlichen Seidenfabriken außer Arbeit geſetzt worden waren, nach Hirſchholm und forderten Brot. Der geſchreckte Miniſter verſprach den Fortbeſtand der Fabriken, bis ein anderer Nahrungszweig für ſie gefunden ſein werde. Vier Tage darauf gab er den Arbeitern im Holme ein Feſt, bei welchem ſie nebſt ihren Weibern und Kindern förmlich bewirthet wurden. Vorher hatte man ihnen mehrere kleinliche Einſchränkungen auf-

gelegt, und unter anderen einen Theil ihres Wochenlohnes für den Sonntag in Abzug gebracht. Daß aus der Furcht vor dem Eindruck dieſer Maßnahmen jene plötzliche Freigebigkeit hervorgegangen ſei, wurde ſo wenig bezweifelt, daß man den gebratenen Ochſen, der das Hauptgericht ausmachte, ſpottend den Sühnochſen nannte. Der Hof, deſſen Gegenwart bei dem Feſte durch die Zeitungen vorher verkündigt worden war, blieb jedoch unerwartet aus. Auch dies, wie vieles Andere, wurde auf Furchtſamkeit des Miniſters gedeutet, und ſteigerte den Muth ſeiner Feinde.

Inzwiſchen gab der König immer ſichtbarere Beweiſe von Gedankenloſigkeit und Geiſtesſchwäche. Er hatte es gern, wenn ſeine Lieblinge ſich mit ihm herumbalgten, und wurde durch ihre Weigerung heftig erzürnt. Brandt, über den er deshalb gegen Struenſee mit Verachtung als über einen Feigherzigen ſprach, erhielt daher von Struenſee ſelbſt den Rath, ihm hierin zu Gefallen zu ſein; darauf ging Brandt eines Abends in das Zimmer des Königs, und forderte ihn auf, ihm Genugthuung zu geben. Chriſtian ging ſogleich auf ihn los. Bei dem nun entſtandenen Ringen biß Brandt ſeinen Gegner in den Finger und verletzte ihn am Halſe; dann drängte er ihn an die Wand und hielt ihn dort feſt, bis er für ſich bat. Die Kämpfer ſchieden als gute Freunde. Als Brandt dieſen Auftritt dem Miniſter erzählte, ſagte dieſer: „Es iſt gut. Sie werden nun Ruhe haben.“ Ein paar Wochen ſpäter ward Brandt zum Großmeiſter der Garderobe des Königs ernannt und erhielt die Aufſicht über alle Schauſpiele und Vergnügungen des Hofes, desgleichen über die geſammte zur perſönlichen Bedienung des Königs beſtimmte Dienerſchaft. Struenſee kannte das Herz dieſes Fürſten zu gut, um nicht zu wiſſen, daß er Niemand liebte, und daß ſeine Gunſt nur eine Furcht oder eine gefühlloſe Neigung gegen diejenigen war, die ihn zu beherrſchen wußten, oder ſich bei ihm durch Theilnahme an ſeinen kindiſchen Unterhaltungen einſchmeichelten. Er beurtheilte die Zerrüttung ſeines Verſtandes zu richtig, um nicht zu wiſſen, daß er in einem Augenblicke zu den fürchterlichſten Maßregeln gegen die jetzigen Inhaber ſeiner Gunſt bewogen werden könnte. Der Aufenthalt auf dem Lande wurde alſo verlängert, und der König nie ohne die Vertrauten der Königin und des Miniſters gelaſſen. Graf Brandt und Leibarzt Berger durften ihn nicht aus den Augen verlieren. Seine eigentliche Geſellſchaft beſtand in einem jungen Mohren und einer kleinen Mohrin von zehn Jahren. Keine Statue im Garten, kein Fenſter im Schloſſe, kein Stuhl in den Zimmern war bei ihren lärmenden Spielen ſicher.

In ſeiner gefährlichen Stellung als Träger der Gewalt und Wächter eines in den Geiſteszuſtand der Kindheit verſetzten Monarchen, belaſtet mit dem Haſſe des Volks und mit dem Scheine eines Vorwurfes, der nach den Sitten und der Denkungsart des Nordens ſchwerer als in Frankreich und Italien wog, ſuchte Struenſee die bangen Ahnungen, die ihn ängſtigten, durch Gewaltſchritte zu übertäuben. Mittelſt eines Cabinetsbefehls vom 21. December 1771 wurde die königliche Leibgarde zu Fuß, eine angeſehene, aus lauter Norwegern beſtehende Schaar, aufgelöſt und die Mannſchaft an andere Regimenter überwieſen. Hätte dieſer Maßregel Mißtrauen gegen die Treue der Truppen zu Grunde gelegen, ſo würde ſie vielleicht als übertriebene Vorſicht einigermaßen Rechtfertigung gefunden haben; es ſcheint aber, daß zu einem ſolchen Mißtrauen keine beſondere Veranlaſſung gegeben war, und daß nur die Neuerungsſucht oder grundſätzliche Abneigung gegen derartige privilegirte Truppenkörper die Anordnung dictirt hatte. Die Art der Ausführung war noch übler berechnet. Das ganze Corps wurde auf einem Marktplatze verſammelt, um den Befehl, daß es aufgelöſt und unter andere Regimenter vertheilt werden ſollte, zu vernehmen. Bei Vorleſung deſſelben durchlief ein drohendes Murren die Glieder. Als darauf die Fahne eingezogen und hinweggetragen wurde, erhob ſich ein allgemeines Geſchrei: „Die Fahne gehört uns. Wir haben zu ihr geſchworen. Wir wollen ſie behalten oder verlangen unſern Abſchied.“ Bald ſtand der Aufruhr in hellen Flammen. Die Garden zogen mit der zurückgenommenen Fahne nach dem Schloſſe, ſtießen das Thor ein, verjagten die Soldaten der Wache und beſetzten dieſelbe. Zwar wurden nun pflichtgetreue Truppen herbeigeholt und die Aufrührer umzingelt; der Miniſter aber wagte es nicht, ernſte Befehle zu ertheilen, ſondern ließ mit den Rebellen unterhandeln. Sie verlangten, jedem Einzelnen müſſe ein förmlicher Abſchied eingehändigt werden, und ſetzten ihre Forderung durch. Struenſee ließ in der größten Eile dergleichen Abſchiede drucken und vom Könige unterſchreiben; ſie enthielten, außer der gänzlichen Entlaſſung, für jeden Mann die Zuſage eines Geſchenkes von drei Reichsthalern und Erlaß der erhaltenen Vorſchüſſe. Auch ſeine Uniform durfte Jeder behalten. Hierauf zogen die Garden als Sieger über ihren Monarchen und ſeinen Miniſter vom Schloſſe ab, nachdem ſie daſſelbe vierundzwanzig Stunden beſetzt gehalten. Als ſie am folgenden Tage den Weg nach ihrer Heimath antraten, ſtrömte das Volk zuſammen, ihnen ein zärtliches Lebehoch zu ſagen. Klagen, Schimpfworte, Flüche und Drohungen ertönten aus dem Munde des Pöbels und der Seeleute; der

Commandant, der mit einigen Officieren herbeieilte, den Haufen zu zerſtreuen, wurde vom Pferde geworfen, ſeine Begleitung gehöhnt und gemißhandelt. Seitdem kam der Hof nie anders als mit einer Bedeckung von zwei Schwadronen Reiter zur Stadt. Damals ſtellte der engliſche Geſandte, Oberſt Keith, für das Schickſal der Königin beſorgt, dem Miniſter die Gefahr ſeiner Lage in der Mitte eines erbitterten Volkes vor, und erbot ſich, ihm eine bedeutende Geldſumme vorzuſchießen, wenn er Kopenhagen verlaſſen wollte. Struenſee wies dieſen Rath zurück, nachdem er ſich mit der Königin beſprochen hatte. Um Zuverſicht zu zeigen, ließ er am 9. Januar 1772 den Hof nach der Hauptſtadt zurückkehren.

Hier war, vermuthlich erſt wenige Tage vorher, ein Netz zu ſeinem Verderben geſponnen worden. Die Stiefmutter des Königs, Juliane Marie, voll feindſeliger Geſinnungen gegen die junge Königin und ſowohl über die Vernachläſſigung, welche ſie ſelbſt erfuhr, als über die Zurückſetzung ihres Sohnes Friedrich gekränkt, hatte einige an ſich unbedeutende Menſchen, den Cabinets-Secretair Guldberg, den General von Ranzau, den Kriegs-Commiſſär Beringskiold, den Oberſten Köller und den General-Major von Eickſtädt, an ſich gezogen und mit ihnen einen Plan entworfen, den allgewaltigen und dennoch zaghaften Miniſter durch einen unerwarteten Schlag zu Boden zu werfen. Köller war Inhaber des Falſterſchen Infanterie-Regiments, welches die Schloßwache beſetzte, Eickſtädt Oberſt der Seeländiſchen Dragoner, die anſtatt einer berittenen Garde gebraucht wurden. Ranzau, mit Struenſee befreundet, trat der Verſchwörung gegen ihn bei, weil ſeine Warnungen keinen Eingang fanden und er nicht glaubte, daß es auf dem eingeſchlagenen Wege noch lange fortgehen könne. Doch wäre das ganze Unternehmen beinahe an dem Wankelmuth dieſes Weltmenſchen geſcheitert. Am Abende der Ausführung fuhr er, von Reue oder von Furcht ergriffen, zu dem Juſtizrath Struenſee, dem Bruder des Miniſters, den dieſer von einer Profeſſur an der Liegnitzer Ritter-Akademie abgerufen und im Finanzfache angeſtellt hatte. Da er ihn nicht zu Hauſe traf, beauftragte er die Dienerſchaft: er laſſe ihren Herrn dringend bitten, ſogleich zu ihm zu kommen, weil er ihm wichtige Mittheilungen zu machen habe. Struenſee kam unmittelbar nach Ranzau's Weggange zurück, äußerte aber bei der Meldung: „der Mann hat immer große Eile mit Kleinigkeiten; es wird morgen noch Zeit ſein," und fuhr auf den für dieſen Abend angeordneten Hofball. Ranzau, der ihn noch erwartete, ließ ſich gegen die übrigen Verſchwornen mit einem Anfalle von Gicht ent-

ſchuldigen, wurde aber von dem Oberſten Köller mit einem Commando Grenadiere bedroht, und ſtellte nach Mitternacht auf dem Schloſſe ſich ein.

Es war die Nacht zum 17. Januar 1772. Der Hofball dauerte bis zwei Uhr und die Königin tanzte zuletzt mit dem Prinzen Friedrich. Nachdem Alles ſtill geworden war, wurde Eickſtädt durch den Officier der Schloßwache, den er gewonnen hatte, benachrichtigt, daß es Zeit ſei. Er ließ zuerſt ein paar andere Lieutenants aus den Betten holen, und las ihnen einen von der verwitweten Königin und dem Prinzen Friedrich unterzeichneten Befehl vor, durch welchen er und Köller angewieſen wurden, die Grafen Struenſee und Brandt nebſt mehreren anderen Perſonen, welche das Vertrauen des Königs gemißbraucht hätten, zu verhaften. Ein Gleiches that Köller in der Capitänswache. So widerſinnig es war, von Perſonen, die keine Befugniß Befehle zu ertheilen beſaßen, Befehle anzunehmen, ſo verſagten doch weder die Officiere noch die Mannſchaften Gehorſam und Beiſtand. Nun traten die Verſchworenen den Weg zum Könige an. Der Kammerdiener, der in einem Vorgemach ſchlief, wurde geweckt und genöthigt, da der Eingang zum Schlafzimmer verriegelt war, ſie durch eine andere Thür in daſſelbe zu führen. Unbegreiflicher Weiſe hatten Struenſee und Brandt die Perſon des Königs und mit derſelben ihr ganzes Schickſal einem alten Kammerdiener anvertraut. Als die Königin und ihr Gefolge ſich dem Bette des Monarchen näherten, erwachte er und äußerte ſein Erſtaunen. Da eröffnete ihm Ranzau, ſie wären gekommen, um ihn und das Land von einem großen Unglücke zu retten. Seine Stiefmutter umarmte ihn und verſicherte daſſelbe; ebenſo der Prinz Friedrich. Zugleich wurden ihm zwei Papiere zur Unterzeichnung vorgelegt. Ueberraſcht und ohne Beſinnung unterzeichnete Chriſtian die Ernennung Eickſtädt's zum Commandanten und die Vollmacht für ihn und Köller, jedwede zu Errettung des Königs und des Landes dienſame Maaßregel zu treffen. Hierauf ging er mit der Stiefmutter und ihrem Sohne in die Gemächer des Letztern, und ward dahin gebracht, ein franzöſiſches Handbriefchen an ſeine Gemalin zu ſchreiben, des Inhalts: „Weil ſie ſeinen guten Rathſchlägen nicht habe folgen wollen, ſo liege die Schuld nicht an ihm, daß er ſich verpflichtet finde, ſie nach Kronenburg führen zu laſſen.“ Außerdem unterzeichnete er funfzehn, von dem Prinzen Friedrich aufgeſetzte Verhaftsbefehle für Struenſee, Brandt und deren Anhänger. Bis um ſieben Uhr waren dieſelben vollzogen. Struenſee ergab ſich ohne Widerſtand; Brandt ſetzte ſich, nachdem ſeine Thür erbrochen worden war, zur

Wehre und unterlag nur der Gewalt. Die Königin Karoline Mathilde wurde durch einen gewaltigen Lärm an ihrem Schlafzimmer geweckt. Als endlich geöffnet ward, und Ranzau ihr das Handbriefchen des Königs überreichte, wollte ſie zu ihrem Gemal und eilte eine Seitentreppe hinab. Dieſe aber war beſetzt und die unglückliche Fürſtin wurde mit Gewalt in ihr Zimmer zurückgebracht. Ranzau bat ſie, ihm zu folgen; ſie antwortet mit Vorwürfen; er befiehlt, er droht und läßt endlich ſeine Officiere Hand anlegen. Nach einem beiſpielloſen Kampfe wird die Königin überwältigt, ohnmächtig in einen Wagen gehoben, und unter Bedeckung von dreißig Dragonern nach dem Schloſſe Kronenburg abgeführt.

Bei Anbruch des Tages verbreitete ſich die Kunde des Vorgefallenen durch die Stadt. Das Volk ſtrömte nach dem Schloßplatze und ſtieß ein wildes Freudengeſchrei aus. Gegen zehn Uhr erſchien der König mit ſeiner Stiefmutter und dem Prinzen Friedrich auf dem Balkon, ſchwenkte ſein Schnupftuch und ſtimmte in den Jubelruf ein. Dann ſtieg er, feſtlich gekleidet, in einen ſechsſpännigen Gallawagen und fuhr durch die Straßen. Er ſah ſtarr und lachend auf den Pöbel, der den Wagen ziehen wollte, während ſein Stiefbruder nach allen Seiten ſich neigte. Mittags um zwei Uhr war Cour bei Hofe, um die Glückwünſche derer zu empfangen, die noch Tags vorher auf einen gnädigen Blick von Mathilden und Struenſee gelauſcht hatten. Der König erſchien nur einen Augenblick, die Stiefmutter und ihr Sohn ſprachen von der Reinheit ihrer Abſichten, von der Rechtlichkeit ihrer Denkungsart und von ihrem Eifer für das Wohl des Staates. Abends zeigte ſich der Hof im Schauſpiel und wurde mit Händeklatſchen empfangen. Die Stadt war, wie nach einem Siege, erleuchtet. Der Pöbel bezeigte ſeine Freude dadurch, daß er ein mit Unterſtützung Struenſee's zu geſelligen Vergnügungen eingerichtetes Privathaus plünderte. Da dies ungeſtraft blieb, wurde gleicher Unfug an mehreren anderen Häuſern verübt, die in dem Rufe ſtanden, Wohnſitze unerlaubter Vergnügungen zu ſein.

Aber das Jauchzen beſchränkte ſich nicht auf den Pöbel. Schon am nächſten Sonntage ergoſſen ſich die Prediger in Dankreden gegen den Himmel für die Rettung des königlichen Hauſes, des däniſchen Reiches und Volkes; und als acht Tage ſpäter ſogar ein allgemeines Dankfeſt angeordnet ward, hörte man von den Kanzeln die göttliche Gnade rühmen, durch die der König aus einer grauſenden Gefahr befreit, und die Anſchläge der Gottloſen gegen den Herrn und ſeinen Geſalbten vernichtet worden wären. Struenſee wurde zu einer Art Kö-

nigsmörder geſtempelt, und die Königin als Ehebrecherin und Verbündete des Feindes der öffentlichen Ruhe und Glückſeligkeit bezeichnet. In den Gebeten geſchah ihrer keine Erwähnung mehr, obwohl, nach den Grundſätzen der Religion, welche die Prediger verkündigen ſollten, gerade eine ſtrafbare Königin der Fürbitte am meiſten bedurft hätte. Die Schriftſteller ſtimmten in denſelben Ton ein. Die von Struenſee frei gegebene Preſſe verſtattete den Flugſchriften ungehemmten Lauf, und bald wurde die Freude der Iſraeliten über ihre Befreiung aus Haman's Klauen, bald der große nordiſche Dieb, bald Apollyon oder der große Drache, bald der ehemalige Barbier, deſſen Bosheit mit Strang, Schwert, Schwefel und Theer beſtraft werden müſſe, dem Pöbel in ſeiner Sprache zum Beſten gegeben. In den öffentlichen Blättern wechſelten Lobſprüche auf die Sieger mit Hohnreden gegen die Beſiegten. Selbſt Schriftſteller von Anſehen, wie Suhm und Langebeck, ſtimmten in dieſes niedrige Geſchrei ein. Der Erſtere ließ einen Brief an den König drucken, in welchem er Chriſtian den Siebenten ermahnte, Gott zu fürchten, ſein Volk zu lieben, ſelbſt zu regieren und ſeinem Bruder zu vertrauen. Er pries darin die gefährliche aber ruhmvolle Nacht, welche die Feſſeln Dänemark's zerbrochen und die Dänen wieder zu einem Volke erhoben habe. „Herrliche Nacht, rief er aus, künftige Homere und Virgile werden dich beſingen. So lange däniſche und norwegiſche Helden da ſind, wird der Ruhm Julianen's und Friedrich's dauern, obgleich nicht vergrößert werden; denn dieſes iſt unmöglich. Die Welt wird eher vergehen, ehe ihr Ruhm und ihre Ehre vergehen wird.“ Derjenige, der dieſes Schreiben ins Deutſche überſetzte, fügte die Anmerkung bei: „Geſchichtskundige Theologen mögen entſcheiden, ob jene Namen verklärte oder noch auf Erden wallende Schutzheilige bezeichnen ſollen.“ Auch Langebeck beſchuldigte den geſtürzten Miniſter, daß er den König zur Niederlegung der Krone habe beſtimmen wollen, und klagte ihn und ſeine Anhänger an, gegen Gott und die Bibel, ſowie gegen den Namen und das Reich Chriſti Spott und Trotz geübt, ja gegen jedes der göttlichen Gebote eine frevelnde Hand erhoben zu haben; er weiſſagte zugleich, der Ruhm Julianen's werde, ſo lange die Welt ſtehe, den Ruhm der Semiramis übertreffen.

Inzwiſchen hatten die Helden des 17. Januars Aemter, Titel und Belohnungen unter einander getheilt, und ſich ſelbſt zu einem geheimen Staatsrath unter dem Vorſitze des Prinzen Friedrich zur Ausübung der höchſten Gewalt beſtellt. Allen Behörden ward angezeigt, Befehle mit der Unterſchrift des Königs nur dann zu beachten, wenn dieſelben

von den Mitgliedern dieſes Rathes gezeichnet wären. Der Prinz ſelbſt war ein unbedeutender junger Menſch, die Seele der neuen Regierung ſein ehemaliger Hofmeiſter Guldberg, ein Eiferer für die kirchliche Rechtgläubigkeit, und vornehmlich als ſolcher gegen den Freidenker Struenſee aufgebracht.

Dieſer war gleich am erſten Tage ſeiner Verhaftung in Ketten gelegt und an die Wand ſeines Kerkers angeſchloſſen worden. Er zeigte ſich kleinmüthig. Den Gedanken zu verhungern, den er Anfangs faßte, gab er bald auf, um Romane und Reiſebeſchreibungen zu leſen. Dagegen war Brandt, der in ſeinem Kerker ebenfalls Ketten trug, heiter und unverzagt, ſang Arien und ſpielte auf der Flöte. Struenſee's Bruder vertrieb ſich die Zeit durch Schachſpiel mit den Officieren der Wache. Nach fünf Wochen wurde der geſtürzte Miniſter vor die zur Unterſuchung ſeiner Vergehungen niedergeſetzte Commiſſion geführt. Die Hauptpunkte der Anklage waren: 1. Ein Anſchlag auf die Perſon des Königs. 2. Die Abſicht, den König zur Niederlegung der Krone zu zwingen. 3. Ehebrecheriſcher Umgang mit der Königin. 4. Die Art, wie er den Kronprinzen erzogen. 5. Die Gewalt, die er ſich angemaßt 6. Die Art, wie er dieſelbe gebraucht habe. Das Widerſinnige und Lächerliche der meiſten dieſer Anklagen fiel von ſelbſt in die Augen. Der Miniſter eines unumſchränkten Monarchen ſollte die Abſicht gehabt haben, dieſen Monarchen, deſſen Gunſt ſeine einzige Stütze war, zu entthronen; er ſollte im Namen dieſes Monarchen beſtraft werden, weil ihm derſelbe ſeinen Poſten verliehen hatte. Die Erziehung des Kronprinzen war nach den damals von Rouſſeau empfohlenen Grundſätzen der Natureinfalt und Abhärtung eingerichtet worden. Man hatte dem ſchwächlichen, vorher ſehr verzärtelten Knaben nichts als kalte Nahrungsmittel und ganz leichte Kleider gegeben, ihn mit einigen anderen Knaben ſeines Alters barfuß im Freien herumlaufen laſſen, und in ſeiner und ſeiner Geſpielen Behandlung keinen Unterſchied gemacht. Dieſer gewagte Verſuch war höchſt glücklich ausgefallen. Vorher hatte der junge Fürſt Anlage zu doppelten Gliedern und war ſchwächlich, traurig, träge, furchtſam, ungeſchickt und eigenſinnig; jetzt war er ſtark und geſund, geſchwind, geſchickt und vorſichtig geworden, er hatte ſich ſeiner Furchtſamkeit entledigt, zeigte Aufmerkſamkeit und machte geiſtreiche Bemerkungen. Was die Staatsverwaltung Struenſee's betraf, ſo waren alle Maßregeln derſelben von der Autorität des unumſchränkten Königs ausgegangen, und die Commiſſarien wußten daher nichts Anderes gegen den Miniſter aufzubringen, als daß ſie behaupteten,

er habe eine Geldſumme von 132,000 Reichsthalern, die in Rechnungen als Betrag einiger vom Könige aus ſeiner Privatcaſſe gemachten Geſchenke, eines an die Königin von 10,000 Rthlrn., eines an Struenſee von 60,000 Rthlrn., eines gleichen an Brandt, und eines von 2000 Rthlrn. an den Oberſten von Falkenſkiold, ſich vorfand, durch eine betrügliche Veränderung der Zahlen zu dieſer Höhe gebracht, da ſie urſprünglich nur 22,000 Rthlr. betragen habe. Es war kaum zu glauben, daß der Miniſter, dem das ganze Vermögen des Staates zur Verfügung ſtand, ſich einen gemeinen Betrug zur Erwerbung einer nicht allzu beträchtlichen Geldſumme erlaubt haben ſollte.

Der dritte Punkt der Anklage, Struenſee's Verhältniß zur Königin, war der einzige, durch den er, wenn Beweiſe für denſelben beigebracht wurden, ſtrafbar gemacht werden konnte. Der Unglückliche, durch die Leiden eines fünfwöchentlichen Aufenthalts im Kerker gebeugt, durch Drohungen grauſamer Qualen geſchreckt und vielleicht durch die Hoffnung verleitet, daß das einzige Rettungsmittel für ihn ſei, die Königin Mathilde in ſein Schickſal zu verwickeln, legte in dem zweiten Verhör, das am 21. Februar mit ihm vorgenommen wurde, ein Geſtändniß ab, welches die Ehre und das Leben dieſer Fürſtin ihren ſchadenfrohen Feinden Preis gab, ihn ſelbſt aber einem ſchmachvollen Tode überlieferte und ſeinen Namen auf alle Fälle mit Schande bedeckte, gleichwohl ob es als ein unwahres oder ein wahres galt.

Im Beſitz dieſer Ausſage begaben ſich die Commiſſarien am 9. März nach Kronenburg zur Königin. Nachdem ſie ſich umſonſt bemüht hatten, ihren Verſtand durch Fragen zu verwirren, unternahm einer derſelben, der Freiherr von Schack-Rathlow, einen Sturm auf ihr Herz. Er erklärte ihr, Struenſee habe ſein und ihr Vergehen geſtanden, und wenn ſie ihn Lügen ſtrafe, werde er das Verbrechen, die Majeſtät durch eine ſo ſchändliche Lüge verläumdet zu haben, nur durch die qualvollſte Todesſtrafe abbüßen können. Karoline Mathilde erblaßte, und fragte, ob ihr Bekenntniß den Unglücklichen retten könne. Die Mienen der Commiſſarien ſchienen dieſe Frage zu bejahen, die Feſtigkeit der Königin war erſchüttert, und als ihr die inzwiſchen aufgenommene oder ſchon mitgebrachte Verhandlung mit dem Geſtändniſſe ihrer Schuld vorgelegt ward, ergriff ſie die Feder, um ihren Namen darunter zu ſchreiben. Schon ſtanden die Buchſtaben Karol — auf dem Papiere, als ihr Blick auf das lauernde, tückiſch-lächelnde Geſicht des Commiſſars traf. Da warf ſie bebend die Feder weg und fiel halb ohnmächtig in ihren Seſſel. Schack aber hob die Feder auf, ſetzte ſie in die Hand der Be-

wußtloſen, und führte dieſelbe, bis der Name Karoline Mathilde unterzeichnet war*).

Hierauf wurde am 6. April 1772 die Ehe des Königs von einer hierzu ernannten Commiſſion getrennt, jedoch der Grund der Trennung in dem Urtheile verſchwiegen. Ein weiteres Verfahren gegen die Königin ſoll durch eine kräftige Erklärung des engliſchen Geſandten Keith, daß in dieſem Falle eine brittiſche Flotte zum Schutze der brittiſchen Königstochter vor Kopenhagen erſcheinen werde, verhindert worden ſein. Dafür erfolgte am 25. April ein Urtheil gegen die Grafen Struenſee und Brandt, des Inhalts, daß Beide ihrer Ehren, Würden und Güter entſetzt, ihre Wappen zerbrochen, die rechte Hand, dann der Kopf ihnen abgehauen und ihre Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt werden ſollten. Als Gründe waren bei Struenſee, außer einer großen Miſſethat welche ein Verbrechen gegen die Majeſtät des Königs enthalte und eine harte Todesſtrafe verdiene, die Kunſtgriffe und Mittel angeführt, wodurch er den König verleitet, dem Königsgeſetze entgegen, ſich der höchſten Gewalt zu entäußern, und der Mißbrauch, den er mit der ihm anvertrauten Macht zum Schaden des Staats und der Nation getrieben habe. Auch die angebliche Fälſchung des königlichen Gnadengeſchenkes fehlte nicht, ungeachtet kein anderer Beweis für dieſelbe beigebracht worden war, als die dem geiſteskranken Könige in den Mund gelegte Erklärung, daß er ſich nicht zu erinnern wiſſe, über die in den Rechnungen ſtehende Summe von 132,000 Reichsthalern verfügt zu haben. Gegen Brandt war angeführt, daß er mit Struenſee gemeinſchaftliche Sache gemacht, deſſen Abſicht, Trennung in die königliche Familie zu bringen, unterſtützt, unter andern als Schauſpieldirector dem Prinzen Friedrich eine beſondere Loge angewieſen, die 60,000 Reichsthaler angenommen, vornehmlich aber bei der oben erwähnten Balgerei mit dem Könige ſich auf Struenſee's Rath an der geheiligten Perſon vergriffen und hierdurch

*) Dieſe Erzählung, die der Verfaſſer der im Jahre 1788 erſchienenen „Authentiſchen Aufklärungen über die Geſchichte der Grafen Struenſee und Brandt" (angeblich aus dem franzöſiſchen Manuſcript eines hohen Ungenannten überſetzt) mittheilt, war ſchon vorher als allgemeine Sage bekannt. Der Verfaſſer des in der Hofbuchdruckerei zu Kopenhagen gedruckten Werkes von Höſt, Graf Struenſee und deſſen Miniſterium (1824), will dieſelbe wegen allzu großer Schändlichkeit der That nicht für Wahrheit halten, bemerkt aber ſelbſt, daß ihr von den Betheiligten nie widerſprochen worden iſt. Vgl. auch Jenſen-Tuſch, die Verſchwörung gegen die Königin Karoline Mathilde von Dänemark und die Grafen Struenſee und Brandt, 1864.

die größte Majeſtätsverletzung begangen habe. Alles, was ſowohl die Verurtheilten ſelbſt als ihre Advocaten Ulbal und Bang zu ihrer Vertheidigung angeführt hatten, war bei Abfaſſung dieſes Urtheils unberückſichtigt geblieben. Der König beſtätigte daſſelbe noch an demſelben Tage, nachdem er auf dem Schloſſe Charlottenlund Mittagstafel gehalten, und begab ſich dann in die italieniſche Oper. Am folgenden Tage war bei Hofe großer Maskenball; am 27ſten, dem Vorabende des zur Vollſtreckung angeſetzten Tages, großes Concert.

Die Verurtheilten empfingen die Todesbotſchaft mit Gelaſſenheit. In zwei würdigen Geiſtlichen ſandte die Kirche den beiden Unglücklichen beredte Tröſter. Struenſee ward von dem damaligen Prediger (nachmaligem Biſchofe) Münter, Brandt von dem Propſte Hee zum Tode vorbereitet. Struenſee hatte ſich vor ſeinem Falle zu den Grundſätzen des Unglaubens bekannt. Es wurde aber dem Geiſtlichen nicht ſchwer, ihn jetzt zu den Grundlehren des Chriſtenthums zu bekehren, und zur Ergebung in ſein hartes Verhängniß zu ſtimmen*). Während Struenſee das Urtheil, welches ſein Vertheidiger ihm brachte, las, bemerkte Münter nicht die geringſte Veränderung in ſeinem Geſichte. Er zeigte ſich nachher nur bekümmert, als er hörte, daß ein gleichlautendes Urtheil auch gegen den Grafen Brandt ergangen ſei. Auf die Ermahnungen des Beichtvaters, ſein Schickſal mit Unterwerfung zu tragen, entgegnete er: „Ich bin ruhig. Ich habe mich ſogar auf Aergeres gefaßt gemacht, und überlegt, wenn ich vielleicht gerädert werden ſollte, ob ich auch die Schmerzen einer ſolchen Hinrichtung würde ertragen können. Habe ich dieſen Tod verdient, ſo würde meine Schande nicht ausgelöſcht werden, wenn auch die beſchimpfenden Umſtände deſſelben nicht damit verbunden wären. Und hätte ich ihn nicht verdient, was ich weder behaupten kann noch will, ſo würden mir verſtändige Leute Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und dann gewönne ich wieder an meiner Ehre. Was iſt mir nun überhaupt irdiſche Ehre und Schande werth? Ob mein Fleiſch in der Erde oder in der Luft verweſet, ob es von Würmern oder von Vögeln verzehrt wird, das iſt in Beziehung auf mich ſelbſt völlig einerlei. Gott wird die Theile meines Körpers, die bei der Auferſtehung deſſelben zu

*) Münter ließ die Unterredungen drucken, die er mit Struenſee bis zu deſſen letztem Augenblicke gehabt hatte, unter dem Titel: Bekehrungsgeſchichte des vormaligen Königl. däniſchen geheimen Cabinetsminiſters Johann Friedrich Struenſee, nebſt deſſen eigenhändiger Nachricht von der Art, wie er zur Aenderung ſeiner Geſinnungen über die Religion gekommen iſt (Leipzig 1772). Ein Gleiches that der Propſt Jörgen Hee in Beziehung auf den Grafen Brandt.

meinem künftigen, verklärten Leibe nöthig ſein werden, ſchon aufzubewahren wiſſen. Ich bin ja das nicht, was auf das Rad gelegt wird. Ich weiß, Gott Lob! ſehr gut, wie wenig dieſer Staub mein Ich ausmacht." Münter verſichert, er habe der ihm zur Laſt gelegten Vergehungen ohne allen Zwang ſich ſchuldig bekannt, auch hinſichtlich ſeiner Staatsverwaltung gern eingeſtanden, daß ſie vor dem höchſten Richter wegen der unſittlichen Beweggründe des Leichtſinnes, der Eilfertigkeit, des Stolzes und Hochmuthes, die ihn dabei geleitet, verwerflich erſcheinen werde. Ihren politiſchen Werth zu beurtheilen, überlaſſe er der Nachwelt*). Nur das dürfe er ſagen und müſſe er ſagen, weil er ſonſt die Unwahrheit ſagen würde, daß er keine ſchlechten Abſichten gehegt, und nicht daran gedacht habe, den König und das Land unglücklich zu machen. Es ſei wahr, daß er ſich in kurzer Zeit beträchtliche Summen zugewendet habe; aber die Rechnung darüber ſei nicht verfälſcht worden. „So unangenehm der Weg iſt, ſetzte er hinzu, auf welchem Gott mich aus der Welt führt, ſo habe ich doch große Urſache ihm dankbar dafür zu ſein, daß er ihn gewählt, mir den Tod eine Zeitlang zum Voraus gezeigt, und mich zugleich ganz aus den Lüſten und Zerſtreuungen des Lebens herausgeriſſen hat. Ich würde auf keine andere Art zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Beſſerung meines Herzens haben gebracht werden können." Als die Thür des Gefängniſſes ſich öffnete und der Officier eintrat, ihn zur Richtſtätte zu holen, wurde der Beichtvater ſehr weich; der Verurtheilte aber, als wenn ihn die Sache nichts anginge, redete ihm zu und bat ihn, ſich durch die Betrachtung der Glückſeligkeit aufzurichten, der er entgegen gehe, und durch das Bewußtſein, daß Gott ihn gebraucht habe, ihm dieſelbe zu verſchaffen.

Das Urtheil wurde (am 28. April 1772) in ſeiner ganzen Strenge vollzogen. Im Angeſicht einer unzählbaren Menge Zuſchauer wurde derjenige, den die Hauptſtadt noch vor wenigen Monaten als allgewaltigen Premier-Miniſter in der Fülle der Macht und des Glanzes geſehen hatte, mit ſeinem Freunde auf dem Blutgerüſte, nach Abhauung der Hand, enthauptet, die Körper zerſtückt, die blutigen Ueberreſte am Galgen auf Pfähle und Räder geſteckt, um mehrere Jahre hindurch Denkmäler der ſchauervollen Begebenheit darzubieten. Die zahlreichen Schaaren, welche ſich mit geſpannter Neugier hinaus begeben hatten,

*) Auch Höſt kann nicht umhin zu erklären: Alles wohl erwogen, dürfen wir Struenſee für einen um Dänemark hoch und vielfach verdienten Miniſter erkennen.

wanderten, von den ſcheußlichen Auftritten erſchüttert, in dumpfer Stille nach der Hauptſtadt zurück.

Die übrigen Gefangenen wurden theils mit Aemterverluſt, theils mit Verweiſung beſtraft. Struenſee's Bruder, der ſich unter den Letzteren befand, ging nach Berlin, wo ihn Friedrich II. huldreich empfing, ihn aber fürs Erſte auf ſeinen Poſten als Profeſſor der Mathematik in Liegnitz zurückwies. Er behielt aber den Mann, der einmal ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatte, im Auge. Nach fünf Jahren ernannte er ihn zum Director des neu errichteten Banco-Comptoirs in Elbing; ſpäter, als er ihm auf dieſem Poſten Genüge geleiſtet, zum Geheimen Ober-Finanzrath und Director der Seehandlung in Berlin. Unter Friedrich Wilhelm II. wurde er Miniſter und mit dem Departement der Acciſe, Zölle, der Fabriken und des geſammten Handels beauftragt. Schon vorher hatte ihm die inzwiſchen veränderte Regierung in Dänemark den däniſchen Adel mit dem Namen Karlsbach ertheilt. Er machte jedoch keinen Gebrauch von dieſer Gnadenbezeigung und führte bis an ſeinen Tod (1804) den durch ſo wundervolles Spiel des Schickſals ausgezeichneten, mit ihm erloſchenen Namen Struenſee.

Die Königin Karoline Mathilde verließ, nach einer zwiſchen dem däniſchen und dem engliſchen Hofe getroffenen Uebereinkunft, am 30. Mai Dänemark und bezog das Schloß Celle im Hannoverſchen. Hier lebte ſie, von ihren Umgebungen wie von den Bewohnern der Stadt als ein Engel in Menſchengeſtalt angebetet. Tröſtung über ihr Schickſal fand ſie im Gedanken an das Ewige. Sie beſuchte fleißig den öffentlichen Gottesdienſt und ſprach gern von der Religion. Sowohl mit eigener Hand als durch Andere, beſonders durch die Prediger, ſpendete ſie, ihrer mäßigen Einkünfte ungeachtet, bedeutende Gaben an die Nothdürftigen. Holdſelig gegen Alle, von dem Wunſche beſeelt, einem Jeden Freude zu machen, gab ſie beſonders Kindern oft Gelegenheit, zu Hauſe frohlockend zu erzählen, daß ſie mit der Königin geſprochen hätten. Immer war ſie des Abends unzufrieden, wenn ſie fürchtete, ſich am verfloſſenen Tage weniger freundlich als ſonſt gegen Andere betragen zu haben. Nie mochte ſie liebloſe Aeußerungen anhören. Sie beſaß gründliche Bildung. Mit Fertigkeit redete ſie, außer ihrer Mutterſprache, Franzöſiſch, Däniſch und Deutſch. Als ſie im Sommer 1774 ein Landhaus bewohnte, hatte ſie ein paar Stunden jeden Abend beſtimmt, ihrem Hofe einige gute Deutſche Schriften entweder ſelbſt vorleſen oder vorleſen zu laſſen. Mehr als einmal ſah man ſie durch den Tod Abel's zu Thränen gerührt. Einer ihrer Lieblingsdichter war Gellert. Sie wußte

mehrere ſeiner Gedichte auswendig; beſonders gefiel ihr ſein Lied von der Feindesliebe, welches mit den Worten anfängt: „Nie will ich dem zu ſchaden ſuchen, der mir zu ſchaden ſucht.“ Nichts vermochte jedoch die unverkennbaren Zeichen eines nagenden Grames aus dem Geſichte dieſer unglücklichen Fürſtin zu vertilgen. Sie ſtarb am 10. Mai 1775 an einem bösartigen Frieſel, noch nicht vierundzwanzig Jahre alt. Die Nachricht ihres Todes kam in Kopenhagen an einem Tage an, als ein Ball bei Hofe gegeben werden ſollte. Der Ball wurde gehalten, nachher aber die für gekrönte Häupter gewöhnliche Hoftrauer angelegt.

Noch in demſelben Jahre, in welchem Struenſee und Brandt hingerichtet worden waren, vereinigten ſich die Verſchworenen vom 17. Januar unter einander. Graf Ranzau wurde mit einem Jahrgehalt von 8000 Rthlrn. ſeiner Aemter entlaſſen und entfernte ſich aus Dänemark. Köller mußte dem überlegenen Einfluſſe Eickſtädt's und Guldberg's weichen und auf den untergeordneten Poſten eines Interims-Gouverneurs von Rendsburg abgehen. Beringskiold verlor als Anhänger Ranzau's den Kammerherrnſchlüſſel und wurde nach der Inſel Möen verbannt. Er ſtarb, nach mancherlei Schickſalen, nachdem er viele Jahre als Gefangener in Munkholm geſeſſen, in Stavanger, einige achtzig Jahre alt. Eickſtädt und Guldberg behaupteten ſich länger. Beide wurden, in anſtändiger Form, mit Titeln und Ehrengehalten, im April 1784 in den Ruheſtand verſetzt, als der Kronprinz Friedrich, der Sohn Mathilden's, die Zügel der Regierung ergriff. Alle dieſe Männer erreichten ein hohes Alter, ſo daß ſie nur deſto länger den Vorwürfen ihres Gewiſſens ausgeſetzt waren, und Alle wurden von der Verachtung jedes rechtlichen Dänen bis zum Grabe begleitet. Die Nation fühlte den Schimpf, den dieſe Elenden durch eine barbariſche, der finſterſten Jahrhunderte würdige Handlung blutgieriger Leidenſchaftlichkeit der Nationalgeſchichte aufgedrückt hatten.

---

8. Schweden unter Adolf Friedrich.

(1751—1771.)

Als der zum Nachfolger Friedrich's I. erwählte Herzog Adolf Friedrich von Holſtein-Gottorp den ſchwediſchen Thron beſtieg, war das Königthum ein bloßer Schatten geworden, der Adel aber, der die Ge-

walt in Händen hatte, in zwei große Parteien, die eine für Frankreich, die andere für Rußland, getheilt. Das Erste, was dem neuen Könige abverlangt ward, war eine Versicherung über Unverletzbarkeit der bestehenden Verfassung und das feierliche Versprechen, daß er die Reichsstände ihres ihm geleisteten Eides für entbunden halten wolle, wenn er jemals wider diese königliche Versicherung oder wider ein von den Reichsständen gemachtes oder noch zu machendes Gesetz handeln sollte. Und bald genug kamen allerhand trotzige Gesetze zum Vorschein. Wer dreimal dem Könige ohne Erfolg zu einem Staatsamte vorgeschlagen worden, sollte in die nächsterledigte Stelle derselben Beschaffenheit ohne königliche Ernennung eintreten; in allen Sachen ohne Ausnahme sollte, statt des vorher erforderlich gewesenen Handsiegels des Königs, dessen Name durch einen Stempel beigesetzt werden, wenn die Unterschrift auf zweimaliges Ansuchen des Senats nicht erfolge. Selbst in Sachen, die nur die persönlichen Verhältnisse des Königs betrafen, mischten sich die Stände und der Reichstag. Der König mußte den Geschichtschreiber Dalin, den er seinem Sohne, dem nachmaligen Gustav III., zum Lehrer gegeben hatte, entlassen, weil er dem Reichsrathe mißfiel. Man befahl eine Untersuchung der Kronjuwelen, als man erfuhr, daß die Königin einige Juwelen, die ihr bei ihrer Verheirathung vom Könige geschenkt worden waren, nach Hamburg geschickt hatte. Man erhob förmliche Klage bei dem Reichsrathe, als, auf den Befehl der Königin, daß nur königliche Kutschen in dem innern Schloßhofe auffahren sollten, die Garde den Frauen zweier Reichsräthe die Einfahrt verweigert hatte. Der König mußte sogar die Behauptung hören, daß die königliche Burg und Garde unter des Reichsraths Oberbefehl stehe, und daß die Beispiele, worauf der König sich berief, aus den Zeiten einer angemaßten Herrschaft entnommen wären.

Die Schwäche Adolf Friedrich's gab diesen Feinden des Throns immer größern Spielraum. Als die unterdrückte Partei der Mützen einen Versuch zur Erweiterung der königlichen Macht, und wohl auch ihrer eignen, unternahm, scheiterte derselbe mit durch die Unentschlossenheit des Königs. Trotz der Aufforderungen seiner kühneren Gemalin, der preußischen Prinzessin Ulrike, Schwester Friedrich's II., machte er keinen Gebrauch von dieser Gelegenheit; er ließ vielmehr die Hüte ihre Macht durch die Hinrichtung der Haupturheber jener Verschwörung, des Barons Horn und des Grafen Brahe, befestigen. Aber dafür sah er sich auch wider seinen Willen zur Theilnahme an dem siebenjährigen Kriege

gegen Preußen hingezogen. Frankreich's Einfluß, obgleich es mit ſeinen Hülfsgeldern in einem Rückſtande von elf Millionen Livres blieb, die Furcht vor Rußland und die Ausſicht auf Eroberung Pommern's erregten dieſe Kriegsluſt, die dem Lande, das ſchon an Uebermaß des Papiergeldes und an Mangel des Credits litt, eine Schuldenlaſt von zwanzig Millionen Thalern zu Wege brachte, und dabei nichts als Schande erwarb; denn die Führung ſcheiterte theils an dem Einfluß des Hofes, theils an der Furcht der Generale, durch ſelbſtthätiges Handeln in ein gleiches Schickſal wie Budenbrok und Löwenhaupt zu gerathen.

Der Friede mit Preußen, der nach dem Wunſche Peters III. im Jahre 1762 geſchloſſen wurde, trieb den Krieg in das Innere und zu den Parteien zurück. England, Frankreich und Rußland waren die Hebel, wodurch die Hüte, die Mützen und die Hofpartei, die, zwiſchen beiden ſtehend, die königliche Gewalt herzuſtellen hoffte, in Bewegung geſetzt wurden. Als auf der Reichsverſammlung 1765 die Mützen, von England und Rußland unterſtützt, den Sieg davon trugen, ſchloß die Hofpartei ſich wieder an die Hüte und an Frankreich an. Beide verſprachen die königlichen Rechte zu erweitern, die inzwiſchen durch neue Anordnungen von Seiten der Mützen noch mehr beſchränkt worden waren. Doch wirkte die Preßfreiheit, welche dieſe einführten, dem Throne günſtiger, als ſie glaubten; denn ſie zog das geheime Spiel eigennütziger Parteien an das Licht und vor das Urtheil des Volks. Das Benehmen des vielverſprechenden Kronprinzen Guſtav, der ſchon durch den Umſtand, daß er ſeit Karl XII. der erſte in Schweden geborene und erzogene Prinz war, die Neigung des Volkes für ſich hatte, trug dazu bei, die öffentliche Stimmung dem Hofe zuzuwenden. Der Prinz reiſte in den Bergwerkskreiſen umher, hörte die Klagen und Beſchwerden über die herrſchende Nahrungsloſigkeit, die ſich in einer Menge von Bankerutten zu erkennen gab, mit Bereitwilligkeit an, und verſprach Hülfe. Nun forderte der König, von den Hüten und von dem franzöſiſchen Geſandten unterſtützt, und von ſeinem unternehmenden Sohne geleitet, im Jahre 1768, eine Verſammlung der Reichsſtände, um durch dieſe eine Veränderung der Verfaſſung durchzuſetzen. Als der Reichsrath ſich weigerte, zwang der König ihn dadurch, daß er die Regierung niederlegte, zur Nachgiebigkeit; denn da nun alle Behörden, auch der Magiſtrat von Stockholm, erklärten, durch Niederlegung der königlichen Würde außer Thätigkeit geſetzt zu ſein, und überdies einige Officiere die

Treue ihrer Truppen unter ſolchen Umſtänden ins Bedenken ſtellten, konnte der Reichsrath nicht länger umhin, die Reichsſtände nach Norköping, 19. April 1769, zu berufen.

Das Erſte, was dieſe zur Unterſuchung zogen, war das Verhalten des Reichsraths, der im Ganzen, während der Regierung Adolf Friedrich's, dem engliſch-ruſſiſchen Intereſſe ergeben geweſen war. Die ruſſiſchen Geſandten Panin und Oſtermann hatten durch das Geld, welches ſie mit vollen Händen ausſpendeten, Schweden überwiegend beherrſcht. Sie hatten dem Adel mit der Hoffnung geſchmeichelt, Schweden zu einer Republik unter Rußland's und England's Schutze zu bilden, während ſie darauf ausgingen, es zu einer ruſſiſchen Provinz zu machen. Es konnte daher dem geheimen Ausſchuß des neuen Reichstages nicht ſchwer fallen, vierundzwanzig Klagepunkte aufzufinden, die er allen Reichsräthen, zweien ausgenommen, zur Laſt legte. Vornehmlich wurde eine von ihnen an die Behörden erlaſſene Erklärung hervorgehoben, des Inhalts: „das Reich könne allenfalls ohne den König regiert werden; der Reichsrath müſſe dann ſich theilen, und die eine Hälfte dem Reichstage beiwohnen, die andere aber zu Stockholm bleiben.“ Das Urtheil fiel dahin aus, daß ſie ihre Stellen verloren, und die Koſten bezahlen mußten, welche die Berufung des Reichstages nach Norköping verurſacht hatte. Dieſer Anfang ſchien für die königliche Gewalt viel verſprechend; allein der Fortgang des Reichstages führte zu einem andern Ergebniß. Die beabſichtigten Veränderungen in der Verfaſſung fielen durch, und am Ende ward jede Neuerung für unzweckmäßig erklärt. Indeß war das Uebergewicht der dem Hofe feindlichen Partei nicht ſo anſehnlich wie ſonſt; die ganze Zahl ihrer Stimmen war 457 gegen 431 geweſen. Da nun überdieß während dieſes Reichstages eine ſtärkere Trennung zwiſchen dem Adel und den übrigen drei Ständen zur Reife kam, trat die Möglichkeit einer Veränderung näher, zumal da Adolf Friedrich am 12. Februar 1771 ſtarb, und ſein ihm nachfolgender Sohn Guſtav III. Kühnheit und Kraft beſaß, um die Herſtellung der königlichen Selbſtſtändigkeit zu verſuchen und zu vollführen.

9. Guſtav's III. Anfang und Verfaſſungsänderung*).

Die herrſchende Partei hatte verſucht, den jungen heranwachſenden Fürſten und ſeinen möglichen Ehrgeiz in Schranken zu halten. Sein Lehrer, Graf Scheffer, legte es darauf an, ihm eine heilige Ehrfurcht vor der ſchwediſchen Verfaſſung und Abſcheu vor aller Eigenmacht einzuflößen. Das Glück eines beſchränkten Königs ward ihm mit den anmuthigſten Farben geſchildert. Daher hatte auch der Reichstag die Reiſe nach Frankreich, auf welcher ſich Guſtav eben befand, als ſein Vater ſtarb, mit großer Beſorgniß betrachtet, weil der Kronerbe eine unumſchränkte Regierung kennen lernen und den Wunſch empfinden würde, Anwendungen auf Schweden zu machen. Es bedurfte aber für Guſtav nicht erſt einer Reiſe, um Scheffer's Lehren zu verſchmähen und neue Anſichten zu gewinnen. Er fühlte von ſelbſt Neigung und Kraft, die engen Schranken der Dienſtbarkeit zu verlaſſen und den reichen Wirkungskreis königlicher Machtvollkommenheit zu betreten. Die Reiſe war ſogar darum unternommen, um bei Frankreich Unterſtützung für dieſes Unternehmen auszuwirken. Denn Frankreich wünſchte um eigenen Vortheils willen, daß die unumſchränkte Königsmacht in Schweden hergeſtellt werde. Dieſer Plan war auf dem letzten Reichstage mißlungen; jetzt glaubte es ihn durch die Kühnheit und den Ehrgeiz des jungen Fürſten ausführen zu können. Choiſeul ließ ihm daher von den rückſtändigen Hülfsgeldern, welche Schweden ſeit 1756 mehrmals vergeblich gefordert hatte, einen Theil baar zahlen, und verhieß weitere Zahlung, wenn Guſtav das Geld zu dieſer Abſicht anwenden würde. Zugleich ſandte er ihm in der Perſon des Ritters (nachmaligen Miniſters) Vergennes, der als franzöſiſcher Botſchafter nach Stockholm kam (Juni 1771), einen Beobachter und Rathgeber.

Voll guter Hoffnungen reiſte Guſtav nach Schweden zurück, und ſuchte, damit er ſeinem Unternehmen die Gunſt des Volkes gewinnen möchte, dieſelbe erſt ſeiner Perſon zu verſchaffen. Indem er eine nie geſehene Leutſeligkeit gegen alle Unterthanen bewies, kam es ihm ſehr zu Statten, daß er die ſchwediſche Sprache, welche die letzten beiden Könige nicht verſtanden hatten, ſprach, wie er ſich denn überhaupt mit Leichtigkeit und Gewandtheit ausdrückte. Dieſe Gabe der Beredtſamkeit wurde ihm

*) Vgl. Geijer, des Königs Guſtav III. nachgelaſſene Papiere. Aus dem Schwediſchen. Drei Theile, 1843—46.

beſonders auf den Reichstagen nützlich. Er eröffnete den erſten mit einer Rede, worin er erklärte: er ſetze ſeinen Ehrgeiz in den Wunſch, erſter Bürger eines freien Staates zu ſein; um aber dieſer Freiheit theilhaftig zu werden, empfahl er Eintracht und Einigkeit. Diesmal aber war ihm die Uneinigkeit, die auf dem Reichstage herrſchte, für ſeine Zwecke willkommen. Mit beſonnenem Geiſte ſchwebte er über der Zwietracht der Mützen und der Hüte, über der Eiferſucht der beiden unteren Stände gegen den Adel, und gab allen widerſtrebenden Bewegungen einen Mittelpunkt, den ſie nicht ſuchten, aber doch finden mußten, nämlich die königliche Macht. Dabei verſtand er die Kunſt, ſeine Gegner ſicher zu machen. So ſchloß er eine ſeiner Reden auf dem Reichstage mit den Worten: „Wären meine Abſichten weniger lauter, ſo würde ich, nach dem Beiſpiele meiner königlichen Vorfahren, die Uneinigkeit des Vaterlandes wider die Freiheit deſſelben benutzen.“ Die Verſicherungsacte, welche die Stände, nach einer achtmonatlichen Zänkerei, ihm vorlegten, unterſchrieb er, ohne ſie zu leſen, mit der Bemerkung: man werde bei der Abfaſſung gewiß das Beſte des Staats bezweckt haben, und einen ſolchen Schwur habe er ſchon längſt in ſeinem Herzen abgelegt. Nachdem dergeſtalt dafür geſorgt war, ihm alle Machtübung zu entziehen, ward eine ſehr koſtbare Krönung veranſtaltet; doch erhielt Guſtav's Wunſch, in der Ebene von Upſala bei den Moraſteinen, an der Wahl- und Krönungsſtätte der alten Nationalkönige Schweden's die Krone zu empfangen, keine Gewährung; denn die herrſchende Ariſtokratie trug Bedenken, den König allzuviel Volksgunſt gewinnen zu ſehen.

Den Ständen ſchien der König nun fertig; nicht alſo aber dachte Guſtav. Während er, unbekümmert um den noch fortdauernden Reichstag und deſſen Berathungen, auf ſeinem Landſitze Eckholmſund den ſchönen Künſten huldigte und dieſe Gleichgültigkeit ſelbſt den Tadel der Reichsſtände ſich zuzog, waren auf mehreren Punkten des Königreichs von ihm ausgeſchickte Leute bemüht, Mißvergnügen unter dem Volke zu erregen, es gegen die beſtehende Verfaſſung einzunehmen und zu einem Aufſtande zu reizen. Sie benutzten dazu einen zufällig entſtandenen Kornmangel, den ſie den Ständen und der unordentlichen Verwaltung Schuld gaben. Doch die größte Hülfe leiſtete ihm der Parteienkampf der Hüte und Mützen auf dem Reichstage ſelbſt. Da die Letzteren diesmal die Oberhand behielten, bewirkten ſie die Abſetzung des bisherigen, aus Hüten gebildeten Reichsrathes, trotz aller Einreden des ruſſiſchen und des engliſchen Geſandten, die ſchon deshalb Mäßigung riethen, weil ſie ahnten, daß am Ende beide Parteien zu Grunde gehen könnten.

Auch aus allen anderen Stellen, die Ehre und Geld brachten, wurden die Hüte verdrängt, und ſo zu einer, den Abſichten des Königs nützlichen Verzweiflung getrieben. Nicht minder wirkte die Erklärung des franzöſiſchen Geſandten, daß hinfort alle Geldzahlungen von Seiten Frankreich's aufhören ſollten, auf die Mitglieder dieſer Partei, die bisher zum Theil von ſolchen Geldzahlungen gelebt hatten. Manche verließen nun ganz den Reichstag, auf dem ſie ſich nicht mehr zu behaupten vermochten, oder aus Unmuth über den Sieg ihrer Gegner, ohne ſich darum der Partei des Hofes anſchließen zu wollen. Dieſer ſchien ſo ohnmächtig, daß der Stolz der ariſtokratiſchen Parteihäupter nicht daran dachte, ſich durch Verbindung mit ihm einen Weg zur Rache zu bahnen. Dennoch hatte Guſtav im Stillen ſich Anhänger gewonnen.

Unter ihnen befand ſich der Oberſt Sprengtporten, der mehr als hundertundfunfzig Officiere auf ſeine Seite gezogen hatte; durch ſie verſicherte ſich der König der bewaffneten Macht in der Hauptſtadt. In den übrigen Theilen des Reichs waren andere thätig; beſonders die Brüder des Königs, Karl und Friedrich, die, unter verſchiedenen Vorwänden, in Schonen und Oſtgothland ſich aufhielten. Hellichius, ein warmer Freund Guſtav's und ein kühner Mann, ſtand als Hauptmann in der Feſtung Chriſtianſtadt. Dieſer ſollte das Unternehmen beginnen, und an einem beſtimmten Tage mittelſt eines Aufrufs, worin die bisherige Verwirrung und deren Urheber, die Stände, angeklagt würden, den Aufſtand gegen ſie erheben. Ein Officier, zum Schein entfliehend, ſollte ſich dann zum Prinzen Karl begeben, und ihn durch eine förmliche Aufforderung veranlaſſen, angeblich zur Stillung des Aufſtandes Truppen zuſammen zu ziehen. Einzelne Vorkehrungen der herrſchenden Partei verriethen, daß ſie etwas von dem beabſichtigten Vorhaben ahne; aber der König machte ſie durch ſeine Sorgloſigkeit ſicher, und nahm ihr auch durch die raſche Ausführung ſeines Plans die Zeit zu einem kräftigen Gegenwirken *).

Abends am 11. Auguſt 1772 eröffnete der Hauptmann Hellichius ſein Spiel; der Prinz Karl folgte und verſammelte ſeiner Rolle gemäß Truppen, angeblich um den Aufſtand zu dämpfen. Als dieſe Vorgänge in Stockholm bekannt wurden, ſchöpfte die herrſchende Partei ſogleich dringenden Verdacht; der König wußte ſich aber ſo gut zu verſtellen, daß ſie ihm nichts anhaben konnte. Bei einem Abendeſſen lenkte der

*) Sehr ausführliche und authentiſche Nachrichten über die Verſchwörung giebt Geijer a. a. O. Th. I. S. 145 ff.

Graf Ribbing das Geſpräch abſichtlich auf dieſe Ereigniſſe, und faßte mitten in der Erzählung davon den König ſcharf in's Auge, indem er ſagte: was das Sonderbarſte iſt, der wachhabende Officier am Thore zu Chriſtianſtadt hat erklärt, es geſchehe Alles auf Ew. Majeſtät Befehl. „Sie irren ſich, erwiederte Guſtav, ohne aus der Faſſung zu kommen, ich habe den Bericht an den Reichsrath ſelbſt geleſen, und darin ſteht, es ſei die Schildwache geweſen und nicht der Officier.“ Guſtav glaubte dieſer Verſtellung um ſo mehr zu bedürfen, als ſeine Macht dergeſtalt beſchränkt war, daß er nicht einmal einem Garderegiment nach ſeinem Willen Befehle ertheilen konnte. Er hatte ſich unterdeß um die Gunſt der bewaffneten Bürgerſchaft beworben, und zog mit ihr auf den Streifwachen, die der Reichsrath angeordnet hatte, durch die Straßen; andere Vertraute ließen ſich mit der Garde und Artillerie in Unterhandlungen ein. Als aber der Reichsrath Truppen nach der Hauptſtadt beorderte, und dem Prinzen Karl befahl, die von ihm verſammelten Schaaren einem andern Befehlshaber zu übergeben, erkannte der König, daß er nun keinen Augenblick mehr zaudern dürfe.

Der 19. Auguſt ſollte für ihn über Freiheit oder Knechtſchaft, über Leben oder Tod, über Ehre oder Schande entſcheiden. Das Gewicht der Unternehmung ſowie den Kampf ſeiner Hoffnungen und Beſorgniſſe wußte der König noch am Abend vorher unter Spiel und Fröhlichkeit zu verbergen; ſcheinbar heiter wohnte er der Oper bei. Aber am Morgen, als er aus dem Schloſſe trat, waren ſeine Augen feucht, und in ſeinem mit Schwermuth überzogenen Geſichte malte ſich innere Bewegung. Gleich nach ſeinem Eintritt in den Reichsrath kam es zu einem heftigen Auftritte. Man verlangte, der König ſolle einen Brief vorleſen, den er in der Nacht von ſeinem Bruder erhalten hatte. Da Guſtav dies als eine ungebührliche Forderung zurückwies, ſprachen einige Reichsräthe von der Nothwendigkeit, ſich ſeiner Perſon zu verſichern. Er aber kam der Ausführung zuvor, indem er, in wirklichem oder verſtelltem Zorne die Hand an den Degen legend, die unſchlüſſige Verſammlung verließ. Er eilte nach dem Zeughauſe, wo die Garde aufgeſtellt war, ließ dieſelbe einige Schwenkungen machen, ſprach freundlich zu den Soldaten, und begab ſich dann, umgeben von mehreren ihm anhangenden Officieren, nach dem Schloſſe, wo ſich unterdeß ſowohl die aufziehende als abziehende Wache verſammelt hatte. Er berief die ſämmtlichen Officiere in die Wachtſtube, und redete zu ihnen mit Begeiſterung von ſeinem Vorhaben, das Vaterland aus den von fremdem Golde geſchmiedeten Ketten zu reißen, und dem Königreiche die uralte geſetzmäßige

Freiheit wiederzugeben, die es zu den Zeiten des großen Gustav Adolf genossen habe. Als nun auf seine Frage, ob sie ihn unterstützen wollten, die Meisten mit Ja antworteten, band er ein weißes Tuch um seinen Arm, und forderte Jeden, der mit ihm sein wolle, auf, ein Gleiches zu thun, damit sich alle seine Anhänger an diesem Zeichen erkennen möchten. Jetzt trat er unter die draußen versammelten Soldaten. Der an sie gerichteten Rede und Aufforderung folgte ein allgemeines Ja; in dem Volke, das auf die absichtlich verbreitete falsche Nachricht, der König sei gefangen, herbeigeströmt war, hallte das freudige Jauchzen nach; dasselbe mehrte sich, als Gustav, der jeden zufälligen Umstand zu benutzen wußte, sprach: „Seht, meine Freunde! es wehet von Norden. Ein gutes Zeichen! denn derselbe Wind blies, als Gustav Wasa mit seinen Thalmännern aufbrach, das Land von der Zwingherrschaft zu befreien." Die Reichsräthe saßen in ihrem Sitzungssaale, durch Grenadiere am Auseinandergehen verhindert, und horchten der fernen geräuschvollen Bewegung, indem sie zum ersten Male genöthigt wurden, einer königlichen Anordnung Folge zu leisten.

Der Gouverneur, General Rudbeck, überrascht, daß die Besatzung ihm den Gehorsam verweigerte, lief wüthend mit gezücktem Degen durch die Straßen, rufend: „Zu den Waffen! es ist um die Freiheit geschehen!" Aber Gustav, gleichfalls den bloßen Degen in der Hand, durch die Straßen reitend, und versichernd, eben um das Vaterland zu retten, sei er aufgestanden, hatte bei der Menge schon bessern Glauben gefunden. Das Volk umgab ihn mit Freudenthränen; Viele knieten und küßten seine Stiefeln, indem sie ihm Treue und Gehorsam schworen. Auch die auf dem Rathhause schnell versammelte Stadtobrigkeit leistete den verlangten Eid. Eben dies that die Admiralität auf dem Schiffsholm, einer wichtigen, nur durch eine Zugbrücke mit der Stadt verbundenen Insel. So ging die große Staatsveränderung ohne alles Blutvergießen ab. Den beiden Bataillonen Upland und Südermanland, die der Reichsrath nach Stockholm beordert hatte, und die nur noch einige Stunden von der Stadt entfernt waren, schickte man den Befehl umzukehren, ihrem Anführer aber, dem Oberstlieutenant Cederström, einem eifrigen Anhänger der Mützen, gebot man, nach der Hauptstadt zu kommen. Beiden Anordnungen wurde Gehorsam geleistet, weil wegen erfolgter Verschließung der Thore draußen von den Vorgängen noch nichts bekannt geworden war. Mehrerer anderer Personen hatte man sich auf ähnliche Weise versichert; selbst die fremden Gesandten, unter denen der englische und der russische zum Nachtheil des Königs

hätten wirkſam ſein können, waren auf das Schloß eingeladen, und ſo auf eine höfliche Weiſe in eine Art Gewahrſam gebracht worden.

Am folgenden Tage ſchworen dem Könige alle Kriegs- und Staatsbeamten Gehorſam. Die Bürgerſchaft wurde auf einem großen Platze verſammelt, und ihr vom Könige verſichert, daß er es für ſeinen größten Ruhm halte, der erſte Bürger unter einem wahrhaft freien Volke zu ſein. Da ſie ohnehin der bisherigen Adels-Regierung nicht hold war und deren Sturz gern ſah, leiſtete ſie bereitwillig den geforderten Eid der Treue, den Guſtav ſelbſt ihr vorlas. Das Schwerſte aber war, die Zuſtimmung der Stände zu erhalten. Sie wurden zu dem Ende für den folgenden Tag, den 21. Auguſt zuſammenberufen. Jedem, der nicht erſcheinen würde, ward gedroht, daß er als Verräther des Reichs angeſehen und beſtraft werden ſollte. Ein Gerücht verkündigte, daß eine ſtarke, aus Finnland beorderte Heeresabtheilung der Hauptſtadt ſich nähere; am Tage der Verſammlung wurde das Ritterhaus von allen Seiten mit Bewaffneten und mit Geſchütz umſtellt. Nachdem der König dergeſtalt allem Widerſpruche vorgebaut hatte, hielt er eine feurige Rede, worin er die bisherigen Unordnungen und Zwiſtigkeiten, die Feilheit der Machthaber und die dadurch über das Reich verbreitete Schande mit den lebhafteſten Farben ſchilderte, Jeden, der dies läugnen wolle oder könne, aufforderte hervorzutreten und zu reden, und — da Alles ſchwieg — damit endigte, daß er ſeinen Schwur, über ein freies Volk zu herrſchen, nicht brechen werde, daß die neue Verfaſſung nur der Zügelloſigkeit und der Willkür ein Ende machen, Freiheit und Geſetz aber erhalten und ſtärken ſolle.

Darauf wurde dieſe neue Verfaſſung vorgeleſen. Kraft derſelben erhielt der König freie Verfügung über die ganze Kriegsmacht zu Waſſer und zu Lande, über das Staatsvermögen, und über alle Staats- und Kriegsämter; er erhielt das Recht, Frieden und Bündniſſe zu ſchließen und einen Vertheidigungskrieg zu führen. Zu einem Angriffskriege ſollte die Einwilligung der Stände nothwendig ſein. Die Einberufung der Stände hing hinfort allein vom Könige ab; verſammelt, ſollten ſie über nichts berathſchlagen, als was dem Könige gefallen würde ihnen vorzulegen. Der Reichsrath blieb dem Könige verpflichtet; er konnte ihm nur rathen, wenn er von demſelben befragt ward, und ſeine Meinung war nicht entſcheidend.

Auf die Frage des Königs, ob ſie dieſe Verfaſſung genehmigten, antworteten die Anweſenden durch einen lauten Jaruf, und legten dann den Eid ab, den er ihnen vorlas Darauf zog Guſtav ein Geſangbuch

aus der Taſche, und ſtimmte, indem er ſeine Krone ablegte, das Te Deum an, worin die ganze Verſammlung andächtig einſtimmte.

Unterdeß eilten die Brüder des Königs durch die verſchiedenen Theile des Landes, und nahmen von den Einwohnern und dem Heere den Eid der Treue auf die neue, den Meiſten ganz unbekannte Verfaſſung. Guſtav ſelbſt aber machte im folgenden Winter die alte, den ſchwediſchen Königen herkömmliche Riksgata oder inländiſche Reichsreiſe, und zwar altväterlicher Weiſe zu Pferde, bis an die Grenzen von Norwegen. Ueberall, wo er hinkam, auch wo ſich Soldaten befanden, nahm er nur eine Wache von Bürgern. Durch Güte verſöhnte und beſänftigte er die Parteien. Niemand ward beſtraft, obwohl ihm bewieſener Eifer belohnt ward. Hauptmann Hellichius ward Oberſt, und durch den Namen Guſtavsſchild ehrenvoll ausgezeichnet; Sprengtporten ward Chef des Garde-Regiments, deſſen ſämmtliche Officiere um zwei Grade Beförderung, die Unterofficiere aber Denkmünzen und Zulagen erhielten. Die weiße Binde, die der König und ſeine Anhänger am 19. Auguſt um den linken Arm getragen hatten, ward für immer zum ſchwediſchen Heereszeichen erklärt. Dagegen wurden die Parteinamen Hüte und Mützen förmlich verboten. Die Erinnerung an die Zeit der Schmach und der Zwietracht ſollte der Vergeſſenheit übergeben ſein.

---

10. Guſtav's Staatsverwaltung.

Die Revolution war in einer Art von Rauſch vollführt und aufgenommen worden; die Mäßigung des Königs und die Zufriedenheit der Beherrſchten wurden Anfangs vielſtimmig geprieſen. Allein die Eintracht beider hörte in kurzer Zeit auf, ſowohl in Folge des wiederkehrenden Bewußtſeins der vormaligen Herrſcher, als durch die Maßregeln des Königs. Den Willen deſſelben ſprachen gewiß die Worte aus, womit er beim erſten Reichstage verſicherte: daß er, weit entfernt die Freiheit anzutaſten, bloß die Tyrannei abgeſchafft habe, um das Volk durch Freigebung alles geſetzmäßigen Erwerbes, durch unparteiiſche Handhabung der Gerechtigkeit, durch ſorgfältige Bemühung für die allgemeine Wohlfahrt, und durch Erhaltung des Friedens zu beglücken. Allein dieſe Aufgaben vollſtändig zu löſen, gelang ihm nicht, zum Theil durch Schuld ſeiner Denkweiſe und Sinnesart.

In den erſten Jahren wurden wirklich allerlei treffliche Einrichtungen gemacht. Guſtav ordnete das zerrüttete Geldweſen; er ſtiftete mancherlei Anſtalten für Hülfsbedürftige, durch Anlegung von Krankenhäuſern, Hoſpitälern und Waiſenhäuſern, und ſetzte vierundzwanzig Landſchaftsärzte an, um eine leichtere und beſſere Behandlung der Kranken möglich zu machen. Er ſchaffte die Folter ab, und ſorgte vor Allem mit rühmlichem Eifer für eine beſſere Verwaltung der Gerechtigkeit. Jeder Mißbrauch in derſelben ward ſcharf geahndet, das Hofgericht zu Jönköping mit einer großen Strenge unterſucht, und im Allgemeinen auch die Erlaubniß gegeben, gerichtliche Verhandlungen drucken zu laſſen. Vorzüglich bemühte er ſich um die Verbeſſerung Finnland's. Er reiſte ſelbſt dahin, um die Landesverfaſſung kennen zu lernen und deren vieljährigen Gebrechen abzuhelfen. Da ferner das Haupterzeugniß Schweden's Metalle ſind, das Land aber weitläufig iſt, ſo fühlte er auch die Nothwendigkeit, durch Anlegung von Canälen einen bequemern und leichtern Verkehr hervorzubringen.

Allein gerade bei dieſen Werken zeigte ſich ſchon die mehr unruhige als langſam wirkende Thätigkeit des Königs, der von jedem Saamen ſogleich Früchte genießen wollte. Ehe das Begonnene vollendet war, ging er ſchon wieder zu neuen Unternehmungen über; Vieles blieb daher liegen, Weniges ward zu Ende gebracht. In vielen anderen Beziehungen gab es ſich immer deutlicher kund, daß er mehr glänzende Aeußerlichkeit liebe, als innere Tüchtigkeit habe. Von dem Hange zu jener zeigte das prächtige Turnier zu Eckholmſund, zu welchem er alle turnierfähigen Ritter einladen ließ, in voller Rüſtung, mit Streitkolben, Wurfſpießen, Degen und Piſtolen zu erſcheinen. Er und ſechs andere Ritter wollten daſelbſt den Satz behaupten und mit den Waffen vertheidigen, daß die ſpäte Liebe dauernder als die frühe ſei. Auch der Gedanke zu einer allgemeinen ſchwediſchen Volkstracht hing mit dieſer Geſinnung zuſammen. Dieſe Tracht ſollte ein äußeres Zeichen innerer Eintracht ſein, und zugleich der Ueppigkeit und Verſchwendung entgegenwirken, ward aber in der Ausführung dadurch verdorben, daß ſie viel zu bühnenmäßig ausfiel, und den ernſten Schweden dem verwunderten Europa in der Geſtalt eines altſpaniſch gekleideten Schauſpielers zeigte. Für das Schauſpiel überhaupt trug Guſtav viel Liebe; er verwandte auf daſſelbe mehr Ernſt und Zeit, als die Würde ſeines Berufs, und mehr Geld, als die Staatseinkünfte erlaubten. Er ſelbſt ſchrieb viele Schauſpiele zur Bildung einer volksthümlichen Bühne, in denen ſich aber mehr äußere Zierlichkeit als ſchöpferiſche Kraft verrieth. Auch daß er mit

ſeinem Sohne, den er perſönlich unterrichtete, von Zeit zu Zeit nach Upſala zog, und daſelbſt aus der Geſchichte und Staatswiſſenſchaft die Sätze aufgab, über die ſein Sohn mit den Gelehrten ſtreiten mußte, hatte zum Theil ſeinen Grund in dieſem Hange zu prunkender Oeffentlichkeit. Daher gefiel ihm auch der Glanz des Verſailler Hofes, der das franzöſiſche Volk an den Thron zu feſſeln ſchien; er ſtrebte dieſem Vorbilde nach, wiewohl daſſelbe der biedern Einfachheit ſchwediſcher Sitten widerſprach, und der dazu erforderliche Aufwand die Kräfte des Staatshaushalts überſtieg.

Dieſes Wohlgefallen erſtreckte ſich auch auf das franzöſiſche Schriftweſen und auf die franzöſiſche Sprache; die deutſche war ihm, dem Fürſten aus deutſchem Hauſe, nach ſeinem eignen Ausdruck verhaßt wie der Tabak. Guſtav errichtete, nach dem Muſter der Pariſer und Berliner Akademien, eine Akademie in Stockholm, und machte in derſelben für Sprache und Kunſt der Schweden ganz die franzöſiſchen Formen und Grundſätze geltend. Sonderbar genug ertheilte dieſe Akademie ihren erſten Preis dem Könige ſelber für eine Lobrede auf Torſtenſon; aber noch ſonderbarer war es, wie ein König, der ſo gern in der Erinnerung an die Vorzeit ſeines Volkes lebte, der ſich bei den Moraſteinen hatte krönen laſſen wollen, der ſeinem Sohne eine Amme aus der Bauernfamilie gab, die einſt den Guſtav Waſa aufgenommen hatte, dennoch ſo gänzlich die geiſtige Eigenthümlichkeit ſeines Volkes verkannte, daß er die höhere Bildung, die er ihm zu geben gedachte, von einer fremden Denk- und Gefühlsweiſe zu entlehnen, den Geiſt deſſelben in eine fremde Form zu faſſen und nach der beſchränkten, die franzöſiſche Litteratur beherrſchenden Weltanſicht ausſchließlich zu modeln befliſſen war.

Es konnte nicht fehlen, daß durch alles dieſes die Liebe des Volks, die ihn gehoben und geſtützt hatte, vermindert ward. Hiezu trug bei, daß, als in den Jahren 1783 bis 1786 wiederholter Mißwachs große Noth über das Land gebracht hatte, der König das Reich verließ und mit großem Koſtenaufwande auf Reiſen durch Italien und Frankreich ſeinem Vergnügen nachging; denn die politiſchen Zwecke, die er in Frankreich perſönlich betrieb, die Erlangung der Inſel Barthelemy in Weſtindien und die Erneuerung des alten Freundſchaftsbündniſſes zwiſchen Schweden und Frankreich, waren von geringer Bedeutung. Sein Aufenthalt in Rom und ſeine Zuſammenkünfte mit dem Papſte Pius VI. gaben ſogar zu dem Gerücht Anlaß, daß er, nach dem Beiſpiele Chriſtinen's, die katholiſche Religion angenommen habe; aber nicht, um den Thron zu verlaſſen, ſondern um dieſelbe in Schweden einzuführen.

Beſonders hatte Guſtav den Bauernſtand dadurch gegen ſich aufgebracht, daß er den Branntwein verbot, wiewohl der Genuß dieſes Getränkes den Schweden durch Gewohnheit und Luftbeſchaffenheit zum ſtärkſten Bedürfniß geworden war. Nach den ſtaatswirthſchaftlichen Grundſätzen, denen Guſtav mit ſeinem ganzen Zeitalter huldigte, ward die Einfuhr des fremden Getreides, deſſen Schweden jährlich einige tauſend Tonnen bedurfte, als baarer Verluſt angeſehen, und um denſelben zu erſparen, der Nation eine Entſagung aufgelegt, die ihr äußerſt läſtig fiel und als Werk der drückendſten Willkür erſchien. Da bis jetzt die Einzelnen ſich ihren Bedarf ſelbſt bereitet hatten, ward dem unnatürlichen Verbot wenig Folge geleiſtet. Der König beſchloß daher nach einiger Zeit, den Branntwein wieder zu erlauben, aber den Verbrauch und die Verfertigung deſſelben zu leiten und als Finanzquelle zu benutzen. Er machte aus dem Brennen deſſelben ein Kronrecht, und ließ in den verſchiedenen Theilen des Königreichs königliche Branntweinbrennereien anlegen. Da in Schweden der Städte ſehr wenige ſind und der Landmann entfernt von denſelben lebt, ſo wurde dieſe Anordnung ebenſo beſchwerlich, als durch die beſtändige Aufſicht und Nachſuchung, die zur Verhinderung alles eigenen Brennens geübt werden mußte, verhaßt. In Dalekarlien brach darüber ein Aufruhr aus, der, obwohl durch die bewaffnete Macht unterdrückt, doch eine bedenkliche Gährung der Gemüther enthüllte und hinterließ. Es kamen Schmähſchriften der beleidigendſten Art heraus, und auf dem Reichstage, dem zweiten, den Guſtav ſeit der Umwälzung zuſammenberief (1786), zeigte ſich die allgemeine Stimmung ſo ungünſtig, daß alle Vorſchläge des Königs verworfen wurden. Als er unter andern ein alte Reichstagsordnung einführen wollte, vermöge deren, wenn die Stände über eine Sache verſchiedener Meinung wären, dieſelbe in Gegenwart des Königs unterſucht werden, und dieſem es dann frei ſtehen ſollte, die Meinung, die ihm die beſte dünke, anzunehmen, fand dieſer Vorſchlag, bei der Furcht vor des Königs Ehrgeiz und Herrſchſucht, einen ſolchen Widerſtand, daß er gezwungen wurde, die Stimmenmehrheit gelten und das wichtige Vorrecht fahren zu laſſen.

Dem Könige entging das ſteigende Mißvergnügen und der gefährliche Gebrauch nicht, den der beleidigte Adel davon machen konnte. Daher war er bedacht, die übrigen Stände wieder zu gewinnen. Er hob das Branntweinmonopol auf und ſuchte die Bauern wie die Geiſtlichkeit durch Ehrenzeichen an ſich zu ziehen, indem er den erſteren erlaubte, Denkmünzen im Knopfloche zu tragen, und an die höhere Geiſt-

lichkeit den Nordſternorden vertheilte. Die Bürger der Hauptſtadt wußte er durch ſeine Perſönlichkeit zu feſſeln. Den Adel, den er nicht gewinnen konnte, ſuchte er zu entkräften, und zog deshalb eine alte Eintheilung deſſelben in Herren, Ritter und Knappen hervor, um dem geringern, wegen ſeiner großen Zahl ſchwer zu gewinnenden Adel das Uebergewicht ſeiner Stimmen zu entziehen*); denn wenn zuvor der letzte Edelmann eine gleichviel geltende Stimme mit dem erſten Grafen des Reichs geführt hatte, ſo ſollte nunmehr im Ritterhauſe nach den drei Claſſen geſtimmt werden. Aber die Knappen wurden dadurch nur noch mehr gereizt, und die beiden oberen Claſſen dem Könige nicht geneigter gemacht.

---

11. Friedrich der Große und die innere Verwaltung des preußiſchen Staates ſeit dem Hubertsburger Frieden.

Noch dreiundzwanzig Jahre nach dem Hubertsburger Frieden waltete Friedrich's Geiſt heilbringend in ſeinem Staate, während in anderen Ländern die Nachahmung ſeiner bewunderten Regierungsweiſe, aus Mißverſtand, Uebertreibung oder Verkennung der gänzlich verſchiedenen Verhältniſſe, die erſehnten Ergebniſſe meiſt nur ſehr unvollkommen oder gar nicht herbeiführte. Als die verheerende Kriegsflamme endlich erloſchen war, erwarteten Friedrich's Unterthanen vertrauensvoll von ſeiner Einſicht die Heilung der tiefen Wunden, die der Krieg ihnen geſchlagen hatte. Ihn ſelbſt trieb eigener Vortheil zu dieſer ſchönen Pflicht. Doch dachte er auch darauf, ſeinen Kriegsſtand ſo furchtbar herzuſtellen, daß kein halb verſöhnter Feind es wagen dürfe, ſeine kaum erworbene Ruhe plötzlich wieder zu ſtören. Wie ein vorſichtiger Kämpfer ſchärfte er ſein Schwert, ehe er es aus der Hand legte.

Das preußiſche Heer beſtand am Ende des Krieges größtentheils aus Ueberläufern, Ausländern und ganz jungen Landeskindern. Viele der Letzteren wurden ihren jammernden Eltern und dem Ackerbau wiedergegeben. Dafür fanden ſich dienſtloſe Ausländer in Menge ein. Bei wenigen Infanterie-Regimentern waren noch hundert Mann zu finden,

---

*) Auf dem Reichstage von 1778 waren 31 Grafen, 72 Freiherren, 119 Ritter und 227 Knappen anweſend.

die vom Anfang des Krieges an gedient hatten. Das nunmehrige neue Geſchlecht mußte ganz eigens wieder geübt werden und dies geſchah mit einem Ernſt, als gelte es einen abermaligen Krieg. Die Mannszucht ward dabei bis zu großer Strenge geſchärft. Um den Officieren beſtimmte taktiſche Grundſätze beizubringen, arbeitete Friedrich ſelbſt eine Unterweiſung für ſie aus, die auf ſeinen eigenen Erfahrungen beruhte und vor Fremden geheim gehalten werden mußte. Damit dies zahlreiche Corps der Befehlenden ſchon durch das Anſehn des höheren Geburtsſtandes und durch die Gewohnheit des Herrſchens bei den Geringeren Geltung erlange, beſetzte er daſſelbe bloß mit Adeligen. Ueberzeugt, durch ſolche Auszeichnung dieſe Claſſe zu einem Ehrgefühl und zu einer Anhänglichkeit an die Krone befeuert zu haben, daß er von ihr in äußerſter Gefahr die ſicherſte Rettung erwarten dürfe, half er auch mit vorzüglicher Sorgfalt den heruntergekommenen adeligen Familien ſeines Landes auf, ſchenkte ihnen Summen zur Verbeſſerung ihrer Güter, oder lieh ihnen noch größere zu geringen Zinſen. Im Jahre 1770 ward zuerſt in Schleſien, ſpäter in Pommern und in Preußen das noch jetzt beſtehende landſchaftliche Creditſyſtem errichtet, nach welchem jeder Rittergutsbeſitzer auf ſein Grundſtück, unter der Gewährleiſtung der übrigen in der Provinz, bis zu einer beſtimmten Höhe des Werthes Schulden aufnehmen kann, woraus dem Gläubiger große Sicherheit und dem Schuldner der Vortheil eines geringern Zinsfußes erwuchs. Die darüber von den Ständen ausgeſtellten Schuldverſchreibungen führen den Namen Pfandbriefe. Für die Unterhaltung und Erziehung der jungen Edelleute ſorgte der König durch die Vergrößerung des Cadettenhauſes in Berlin, und in der Folge durch die Anlage kleinerer zu Stolpe in Pommern und zu Kulm in Weſtpreußen. Auch ward in Berlin noch eine beſondere Militairakademie errichtet, zu deren Lehrern Franzoſen, bei Friedrich's Vorliebe für dieſes Volk, verſchrieben wurden. Das durch den Krieg heruntergekommene Feldgeräth herzuſtellen, war man vorzüglich geſchäftig. Die Pulvermühlen verfertigten jährlich 6000 Centner Pulver, die Eiſenhütten Kugeln, Bomben und Granaten, in den Stückgießereien wurden achthundertachtundſechzig unbrauchbar gewordene Kanonen umgegoſſen. Die Artillerieregimenter wurden ſehr vermehrt, und für die hinzugekommenen neue Kaſernen erbaut. Eine neue Feſtung ward bei Silberberg in Schleſien angelegt; die alten wurden verbeſſert, alle Vorrathshäuſer gefüllt. Und trotz den Millionen, die alle dieſe Anſtalten verſchlangen, ſammelte der ſparſame Monarch doch noch einen Schatz an baarem Gelde, der ihn in den Stand

ſetzen konnte, einen neuen Krieg für den Anfang ohne Verlegenheit auszuhalten. Der ganze Kriegsſtand belief ſich um das Jahr 1770 auf 161,000 Mann.

Nicht mindere Sorgfalt widmete der König der Wiederherſtellung der durch den Krieg zerrütteten Gewerbe und Geſchäfte des Friedens. Das Getreide, das man ſchon zum nächſten Feldzuge angekauft hatte, ward als Saatkorn unter die ganz verarmten Landleute vertheilt, und die für die Artillerie und das Gepäck beſtimmten Pferde dem Ackerbau wiedergegeben. In Schleſien wurden die Steuern auf ſechs Monate, in Pommern und der Neumark auf zwei Jahre erlaſſen. Eine baare Geldſumme von 2,339,000 Thalern half den Provinzen auf, und tilgte die Schulden, die ſie hatten machen müſſen, um die von den Feinden eingetriebenen Brandſchatzungen zu bezahlen. Die Landräthe und Magiſtrate mußten diejenigen Hausväter und Fabrikanten angeben, die der Unterſtützung am meiſten bedurften, und alle Ueberſchüſſe aus den königlichen Kaſſen wurden zu dieſem wohlthätigen Zweck angewieſen. Nach der genauen Berechnung des Staatsminiſters Herzberg betrug die Summe der baaren Schenkungen, die Friedrich von 1763 bis 1786 unter ſeine ſämmtlichen Provinzen vertheilt hat, 24,399,838 Thaler. Dieſe Summen wurden nicht aus dem Schatze, ſondern aus den Privaterſparniſſen des Königs genommen; ſo groß war die Ordnung ſeines Staatshaushaltes, daß er die eigentlichen Staatsgelder nicht einmal zu Wohlthaten angreifen wollte, während andere Monarchen ſie an Weiber und Günſtlinge zu verſchwenden kein Bedenken trugen. In Anſehung des Schatzes pflegte er zu ſagen: „Der Staat iſt reich, ich aber bin arm"; und in ſeinem Teſtamente ſchrieb er: „Mein Schatz gehört nicht mir, ſondern dem Staate." Ebendaſelbſt bemerkte er ausdrücklich: er nehme die Vermächtniſſe, die er mache, nicht aus dem Schatze, ſondern von ſeinen Erſparniſſen. Und wieviel mußte ein Mann nicht erſparen, der trotz ſeiner hohen Stellung ſo mäßig lebte, daß er von den 1,200,000 Thalern, die er ſich jährlich ausgeſetzt hatte, nie über 222,000 Thaler zu ſeinen Privatbedürfniſſen verwendete. Bei ſo weiſer Miſchung von Sparſamkeit und Freigebigkeit konnte der König auch Geld genug erübrigen, um bald nach der Beendigung des ſiebenjährigen Krieges den Bau des prächtigen neuen Palaſtes bei Sansſouci beginnen zu laſſen, der Millionen koſtete.

Er hatte dabei das Glück, größtentheils geſchickte Ausführer ſeiner Plane zu finden. Unter dieſe gehörte vorzüglich der geheime Finanzrath Brenkenhof, vormals Anhalt-Deſſauiſcher Kammerdirector. Friedrich

lernte ihn zuerſt aus ſeinen Werken kennen, indem er 1758 auf ſeinem Zuge nach Thüringen in dem ſchönen Deſſauer Ländchen Alles ſo ordentlich und wohl verwaltet fand, daß er ſich nicht enthalten konnte, nach dem Urheber ſolcher Ordnung zu fragen. Und ſeitdem blieb ihm der Mann im Gedächtniſſe, bis er ihn, nach hergeſtelltem Frieden, zu ſich berufen konnte, da er ihn dann ſofort zum Aufſeher über ſämmtliche Verbeſſerungen in Pommern und der Neumark beſtellte.

Ueberzeugt, den ſiebenjährigen Krieg, in welchem der Staat ſo nahe am Rande des Abgrundes geweſen war, nur dadurch ſo glücklich zu Ende geführt zu haben, weil er im Laufe deſſelben immer mindeſtens ebenſo gut mit Geld verſehen war als ſeine Gegner, richtete der König eine ſeiner Hauptſorgen auf die möglichſt ſchnelle Füllung des Schatzes für künftige Nothfälle. Ein franzöſiſcher Generalfinanzpächter Helvetius, auch als Schriftſteller bekannt, ward über dieſe wichtige Angelegenheit zu Rathe gezogen, kam 1764 ſelbſt nach Berlin, und verſicherte dem König, daß, wenn dem Schleichhandel kräftiger gewehrt und das Steuerweſen beſſer eingerichtet würde, die indirecten Auflagen in den preußiſchen Staaten weit mehr einbringen würden, als bisher. Er ſandte hierauf dem Könige fünf Franzoſen, die nun an die Spitze der neuen Einrichtung traten. Der König bildete aus ihnen (1766) eine beſondere General-Zoll- und Acciſe-Adminiſtration (gewöhnlich Regie genannt), zu deren Bedienung noch mehrere hundert andere im Einnehmen wohlgeübte Franzoſen ins Land gezogen und als Acciſebedienten in die Provinzen vertheilt wurden. Sowohl dieſe Ausländer, als auch die ſtark erhöhten Steuern machten den Unterthanen dieſe Einrichtung äußerſt gehäſſig; der König aber, der dadurch ſeine jährlichen Einkünfte um mehr als eine Million Thaler erhöht ſah, achtete nicht auf das Murren des Volks, weil er den vermehrten Ertrag nicht als Folge zweckwidriger Bedrückung, ſondern nur als Folge einer den Unterthanen ſelbſt erſprießlichen Einrichtung des Steuerweſens betrachtete. Er huldigte der ſtaatswirthſchaftlichen Anſicht ſeiner Zeit, nach welcher Waarenverbote und Handelsſperren den inneren Wohlſtand der Völker befördern ſollten. In demſelben Sinne wurde eine allgemeine Tabaksverwaltung zuerſt mit Franzoſen verſucht, und nachher durch inländiſche Fabrikanten zu einem feſten Beſtand gebracht; Manufacturiſten und Fabrikunternehmer wurden durch Geſchenke, Vorſchüſſe und Abgabenerlaſſe ermuntert; freilich zugleich drückende Monopole ertheilt. Indeß hat dieſe Begünſtigung Einzelner durch Einführung zuvor ganz fehlender Zweige des Kunſtfleißes auch Nutzen geſtiftet. Beſonders lebhaft intereſſirte ſich Friedrich

für die neue Porcellanfabrik in Berlin, die fünfhundert Perſonen ernährte und in manchen Betracht mit der Meißener wetteifern konnte. Erſt 1706 war in Europa das Porcellan den Chineſen nacherfunden worden durch den ſächſiſchen Apotheker Böttcher, der ſich der Goldmacherei befliß, und durch beſondere Zubereitung des Thons zuerſt das braune, dann drei Jahre ſpäter (1709) das weiße Porcellan zu Stande brachte.

Zur Beförderung des Handels ward in Berlin eine Bank angelegt, wozu der König einen Fonds von acht Millionen hergab. Um die Erträge des Ackerbaues zu vermehren, wurden große Strecken Landes urbar gemacht, zum Theil durch Koloniſten. Im Oderbruch, in Pommern, an der Havel und in Oſtfriesland verwandelten ſich, durch den Fleiß der aufgemunterten Bewohner, ganze Streken Moorgrundes in das fruchtbarſte Ackerland oder in Heerden ernährende Wieſen *). Im Magdeburgiſchen bauten ſich zweitauſend neue Familien an, deren Hände um ſo nöthiger waren, als zuvor die ergiebigen Ernten, wie im Kirchenſtaat, von fremden Schnittern, Arbeitern aus Thüringen, eingebracht werden mußten. In den Städten, die im Kriege eingeäſchert worden, erhielten die Bürger Geld zum Aufbau ihrer Häuſer. So empfing Landshut 200,000 Thaler, Striegau 40,000, ebenſoviel Halle und Halberſtadt, andere weniger. In Oberſchleſien wurden von 1763 bis 1779 zweihundertunddreizehn neue Dörfer angelegt.

Einer beſondern Fürſorge bedurften auch die Forſten in den preußiſchen Staaten, da dieſelben während des Krieges theils aus Noth, theils durch den Eigennutz der ſchlecht beobachteten Beamten unverantwortlich ausgehauen worden waren. Auch hier ward eine beſſere Wirthſchaft und ſtrengere Ordnung eingeführt und das Wohl der Nachkommen mehr beachtet.

Friedrich ſelbſt, der treue Landesvater, hatte bei ſeinen jährlichen Muſterungsreiſen durch die Provinzen keine angelegentlicheren Erkundigungen, als nach dem Fortgange ſeiner Verbeſſerungsanſtalten. Er ließ ſich die jährlichen Liſten der Gebornen und Geſtorbenen, der neuerbauten Häuſer, der angeſiedelten Einzöglinge u. ſ. w. vorlegen, beſah ſelbſt die neuen Anſtalten, und ſprach mit den Unternehmern. Nie hat wohl ein Fürſt ſeine Staaten genauer gekannt als er. „Wenn Sie die Summe der zerſtörten Häuſer wiſſen wollen, ſchreibt er an Voltaire, ſo

*) Das Fürſtenthum Oſtfriesland war dem König 1744, nach dem Abſterben des letzten Fürſten Karl Edzard, vermöge einer dem Brandenburgiſchen Hauſe 1694 ertheilten kaiſerlichen Anwartſchaft zugefallen.

kann ich Ihnen ſagen, daß ich in Schleſien überhaupt 8000, in Pommern und der Neumark aber 6500 habe aufbauen laſſen; das beträgt nach Newton und d'Alembert 14,500. Die meiſten ſind von den Ruſſen in Brand geſteckt worden. Wir unſererſeits haben nicht auf eine ſo abſcheuliche Art Krieg geführt."

Und in einem Briefe vom 4. September 1777 an ebendenſelben ſchreibt er: „Ich komme eben aus Schleſien zurück, wo ich ſehr zufrieden geweſen bin. Der Ackerbau macht dort merkliche Fortſchritte und die Manufacturen gedeihen. Wir haben für 5,000,000 Thaler Leinewand und für 1,200,000 Thaler Tuch an Ausländer verkauft. Man hat in den Gebirgen eine Kobaltmine entdeckt, durch die ganz Schleſien mit dieſem Material verſehen wird; wir machen Vitriol, der ſo gut iſt, als der fremde; und ein Mann von ſehr vieler Induſtrie verfertigt Indigo, der dem indiſchen nichts nachgiebt. Man verwandelt auch mit Vortheil Eiſen in Stahl, und zwar auf eine viel einfachere Art, als Reaumur vorſchlägt. Unſere Bevölkerung daſelbſt hat ſich ſeit dem Jahre 1756, da der Krieg ausbrach, um 180,000 Seelen vermehrt. Kurz, alle Plagen, welche dies arme Land zu Grunde gerichtet hatten, ſind nun ſo gut als gar nicht da geweſen, und ich empfinde, offenherzig geſtanden, ein ſüßes Vergnügen darüber, daß ich eine ſo tief heruntergekommene Provinz wieder emporgebracht habe."

Deſſenungeachtet darf man ſich das Wiederaufblühen des Staats nicht ſo leicht und ſchnell vorſtellen. Die Wunden waren zu zahlreich und zu tief geweſen, um raſch geheilt werden zu können, und das Land durchaus arm an eigenen Hülfsquellen. Die Herabſetzung des ſchlechten Geldes (1764) war noch ein härterer Schlag, als irgend einer während des Krieges. Selbſt in den Jahren 1773 und 1774 war noch viel Elend im Lande. Die Gewerbe gingen matt, der Kreislauf ſtockte, und ohne die vielen Anſiedler würde es um die Bevölkerung ſchlecht geſtanden haben. Ueberdies, und als ob es an den Kriegsübeln noch nicht genug geweſen wäre, verheerten böſe Feuersbrünſte in den Jahren 1765 bis 1769 nicht weniger als ſechs bedeutende Städte. Die Jahre 1771 und 1772 hatten gänzlichen Mißwachs, deſſen Folge eine Theurung war, die an Hungersnoth grenzte; in Böhmen und Sachſen galt der Scheffel Roggen fünf Thaler. In ſolcher Noth öffnete Friedrich ſeine für den Fall eines Krieges gefüllten Vorrathshäuſer, und ließ um mäßige Preiſe Korn verkaufen.

Die Thätigkeit des großen Mannes ward durch ſein zunehmendes Alter nicht gemindert, ja ſein Pflichtgefühl nur noch erhöht. Beides

malt ſich trefflich ab in einer Stelle ſeines Briefes an Voltaire vom 7. September 1776, deren Zeugniß um ſo gültiger iſt, da ſie in einer ſichtbaren Aufwallung von Unwillen geſchrieben wurde. Es war ihm nämlich zugetragen worden: der kaiſerliche Leibarzt in Wien habe geäußert, des Königs Podagra ſcheine in Waſſerſucht überzugehen, und er werde gewiß kein Jahr mehr leben; darauf habe Joſeph II. ſchnell ein Heer in Bereitſchaft ſetzen und in Böhmen einrücken laſſen, und erwarte ſehnſuchtsvoll die Todesnachricht, um ſogleich dem unvorbereiteten Nachfolger Schleſien wieder abzutrotzen. Unter dem Eindruck dieſer Zuträgerei ſchrieb er an Voltaire: „Vielleicht giebt es Leute in der Welt, denen ich zu lange lebe, und die meine Geſundheit deshalb verläumden, weil ſie glauben, wenn ſie viel davon reden, ſo könnte ich den gefährlichen Sprung wohl ſo geſchwind machen, als ſie es wünſchen. Ludwig XIV. und Ludwig XV. ermüdeten durch ihre lange Regierung die Geduld der Franzoſen. Ich ſtehe nun ſechsunddreißig Jahre am Ruder; vielleicht mißbrauche ich, wie ſie, das Recht zu leben, und bin nicht gefällig genug, dann aufzubrechen, wann man meiner überdrüſſig iſt. Die Methode, mich nicht zu ſchonen, habe ich noch, wie ſonſt. Je mehr man ſich in Acht nimmt, deſto empfindlicher und ſchwächer wird der Körper. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Leib und mein Geiſt beugen ſich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, iſt nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin. Dabei habe ich mich immer wohl befunden. Indeß ſchreibe ich dieſe Methode Niemandem vor, und begnüge mich damit, ſie für mich zu befolgen.“

Auch das Schulweſen in ſeinen Staaten beſchäftigte den König viel, indeß nie zuſammenhängend. Er ſcheute den dazu nöthigen Aufwand. Doch hat er in einem Geſetze über das Volksſchulweſen (General-Land-Schulreglement vom 12ten Auguſt 1763) die drei weſentlichen Bedingungen der allgemeinen Einführung des Volksunterrichtes feſtgeſtellt: die Verpflichtung aller Eltern ohne Ausnahme, ihre Kinder in die Schule zu ſchicken und, wenn ſie es vermögen, Schulgeld zu bezahlen: die Beſtrafung derjenigen Eltern, die ihre Kinder zurückhalten; und die Verpflichtung der Ortsarmenkaſſe, das Schulgeld der Zahlungsunfähigen zu decken. Noch heute iſt die Weisheit und die Kraft der Geſetzgeber und der Regierungen Frankreich's und England's ſo weit nicht gekommen. Der Unterſchied des Zweckes der Gelehrtenſchulen und der Volksſchulen mag aber dem König nie ganz klar geworden ſein; eigentlich, meinte er, müſſe jeder Bauer Logik lernen. Indeß beſtimmte ihn ſein richtiger Blick, Logik und Rhetorik, ſowie vor allen Dingen die

Alten als weſentliche Unterrichtsgegenſtände der Gelehrtenſchulen zu bezeichnen; noch zwei Jahre vor ſeinem Ende ſetzte er darüber ſeine Gedanken in einem Schreiben an den Miniſter Zedlitz auf, und zwar in deutſcher Sprache, in der ihm der Ausdruck von jeher ſo ſchwer fiel. Schon früher hatte er dieſem Miniſter mündlich einmal daſſelbe geäußert, mit dem Zuſatze, daß auch die chriſtliche Religion gelehrt werden müſſe.

Des Königs Geringſchätzung der deutſchen Sprache und Literatur iſt eine auffallende Erſcheinung, aber erklärbar, wenn man die deutſche Literatur, wie ſie zu ſeiner Bildungszeit war, mit der damaligen franzöſiſchen vergleicht. Einmal eingelebt in die letztere, fehlte es ihm ſpäter an Zeit und noch mehr an Neigung, ſich mit den beſſeren Geiſteserzeugniſſen der Deutſchen bekannt zu machen. Auch darf nicht überſehen werden, daß ein großer Theil dieſer Erzeugniſſe nur Nachbildung oder Nachhall franzöſiſcher Muſter war, und daß der eigenthümlichſte deutſche Dichter dieſes Zeitalters, Klopſtock, mit dem Stoffe und der Form ſeiner Werke auf einem dem Könige ganz fremden Gebiete ſtand. Glücklicherweiſe hat jene Geringſchätzung wenigſtens nicht die deutſche Literatur erdrückt. Es iſt dem ernſten, ruhig prüfenden Deutſchen nicht angeartet, ſeine Beherrſcher blind zu verehren. Friedrich, vielleicht der größte Regent, den Deutſchland je hervorgebracht, hat nie eine Vergötterung erfahren, wie etwa Ludwig XV. nach ſeiner Geneſung in Metz. Man ehrte und bewunderte, was groß an ihm war; allein in Dingen, deren gründliche, vorurtheilsfreie Prüfung man bei ihm nicht vorausſetzen konnte, fanden ſeine Meinungen keine Anhänger. Gerade zu ſeiner Zeit bildeten die deutſchen Schriftſteller — Klopſtock und Leſſing an der Spitze — ihre Mutterſprache zu einer Vollkommenheit aus, von der er ſo wenig Ahnung hatte, daß er im hohen Alter einen wohlgemeinten Verſuch über die deutſche Literatur ſchrieb, der nur von dem Zuſtande derſelben im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Kenntniß nimmt. Dieſe Schrift ſchickte er im Januar 1781 (alſo wenige Wochen vor Leſſing's Tode) mit folgenden Worten an d'Alembert: „Sie werden über die Mühe ſpotten, die ich mir gegeben habe, einer Nation, die bisher nichts verſtand als eſſen, trinken und ſich ſchlagen, einige Begriffe von Geſchmack und attiſchem Salze beizubringen. Indeß, man will doch gern nützlich ſein, und oft keimt ein Wort, das man in einen fruchtbaren Boden ſäet, und bringt Früchte über Erwartung.“ Ein edles Selbſtgefühl lehrte die großen Schriftſteller Deutſchland's ihren Werth erkennen, unabhängig von dem Urtheil eines Königs, der ihn verkannte;

und ſo ſtrebten ſie mit ihm einem Ziele zu. Was er durch ſeine Siege und ſeine Regierung that, das thaten ſie durch ihre claſſiſchen Werke. Beide verherrlichten die deutſche Nation.

---

12. Das deutſche Reich unter Franz I. und Joſeph II.

Während Oeſterreich und Preußen, zwei aus deutſchen Elementen erwachſene Staaten, unter den Hauptmächten Europa's glänzende Stellen einnahmen und der Politik des Welttheils ihre Richtung gaben, war das Reich und der Name der Deutſchen ohne alles Anſehen unter den Staaten und Völkern. Kaiſer Franz I., der Gemahl Maria Thereſia's, war reich an bürgerlichen Tugenden, die er mit ſeiner heitern, treuherzigen Sinnesart und ſeinen ſchlichten, leutſeligen Manieren dem Hauſe Lothringen-Oeſterreich, im erfreulichen Gegenſatze gegen den ſteifen Formendienſt der letzten Habsburger, als Erbe hinterlaſſen hat; aber als Reichsoberhaupt war er ganz unbedeutend, und von dem Gefühl dieſer Unbedeutenheit ſo durchdrungen, daß er Gefallen daran fand, ſich ſelbſt am Hofe für einen bloßen Privatmann zu erklären. Eines Tages, als Maria Thereſia Audienz gab, trat Franz aus dem Kreiſe und ſetzte ſich in einen Winkel des Saales zu zwei Frauen. Als dieſelben aufſtehen wollten, ſagte er: „Achten Sie nicht auf mich. Ich will hier bleiben, bis der Hof ſich zurückzieht, und mich an dem Anblick der Menge ergötzen." Eine der Frauen antwortete: „der Hof wird ſo lange hier bleiben, als Ew. Majeſtät." — „Sie irren ſich, ſagte der Kaiſer lächelnd; die Kaiſerin und meine Kinder machen den Hof; ich bin bloß ein Privatmann" *). Abgeſehen von ſeiner friedlichen, durch keinen Ehrgeiz angeſpornten Gemüthsart lag der Grund ſeiner Bedeutungsloſigkeit zum Theil in Verhältniſſen, die auch ein ſtarker, mit ſelbſtändiger Macht ausgerüſteter Kaiſer nicht zu bewältigen vermocht hätte. Ohne die von dem Kirchenzwiſte ausgegangene Bewegung und ohne die Kriege mit Frankreich und mit den Türken, in welche das Reich zugleich mit Oeſterreich gezogen ward, würden ſchon von Karl V. ab die deutſchen Kaiſer nicht mehr als Franz I. zu thun gehabt haben. Nachdem der weſtphäliſche Friede jenem Zwiſte Bollwerke geſetzt hatte, erhielten die Kriege

*) Coxe, house of Austria.

wider Frankreich und die Türken, obwohl vom Kaiſer mehr im Intereſſe der öſterreichiſchen Monarchie als im Intereſſe des Reichs unternommen, den Schein eines national-politiſchen Daſeins. Aber ſeit die Perſon des öſterreichiſchen Monarchen von der des Kaiſers getrennt war, und letzterer nur im Rathe ſeiner machteiferſüchtigen Gemahlin eine Stimme führte, ſeitdem kamen die Lebensäußerungen, zu denen das Reich genöthigt wurde, nur auf Rechnung des den Kaiſer beherrſchenden öſterreichiſchen Hofes und verloren allen nationalen Charakter. Als Oeſterreich wegen Schleſien zum dritten Male in Krieg mit Preußen gerieth, wurde auch das Reich gegen Friedrich, den der größte Theil der Deutſchen als Helden bewunderte, in den Kampf gezogen, und weil Oeſterreich mit Frankreich verbündet war, rückte zum erſten Male ſeit den Kreuzzügen ein deutſches Reichsheer mit einem franzöſiſchen ins Feld. Der ſchlechte Ausgang dieſes Kriegszuges machte den gleichzeitig in Regensburg eingeleiteten Achtsprozeß gegen Friedrich zu einem Gegenſtande des Gelächters, das nirgends lauter als in Deutſchland erſcholl. Die Mehrheit der Nation ſah einen Triumph in den Niederlagen, die das Reichsheer erlitt, und in den Beſchimpfungen, welche der Reichstag in Regensburg ſich gefallen laſſen mußte. Der kurbrandenburgiſche Comitialgeſandte von Plotho ließ ſogar den Reichstagsboten, der ihm die Vorladung wegen des beantragten Achtsprozeſſes inſinuiren ſollte, die Treppe hinunterwerfen.

Kaiſer Franz I. war an ſolcher Mißgeſtaltung des Reichsweſens ganz unſchuldig. Für ſeine Perſon war ihm Frankreich, welches ſeine Vorfahren ſo lange bedrängt und ihm endlich ſein Erbland Lothringen abgedrungen hatte, eben ſo verhaßt, wie ſeiner Gemalin Preußen. Als er den erſten Vortrag über das Bündniß mit Frankreich hörte, ſtand er entrüſtet auf, und rief, mit der Hand auf den Tiſch ſchlagend, aus: „Solch ein Bündniß iſt unnatürlich, und ſoll nicht ſtatt haben.“ Nach ſeinem Tode fand man in ſeinen Papieren die Bemerkung: „So wenig als möglich Verbindung mit Frankreich.“

Wie kraftlos aber auch das Reich unter Franz I. ſich darſtellte, und wie wenig die von Oeſterreich durchgeſetzte Theilnahme deſſelben am Kriege wider Preußen geholfen hatte: ſo war doch Maria Thereſia eifrig bemüht, ihrem Hauſe mit der Kaiſerkrone die alte Stellung zu den Reichsfürſten und den erſten Rang unter den europäiſchen Herrſchern zu bewahren. Es war daher einer der Artikel des Hubertsburger Friedens, daß Friedrich zur Erwählung des Erzherzogs Joſeph zum römiſchen Könige ſeine Kurſtimme zuſagte. Dieſe Erwählung erfolgte

ohne Widerspruch zu Frankfurt am 27. März 1764, und die Krönung wurde am 3. April mit allen Prunkformen, die einem Weltbeherrscher gebührten, vollzogen*). Im Jahre darauf am 18. August 1765, starb Kaiser Franz I. unerwartet an einem Schlagflusse, der ihn zu Inspruck bei einer Hofreise traf.

Der vierundzwanzigjährige Joseph wurde nun Kaiser. Da er, obwohl zum Mitregenten der österreichischen Monarchie ernannt, zu seiner Mutter in demselben untergeordneten Verhältnisse blieb, in welchem sein Vater gestanden hatte, so wandte sich sein Thätigkeitstrieb auf die Angelegenheiten des Reichs, dessen Krone ihm aufgesetzt worden war. An eigentliche Regierungsgeschäfte war freilich nicht zu denken. Ganz Deutschland war in mehr als dreihundert größere oder kleinere Gebiete abgetheilt, deren einige von erblichen, andere von erwählten Fürsten, noch andere von republikanischen Obrigkeiten mit allen Hoheitsrechten unabhängiger Staaten regiert wurden. Für die unmittelbare Regierung des Kaisers war kein Fleck des deutschen Bodens übrig geblieben; die höchst unbedeutenden Einkünfte, die er aus einigen Reichsstädten, Urbarien und Zöllen bezog — sie wurden auf 13,000 Gulden berechnet —, reichten nicht hin, einen mäßigen Hofstaat zu halten. Alle Aeußerungen der kaiserlichen Macht beschränkten sich auf Volljährigkeitserklärungen minderjähriger Fürsten, auf Bestätigungen der in den fürstlichen Häusern geschlossenen Recesse über Erbfolge und Erbtheilung oder Untheilbarkeit der Gebiete auf Legitimationen unehelicher Fürstenkinder, auf Standeserhöhungen und Buchhändler-Privilegien. Die beiden letzteren hatten jedoch in den Reichsstaaten nur dann Gültigkeit, wenn die Landesherren solche gestatteten. Jeder bedeutenderen, das Gesammtleben der Nation berührenden Wirksamkeit würde sich sogleich die Eifersucht, womit die einzelnen Reichsglieder ihre Landeshoheit bewachten, entgegengestellt haben. Es gab zwar noch einen immerwährenden Reichstag zu Regensburg, der die gesetzgebende Gewalt im Reich repräsentirte und ohne dessen Zustimmung der Kaiser nichts Erhebliches vornehmen sollte; diese gesetzgebende Gewalt hatte aber eben so wenig zu thun, als die vollziehende. Die Vertreter derselben waren, der Kostenersparniß wegen, nicht mehr als vierzig bis funfzig Comitialgesandte, die meisten von mehreren Fürsten oder Städten zugleich bevollmächtigt; ohne allen Prunk erhielten sie das Schattenbild der alten glänzenden Reichsver-

*) In höchst anschaulicher Weise sind die Feierlichkeiten in Goethe's Selbstbiographie beschrieben.

ſammlungen, auf welchen ſonſt die Kaiſer das ganze Reich um ſich geſehen hatten. Gewöhnlich waren ſie müßig oder mit unfruchtbaren Gegenſtänden beſchäftigt. Als im Jahre 1748 ein neuer kaiſerlicher Prinzipal-Commiſſarius bei den Einladungen zu den drei Staatsmahlzeiten, welche er gab, die von den geiſtlichen und weltlichen Fürſten geforderte Rangordnung nicht beobachtete, nahm ein Theil der Geſandten die Einladung nicht an, und es erſchienen über dieſe Sache nicht weniger als acht Staatsſchriften im Druck, zum Theil in der höchſten Erbitterung und in den beleidigendſten Tonarten abgefaßt. Ueber wichtige Gegenſtände wurde von den Höfen unmittelbar unter einander verhandelt.

Von größerer Bedeutung war die Reichsjuſtiz, die durch zwei von einander unabhängige Reichs-Collegia, den Reichshofrath in Wien und das Reichskammergericht in Wetzlar, verwaltet wurde, im Namen des Kaiſers Recht ſprach, und bei den zahlloſen Streitigkeiten, in die ſo viele große und kleine Staaten theils mit einander, theils mit ihren Landſtänden und Bürgern gerathen mußten, einen ungeheuren Geſchäftsbetrieb hatte, obgleich die Kurfürſten durch das Privilegium de non appellando von der Verpflichtung befreit waren, die Entſcheidungen ihrer Gerichtshöfe den Reichsgerichten zu unterwerfen, und bei den letztern nur wegen verweigerter Juſtiz von ihren Unterthanen belangt werden konnten. Dieſe Reichsgerichte waren Zufluchtsſtätten der ſchwachen Stände, die von mächtigen Nachbarn gedrückt, derjenigen Unterthanen, die von kleinen Gebietern oder deren parteiiſchen Juſtizbeamten gemißhandelt wurden. Leider aber hatte ſich gerade auf dieſer beſſern Seite der Reichsverfaſſung die größte Verderbniß gehäuft. Der ohnehin gedehnte Rechtsgang wurde durch den nationalen Hang zu weitſchweifiger Gründlichkeit noch verlängert, in den Sitzungen die Zeit durch das Ableſen endloſer Vota vergeudet, und durch die Kümmerlichkeit der oft ſchwankenden, von dem Ertrage der Sporteln abhängigen Beſoldung, welche die Räthe bezogen, der Beſtechung Thür und Thor geöffnet. Ein Verklagter, der das Unrecht ſeiner Sache ſelbſt erkannte, hatte gar nicht nöthig, Rechtsverdrehungen zu erkaufen; er durfte ſich nur neue Termine erwirken, und blieb im Beſitz, bis der Kläger vollends zu Grunde ging, und der Prozeß ſeine Endſchaft erreichte, ohne daß der Referent ſich bemühen durfte, die Acten zu leſen. Kurmainz hatte in einer ſolchen Sache etliche zwanzig Termine erlangt. Die Trägheit, die ſich ohne Aufſicht weiß, that das Uebrige. „Es iſt erſchrecklich zu hören und nachzuſagen, erzählt ein glaubwürdiger Zeuge, daß die Reichshofräthe ſelbſt

bekennen, wenn eine Sache erſt inrotulirt ſei, und nach langem Warten und vielen Koſten dem Spruche entgegen geſehen werden könne, werde an das Referat derſelben gar nicht mehr gedacht. Einer hat mir ſelbſt eingeſtanden, daß er allein über achtzig geſchloſſene Sachen auf ſeiner Rechnung habe." Solche Sachen aber gingen ruhig der Verweſung entgegen*). Bei dem Reichskammergerichte ſtand es eher ſchlimmer als beſſer.

Es war ein ſchöner Entſchluß des jugendlichen Kaiſers, ſich mit Heilung dieſer veralteten Schäden zu befaſſen. Dem Reichshofrath, der unmittelbar unter ſeiner Leitung ſtand, wurde durch einen ſcharfen Kabinetsbefehl die Annahme der Geſchenke oder Regalien, welche unter allerlei Vorwänden angeboten, auch öfters angenommen, ja wohl gar gefordert worden, unterſagt, und den Mitgliedern zur Pflicht gemacht, alljährlich zwei Verzeichniſſe deſſen einzureichen, was ſie an erlaubten Tax- und Laudemialgebühren, und was ſie an Geſchenken oder ſogenannten Erkenntlichkeiten an Geld, Eßwaaren und Kuchenregalen entweder ſelbſt oder durch die Ihrigen empfangen hätten**).

Bei dem Kammergerichte konnte der Kaiſer nicht eigenmächtig einſchreiten. Er betrieb daher angelegentlich die Abhaltung einer Viſitation dieſes Gerichtes, die ſchon im Jahre 1654 durch einen Reichsabſchied angeordnet worden war, und bewirkte, daß im Jahre 1766 — alſo 112 Jahr nach jener Anordnung — eine Deputation der Reichsſtände zu dieſem Geſchäfte vom Reichstage ernannt wurde. Dieſelbe ſollte in fünf Klaſſen, jedesmal durch vierundzwanzig Abgeordnete, die Prozeſſe revidiren, die Gebrechen der ganzen Gerichtsverfaſſung unterſuchen und einen Entwurf zur Verbeſſerung abfaſſen. Von ſelbſt verſtand ſich, daß bei Ernennung der an die Reihe kommenden Reichsſtände und der von ihnen zu ſendenden Deputirten die abgemeſſenſte Gleichheit der Religionsparteien ſtatt finden mußte. Unter unſäglichen Schwierigkeiten wurde für dieſen Zweck acht Jahre lang gearbeitet, und wirklich viel Gutes zu Stande gebracht. Das ganze Reich war voll Erwartung einer neuen Ordnung der gerichtlichen Dinge. Aber dieſe Erwartung ſchlug auf eine Weiſe fehl, welche den Geiſt des Reichsweſens treffender bezeichnet, als die längſten Schilderungen thun könnten.

Als im November 1774 die zweite Klaſſe der Deputation einberufen wurde, fand ſich anſtatt eines katholiſchen Grafen aus Schwaben,

*) Möſer's patriotiſches Archiv, X. S. 357 und 376.
**) Ebendaſelbſt S. 83.

der als Repräſentant des für rein katholiſch gezählten ſchwäbiſchen Grafen-Collegiums eintreten ſollte, ein katholiſcher Graf aus Weſtphalen ein, und gab als Repräſentant des weſtphäliſchen Grafen-Collegiums durch eine Vollmacht ſich kund, die eines der wenigen katholiſchen Mitglieder dieſes für rein evangeliſch gezählten Grafen-Collegiums ausgeſtellt hatte. Daß der Kurfürſt von Mainz als Erzkanzler dies gelten ließ, erregte große Bewegung unter den Evangeliſchen, weil es den Anſchein gewann, daß ein rein evangeliſches Grafen-Collegium durch Annahme eines katholiſchen Abgeordneten zu einem gemiſchten gemacht werden ſolle. Doch wurde der Streit durch die Mehrheit einer Stimme für die Zulaſſung des katholiſchen Grafen entſchieden. Aber im folgenden Jahre wurde in einem kurmainziſchen Ausſchreiben an den Direktor des fränkiſchen, für ganz evangeliſch gezählten Grafen-Collegiums eine Stelle bemerkt, aus der ſich die Folgerung ziehen ließ, daß auch ein katholiſcher Graf aus Franken als Vertreter jenes evangeliſchen Collegiums zur Deputation kommen könne. Nun erhoben die Proteſtanten Lärm, und erklärten die Zulaſſung ſowohl des weſtphäliſchen als des fränkiſchen Deputirten katholiſcher Religion für unſtatthaft. Der kaiſerliche Hof ſchlug vor, aus Schonung für den Kurfürſten von Mainz im vorliegenden Falle einen evangeliſchen Deputirten aus der Wetterau und einen katholiſchen aus Schwaben zu nehmen; aber entweder war der Parteigeiſt auf einmal ſo aufgeregt, oder dem Intereſſe der mächtigen Reichsfürſten war ein Vorwand, die kaiſerliche Autorität durch das Viſitationsgeſchäft nicht wachſen zu laſſen, ſo willkommen, daß am 8. Mai 1776, als die vierte Klaſſe der Deputirten eintreten ſollte, die Geſandten der evangeliſchen Reichsſtände, nach dem Vorgange des kurbrandenburgiſchen, gegen die Verſammlung proteſtirten, weil keine Religionsgleichheit ſtatt finde, und ſich entfernten. Die ganze Viſitations-Deputation ging aus einander. Der Streit aber, ob die Collegien der weſtphäliſchen und der fränkiſchen Grafen für rein evangeliſche oder für gemiſchte Körperſchaften zu achten ſeien, wurde auf den Reichstag gebracht, und die Geſchäfte auf demſelben geriethen durch die Erbitterung, in die er ausartete, in ſolche Stockung, daß fünf Jahre hindurch gar keine Berathungen gehalten wurden.

Die Freundſchaft zwiſchen Friedrich und Joſeph, wie ſie ſeit den Zuſammenkünften zu Neiße und Mähriſch-Neuſtadt beſtanden und durch den gemeinſchaftlichen Antheil an der Theilung Polen's ſich kund gegeben hatte, war kurz zuvor erkaltet; und in dieſem Umſtande lag ohne Zweifel der Grund, weshalb Kurbrandenburg mit ſolchem Eifer in jener

Religionsſache auftrat. Friedrich wurde durch die ihm zugebrachte Nachricht, daß man in Wien die Gicht, woran er im Jahre 1775 litt, für Waſſerſucht halte, und daß der Leibarzt van Swieten von der Nähe ſeines Todes als von einer gewiſſen Sache geſprochen habe, ſo verſtimmt, daß er auch einer weitern Mittheilung Glauben ſchenkte: der Kaiſer habe Truppen nach Böhmen in Bewegung geſetzt, um beim Eintritt des erwarteten Todesfalls durch Sachſen in Brandenburg einzufallen und dem Thronfolger Schleſien abzudringen*) Seitdem faßte Friedrich ein unüberwindliches Mißtrauen gegen den Kaiſer, und die Meinung wurde bei ihm feſte Ueberzeugung, daß Joſeph, mit ſeiner beſchränkten Stellung als Reichsoberhaupt nicht zufrieden, damit umgehe, dem Kaiſerthum ſeine vormalige Macht wieder zu verſchaffen, ſich in Deutſchland ſo ſouverain zu machen, wie es die Könige von Frankreich in ihrem Lande geworden, und zur Einleitung Alles wieder zu nehmen, was ſeinen Vorfahren und den Häuſern Oeſterreich und Lothringen jemals gehört habe: im Oſten Serbien und Bosnien, im Süden die an Venedig und Sardinien gekommenen Theile des Mailändiſchen, im Weſten Baiern, Württemberg, Elſaß und Lothringen, im Norden Schleſien. Was bald darauf von Seiten des Kaiſers geſchah, um nach dem Ausſterben der Kurlinie Baiern einen Theil dieſes Landes zu erwerben, befeſtigte den König in dieſer Ueberzeugung, und bewog ihn ſogar, das Schwert wider denſelben zu ziehen.

---

13. Der baieriſche Erbfolgeſtreit und Maria Thereſia's Ende.

Der Kurfürſt von Baiern, Maximilian Joſeph, ſtarb plötzlich am 30. December 1777 an den Pocken. Da der Zweig des Wittelsbachiſchen Regentenſtammes, aus dem er entſproſſen war, mit ihm erloſch, ſo gebührte die Nachfolge dem nächſten Stammvetter, Karl Theodor, Kurfürſten von der Pfalz. Allein der Kaiſer Joſeph wollte ſich die Gelegenheit zum Erwerbe eines wohlgelegenen Landes nicht entgehen laſſen, und beſchloß, alte Anſprüche Oeſterreich's auf einen Theil von Baiern geltend zu machen. Dieſe Anſprüche waren nicht ſchlechter als diejenigen, welche neununddreißig Jahre früher Baiern gegen Oeſterreich hatte geltend

*) Mémoires de 1775 jusqu'à 1778. Oeuvr. tom. V. p. 205.

machen wollen; auch wurde der ſchwache Karl Theodor, dem die Erbſchaft Baiern's um ſo gleichgültiger war, weil er keine rechtmäßigen Kinder hatte, durch die Furcht vor Oeſterreich's Macht und durch Vortheile, die ſeinen zahlreichen natürlichen Kindern zugeſichert wurden, zu einem Vertrage bewogen, kraft deſſen er Oeſterreich's Recht an ganz Niederbaiern und einige andere Stücke der Erbſchaft anerkannte (3. Januar 1778). Zu gleicher Zeit ließ Joſeph dieſe Provinzen durch Truppen in Beſitz nehmen. Ungern hatte Maria Thereſia ihre Zuſtimmung gegeben.

Dieſer Vorgang erſchreckte alle Reichsfürſten als Aeußerung der Begierde des Kaiſers, ſich auf ihre Koſten zu vergrößern, ohne auf Satzungen und Formen Rückſicht zu nehmen. Friedrich glaubte dazu um ſo weniger ſchweigen zu dürfen, als das Gelingen des Verſuchs leicht weiteren Unternehmungen Bahn brechen konnte. Der Fürſt, deſſen Rechten Karl Theodor ſo viel vergeben hatte, war der nächſte Lehnserbe, Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken. An dieſen ſchickte Friedrich den Grafen von Görtz, und ließ ihn ermuntern, gegen den eingegangenen Vergleich Einſpruch zu thun und bei Preußen Hülfe zu ſuchen. Dies geſchah; und zugleich nahm der Kurfürſt von Sachſen für ſeine Gemalin die Allodial-Erbſchaft des verſtorbenen Kurfürſten, das Haus Mecklenburg die Landgrafſchaft Leuchtenberg in Anſpruch. Friedrich trat nun in der Eigenſchaft eines Sachwalters auf. Er fing mit Einſprüchen, Anfragen und Unterſuchungen an, und zog dieſelben gefliſſentlich in die Länge, um erſt die Geſinnungen der großen Mächte zu erforſchen, und zu erfahren, auf weſſen Beiſtand er ſich verlaſſen könne. England war damals mit dem Kriege in Nordamerika beſchäftigt; Frankreich, obwohl Ludwig's XVI. Gemalin des Kaiſers Schweſter war, mißbilligte das Verfahren des letztern und verſprach, auf jeden Fall neutral zu bleiben; eine thätigere Rolle zu ſpielen, wurde es durch ſeinen Antheil an den amerikaniſchen Händeln und durch den Bruch mit England gehindert. Rußland, Preußen's Bundesgenoſſe, verſah ſich jeden Augenblick eines neuen Krieges mit den Türken, und der Wiener Hof ſuchte dieſen Krieg zum Ausbruch zu bringen. Hierin wirkte ihm zwar Friedrich durch Frankreich entgegen, deſſen Geſandter zu Conſtantinopel dem Großveſir friedliche Geſinnungen einzuflößen wußte; Rußland durfte aber die Türken nicht aus den Augen verlieren.

Der König von Preußen ſah ſich alſo faſt gänzlich auf ſeine eigenen Kräfte beſchränkt. Joſeph war unterdeſſen nicht müßig geweſen, ſondern hatte im Frühjahr 1778 ſeine Truppen aus Ungarn, Italien

und Flandern nach Böhmen gezogen. Das bewog auch den König, die seinigen aufs schnellste in Bewegung zu setzen. Zwei preußische Heere, jedes von achtzigtausend Mann, versammelten sich, das eine bei Berlin um in Sachsen, das andere in Schlesien um in Böhmen einzubrechen. Friedrich selbst ging am 6. April von Berlin nach Breslau, und ließ das eine seiner Heere in der Grafschaft Glatz ein verschanztes Lager beziehen. Von da aus unterhielt er mit Joseph II. einen lebhaften Briefwechsel, den er zuletzt mit der Erklärung abbrach: er werde die längere Weigerung Oesterreich's, dem Kurfürsten von der Pfalz den in Besitz genommenen Theil von Baiern herauszugeben, für eine Kriegserklärung ansehen. Dies hatte der feurige, nach Kriegsruhm durstende Joseph nur erwartet. Er blieb bei der Weigerung, und die Heere setzten sich in Bewegung.

Nach einigen Märschen und Scharmützeln sandte Maria Theresia ihren Minister Thugut zum König nach Kloster Braunau (im August), um heimlich, ohne Wissen ihres Sohnes, mit Friedrich gütlich zu unterhandeln. Friedrich entwarf hierauf einen billigen Vergleichsvorschlag, den er auch sofort den französischen und russischen Ministern mittheilte, damit deren Höfe von seinem uneigennützigen Verfahren überzeugt würden, und sich nicht durch etwaige falsche Vorspiegelungen der Wiener Minister einnehmen ließen. Allein Joseph und der ihm ergebene Kaunitz waren mit Thugut's geheimen Unterhandlungen sehr unzufrieden, und der Erstere schrieb seiner Mutter: „Wenn sie Frieden machen wolle, so werde er nie wieder einen Fuß nach Wien setzen."

Die Kriegsunternehmungen kamen also wieder in Gang, doch ohne bedeutende Erfolge. Friedrich fand die Stellung des kaiserlichen Heeres in Böhmen so vortheilhaft, daß ein Angriff Tollkühnheit gewesen wäre, und schon im September zogen sich die Preußen wegen Mangels an Futterung nach Schlesien zurück. Aber im Winter begann der Krieg aufs neue in Oberschlesien, und die Reiterei der Oesterreicher zeigte sich mehrmals den Preußen überlegen. Am 18. Januar 1779 fiel Graf Wurmser in die Grafschaft Glatz ein, und am 28. Februar zerstörte ein österreichischer Heerhaufe unter dem Grafen Wallis die unbefestigte Stadt Neustadt in Oberschlesien, um einige darin liegende preußische Bataillone zu vertreiben.

Friedrich fühlte schon zu sehr den Druck der Jahre, um an einem Kriege Gefallen zu finden, von dem er gar keine Vortheile für sich absah, und dessen Last meist allein auf ihm lag, wenn auch der Kurfürst von Sachsen sein Heer zu dem preußischen Corps, welches unter dem Prinzen Heinrich Böhmen von Sachsen aus bedrohte, hatte stoßen lassen.

Rußland wollte ihm zwar ein Hülfsheer ſchicken; doch würde ihm deſſen Unterhalt jährlich zwei Millionen gekoſtet haben. Die alte Kaiſerin wünſchte nicht weniger den Frieden. Da nun Frankreich und Rußland das Vermittelungsgeſchäft eifrig betrieben, ſo mußten ſich Joſeph und Kaunitz zuletzt fügen. Der franzöſiſche Geſandte zu Wien, Baron von Breteuil, entwarf einen auf Friedrich's Vorſchlag gegründeten Plan zur Friedensſtiftung, den Maria Thereſia genehmigte. Nach einem im März 1779 geſchloſſenen Waffenſtillſtande wurde zu Teſchen ein Congreß eröffnet, und am 13. Mai daſelbſt der Friede unterzeichnet. Die Hauptpunkte waren: Oeſterreich erhält von Baiern den von den Flüſſen Donau, Inn und Salza umfaßten Bezirk, giebt alles andere in Beſitz genommene Land zurück, und entſagt den Anſprüchen darauf; der Kurfürſt von Sachſen erhält für ſeine Anſprüche ſechs Millionen Gulden, und der Herzog von Mecklenburg das Privilegium de non appellando; Rußland, Frankreich und das deutſche Reich übernehmen die Gewährleiſtung dieſes Vertrags.

So war demnach die Ruhe wieder hergeſtellt. Friedrich, belohnt durch den Ruhm eines Erhalters der deutſchen Freiheit, war großmüthig genug, keine Entſchädigung für die Millionen zu verlangen, die ihm die Kriegsrüſtung gekoſtet hatte.

Maria Thereſia, die dem Streit und Krieg von Anbeginn entgegen geweſen war, die in ihren alten Tagen kein Blutvergießen mehr hatte erleben wollen, ſtarb im Jahre darauf, am 29. November 1780. „Ich ziehe, hatte ſie damals geſagt, einen winzigen Frieden einem glorreichen Kriege vor, der mich meiner Kinder, meiner beſten Generale und Soldaten beraubt. Freilich ſind das die Gedanken einer alten Frau und Mutter, aber auch einer chriſtlichen Regentin und einer Freundin ihrer Freunde.“ Eine Freundin des großen Königs war ſie nie geweſen; immer hatte ſie in ihm nur den „böſen Mann“ geſehen, der ihr die Jugend verbittert, und der „in Deutſchland den Rang einzunehmen trachte, den das Haus Oeſterreich behaupte“. Erſt ſehr allmählig und ſpät vermochte ſie, ihre Abneigung gegen ihn zu überwinden*).

Unter den Frauen, die je als Selbſtherrſcherinnen auf den Thronen großer Reiche geſeſſen, war ohne Zweifel Maria Thereſia eine der würdigſten. Sie beſaß ein edles, empfängliches und liebevolles Herz; ſie

*) Wolf, Marie Chriſtine (1863). Bd. I. S. 150 ff. S. 19 f. Die hier mitgetheilte öſterreichiſche Auffaſſung Friedrich's des Großen, aus der letzten Zeit des ſiebenjährigen Krieges, iſt zwar ſehr einſeitig, aber ſehr pikant.

war ſtets geneigt, ſich für ihre Freunde zu opfern, obwohl ſie die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß es wenig aufrichtige Menſchen und ſelten wahre Freunde gebe. Als ihren vornehmſten Fehler betrachtete man ihre „zu große Lebhaftigkeit", vermöge deren ſie alles, was ihr im erſten Augenblick gefiel, mit Enthuſiasmus ergriff, und allem, was ihr mißfällig erſchien, ſofort in verletzender Weiſe begegnete. Von ihren Staaten lag ihr faſt vorzugsweiſe Ungarn am Herzen. „Ich habe, ſchrieb ſie 1765, die ungariſche Nation immer geliebt, weil ſie die Grundlage unſers gemeinſamen Glückes iſt"; und 1778: „ich bin gut ungariſch, mein Herz iſt voll von Erkenntlichkeit für dieſe Nation." Bei ihrer ungemeinen Rührigkeit nahm ſie in der Verwaltung ſelbſt von allen Details eine möglichſt eingehende Kenntniß; und in allen ihren Erlaſſen gab ſie einen ſeltenen Sinn für Gerechtigkeit kund. „Ich will, erklärte ſie, lieber ſchwach erſcheinen als ungerecht, wovor mich Gott bewahre"*).

Mit ihrem Sohne war ſie ſeit der Zeit ſeiner Mitregentſchaft, zumal in den Jahren 1770 und 71, in mannigfache Zerwürfniſſe gerathen. Denn Joſeph hätte doch gern nicht nur den Titel, ſondern auch die Macht eines Mitregenten gehabt; und er wünſchte, vermittelſt derſelben ſeinen eigenen Ideen Ausdruck zu geben, die von denen der Mutter weſentlich abwichen. Maria Thereſia erſchrak darüber; aber ſie hielt die Zügel der Gewalt fortan nur deſto feſter in ihren Händen, und Joſeph war ein zu gehorſamer Sohn, um ſich gegen ihren Willen geradezu aufzulehnen; er fügte ſich in Geduld. Nichts deſto weniger nahm ihr Lebensmuth ſeitdem mehr und mehr ab; umgeben von einer jungen Welt mit neuen Kräften und neuen Beſtrebungen, fühlte ſie ſich immer vereinſamter, immermehr von dem Alter gedrückt, und ſuchte immer häufiger ihren Troſt in frommen Uebungen. In ihren Briefen nannte ſie ſich mit Reſignation die „alte Frau", und erklärte wiederholt: „ich bin allein und nicht mehr en vigueur". Dem Tode ging ſie ruhig und gefaßt entgegen. Zu Joſeph äußerte ſie an ihrem letzten Lebenstage: „mir kommt das Sterben vor als wenn ich von einer Stube in die andere ginge"; und da es draußen regnete, ſagte ſie lächelnd: „welch' ein ſchlechtes Wetter für eine ſo große Reiſe!" Noch eine Stunde vor ihrem Verſcheiden, um acht Uhr Abends, erhob ſie ſich plötzlich von ihrem Lehnſtuhl und ſchritt, zur Verwunderung Aller, frei durch das Zimmer nach dem Ruhebett. Ihre letzten Worte waren: „Gott, nimm meine Seele

*) Ebendaſelbſt S. 20 ff. S. 54 ff.

auf!“ Die kaum vierzehntägige Krankheit, der ſie erlag, trat Anfangs als Katarrh auf, nahm aber die Geſtalt des Brandes an. Sie war 63 Jahre alt geworden und hatte 40 Jahre regiert*).

14. Der deutſche Fürſtenbund**).

(1785.)

Auf die Trauerkunde aus Wien ſchrieb Friedrich an ſeine Miniſter: „Maria Thereſia iſt todt. Eine neue Ordnung der Dinge beginnt.“ Er vermuthete, Joſeph, von den Feſſeln der mütterlichen Herrſchaft befreit, werde nun ſogleich losbrechen. Aber Joſeph's Thätigkeitstrieb wandte ſich auf die innere Umformung ſeiner Erbländer. Auf das deutſche Reich, deſſen Oberhaupt er war, nahm er freilich wenig Rückſicht, wenn das Intereſſe ſeiner Monarchie mit den Rechten deſſelben zuſammenſtieß. Nach dem Beiſpiele früherer Kaiſer ſuchte er die geiſtlichen Fürſtenhüte auf das Haupt der Prinzen ſeines Hauſes zu bringen, und ſetzte es durch, daß im Jahre 1780 die Domkapitel zu Cöln und zu Münſter ſeinen Bruder, den Erzherzog Maximilian, zum kurfürſtlichen und zum biſchöflichen Coadjutor beider Hochſtifter erwählten. Und weil er die kirchliche Gewalt fremder Biſchöfe über ſeine Unterthanen ſeinen Abſichten nicht entſprechend hielt, nahm er 1783 dem Biſchofe von Paſſau ſeinen Sprengel in den öſterreichiſchen Staaten. Aehnliche Schritte wurden gegen den Erzbiſchof von Salzburg, ſowie gegen die Stifter Lüttich, Conſtanz, Chur und Regensburg verſucht oder durchgeführt. Dennoch blieb der Friede im Reiche ungeſtört. Nach der Anſicht aber, die Friedrich zum Grundſatze ſeiner Politik gemacht hatte, daß jeder Gewinn, den Oeſterreich davontrage, einen entſprechenden Verluſt für Preußen in ſich ſchließe, beunruhigte er ſich über die vortheilhafte Stellung des Kaiſers um ſo mehr, weil derſelbe nicht bloß mit Frankreich verbündet war, ſondern auch mit Rußland ſich immer mehr befreundete, während Katharina's Freundſchaft für Preußen mit dem

*) Ebendaſelbſt S. 75 ff. S. 163. S. 170 f.

**) Ad. Schmidt, Preußen's deutſche Politik (1850), 2 Aufl. S. 30 ff. Derſelbe, Geſch. der preuß. deutſchen Unionsbeſtrebungen (1851), S. 7—402.

ſinkenden Credite Panin's lauer zu werden ſchien. Und bald näherte ſich die Beſorgniß Friedrich's ihrer Erfüllung.

Im Januar 1785 ward dem Kurfürſten von Pfalzbaiern von dem kaiſerlichen Geſandten zu München der Antrag gemacht, das Herzogthum Baiern, die Oberpfalz, die Fürſtenthümer Neuburg und Sulzbach, und die Landgrafſchaft Leuchtenberg dem Hauſe Oeſterreich zu überlaſſen, und dafür die öſterreichiſchen Niederlande (mit Ausſchluß von Luxemburg und Namur), unter dem Titel eines Königreichs Burgund, und drei Millionen Gulden baares Geld anzunehmen. Durch dieſe lockenden Ausſichten hoffte man den Kurfürſten von Baiern, der ſchon durch den Vergleich vom 3. Januar 1778 bewieſen hatte, wie leicht er zu handhaben ſei, ſo zu blenden, daß er den Unterſchied zwiſchen Baiern und den öſterreichiſchen Niederlanden nicht beachte. Die Staaten, welche von ihm verlangt wurden, hatten 784 Quadratmeilen und 1,300,000 Einwohner, und lieferten bei ſchlechter Bewirthſchaftung etwa ſechs Millionen Gulden Einkünfte; die ihm angebotenen enthielten nur 340 Quadratmeilen und 1,200,000 Einwohner und brachten nur drei Millionen Gulden ein. Ueberdies wollte ſich der Kaiſer noch das Recht ausbedingen, in den reichen niederländiſchen Städten nach Belieben Geld negoziiren zu dürfen, und verlangte die Uebergabe aller in den Niederlanden befindlichen Truppen und Artillerievorräthe. Der rechtmäßige Erbe des Kurfürſten, der Herzog von Zweibrücken, ſollte durch andere Mittel überraſcht werden. Ein ruſſiſcher Miniſter, Graf Romanzow, erſchien bei ihm um dieſelbe Zeit, trug ihm die Sache vor, und verlangte eine ſchnelle Entſchließung. „Die Zeit, hieß es, dränge; des Kurfürſten ſei man ſicher; die Sache werde geſchehen, auch wenn der Herzog nicht wolle; in acht Tagen müſſe er ſich entſchieden haben; Rußland und Frankreich ſeien bereit, für den Vertrag Gewähr zu leiſten.“

So ſchien denn Joſeph II. doch erreicht zu haben, was Friedrich durch die Waffen und durch den Teſchener Frieden hintertrieben zu haben glaubte; und zwar durch Hülfe eben der Mächte, die jenen Frieden verbürgt hatten. Nur aus der Haltloſigkeit der damaligen Verwaltung Frankreich's und aus der Abneigung Potemkin's, der das ruſſiſche Kabinet beherrſchte, gegen Preußen, in Verbindung mit deſſen Unkunde der deutſchen Staatsverhältniſſe, läßt es ſich erklären, daß beide Höfe für die Begünſtigung eines Planes hatten gewonnen werden können, deſſen Ausführung die Macht des Hauſes Oeſterreich ſo bedeutend vermehrt haben würde. Friedrich, mit Recht ſchon darum entrüſtet, daß man ihn in dieſer Sache übergangen hatte, vereinigte ſeine dringenden Vorſtel-

lungen mit denen des Herzogs von Zweibrücken, und brachte es auch dahin, daß Katharina II. erklärte: ſie habe bei der Begünſtigung des Tauſches den freien Willen der Unterthanen vorausgeſetzt. So mußte denn auch der Kaiſer davon abſtehen. Er that dies mit der Erklärung, er habe nie den Austauſch erzwingen wollen. Preußiſcher Seits wurde in Schriften dargethan: Tauſchverträge dieſer Art ſeien auch dann unzuläſſig, wenn ein Reichsfürſt ſelbſt freiwillig die Hand zu ſolchen Veräußerungen biete.

Schon viel früher hatte Friedrich darüber nachgedacht, wie man künftigen Unternehmungen eines kühnen Reichsoberhaupts den ſicherſten Damm entgegenſetzen könne. Dabei war ihm der Gedanke eines deutſchen Fürſtenbundes gekommen, nach Art des ſchmalkaldiſchen; er erörterte denſelben ſchon während des Jahres 1783 mit ſeinen Cabinetsminiſtern Finkenſtein und Herzberg, ſowie mit dem Herzog von Braunſchweig; im März 1784 drang er darauf, die Verwirklichung des Gedankens kraftvoll anzugreifen, und am 24. October deſſelben Jahres theilte er ſeinen Miniſtern einen eigenhändigen Entwurf, als Grundlage der Verhandlungen, mit*). Darin hieß es:

„Da die Verbindung kein Trutzbündniß ſein ſoll, ſo kann ihr Zweck nur ſein, die Rechte und Freiheiten der deutſchen Fürſten zu behaupten, und das ohne Unterſchied der Religion. Alles muß auf den Rechten und Privilegien ruhen, die durch altes Herkommen und durch die goldene Bulle feſtgeſetzt ſind. Ich brauche hier nicht das alte Gleichniß von dem Pferdeſchweif zu wiederholen, aus dem man Haar für Haar mit leichter Mühe ziehen kann, indeß das Ganze jeder Kraft widerſteht. Unſer Bündniß ſoll nur die Beſitzungen eines Jeden ſichern und verhindern, daß nicht ein herrſchſüchtiger und unternehmender Kaiſer einmal die ganze deutſche Verfaſſung umſtürzt, indem er ſie ſtückweiſe zerbricht. Wenn man nicht in Zeiten vorkehrt, ſo wird der Kaiſer alle ſeine Vettern mit deutſchen Bisthümern, Erzbisthümern und Abteien verſorgen, dieſelben dann ſeculariſiren, und auf allen Reichstagen durch die Stimmen ſeiner Vettern das Uebergewicht behaupten. Das wäre für die geiſtlichen Fürſten. Aber auch die weltlichen haben ein Intereſſe, einem Bündniſſe beizutreten, welches den Kaiſer in allen Anſprüchen hemmt, die er auf ihre Staaten machen könnte, wie wir neulich in Baiern

*) Der Text bei Hertzberg, recueil Vol. II. p. 364; nach dem Original berichtigt und in authentiſcher Form bei Ad. Schmidt, Unionsbeſtrebungen, S. 105.

geſehen haben. Ein nicht minder wichtiger Gegenſtand iſt der Reichstag in Regensburg und das Kammergericht zu Wetzlar. Nimmt man nicht bei Zeiten gute Maßregeln, dieſe alten Einrichtungen in ihrer Kraft zu erhalten, ſo wird der Kaiſer ſie benutzen, um ſeinen Deſpotismus in ganz Deutſchland geltend zu machen. Das wären im Allgemeinen die Punkte, die alle Fürſten zu einem Bündniſſe vereinigen müßten. Denn Aller Intereſſen ſind dieſelben; wenn ſie dulden, daß einige von ihnen zertreten werden, ſo wird unfehlbar auch an ſie die Reihe kommen, und höchſtens werden ſie, wie Ulyſſes in der Höhle des Polyphem, das Vorrecht haben, zuletzt verſchlungen zu werden. Der Vortheil des Bündniſſes beſtände eben darin, daß, wenn der Kaiſer ſeine Macht mißbrauchen wollte, die vereinigte Stimme des ganzen Reichskörpers ihm Geſinnungen der Mäßigung einflößen könnte, oder daß, falls er zur Gewalt ſchritte, er eine Macht fände, die ihm Widerſtand zu leiſten vermöchte. So viel in der Kürze. Doch ließen ſich zu weiterer Erläuterung noch manche Details hinzufügen, und ich glaube, daß Herr von Herzberg ganz der Mann ſein wird, dieſe Ideen zu entwickeln und ihnen die letzte Begründung zu geben."

Der Miniſter war hierauf mit dem völlig ausgearbeiteten Plane nach Potsdam gekommen, und der König hatte noch Manches über dieſen Gegenſtand mit ihm geſprochen. Dennoch wurde die Sache wegen allerhand Bedenken durch die Miniſter verſchleppt, ungeachtet Friedrich ſie unabläſſig anſpornte. Bald ſchrieb er ihnen: „Wir ſind verloren, wenn wir mit gekreuzten Armen daſtehen und unſre Gegner handeln laſſen;" bald rief er ihnen zu: „Feuer, meine Herren, Feuer! und nicht mit Gleichmuth auf die erſten Grundlagen blicken, die Joſeph legt; wir müſſen nerviger ſein und eifriger arbeiten;" und ein andermal: „Bleiben wir müßig, ſo wird Niemand die Sache auf ſich nehmen; darum ſchmieden Sie das Eiſen ſobald als möglich; freilich iſt es nicht eine Angelegenheit von vierzehn Tagen, ſo viele Köpfe unter einen Hut zu bringen." Erſt als Joſeph's neuer Tauſchentwurf die Nothwendigkeit einer Verwahrung zu rechter Zeit noch dringender zeigte, ging das Werk rüſtig von Statten. Einer Reihe kleinerer Staaten war der König gewiß; aber vor allen lag ihm an Sachſen und Hannover, und beide Höfe zeigten ſich endlich geneigt, der Sache beizutreten. Am 23. Juli ward der deutſche Fürſtenbund von den Bevollmächtigten der drei Kurhäuſer zu Berlin unterzeichnet. Sie gelobten in dem Vertrage, gemeinſam über die Erhaltung der deutſchen Reichsverfaſſung zu wachen, jedem Reichsſtande den Beſitz ſeiner Länder und Gerechtſame zu ſichern, ſich unerlaubten Maßregeln in dem Wege der

Ordnung zu widerſetzen. In den geheimen Artikeln war die Verpflichtung enthalten, dem Austauſche von Baiern nachdrücklichſt entgegen zu wirken, und die im Falle eines deshalb ausbrechenden Krieges vertragsmäßig zu ſtellende Truppenzahl beſtimmt. Man lud hierauf auch andere Reichsfürſten zum Beitritt ein, und in kurzer Zeit unterſchrieben die Herzoge von Sachſen-Weimar, von Sachſen-Gotha und von Zweibrücken, der Kurfürſt von Mainz, der Herzog von Braunſchweig, der Markgraf von Baden, der Landgraf von Heſſen-Caſſel, die drei Fürſten von Anhalt (Cöthen, Bernburg und Deſſau), der Biſchof von Osnabrück, der Markgraf von Anſpach und die Pfalzgrafen von Birckenfeld (Aug. 1785 bis März 1786); ſpäter auch der Herzog von Mecklenburg-Schwerin, der Coadjutor von Kur-Mainz und Mecklenburg-Strelitz (Jan. 1787 bis Juli 1789).

Der Wiener Hof ermangelte nicht, gegen dies Bündniß Widerſpruch zu erheben und auf die Abſichten des Stifters einen gehäſſigen Schein zu werfen. Allein Friedrich begnügte ſich, durch eine einfache Geſchichtserzählung das Publicum von der wahren Beſchaffenheit dieſer Sache zu unterrichten. Es hieß darin: „Man habe das deutſche Reich vor der Gefahr ſchützen wollen, daß die Sicherheit ſeiner Glieder jemals bloß von der Mäßigung des Hauſes Oeſterreich abhängig würde. Die deshalb geſchloſſene Verbindung ſei den Reichsgeſetzen gemäß, namentlich dem achten Artikel des Osnabrückſchen und dem neunten Artikel des Münſterſchen Friedens, welche den Reichsſtänden die Befugniß zu dergleichen Conföderationen zuſprächen; ſie habe keinen andern Zweck, als jedes Mitglied des Reichs bei dem freien und ruhigen Genuſſe ſeiner Beſitzungen und Rechte zu erhalten, und ſich jeder widerrechtlichen und willkürlichen Unternehmung zu widerſetzen. Die Würde des kaiſerlichen Hofes könne durch einen Bund, der die Erhaltung der deutſchen Verfaſſung zum Zweck habe, unmöglich beleidigt werden, wenn die Abſichten und Geſinnungen dieſes Hofes ſo beſchaffen ſeien, wie man es von der Großmuth und Rechtſchaffenheit des Reichsoberhauptes erwarten könne, und auch zuverſichtlich erwarte.“

Die natürliche Folge des Anſchluſſes der angeſehenſten Reichsfürſten an die Oppoſition Preußen's gegen den Kaiſer war, daß dem Letzteren das Reichsweſen gänzlich verleidet wurde. Sein thätiger Geiſt hatte ſich nie in dieſer abhängigen Stellung gefallen. In vertrauten Kreiſen ſpottete er wohl über ſeine kaiſerliche Ohnmacht, über die weitſchweifigen, von der Verfaſſung vorgeſchriebenen Formen, welche der Reichstag als höchſt wichtig behandelte und zu Gegenſtänden langwieriger Berathungen

machte; zuweilen aber äußerte er ſich auch, ſogar gegen Fremde, mit Unmuth und Bitterkeit über ſeine Stellung als Kaiſer und über den Undank, womit ſeine beſten Abſichten vergolten würden. „Wenn ich, ſagte er im Jahre 1779 zu dem franzöſiſchen Geſandten Breteuil, einem Kapuzinerkloſter Recht gebe, weil ich glaube, daß es Recht hat, ſo ſagen die Proteſtanten, ich gehe damit um, ihre Religion zu unterdrücken; finde ich dagegen einmal die Klagen der Proteſtanten gegründet, ſo ſchreien alle Prieſter und Mönche, daß das Reichsoberhaupt die Religion verlaſſe.“ Durch den Teſchener Frieden und die Vereitelung des baieriſchen Tauſchprojectes wurde dieſe Stimmung nicht verbeſſert. Seine Theilnahme an den Reichsangelegenheiten hörte faſt ganz auf, als die Reform im Innern der Monarchie ſeine volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Nimmermehr kann er jedoch die Meinung damaliger Zeitſchriftſteller, die für ihn auftraten, getheilt haben, daß er als Kaiſer widerrechtlich die Macht ſeiner Vorgänger entbehre; denn als Erzherzog von Oeſterreich gehörte er ja ſelbſt zu denjenigen Reichsfürſten, welche die Kaiſermacht unter ſich getheilt hatten, und die Reichskrone war nicht auf ihn vererbt, ſondern in ihrem verblichenen Zuſtande wahlweiſe von ihm erlangt worden.

Während ſolche Spannungen zwiſchen Preußen und Oeſterreich herrſchten, war an die Stelle der früheren Feindſchaft zwiſchen Preußen und Sachſen Freundſchaft und Bündniß getreten. Kurfürſt Friedrich Auguſt (geboren am 23. December 1750), der am 15. September 1768 die Regierung aus den Händen ſeines Oheims und Vormundes, des Prinzen Xaver, als kaum achtzehnjähriger Jüngling übernahm, war ein verſtändiger, von den verderblichen Leidenſchaften und der thörichten Eitelkeit ſeiner Vorfahren freier Fürſt; er ſchloß an die Politik des großen Königs ſich an, da er ſich überzeugt hatte, daß ſie die Aufrechthaltung der deutſchen Reichsverfaſſung bezwecke. Ein Beweis perſönlicher Freundſchaft, den ihm Friedrich gab, mochte dazu beitragen, dieſe Anſchließung zu befeſtigen. Im Jahre 1777, alſo ein Jahr vor dem baieriſchen Erbfolgekriege, wurde der Kurfürſt durch einen von Friedrich an ihn geſchickten Eilboten benachrichtigt, daß ſeine Mutter, die Kurfürſtin Maria Antonia, aus Verdruß über den ihr verſagten Einfluß auf die Regierung, damit umgehe, durch einen ihrer Vertrauten bei dem Reichstage zu Regensburg die Erklärung mit den erforderlichen Belegen abzugeben, daß Friedrich Auguſt nicht der Sohn des vorigen Kurfürſten Friedrich Chriſtian ſei, und daß demnach die Erbfolge dem jüngern Prinzen Karl gebühre, der wegen Gebrechlichkeit nur im Fahrſitze ſich bewegen konnte. Der Kurfürſt ließ ſogleich jenen Vertrauten, einen Italiener Agdalo, Hauptmann von der Schweizergarde,

verhaften und nach beſtandenem Verhör auf dem Königſtein bringen, wo er bis zu ſeinem Tode (1800) in anſtändiger Gefangenſchaft verblieb. Der Reſpect gegen die Mutter wurde aber dabei nicht aus den Augen geſetzt*).

15. Friedrich's Alter und Tod.

In ſeinem Privatleben behielt Friedrich bis ans Ende dieſelbe Ordnung bei, die er bei ſeinem Regierungsantritte feſtgeſetzt hatte. Dieſelbe Pünktlichkeit in den Geſchäften, dieſelbe Beharrlichkeit in der treuen Ausübung ſeiner Pflichten, ja faſt dieſelbe Raſchheit in allen ſeinen Bewegungen zeichnete den Greis aus, wie einſt den kraftvollen Mann. Er führte das: im Stehen Sterben Veſpaſians gern im Munde; noch am Tage vor ſeinem Ende las er die ihm eingeſandten Briefe durch. Wenn gleich der ſchwächere Körper im Alter mehr Schlaf als ſonſt verlangte, ſo entzog letzterer dem Könige doch keine Morgenſtunde, und in den für Heerſchauen und Reiſen feſtgeſetzten Stunden und Tagen ward unter keinerlei Umſtänden behufs größerer Bequemlichkeit das Geringſte abgeändert. Die letzte Muſterung zu Breslau (24. Auguſt 1785) hielt er, ſchon krank, im anhaltendſten Regen, und wurde bis auf die Haut durchnäßt. In ſeinem Aeußern und ſeinen Umgebungen blieb die alte Einfachheit. Nur wenige Diener waren um ſeine Perſon; ſein Sansſouci ward nur des Nachts und auch da nur von ſechs Mann bewacht; auf ſeinen Spazierritten folgte ihm gewöhnlich nur ein Reitknecht oder ein Page. Die Vernachläſſigung ſeines Körpers ging zuletzt in Cynismus über. Seine Kleidung, die einfache Uniform eines Garderegiments, war meiſt abgetragen; die ſchlaffen Stiefeln, die er beim Aufſtehen anzog und erſt beim Niederlegen abſtreifte, waren faſt roth und hingen unordentlich herunter. Der ſpaniſche Taback, von dem er ſtets zwei gefüllte Doſen bei ſich trug, entſtellte ſelbſt ſein Angeſicht. Nur an dem Auge, deſſen durchbohrendes Feuer kein Maler darzuſtellen im Stande geweſen iſt, erkannte man den König.

Die Muſen, die ihn durch die gefahrvollſten Perioden des Krieges begleitet hatten, erheiterten auch ſeine Muße während des Friedens. „Noch immer, ſchreibt er an Voltaire, liebe ich die Dichtkunſt. Zwar habe ich

*) Das Nähere in Böttiger's Geſchichte von Sachſen. II. S. 400.

nur ſchwache Talente dazu, aber da ich bloß zum Zeitvertreibe Papier verderbe, ſo kann es dem Publicum einerlei ſein, ob ich Whiſt ſpiele oder mit Reimen kämpfe.“ Abgeſehen von den vielen poetiſchen Verſuchen, die er unternahm, war auch die Zahl ſeiner proſaiſchen Aufſätze nicht gering. Er hat die ganze Geſchichte ſeines öffentlichen Lebens bis zum Jahre 1779 beſchrieben, und einen Auszug aus dem großen, vier Folianten ſtarken Bayleſchen Wörterbuche gemacht, welches er als einen Schatz von hiſtoriſchen Kenntniſſen ungemein hoch hielt. Eine Menge kleinerer Abhandlungen findet ſich in der Sammlung ſeiner hinterlaſſenen Werke. Noch 1780 ſchrieb er das Buch über die deutſche Literatur, und das Jahr darauf eine Abhandlung über die Regierungsformen und die Pflichten der Regenten, die voll wahrhaft königlicher Gedanken iſt. So ungünſtig er ſich früher oft über das Chriſtenthum geäußert hatte, weil er es mit dem Lehrgebäude des ſtrengen Dogmatismus, der ihm in ſeiner Kindheit und Jugend aufgezwungen worden war, verwechſelte: ſo vertheidigte er doch nun, in einer Kritik des grobmaterialiſtiſchen Syſtems der Natur von Holbach, die Moral des Evangeliums gegen die Verunglimpfungen, die ihr in dieſem Werke zugefügt worden waren. Sein Briefwechſel mit Voltaire und d'Alembert, den er bis an den Tod beider Männer fortſetzte, nimmt in ſeinen Werken mehrere Bände ein.

Es kann auffallend ſcheinen, daß er die Verbindung mit zwei Männern ſo emſig zu erhalten ſtrebte, von denen der Eine ſeinen dringenden Einladungen nicht Folge geleiſtet, und der Andere ihm offenbare Kränkungen erwieſen hatte. Allein man muß bedenken, das Voltaire durch die bewundernswürdige Gewandtheit ſeines Geiſtes den Eindruck ſeiner Gemüthsart verwiſchte, daß ſeine früher erwähnte Schmähſchrift gegen Friedrich erſt nach ſeinem Tode gedruckt wurde, und daß dem Könige der Umgang mit geiſtreichen Köpfen zu ſehr Bedürfniß war, als daß er ſich hätte entſchließen können, die Verbindung mit denen aufzuheben, deren Briefe ihm eine anziehende Unterhaltung gewährten und das Bild der ſchöneren Jahre lebendig erhielten. Es war ihm ein rührender Gedanke, die Abendröthe der franzöſiſchen Literatur erlebt zu haben, während, wie er meinte, über ſeinem Vaterlande noch die Nacht der Barbarei ruhe. In einem ſeiner Briefe äußert er darüber: „Es giebt zwar Gelehrte; aber ſollten Sie es wohl glauben, daß ich genöthigt bin, zum Studium der griechiſchen Sprache aufzumuntern, das ohne meine Sorgfalt ganz verloren gehen würde?“ Voltaire, der ſeiner Jugend vorgeleuchtet hatte, theilte ſein Alter mit ihm. Schon dies Patriarchat machte ihn ehrwürdig. Auch hatte der ſchmiegſame Franzoſe nicht ermangelt, bei der erſten Wieder-

annäherung des Königs ſein Unrecht zu bekennen, und eine Zurechtweiſung geduldig hinzunehmen. Friedrich ſchrieb ihm: „Sie haben ſehr unrecht gegen mich gehandelt. Ich ertrug, was ſich nur ertragen ließ. Von dem Allen, was mir in Ihrem Benehmen noch außerdem gerechte Urſache zu Klagen gab, ſchweige ich, weil ich fühle, daß ich verzeihen kann.“ Und gleich darauf: „Da zu einer Zeit, als Kaiſer und Könige mich zu berauben ſuchten, ein elender Menſch gemeinſchaftliche Sache mit ihnen gemacht und mir meine Verſe geſtohlen hat, ſo ſchicke ich Ihnen jetzt ſelbſt eine Ausgabe mit großen Lettern.“ Endlich, auf die Entſchuldigungen Voltaire's: „Hätten Sie mir das, womit Sie Ihren Brief ſchließen, vor zehn Jahren geſagt, ſo wären Sie noch hier. Ohne Zweifel haben die Menſchen ihre Schwachheiten, und ohne Zweifel gehört Vollkommenheit nicht zu ihrem Erbtheil; auch ich empfinde das, und weiß, daß es unbillig iſt, von Anderen zu fordern, was man ſelbſt nicht erfüllen und erreichen kann. Damit hätten Sie anfangen ſollen, ſo wäre alles Andere überflüſſig geweſen, und ich hätte Sie trotz Ihrer Fehler geliebt, da Ihre Talente groß genug ſind, um einige Schwachheiten zu bedecken“*)

Seitdem theilten ſich Beide, wie ehemals, ihre Arbeiten mit; Voltaire und d'Alembert unterhielten den König mit Neuigkeiten vom Pariſer Hofe und aus der franzöſiſchen Literatur. Friedrich's Antworten enthalten launige Scherze; treffende Betrachtungen, oft moraliſcher Art, die er vorzüglich liebte; gutmüthige Ermunterungen, die Beſchwerden des Alters mit Faſſung und Luſt zu ertragen; Berichte von ſeinen Arbeiten und ſeiner Lebensart, aber auch Schmeicheleien als Tribute für die Eitelkeit Voltaire's. „Ich kann Ihnen nicht ſagen, ſchrieb er einmal, wie ſehr Ihre Franzoſen mich ergötzen. Dieſe nach lauter Neuem haſchende Nation gewährt mir beſtändig neue Auftritte: bald iſt es die Verjagung der Jeſuiten, bald ihre Zurückberufung; jetzt die Beichtſcheine, jetzt die Aufhebung des Parlaments; alle drei Monate neue Miniſter: kurz, ſie allein geben dem ganzen Europa Stoff zur Unterhaltung. Wenn die Vorſehung bei der Schöpfung der Welt an mich gedacht hat, ſo hat ſie unſtreitig dies Volk zu meiner Nebenbeluſtigung hervorgebracht.“ Ein andermal an Voltaire (1777): „Ich habe in Berlin eine öffentliche Bibliothek bauen laſſen; Voltaire's Werke hatten vorher eine zu unanſtändige Wohnung.“ Und an d'Alembert: „Schlachten haben viele Menſchen ge-

*) H. W. XI. S. 258. X. S. 19. 20. 21.

wonnen, viele haben Provinzen erobert; aber wenige haben ein so vollkommenes Werk, wie die Vorrede zur Encyklopädie geschrieben"*). Da Voltaire seit dem Jahre 1767 auch mit Katharina II. in Briefwechsel stand, so kann man nicht zweifeln, daß manche Stelle in Friedrich's Briefen an ihn vornehmlich auf dessen Schwatzhaftigkeit berechnet war. Voltaire nannte diese Fürstin in seinen Briefen an Friedrich immer nur seine Kaiserin, ohne die feinen Hinweisungen des Königs auf die Unschicklichkeit einer solchen Redeweise verstehen zu wollen.

Zu seinen Tischgenossen nahm Friedrich die wenigen Freunde, die ihm aus der schönen Zeit seiner Jugend noch übrig geblieben waren, besonders den Marquis d'Argens, dem er noch nach seinem Tode, mit einem besondern Nachdruck gegen Voltaire das Zeugniß gab, daß er ein durchaus rechtschaffener Mann gewesen. Außerdem liebte er den lehrreichen Umgang des Obersten Guichard, auf Anlaß eines Streits über den Namen eines römischen Tribunen, vom Könige Quintus Icilius genannt, der seine Professur in Leyden mit dem Kriegsdienste vertauscht hatte, und einige gelehrte Werke über die Kriegskunst der Alten geschrieben hat. Auch die alten wackeren Kriegsgefährten Fouqués, Zieten u. A. behielt er in treuem Gedächtniß; er besuchte sie zuweilen, erfreute sie durch Geschenke und Erfrischungen, und zog sie öfters an seine Tafel. Bekannt ist sein schönes Wort zu Denen, die den an der königlichen Tafel eingeschlummerten Zieten wecken wollten: „Laßt ihn schlafen, er hat oft genug für uns gewacht." Hin und wieder sprach er auch wohl einen Berliner Gelehrten, z. B. Sulzer, Meierotto, Merian; und jeder Durchreisende von Bildung, der sich getraute, ihn zu unterhalten, war ihm willkommen. Vorzügliche Köpfe waren auch noch in seinem Alter im Stande, ihn den König vergessen zu machen. So schreibt er selbst an d'Alembert 1781 (H. W. XI, 268): „Ich habe dieser Tage einen Prinzen Salm bei seiner Durchreise durch Berlin gesehen, der ganz frisch von Paris kommt. Er hat mich durch und durch beschämt: ich fand mich in Vergleichung mit ihm so geschmacklos, so unbeholfen, so dumm, daß ich beinahe nicht das Herz hatte, ihm zu antworten. Er ist lauter Grazie; alle seine Bewegungen haben eine ausgesuchte Eleganz, seine geringsten Worte sind Räthsel; er zergliedert und erforscht Kleinigkeiten mit einer unsäglichen Gewandtheit und kennt die Karte von dem Reiche der Zärtlichkeit besser als alle Scuderis in der Welt." Einen nicht minder angenehmen Eindruck scheint der Fürst von

*) H. W. XI. S. 110. IX. S. 318. XII. S. 36.

Ligne auf ihn gemacht zu haben, der ſeine Unterhaltung mit dem Könige aufgezeichnet und bekannt gemacht hat *). Den Hof und ſeine Generale ſah Friedrich in der Regel zur Zeit der verſchiedenen Muſterungen oder des Berliner Carnevals. Dem Kronprinzen, ſeinem Neffen, geſtattete er keinen Antheil an den Regierungsgeſchäften; ſeiner Gemalin Chriſtine von Braunſchweig blieb er nach wie vor entfremdet, und ſelbſt mit ſeinen Brüdern Heinrich und Ferdinand pflog er keinen vertrauten Umgang, ſo ſehr auch die letzteren ſeine franzöſiſche Bildung und Geiſtesrichtung ſich angeeignet hatten.

Lange wußte der ſtarke, ſich ſelbſt genügende Geiſt des Helden eine ſeltene Heiterkeit in ſich zu erhalten; doch verlor er zuletzt allmählig die Freude an der Welt und den Glauben an die Güte der menſchlichen Natur, der in der Jugend dem Leben einen ſo hohen Reiz giebt, und den der Greis durch ein liebevolles Wiederaufleben mit einer blühenden Nachkommenſchaft in ſich erneuern kann. In einem Geſpräch mit Sulzer (31. Dec. 1777), in welchem dieſer von überwiegenden Anlagen des Menſchen zum Guten ſprach, rief der König aus: „Ich ſehe wohl, mein lieber Sulzer, Er kennt nicht, ſo wie ich, dies verwünſchte Geſchlecht, zu dem wir gehören.“ Der Kinderloſe und Einſame ſah von Jahr zu Jahr die Gefährten aus der guten alten Zeit ſcheiden. Der treue d'Argens verließ ihn ſchon 1769 und ſtarb zwei Jahre darauf; 1774 folgte Fouqué, weiland Großmeiſter des romantiſchen Bayardordens; 1778 ſtarben Voltaire, der brave Mylord Mariſchal und der poſſenhafte Pöllnitz; 1783 d'Alembert, und 1786 im Januar ſank auch der ſiebenundachtzigjährige Zieten ins Grab. Seit dem baieriſchen Kriege ruhte die einſt ſo beliebte Flöte, der die zitternden Finger den Dienſt verſagten. An ihre Stelle trat ein Vorleſer. Doch war es ſichtbar, daß der König von ſeinem alten Frohſinn ſeitdem immer mehr verlor. Er fing um dieſe Zeit an, gegen d'Alembert über die Abnahme ſeines ehemals ſo außerordentlichen Gedächtniſſes zu klagen.

Dergleichen Wahrnehmungen eintretender Schwächen machten ihn mißtrauiſcher gegen ſeine Diener und ſtrenger in ſeiner Aufſicht über ſie. Niemand ſollte ſich den Wahn beikommen laſſen, er ſei nicht mehr der Alte. Ungeachtet ſeiner Vorliebe für den Adel faßte er den Verdacht, derſelbe übe Willkür und Mißbrauch ſeiner Vorrechte gegen den Bauernſtand, und werde hierbei von den Gerichtshöfen begünſtigt. Im Jahre

*) Ein Auszug daraus findet ſich in Nicolai's Anekdoten, Thl. I. Es iſt ein anziehendes Converſationsſtück.

1773 ereignete es ſich, daß ein Müller Namens Arnold, auf einem Dorfe unweit Züllichau, von einer Veränderung, die ein benachbarter Edelmann mit einem Teiche vornehmen ließ, Anlaß nahm, ſeinem Gutsherrn, dem Grafen von Schmettau, den Pachtzins zu verweigern. Nachdem dieſer fünf Jahre mit Arnold's Saumſeligkeit Geduld gehabt, ließ er nach dem Ausſpruche ſeines Gerichts die Mühle wegnehmen und gerichtlich verkaufen (7. Sept. 1778). Sowohl das neumärkiſche Landesgericht als das Kammergericht zu Berlin, an die der Müller appellirte, beſtätigten den Spruch des adeligen Gerichtes; der König aber, der den Müller und deſſen Frau noch aus dem ſiebenjährigen Kriege perſönlich kannte, ließ durch Militärperſonen eine Unterſuchung veranſtalten. Da der Bericht für den Verurtheilten günſtig lautete, glaubte er hier mit dem bloßen geſunden Verſtande einen Sieg über die Grundſätze und das Verfahren der Rechtsgelehrten errungen zu haben. Er beſchied am 11. December 1779 den Großkanzler von Fürſt nebſt drei Kammergerichtsräthen vor ſich, und bezeigte ihnen ſeinen Unwillen. Der Kanzler wurde entlaſſen, und gegen zwei der Kammergerichtsräthe, ſo wie gegen den Präſidenten und einige Räthe des neumärkiſchen Landesgerichtes einjähriger Feſtungsarreſt verfügt. Da der Juſtizminiſter Zedlitz ſich weigerte, dieſen Befehl zu unterzeichnen, ſo ließ Friedrich denſelben ohne des Miniſters Unterſchrift vollziehen.

Die Art, wie das Berliner Publicum, das von der Unſchuld der Verurtheilten völlig überzeugt war, ſich bei dieſem Vorfalle benahm, gereicht demſelben ebenſoſehr wie dem großen Könige zum Ruhme. Man ehrte die gerechte Abſicht auch in der ungerechten That, und betrachtete die Männer, die eine unverdiente Behandluug erfuhren, wie die Unglücklichen, die durch eine Feuersbrunſt oder eine Ueberſchwemmung plötzlich um Habe und Gut kommen. Niemand in Berlin, vom Hofe und von der Stadt, vom Militär- und Civilſtande, der einen Wagen hielt, verſäumte es, dem abgeſetzten Großkanzler einen Beileidsbeſuch abzuſtatten. Für die abgeſetzten Räthe wurden freiwillige Beiträge geſammelt, die ſo reichlich ausfielen, daß ihnen davon ihr Gehalt ausgezahlt werden konnte. Friedrich war ſowohl von dieſer Sammlung als von jenen Beſuchen unterrichtet; und aus dem Umſtande, daß er den Gefangenen das letzte halbe Jahr erließ, darf man vielleicht den Schluß ziehen, daß er ſein allzu raſches Verfahren bereute. Erſt ſein Nachfolger aber ſtellte durch eine öffentliche Unſchuldserklärung die Ehre der Gekränkten wieder her *).

*) S. Schlözer's Staatsanzeigen, Heft 36 und 41. Dohm's Denkwürdigkeiten, Th. I. S. 267 und 534. Preuß, Friedr. d. Gr., Bd. III. S. 381 ff. nebſt den Beilagen.

Von dieſem Rechtshandel nahm der König Anlaß, zur Ausführung eines alten Lieblingsgedankens zu ſchreiten. Seit dem Anfange ſeiner Regierung war er der Meinung geweſen, daß die Geſetze und ihre Handhabung einer durchgreifenden Verbeſſerung bedürften. Beſonders wünſchte er die lange Dauer der Rechtshändel abgekürzt zu ſehen. Aber eine in dieſem Sinne ſchon nach dem zweiten ſchleſiſchen Kriege begonnene Reform, mit welcher der König den damaligen Großkanzler von Cocceji beauftragt hatte, gerieth nach einiger Zeit ins Stocken, und ſpäterhin zeigten ſich alle höheren Juſtizbeamten abgeneigt, auf den Plan des Königs einzugehen. Nach der Abſetzung des Großkanzlers Fürſt fand Friedrich in dem neuen Großkanzler Carmer einen Mann, der Luſt und Eifer hatte, jenen Abſichten zu entſprechen. Dieſer wählte nicht nur ausgezeichnete Geſchäftsmänner zu ſeinen Gehülfen bei dem großen ihm aufgetragenen Werke, ſondern ließ auch die zu Stande gekommenen Entwürfe drucken, um ſie der öffentlichen Unterſuchung der Rechtsgelehrten vorzulegen. So ward ein Geſetzbuch begonnen, deſſen Vollendung Friedrich zwar nicht mehr erlebte, deſſen Fortſchreiten er aber bis an ſeinen Tod mit der lebhafteſten Theilnahme begleitete.

Vierundſiebzig Jahre hielt die ſtarke Seele den ſchwachen Körper aufrecht. Vielleicht hätte ſie es noch länger vermocht, wenn der ſonſt ſo ſtoiſche König mehr Herr über ſeinen Gaumen geweſen wäre. Allein das unbezwingliche Gelüſt nach leckeren, fetten, ſtark gewürzten und unverdaulichen Speiſen, dem er ſelbſt im krankhaften Zuſtande noch nachgab, zog ihm eine Verderbniß der Säfte zu, die mit Waſſerſucht endete. Nach einem unter großen Beſchwerden in Potsdam zugebrachten Winter begab er ſich am 17. April 1786 nach Sansſouci. Hier fuhr und ritt er noch einige Tage aus, doch in großer Kraftloſigkeit. Im Juni wuchs die Geſchwulſt ſo ſtark, daß er es nicht mehr im Bette aushalten konnte, ſondern den größten Theil der Nächte auf ſeinem Stuhl in vorwärts gebückter Stellung zubringen mußte. Dennoch ließ er ſich noch täglich die Cabinetsſachen vorlegen, ſchrieb auch noch einige Briefe, und unterhielt ſich mit verſchiedenen Perſonen, unter andern mit dem hannoverſchen Arzte Zimmermann, den ihm ſeine Schweſter, die verwittwete Herzogin von Braunſchweig, geſchickt hatte. Derſelbe entfernte ſich jedoch bald, da er an der zunehmenden Bruſtbeklemmung und dem ſtarken Röcheln des Kranken die nahe Auflöſung erkannte. Merkwürdig iſt, als das letzte Denkmal von Friedrich's Hand, der Brief, den er deshalb jener Fürſtin am 10. Augnſt 1786, wenige Tage vor ſeinem Ende, ſchrieb: „Meine verehrungswürdige Schweſter. Der hannoverſche Arzt

hat ſich einen Dank bei Ihnen verdienen wollen; aber die Wahrheit iſt, daß er mir nicht hat helfen können. Die Alten müſſen den jungen Leuten Platz machen, damit jedes Menſchenalter ſeine Stelle finde; und wenn man recht überlegt, was das Leben iſt, ſo iſt es nichts, als daß man ſeine Mitbürger ſterben und geboren werden ſieht. Indeſſen befinde ich mich ſeit einigen Tagen ein wenig erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unwandelbar ergeben, meine gute Schweſter. Mit der größten Hochachtung, meine verehrteſte Schweſter, Ihr

treuer Bruder und Diener,
Friedrich."

Dennoch glaubte er ſein Ende ſo nahe noch nicht, ungeachtet ſich am 16. Auguſt ſchon zeitweiſe Bewußtloſigkeit einſtellte. Zur Nacht wechſelten halbverſtändliche Phantaſien mit ſanfter Ruhe; doch nahm das Röcheln zu, und am 17. (Donnerſtags), früh um zwei Uhr zwanzig Minuten, ſenkte ſich das Haupt zum ewigen Schlummer. Nur der Leibarzt Selle und einige Bediente waren gegenwärtig. Man rief den Miniſter Herzberg, der unverzüglich den Thronfolger von der großen Begebenheit unterrichtete. In einer Stunde erſchien Friedrich Wilhelm II. ſelbſt und traf die nöthigſten Verfügungen. Friedrich hatte verlangt, im Garten von Sansſouci beerdigt zu werden; ſein Nachfolger fand es angemeſſener, ihn unter der Kanzel der Garniſonkirche zu Potsdam an der Seite ſeines Vaters beiſetzen zu laſſen.

Die Nachricht von Friedrich's Tode, obwohl von den Kundigen längſt erwartet, überraſchte das Volk, wie wenn etwas unzerſtörbar Geglaubtes durch eine furchtbare Naturbegebenheit untergegangen wäre. Die Theilnahme an dem Hinſcheiden deſſen, der den Geiſt des Jahrhunderts in ſeiner edelſten Form zur Anſchauung gebracht hatte, war in ganz Europa allgemein. „Wir wiſſen", ſagte damals ein berühmter Schriftſteller, „aus mehreren Provinzen, Republiken und Königreichen, daß, als die ſo oft fälſchlich ausgebreitete Nachricht nun gewiß wurde, von den Thronen bis in die Hütten, von den grauen Zeitgenoſſen ſeiner erſten Siege bis auf das unmündige Alter, wenige Menſchen von einigem Gefühl ohne ganz beſondere Rührung das Wort ſeines Todes nachgeſprochen"*).

*) Johannes von Müller, Darſtellung des Fürſtenbundes, Werke Th. IX. S. 299.

16. Joſeph's II. Sinnesart und Verwaltung.

Joſeph, der als Kind ſchon, auf dem Arme ſeiner Mutter, die Ungarn gegen Friedrich bewaffnet hatte, und mit der ſteigenden Größe jenes Helden herangewachſen war, trat mit ſeinem eigenen Staate in einen gefährlicheren Kampf, als er ſich Friedrich's durchgreifende Selbſtherrſchaft ohne genaue Kenntniß der Schranken, innerhalb deren ſich dieſelbe bewegte, zum Muſter nahm und den Gedanken faßte, die Geſammtkraft der Monarchie von den Banden des Herkommens, der Kirche und der Einzelrechte frei zu machen und zur Verfügung des Herrſchers zu ſtellen. Maria Thereſia hatte mancherlei Verbeſſerungen in der Verwaltung eingeführt: ſie hatte die Frohndienſte gemildert, Tortur und Hexenproceſſe, die Inquiſition und die Jeſuiten abgeſchafft, Normalſchulen und Erziehungsanſtalten angelegt, Ackerbau und Handel befördert; ſelten aber hatte ſie das Alte bei der Wurzel ausgeriſſen, ſondern meiſt nur einzelne Mißbräuche abgeſtellt und Vieles, was dem Zeitgeiſte mißfiel, geſchützt und erhalten. Der Sohn dagegen war von dieſem neuen Zeitgeiſte ganz durchdrungen. Mit ſcharfem Blick ſchaute er in das Wurzelgeflecht der alten ſtaatsthümlichen Formen und Verhältniſſe, der provinziellen und feudaliſtiſchen Anſchauungen, und indem er darin nur Hinderniſſe der Zweckmäßigkeit erkannte, indem er die Staatskräfte einheitlicher, friſcher und beweglicher geſtalten, die Maſſe mittelalterlichen Schuttes hinwegräumen wollte, zerſchmetterte er oft, trotz ſeiner wohlwollenden Geſinnung und ſeiner aufopfernden Menſchenliebe, mit Härte nicht nur das Glück, ſondern auch das Recht unzähliger Einzelner. Mit mütterlicher Liebe, die auch die verſchiedenartigſten Kinder an ſich zu feſſeln weiß, hatte Thereſia ihre durch Sitte und Sprache von einander abweichenden Völker zuſammengehalten, und den Gehorſam in Ungewißheit gelaſſen, ob er dem Throne oder einer Perſon geleiſtet werde; Joſeph, der zuerſt öffentlich ſich mit den übrigen Dienern des Staats in Eine Klaſſe, und als Herrſcher nur an ihre Spitze ſetzte, wo er ſich nicht durch kaiſerlichen Prunk, ſondern durch den Umfang ſeines Geſchäftskreiſes geltend machen wollte, ſtrebte als erſter Verwalter des Staats, Alles an die Einheit eines von ſeinem Verſtande einmal als richtig anerkannten Geſetzes oder Syſtemes zu feſſeln. Das Gute, ſagt er in einem berühmten Handſchreiben an die Behörden, iſt nur Eins, nämlich jenes, ſo das Allgemeine und die größte Zahl betrifft; Volk und Religion kann keinen Unterſchied machen.

Daher die Abſicht, die beſonderen Rechte ſeiner verſchiedenen Völkerſchaften aufzuheben, und ihre Eigenthümlichkeiten zu Gunſten der Einheit des Ganzen zu beſeitigen. Daher die ökonomiſchen Zumuthungen, die er ohne Furcht vor der Anklage der Selbſtſucht an Andere, ſelbſt an ſeine nächſten Angehörigen ſtellte, da er mit gutem Beiſpiel vorangegangen und ſchon im Beginn ſeines Regierungseinfluſſes zweiundzwanzig Millionen Staatspapiere, die er von ſeinem Vater ererbt, ohne Bedenken verbrannt und ſo dem Staate das ganze Capital geſchenkt hatte. „Wenn der Dienſt des Staates es erfordert", ſchrieb er ſeiner Schweſter Chriſtine, „ſo müſſen alle anderen Rückſichten ſchweigen." Daher ferner jene Sparſamkeit, die er in Allem, was ihn ſelbſt anging, übte, und in Folge deren in den Umgebungen ſeiner Perſon die Pracht, womit Thereſia geglänzt hatte verſchwand. Daher aber auch die Uebereilung, womit er dem Guten, das er ſtiften wollte, die zum ruhigen Gedeihen nothwendige Zeit mißgönnte. Tag für Tag wie im Sturmwind erſchienen neue Geſetze und Befehle, die, alle gewohnten Vorurtheile und Anſchauungen über den Haufen ſtürzend, ebenſo rückſichtslos ausgeführt als gegeben wurden *).

Er war von ſeiner Mutter lange in der Ferne von den Geheimniſſen und von der Werkſtätte ihrer Regierung gehalten worden; erſt als er ſeinem Vater auf dem kaiſerlichen Throne gefolgt war, hatte ſie ihm das Großmeiſterthum aller Ritterorden, ſowie die Verwaltung des Kriegsweſens überlaſſen; und er hatte, wie wir ſahen und wie er in einem ſeiner Briefe ſelber ſagt, nie aufgehört, ein gehorſamer Sohn zu ſein. Aber während dieſer Zeit lernte er auf Reiſen in Frankreich, Holland und Italien den Zuſtand dieſer Länder mit dem der ſeinigen auf eine lehrreiche Weiſe vergleichen. Er pflegte unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein zu reiſen, ohne viele Begleitung, um allen Feierlichkeiten auszuweichen. „Er ſei nicht gekommen, um zu tanzen, ſondern um zu lernen," ſagte er, eine Einladung zu einem Balle ausſchlagend. Zu Paris, wo ein glänzender Hof und eine geliebte Schweſter ihn in Anſpruch nahmen, war er nur voll Begierde zu ſehen und zu lernen, und nicht bloß die Akademie der Wiſſenſchaften, die großen Sammlungen, die berühmten Gelehrten, wurden von ihm beſucht, ſondern auch die mit Kranken und Sterbenden angefüllten Zimmer des Hôtel-Dieu. Sein Geiſt war genährt mit den Grundſätzen der franzöſiſchen Schriftſteller, beſonders der Phyſiokraten, der Verfaſſer der Encyklopädie und

*) Vgl. Wolf, a. a. O. Bd. I. S. 76 f., 179 ff.

anderer, die überall in dem beſtehenden geſellſchaftlichen Zuſtande große Umwälzungen beabſichtigten, und deren Rückwirkungen ſchon in manchen Verſuchen berühmter Fürſten und Staatsverwalter ſichtbar geworden waren. Aber mit ſo vielem ſchöpferiſchen Willen ausgerüſtet und mit dem umzuſchaffenden Stoffe vertraut, erhielt er doch erſt im vierzigſten Jahre durch den Tod ſeiner Mutter den Spielraum, den er für ſeine bildende Thätigkeit ſuchte. Hierdurch entſtand wohl bei ihm, im Gefühl der Kürze der Zeit und der Größe ſeiner Aufgabe, jene Raſchheit des Regierens, jene Neigung zu Entwürfen, jene Uebereilung in der Ausführung, die einen nicht geringen Antheil an dem unglücklichen Ausgange ſeiner Unternehmungen hatten. Ein Handbuch ſeiner Verordnungen, die von 1781 bis 1786 ergangen ſind, füllt allein ſechs Octavbände. Bei allen Anläſſen wollte er fortan die Früchte ſehen; er ging nicht ſowohl auf ein Entwickeln, als auf ein plötzliches Schaffen aus. „Als ich den Augarten zurecht machen ließ" — ſoll er einmal geſagt haben — „ſuchte ich nicht junge Sproſſen, die einſt der Nachwelt dienen möchten; nein, ich wählte gleich Bäume, unter deren Schatten ich und mein Mitmenſch Vortheil finden könnten." Joſeph hatte dieſen Garten zur Ergötzung des Publicums eröffnet, mit der Ueberſchrift am Eingange: „Allen Menſchen gewidmeter Beluſtigungsort, von ihrem Schätzer!" Mit dieſen Loſungen iſt zugleich auch ſein Streben in der Staatskunſt gekennzeichnet.

Dazu kam, daß Joſeph, auf Grund der Erfahrungen ſeiner Mutter, die oftmals von ihren Umgebungen hintergangen worden war, ein allzu großes Mißtrauen gegen die Menſchen hegte, und das Verlangen, Alles ſelbſt zu ſehen, viel zu weit und ins Kleinliche trieb. Er ſchuf ſich ſelbſt ein Cabinet, das er mit einigen Secretären beſetzte, mit denen er vom Morgen bis in die Nacht arbeitete, da er auch Sachen von geringer Bedeutung von allen Behörden zur eignen Entſcheidung einreichen ließ. Den ganzen Vormittag war der Gang vor der Thür ſeines Cabinets mit Leuten jedes Alters, Standes und Geſchlechts beſetzt; von Stunde zu Stunde ging der Kaiſer hinaus, nahm Bittſchriften an, und führte die, welche ihn ſprechen wollten, ſelbſt in ſein Zimmer, um auf dieſe Weiſe ſo wenig als möglich fremde Vermittler zwiſchen ſich und dem Volke zu haben. Conduitenliſten, die von Zeit zu Zeit eingereicht werden mußten, gaben ihm über die einzelnen Staatsdiener Kunde; diejenigen aber, die dennoch ſeinen Blicken ſich entziehen und ſeinem Willen entgegenhandeln würden, ſollten durch die Blitze einer ſtrengen Gerechtigkeitspflege geſchreckt und im Zügel gehalten werden. Der unter

der vorigen Regierung oftmals eingetretenen Strafloſigkeit ließ er daher ein Verfahren folgen, wonach kein Ansehen und kein Stand, kein Bitten und keine Furcht den Blick in Beurtheilung des Schuldigen trüben ſollte.

Da er alle Todesſtrafen abſchaffte, und dafür Gefängnißſtrafen, durch Anſchmiedungen und wiederholte Stockſchläge verſtärkt, oder öffentliche Arbeiten, zum Beiſpiel das Schiffziehen, das Straßenſäubern der Stadt Wien u. ſ. w., einführte: ſo ſah man, neben anderen Verbrechern des gemeinſten Standes, auch anſehnliche Beamte, Stabsofficiere, und einmal ſogar einen Grafen aus angeſehener Familie, mit geſchornem Haar und im groben Kittel, zu ſolchen Arbeiten verdammt, in den Straßen, am Schandpfahle oder bei dem Schiffziehen. Erweckte ſchon dieſe äußere Gleichheit der Strafen in den höheren und gebildeten Ständen ein Gefühl der Unbehaglichkeit und Entrüſtung: ſo wurde dasſelbe noch verſtärkt durch den Anſtrich der Willkür. Denn da Joſeph das Thereſianiſche Geſetzbuch aufhob, ehe noch ſein eigenes erſchienen war, ſo beſtimmte er ſelbſt die an die Stelle der Todesſtrafen zu ſetzenden Züchtigungen, und ſchärfte nicht ſelten eigenmächtig die von den Gerichtshöfen feſtgeſetzten Strafen. Noch mehr aber nahm ſein Handeln die Geſtalt der Willkür an, als er, durch einige ſchwere Verbrechen erſchreckt und in ſeiner Meinung von der Entbehrlichkeit der Todesſtrafe umgeſtimmt, dieſelbe plötzlich wieder einführte, und die Verbrecher nach einem andern Geſetze hinrichten ließ, als unter dem ſie gefrevelt hatten.

In mehrfachen Beziehungen kann man ihn mit Pombal vergleichen. Sowohl die Handlungsweiſe Beider, als auch die Aufgaben, die ſie ſich ſetzten, und die Hinderniſſe, die ſie fanden, ſind einander ſehr ähnlich; nur daß Joſeph eine Schwierigkeit mehr zu bekämpfen hatte, die Verſchiedenheit ſeiner Völker, beſonders der Ungarn und der Niederländer, die durch eine in der Zeit erworbene eigene Geſtaltung ihrer bürgerlichen Verhältniſſe keine einfache Gleichung für die Berechnungen des Herrſchers zuließen.

Das Erſte, womit Joſeph ſeine neue Laufbahn begann, waren Verordnungen wegen der Kirche. Einerſeits wollte er den Staat vor den Uebergriffen der römiſchen Hierarchie ſicher ſtellen; daher erneuerte er das **Placetum regium** (24. März 1781), wonach päpſtliche Bullen, Breven oder ſonſtige Anordnungen zu ihrer Gültigkeit der landesherrlichen Genehmigungen bedurften. Anderſeits erzielte er für alle ſeine Unterthanen religiöſe Freiheit und Duldung. Denn ſeitdem der durch Entdeckung Amerika's und durch die vervollkommnete Schifffahrt erzeugte

und genährte Handelsgeiſt die Staaten ergriff, war ein anderes Maß, menſchliche Kräfte zu ſchätzen, eingeführt, und die Macht der religiöſen Vorſtellungen aus dem Leben verdrängt worden. Man ſtritt nicht mehr für einen alleinſeligmachenden Glauben; man warf ſich wetteifernd in den erweiterten Verkehr, man ſtrebte nach materieller Wohlfahrt, nach Reichthum, als deſſen Quellen Handel und Gewerbſamkeit betrachtet wurden. An die Stelle des heiligen Grabes waren als Ziele der Wallfahrt die Colonien getreten, und Contrebande wurde mehr verfolgt als ehemals Ketzerei. Duldung war alſo auch in den katholiſchen Staaten nothwendig, wenn ſie nicht im Widerſpruch mit dem Geiſte der Zeit bleiben wollten.

Zu dieſem Behufe erließ Joſeph den 28. Juni 1781 ein Toleranzedict, durch welches, nach der erläuternden Verordnung vom 13. September, den Anhängern der lutheriſchen und reformirten Kirche, ſowie den nichtunirten Griechen die freie Uebung ihres Gottesdienſtes, die Erbauung von Bethäuſern, doch ohne Thürme und Glocken, die Eidesformel nach dem Gebrauch ihrer Kirche, der Ankauf liegender Gründe, die Erlangung von Bürger- und Meiſterrechten, und die Beförderung zu allen bürgerlichen und militäriſchen Stellen zugeſichert ward*). Es konnte nicht fehlen, daß in einem Lande, das ſeit Jahrhunderten für die ausſchließliche Herrſchaft der katholiſchen Kirche gekämpft hatte, dies Geſetz Widerſpruch fand, und daß nicht allein die Ausführung da gehemmt ward, wo des Kaiſers Auge nicht immer hinreichte, ſondern dieſer ſelbſt ſich genöthigt ſah, Aenderungen und Einſchränkungen vorzunehmen, beſonders als es Erſcheinungen hervorbrachte, welche die katholiſche Kirche zu gefährden ſchienen. In Oeſterreich, Böhmen und Mähren hatte ſich der Proteſtantismus ſeit der Zeit, wo äußere Gewalt ihn unterdrückte, im Verborgenen erhalten, und in größerer Anzahl, als man geahnt, traten die Bekenner deſſelben aus dem Dunkel hervor. Es ward alſo im Jahre 1783 der Anfang des folgenden Jahres als Zeitpunkt feſtgeſetzt, bis wohin Solche, die ſich als Proteſtanten meldeten, nur noch anerkannt werden ſollten. Jeder, der die herrſchende Kirche verlaſſen wollte, wurde nun verpflichtet, ſich vorher einem ſechswöchentlichen Unterrichte in ihren Glaubenslehren zu unterwerfen. Die Proteſtanten mußten, obwohl ſie ſchon für den Unterhalt der eigenen Prediger, Schullehrer und Kirchen zu ſorgen hatten, auch den katholiſchen

*) Vgl. Meynert, Kaiſer Joſef II. Nach archivaliſchen Quellen. Wien 1862. S. 31 ff.

Pfarrern die herkömmlichen Gebühren bezahlen. Sehr hart aber war die Behandlung der sogenannten Deisten in Böhmen, auf der kaiserlichen Herrschaft Pardubitz, die als Abkömmlinge ehemaliger Protestanten ihrer Bibel und Erbauungsbücher beraubt, Gott bloß nach dem Lichte der Vernunft verehrten. Sie wurden gezwungen, sich zu einer der geduldeten Parteien zu bekennen, und diejenigen von ihnen, welche dies nicht wollten, wurden ihres Vermögens beraubt und in das Banat, an die Grenze des türkischen Reiches versetzt *).

Mit den Mönchsorden, die eben so sehr im Mißverhältniß zu dem Geiste der Zeit zu stehen schienen, wie sie einst aus demselben hervorgegangen waren, ward eine bedeutende Veränderung vorgenommen. Von zweitausendeinhundert theils Frauen-, theils Mannsklöstern, die an siebzigtausend Glieder enthielten, wurden siebenhundert aufgehoben; und dieses Loos traf besonders diejenigen Orden, die ein rein beschauliches Leben führten, und weder Schulen, noch Beichtstuhl hielten, noch Kranke pflegten. Nur die, welche eine nützliche Thätigkeit übten, wie die barmherzigen Brüder, die Ursulinerinnen, Elisabethinerinnen und andere, blieben bestehen. An 46,000 Personen wurden aus der Gemächlichkeit ihres bisherigen Lebens herausgerissen in die Welt, der Viele durch lange Entfernung entfremdet worden waren, und in der sie mit einem geringen Jahrgelde sich neu einrichten sollten. Der Unmuth der Betroffenen und der Anhänger des Alten deutete diesen Schritt des Kaisers als Habsucht, wiewohl Joseph verordnete, daß alles Vermögen der eingezogenen Klöster in eine Religionskasse fließen und zu kirchlichen oder verwandten Zwecken verbraucht werden sollte. Er stiftete auch wirklich mit Hülfe dieser Gelder eine Menge neuer Pfarren und Schulen, er legte Pflanzschulen an für Pfarrer und Schullehrer, er gründete wohlthätige Anstalten, wie das Taubstummeninstitut, ein Kranken- und Gebärhaus u. s. w., oder verbesserte die bestehenden. Diejenigen Klöster und Ordensgeistlichen, welche bestehen blieben, stellte er unter eine genauere Aufsicht und machte sie von fremdem Einfluß unabhängiger. Da herkömmlich die geistlichen Orden ihre besonderen Oberen und Generale hatten, die meist zu Rom und also unter dem unmittelbaren Einflusse des Papstes lebten, so verbot er nun den Ordensgeistlichen seiner Staaten alle Verbindung mit denselben, die Annahme ihrer Befehle, den Besuch der Ordenscapitel in fremden Ländern, und jede Geldversendung ins Ausland **).

*) Meynert. a. a. O. S. 56 ff.
**) Ebendaselbst S. 64 ff.

Dieſe raſchen und eigenmächtigen Anordnungen, ferner das Recht, welches der Kaiſer geltend machte, alle geiſtlichen Pfründen in der Lombardei zu verleihen, die Abſtellung vieler Kirchengebräuche, Wallfahrten und Aufzüge, die Einführung deutſcher Kirchenlieder und die Ueberſetzung der heiligen Schrift in die Landesſprachen, der Befehl, daß die Dispenſationen nicht mehr in Rom, ſondern bei den Biſchöfen des Landes eingeholt werden ſollten: Alles dieſes erregte die Aufmerkſamkeit und den Unmuth des päpſtlichen Stuhles. Auch die Biſchöfe des Landes widerſetzten ſich; der Erzbiſchof von Wien, Cardinal Migazzi, und der Primas von Ungarn, Erzbiſchof von Gran, Graf Bathiany, wollten die Oberaufſicht über die geiſtlichen Orden nicht übernehmen, weil es ein Eingriff in die päpſtlichen Rechte ſei. Der Papſt verſuchte erſt durch Vorſtellungen aller Art, den Kaiſer zur Rücknahme ſeiner Befehle oder zu einem der Ehre des päpſtlichen Stuhles weniger nachtheiligen Vergleich zu bewegen. Als dieſe Vorſtellungen vergeblich blieben, entſchloß er ſich zu einem in den neueren Jahrhunderten unerhörten Schritte, und reiſte ſelbſt, trotz ſeines Alters und ſeiner ſchwachen Geſundheit nach Wien, um zu verſuchen, den Willen Joſeph's die Kraft der päpſtlichen Würde und Klugheit entgegenzuſtellen. Nachdem er durch ein eignes Breve die Bulle: ubi Papa ibi Roma (wo der Papſt, da iſt auch Rom) aufgehoben hatte, ging er am 27. Februar 1782 von Rom ab. Der Kaiſer empfing das Oberhaupt der Kirche mit allen Ehrenbezeigungen; er fuhr ihm einige Meilen entgegen, ſtieg, als er ankam, aus, und führte ihn in ſeinem Wagen nach der Hauptſtadt und dann in die Hofburg, wo die Zimmer, welche Maria Thereſia bewohnt hatte, für ihn eingerichtet worden waren. Aber bei allem Schein von Verehrung und Hochachtung blieb Joſeph, wie wir bereits am Schluſſe des dritten Abſchnitts ſahen, unerſchütterlich bei ſeinen Grundſätzen. Schon vorher hatte er allen Geiſtlichen, beſonders den Biſchöfen, ſtreng verboten, ſich wegen irgend einer kirchlichen Angelegenheit ſchriftlich oder mündlich an den anweſenden heiligen Vater zu wenden; jetzt ward der Papſt ſo genau bewacht, daß er Niemand unbemerkt empfangen konnte, und mögliche Bewegungen des Volks, das von der Gegenwart des Papſtes allerdings erſchüttert ward, wurden durch Aufmerkſamkeit und Aufſicht zurückgehalten. Es gab nur Einen Eingang zu den Zimmern des Papſtes; alle übrigen Zugänge waren, wie Dohm ausdrücklich ſagt, vermauert worden. Merkwürdig war auch das Betragen des Fürſten Kaunitz. Als Joſeph dem Papſt dieſen berühmten Staatsmann an der Spitze aller ſeiner Diener vorſtellte, ergriff derſelbe die ihm dargereichte päpſtliche

Hand und drückte ſie treuherzig, ſtatt ſie zu küſſen, wie der Papſt erwartete und wie es alle anderen Großen des Reichs thaten.

Der Kaiſer hatte nur ein einziges Mal ſelbſt mit dem Papſte über die ſtreitigen Angelegenheiten eine Unterredung, die zu nichts führte. Nachher wich er jeder neuen Aufforderung des Papſtes aus, indem er ihn vielmehr erſuchte, ſeine Gedanken und Wünſche ſchriftlich mitzutheilen, weil er ſich erſt mit ſeinen Rechtsgelehrten und Theologen berathen müſſe; den Erfolg dieſer Berathungen wolle er dann gleichfalls ſchriftlich ihm zukommen laſſen. Auch dieſer Weg der Unterhandlung führte zu keinem dem Papſte erwünſchten Zwecke, und Pius reiſte am 22. April von Wien wieder ab, ohne in der Hauptſache etwas ausgerichtet zu haben. Nur jene oben angeführte Einſchränkung des Toleranz-Edictes, die bald nach der Anweſenheit des Papſtes erfolgte, erſchien als Ergebniß derſelben.

So beharrlich wie Joſeph dergeſtalt, ſelbſt dem Papſte zum Trotz, die kirchliche Verfaſſung ordnete, ſo beharrlich arbeitete er auch an der Veränderung der bürgerlichen Geſellſchaft. In dem Geiſte, der ihn bei dem Toleranz-Edicte geleitet, nahm er ſich der Juden an, und riß ſie aus der Bedrückung, in die ſie der Haß des chriſtlichen Mittelalters geſtürzt hatte; ſie ſollten fortan, nach dem Standpunkte der Gewerbſamkeit, anerkannte und berechtigte Mitglieder der Geſellſchaft ſein. Sie wurden daher von dem Schimpfe befreit, beſondere Abzeichen zu tragen, ſie durften ihre Kinder in öffentliche Schulen ſchicken, und ſich zu öffentlichen Aemtern fähig machen; aber dafür mußten ſie ſich der deutſchen Sprache und Schrift bei ihren Vorträgen bedienen, deutſche Namen annehmen und Soldaten werden. Sie durften Fabriken anlegen und Landgüter pachten, wurden aber verpflichtet, ſich jüdiſcher Arbeiter zu bedienen, damit die ganze Maſſe für gewerbſame und landwirthſchaftliche Thätigkeit deſtomehr gewonnen würde*).

Wie er hier ein unterdrücktes Volk retten wollte, ſo nahm er ſich des gedrückten Standes der Landleute nicht weniger warm an. Er hob die Leibeigenſchaft auf, und ſetzte an die Stelle derſelben eine gemäßigte Unterthänigkeit, unter Einräumung von Eigenthum und Milderung der Robot. Theils fordere dies, ſagte er, die Menſchenliebe und die Vernunft, denn es ſei Unſinn zu glauben, daß die Obrigkeit das Land beſeſſen bevor noch Unterthanen da waren; theils werde es zum beſſern Anbau des Landes und zur Steigerung der Gewerbthätigkeit

*) Meynert, a. a. O. S. 123 ff.

beitragen; ſeine Abſicht ſei, den unterdrückten Landmann vom Druck des befreiten Adels zu befreien. In demſelben Sinne und mit derſelben Sorge für dieſen Stand beſchloß er auch das große Werk, Gleichheit der Abgaben Aller und Zurückführung derſelben auf den Grund und Boden, ohne Unterſchied des Beſitzers, nach den Grundſätzen der Phyſiokraten, durchzuführen.

Das Unternehmen war ſchwierig; eine Menge von verwickelten Verhältniſſen mußte hier entwirrt, und durch die größte und ſorgfältigſte Genauigkeit mannigfaltigen Klagen begegnet werden. Viele der oberſten Räthe machten theils aus Eigennutz, weil ſie zum reichen und begüterten Adel gehörten, theils aus Furcht vor den inneren Schwierigkeiten der Sache, dem Kaiſer Gegenvorſtellungen. Aber Joſeph, gewohnt, alles das, was er einmal für recht erkannt hatte, ins Werk zu ſetzen, ließ vom Jahre 1784 bis 1789 dieſe Angelegenheit unausgeſetzt bearbeiten. Durch die große Eile wurden die in der Sache liegenden Schwierigkeiten vermehrt; auch fehlte es oft an hinlänglich tüchtigen und wohlgeſinnten Leuten, ſo daß am Ende die Meſſung des Bodens und die Beſtimmung des Ertrags unrichtig ausfiel, und allenthalben Streit und Mißvergnügen, ſelbſt bei Denen entſtand, welchen geholfen werden ſollte.

Endlich ward auch der Handel und der durch ihn zu erzeugende Nationalreichthum ein Gegenſtand ſeiner Sorgfalt; und mit eben der Raſchheit, wie in den übrigen Verwaltungszweigen, rief er auch hier ſeine Plane ins Leben. Wie er darauf ausgegangen war, den Staat in Abſicht auf ſeine Rechte gleichſam zu ſchließen, und jeden Einfluß fremder Gewalt zu verhindern, ſo wollte er ihn, nach den Vorſtellungen des Zeitalters über den Nationalreichthum, auch ſchließen in Abſicht auf die Volkswirthſchaft, und jeden Ausfluß einheimiſcher Schätze verwehren. Er verbot daher im Jahre 1784 ſtreng und feſt alle ausländiſchen Kunſt- und Genußwaaren, beſonders alle fremden Weine. Die Kaufleute mußten die noch bei ihnen vorräthigen ausländiſchen Waaren in ein großes Vorrathshaus zuſammenlegen, ſie nach und nach verkaufen, und durften keine neuen kommen laſſen. Nur einzelne Perſonen, denen etwa dergleichen Waaren unentbehrlich geworden waren, erhielten gegen eine Abgabe von ſechzig vom Hundert die Erlaubniß, dieſelben für ſich einzuführen. Dem Schleichhandel, den die nicht ſo leicht zu unterdrückende Begierde nach den fremden Waaren naturgemäß erzeugte, ſetzte er eine unerbittliche Strenge entgegen. Was von dergleichen verbotenen Waaren gefunden wurde, ließ er vernichten. So wurden einige Male eine große Menge eingeführter Taſchenuhren öffentlich zerſchlagen

und zertrümmert, und ein anderes Mal fremde Waaren anderer Art, über 15,000 Gulden an Werth, öffentlich verbrannt. Aber die gleiche Strenge übte Joſeph auch an ſich ſelbſt, um die Uebereinſtimmung ſeines Willens mit ſeinen Grundſätzen zu zeigen, und ſeine oft ausgeſprochene Anſicht zu bewähren, daß das Land nicht dem Fürſten, ſondern der Fürſt dem Lande gehöre, und daß ſeine Aufgabe keine andere ſei, als dem Staate zu dienen. Virtute et exemplo (durch Tugend und Beiſpiel) lautete der Wahlſpruch auf ſeinem Siegelringe. Er verſchenkte unter andern alle in ſeinem Hofkeller befindlichen ausländiſchen Weine in das Krankenhaus, und erlaubte keine andern Weine auf ſeinem Tiſche, als einheimiſche, aus Oeſterreich und Ungarn.

Aus demſelben Grunde der Abſchließung floß das den Vornehmen läſtige Geſetz, daß in Zukunft jeder Güterbeſitzer doppelte Steuern bezahlen ſollte, der nicht wenigſtens alljährlich ſechs Monate in den öſterreichiſchen Ländern verlebte. Eben deswegen erlaubte er auch den Nachdruck aller Deutſchen außerhalb ſeiner Staaten gedruckten Bücher und Zeitungen, ohne zu bedenken, daß er dergeſtalt eine unnatürliche und dem wiſſenſchaftlichen Verkehr nachtheilige Trennung zwiſchen Staaten, die durch eine Sprache verbunden waren, feſtſtellte, während er durch dieſelbe Sprache eine gewaltſame Vereinigung an anderen Orten hervorbringen wollte. Nicht wenig mochte zu dieſer Verfügung beitragen, daß Joſeph, bei ſeinem Sinne für die materielle Nützlichkeit, gegen Schriftſtellerei und Schriftſteller eine gewiſſe Gleichgültigkeit, ja Verachtung hegte, ſo daß er einſt ſogar, in einem Augenblick der Aufwallung, den Buchhandel mit dem Käſehandel in eine Klaſſe ſetzte. Doch ſprach er ſich in einer Reſolution vom 7. Mai 1784 grundſätzlich gegen den Nachdruck aus, und bezeichnete die Zeiten als „glückliche", wo derſelbe durch ein „allgemeines Einverſtändniß" verſchwinden werde; nur wolle er nicht, ſo lange man ihn überall übe, der „Einzige ſein, der um von den Literateurs beſungen zu werden, den geprellten Verbieter eines vortheilhaften Handels darſtelle."

Gegen eigentlich wiſſenſchaftliche Kenntniſſe war Joſeph nicht nur nicht gleichgültig, ſondern auch freiſinnig genug, um den Zwang der bisherigen Büchercenſur abzuſtellen. Vor allem erzielte er eine größere Gleichförmigkeit des Cenſurweſens und ordnete eine einzige Cenſur-Commiſſion zu Wien für die geſammten Erblande an. Er beſeitigte, am 17. Februar 1781, die Cenſur neuer Auflagen älterer Werke, trat vielfach einer allzugroßen Aengſtlichkeit entgegen, und ließ es ſich angelegen ſein, die Normen für die Cenſur ſelber aufzufinden. Unter anderen ſtellte er

den Grundſatz auf: Kritiken, wenn ſie anders keine Schmähſchriften ſeien, nicht zu verbieten, ſie möchten nun den Landesherrn ſelbſt oder den letzten Unterthan betreffen; was in der That, wie Hormayr ſagt, bei der ihm angebornen reizbaren Empfindlichkeit doppelte Bewunderung verdient. Der Anonymität aber, die ihm als Feigheit galt, war er entſchieden feind, ſo daß er am 26. October 1781 geradezu verbot, anonymen Schriften den Druck zu geſtatten. Um der Schreibſeligkeit, die eine Art literariſcher Sündfluth erzeugte, zu ſteuern, legte er 1784 eine Strafabgabe von ſechs Ducaten auf jede von der Cenſur zurückgewieſene Flugſchrift: „wodurch, wie er ſagte, hoffentlich die unnützen Brochüren-Schmierer eingehalten und die Leute bewogen werden, ſich auf was Nützliches zu verwenden.“ Da er die Bücher vorzugsweiſe als Waare betrachtete, ſo gab er den Bücherdruck und den Buchhandel 1788 ganz frei; aber die Aufhebung der Cenſur, die er ebenfalls verſuchte, war nur ein Experiment von kurzer Dauer*).

Joſeph verſuchte auch, dem Reichthume und den Gütern ſeiner Länder den Weg nach Außen zu eröffnen. Er benutzte ſeinen durch die Verbindung mit Rußland gewonnenen Einfluß bei der Pforte, um einen ſehr vortheilhaften Handelsvertrag mit derſelben abzuſchließen (1783). Die öſterreichiſchen Unterthanen wurden im Handel den Ruſſen, als den am meiſten begünſtigten Fremden im türkiſchen Reiche, gleich geſtellt, und die türkiſche Regierung verſprach Schutz und Sicherheit gegen die Räubereien der Barbaresken. Die Donau, damals erſt für Oeſterreich mit dem Schwarzen Meere und mit Trieſt in Verbindung geſetzt, ſchien die Pulsader der ganzen Monarchie werden zu können, beſonders wenn Joſeph ſeine Abſicht erreichte, Ungarn aus ſeiner bisherigen Abſonderung zu reißen und es mit den übrigen Erbſtaaten in freien Verkehr zu ſetzen. Auch die Schelde wollte er für ſeine Niederlande nützlich machen. Dazu war erforderlich, daß die Sperrung dieſes Fluſſes, welche die Republik Holland in ihrem Frieden mit Spanien 1648 durchgeſetzt hatte, aufgehoben wurde. Holland's Ohnmacht ſchien keinen Widerſtand leiſten zu können, zumal der Kaiſer dieſelbe ſchon auf die Probe geſtellt hatte. Das Recht, welches Holland ſeit dem Utrechter Frieden kraft des Barriere-Vertrags beſaß, in den Feſtungen der öſterreichiſchen Niederlande Beſatzungen zu halten, hatte Joſeph, im Vertrauen auf ſeine Verbindung mit Frankreich, durch einen Machtſpruch für ungültig erklärt und alle Feſtungen geſchleift.

*) Meynert, a. a. O. S. 92 ff.

Mit eben der Nachgiebigkeit, wie ſie Holland hier gezeigt hatte, hoffte der Kaiſer, werde es auch dieſes Mal ſeinem Willen ſich fügen. Nachdem er daher zuvor eine Menge von willkürlichen Forderungen an die Republik erhoben hatte, erklärte er, daß er dieſelben alle gegen Aufhebung der Schelde-Sperrung fallen laſſen wolle. Da Holland, weil es nach einer falſchen, durch den herrſchenden Handelsneid bedingten Anſicht die ganze Blüthe ſeines Handels und Verkehrs von dieſer Sperre ableitete, ſich nicht bereitwillig fand, ein auf Verträgen beruhendes Recht aufzuopfern: ſo beſchloß Joſeph, ohne Einwilligung der Berechtigten ſich Bahn zu brechen.

Von Antwerpen aus ward (1784) ein leichtes Schiff abgefertigt, um in die See zu gehen ohne bei irgend einer holländiſchen Zollſtätte eine Angabe zu machen; und von Oſtende aus ſegelte ein anderes in die Schelde, um ebenſo nach Antwerpen hinaufzufahren. Joſeph war voll Zuverſicht. Kaunitz ſprach ihm zwar die Befürchtung aus, daß die Holländer ſich widerſetzen würden; er erwiederte indeß halb lachend: die Holländer werden nicht feuern. Allein dies Mal hatte Joſeph ſich doch geirrt. Gegen das erſtere Schiff ließen die Holländer feuern und nöthigten es zum Rückzuge, das andere brachten ſie nach Vliſſingen auf. Als Kaunitz den darüber eingelaufenen Bericht dem in Ungarn befindlichen Kaiſer nachſandte, ſetzte er bloß die Worte hinzu: „Sire! die Holländer haben gefeuert.“ Nun wollte zwar Joſeph zu den Waffen greifen; aber Frankreich erklärte ſich ſo nachdrücklich für Holland, daß der Kaiſer in einen Vertrag willigte, und ſeine Wünſche und Forderungen gegen eine Summe von zehn Millionen Gulden fahren ließ. „Sie ſollen ſehen — ſagte, als die Unterhandlung noch ſchwebte, Friedrich II. zum Marquis von Bouilly — Vergennes zwingt am Ende die durchlauchtigſte Republik, ſich bei meinem Vetter Joſeph mit einem Trinkgelde abzufinden.“ Da ſich die Holländer nur zu fünf Millionen verſtehen wollten, ſo gab Frankreich das Uebrige dazu; das Verſailler Cabinet, ſagt Flaſſan, zog einigen Geldaufwand den weit beträchtlicheren ſonſt zu erwartenden Kriegskoſten vor. Außerdem traten die Holländer noch einige Grenzſtriche ab, und erkannten die Hoheit des Kaiſers über die innere Schelde von Antwerpen bis Saftingen.

---

17. Katharina II. auf der Höhe ihrer Macht als Geſetzgeberin. (1762—1796.)

Nach der Erzählung von Augenzeugen erſchien Katharina mild und liebenswürdig in vertrauten Kreiſen. Gern hatte ſie, darin der weiblichen Natur folgend, kleine Kinder um ſich, vorzugsweiſe ihre Enkel, für deren erſten Unterricht ſie ſelbſt die „Bibliothek der Großfürſten" ſchrieb; aber aus ihrem Zimmer tretend, zeigte ſie ſich den Geſandten fremder Höfe oder den Dienern ihrer Macht ſtets als Herrin, und gab ihren Zügen den Ausdruck furchtgebietender Hoheit. Dieſe Schilderung kann zum Bilde dienen für ihr Wirken im Großen.

Haben wir ſie als ſiegreiche Herrſcherin geſehen, ſo müſſen wir ſie noch als bildende Schöpferin des Innern betrachten. Aber freilich erſcheint hier oft nur Entwurf und Gedanke. Eilt ſie dort mit raſchem und zerſtörendem Schritte zum Ziele, ſo gelangt hier, was ſie gewollt, oft nicht zur Vollendung; verſchafft ſie auf jenem Gebiete ihrem Reiche einen großen Umfang der Macht und des Einfluſſes, ſo kann hier mancher Keim des Guten erſt künftigen Geſchlechtern nützlich werden.

Allerdings hatte ſie hier auch mit eigenen Schwierigkeiten zu kämpfen. Rußland war ein Staat, um deſſen nationalen Kern ſich durch Eroberungen germaniſche Bildung, polniſcher Trotz und tatariſche Unſtätigkeit angeſetzt hatten. Daß gerade dieſes Reich im Laufe des Jahrhunderts meiſt von Frauen beherrſcht ward, bildet eine um ſo eigenthümlichere Erſcheinung, als das Volk da, wo äußerer Einfluß die Sitten nicht umgemodelt hat, noch jetzt auf aſiatiſche Weiſe das weibliche Geſchlecht zurückſetzt. Das ſtarke Religionsgefühl der Nation war, ungeachtet allgemeine Duldung anderer Religionsbekenntniſſe neben dem herrſchenden Griechiſchen Statt fand, leicht zu verletzen und bis zur Wuth zu entflammen. Als während einer großen Peſt in Moskau, im Jahre 1771, der Erzbiſchof ein Marienbild aus der Kirche nehmen ließ, von welchem das Volk Hülfe erwartete, er aber größere Anſteckung wegen des ſtarken Zuſammenfluſſes von Menſchen beſorgte, wurde der große Haufe ſo wüthend, daß er den Erzbiſchof mitten in der Kirche auf eine grauſame Weiſe erſchlug.

Unter Verhältniſſen dieſer Art faßte Katharina den ſeltſamen Gedanken, den Ruſſen ein Geſetzbuch nach den Grundſätzen der von Frankreich's Staatsphiloſophen und Schöngeiſtern verkündigten Weisheit zu geben. Mitten unter der Größe und den Genüſſen orientaliſcher Macht-

fülle wollte ſie ſich zugleich die Befriedigung verſchaffen, von Denen, welche die Meinung des Jahrhunderts lenkten, als eine Freundin der Philoſophie und Freiheit geprieſen zu werden. Zu dem Ende entwarf ſie mit eigner Hand eine Inſtruction zu einem Geſetzbuche, deren franzöſiſche Urſchrift noch jetzt in der Akademie der Wiſſenſchaften aufbewahrt wird. Die Gedanken und Anſichten der damals gefeierten Schriftſteller, beſonders Montesquieu's, waren darin mit Liebe und Wärme dargeſtellt, und über die Pflichten der Fürſten und Regierungen gegen ihre Völker in einer Art geredet, gegen die das Regiment der Günſtlinge freilich einen ſehr grellen Abſtich machte. Sie ſchloß mit der Verſicherung, daß ſie für ihr Volk lebe, und mit dem Wunſche, daß, nach Vollendung dieſer Geſetzgebung, kein Volk glücklicher ſein möge, als das ruſſiſche.

Da ſie zugleich ausgeſprochen hatte, daß der Geſetzgeber ſich nach dem Geiſte des Volkes richten müſſe, ſo berief ſie im Jahre 1767 aus dem weiten Umfange ihres Reiches Abgeordnete aus allen Provinzen und Stämmen nach Moskau. Adel und Städte, Freibauern (Odnoworzi*)) und Reichsbauern, Koſaken und andere Völkerſchaften, Getaufte und Ungetaufte, ſandten Stellvertreter, die ein buntes Gemiſch bildeten. Die Verſammlung, ſagt Karamſin, erſchien wie ein Reichstag aller Völker. Die Mitglieder wurden aus dem Staatsſchatze beſoldet, und ihre Perſonen durch die erhöhte Strafe, die auf ihre Verletzung geſetzt ward, gleichſam geheiligt.

Die Sitzungen wurden mit großer Feierlichkeit eröffnet; Katharina, wiewohl ungeſehen, hörte zu. Es zeigte ſich aber bald die Unausführbarkeit des Gedankens, aus der räumlichen Vereinigung ganz verſchiedenartiger und völlig unvorbereiteter, höchſtens der Angelegenheiten ihres beſchränkten Bezirkes kundiger Menſchen ein für das Geſammtwohl des großen Reiches erſprießliches Ergebniß gewinnen zu wollen. Eine dergleichen Verſammlung mußte ſich, wenn ſie nicht durch die Schwäche der Regierung und durch die Gewalt einer Faction allvermögend ward, in ein müßiges Spielwerk verlieren. Der Fortgang derſelben ward daher bald unterbrochen. Der Ausbruch des erſten Türkenkrieges (1768), der, wie nachmals überhaupt die auswärtigen zahlloſen Verwickelungen, die Aufmerkſamkeit Katharina's vom Innern ablenkte, wurde als öffentlicher Grund angegeben. Ehe die Verſammlung ſich trennte, ertheilte ſie der

*) Dieſe bildeten als kleine freie Landeigenthümer eine Mittelſtufe zwiſchen dem Adel und den leibeignen Bauern.

Kaiſerin die Beinamen der Großen, der Weiſen und der Mutter des Vaterlandes. Katharina aber erklärte, nur den letztern Ehrennamen annehmen zu können, und beſchloß, als ſolche nun eine von ihr allein ausgehende Geſetzgebung zu entwerfen. Sie that dies auf eine ganz angemeſſene Weiſe, indem ſie dabei weit mehr den Erfahrungen ihres praktiſchen Verſtandes, als den Theorien ihrer franzöſiſchen Lehrmeiſter folgte, und zunächſt auf Einrichtung einer ordentlichen innern Verwaltung bedacht war.

Der wichtigſte Schritt in dieſer Hinſicht war die gleich nach dem erſten Türkenkriege begonnene neue Einrichtung der Statthalterſchaften. Die Größe des ruſſiſchen Reichs machte die Verwaltung und die Aufſicht ſchwierig. Katharina hatte ſchon zu dieſem Behufe der oberſten Reichsbehörde für die inländiſchen Angelegenheiten, dem Senat, eine mehr gegliederte, die Ueberſicht erleichternde Form gegeben; aber noch nöthiger war zu dieſem Behufe die beſſere Gliederung des Reiches.

Es gab Gouvernements von ſolcher Größe, daß ſie manchem Königreiche an Umfang glichen. Die Gouverneure waren mit einer Menge von Geſchäften überladen, indem die Gerichtsbarkeit, die Polizei, die Erhebung der Einkünfte und noch vieles Andere ihnen oblag. Sie beſaßen dabei eine Macht, die für die Untergebenen drückend und für die Krone gefährlich werden konnte. Durch die neue Einrichtung ſollte beiden Uebeln abgeholfen werden. Die Statthalterſchaften wurden zuerſt an Umfang verringert, ſo daß jede ungefähr nur 400,000 Bewohner enthielt, und wieder in mehrere Kreiſe getheilt wurde. Den Mittelpunkt der ganzen Statthalterſchaft bildete die Gouvernementsſtadt, den jedes Kreiſes die Kreisſtadt. In dieſen Städten hatten die verwaltenden Behörden ihren Sitz. Der Gouverneur ſollte der Sachwalter der allgemeinen Wohlfahrt ſein, der Vertheidiger der Unterdrückten und der Verhüter von Mißbräuchen aller Art. Dagegen wurden wichtige Zweige der Verwaltung ſeinem unmittelbaren Geſchäftskreiſe entzogen. Die Vortheile des Reichs, die Einkünfte und Nutzungen, wurden den Schatzkammern oder Kameralhöfen anvertraut, welche an Ort und Stelle wirkend, bekannt mit den örtlichen Umſtänden und den eigenthümlichen Einkünften der Statthalterſchaft und mit keinem andern Gegenſtande beſchäftigt, ohne Druck für die Vermehrung, Richtigkeit und Sicherheit der Einkünfte ſorgen konnten. Die Gerechtigkeitspflege wurde dem unmittelbaren Geſchäftskreiſe des Gouverneurs entzogen, und ihm nur die allgemeine Aufſicht gelaſſen. Zugleich wurden die bürgerlichen und die peinlichen Rechtshändel getrennt und beſonderen Behörden zuge-

wieſen. Endlich wurde auch der Grundſatz befolgt, daß Jeder nur von ſeines Gleichen gerichtet werden ſolle. Es hatte daher nicht nur der Adel zu ſeinen Gerichten die meiſten Mitglieder zu wählen, ſondern es ward auch, wo nur immer eine gehörige Anzahl von freien Landleuten oder Kron- und Oeconomiebauern ſich fand, ein Unter-Gerichtshof für ſie aus ihrer Mitte errichtet.

Auf dieſe Weiſe wollte Katharina die drei Stände des Staats zur Verwaltung des Rechts und der Geſetze vereinigen, und beſonders den Adel, der vorzüglich in den entfernten Gegenden auf ſeinen Gütern in Abgeſchiedenheit verſank, in den Kreis der Geſellſchaft und in die Thätigkeit des Staats hineinziehen.

Um auch die trotz dieſer Einrichtungen möglichen Bedrückungen zu verhindern, verordnete Katharina noch in jeder Statthalterſchaft ein Gewiſſensgericht und eine Behörde der allgemeinen Fürſorge; zwei Anſtalten, welche ſie in ihrer Verordnung ſelbſt zwei Quellen nennt, aus welchen immerdar Ströme von Wohlthaten über ihre leidenden Unterthanen ſich ergöſſen. Dem erſten Gerichte, welches alle Händel in Güte zu vergleichen ſuchte, und die Vergehungen der Wahnſinnigen, Minderjährigen und dergleichen unter ſich hatte, ward auch die wichtige Sorge für alle Bedrückten und beſonders für die Gefangenen aufgetragen, dem zweiten aber die Aufſicht über alle Schulen und Wohlthätigkeitsanſtalten anvertraut.

Die ſchwergedrückten Leibeignen endlich, die, als Eigenthum ihrer Herren, nicht wie die Kron- und geiſtlichen Bauern an dieſen Schutzmitteln der Gerechtigkeit und Milde Theil nehmen konnten, ſollten wenigſtens bei dieſer neuen Einrichtung der Statthalterſchaften unter die beſondere Aufſicht des Statthalters geſtellt und vor allzu harter Willkür einer herriſchen Gewalt geſchützt werden. Das Gefühl des Druckes war in dieſem Stande ein ſo tiefes und ſchwermüthiges, daß er ſich dem Wahne hingab, als ob der Zar und die Edelleute nicht bloß in dieſer, ſondern auch in jener Welt, ausſchließlich glücklich ſeien. Zu den großen Vorrechten des Adels, die Katharina durch einen kaiſerlichen Freiheitsbrief neuerdings beſtätigte, gehörte die Steuerfreiheit der Edelleute für ihre Perſon und ihr Grundeigenthum, das Recht Leibeigne zu beſitzen und von ihnen ſowohl Abgaben wie Dienſte zu fordern, ſo wie frei mit dem erworbenen Vermögen zu ſchalten; ferner das Recht, nur von ihres Gleichen gerichtet zu werden; die Befreiung von der früheren Verpflichtung, dem Vaterlande während einer gewiſſen Reihe von Jah-

ren zu dienen, und die Freiheit von allen Leibesſtrafen, ſelbſt wenn ſie als Gemeine oder als Unterofficiere im Dienſte ſind.

Eine weitere Folge der neuen Einrichtung war die Entſtehung mehrerer Städte, in welchen, als den Sitzen der obern und niederen Behörden, der dreijährigen Verſammlungen des Adels u. ſ. w., Verkehr, Reichthum, Thätigkeit ſich ſteigerte, und dadurch auch eine Vermehrung des freien Bürgerſtandes erzeugte. Katharina entſchloß ſich daher auch, eine neue Städte-Ordnung zu verkünden. Durch dieſelbe ſollte ein Mittelſtand mit ſtaatsbürgerlichem Leben und beſtimmter Stellung in der Geſellſchaft gegründet werden. Nur wenige Städte, wie St. Petersburg, Moskau, Aſtrachan und Twer, hatten durch Peter und Eliſabeth eine Art freier Verfaſſung erhalten; in den anderen Städten ſtanden die Einwohner, die Kaufleute nicht ausgenommen, in vieler Hinſicht auf gleichem Fuße wie die Bauern. Katharina vermehrte nun wie die Zahl ſo auch die Freiheiten der Städte. Vermöge der letzteren erhielten die Bürger einer jeden Stadt das Recht, alle ihre obrigkeitlichen Perſonen ſelbſt zu wählen, und wurden in gewiſſe Rangordnungen getheilt. Die erſte Reihe machten die ſogenannten namhaften Bürger aus, zu denen Gelehrte, Großhändler und Diejenigen gehören ſollten, welche zweimal eine obrigkeitliche Würde bekleidet haben; ſie erlangten ſchon einigen Antheil an den Vorrechten des Adels, und ihre Enkel ſollten das Recht haben, den Adel zu fordern. Dann folgten die Glieder der drei Gilden, die ein Capital von 12,000 oder 10,000 Rubel u. ſ. w. beſitzen müſſen, endlich die Handwerker. Die Verordnung erlaubte auch Kronbauern, ſich unter gewiſſen Bedingungen in die Zahl der Bürger einſchreiben zu laſſen. Viele der wohlthätigen Anſtalten, welche Katharina ſchuf oder neu belebte, zum Beiſpiel das große Findelhaus in Moskau, wurden ebenfalls ein Quell, durch den der Mittelſtand immer neuen Zufluß erhält. Denn unter den zahlreichen Wohlthaten, welche den in den geiſtlichen und weltlichen Erziehungshäuſern unterhaltenen Kindern zu Theil wurden, war die ſchönſte die, daß ſie die perſönliche Freiheit davontrugen.

Auch die vielen neuen Anſiedler, die Katharina ins Reich rief, vermehrten auf dem Lande und in den Städten die Zahl der freien Leute. Sie ſelbſt wünſchte ſo ſehr das Gefühl freier perſönlicher Selbſtſtändigkeit in den Gemüthern Aller zu befeſtigen, daß ſie in einem beſondern Ukaſe vom Jahre 1786 den Namen Sklav, womit ſich die Ruſſen vor ihren Regenten bezeichneten, förmlich abſchaffte.

Katharina fühlte indeß, daß Anordnungen, die ſich nicht unmittel-

bar aus dem Zustande des Volkes selbst entwickeln, sondern in einem andern Gesellschaftszustande ihren Ursprung hatten, erst in den Gemüthern eine geistige Grundlage gewinnen müssen, wenn sie That und Leben werden sollen. Sie war also bemüht, auch von dieser Seite einzugreifen und machte die Erziehung und Bildung ihres Volkes zu einem vorzüglichen Gegenstande ihrer Sorge.

Peter und ihre anderen Vorgänger hatten durch Anstalten aller Art zwar für die kriegerische Bildung gesorgt, ohne welche die äußere Einwirkung auf das übrige Europa nicht möglich war, und Katharina blieb auch hierin nicht zurück. Sie vervollkommnete, was vorhanden war, wie das Landcadettencorps, oder errichtete neue Anstalten, wie z. B. für die Geschützwissenschaften und eine andere für den Seedienst. Aber sie faßte die Aufgabe aus einem allgemeinern Gesichtspunkte, sie bedachte nicht Einzelne und Einzelnes, sondern das ganze Volk. Sie errichtete daher eine Erziehungs-Commission, welche Unterrichtsweisen angeben, Anstalten zur Bildung von Lehrern, und vorzüglich Normalschulen im ganzen Reiche anlegen sollte, so daß jedes Gouvernement Schulen nach den verschiedenen Bedürfnissen der Stände des Volks erhielt. Auch die vielen wohlthätigen Anstalten, wie die Findelhäuser, das Fräuleinstift, waren zugleich Erziehungs- und Bildungsanstalten.

Die Bearbeitung der russischen Sprache vertraute sie, mehr dem Beispiele Frankreich's als dem Gange der Natur folgend, einer Akademie, die auch ein Wörterbuch herausgab. Wie einst Alfred für seine Angelsachsen, verfaßte sie selbst für ihre Russen Uebersetzungen der geistigen Erzeugnisse des Auslandes und des Alterthums. Sie ordnete außerdem eine eigene Uebersetzungs-Commission an, und setzte Denjenigen, die in diesem Fache arbeiten würden, Belohnungen aus. Wie sie, um die Impfung der Pocken bei ihrem Volke einzuführen, sich selbst zuerst dieselben einimpfen ließ, ging sie auch in jener Beziehung mit ihrem Beispiele voran. Man weiß, daß sie einst auf einer Reise nach ihren asiatischen Provinzen, mitten in einem Sturm auf der Wolga, wo Alle, die mit ihr waren, in Angst geriethen, in der Uebersetzung des Belisar von Marmontel, mit der sie sich eben beschäftigte, fortfuhr. Sie begünstigte und förderte auf alle Weise die Versuche eines eignen einheimischen Schriftthums, und war selbst in dieser Hinsicht thätig und wirksam. Sie schrieb in russischer Sprache für die russische Bühne Schauspiele, die, wenn sie auch nicht auf den Namen eigentlicher Kunstwerke Anspruch machen können, doch ihren feinen und verständigen Geist verrathen; sie verspottete in denselben oft mit Laune die gesellschaftlichen Untugenden ihrer

Umgebungen, oder ſprach politiſche Wünſche und Gefühle aus. So verfaßte ſie, nach der Verſicherung Einiger, eine Oper, worin ſie mit fürſtlicher, nicht weiblicher Empfindlichkeit, die Unternehmungen des Königs von Schweden lächerlich machte. In einem andern Schauſpiele, Oleg, das bei Gelegenheit der Feſte wegen eines Friedens mit den Türken gegeben wurde, enthüllte ſie in einem aus der alten ruſſiſchen Geſchichte entlehnten Stoffe den von ihr nie aufgegebenen Wunſch, das türkiſche Reich zu zerſtören.

Wie ſehr bei Katharina die weibliche Empfindlichkeit hinter der fürſtlichen zurückſtand: das gab ſich in vielen charakteriſtiſchen Zügen kund. Als einſt in einem der Paläſte ihre Büſte mit rother Farbe beſchmutzt worden war, und die Umſtehenden ihren Zorn gegen den auszumittelnden Thäter reizen wollten, ſagte ſie lachend: „es ſei gewiß ein Page geweſen, der ihr ſtarkes Schminken habe lächerlich machen wollen.“ Aber als beim Empfang einiger Siegesnachrichten über die Türken der engliſche Geſandte zu ihr trat, deſſen Hof in der Türkei und in Schweden gegen Rußland wirkte, ſagte ſie: „da der König, Ihr Herr, mich aus Petersburg vertreiben will, ſo wird er hoffentlich erlauben, daß ich mich nach Conſtantinopel begebe.“

Der Akademie der Wiſſenſchaften, die ſie ſchon vorfand, die aber noch nicht in dem Bedürfniſſe des Volks lag, deren Mitglieder daher auch meiſtens Ausländer waren, gab Katharina wenigſtens eine Beziehung auf ihr Reich. Sie ſchickte viele Mitglieder derſelben in die Provinzen, um die Schätze der Natur oder die Spuren alter Zeiten, oder die Sitten und Bildungen der verſchiedenen Völkerſchaften zu erforſchen. Die mannigfaltigen Sprachen der letzteren gaben ihr den Stoff zu einem von ihr ſelbſt angefangenen vergleichenden Wörterbuche. Sie wünſchte, daß, wenn die Wiſſenſchaften den Ruſſen auch noch keine neuen Bearbeitungen verdanken könnten, doch Rußland denſelben neuen und unbekannten Stoff geben möchte. Dagegen gab ſie durch Erneuerung und Umgeſtaltung der Akademie der Künſte, die von Schuwalow während der Regierung Eliſabeth's geſtiftet war, und die jetzt ſo vergrößert wurde, daß 300 junge Leute durch Erziehung, Unterricht und Reiſen eine zweckmäßige Bildung erhielten, dem Talente der Ruſſen für bildende Kunſt eine unmittelbar fördernde Richtung.

Von allen Einrichtungen aber, welche die herrſchende Stimmung der Zeit forderte und die die Kaiſerin traf, ging keine ſo naturgemäß aus der Beſchaffenheit ihres Staates hervor, als ihre religiöſe Duldung. In einem Reiche, deſſen Herrſchaft ſich über ſo viele verſchiedene Völker

erſtreckte, würde es für die Ruhe der Unterthanen höchſt ſchädlich geweſen ſein, wenn man die verſchiedenen Religionsübungen derſelben nicht hätte geſtatten wollen. Für ihre Perſon zeigte Katharina zwar einen großen Eifer für die griechiſche Kirche. Sie wohnte dem Gottesdienſte häufig mit dem Aeußeren von Andacht bei, und erbaute Kirchen oder beſchenkte dieſelben. Gleich beim Anfang ihrer Regierung ließ ſie zwei Schiffe, welche Peter III. erbaut und nach den Königen von England und Preußen benannt hatte, das eine auf den Namen St. Nicolaus, das andere St. Alexander umtaufen. Bei ihrem erſten Einzuge in Petersburg, wo ſich das verſammelte Volk beeiferte', ihr die Hand zu küſſen, küßte ſie den Vornehmſten der am Eingange des Palaſtes verſammelten Geiſtlichkeit, zum Zeugniß der Hochachtung, die Wangen. Als einſt Papſt Pius VI. einen Brief an ſie mit der von einem früheren Papſte gegen Peter I. gebrauchten Wendung ſchloß: „Er bitte Gott, daß er die Kaiſerin erleuchten und ſie zu der heiligen katholiſchen Kirche zurückführen möge", antwortete ſie ihm: „Sie bitte auch ihrer Seits, daß Gott ihn erleuchten und in den Schooß der rechtgläubigen griechiſchen Kirche zurückführen wolle."

Allein dieſe Rückſichten hinderten ſie nicht, den überall vertriebenen Jeſuiten, zu großem Verdruſſe Voltaire's, in ihren Staaten einen Zufluchtsort zu gewähren und ihren neu erworbenen katholiſchen Unterthanen Bürgſchaften des Vertrauens zu geben, oder für ihre Mohammedaniſchen Unterthanen den Koran in ihren Druckereien drucken zu laſſen. Selbſt innerhalb der griechiſchen Kirche hob ſie die Verfolgungen und Bedrückungen auf, welche die Roskolniken, als eine von der herrſchenden Kirche abweichende Secte, bisher hatten dulden müſſen. Dabei aber führte ſie auch, im Jahre 1764, eine wichtige Veränderung mit dem Beſitzthum der Kirche ihres Reichs durch. Den Geiſtlichen wurde nur weniges Land zu Holzung, Gärten und Viehweide gelaſſen; ihre übrigen weitläufigen Güter kamen unter die Verwaltung und Aufſicht eines kaiſerlichen Oeconomiecollegiums, welches den Geiſtlichen fortan ein beſtimmtes Gehalt zahlte und den Ueberſchuß der Einkünfte zu Jahrgeldern und wohlthätigen Anſtalten verwendete.

Eine Fürſtin, die ſo in dem Geiſte ihrer Zeit regierte, wie Katharina, ſorgte begreiflicher Weiſe auch für die Beförderung des inneren und äußeren Handels. Zwar wird auch dieſer abhangen von dem Zuſtande des Volks und der Geſellſchaft, von dem Maße von Freiheit, den Perſonen und Eigenthum genießen, von der Vertheilung des Reichthums, von der Größe der Bevölkerung und von der Verbreitung der

naturbildenden Thätigkeit; und in dieſer Hinſicht hatte Rußland noch mit einer Menge eigenthümlicher Schwierigkeiten zu kämpfen. Allein Katharina that, was von ihr abhing. Die früheren Beherrſcher des ruſſiſchen Reichs hatten Alles, ſelbſt die Waaren fremder Kaufleute, als ihr Eigenthum angeſehen, und mit Allem einen ausſchließlichen Handel getrieben. Peter der Große hatte dies zwar abgeſtellt; aber erſt Katharina hob die noch übrigen Monopole auf, die ſowohl die Krone als einzelne Große beſaßen, und gab den Handel mit inländiſchen Erzeugniſſen gegen Erlegung einer beſtimmten Abgabe frei. Jedermann erhielt Erlaubniß, Zuckerſiedereien, Kattunfabriken und andere dergleichen Anſtalten anzulegen. Archangel, das zur Begünſtigung der Stadt Petersburg zurückgeſetzt war, erhielt gleiche Rechte. Im Jahre 1781 gab ſie der Kaufmannſchaft ein Seerecht und eine Schifffahrtsordnung; ſie ließ anſehnliche Werfte für Kauffahrteiſchiffe bauen; und es war nicht ihre Schuld, wenn die ruſſiſche Kaufmannſchaft von dem Vortheile der Schifffahrt mit ruſſiſchen Schiffen noch wenig Gebrauch machte. Der erſte Friede mit den Türken und die Erwerbung der Krim eröffnete dem ruſſiſchen Handel einen ganz neuen Schauplatz und Weg. Der Handel auf dem Schwarzen Meere kam bald in bedeutende Aufnahme. An der Stelle eines türkiſchen Forts, welches im Jahre 1789, im zweiten Türkenkriege, der Contre-Admiral Ribas eroberte, wurde 1793 von dieſem Officier, auf Befehl der Kaiſerin, die Stadt Odeſſa gegründet. Sechs Jahre ſpäter zählte dieſe Stadt, in welcher heut 70,000 Menſchen leben, bereits 4147 Bewohner. Ruſſiſche Schiffe ſegelten durch die Dardanellen nach Aleppo, Smyrna und den Häfen Italien's; die köſtlichen Weine Griechenland's kamen nach Polen und Rußland. Beſonders knüpfte man mit dem ſüdlichen Frankreich einen für beide Völker vortheilhaften Handelsverkehr an, den nur der zweite Türkenkrieg ſtörte, der Ausbruch der franzöſiſchen Umwälzung aber völlig vernichtete. Denn Katharina, welche dieſe Bewegung höchlich mißbilligte, brach allen Verkehr mit dem neugeformten Frankreich ab.

Auch der Handel auf dem Kaſpiſchen Meere und die Verbindung, die von hier aus mit Indien und Perſien ſich eröffnete, ein Verkehr, den ſchon Peter ins Auge gefaßt und zu deſſen Behuf er auch an die wichtige Verbindung zwiſchen Don und Wolga gedacht hatte, entging ihrer Aufmerkſamkeit nicht. Sie nahm jenen Entwurf Peter's wieder auf; der Aſtronom Lowitz war mit der Unterſuchung und Ausmeſſung jener Gegend zwiſchen den beiden Flüſſen beſchäftigt, als ihn das unglückliche Schickſal traf, in die Hände der Pugatſchewſchen Horden zu fallen und

grauſam getödtet zu werden. Auch der Profeſſor Gmelin, der in den Gefängniſſen von Derbend ſtarb, hatte die nördlichen Gegenden Perſien's in gleicher Abſicht unterſuchen ſollen.

---

18. Potemkin der Taurier.

(1776—1791.)

Die deutſche Frau auf dem Throne der Zaren ſtützte ſich auf die Kraft ruſſiſcher Männer. Dieſe Günſtlinge wurden in ſchneller Reihenfolge erhoben und entlaſſen als Geſchöpfe der Neigung; ſelbſt der gewaltige Orlow erhielt ſeinen Abſchied, als ein Anderer Katharinen's Augen auf ſich gezogen hatte. Einer jedoch verſtand es, ſie zu beherrſchen, und dieſer Eine war ein roher Barbar, deſſen Haupttalent in der Gabe beſtand, ſich zur rechten Zeit furchtbar zu machen.

Dieſer durch ſein Glück merkwürdige Menſch hieß Gregor Potemkin, und war im Jahre 1736 in der Nähe von Smolensk auf einem kleinen Landgute geboren, das ſeinem Vater, einem verabſchiedeten Officier, gehörte. Er ward Anfangs zum geiſtlichen Stande beſtimmt, und erhielt in einer Erziehungsanſtalt für junge Geiſtliche ſeine erſte Bildung; daher gewiſſe Kenntniſſe, die er beſaß, ihm nachmals oft durch ihren Abſtich gegen ſeine Stellung den Schein der Gelehrſamkeit gaben. Bald verließ er den geiſtlichen Stand und ging nach Petersburg, wo er unter die berittene Leibwache aufgenommen wurde. Als Sergeant oder Wachtmeiſter in derſelben nahm er an der Begebenheit Theil, durch welche Katharina auf den Thron erhoben wurde. Als Peter III. in dem Landhauſe Robſchak endete, wurde Potemkin, der mit einem jungen Baratinski dort die Wache hatte, von Orlow zu Hülfe gerufen. Dieſe Theilnahme verſchaffte ihm den Rang eines Officiers, die Stelle eines Kammerjunkers, und die Verſicherung eines jährlichen Gehalts von 2000 Rubeln. Allmählig erhielt er auch den Zugang zu den engeren Geſellſchaftskreiſen, wo Katharina bis in ihr ſpäteſtes Alter, mit Beſeitigung aller Rückſichten, dem Scherz und der heitern Laune ſich hingab.

In ſolcher Nähe der Kaiſerin faßte er, im Vertrauen auf ſeine Wohlgeſtalt, den Wunſch, ihr Günſtling zu werden, um ſeine beiden Hauptleidenſchaften, Ehrgeiz und Geldſucht, zu befriedigen. Allein Or-

low, der ſeine Abſichten merkte, ſchickte ihn zu dem Heere gegen die Türken. Er nahm an dem Kriege keinen beſonderen Antheil, ſondern brachte Wochen lang im Schlafrocke und auf dem Bette in der gedankenloſeſten Ruhe zu, ohne eine Spur der verzehrenden und ergreifenden Thätigkeit zu zeigen, die ihn zu andern Zeiten in Bewegung ſetzte. Nur der Gedanke an Katharinen's Gunſt beſchäftigte ihn, weil er in derſelben höhere Belohnungen als in dem Kriegsruhm, der ihm hier werden konnte, erblickte.

Die Möglichkeit dazu ward ihm eröffnet, als endlich Gregor Orlow durch ſein freches, rohes Benehmen die Liebe der Kaiſerin verlor (1772). Potemkin ließ ſich nun mit der Nachricht des erſten wichtigen Sieges nach Petersburg ſenden. Doch gelang es ihm erſt nach vier Jahren, ſeinen Nebenbuhler ganz zu verdrängen, und den Platz eines Lieblings in Beſitz zu nehmen, den er aber, ſobald er auf demſelben ſeine Gewalt begründet hatte, freiwillig anderen, unbedeutenden Günſtlingen überließ *).

Nach und nach wurden faſt alle Ehrenſtellen auf ihn gehäuft. Nicht bloß das Kriegsweſen ward ihm übergeben, auch die ganze Staatsverwaltung in den inneren und äußeren Verhältniſſen ward durch ſeine Entſcheidung beſtimmt. Der Kaiſerin gleichſam nacheifernd, beſchenkten ihn die auswärtigen Fürſten und Gewalthaber mit ihrer Huld und deren Zeichen. Joſeph II. gab ihm die Würde eines deutſchen Reichsfürſten, und Friedrich II. bot ihm ſeine Mitwirkung an, wenn er Herzog von Kurland zu werden Luſt hätte. Was ſeine eigene Kaiſerin ihm an Geld und Gütern ſchenkte, überſtieg alles im übrigen Europa übliche Maß. Er erhielt, außer den großen Beſoldungen ſeiner Aemter und außer den Einkünften ſeiner reichen Güter, ein jährliches Gehalt von 100,000 Rubel, an jedem ſeiner Geburts- und Namenstage eben ſo viel; dabei wurde ſeine Tafel noch aus dem kaiſerlichen Hofſtaat mit beſonderen anſehnlichen Summen und aus den kaiſerlichen Kellern mit Weinen und Getränken verſehen. Er durfte auf ſeinen bloßen Namen Summen aus kaiſerlichen Kaſſen nehmen, und trug kein Bedenken, Gelder, die für anderweitige Staatszwecke beſtimmt waren, zu ſeinem Nutzen zu verwenden.

Seinen Reichthum trug er zur Schau, indem er in wunderlicher

*) Sawadowski, Sorizſch, Korſakow, Lanskoi. Die erſteren Drei erhielten ſich nur kurze Zeit, weil Potemkin jeden ſogleich entfernte, der Miene machte, ſelbſtſtändig ſein zu wollen.

Weiſe die ſeltſamſten Launen einer überſättigten Sinnlichkeit befriedigte, bezahlte aber die Leute nicht, die für ihn arbeiteten oder Lieferungen machten. In der Verachtung, womit er die ſklaviſche Menge behandelte, die um ihn ſich drängend in ſeinem Blick den Abglanz der kaiſerlichen Huld ſuchte, und in der Rückſichtsloſigkeit, die er ſelbſt der Kaiſerin zeigte, war der Gebieter Rußland's zu erkennen. Sechzehn Jahre lang leitete er die Angelegenheiten des Reiches, und betrieb beſonders die Entwürfe zur Vergrößerung deſſelben.

Unter denſelben nahm der Plan zum Umſturze des türkiſchen Reichs die Hauptſtelle ein. Die Siege im letzten Türkenkriege hatten den ruſſiſchen Stolz geſteigert, und den Gedanken der Ausführung näher gebracht. Voll deſſelben, arbeitete Potemkin an einer Verbindung zwiſchen Rußland und Oeſterreich, beſonders ſeit Joſeph's II. Thronbeſteigung (1780), wogegen der von Panin gehaltene Bund Rußland's mit Preußen, das im Stillen die Vergrößerung des Bundesgenoſſen fürchtete und ihr entgegenarbeitete, immer lockerer wurde. Potemkin haßte den großen König, und dieſer empfand doch wohl einiges Mißbehagen, wie ſehr er es auch vor ſich ſelber verläugnen mochte, den Staatsränken dieſes Kabinets allzu großen Spielraum geöffnet zu haben. Immer unverhohlener wurde der orientaliſche Plan zur Schau getragen. Katharinen's zweiter, im Jahre 1779 geborner Enkel, erhielt den Namen Conſtantin, um mit demſelben ſich an die Reihe der alten Kaiſer anzuſchließen; er wurde auch von einer griechiſchen Amme genährt, um dem künftig zu beherrſchenden Volke verwandt zu werden. Als Waffen- und Handelsplätze gegen die Türken entſtanden die Städte Katharinoslaw, Mariapol und Cherſon, und über ein Thor der letztern wurde die bedeutungsvolle Inſchrift geſetzt: Hier geht der Weg nach Byzanz.

In dieſer Abſicht betrieb Potemkin die völlige Unterwerfung der Krim. Der letztgeſchloſſene Friede hatte den Grund dazu gelegt. Indem Rußland die Unabhängigkeit des Landes feſtſetzen ließ, hatte es nur eine freiere Einmiſchung vorbereitet; dieſe konnte um ſo weniger fehlen, da das neue Verhältniß unter den Tataren unruhige Bewegungen erzeugte. Dewlet Gherai, der im Anfange des Krieges von den Türken als Chan angeſetzt worden war, ſtellte ſich an die Spitze der Mißvergnügten und ſuchte bei den Türken Unterſtützung. Die Pforte ließ, da die Ruſſen ihre Truppen noch nicht aus der Krim gezogen hatten, einige Heerhaufen nach Taman ziehen. Dieſe Streitigkeiten wurden aber durch einen neuen Vertrag, der als Erläuterung des Friedens von 1774 gelten ſollte, beigelegt (1779). Nochmals ward die Unabhängigkeit der Krim

aufs feierlichſte feſtgeſetzt; nur in geiſtlichen Dingen blieb dem Sultan als Chalifen einiger Einfluß. Rußland dagegen entſagte jeder Einmiſchung.

Allein gerade um dieſe Zeit verband ſich Rußland mit dem ihm ergebenen Chan Schahin Gherai immer enger; Potemkin machte 1782 eine Reiſe nach Cherſon, um durch Verſprechungen und Geldſummen ihn und einige andere Häupter der Tataren ganz zu gewinnen, und der Chan ſchickte 1782 eine Geſandtſchaft nach Petersburg, ſeine Unterthänigkeit zu erklären. Als ſich ſeine Brüder widerſetzten, und der ältere derſelben einen Aufſtand in Kuban erregte, rückten ſogleich Ruſſen in die Halbinſel ein. Alle Gegner des Chans wurden auf das härteſte behandelt, Tauſende verloren Leben und Eigenthum, oder wurden zur Leibeigenſchaft ins Ruſſiſche fortgeſchleppt.

Vergebens bezeigte die Pforte ihr Mißvergnügen. Der ganze Auftritt endigte damit, daß der Chan und mehrere Stammfürſten erklärten, ſie könnten nur unter der weiſen und ſanften Regierung der Kaiſerin Glück und Ruhe finden. Schahin Gherai trat hierauf ſeine oberherrlichen Rechte, die er als Wahlfürſt gar nicht verſchenken konnte, für ſich und ſeine Nachkommen an Rußland ab, erhielt, nebſt einigen Gliedern ſeines Hauſes, ein Jahrgeld, und verließ das Land, welches ruſſiſche Heere nun vollſtändig in Beſitz nahmen. Jeder Widerſpruch oder Widerſtand ward mit Gewalt niedergedrückt. Paul Potemkin, ein Verwandter des Fürſten ließ 30,000 Männer, Weiber und Kinder niedermachen. Dies geſchah im Jahre 1783 *).

Katharina glaubte dieſe Gewaltſchritte durch die Erklärung zu rechtfertigen: die Tataren ſeien nicht fähig, das ihnen durch den letzten Frieden verſchaffte Glück der Unabhängigkeit zu genießen; die Kaiſerin finde deshalb zur Herſtellung der Ruhe in der Krim, zur Sicherheit ihres eigenen Reiches und zu einigem Erſatz der bereits für das Wohl der Tataren aufgewandten zwölf Millionen Rubel Koſten, ſich bewogen, die krimiſche Halbinſel, Kuban und die Inſel Taman unter ihre Herrſchaft zu nehmen. Die Türken, eingeſchüchtert, von England und Frankreich verlaſſen, von Oeſterreich ſogar im Fall eines Krieges mit Rußland bedroht, mußten nicht nur den Ruſſen einen vortheilhaften Handelsvertrag gewähren

*) Nach Diez hatte Rußland dem Schahin jährlich 80,000 Rubel und jedem ſeiner Brüder 8000 Rubel verſprochen. Dies Geld ward aber nur einige Jahre gezahlt. Er ging daher 1787 nach Chocjim, die Pforte um Beiſtand anzurufen. Die Pforte ſchickte ihn aber nach Rhodus, und ließ ihn dort enthaupten.

(1783), ſondern auch in einer beſondern Uebereinkunft (1784) die Herrſchaft Rußland's über die Krim, Kuban und Taman anerkennen. Ihr Stolz tröſtete ſich damit, daß die Länder nicht namentlich im Vertrage genannt, ſondern nur die Feſtſetzungen in den Friedensſchlüſſen von 1774 und 1779 im Allgemeinen aufgehoben wurden. Der Fluß Kuban ward zur Grenze genommen.

Daß durch den Handelsvertrag und den Beſitz der Krim, für die der alte Name Taurien erneuert wurde, den Ruſſen gleichſam die Schlüſſel des osmaniſchen Reichs in die Hände geliefert worden waren, ſahen die Türken zu ihrem Schmerze, wie die Ruſſen zu ihrer Freude. Die Letzteren ſtrebten nun um ſo eifriger, ſich mit denſelben ſobald als möglich die Pforte zu öffnen. Der ſonſt ſo gefürchtete Halbmond ſchien jetzt das Symbol des abnehmenden Glanzes zu ſein.

Potemkin erhielt den Oberbefehl über das neu gewonnene Land, und den Auftrag, es nach dem Körper zu geſtalten, dem es jetzt einverleibt wurde. Er ſetzte dieſen Auftrag nach ſeiner gewöhnlichen gewaltſamen Weiſe, durch Vernichtung aller bisherigen Einrichtungen und durch Verpflanzung der Einwohner, zerſtörend ins Werk. Katharina ſelbſt machte im Jahre 1787, wo ſie der Tod ihres Lieblings Lanskoi ſehr ſchwermüthig geſtimmt hatte, zur Erheiterung nach dieſen Gegenden eine Reiſe, für die alle Pracht des Orients aufgeboten ward. Sie ſelbſt führte eine zahlreiche Umgebung, in der ſich auch die Geſandten mehrerer fremden Höfe befanden. Von allen Seiten ſtrömten Fremde und Einheimiſche herbei, ſie zu bewillkommnen; Feſte, Schmeicheleien und Huldigungen aller Art machten den langen Weg von Petersburg bis Kiew, den unzählige Scheiterhaufen in den langen Nächten erhellten, zu einem Triumphzuge.

In Kiew, wo ſie wegen des Eiſes auf dem Dnieper mehrere Monate blieb, ſchiffte ſie ſich auf einer Flotte von funfzig Fahrzeugen ein, und näherte ſich den neuen Ländern und Schöpfungen, um welche Potemkin ein Blendwerk ſchneller Blüthe zu werfen gewußt hatte. Volksmaſſen wurden vierzig Meilen weit zuſammengeholt, um an verſchiedenen Orten den Schein einer reichen Bevölkerung darzubieten; wenn ſie dieſer vorübergehenden Schöpfung gedient hatten, ließ man ſie vor Hunger umkommen. Dieſelben Heerden Vieh wurden des Nachts von einem Orte zum andern getrieben, um der Kaiſerin, mehr als einmal geſehen, den Wohlſtand gemalter, in der Ferne ſchimmernder Dörfer zu verkünden. In Kremtſchuck hatte Potemkin vier Wochen vor Ankunft der Kaiſerin nahe am Palaſte einen Garten angelegt. Herbeigeſchaffte Waaren aus Moskau und War-

ſchau gaben Cherſon das Anſehen einer ſchon blühenden Handelsſtadt. In Sebaſtopol gewährte ihr die Ausſicht auf den ſchönen Hafen nach einem prächtigen Feuerwerke, in glänzender Erleuchtung das Trugbild einer ganzen Kriegsflotte.

Die getäuſchte Katharina, mit neuem Glauben an Potemkin's mächtigen Geiſt erfüllt, gab ihm den Beinamen „der Taurier", und befahl dem Senat, eine Ruhmſchrift auf den Fürſten zu verfaſſen und ſie im ganzen Reiche bekannt zu machen; Potemkin aber vernichtete auf dieſe Weiſe die Abſichten ſeiner Feinde, die wiederholt verſucht hatten, die Kaiſerin zu überzeugen, daß durch die Schlechtigkeit ſeiner Verwaltung das Heer verfalle, der Handel erſterbe, das Staatseinkommen ſich mindere, und dieſe ſüdlichen Länder zur Wüſte würden. Die beiden neuen Lieblinge der Kaiſerin, Yermolow und Momonow, hatten ſolche Verſuche gemacht, beſonders der erſtere; doch mußte er der Uebermacht Potemkin's weichen. Während der Gewalthaber durch jene Reiſe ſein Anſehn befeſtigte, förderte er zugleich die Ausführung ſeiner ehrgeizigen Abſichten gegen die Türken. Da Kaiſer Joſeph II. zu Cherſon mit der Kaiſerin zuſammenkam und ſie auf ihrer Reiſe durch die Krim begleitete, gerieth alle Welt auf die Vermuthung, daß die Vernichtung des türkiſchen Reiches verabredet und beſchloſſen worden ſei.

---

19. Rußland und Oeſterreich gegen die Türken.

(1788—1791.)

Die Pforte war ſeit dem letzten Vertrage (1784) in beſtändigem Zwiſt mit den Ruſſen, die theils neue Forderungen machten, z. B. Glocken für den griechiſchen Gottesdienſt in Conſtantinopel und die Anerkennung des georgiſchen Fürſten Heraclius von Cartuel als eines ruſſiſchen Vaſallen, theils ſich beſchwerten, daß die Türken feindſelig geſinnte Grenzſtämme unterſtützten. Sie theilte daher um ſo natürlicher die allgemeine Meinung über die Abſichten der beiden Kaiſerhöfe, und wurde darin beſtärkt durch England, welches Rußland zur Aufhebung der bewaffneten Seeneutralität nöthigen wollte, und durch Preußen, deſſen neuer König Friedrich Wilhelm II., ſeine Eiferſucht auf Rußland offner und thätiger als ſein großer Vorgänger ausſprach. Die kriegeriſch geſinnte Partei im Diwan, an deren Spitze der tapfere Kapudan Paſcha Haſſan ſtand, em-

pfand tief die ſeit 1774 von den Ruſſen vielfach erlittene Schmach und rechnete auf große Unterſtützung von England, Preußen und Schweden. Dieſelbe drang durch, und die Pforte, wiewohl unvorbereitet, erklärte plötzlich, auf Grund der ſeit den letzten Verträgen erlittenen Kränkungen, an Rußland den Krieg (16. Aug. 1787); der ruſſiſche Geſandte Bulgakow wurde in das Schloß der ſieben Thürme geſperrt (24. Aug.).

Katharina antwortete durch eine feierliche Erklärung, die in ihrer Gegenwart in der Hofkapelle verleſen ward; ſie rief darin, unter Verſicherung ihrer friedliebenden Geſinnungen und unter Verwünſchungen gegen den Meineid und die Treuloſigkeit der Pforte, die ganze chriſtliche Welt auf, ihre Gebete und ihre Macht zur Vertilgung des Erbfeindes der Chriſtenheit zu vereinigen. Vor Allem erſuchte ſie den Kaiſer Joſeph, dem geſchloſſenen Bündniſſe Genüge zu leiſten.

Dieſer ſtellte auch im folgenden Jahre (1788) 200,000 Mann, die ſich in einer langen Strecke vom Dnieſter bis ans Adriatiſche Meer in fünf abgeſonderten Haufen vertheilten; das Hauptheer, bei Futak, ward vom Kaiſer ſelbſt geführt. An dieſe aber ſchloſſen ſich zwei ruſſiſche Heere, geführt von Romanzow und Potemkin. Ein Geſchwader lag in den Häfen der Krim und vereitelte gleich im Anfang des Krieges die Abſichten der Türken auf Kinburn, durch deſſen Einnahme ſie ſich den Weg zur Krim bahnen wollten. Auch die Griechen wurden von Neuem aufgefordert, zu den Waffen zu greifen. Die tapferen Bewohner von Suli traten zuſammen, und in Trieſt rüſteten Griechen auf eigne Koſten ein kleines Geſchwader aus, welches ſich mit der aus der Oſtſee erwarteten ruſſiſchen Flotte vereinigen ſollte. Diesmal ſchienen die Türken ihrem Schickſale nicht entgehen zu können.

Allein viele Umſtände vereinigten ſich, die Berechnungen der Staatskunſt zu Schanden zu machen. Schweden brach im Laufe des Jahres 1788 gegen Rußland los und verhinderte das Abſenden der Oſtſeeflotte, während der ruſſiſche Geſchäftsträger die von der Kaiſerin erhaltenen Gelder, welche zur Unterſtützung der Griechen verwandt werden ſollten, unterſchlug. Die Flotte auf dem Schwarzen Meere, von dem Prinzen von Naſſau und dem Contre-Admiral Paul Jones geführt, mußte es nun allein mit der türkiſchen Seemacht und ihrem tapfern Kapudan Paſcha aufnehmen. Bald zeigte ſich, daß Rußland nicht ſo vorbereitet war, als man geglaubt hatte, und daß durch die beiſpielloſe Verſchwendung der Weiber- und Günſtlingsregierung, trotz alles äußern Schimmers, die Kräfte des Reiches ſehr geſchwächt waren. Es fehlte an Geld, und die beiden ruſſiſchen Heere, welche gegen die türkiſche Grenze rückten, befanden

ſich in einem nichts weniger als glänzenden Zuſtande. Der Kriegsplan der Oeſterreicher aber war, nach Laſcys ſtrategiſchen Grundſätzen, ſo fehlerhaft angelegt, und es herrſchte über die gemeinſamen Bewegungen ſo wenig Uebereinſtimmung, daß von der Unvorbereitung der Türken beim Beginn des Krieges der mögliche Vortheil nicht gezogen wurde. Belgrad wurde nicht genommen, und das öſterreichiſche Hauptheer von den Türken ſogar tief ins Banat gedrängt, obgleich der Herzog von Koburg mit einem Nebenheere Choczim und die Moldau eroberte.

Potemkin lag ſechs Monate lang vor Oczakow, einer Grenzfeſtung, die in den Händen der Türken den Beſitz der Krim unſicher machte; einem geſchickten Angriffe würde dieſelbe nicht ſechs Wochen widerſtanden haben. Demnach kam der Winter heran und drohte den belagernden Ruſſen noch größern Verluſt, als ſie ſchon durch die Hitze des Sommers, durch den Mangel und die dadurch erzeugten Krankheiten erlitten hatten. Es fehlte im Lager an allen chirurgiſchen Anſtalten. Als man Potemkin darauf aufmerkſam machte, ſagte er ganz herzlos, er werde keine Verwundeten haben. In dieſer Noth, zugleich von Religionshaß entflammt, drangen die Soldaten ſelbſt auf einen Sturm. Derſelbe wurde am 17. December 1788 angeordnet, und gelang trotz des verzweifelten Widerſtandes der Türken. Fürchterlich war das Blutbad, und ungeheuer die Menge der Getödteten, auch auf Seiten der Sieger.

Katharina empfand über dieſen gräßlichen Sieg eine außerordentliche Freude. Alle Officiere und Soldaten des Belagerungsheeres erhielten goldene und ſilberne Denkmünzen; Potemkin, außer einem koſtbaren Degen, das gewünſchte große Band des Georgordens, das ihm zu allen Ordensbändern Europa's noch fehlte, weil es nur Dem ertheilt werden konnte, der eine Hauptſchlacht gewonnen oder eine Hauptfeſtung erobert hatte. Noch größere Belohnungen kamen ihm in Petersburg entgegen. Mehrere Nächte hindurch ließ die Kaiſerin, weil ſeine Ankunft nicht beſtimmt war, einen Weg von beinahe drei deutſchen Meilen in der Nähe der Hauptſtadt mit großen Koſten erleuchten. Potemkin, unerachtet er dies unterwegs erfuhr, ward dadurch nicht zur Beſchleunigung ſeiner Reiſe bewogen. Als er endlich angekommen war, machte ihm die Kaiſerin den erſten Beſuch. Sein Aufenthalt dauerte bis zum erſten Oſtertage. An dieſem Feſte pflegte ſich der Hof um Mitternacht in der Kapelle des Winterpalaſtes zum Gottesdienſt zu verſammeln. Als nach dem Hauptmomente deſſelben die allgemeine Begrüßung mit den Worten „Chriſtus iſt erſtanden" ſtatt fand, umarmte ihn Katharina, dankte ihm mit lauter Stimme für die wichtigen Dienſte, die er ihr und ihrem Reiche geleiſtet, und ſchenkte

ihm als Oſter-Ei ein Ordenszeichen mit Diamanten von dem größten Werth beſetzt. Zugleich erhielt er ſechs Millionen Rubel, ohne die er nicht hatte abreiſen wollen. Durch Verdrängung Romanzow's war er Befehlshaber beider Heere und alleiniger Leiter des Krieges geworden.

Der neue Feldzug gewährte den Verbündeten glänzende Vortheile. Potemkin's Unterfeldherr Suwarow, vereinigt mit dem Herzog von Koburg, ſchlug am erſten Auguſt 1789 bei Fokſchany ein türkiſches Heer von 35,000 Mann und eroberte das ganze Lager. Noch größer war ein zweiter Sieg derſelben Feldherren bei Martineſtje am Rimnik den 22. September, wo ein türkiſches Heer von 92,000 Mann, vom Großvezir ſelbſt angeführt, faſt ganz vernichtet und drei Läger mit großer Beute erobert wurden. Bald darauf, am 8. October, eroberten die Oeſterreicher unter Laudon das wichtige Belgrad; während Galacz, Akkierman und Bender, letzteres durch Verrath, in die Gewalt Potemkin's fielen.

Die Kaiſerhöfe ſchienen der Verwirklichung ihrer Hoffnungen näher zu rücken. Potemkin ſelbſt hatte die Abſicht, die Moldau und Wallachei als unabhängige Fürſtenthümer für ſich zu nehmen. Schon lebte er zu Jaſſy wie ein Fürſt in ſeiner Hauptſtadt. Er unterhielt eine vollſtändige Kapelle, verſchrieb Tänzer aus Paris, ließ durch Eilboten Spielkarten aus Warſchau holen, oder die koſtbaren Sterletſuppen aus Petersburg, oder Schmuckwaren aus Frankreich, für die allein der (nicht bezahlte) Zoll 12,000 Rubel betrug; Alles zum Vergnügen der Frauen, die in großer Zahl ihn umgaben, und um durch Prunk die vornehmen Moldauer für ſich, ihr künftiges Haupt, zu gewinnen.

Unterdeß war Sultan Abdul Hamid (am 7. April 1789) geſtorben, und ſein Neffe und Nachfolger Sultan Selim III. zeigte einen kräftigen Sinn, den die Eiferſucht England's und Preußen's gegen Rußland ermuthigte. Am bedeutungsvollſten war, daß Kaiſer Joſeph am 20. Februar 1790 ſtarb, und daß ſein Nachfolger ſofort vom Kriegsſchauplatze abtrat.

Katharina ſchloß nun zwar um dieſe Zeit Frieden mit Schweden, und vereinigte ihre Kraft wieder auf einem Punkte. Der ganze Kuban ward überwältigt, Kilia-Nova fiel, und Suwarow erſtürmte, unter ähnlichen Gräueln, wie zu Oczakow verübt worden waren, am 22. December 1790 die Feſtung Ismail. Tauſende von Erſchlagenen bezeugten abermals die Hartnäckigkeit der Beſiegten und die Wuth der Sieger. Dagegen rüſtete England eine Flotte für die Oſtſee, und Preußen bewegte ſeine Heere gegen die ruſſiſche Grenze. Polen, von Preußen auf-

geregt, wollte den Türkenkrieg benutzen, ſich von Katharinen's Zwingherrſchaft loszumachen, und that raſche Schritte zu ſeiner Befreiung. Die Mittel Rußland's waren erſchöpft; es fehlte an Geld und Credit. Nur Potemkin widerſetzte ſich noch. Er eilte deswegen abermals nach Petersburg, um zugleich den Einfluß ſeiner Gegner, beſonders des neuen Lieblings Platon Subow, zu entkräften. Es wurden ihm Feſte aller Art mit dem größten Aufwande gegeben, Männer des erſten Ranges ſtanden hinter ſeinem Stuhle; er ſelbſt ſuchte durch die ungeheuerſte Verſchwendung ſeine Größe zu beurkunden, beſonders als er die Kaiſerin in dem Tauriſchen Palaſte, den ſie ihm für die Eroberung von Oczakow ſchenkte, nachdem ſie denſelben ihm ſchon einmal geſchenkt und dann wieder abgekauft hatte, feſtlich bewirthete. In dem Wintergarten dieſes Palaſtes hatte die Kunſt alle Zauber der ſüdlichen Zonen entfaltet; als Potemkin in einem Tempel deſſelben, worin Katharinen's marmorne Bildſäule ſtand, ſich vor der Kaiſerin niederwarf, und ihr für ihre Wohlthaten dankte, hob ſie ihn mit Zärtlichkeit auf, unter Thränen gegenſeitiger Rührung.

Dennoch erreichte Potemkin die eigentliche Abſicht ſeiner Reiſe nicht. Zwar waren die Ruſſen über die Donau gegangen, und hatten bei Macſin einen Sieg über die Türken erfochten; allein immer drohender ward die Stellung der vermittelnden Mächte, immer dringender ihr Verlangen, daß Katharina einen billigen Frieden gewähren möchte. Die Kaiſerin entſchloß ſich endlich dazu, theils bedenkend, daß ihre erſchöpften Heere ſich jenſeits der Donau nicht behaupten konnten, theils berechnend, daß ſie ſich zum zweiten Male an Polen entſchädigen könne, während ganz Europa ſich zum Kriege gegen das in der Umwälzung begriffene Frankreich rüſtete.

So ging ſie denn, obwohl alle Vermittelung England's und Preußen's verwerfend, am 11. Auguſt 1791 zu Galacz einen Vertrag ein, der ſpäterhin zu Jaſſy (9. Januar 1792) in einen beſtimmten Frieden verwandelt ward. Die Pforte erkaufte ihre Rettung mit einem geringen Opfer. Rußland forderte nur das Gebiet von Oczakow bis an den Dnieſter, der hinfort die Grenze zwiſchen beiden Reichen bilden ſollte, und verzichtete auf die Moldau und Wallachei, deren Fürſtenhüte Potemkin's Haupt nicht mehr zu ſchmücken brauchten.

Denn bereits war deſſen hochſtrebendes Herz durch den Tod beſchwichtigt worden. Schon ſeit einiger Zeit hatte eine Krankheit ſeine Lebenskraft untergraben, indem er ſelbſt deren Gewalt durch Verachtung aller Vorſichtsmaßregeln vermehrte; als er, durch ſeine innere Unruhe

von einem Orte zum andern getrieben, ſich in die Gegend von Oczakow bringen ließ, wo er ſich beſſer zu befinden hoffte, überfiel ihn (am 15. October 1791) auf der Landſtraße der Drang des Uebels. Man hob ihn aus dem Wagen und breitete Teppiche über das Gras, auf welchen er in den Armen ſeiner Nichte, der Gräfin Branicka, verſchied.

---

20. Joſeph's II. Kämpfe und Ausgang.

(1785—1790.)

Joſeph II. war weniger glücklich als Katharina; denn während er damit beſchäftigt war, dieſer Bundesgenoſſin das türkiſche Reich umſtürzen zu helfen, gerieth er mit einem Theile ſeiner eigenen Unterthanen in einen Kampf, der den Beſtand der Monarchie zu beeinträchtigen drohte. Die mannigfaltigen Veränderungen, die er theils vollführt hatte, theils weiter beabſichtigte, ſollten Mittel der Centraliſation werden, ſollten aus ſeinen verſchiedenen Ländern und Völkern durch eine, ganz einfache und gleichmäßige Verwaltung Ein großes Ganzes, ein einheitliches Reich geſtalten. Aber dieſe Erſchütterung des Alten, dieſe gewaltſame Verſchmelzung der verſchiedenen Theile zu einem Ganzen, fand lebhaften Widerſtand in den Ländern, welche eine eigenthümliche Verfaſſung hatten, wie dies mit den Niederlanden und mit Ungarn der Fall war.

Joſeph hatte das erſtere Land, weil es durch eine weite Entfernung von ſeinen übrigen Staaten getrennt lag, gegen Baiern austauſchen wollen, war aber, wie wir ſahen, durch Friedrich II. daran gehindert worden. Das Bekanntwerden jener Abſicht des Kaiſers mochte ſchon einigen Einfluß haben auf die friedlichen Geſinnungen, womit die Niederländer die Anordnungen Joſeph's aufnahmen, um ſo mehr, als dieſe in der That vielfach das Beſtehende rückſichtslos verletzten.

Die belgiſchen Landſchaften beſaßen mancherlei Rechte und Freiheiten, beſonders Brabant eine durch die ſogenannte „fröhliche Ankunft" (Joyeuse entrée) verbriefte Verfaſſung, wie ſie bei dem Einzuge Philipp's des Guten in die Stadt Brüſſel anerkannt worden war. An der Spitze der belgiſchen Verwaltung ſtand ein Oberſtatthalter oder General-Gouverneur, deſſen Amt jedoch mehr auf den Schein der äußern Hoheit berechnet war, und damals von der Schweſter des Kaiſers, der

Erzherzogin Marie Chriſtine, gemeinſchaftlich mit ihrem Gemahle, dem Herzoge Albert von Sachſen-Teſchen, bekleidet ward. Dem Oberſtatthalter zur Seite ſtand ein Miniſter als Rathgeber, und im Falle der Abweſenheit als Vertreter, eigentlich aber als Derjenige, durch welchen der Kaiſer die Provinzen regierte. Die Stände, aus Adel, Geiſtlichkeit und Bürgerſchaften beſtehend, übten theils ſelbſt, theils durch Ausſchüſſe einen großen Einfluß in Beziehung auf die Abgaben, deren Beſtimmung, Erhebung und Verwendung von ihnen angeordnet ward. Die meiſten Landſchaften hatten ihre eignen Obergerichte, unter denen beſonders der große Rath von Brabant bedeutendes Anſehen beſaß. Der Eifer für die katholiſche Religion, welcher der Kitt geweſen war, durch den bei dem Abfalle Holland's dieſe Länder bei Spanien feſtgehalten wurden, gab auch der reichen und dem Papſte ſehr ergebenen Geiſtlichkeit einen großen Einfluß. Der öffentliche Unterricht war ganz in den Händen derſelben, und die am alten Lehrſyſtem feſthaltende, mit vielen Rechten ausgeſtattete Hochſchule zu Löwen bildete gleichſam den geiſtigen Mittelpunkt.

In dieſe ganze Geſtaltung des Landes griff nun Joſeph mit ſeiner raſchen, rückſichtsloſen Weiſe ein *). Erklärend, daß die Niederlande nur eine der Provinzen der öſterreichiſchen Monarchie wären, theilte er, nach der für das Ganze beliebten Weiſe, das Land in neun Kreiſe, und ernannte in den Kreishauptmannſchaften Intendanten, wodurch die bisherigen Beamten, die Caſtellane, Grand-ballis und andere, die Abhängigkeit derſelben von den Ständen, und die alten Erinnerungen zerſtört wurden. Ebenſo veränderte er das Gerichtsweſen, hob die beſtehenden oberen Gerichtshöfe auf, auch den großen Rath von Brabant, ſowie die geiſtlichen Gerichtsſtellen, und vereinigte alle zu einem höchſten Gerichtshofe, der zu Brüſſel ſeinen Sitz bekam.

In Beziehung auf die allgemeine Verwaltung hob er den alten Staatsrath, den geheimen Rath und den Finanzrath auf, und ſetzte ein einziges General-Gouvernement ein, worin der bevollmächtigte Miniſter des Kaiſers den Vorſitz führte, und über die politiſchen und öconomiſchen Angelegenheiten des Landes entſchieden ward. Einige Abgeordnete der Stände hatten darin Sitz zum Erſatz für die bisherigen fortwährenden Ausſchüſſe, welche gänzlich aufgehoben wurden.

*) Ségur ſagt etwas hart, doch nicht ohne Wahrheit, von Joſeph: philosophe dans ses opinions, despote dans sa conduite. Auch Adam Wolf, Marie Chriſtine, Bd. I. S. 246 geſteht zu: „Allerdings lag in den Joſephiniſchen Reformen ein gutes Stück Abſolutismus verſteckt.“

In der Verfassung der Geistlichkeit traten auch hier die schon im Allgemeinen angeführten Veränderungen ein. Die öffentlichen Umgänge und Aufzüge wurden abgeschafft, die Gebühren für die den Landmann willkürlich beschatzenden Landgeistlichen durch eine neue Taxe bestimmt, Normalschulen für den Volksunterricht angeordnet, mehrere Standbilder oder Gemälde ihres Schmuckes beraubt, Klöster eingezogen, und die großen Abteien, sobald sie erledigt waren, zu Comthureien umgeschaffen, was zugleich auf die ständische Verfassung Brabant's bedeutend zurückwirkte. Vor Allem hob er die Vorrechte der Löwener Universität auf, und errichtete, wie in den übrigen Theilen des Reichs, auch hier ein General-Seminar, worin alle jungen Leute, die sich der Kirche widmeten, studiren sollten, dessen Leitung er aber den Bischöfen entzog und anderen Geistlichen übergab.

Diese Einrichtungen weckten allgemeines Mißvergnügen. Zudem hatte man schon an dem Verlaufe des Scheldestreites und des baierischen Tauschprojectes gelernt, Joseph zu widerstehen. Friedrich der Große schrieb damals: „Ich fange an zu vermuthen, daß dieser Fürst sehr inconsequent ist und sobald er ernstliche Hindernisse sieht, seine Projecte gleich fallen läßt." Und in der That, bei den besten Intentionen fehlte Joseph II. die Macht der Energie, der Wille zu zwingen. Wo er Widerstand erfuhr, zog er sich zurück; seine Seele schauderte vor unnützem Blutvergießen zurück. Marie Christine und ihr Gemahl hatten Anfangs eine Verschiebung der bedenklichen Reformen verlangt; aber der Kaiser hatte geantwortet: Es handle sich hier um das öffentliche Wohl; alles Temporisiren, jeder Aufschub sei ein Verlust und gewähre nur Mißbräuchen eine längere Dauer; wenn es sich um das gemeine Wohl handle, könne er sich nicht durch Repräsentanten zurückhalten lassen, die zu sehr bei diesen Mißbräuchen betheiligt und zu indolent seien, um gegen das alte Unwesen mit anzukämpfen*).

Die ersten Bewegungen wurden durch die Verordnungen über die Universität Löwen unter den Studirenden erzeugt, die durch den Erzbischof von Mecheln, Cardinal von Frankenberg, einen eifrigen Gegner des Seminars, und durch den päpstlichen Nuntius Zondadari aufgeregt wurden. Dieser Aufstand ward leicht unterdrückt, der päpstliche Nuntius aus dem Lande gewiesen, und der Erzbischof nach Wien berufen, wo Joseph, in dem Bewußtsein, nur das Gute und Rechte zu wollen, ihn von seinen wohlmeinenden Absichten zu überzeugen hoffte. Doch diese

*) Wolf, a. a. O. S. 220, 226 f.

Ruhe ward bald wieder unterbrochen, als im Jahre 1787 die neue Einrichtung der Verwaltung und des Gerichtsweſens beginnen ſollte, und Joſeph eben in der Krim mit der Kaiſerin von Rußland war. Nicht wenig trug auch zur Erhitzung der Gemüther bei, daß, dem 17. Artikel der joyeuse entrée zuwider, ein Brüſſeler Kaufmann de Hondt wegen eines angeſchuldigten Betrugs gefangen nach Wien geſchafft wurde. Die Stände Brabant's, von ihrem Rechte Gebrauch machend, verſagten die Hülfsgelder, bis ihre Beſchwerden abgeſtellt wären. Sie verboten den Steuereinnehmern, die Machtvollkommenheit der neuen Beamten anzuerkennen; ſie hoben das Löwener Hauptſeminar auf, entboten die übrigen Landſchaften zu einer allgemeinen Verbindung, und reichten bei den Oberſtatthaltern lebhafte Vorſtellungen ein. Das Volk in Brüſſel knüpfte an dieſen Widerſtand der Stände wilde Ausſchweifungen. Es ſchleppte Strohmänner, an welchen der Titel „Kreishauptmann" geſchrieben war, durch die Straßen, warf dem bevollmächtigten Miniſter, Grafen von Belgiojoſo, den man für einen großen Eiferer in der Ausführung der kaiſerlichen Plane hielt, die Fenſter ein, und zwang den Präſidenten des ſouverainen Gerichtshofes, ſeine Stelle aufzugeben. Dieſen wilden Auftritten folgten ähnliche in Antwerpen, Mecheln und anderwärts.

So bedenkliche Umſtände bewogen die Oberſtatthalter zu der Erklärung, daß die Freiheiten, Herkommniſſe und Gebräuche, wie ſie ſeit Jahrhunderten beſtanden hätten, unverändert aufrecht erhalten werden ſollten; ſie machten zugleich ſich anheiſchig', die Genehmigung des Kaiſers zu erlangen. Dieſe Erklärung erregte große Freude. Aber Joſeph war damals noch weit entfernt, dieſe Nachgiebigkeit ſeiner Vertreter zu billigen. Sobald er nach Wien zurückgekommen war, berief er die Oberſtatthalter und den Miniſter Belgiojoſo zu ſich, und forderte die Stände auf, durch Abgeordnete ihm ihre Beſchwerden vorzulegen. Dieſe Beſchwerden, ſchrieb er ihnen, könne er allein in Mißverſtändniſſen und falſchen Auslegungen ſeiner Abſichten ſuchen, indem er bei ſeinen Unternehmungen nichts als das Wohl der Niederländer im Auge gehabt, und daher eher des größten Eifers und der Dankbarkeit ſich verſehen habe, als einer ſolchen verwegenen Widerſetzlichkeit; doch verzeihe er ihnen dieſelbe als Vater und Menſch, indem er mit dem Unverſtande Mitleiden trage.

Wie entſchloſſen aber auch Joſeph ſein mochte, ſeine Abſichten durchzuſetzen, deren einziger Zweck, wie er zu den ſtändiſchen Abgeordneten ſagte, nur das Glück ſeiner Unterthanen war: ſo befand er ſich

doch in einer Lage, die ihm nicht erlaubte, ſeine ganze Kraft und Aufmerkſamkeit auf die Heilung dieſes, wie er meinte, krankhaften Theiles ſeiner Staaten zu richten. Schon hinlänglich beſchäftigt mit der Umwandlung und Umbildung ſeines Reiches, wünſchte er doch noch als Eroberer den Raum für ſeine Thätigkeit zu vergrößern; und nicht zufrieden mit dem Ruhme eines Geſetzgebers, betrat er mit mehr Ehrgeiz als Beruf die Laufbahn der Helden. Wir haben geſehen, wie er durch das Bündniß mit Katharinen in den Krieg gegen die Türken gezogen ward. Eben als die Niederländer ſich auflehnten, begann derſelbe.

Dies nöthigte den Kaiſer zu einiger Nachgiebigkeit. Er war verſtimmt. Hatte er doch in der letzten Zeit mancherlei Täuſchungen erfahren! Auf einen dieſer Anläſſe hin ſagte er damals, nicht ohne einen herben Anflug von Kleinmüthigkeit, zu ſeiner Schweſter: „Ich ſehe wohl, daß ich in allem, was ich unternehme, unglücklich bin“*). Seine Nachgiebigkeit beſtand darin, daß er im September 1787 die Verſicherung gab, die alte Landesverfaſſung ſolle bis auf wenige einer nähern Unterſuchung vorbehaltenen Stücke, wiederhergeſtellt werden. Die Oberſtatthalter kehrten zurück, aber begleitet von dem Grafen Trautmannsdorf, als bevollmächtigtem Miniſter, und dem General Alton, einem hartnäckigen und ſtrengen Manne, der den Oberbefehl über die ſämmtlichen in den Niederlanden befindlichen öſterreichiſchen Heerhaufen führen ſollte. Unter dem Schutze dieſer bewaffneten Macht ſollte wenigſtens die Veränderung der kirchlichen Verfaſſung, hinſichtlich deren Joſeph nichts von ſeinen neuen Anordnungen zurückgenommen hatte, behauptet und vollendet werden. Aber auch hier fehlte es nicht an kühnem und ſtarkem Widerſtande der mächtigen Geiſtlichkeit. Bei der Eröffnung des General-Seminars im Januar 1788 fanden ſich keine Zuhörer zu den Vorleſungen der neuen Lehrer ein, da der Cardinal Frankenberg nebſt mehreren Biſchöfen die Lehrbücher und Lehrart, die der Kaiſer vorgeſchrieben, für irrgläubig erklärt hatte. Die beabſichtigte Verlegung der Univerſität von Löwen nach Brüſſel und die Schließung der biſchöflichen Seminarien im März und Auguſt 1788 führten neue Ausſchreitungen an verſchiedenen Orten herbei. Das Verbot der Wallfahrten und Brüderſchaften, in Verbindung mit jenen Neuerungen im Erziehungsweſen, verbreitete, unter Leitung und Einwirkung der Geiſtlichkeit, allgemeines Mißvergnügen über das Land, um ſo leichter als die weltlichen Stände noch nicht hinlänglich beruhigt und befriedigt waren. Noch gegen Ende

*) Ebendaſelbſt S. 263.

des Jahres gediehen die Dinge ſo weit, daß der Bruch mit der Regierung unausbleiblich war. Die Stände von Hennegau und Brabant weigerten die Hülfsgelder zu bezahlen, und beſchwerten ſich über neue Verletzungen ihrer Verfaſſung; in Hennegau, weil der bisherige Landdroſt, der Herzog von Ahremberg, durch einen Nicht-Eingebornen erſetzt worden war; in Brabant, weil der Kaiſer die Zahl der Vertreter des dritten Standes, in welchem nur Antwerpen, Brüſſel und Löwen Sitz hatten, vermehren und dadurch von Adel und Geiſtlichkeit ihn unabhängiger machen wollte. Der Kaiſer in ſeinem Unwillen widerrief nun ſeine früheren Conceſſionen (Januar 1789) und wollte eigenmächtig die Steuern erhoben wiſſen. Da beide Landſchaften in ihrer Widerſetzlichkeit beharrten, ſo wurden zuerſt die Stände von Hennegau mit bewaffneter Gewalt aus einander getrieben; dann hatten auch die Brabanter daſſelbe Schickſal; ihre Joyeuse entrée ward für aufgehoben erklärt (18. Juni 1789). Der Sieg ſchien errungen, und Alton ſagte: am Tage, wo bei Kollin ſo glorreich gefochten, iſt auch der Kaiſer Herr der Niederlande geworden.

Aber der Triumph war zu voreilig. Das Volk, von den Prieſtern aufgeregt, und durch die Uneinigkeit zwiſchen dem mildern Trautmannsdorf und dem ſtrengen Alton ermuthigt, gerieth in heftige Gährung; ſelbſt die fremden, damals auf Oeſterreich eiferſüchtigen Mächte hatten ihre Hände im Spiel. Auch das Beiſpiel des benachbarten Frankreich, wo gerade die Revolution im Ausbruch begriffen war, griff ein. Zu Haſſelt im Lüttich'ſchen und zu Breda in Holland ſtrömte eine zahlreiche Maſſe Mißvergnügter zuſammen. Ein Brüſſeler Anwalt, van der Noot, der in Berlin und London Unterhandlungen verſucht hatte, und ein Canonicus van Eupen ſtellten ſich an die Spitze; unterſtützt von den reichen Geldzuflüſſen aus den Städten, Abteien und anderen Quellen rüſteten ſie einen Heerhaufen von 10,000 Ausgewanderten aus. Van der Merſch, der früher in öſterreichiſchen Dienſten als Oberſt geſtanden hatte, übernahm den Oberbefehl. Ein im Namen der Geiſtlichkeit, des dritten Standes und eines großen Theils des Adels erlaſſenes Manifeſt erklärte den Kaiſer ſeiner Herzogswürde für verluſtig und die Niederlande für unabhängig. Ein Congreß, der ſich zu Breda verſammelte, übernahm die Regierung.

Vergebens ſuchte indeſſen Joſeph den Sturm zu beſchwichtigen, vergebens ſetzte er im Auguſt 1789 die Univerſität Löwen wieder in ihre Gerechtſame ein, vergebens widerrief der Miniſter im November die Verordnung vom 18. Juni; die Macht des Aufſtandes entwickelte ſich mehr

und mehr. Die kaiserlichen Soldaten, von der Freigebigkeit der Gegner gelockt, verließen haufenweise ihre Fahnen und gingen zu dem Heere der Patrioten über. Alton und Trautmannsdorf handelten ohne gegenseitige Uebereinstimmung, und vermehrten dadurch ihre Bedrängniß. Im November flüchteten sich Christine und Albert nach Koblenz. Und auch Alton sah sich endlich genöthigt, Brüssel zu verlassen (13. Dec. 1789), und zwar mit einer solchen Hast, daß drei Millionen an baarem Gelde zurückblieben. Wenige Tage später zog van der Noot in Brüssel ein. Da das kaiserliche Heer nach und nach das ganze Land bis auf Luxemburg räumte, so vereinigten sich nun die Stände aller übrigen Landschaften, erklärten sich als der vereinigte Staat von Belgien für unabhängig, und setzten zu Brüssel einen allgemeinen Congreß ein (Januar 1790).

Diese Vorfälle erschütterten den Kaiser Joseph tief, und um so mehr, da auch von anderen Seiten her sein Geist und sein Körper bestürmt ward. Die Anstrengungen im Türkenkriege, die Einwirkungen eines heißen Sommers, dürrer Wüsten und morastiger Ausdünstungen, an denen ein großer Theil aller seiner Heere erkrankte*), hatten seine Gesundheit in einem hohen Grade geschwächt. Zugleich mußte er sehen, daß, wie in den Niederlanden, so auch in Ungarn das Mißvergnügen und der Unwille über seine neuen Einrichtungen immer lauter und drohender sich gestaltete. Eine ganze Reihe von Beschwerden wurde von den Ungarn erhoben.

Gleich beim Anfange seiner Regierung hatte Joseph, gegen das gewöhnliche Herkommen, sich nicht mit der berühmten heiligen Krone krönen, ja dies Heiligthum der Nation von Preßburg nach Wien führen lassen, unter dem Vorwande, sich die großen Kosten und eine ihm lästige Feierlichkeit zu ersparen; in der That aber war seine Absicht, den herkömmlichen Krönungseid nicht eher zu schwören, als bis er seine Plane auch hier durchgesetzt haben werde. Er wollte vor allem die neuen kirchlichen Einrichtungen zu Stande bringen, und die Lage des mehr als irgendwo gedrückten Landmanns verbessern. Alle Lasten waren auf den Landmann gehäuft; er mußte sogar die Kosten der Processe bezahlen, welche die Edelleute unter einander führten. Der Landmann hieß daher auch in der Geschäftssprache misera contribuens plebs (das arme steuernde Volk).

---

*) Vom Anfang des Juni 1788 bis Mai 1789 gab es 112,000 Kranke, von denen 33,000 starben.

Zudem erklärte Joſeph die deutſche Sprache zur allgemeinen, wo nicht Landes-, doch Geſchäftsſprache. Drei Jahre wurden zu ihrer Erlernung Denjenigen, welche öffentliche Aemter bekleideten, zugeſtanden; wer bis dahin nicht ihrer mächtig ſein würde, der ſollte ſein Amt verlieren. Mehrere Landgerichte wurden aufgehoben oder umgeändert, und erhielten andere Namen und andere Beiſitzer. Die Obergeſpanne in ſämmtlichen Comitaten wurden außer Wirkung geſetzt; die Verwaltung ward königlichen Bevollmächtigten oder Commiſſarien, gleichfalls mit veränderter Einrichtung, anvertraut. In Siebenbürgen, das ſo wie Croatien, Slavonien und das Banat, neu eingetheilt ward, verſchwand damit der bisherige Verfaſſungsunterſchied der drei Völker, der Ungarn, Szekler und Deutſchen.

Um die den Sitten und ſelbſt dem Kriegsdienſte ſo ſchädlichen Werbungen einzuſtellen, führte er die Conſcription ein, und ließ zu dieſem Behufe eine Volkszählung veranſtalten, eine Maßregel, die bisher eigennützige Rückſichten ſo viel als möglich verhindert oder verfälſcht hatten. Er hob die drückende Leibeigenſchaft auf, und erklärte unverhohlen in einer Verordnung an den ungariſchen Hofkanzler Grafen Palfy, daß es ſeine Abſicht ſei, den gedrückten Landmann von dem Uebergewicht der Adelſchaft zu befreien. Er wollte auch hier die neue Steuerordnung einführen, und die den Edelleuten zuſtändigen Beſitzungen, deren Freiheit von der Freiheit der Perſon wohl zu unterſcheiden ſei, mit denen aller anderen Einwohner und Bürger gleichſtellen, zu welchem Behufe denn auch in Ungarn eine neue Vermeſſung der liegenden Gründe unternommen wurde.

Gegen dieſe Beeinträchtigungen der Adelsvorrechte wurden Klagen und Gegenvorſtellungen aller Art erhoben. Der Türkenkrieg, deſſen Schauplatz Ungarn war, mehrte die erſteren, und Anregungen von außen, ſo glaubte man, verſtärkten den Unmuth. Obwohl die Gegenwart der Heere einen offenen Aufſtand, wie er in den Niederlanden erfolgt war, nicht beſorgen ließ, ſo ſtellte ſich doch Preußen immer drohender an den Grenzen von Schleſien auf, und ſchien den Ungarn, wie den Türken, Ableitung verſchaffen zu wollen.

So bedrängt, ſah ſich denn Joſeph auch hier zum Widerruf aller ſeiner Verordnungen genöthigt, bis auf das Duldungsgeſetz, die Pfarreinrichtung und die Aufhebung der Leibeigenſchaft. Obſchon, ſagte er in ſeiner Erklärung an die ungariſchen Stände, einige Zweige der Verwaltung von ihm in der Abſicht geändert ſeien, die Wohlfahrt des Reichs zu befördern, ſo nehme er doch auf den Bericht, daß die Ungarn die vorige

Verwaltungsart vorziehen und in der Aufrechterhaltung derſelben ihre Zufriedenheit ſuchen, keinen Anſtand, ihrem Verlangen zu willfahren, indem das Glück der ſeiner Herrſchaft anvertrauten Völker der einzige Gegenſtand ſeiner Wünſche, und ſomit der Weg der angenehmſte ſei, auf welchem er, nach dem einſtimmigen Sinne der Nation, am ſicherſten dahin gelange. Er ſchickte auch die ungariſche Reichskrone nach Ofen zurück, wo ſie als Vorbote der wiedererrungenen Freiheit mit dem größten Jubel empfangen ward. Triumphbogen erhoben ſich, wo ſie durchzog, und die Stadt Ofen ward auf das Feſtlichſte erleuchtet.

Joſeph ward durch die Nothwendigkeit, die Werke ſeiner Anſtrengungen ſelbſt zu zertrümmern, in der innerſten Seele verwundet. „Ich wünſche, äußerte er einmal, man ſchriebe auf mein Grab: Hier ruht ein Fürſt, deſſen Abſichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle ſeine Plane ſcheitern zu ſehen.“ Zu dem Prinzen von Ligne, der aus den Niederlanden abſtammte, ſagte er: „Ihr Land hat mich umgebracht; die Räumung Brüſſel's iſt mein Tod.“ Die Beſchwerden des Feldzuges von 1788, in deren Ertragung er es im ungeſunden Klima der Donauländer den gemeinen Kriegern gleich that, vereinigten ſich mit dem Grame, ſeine Geſundheit völlig zu Grunde zu richten. Am 5. December 1788 kam er bedeutend krank nach Wien zurück. Der heftige Bluthuſten, an welchem er litt, beſtimmte die Aerzte, ſeinen Zuſtand für ſehr bedenklich zu erklären. Da er die religionsfeindlichen Grundſätze derjenigen, die ihn wegen ſeiner kirchlichen Neuerungen zu den Ihrigen zählten, nicht theilte, ſondern dem Glauben ſeiner Väter aus Ueberzeugung anhing, wenn er gleich das Kirchenthum der Verbeſſerung bedürftig erachtet hatte: ſo ließ er ſich am 16. December in der Burgcapelle, in Gegenwart des Cardinal-Erzbiſchofs, des päpſtlichen Nuntius und einer zahlreichen Verſammlung, das Abendmahl reichen. Als er dem Altar ſich näherte, ſprach er die denkwürdigen Worte: „Vor dem hier gegenwärtigen Gott, den ich bald als meinen Richter erwarte, betheure ich, daß ich Alles, was ich während meiner neunjährigen Regierung gethan, nur in der Abſicht angeordnet habe, das Wohl meiner Unterthanen zu befördern. Sollte ich gefehlt haben, ſo wird Gott in Rückſicht meiner Abſicht und der menſchlichen Schwäche, von der kein Sterblicher befreit iſt, mit mir Barmherzigkeit haben.“ Sein Befinden beſſerte ſich hierauf, und im Sommer 1789 erfreute er ſich einer ſcheinbaren Geneſung. Aber im Winter kehrte das Uebel mit verdoppelter Stärke zurück, und mit dem Anfange des Jahres 1790 nahm es eine Wendung, die ſeinen Tod unvermeidlich machte. Mit großer Ruhe, trotz ſeiner

körperlichen Leiden, und mit unermüdeter Thätigkeit, trotz der bitteren Erfahrungen, ging er ſeinem Ende entgegen. Am 13. und 15. Februar 1790 ließ er die Sacramente der Kirche ſich reichen. Am letztern Tage holte ſich die von ihm als Tochter geliebte Erzherzogin Eliſabeth, Schweſter der Großfürſtin Maria von Rußland und Gemalin ſeines Neffen, des Erzherzogs Franz, an ſeinem Sterbebette ſeinen Segen, und zwei Tage darauf ſtarb ſie an den Folgen zu früher Entbindung. Der Schmerz darüber beſchleunigte ſeinen Tod. Im vollen Gefühl der Annäherung deſſelben, befahl er, den in der Hofcapelle ausgeſetzten Leichnam der Erzherzogin an ſeinen Begräbnißort zu ſchaffen, damit, wie er ſagte, für ſeine eigene Leiche Platz werden möge. Am 20. Februar ſtarb er, im neunundvierzigſten Jahre ſeines Lebens, im zehnten der Regierung ſeiner Erblande. Noch am 19. Februar hatte er ſeinen Cabinetsſecretairen bis zehn Uhr Nachts dictirt. Einige Tage vorher ſchrieb er auch einen Brief an „die fünf Frauen, welche die Güte hatten, mich in ihren Kreis aufzunehmen;" es waren die Fürſtinnen von Lichtenſtein, Klary, Kinsky u. ſ. w., deren Geſellſchaft ſeine größte Freude geweſen war. Er dankte ihnen für „ihre ihm ſo viele Jahre erwieſene Nachſicht und Milde."

Herder rief dem todten Herrſcher die ſchmerzlichen Worte nach: „Vor neun Jahren, da er auf den Thron ſtieg, wurde er als ein Hilfsgott angebetet, und von ihm das Größte, Rühmlichſte, faſt das Unmögliche erwartet; jetzt trägt man ihn als ein Sühnopfer der Zeit zu Grabe. Hat je ein Kaiſer, hat je ein Sterblicher, möchte ich ſagen, mehr gewollt, ſich mehr bemüht, mehr angeſtrebt, raſtloſer gewirkt als er? Und welch' ein Schickſal, vor dem Angeſichte des Todes in den beſten Lebensjahren die Erreichung ſeiner Abſichten nicht nur aufgeben, ſondern die ganze Mühe und Arbeit ſeines Lebens förmlich widerrufen, feierlich ausſtreichen zu müſſen, und ſo zu ſterben! Mir iſt kein Beiſpiel in der Geſchichte bekannt, daß es einem Monarchen ſo hart ergangen wäre." Dennoch hatte Joſeph nicht vergeblich gelebt und gewirkt; er hatte weithin den Samen einer neuen Bildung ausgeſtreut, wenn auch ſein „Syſtem", wie man es nannte, auf immer mit ihm begraben ſchien. Auch war die Trauer über ſeinen Tod allgemeiner und tiefer, als man meinte; ſie ging ins Volk. Deshalb flüſterte man ſich überall mißtrauiſch zu: „er iſt vergiftet." Deshalb erzählten ſich hoffend die Bauern: „er iſt nicht todt, man hat ihn eingeſperrt, er wird wiederkommen"*).

*) Wolf, a. a. O. Bd. II. S. 43 f. Höchſt intereſſant iſt S. 233 di Selbſtrechtfertigung Joſeph's vom 28. December 1789 in Bezug auf die belgi ſchen Wirren.

Da Joseph keine Kinder hinterließ, so folgte ihm sein Bruder Leopold, bisheriger Großherzog von Toscana. Diesem Fürsten war eine schwierige Aufgabe bereitet. Er sollte die Unzufriedenheit in den Erblanden stillen, die Niederlande wiedergewinnen, ehrenvollen Frieden mit der Pforte schließen, Preußen versöhnen und die Kaiserkrone erlangen. Mit großer Klugheit löste er den verschlungenen Knoten. Mit Preußen und dessen Bundesgenossen, England und Holland, ward zu Reichenbach, in dessen Nähe das preußische Heer stand, eine Unterhandlung eröffnet. Das Ergebniß derselben war ein am 27. Juli 1790 geschlossener Vertrag, in welchem Leopold den Niederlanden ihre alte Verfassung und auch den Barriere-Vertrag wieder herzustellen, mit der Pforte aber einen Frieden auf den Grund des Besitzstandes vor dem Kriege zu schließen versprach. Nun erhielt er als Leopold II. ohne Schwierigkeit die Kaiserkrone, und am 5. August 1791 kam zu Sistova mit den Türken ein Friede zu Stande, in welchem Oesterreich noch das Gebiet von Alt-Orsowa zu erlangen wußte. Nach dem Vertrage zu Reichenbach erließ Leopold an die Niederländer eine Erklärung, worin er sie zur Rückkehr unter den Gehorsam seines Hauses aufforderte, zugleich aber, unter der Gewährleistung von England, Preußen und Holland versprach, sie nach der alten herkömmlichen Verfassung zu regieren und ihnen eine allgemeine Verzeihung angedeihen zu lassen. Der niederländische Congreß war zwar entschlossen, seine Unabhängigkeit zu behaupten; allein er war verlassen von fremder Hülfe, und, was noch bedenklicher war, die eigne Kraft ward durch Uneinigkeit und Zwietracht zersplittert. Der Einfluß derjenigen Grundsätze, die bei der Umwälzung des nahgelegenen Frankreich wirkten, und die mit den Antrieben der niederländischen Auflehnung im geraden Widerspruch standen, hatte eine demokratische Partei erzeugt, welche mit den ursprünglichen Häuptern in Spannung und Streit gerieth, als es auf die Entwerfung einer Verfassung ankam. Das Heer und sein Anführer, van der Mersch, erklärten sich für dieselbe; allein der Congreß stellte ihm ein anderes Heer unter Anführung Schönfeldt's, eines ehemaligen preußischen Officiers, entgegen, dem es gelang, van der Mersch gefangen zu nehmen (April 1790).

Dieser Zwist hatte dem schwachen österreichischen Heere in Luxemburg Ruhe und Sicherheit gewährt, so daß sich die Verstärkungen, die Leopold aus den Erblanden sandte, ungehindert anschließen konnten. Der Feldmarschall Bender erhielt den Oberbefehl. Als nun dieses 30,000 Mann starke Heer gegen die Patrioten geführt ward, wagten

dieſelben nur ſchwachen Widerſtand. Van der Noot, van Eupen und andere Häupter entflohen, und am 2. December hielten die Oeſterreicher ihren Einzug in Brüſſel. Noch vor Ausgang des Jahres waren die ſämmtlichen Niederlande unterworfen, und Leopold beſtätigte ihnen alle diejenigen Freiheiten und Geſetze, die am Ende der Regierung Maria Thereſia's beſtanden hatten.

Ebenſo raſch und ſchnell beruhigte Leopold die Ungarn durch Mäßigung und Feſtigkeit. Denn auch der letzteren bedurfte es, da die Ungarn, die Verlegenheit Leopold's benutzend, ihm neue Beſchränkungen abnöthigen und ihm daher auch einen neuen Krönungseid vorſchreiben wollten. Aber indem er ihnen die feierliche Verſicherung gab, daß er die Verfaſſung des Reichs unverletzt erhalten wolle, erklärte er zugleich entſchieden, daß er keine andere Verſicherungsacte ausſtellen und beſchwören werde, als welche Karl II. (VI.) und Thereſia gegeben und beſchworen hätten. Darauf erfolgte denn auch die Krönung. Auf einem Reichstage wurden, in Uebereinſtimmung mit Leopold, die gegenſeitigen Beſchwerden abgethan und die vorzüglich mißfälligen Anordnungen Joſeph's abgeſchafft. Die Freizügigkeit des Landmanns blieb beſtehen, um das Volk zu tröſten, wie die Stände ſagten. Dagegen drangen ſie ſehr darauf, daß der von Joſeph den Bauern ertheilte freie Ausſchank ihrer ſelbſt erzeugten Weine und die für eben dieſelben in einer beſondern Herrſchafts-Kanzlei angeordneten Amtstage abgeſchafft würden. Die neue Anordnung der Grundſteuer wurde nicht nur in Ungarn, ſondern darauf auch in den übrigen Erblanden, in Oeſterreich, Böhmen u. ſ. w. aufgehoben. Eine allgemeine Ruhe trat ein, und das Alte, das dieſen ſtarken Sturm beſtanden hatte, ſchien dadurch eine Unantaſtbarkeit gewonnen zu haben, die von jedem ähnlichen Verſuche zurückſchrecken müſſe.

---

21. Guſtav III. im Kampfe mit Rußland.

(1788—1790.)

Für einen König von der Geiſtesrichtung Guſtav's III. von Schweden hatte der Kriegsruhm gewaltigen Reiz. Um in Zukunft denſelben zu ernten, verwandte Guſtav große Thätigkeit auf Herſtellung des ſchwediſchen Kriegsweſens. Das Landheer, das beim Antritt ſeiner Regierung unvollzählig und entblößt von Geſchütz und anderen Nothwendig-

keiten war, brachte er ſchnell in anſehnlichen Stand. Ebenſo erhob er die Flotte aus dem tiefſten Verfall. Mit dieſen Hülfsmitteln hielt er es für möglich, wie er ſich ſelbſt den hemmenden Feſſeln, die eine Partei ihm angelegt, entzogen hatte, ſo auch ſeinem Königreiche unter den europäiſchen Staaten wieder eine Bedeutſamkeit zu verſchaffen, und die Abhängigkeit aufzuheben, in welche Rußland's Uebermacht es verſetzt hatte.

Dieſe Uebermacht war zuerſt auf Schweden's Unkoſten gewonnen worden. Die ſchmachvollen Verluſte des Nyſtädter Friedens wieder zu erſetzen, was man im Jahre 1743 vergebens verſucht hatte, ſchienen jetzt die Umſtände günſtig. Rußland's Eroberungen hatten die Eiferſucht Preußen's und England's erregt, und dieſe Eiferſucht konnte für Schweden um ſo nützlicher werden, als Rußland, in einen Krieg mit den Türken verwickelt, ſeine Streitkräfte entfernt hatte. Ein Bündniß, das ſeit 1739 zwiſchen Schweden und der Pforte beſtand, vermöge deſſen jede von beiden Mächten, im Fall eines ruſſiſchen Angriffs, der andern zu Hülfe kommen ſollte, forderte den König gleichſam zum Kampfe *für* die Türken auf, und die Richtung deſſelben *gegen* Rußland ſollte gerechtfertigt werden durch die feindſeligen Geſinnungen, welche Guſtav dem ruſſiſchen Hofe Schuld gab. Er machte dem ruſſiſchen Geſandten in Stockholm, Raſumowsky, zum Vorwurfe, daß er ſich in die inneren Angelegenheiten Schweden's miſche, um die Unzufriedenheit beſonders des Adels zu nähren, und Zwietracht und Aufruhr zu befördern. Er behauptete, Rußland habe auf den Beſitz von Finland ſtarke Abſichten, und verrathe dieſelben durch heimliche Bereiſungen und Unterſuchungen, die es in dieſem Lande vornehmen laſſe*).

Allerdings rechnete Rußland, als es aus Schweden's Rüſtungen den Ausbruch des Krieges für unvermeidlich erkannte, auf die innere Zwietracht der Schweden. Der ruſſiſche Geſandte überreichte eine Erklärung, worin ſeine Kaiſerin dem Könige von Schweden, ſowie allen Gliedern der Nation, die Theil an der Regierung hätten, die Verſicherung gab, daß ihr die Erhaltung der Ruhe in Schweden ſehr am Herzen liege, daß ſie aber, im Bewußtſein ihrer lauteren Abſichten und der Mittel, welche ſie beſitze, den Ausgang ruhig erwarte. Guſtav erklärte dies für einen Verſuch, ihn von ſeinem Volke oder von einem Theile

*) In einem Briefe an Zimmermann ſchreibt Katharina: „Der König von Schweden verbreitet überall, er führe Krieg zu ſeiner Vertheidigung, weil ich ihn angreifen wolle; aber ich verſichere auf meine Ehre, daß ich nie daran gedacht habe, ihm ſeine dürren Felſen zu beneiden."

deſſelben zu trennen, und der Geſandte erhielt ſogleich Befehl, Stockholm zu verlaſſen (23. Juni 1788). An demſelben Tage reiſte Guſtav ab, um ſich nach Finland einzuſchiffen. Sobald hier die erſten Feindſeligkeiten begonnen hatten (29. Juni), erließ die ruſſiſche Kaiſerin ein Manifeſt, worin ſie nicht ermangelte, die Schweden zu erinnern, daß ihr König, ohne die Bewilligung der Stände, ſich rechtmäßig in keinen Angriffskrieg einlaſſen dürfe.

Guſtav hegte die kühnſten Hoffnungen. In ſeiner letzten Rede im Reichsrathe hatte er geſagt, daß er, wenn das Glück die Waffen ſeines tapfern Volkes begünſtigen würde, von allen Denkmälern des ruſſiſchen Uebermuthes keines verſchonen wolle, als die Bildſäule Peter's des Großen, um auf ihr Fußgeſtell den Namen: Guſtav, zu ſchreiben. Dieſe Hoffnungen, die ſich auch in der Errichtung eines neuen Kriegsordens zu erkennen gaben, ſchienen durch die Lage Rußland's gerechtfertigt zu werden. Die wichtigſten Streitkräfte deſſelben waren nicht in der Nähe, mit Ausnahme der Flotten, die in den Häfen der Oſtſee bereit lagen, um gegen die Türken nach dem Mittelländiſchen Meere zu gehen.

Daher war auch der erſte bedeutende Kriegsvorfall ein Seetreffen am 17. Juli 1788, bei der Inſel Hogland. Die ſchwediſche Flotte wurde von des Königs Bruder, dem Herzoge Karl von Südermanland, die ruſſiſche von dem Engländer Greigh befehligt. Beide fochten tapfer und ihrer Völker würdig, das Treffen aber blieb unentſchieden. Zu Lande ward Nyslot genommen, und der König traf Anſtalten, Friedrichshamn anzugreifen. Er hätte beſſer gethan, wenn er, ohne ſich bei dieſen elenden Feſtungen aufzuhalten, gerade auf Petersburg losgegangen wäre; zumal da die Eſthländer, die Brüder der Finnen, ihres Druckes müde im Begriff ſein ſollten, ſämmtlich aufzuſtehen und ſich mit ihm zu verbinden. So möchte eine Verſchwörung im ſchwediſchen Heere, die im Dunkel ihre Fäden ſpann, durch den raſchen Fortſchritt kriegeriſcher Thaten und Erfolge in der Ausführung geſtört worden ſein. Als aber die angekündigten Großthaten ſich auf Anſtalten zur Belagerung eines finländiſchen Städtchens beſchränkten, trat dieſe Verſchwörung plötzlich hervor. Die Officiere der Armee erklärten den Angriff auf Friedrichshamn für zu gefährlich und den ganzen Krieg für verfaſſungswidrig. Es ſei ein Angriffskrieg, der ohne die von den Geſetzen geforderte Genehmigung der Stände begonnen ſei. Der König wandte ſich an die Soldaten; aber auch dieſe, beſonders die finniſchen Regimenter, legten die Waffen nieder, und wollten ohne Befehl ihrer Officiere keinen Schritt vorwärts thun.

Die Verlegenheit des Königs war um ſo größer, da Dänemark, Rußland's Bundesgenoſſe kraft der beſtehenden Verträge, am 19. Auguſt den Krieg erklärte und ein däniſches Heer von 12,000 Mann, von Norwegen aus in Schonen vorrückte. Er fand am Ende keinen andern Rath, als das Heer zu verlaſſen und nach Stockholm zu gehen, um Unterſtützung bei den übrigen Ständen zu ſuchen. Die Bürgerſchaft von Stockholm fand er ſo wohlgeſinnt, daß er in einem Briefe ſagt: es habe geſchienen, als hätte ſie ihn durch ihre Ergebenheit für die Verrätherei, die er bei dem Heere erfahren, tröſten wollen. Die rückkehrenden Officiere wurden auf den Straßen als Feige und Verräther begrüßt; die Bürger bewaffneten ſich, und übernahmen die Bewachung der Hauptſtadt. Da dies jedoch für Guſtav's Zweck nicht ausreichend war, begab er ſich plötzlich nach Dalekarlien in die Mitte der Bauern, die ſchon mehrmals in der Geſchichte Schweden's ſo bedeutend hervorgetreten waren. Am 14. September redete er zu den Einwohnern des Kirchſpiels Mora von derſelben Stelle, von welcher herab Guſtav I. 1521 zu ihren Altvordern geſprochen hatte. Sie erklärten: „Iſt es wahr, was du uns ſagſt, wohlan, ſo wollen wir unſere Jugend hinausſenden, den hinterliſtigen Feind zurückzutreiben.“ Sechstauſend Dalekarlier boten ſich ihm als Freiwillige zur Vertheidigung des Vaterlandes an. Die benachbarten Provinzen folgten dieſem Beiſpiele. Das Jahrhundert erſtaunte über die ihm fremde Erſcheinung, einen König, den das Heer verließ, bei dem Volke Hülfe ſuchen und finden zu ſehen. Während der Oberſt Armfeld aus dieſen Schaaren Regimenter bildete, deren Officiere die Amtleute waren und deren Kriegstracht ſich auf die weiße Binde um den Arm beſchränkte, eilte Guſtav voraus nach Gothenburg, das von den Dänen ſchon berennt war. Nur von ſeinem Adjutanten und einem Bedienten begleitet, kam er am Stadtthore an, und hatte Mühe, eingelaſſen zu werden, weil die Soldaten nicht glauben wollten, daß er der König ſei. Er entließ ſogleich den feigen Commandanten, der ſchon wegen der Uebergabe zu unterhandeln angefangen hatte. Die Freiwilligen zogen herbei, und die Vertheidigungsanſtalten gewannen guten Fortgang. Bald aber ward ihm gänzliche Rettung von dieſer Gefahr durch England und Preußen. Beide Mächte forderten Dänemark auf, ſich zurückzuziehen, oder von beiden eines Krieges gewärtig zu ſein. Dänemark wählte das erſtere, und ein Waffenſtillſtand, der von Zeit zu Zeit verlängert ward, ſicherte auf dieſer Seite die ſchwediſche Grenze.

Nun konnte Guſtav ſeinen beiden Feinden, dem rebelliſchen Heere und den Ruſſen, entgegengehen, die ſich unterdeſſen durch gemeinſchaft-

liche Mittheilungen bis zur Schließung eines Waffenstillstandes verständigt hatten. Vielleicht hatte dies Verständniß auch schon von Anfang an bestanden; russische Officiere fanden sich wenigstens gleich Anfangs im schwedischen Lager ein, und Katharina erließ eine Aufforderung an das Heer in Finland, eine noch größere Anzahl von Mitbürgern mit sich zu verbinden, um mit denselben, unter gesetzlichem Ansehen, Alles, was zur allgemeinen Wohlfahrt jetzt und künftig gehöre, zu veranstalten. Anfangs hatte sie sogar angekündigt, sie wolle ihnen mit ihren Truppen behülflich sein, daß Finland Selbstständigkeit und Unabhängigkeit erhalte. Allein dies war den Urhebern der Verschwörung nicht genehm; vielmehr mußte Sprengporten, der als schwedischer Ueberläufer bei den Russen sich aufhielt und bei diesen Unterhandlungen eine Hauptrolle spielte, versichern, es sei nicht die Absicht der Kaiserin, Finland von Schweden zu trennen.

Ehe aber der König gegen diesen vereinten Feind sich wandte, wollte er erst den Erfolg des Reichstags abwarten, den er, von Gothenburg aus, auf den 26. Januar 1789 zusammenberufen hatte. Zur Fürsorge waren in der Nähe der Hauptstadt die ihm treuen Dalekarlier versammelt worden; aber das Wichtigste war, daß die drei übrigen Stände, die ehrgeizigen und herrschsüchtigen Absichen des Adels scheuend, mit dem entschiedensten Uebergewicht auf seine Seite traten. Sie pflichteten seiner Meinung bei, daß man zur Erlangung eines ehrenvollen Friedens den Krieg fortsetzen müsse und verstanden sich, nebst Uebernehmung aller Schulden, auch zu einer neuen Geldbewilligung, die durch eine Auflage auf Alles, was steuerbar war, zusammengebracht wurde. Dreißig der Hauptwortführer des Adels, des Ungehorsams, der Verrätherei und des Aufruhrs angeklagt, wurden gefangen gesetzt, und der König trat nun auf, um, wie er sich in seiner Rede ausdrückte, mit Einem Schlage zu *vernichten*, was er beim Anfange seiner Regierung *untergraben* zu können gehofft hatte.

Um sich selbst vor ähnlichen Angriffen zu sichern, und dem Staate eine größere Stärke zu geben, wurde eine neue *Vereinigungs- und Sicherheitsacte*, wiewohl unter dem heftigsten Widerspruche des Adels, durchgesetzt. In dieser wurde den Ständen das Recht gelassen, über außerordentliche Abgaben auf den Reichstagen sich zu berathen, sie abzuschlagen oder zu bewilligen; der Reichsrath ward gänzlich aufgehoben, und an dessen Stelle ein höchster Gerichtshof und ein die verschiedenen Zweige der Verwaltung umfassender Vorbereitungsausschuß errichtet, worin dem König zwei Stimmen zukommen, und Adlige und

Unadlige zur Hälfte ſitzen ſollten. Der König erhielt das Recht, auch einen Angriffskrieg ohne vorhergegangene Anfrage bei den Ständen zu unternehmen*); hierdurch, wie durch die Verfügung über alle Aemter, waren die Rechte der Krone vor aller Beeinträchtigung im Innern mehr als geſichert. Dieſe Krone nun auch zu ſchützen im Kampfe gegen den Feind, war Guſtav entſchloſſen, um ſie, wie er ſich in einer Rede ausdrückte, wenn auch nicht ſo glänzend als Guſtav Adolph, doch unbefleckt zu hinterlaſſen.

Aber dazu bedurfte es der größten Anſtrengungen. Die Ruſſen hatten während der Zeit ſich gerüſtet; ihr Landheer war verſtärkt, vor Allem aber die Flotte in den beſten Stand geſetzt worden. Der Prinz von Naſſau, der als Begleiter bei Bougainville's Erdumſchiffung, und als Lenker eines Bombardierſchiffes vor Gibraltar, Kühnheit und Unternehmungsgeiſt gezeigt hatte, ward zum Befehlshaber der ruſſiſchen Scheerenflotte beſtellt. Der Kampf ſchien zur See entſchieden werden zu ſollen. Mit den großen Flotten kämpften am 26. Juli 1789 der Admiral Tſchitſchagow und der Herzog Karl von Südermanland zwiſchen Bornholm und Gothland gegen einander, ohne daß Einer ſich des eigenen Sieges oder der vollſtändigen Niederlage des Andern zu rühmen vermochte; allein als die Scheerenflotten am 24. Auguſt bei Friedrichshamn und am 1. September bei Högfors an einander geriethen, mußten beidemal die Schweden weichen. Auch das ſchwediſche Landheer wurde nach dem Treffen bei Högfors genöthigt, den Boden des ruſſiſchen Finlands zu räumen. Der Winter hemmte indeſſen die weiteren Fortſchritte der Ruſſen, und ließ Zeit zur Ueberdenkung von Planen. Guſtav, der die Verlängerung des Krieges zu fürchten anfing, wollte ein ſchnelles Ende deſſelben durch einen kühnen Schlag erzwingen.

Mit dem Anfange des Frühlings 1790 ſtieg er, während die verſchiedenen Truppenabtheilungen die Macht des Feindes zu Lande beſchäftigten, an Bord ſeiner Scheerenflotte und bekämpfte am 15. Mai eine ruſſiſche Flotte, mit großem Verluſte derſelben, unter den Kanonen von Friedrichshamn; „die Ruſſen — berichtete er ſelbſt unterm 17. Mai — haben achtundvierzig bewaffnete Fahrzeuge verloren, dreiundzwanzig haben wir davon gerettet. Ich glaube, unſere Schlacht mit der bei Tſchesme vergleichen zu können.“ Er gedachte, wenn ſein Bru-

*) Die früher gemachte Unterſcheidung war gewiß in vielen Fällen nicht zweckmäßig; denn politiſch kann etwas ein Vertheidigungskrieg ſein, was militäriſch ein Angriffskrieg wird.

der, der Herzog Karl von Südermanland, die ruſſiſche Flotte vor Reval würde geſchlagen haben, mit ihm vereinigt vor Kronſtadt und Petersburg zu erſcheinen, um den Kern des ſchwediſchen Heeres daſelbſt ans Land zu ſetzen.

Allein der eine Theil der Abſicht mißglückte. Die ruſſiſche Flotte bei Reval litt zwar in dem Kampfe viel (14. Mai), aber die angreifende ſchwediſche litt noch mehr, und Herzog Karl mußte ſeine Schiffe erſt wieder ausbeſſern laſſen, bevor er nach der Höhe von Kronſtadt ſegeln konnte. Hier griff er am 3. Juni die große ruſſiſche Kriegsflotte an. Der Kanonendonner, der Petersburg und ſeine Kaiſerin ſchreckte, war für Guſtav das freudige Zeichen, herbeizueilen mit der Scheerenflotte, und ſich mit ſeinem Bruder zu verbinden. Die Schweden fochten, um Alles zu gewinnen; die Ruſſen, um nicht Alles zu verlieren. Drei Tage nach einander ward das Gefecht fortgeſetzt; aber Karl mit ſeinen einundzwanzig Linienſchiffen und acht Fregatten konnte zuletzt doch nicht verhindern, daß die ruſſiſche Flotte aus Reval, welche hatte vernichtet werden ſollen, zu der hier angegriffenen ſtieß. Nun bildete die ruſſiſche Seemacht durch eine Zahl von dreißig Linienſchiffen und achtzehn Fregatten eine Uebermacht, durch die ſowohl der Herzog als der König — der einige Meilen von Petersburg, zum Schrecken der Hauptſtadt, wirklich einige Truppen gelandet hatte — in der Bucht von Wiborg eingeſperrt wurden. Der, welcher noch vor wenigen Tagen dem ruſſiſchen Reiche den Umſturz gedroht, ſah ſich nun plötzlich mit ſeiner ganzen Seemacht von den beiden ruſſiſchen Admiralen, Tſchitſchagow und Kruſe, und von der ruſſiſchen Scheerenflotte unter Naſſau, in Schach gehalten und matt geſetzt. Zugleich trat bei ihm ein gänzlicher Mangel an Mundvorrath ein, ſo daß Katharina ihrem Feinde zu ſeinem Unterhalt Lebensmittel und Waſſer ſandte, welches dieſer mit ſeinen Kriegern theilte. Es blieb zuletzt dem Könige kein anderes Mittel übrig, als ſich durchzuſchlagen, wenn er nicht capituliren wollte. Er war entſchloſſen, Alles aufs Spiel zu ſetzen, um ſich nicht unter das Joch der Kaiſerin zu beugen; und in dieſem Entſchluß ward er nicht geſchreckt durch das Gefährliche, das die Ausführung unmittelbar für ſeine Perſon haben mußte, da die Ruſſen, in der Vorausſetzung, die große Flotte werde den Verſuch gar nicht erſt machen wollen, ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die ſchwediſche Scheerenflotte richteten. Das Wagſtück wurde am 3. Juli 1790 unternommen. Guſtav, mit aufgeſteckter Königsfahne, führte das Vordertreffen; er erzwang ſich durch das kühnſte Manöver einen Durchzug, den der Feind für unmöglich hielt, über Sandbänke und

durch die feindlichen Schiffe. Gegen die Schaluppe, worauf er ſich befand, waren die Schüſſe von zwei Linienſchiffen eine halbe Stunde lang gerichtet, und einem Ruderer dicht neben ihm wurden beide Arme abgeſchoſſen. Dennoch kam er am Bord einer Galeere noch einmal wieder, um den zurückgebliebenen Theil der Schiffe nachzuholen. Von den beiden Fahrzeugen, auf welchen er ſich in der Schlacht befunden hatte, ward das eine verbrannt, das andere in den Grund gebohrt; er ſelbſt rettete ſich mit Mühe auf einem beſchädigten Boote nach Swenskaſund zu ſeinen ſchon geborgenen Schiffen, auf denen ſich bereits das Gerücht von ſeinem Tode verbreitet hatte. Der Verluſt, den die Schweden erlitten, war groß. Sieben Linienſchiffe, drei Fregatten, einunddreißig Schiffe von der Scheerenflotte, und nahe an 7000 Gefallene oder Vermißte waren der Preis ihrer Rettung geweſen. Hatte daher auch die tapfere That Gewähr geleiſtet für ihren Muth, und hatte gleich der größte Theil der Scheerenflotte eine Zuflucht im Swenskaſunde gefunden: ſo ſchien doch auf den übriggebliebenen Trümmern ihrer Seemacht keine Hoffnung beſtehen zu können.

Am 9. Juli erſchien Naſſau vor Swenskaſund. Der König, der vor dem Kriege in der Verſammlung der Stände geſchworen hatte, daß ſeine Hand verdorren ſolle, ehe ſie etwas dem Reiche Schimpfliches unterzeichne, raffte nun ſeine letzten Kräfte zu einem Verzweiflungskampfe zuſammen, und es gelang ihm, in demſelben den Sieg zu erringen. Die Ruſſen wurden, bis zur Vernichtung ihrer Scheerenflotte, geſchlagen, fünfundfunfzig Schiffe und 643 Kanonen fielen in die Hände der Schweden; der größte Gewinn aber war die Gelegenheit, die der König erhielt, den Frieden zu ſuchen, nach welchem er längſt verlangt hatte. Schon am 21. Mai hatte er geäußert: „Unſer Feldzug iſt glänzend geweſen, und bei alle dem ſeufze ich nach Frieden. Er iſt das Ziel aller meiner Wünſche, ob wir gleich weiter davon entfernt ſind, als von Petersburg.“ Durch einen gefangenen Cabinetsſecretär, den er nach Petersburg zurückſchickte, äußerte er friedliche Geſinnungen, die ſogleich bei der Kaiſerin günſtige Aufnahme fanden. Es war ihr Alles daran gelegen, dieſen Gegner zur Ruhe zu bringen, um dann gegen Preußen, welches ihm Hülfe verſprochen, aber zu lange gezögert hatte, freie Hand zu gewinnen. Guſtav fühlte ſeine Erſchöpfung und die Unmöglichkeit, den Rieſen allein zu bezwingen, den er, in irriger Zuverſicht auf die Gültigkeit der Gleichgewichtslehre und auf die Verheißungen ihrer Meiſter, übereilt angegriffen hatte. So kam der Friede zu Werelä am Kymenefluß, am 14. Auguſt 1790, ohne lange Unterhandlung zu Stande. Die erſte

Bedingung deſſelben ließ die Grenzen beider Reiche auf dem alten Fuße; die zweite, in welcher Schweden die Erlaubniß erhielt, jährlich für 50,000 Rubel Getreide aus der Oſtſee zu holen, blieb die karge, aber ſehr theuer erkaufte Entſchädigung für jene kornreichen Länder, um deren Wiederbeſitz vergeblich gerungen worden war.

---

22. Guſtav's Ende.

Die Wiederkehr des Königs in ſeine Hauptſtadt wurde durch glänzende Feierlichkeiten verherrlicht; aber weder Feſtes- noch Redeprunk war im Stande, über die verderblichen Folgen des Krieges zu täuſchen. Eine ſchwere Schuldenlaſt drückte das Königreich, und in den Gemüthern der Nation nahm mehr und mehr Unzufriedenheit gegen einen König überhand, der keine höhere Aufgabe als Befriedigung perſönlicher Eitelkeit zu kennen ſchien, der wenigſtens die errungene Selbſtmacht weniger zum Glücke ſeines Volks als zu dem Verſuche, unfruchtbare Kriegslorbeeren zu ernten, angewandt hatte. Daß die Häupter des finländiſchen Aufſtandes, die ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt hatte, vom Könige begnadigt wurden, beſſerte die Stimmung gegen ihn wenig. Nicht der Adel allein hegte grollenden Unwillen; ſondern auch bei den übrigen Ständen, mit deren Hülfe Guſtav's Schlauheit und Ueberredungskunſt noch im Jahre 1789 die unumſchränkte Gewalt zu erlangen wußte, hatte er nun Liebe und Vertrauen verloren. Dies zeigte ſich deutlich auf dem Reichstage, den er im Januar 1792, um das zerrüttete Geldweſen zu ordnen, nach Geſle berufen hatte. Alle Stände waren einig und zeigten, ungeachtet der König ſeiner Gewohnheit nach den Reichstag mit Bewaffneten umgeben hatte, unerſchütterlichen Widerſtand.

Das geſchah um ſo mehr, als man ihn im Verdacht hatte, daß er ſich zu einem neuen, die Kräfte des Staats weit überſteigenden Unternehmen anſchicke. Dieſelbe Kaiſerin von Rußland, die er kurz vorher auf Tod und Leben bekämpft hatte, war nun ſogar, ſeit dem 19. October 1791, ſeine Bundesgenoſſin, und Rußland's Heere, Flotten und Schatzkammern (ſo verhieß das Bündniß) ſtanden zur Hülfe Schweden's bereit.

Während jenes Krieges war nämlich die franzöſiſche Revolution

zum Ausbruch gekommen, und die Anſichten der Höfe hatten dadurch plötzlich eine veränderte Richtung erhalten. Katharina und Guſtav wurden Freunde, indem ſie in den franzöſiſchen Vorgängen eine gemeinſame Gefahr erkannten. Ueberdies erblickte Guſtav's unruhiger Ehrgeiz in dem Unglück des Königs von Frankreich eine Gelegenheit zu neuen Ritterthaten. Der Gedanke, an der Spitze eines allgemeinen Fürſtenbundes Ludwig XVI. in die verlorenen Rechte wieder einzuſetzen, berührte ſeine Einbildungskraft von der empfänglichſten Seite. „Ich halte es für den größten Ruhm," ſchrieb er, „einem Sohne Frankreich's zu helfen, obgleich man mich, den älteſten Bundesgenoſſen Frankreich's, der Gnade meiner Feinde überlaſſen hat." — „Ich fühle mich," ſchrieb er von Aachen aus, wohin er ſich im Mai 1791 begeben hatte, um die Revolution in größerer Nähe zu beobachten, „von hinreichendem Muthe beſeelt, Alles zu wagen, und wenn mir der Himmel dieſen Ruhm aufbewahrt, kann ich mit der ehrenvollen und gerechten Rolle zufrieden ſein, die ich geſpielt habe. Selbſt Unglück wird mir erträglich ſcheinen. Sie werden dieſe Sprache düſter finden," fügte er hinzu, „aber ſie iſt den Umſtänden angemeſſen und der Ausſicht auf die Erbitterung, welche Perſonen zeigen werden, von denen ich beſſere Geſinnungen erwarten zu können hoffte, wenn ich ſie mit der Ergebenheit des franzöſiſchen Adels für einen König vergleiche, der ſie ihm ſo wenig vergilt." Guſtav ſchrieb dieſen Brief vor dem Reichstage zu Geſle, der ihm die Geldmittel zu ſeinem Unternehmen verſchaffen ſollte.

Sein ſorgenvolles Gemüth hatte richtig geahnt. Der dem Reichstage gethane Vorſchlag, für eine Anleihe von zehn Millionen, die bei Rußland zur Ausführung gewiſſer Plane gemacht werden ſollte, Gewähr zu leiſten, wurde einmüthig verworfen, und der Reichstag am 24. Februar 1792, nach kaum einmonatlicher Dauer, entlaſſen, nachdem er zur Tilgung der durch den letzten Krieg entſtandenen Schulden einen Termin von zehn Jahren beſtimmt hatte. Eine ſchreckliche Erbitterung herrſchte unter der Partei des Adels gegen den König; die wilden Grundſätze, die zu derſelben Zeit von Paris aus über Europa erſcholen, machten die Gemüther für gewaltſame Maßregeln empfänglicher, und minderten die Scheu vor dem Aeußerſten. Mehrere vornehme Perſonen (die Grafen Horn und Ribbing, der Freiherr Bielke, der General Pechlin, der Oberſt-Lieutenant Liljehorn, der Major von Hartmannsdorf und Andere) verſchworen ſich daher, den König zu ermorden und alsdann die von ihm eingeführte Staatsverfaſſung wieder umzuſtürzen. Zur Ausführung des Mordes erbot ſich Jakob von Ankarſtröm, ein ehe-

maliger Gardeofficier, wegen erlittener ungerechter Behandlung perſönlich gegen Guſtav erbittert. Nach mehreren mißglückten Verſuchen ward (in der Nacht vom 16. zum 17. März 1792) das Verbrechen auf einem Maskenballe vollzogen. Guſtav war vorher durch den Brief eines Mitverſchwornen gewarnt worden; der Brief ſchloß mit den Worten: „Ich haſſe Sie, Sire, aber ich verabſcheue den Meuchelmord.“ Der König aber hatte die Warnung verachtet. In dem Augenblicke, wo er, ſeine Loge verlaſſend, den Saal betrat, ward er von einer großen Anzahl von Masken umringt und im Rücken von einem tödtlichen Schuſſe getroffen. Er ſtarb elf Tage nachher, am 29. März, im ſiebenundvierzigſten Jahre ſeines Alters. Der Plan der Verſchwornen, die Regierungsform zu verändern, wurde durch die Veranſtaltungen, die der König in ſeinen letzten Lebenstagen treffen konnte, vereitelt; ſein Bruder, Herzog Karl von Südermanland, übernahm die Regentſchaft für den minderjährigen König Guſtav IV. Wiewohl daher die kriegeriſchen Entwürfe gegen Frankreich ſogleich aufgegeben wurden, ſo erhielt ſich doch in Schweden die von Guſtav III. hergeſtellte Königsmacht aufrecht. Aber das Parteiengetriebe ſtand nicht ſtill, und das auf allzu neuem Grunde ruhende Thronrecht des Hauſes Holſtein erlangte keine rechte Feſtigkeit in den Gemüthern der Nation.

Guſtav's Mörder, Ankarſtröm, wurde durch das Meſſer, womit er, im Fall der Schuß fehl ginge, die That hatte vollziehen wollen, und welches er im Gedränge fallen ließ, verrathen. Er ward, nach einem kurzen Proceſſe, am 29. April 1792 zum Tode der Enthauptung mit vorgängiger Ruthenſtreichung verurtheilt. Die übrigen Mitſchuldigen, deren Ueberführung durch die ſtandhafte Weigerung des Thäters, ihre Namen zu nennen, verhindert ward, kamen mit dem Looſe der Verbannung davon.

---

23. Preußen unter Friedrich Wilhelm II.

Friedrich's Neffe und Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., der Sohn des am 12. Juni 1758 verſtorbenen Prinzen Auguſt Wilhelm, war am 25. September 1744 geboren, und demnach bei ſeiner Thronbeſteigung faſt 42 Jahre alt. Mit natürlichem Verſtande und wohlwollendem Herzen begabt, hieß er den Gedanken willkommen, daß das

Wohl des Staates mit der Wohlfahrt des Volkes noch mehr in Einklang gebracht werden könne, als es unter ſeinem großen Vorgänger der Fall geweſen war.

Das in der Ferne bewunderte Regierungsſyſtem Friedrich's hatte nämlich für die Regierten auch drückende Seiten; das Heer und der Schatz, die Pfeiler der politiſchen Größe Preußen's, galten dem Herrſcher für die Grundlagen des Staats, und nahmen die Kräfte deſſelben dergeſtalt in Anſpruch, das dem preußiſchen Volke die Vortheile des langjährigen Ruheſtandes, deſſen Deutſchland nach dem Hubertsburger Frieden genoß, weniger als den andern Deutſchen zu Gute kamen. Die Monarchie glich einem Lager zur Zeit eines vorübergehenden Stillſtandes. Ungeachtet die Truppen zum ſtehenden Dienſt meiſt aus angeworbenen Ausländern beſtanden, war doch der einheimiſche Bauer und gewerbetreibende Städter für die beſten Jahre des Lebens zum gemeinen Kriegsdienſt verpflichtet; der gemeine Krieger einer harten, nach Maßgabe des Charakters der Befehlshaber auch wohl barbariſchen Zucht unterworfen; der Officierſtand nur dem Adel zugänglich. Im Kriege waren die Auflagen nicht erhöht worden; im Frieden wurden es die Zölle von ausländiſchen Waaren. Aber drückender als der Betrag der Erhöhung war die Form der Erhebung, beſonders ſeitdem der König, auf den Rath des franzöſiſchen Generalpächters Helvetius, Finanzmänner aus Frankreich kommen ließ, denſelben eine neue Einrichtung des Zollweſens nebſt der Verwaltung übertrug, und, nach ihrem Verlangen, einen großen Theil der Beamtenſtellen mit herbeigerufenen Franzoſen beſetzte. Der ohnehin verwickelte Geſchäftsgang wurde für die deutſchen Bürger und Bauern durch die Sprache und Sinnesart dieſer Fremden doppelt beſchwerlich. Friedrich legte aber auf die wider die Regie — ſo hieß die Zollbehörde — erhobenen Klagen kein Gewicht, weil er hohe Zölle und Strenge bei Erhebung derſelben nicht nur ſeinen Finanzen, ſondern auch dem Wohlſtande und der Erwerbsthätigkeit der Unterthanen für zuträglich hielt. Denn das Zollweſen diente zugleich zur Aufrechterhaltung der Handelsſperren und Waarenverbote, welche, nach den damaligen Grundſätzen der Staatswirthſchaft, das Volk verhindern ſollten, Geld für Fabrikate und Waaren ins Ausland zu ſchicken. Unter den letztern hatte beſonders der Tabak und der Kaffee die Aufmerkſamkeit des Königs auf ſich gezogen. Um der Nation dieſe entbehrlichen Genußmittel zu verleiden, eignete er den Handel mit beiden Artikeln ſich ſelbſt zu, und ſtellte hohe Preiſe. Der Kaffee wurde überdies nur an Perſonen der höhern Stände, und auch an dieſe nur unter läſtigen Formen, verkauft. Der

Ritterſchaft des Fürſtenthums Halberſtadt, die ſich hierüber, als über einen Eingriff in ihre Privilegien beſchwerte, ließ er den Beſcheid ertheilen: „Zu der Zeit, da ſie ihre Privilegien erhalten, iſt der Kaffee noch nicht dageweſen; es geſchieht denſelben alſo kein Eingriff. Uebrigens iſt Seine Majeſtät höchſtſelbſt in Ihrer Jugend mit Bierſuppen erzogen worden; mithin können die Leute dorten eben ſo gut damit erzogen werden" *). Der Wunſch Friedrich's, eine Waare, die ihm der Volkswohlfahrt nachtheilig ſchien, aus dem Lande zu ſchaffen, war ſo lebhaft, daß diejenigen Kaufleute, die ſich erboten, die Ausfuhr derſelben zu bewerkſtelligen, anſehnliche Vergütigung erhielten, was die Folge hatte, daß der Kaffee in großen Maſſen öffentlich ausgeführt und heimlich wieder eingebracht wurde. Ueberhaupt erreichte die wohlmeinende Abſicht ihren Zweck nicht; es wurde nur der Schleichhandel befördert, und in der Meinung des Volks dem Uebertreter der Zollgeſetze das Entehrende genommen. Auf jeder Landſtraße, an jedem Stadtthore gab es Krieg zwiſchen den Zollbeamten und dem Volke; wie in älteren Zeiten eine Glaubensmeinung, ſo machte ein Stück Zeng zum Verbrecher. Erörterungen über die Zweckmäßigkeit dieſer Geſetzgebung fanden nicht ſtatt; Friedrich, der ſogar von ſeinen höhern Staatsdienern unbedingte Unterwürfigkeit forderte, hätte nimmer in Druckſchriften Unterſuchungen über die Grundſätze und Maßregeln ſeiner Verwaltung geduldet. Die öffentliche Meinung konnte ſich daher nur in einzelnen Aeußerungen und in Schmähſchriften ausſprechen, ein ruhiges Urtheil über dieſe Gegenſtände aber ſich nicht ausbilden. Schlözer in Göttingen, der in einer weit verbreiteten politiſch-ſtatiſtiſchen Zeitſchrift die Mißgriffe der kleineren Reichsfürſten und Republiken ſchonungslos aufdeckte, ſchwieg über die Mächtigen, welche lange Hände hatten.

Es war eine der erſten Handlungen des neuen Königs, durch Aufhebung der Regie und durch Entfernung der franzöſiſchen Beamten einen Gegenſtand des öffentlichen Unwillens aus dem Wege zu räumen. Der Taback- und Kaffeehandel wurde wieder freigegeben, und damit ein Theil der widrigſten Beſchränkungen des Verkehrs, der gehäſſigſten, die bürgerliche Freiheit gröblich verletzenden Nachforſchungen und Quälereien beſeitigt. Bei dem Streite aber, der von den Freunden der ſeitherigen Einrichtungen erhoben wurde, als zur Deckung des Ausfalles eine neue Anlage auf die erſten Lebensbedürfniſſe gelegt werden mußte,

*) Reſcript von 18. September 1779, im Deutſchen Muſeum 1780 Bd. I. S. 166.

traten zum erſten Male Gegenſtände dieſer Art vor das Gericht des Publikums, und freiere Ideen über Staatswirthſchaft und Abgabenweſen kamen in Umlauf. Mehrere das Heerweſen betreffende Verfügungen über Bekleidung, Verpflegung und Behandlung der Soldaten zeigten beſſeren Geſchmack und einen menſchlichern, gerechteren Sinn als der war, der zuvor gewaltet hatte. Manche in den letzten Jahren aus allzu ängſtlicher Sorge für den Schatz begangene Härte wurde ausgeglichen und vergütigt, überhaupt mehrfaches Gute für Wiſſenſchaft, Kunſt und Landesverbeſſerung gethan. Im Weſentlichen zwar blieb das von Friedrich ausgebildete Verwaltungsweſen, weil weder die innern noch die äußeren Antriebe ſtark genug waren, Friedrich Wilhelm II. zum Umbildner des Staates zu machen, den er mit der ganzen Zeitgenoſſenſchaft für einen höchſt vollkommenen hielt; aber der neue Geiſt that ſich als ein milderer kund, und ungeachtet mancher Schwächen, welche an Friedrich's Nachfolger viel härter gerügt worden ſind, als weit größere an ſehr gefeierten Königen, zeigte ſich doch das vortheilhafte Ergebniß, daß der gemeine Wohlſtand zunahm, ſeitdem die Geldkräfte des Staats nicht mehr müßig in der Schatzkammer lagen, daß der verminderte Druck der Abgaben-Erhebung erfreulich auf den Verkehr wirkte, und daß überhaupt die Nation freier athmete, als unter dem ſchwülen Himmel des letzten Friedrich'ſchen Jahrzehends.

Von Allem, was während dieſer erſten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's II. im Innern des Staates geſchah, ragt am meiſten der Verſuch hervor, der Glaubenslehre der evangeliſchen Kirche durch ein Staatsgeſetz Sicherheit gegen die Folgerungen des theologiſchen und wiſſenſchaftlichen Forſchungstriebes zu verſchaffen.

Nachdem die Reformation das äußere Band der Glaubenseinheit aufgehoben hatte, war bald das Bedürfniß eingetreten, einen feſtern Boden für die religiöſe Ueberzeugung der Gemeinden zu gewinnen. In Folge deſſen hatte die jüngere Kirche das geſchriebene Wort zu ihrer Grundlage gemacht, und ihren Mitgliedern ſtrengen Gehorſam unter diejenigen Lehrſätze und Glaubensformeln auferlegt, die ſie für ſchriftmäßig erklärte. Länger als zwei Jahrhunderte ward der Geiſt der Deutſchen innerhalb dieſer Schranken gehalten, bis der Trieb nach Geiſtesfreiheit, wie vormals wider den Druck des römiſchen Kirchenthums, auch wider die Bollwerke des evangeliſchen Zions ſich auflehnte. Die Fortſchritte der Wiſſenſchaften und insbeſondere des philoſophiſchen Denkens, ſowie andererſeits die gelehrten Unterſuchungen der Theologen, namentlich diejenigen, die der Halliſche Theologe Semler über den

Kanon und den Text der bibliſchen Bücher anſtellte, führten das wiſſenſchaftliche Urtheil zu Folgerungen, mit welchen die zeitherige Vorausſetzung, daß die Grundlage des Lehrbegriffes unerſchütterlich ſei, ſich nicht mehr vertrug. Von einem andern, dem größern Kreiſe der Gebildeten näheren Standpunkte bekämpfte eine Verbindung von Schriftſtellern, an deren Spitze der Berliner Buchhändler Friedrich Nicolai als Herausgeber einer weit verbreiteten Gelehrten-Zeitung (der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek) ſtand, vornehmlich den chriſtlichen Glaubensartikel von der Gottheit des Sohnes. Leſſing, dem dieſe Partei der Aufklärung, wie ſie ſich nannte, in vielen, aber nicht in allen Beziehungen zuſagte, arbeitete ihr durch Herausgabe der Wolfenbüttelſchen Fragmente in die Hände; und ein herausfordernder theologiſcher Schriftſteller, Karl Friedrich Bahrdt, machte auch den großen Haufen mit der neuen Lehre bekannt, daß das Chriſtenthum eine menſchliche Stiftung, und der ſeinen Urſprung umgebende Glanz der Wunder und Weisſagungen eine Zuthat ſeiner Geſchichtſchreiber ſei. Schriften dieſer Art würden im übrigen Deutſchland keinen Weg in den Druck gefunden haben, im preußiſchen Staate aber war die Verbindung Friedrich's mit Voltaire und die Kunde von ſeinen eigenen, dem Chriſtenthum nicht günſtigen Privatmeinungen der Verbreitung ähnlicher Denkungsart in den höhern Kreiſen ſehr förderlich geworden; die mit der Cenſur ſolcher Schriften beauftragten Beamten trugen Bedenken, mit den Wortführern der Aufklärung in Streit zu gerathen und dem König als Verfechter der Altgläubigkeit bekannt zu werden.

Friedrich Wilhelm II. aber dachte hierüber ganz anders, viel alltäglicher und beſchränkter als ſein genialer Vorgänger. Es war ihm bequemer, die Wahrheit der Kirchenlehre unangezweifelt zu laſſen, und er hielt es für eine ſeiner Königspflichten, ſie gegen die Lehre der Neuerer in Schutz zu nehmen. Nachdem er daher einen Mann altgläubiger Geſinnung, den geheimen Finanzrath von Wöllner, an die Spitze der geiſtlichen und Unterrichts-Angelegenheiten geſtellt hatte, betrat er, im grellen Widerſpruch mit der ganzen Richtung ſeiner Zeit und mit den geläuterten Anſchauungen der eben damals in ſeinen eigenen Staaten aufſtrebenden Kantiſchen Philoſophie, die Bahn der religiöſen Reaction. Am 9. Juli 1788 vollzog er ein von Wöllner entworfenes berüchtigtes Edict, welches der Aufklärung gradezu den Krieg ankündigte, und den Geiſtlichen und Lehrern bei Strafe der Abſetzung verbot, ſich auf der Kanzel und dem Katheder Abweichungen vom Lehrbegriff und von den Bekenntnißſchriften der evangeliſchen Kirche zu erlauben; obwohl die

innere Ueberzeugung nicht gezwungen, und Keinem, der ſie für ſich behalte, ein Leid zugefügt werden ſolle. Die Darſtellung der Willensmeinung des Königs war begreiflicherweiſe nicht im Stande, der Unterſcheidung zwiſchen dem Glauben der Kirche und dem Privatglauben der Geiſtlichen Eingang zu verſchaffen. Die Mehrheit der Letzteren betrachtete die Hinweiſung auf dieſen Unterſchied und die Verpflichtung, ſich der Erörterung der Lehre zu enthalten, als Verpflichtung zur Heuchelei; ſie meinten, das Recht zu haben, an der Geſammtüberzeugung der Kirche, trotz der früheren unveränderten und daher veralteten Satzungen, trotz der Agenden, Liturgien, Kirchenlieder und Katechismen, lebendig mitwirken und mitweben zu dürfen. Die Wortführer ſäumten nicht, in zahlreichen Gegenſchriften bemerkbar zu machen, daß das Edict mit der Lehrfreiheit, aus welcher die proteſtantiſche Theologie und Kirche hervorgegangen war, im Widerſpruch ſtehe. Und in der That war bei Abfaſſung deſſelben völlig überſehen worden, daß auf alle Fälle für die wiſſenſchaftliche Behandlung der Theologie und für den akademiſchen Lehrvortrag nicht dieſelben Schranken wie für Predigt und Schulunterricht geſetzt werden können, wenn dem in der Kirche waltenden Geiſte die Freiheit verbleiben ſoll, die ihm im Sinne des evangeliſchen Bekenntniſſes gebührt. Wöllner und ſeine Räthe wußten den Einwürfen der Oppoſition nichts Triftiges entgegenzuſetzen. Was ſie auf ihren früheren untergeordneten Standpunkten für eine ganz leichte Sache gehalten hatten, im Beſitze der Miniſterialgewalt die Herrſchaft der alten Glaubenslehre wieder aufzurichten und alle Gegner derſelben zum Gehorſam zu bringen: das zeigte ſich bei der Ausführung mit Schwierigkeiten verbunden, denen weder ihre geiſtige Kraft noch ihre Amtsgewalt gewachſen war. Um Glaubensmeinungen zu bewachen und zu beſtrafen, hätte es eines Glaubensgerichtes bedurft. Eine theologiſche Ober-Prüfungs-Commiſſion ſollte zwar die Stelle eines ſolchen vertreten; es ſtanden ihr aber keine eigentlichen Machtmittel zu Gebote, und ihren Verſuchen, ſich geltend zu machen, wurde von den andern Staatsbehörden mit Widerwillen und Nichtachtung begegnet. Dergeſtalt blieb das Religions-Edict ohne Erfolg für den Zweck, für welchen es gegeben worden war, und der durch daſſelbe erregte Streit wurde bald von ſtärkeren, politiſchen und literariſchen Intereſſen verſchlungen. Nichts deſtoweniger führte es zu einer Menge von widerwärtigen Verfolgungen und Chicanen, unter denen auch Kant zu leiden hatte und auf Jahre hinaus in ſeinem großartigen Wirken gelähmt ward.

24. Der preußiſche Kriegszug nach Holland.

Der Fürſtenbund, mit deſſen Stiftung Friedrich ſeine politiſche Laufbahn geſchloſſen hatte, ſtellte den preußiſchen Monarchen an die Spitze des mächtigſten Theiles der deutſchen Reichsfürſten, und erſchien Vielen als Anfangspunkt eines neuen Zeitalters der deutſchen Geſchichte. Aber dieſe großen Erwartungen gingen nicht in Erfüllung. Da Kaiſer Joſeph die ihm beigemeſſene Abſicht, ſich auf Unkoſten des Reiches zu vergrößern, nicht weiter verfolgte, ſondern ſeine ganze politiſche und militäriſche Thätigkeit dem Bündniſſe mit Rußland und dem in Folge deſſelben ausbrechenden Türkenkriege widmete, überdies auch mit dem Widerſtande vollauf zu thun hatte, den ſeine Reformen in Ungarn und in den Niederlanden erregten, ſo erhielt der Fürſtenbund gar keine Gelegenheit, ſeine Lebenskraft zu bethätigen und ſank in Vergeſſenheit, als Preußen mit dem Selbſtvertrauen einer Macht, die ſich vor Niemand zu fürchten brauche und fremder Hülfe nicht bedürfe, in Verhältniſſe einſchritt, auf die der Bund eigentlich keine Anwendung fand.

Das geſchah zuerſt in Holland. In dieſem Freiſtaate beſtanden zwei Parteien: die Oraniſche, welche die Macht der Erbſtatthalterſchaft zu erhalten und gelegentlich zu erweitern ſtrebte; und eine ſtändiſche oder patriotiſche, in welcher die Abneigung gegen das regierende Haus ſich mit einem grimmigen Haſſe gegen England, den Feind und Zerſtörer der holländiſchen Handelsgröße, verſchmolz. Die letztere Partei, die ihren Hauptſitz unter den Kaufleuten der großen Städte, beſonders in Amſterdam, hatte, und unter der kraftloſen Verwaltung des Erbſtatthalters, Wilhelm's V., in den Generalſtaaten ins Uebergewicht kam, ſchloß an Frankreich ſich an, und brachte es dahin, daß die Republik an dem Kriege Theil nahm, der von Frankreich zur Befreiung Nordamerika's wider England geführt ward. Der für Holland höchſt unglückliche Gang und Ausgang dieſes Krieges ſteigerte die Erbitterung gegen den mit England befreundeten Erbſtatthalter, wider deſſen Willen er unternommen worden war. Man ſchrieb die erlittenen Unfälle ſeinen Einwirkungen und abſichtlich fehlerhaften Maßregeln zu und legte ihm beſonders den Plan zur Laſt, durch Begünſtigung der Landmacht das Seeweſen in Verfall zu bringen, und ſo die Republik ſeinen Freunden und Beſchützern dienſtbar zu machen. Kecke Zeitungsſchreiber und eifernde Kanzelredner vermehrten die Gährung. Bald ſtanden überall patriotiſche Bürgermilizen unter den Waffen und blutige Auftritte folgten.

Die Truppen des Erbstatthalters wurden überwältigt, seine Freunde beschimpft und verjagt, und er selbst, im Jahre 1786, nach Verlust seiner Würden und Aemter genöthigt, den Haag zu verlassen und sich nach Nimwegen zu begeben.

Für Preußen konnten diese Vorgänge nicht gleichgültig sein. Die alte Familienverbindung mit dem Hause Oranien war durch Vermählung des Erbstatthalters mit einer preußischen Prinzessin, der Schwester Friedrich Wilhelm's, erneuert worden, und schon Friedrich hatte sich bewogen gefunden, vermittelnde Zuschriften an die Generalstaaten zu richten. Aber seine Abneigung gegen England, sein kränkliches Alter, auch wohl die in ihm vorherrschende Ueberzeugung, daß der Erbstatthalter als Staatsbeamter der Verfassung gemäß zu handeln verpflichtet gewesen sei, und sich aus deren Verletzung entsprungene Unannehmlichkeiten selbst beizumessen habe, hinderten eine wärmere Theilnahme. In desto höherem Grade bezeugte dieselbe Friedrich Wilhelm, als Bruder der Erbstatthalterin von dem Unglücke dieses Hauses näher betroffen, und nicht, wie Friedrich, gegen England's Verheißungen und Rathschläge durch eingewurzelten Widerwillen verschlossen. Lebhafte Verwendungen ergingen daher gleich nach der Thronbesteigung. Noch hemmte die Rücksicht auf das mit den Patrioten verbündete Frankreich allzu rasche Entschlüsse, bis die Kunde von der zunehmenden Geld- und Rathlosigkeit des französischen Cabinets alle Besorgnisse von dieser Seite aufhob, und ein, wahrscheinlich mit Absicht herbeigeführter außerordentlicher Vorfall den Familienstolz des Königs verletzte. Die Erbstatthalterin ward auf einer Reise, die sie höchst unerwartet von Nimwegen nach dem Haag unternahm (Juni 1787), von den Patrioten angehalten, und von Bürgermilizen wie eine Verhaftete zurückgeführt. Solche Verletzung des Anstandes gegen eine Fürstin schien damals unerträgliche, ihrem ganzen Hause zugefügte Schmach, die der König, als Bruder und Familienhaupt, nicht ungestraft lassen dürfe, und ein preußisches Heer von vierundzwanzigtausend Mann unter dem Herzoge Karl Ferdinand von Braunschweig zog sich in Westphalen zusammen. Frankreich drohte zwar mit einem Lager, das bei Givet an der Maas zum Schutze der Republik gebildet werden sollte; da es aber bei der Drohung blieb, so drangen im September 1787 die Preußen über Nimwegen und Arnheim in das holländische Gebiet ein. Sie fanden fast keinen Widerstand. Die Parteihäupter erwiesen sich feigherzig und kopflos, die Mannschaften lösten sich auf, die versuchte Oeffnung der Schleusen mißglückte wegen Mangels an Wasser, die Festungen ergaben sich fast ohne Gegenwehr,

und vier Wochen nach dem Einmarsche war selbst Amsterdam in den Händen der Sieger. Die Eroberung des niederländischen Freistaats, an welche Philipp II. und Ludwig XIV. die Kräfte ihrer Großreiche vergeblich gesetzt und die Erfolge so vieler Feldzüge verloren hatten, war Friedrich Wilhelm II. durch Absendung eines mäßigen Heerhaufens im Verlaufe eines einzigen Monats gelungen.

Das gute Glück Preußen's hatte einen anfangs unwichtigen Handel zu einem Schicksalsmomente erhoben, den ein politisches Genie an der Spitze des Staats zur Begründung großer Verhältnisse benutzt haben würde. Wäre dieses zu Deutschland gehörige, widernatürlicher Weise von demselben losgerissene Niederland damals, da das Glück es in die Hände einer deutschen Hauptmacht gegeben, durch Besetzung seiner Festungen in Abhängigkeit erhalten, und unter zweckmäßigen Formen in die rechte Stellung zur deutschen Nation gebracht, der Rheinstrom von seiner schimpflichen Sperre befreit worden: so hätte sich Preußen zum wahrhaften Wehrer und Vertreter des Reichs gemacht, und politische, militärische und merkantilische Vortheile von unübersehbarem Werthe erworben. Im Fürstenbunde war der Punkt gegeben, an den sich eine neue Gestaltung der germanischen Dinge anknüpfen ließ. Frankreich's politische Nichtigkeit war durch sein Betragen bei Holland's Unterwerfung entschieden, Rußland und Oesterreich verwickelten sich in einen Türkenkrieg, und England war zu Lande nun stark durch die Macht, die Preußen ihm lieh. Wurde diese Gunst der Umstände benutzt und die Sache in einem großen, über kleinliche Selbstsucht erhabenen Sinne ausgeführt, so konnte Deutschland nicht blos für immer von dieser Seite gegen Frankreich gedeckt werden, sondern auch Schifffahrt, Seemacht und selbstständigen Handel zurückerhalten, die ihm vornehmlich durch die naturwidrige Absonderung des Niederlands, in welchem sein Hauptstrom sich mündet, verloren gegangen sind. Aber der politische Genius, der Preußen zu Deutschland's Hort erheben konnte, fehlte. Für Herzberg, der die äußern Angelegenheiten der Monarchie leitete, war es der höchste Gesichtspunkt, Holland als Brücke zu gebrauchen, um eine Verbindung Preußen's mit England zu Stande zu bringen, und auf dieselbe ein Schiedsrichteramt Preußen's über das mittlere Europa zu gründen; der König aber fand sich durch den Gedanken befriedigt, daß die Ehre seines Bluts gerächt worden sei.

In der That war die Herstellung des Erbstatthalters in alle seine vorigen Rechte und Würden das einzige Ergebniß des kühn unternommenen und überglücklich ausgeführten Zuges. Der Heerd der Unruhen

wurde durch keine wesentliche Veränderung der Verfassung beseitigt, der preußische Einfluß auf keiner dauerhaften Grundlage festgestellt. Mehrere der nicht entflohenen Parteihäupter wurden verbannt; aber wie die Oranier jetzt durch Preußen gesiegt hatten, so konnten ihre Gegner nächstens durch Frankreich oder Oesterreich Wiedervergeltung üben. Aus übelberechneter Großmuth wurde selbst das Nächste versäumt. Die Preußen räumten Holland, ohne daß die reichen Kaufleute die Kosten des Krieges bezahlen durften, ohne daß ihnen auch nur der Erlaß einer bedeutenden Schuldforderung, die sie auf Grund einer alten, vom kaiserlichen Hofe auf Schlesien gemachten Anleihe an Preußen stellten, aufgelegt ward. Die Holländer spotteten wohl der durch Hunger abgenergelten Krieger, die sich mit einem bettelhaften Solde behelfen mußten, und klagten sie zugleich vor Europa's Richterstuhl an, weil einige derselben Almosen zu einer Labung erpreßt, und ein preußischer Commandant bei dem Bürgermeister einer Stadt, deren Ergebung durch einen Bombenschuß bewirkt worden war, ein Paar Tage freie Tafel gehalten hatte*).

Allerdings ward ein Bündniß zwischen Preußen und der Republik (am 15. April 1788) abgeschlossen; aber bedeutungslose, für Preußen ganz unnütze Gewährleistungen des dermaligen Zustandes bildeten den Inhalt desselben. Des Rheins geschah keine Erwähnung; die Handelsverhältnisse wurden mit der Aussicht auf einen künftig zu errichtenden Vertrag und mit der schwankenden Zusage abgefunden, daß beide Staaten sich gegenseitig auf den Fuß der am meisten begünstigten Nationen behandeln wollten. Das war Alles, was sich Preußen durch seinen Glücksstern zuführen ließ. Der zweideutige Kriegsruhm aber, den das Heer aus diesem unblutigen Feldzuge heimbrachte, sollte ihm zu großem Verderben gereichen; denn er erzeugte den nachmals so hart gestraften Wahn von dem gänzlichen Unvermögen der Völker, sich gegen ein regelmäßiges Kriegsheer zu behaupten, und von der besondern Unwiderstehlichkeit der preußischen Waffen. Für den französischen Hof hatte das feigherzige Benehmen, womit er seinen natürlichen Bundesgenossen im Stiche ließ, nicht minder unglückliche Folgen, weil es viel dazu beitrug, ihm die Achtung seiner eigenen Nation zu entziehen, die ja für politische Eitelkeit mehr als jede andere empfänglich war.

*) Die Preußen vor Europa's Richterstuhl angeklagt, von einer Gesellschaft Zeugen und Schlachtopfer ihres Einbruchs in Holland. Köln 1789. S. 89 u. 38.

25. Preußen als Beſchützer des europäiſchen Gleichgewichts.

Alle Vortheile, welche Preußen für ſich zu benutzen verſäumte, ernteten England. Dieſer Macht war es höchſt wünſchenswerth, Holland in Abhängigkeit von ſich zu erhalten; der engliſche Geſandte Ewart in Berlin hatte daher Alles gethan, durch ſeinen überlegenen Einfluß auf Herzberg die Staatskunſt dieſes Hofes in die Wege zu leiten, die England's Zwecken förderlich waren. Der Erfolg entſprach ganz ſeinen Wünſchen, und auf das preußiſche Bündniß mit Holland folgte (am 13. Juni 1788) ein ähnliches mit England, in welchem ſich beide Theile einander alle ihre Beſitzungen wider jeden feindlichen Angriff zu Waſſer und zu Lande mit 16,000 Mann Infanterie und 4000 Mann Cavallerie zu beſchützen verpflichteten. Dieſe Beſtimmungen konnten zwecklos ſcheinen; aber England erreichte dadurch, ohne ſelbſt eine Gefahr zu übernehmen, ſeine Abſicht, Rußland, mit dem es wegen Beſchränkungen des engliſchen Handels entzweit war, durch Preußen zu bedrohen und ebenfalls zu bekriegen. Friedrich Wilhelm bot dieſem Plane um ſo bereitwilliger die Hand, weil ihm die enge Verbindung Rußland's und Oeſterreich's Beſorgniſſe einflößte, und er ſelbſt ſich mit der ruſſiſchen Kaiſerin in einer aus perſönlicher Abneigung entſtandenen Spannung befand. Er glaubte ſeit dem Beſuche, den er als Kronprinz in Petersburg gemacht hatte, von dieſer Fürſtin ſich wenig geſchätzt, und wurde in dieſem Glauben beſtärkt, als ſie die Erneuerung des zwiſchen ihr und Friedrich beſtandenen Bündniſſes ablehnen ließ. Durch dieſe Stimmung beider Mächte gegen Rußland ward jene Freundſchaft befördert, als deren erſte öffentliche Wirkung die preußiſche Unternehmung nach Holland erſchien. Der geheimen Wirkſamkeit ihrer Verbindung war auch die Kriegserklärung zuzuſchreiben, welche die Pforte im Auguſt 1787 gegen Rußland ergehen ließ, und nicht minder der Angriff, den Guſtav III. von Schweden im Jahre 1788 gegen die letztere Macht unternahm; wenigſtens fing Guſtav den Krieg in der gewiſſen Vorausſetzung an, daß Preußen ihn nicht im Stich laſſen werde *). In ähnlicher Abſicht unterſtützten England und Preußen die Unruhen in Brabant, indem ſie Oeſterreich's Theilnahme am Türkenkriege zu hindern oder zu ſchwächen bedacht waren, und nährten die Gährung in Polen, wo eine zahlreiche Partei den Gedanken gefaßt hatte, das ſo lange ertragene ruſſiſche Joch

*) Herzberg's Briefe. S. 26.

abzuſchütteln und die vormalige Selbſtſtändigkeit dem Vaterlande wieder zu gewinnen. Auf Preußen's Betrieb wurde das an Polen geſtellte Anmuthen der Kaiſerin, mit ihr ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Türken zu ſchließen, mit ungewohnter Feſtigkeit abgewieſen, und über die ruſſiſche Truppenverſammlung auf polniſchem Gebiete ſo kräftige Beſchwerde geführt, daß es Katharina diesmal für rathſam hielt, derſelben Gehör zu geben. Aber als ſich, trotz dieſer geſchäftigen planreichen Politik, der Krieg durch den Zutritt Oeſtereich's dennoch erweiterte, ja in den Jahren 1788 und 1789 durch die wiederholten Niederlagen der Türken wie durch die Unfälle Schweden's eine Wendung nahm, die Preußen und England nicht erwartet hatten, kamen ſie in den Fall, auf eine ſelbſtthätige Weiſe zu Gunſten der Pforte einſchreiten zu müſſen, wollten ſie anders dieſelbe nicht zuſammenſtürzen und die Türken aus Europa verjagt ſehen.

Nie war der Untergang dieſes barbariſchen Thrones näher als damals; aber um was die früheren Jahrhunderte in heißen Gebeten zum Himmel gefleht hatten, das erſchien der Staatskunſt Pitt's und Hertzberg's als ein nicht zu berechnendes Unglück. Und nicht bloß den Staatsmännern waren die Türken werth, auch manche andere Stimmen in der Chriſtenheit ſprachen für ſie. Die Biederkeit ihrer Gemüthsart, die Verſtändigkeit ihrer Staatseinrichtung, die milde Geſinnung der Sultane Muſtapha und Abdul Hamid wurde von Schriftſtellern gerühmt, und die Geiſtesbildung Selim's III., der dem Letztern im Jahre 1789 folgte, ſchien in der That den Zeitpunkt ihrer Annäherung an Europa's Cultur und Sitten beſchleunigen zu wollen. Alles, was man von Potemkin's Handlungsweiſe und dem Verfahren der Ruſſen in der Krim erfuhr, ſtellte die Türken nicht in Schatten. Daher fiel es Niemandem ein, im Namen der Religion und der Humanität einer Politik zu widerſprechen, die es für den Hauptgrundſatz aller geſunden Staatsweisheit erklärte, lieber die Türken im Beſitze des ſchönſten Punktes von Europa zu erhalten, als durch ihr Verſchwinden und die auf ihre Koſten beabſichtigte Machtvergrößerung Rußland's und Oeſterreich's eine Störung des europäiſchen Gleichgewichts eintreten zu laſſen. Für England war dieſe Politik aus den materiellen Intereſſen ſeines Handels hervorgegangen; Preußen aber wurde bloß durch die internationale Theorie geleitet.

Ueber das achtzehnte Jahrhundert herrſchte noch immer, mit der Stärke der ältern Meinungsgewalten, die Lehre von dem Gleichgewichte der Staaten. Urſprünglich war ihr Sinn geweſen: jedes Uebergewicht

des einen Staates über die anderen zu bekämpfen und, um es für die Zukunft unmöglich zu machen, ein Syſtem zu ſchaffen, in welchem die Machtverhältniſſe der Hauptſtaaten im Großen und Ganzen vielmehr einander das Gleichgewicht hielten. Mit der Zeit aber entartete die Anwendung der Lehre, indem man ſie zum Vorwand gebrauchte, um theils jedes eigene ſelbſtſüchtige Gelüſte, theils jede Anfeindung fremden Thuns und Trachtens, damit zu beſchönigen. Unter den Einwirkungen dieſer Entartung wurde die Theorie immer raffinirter und pedantiſcher ausgeſponnen. Europa wurde gewiſſermaßen als eine große Wage mit mehreren Wagſchalen vorgeſtellt, in welchen die Staaten bündelweiſe nach Maßgabe ihrer Beziehungen vertheilt, als Gruppen oder Syſteme im Gleichgewicht ſchwebten; die Selbſtſtändigkeit aller ſollte davon abhängen, daß keine Schale durch Verminderung ihres Gewichts oder — was dieſelbe Wirkung hervorgebracht haben würde — durch Zuwachs des Gewichtes der andern in die Höhe geſchnellt werde. Gewichte und Gegengewichte, Haupt- und Nebenſchalen, näher und entfernter wirkende Kräfte, größere und kleinere Maſſen wurden berechnet. Für das nördliche Staatenſyſtem, an deſſen Spitze ſich Preußen und England, gegenüber dem mit Rußland und Frankreich verbündeten Oeſterreich, befanden, erſchien es damals weſentlicher Bedarf, der Schale, in welcher dieſe drei gewaltigen Reiche ſich wiegten, eine Schale von ſchwerem Gewichte entgegen zu ſetzen; und als Compenſation ihrer eigenen Schwere galt den erſtgenannten Mächten namentlich die osmaniſche Pforte. Daher der Werth, der auf die unverſehrte Erhaltung derſelben gelegt ward. Die Theorie in dieſer Geſtalt hatte den Hauptfehler, daß ſie ein der Wirklichkeit ähnliches Bild für die unmittelbare und vollſtändige Wirklichkeit ſelbſt nahm. Die Wahrheit beſtand in der Thatſache, daß zwiſchen mehreren Staaten natürliche, durch Stammgenoſſenſchaft, Nachbarſchaft oder Handelsgemeinſchaft gegebene Bundesverhältniſſe Statt finden, und in der durch mehrfache Erfahrungen beſtätigten Wahrſcheinlichkeit, daß die Eroberungsplane mächtiger Reiche durch die vereinte Entgegenwirkung minder mächtiger und kleinerer Staaten vereitelt, und ſelbſt dem Geringſten durch die Theilnahme aller andern ſeine Rechte gegen den Größten geſichert werden können. Aber dieſe Wahrheit wurde dadurch vermindert, daß man die höheren geiſtigen und geſchichtlichen Elemente der Völkerverbindung ganz außer Acht ließ, und nur materielle Verhältniſſe in Anſchlag brachte; ſie wurde verkünſtelt, indem man allzu entfernte Beziehungen berechnete, und die wirkenden und gegenwirkenden Kräfte, die Gewichte und Gegengewichte ſo vervielfältigte, daß die Wage

Europa's zu einem höchſt zuſammengeſetzten Kunſtwerke wurde, deſſen Schwebe bei der geringſten Berührung ſeiner Gewichte ins Schwanken gerieth, und nur durch ein äußerſt verwickeltes Zuſammenwirken wieder hergeſtellt werden konnte. Allerdings mochte dieſes Zuſammenwirken zuweilen gelingen: gewöhnlich aber mußte es fehl ſchlagen, weil es nicht auf die Natur der Dinge, ſondern auf künſtliche, oft ganz eingebildete Berechnungen begründet war. Selbſt die natürlichen Verbindungen verſagen zuweilen ihren Dienſt, und Freunde, Nachbarn und Brüder laſſen einander im Stich; um wie viel nichtiger war die Vorausſetzung, daß die Staaten und Völker über den jedesmaligen Stand eines, blos durch Gedanken und Vorausſetzungen beſtimmten Gleichgewichts ſämmtlich gleiche Anſichten faſſen, und ſämmtlich geneigt ſein würden, für die Erhaltung oder Herſtellung deſſelben große Anſtrengungen zu machen. Im Eifer der Berechnung überſahen die Staatsweiſen, daß das wirkliche Verhältniß der Völker doch noch ein anderes als ein blos mechaniſches iſt, daß in der Weltgeſchichte wie im Leben lebendige, und eben darum nicht wie Zahlen oder Gewichte zu berechnende Kräfte mit einander verkehren. Aber gegen die Macht des Gleichniſſes ſchien ſelbſt die Erfahrung ihre Kraft verloren zu haben. Umſonſt ſah man, wie das in der Gleichgewichtslehre dem rechten Arme Rußland's als Hemmniß angehängte Schweden trotz der Türken, die Rußland's linken Arm feſthalten ſollten, politiſch vernichtet worden war; wie im ſiebenjährigen Kriege die Türken keine Hand gerührt hatten, um den Druck Oeſterreich's und Rußland's auf Preußen zu hindern; wie Frankreich zwar, jener Lehre gemäß, im öſterreichiſchen Erbfolgekriege mit Preußen gegen Oeſterreich geſtanden, bald darauf aber, im ſiebenjährigen, mit Oeſterreich gegen Preußen gekämpft; wie Polen, unter Theilnahme derſelben Mächte, mit denen es in einer Wagſchale gegenüber der ruſſiſchen ſchwebte, zum Vortheile des letztern zerſtückt worden war; wie Oeſterreich, das im Jahre 1772 nahe daran geweſen war, zur Erhaltung der Türken gegen die Ruſſen das Schwert zu ziehen, jetzt, mit den Ruſſen verbündet, gegen die Türken im Felde ſtand; und wie ſo eben Schweden, in ſeinem Verzweiflungskampfe gegen Rußland, von den Genoſſen ſeiner Wagſchale völlig der eigenen Kraft überlaſſen ward.

Dieſe Erfahrungen eines einzigen Jahrhunderts hätten beweiſen können, daß die Gültigkeit der ganzen Anſicht ſehr beſchränkt war, daß das Gleichgewicht vom Wechſel der Launen und Umſtände abhing, und daß es wenig rathſam ſein mochte, für einen ſo ſchwankenden Begriff Großes aufs Spiel zu ſetzen. Aber Herzberg, im Zauberkreiſe einer

Ansicht, in welcher er groß geworden war, befangen, urtheilte anders. An die Erhaltung des Gleichgewichts im obigen Sinne, meinte er, sei Preußen's Dasein geknüpft, und weil dieses Gleichgewicht auf Erhaltung der Türken beruhe, müsse Preußen für diese im Nothfalle selber das Schwert ziehen*). Daß zwischen beiden Völkern gar keine natürliche Bundesgenossenschaft, weder durch Nachbarschaft, noch durch bedeutende Handelsverhältnisse Statt fand, kam für ihn in keinen Betracht; er berechnete nur den Werth, den für Preußen die Türken als Gegengewicht gegen Rußland und Oesterreich hatten, ohne zu erwägen,

*) Für das Vorstehende und Folgende ist von Wichtigkeit: Hertzberg, Denkschrift über das zwischen Preußen und Polen im J. 1790 geschlossene Bündniß, in Ad. Schmidt's Zeitschrift für Geschichte. Bd. VII. S. 261 ff., und Hertzberg, Précis, ebendaselbst Bd. I. S. 23 ff. Am erstern Orte sagt er (S. 263): „Es war einer gesunden Politik angemessen, an die Errichtung eines Föderativsystems zwischen Preußen, England, Polen, Schweden und der ottomanischen Pforte zu denken, um dem Systeme der beiden so überwiegenden Mächte, wie die beiden Kaiserhöfe sind, entgegenzutreten und das Gleichgewicht von Osten und Norden her aufrecht zu erhalten." Und am andern Orte (S. 24): par l'alliance conclue en 1788 entre la Prusse, l'Angleterre et la Hollande, le roi a jeté la base de ce grand système fédératif, par lequel ces trois puissances s'assistent mutuellement, non seulement pour leur défense, mais aussi pour maintenir l'équilibre du pouvoir dans toute l'Europe, en empêchant qu'aucune puissance ne puisse l'ébranler par des vues et des entreprises ambitieuses. C'est dans cette vue, que je conseillais au roi, lorsque la guerre s'alluma en 1788 entre les deux cours impériales et les Turcs et que ceux-ci furent menacés d'être expulsés de l'Europe, ce qui aurait pu procurer à la maison d'Autriche un agrandissement trop dangereux, — je conseillais au roi, que la Prusse s'y oppose, avec ses deux alliés et tâche de maintenir l'équilibre dans l'orient et le nord, d'abord par une déclaration vigoureuse et en cas de besoin par une intervention encore plus efficace. Ce plan fut agréé par l'Angleterre, mais principalement exécuté par la Prusse presque sans secours de ses alliés. Wenn er dennoch behauptet (Denkschrift S. 265), er habe gegen den Allianztraktat mit der Pforte „Gegenvorstellungen" gemacht und ihn „ganz wider Willen" entworfen — so kann dies nur insofern für begründet gelten, als er wegen seiner weitaussehenden Tauschprojecte, die er bei diesem Anlaß zu Gunsten Preußen's und zum Nachtheil der Pforte durchzuführen gedachte, einen andern Gang der diplomatischen Aktion wünschen mußte. Diese Differenz seiner Auffassung legt er im Précis S. 25 und 26 dar; er wollte namentlich keine alliance offensive, und sah den cas de besoin noch nicht als eingetreten an. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß er für die damalige preußische Politik, die er leitete und vertrat, verantwortlich und nur später zu Tadel geneigt war, welcher gern bedacht war, manches auf Andere zu wälzen und sich selbst zu reinigen.

daß zwischen der Voraussetzung dieses Gegengewichts und dessen Verwirklichung eine weite Kluft bestand, und daß es überhaupt noch immerhin zweifelhaft war, ob nicht die Vertreibung der Türken diesen Mächten weniger einen dem Westen gefährlichen Zuwachs, als vielmehr eine andere demselben zuträgliche Ableitung geben könne. Eben so wenig ward daran gedacht, daß der englische Minister nicht unbedingt Herr seiner Entschließungen, sondern von den Bewilligungen des Parlaments abhängig war und die Bundespflichten, auf welche Preußen mit voller Zuversicht rechnete, gar nicht erfüllen konnte, wenn die Stimmung der Nation und des Parlaments sich gegen den Krieg erklärte. Unter diesen Umständen kann man Herzberg's Entwürfe nicht von Befangenheit, und sein Verfahren nicht von Unvorsichtigkeit freisprechen. Am 31. Januar 1790 schloß Preußen durch seinen Gesandten Diez einen Bundesvertrag mit der Pforte, in welchem es sich verpflichtete, im Frühlinge dieses Jahres Krieg an Rußland und Oesterreich zu erklären, und nicht eher Friede zu machen, als bis der Großherr alle verlorenen Festungen und Länder, sogar die Halbinsel Krim, die doch schon in einem frühern Kriege verloren war, wiederbekommen, und volle Sicherheit sowohl zu Wasser als zu Lande erlangt haben werde. So übernahm Preußen für die Türken das Schwerste, was ein Volk für das andere übernehmen kann, — Krieg, und zwar Krieg gegen Oesterreich und Rußland. Dafür versprach die Pforte den preußischen Handelsschiffen im Mittelmeere die Vortheile, die sie anderen begünstigten Nationen gewährte, auch Sicherstellung derselben gegen die afrikanischen Raubstaaten; außerdem aber machte sie sich anheischig, in dem abzuschließenden Frieden der Republik Polen das Land Galizien und überhaupt alle Länder wieder zu verschaffen, welche bei der Theilung Polen's an Oesterreich gefallen waren. Am 29. März 1790 schloß nun auch Preußen ein Schutzbündniß mit Polen, um es dem System der beiden Kaiserhöfe zu entziehen und gegen diese im Kriegsfall zu verwenden, mit der Aussicht auf die Wiedererwerbung Galizien's. Preußen's Staatskunst war indeß nicht so uneigennützig, als sie bei dieser Sorge für Polen's Vortheil zu sein schien. Herzberg hoffte für die Zurückstellung Galizien's die beiden Handelsstädte Danzig und Thorn und den polnischen Landstrich zwischen der Nemmark und dem Obraflusse für Preußen von Polen zu erlangen. Auch war es nicht seine Absicht, daß der König auf vollständige Erfüllung seiner großmüthigen Zusagen bestehen sollte. Wäre Oesterreich nicht zur Rückgabe des ganzen Galizien's zu bewegen, so sollte, nach seinem Plane, Polen mit einem Theile zufrieden sein,

Ansicht, in welcher er groß geworden war, befangen, urtheilte anders. An die Erhaltung des Gleichgewichts im obigen Sinne, meinte er, sei Preußen's Dasein geknüpft, und weil dieses Gleichgewicht auf Erhaltung der Türken beruhe, müsse Preußen für diese im Nothfalle selber das Schwert ziehen*). Daß zwischen beiden Völkern gar keine natürliche Bundesgenossenschaft, weder durch Nachbarschaft, noch durch bedeutende Handelsverhältnisse Statt fand, kam für ihn in keinen Betracht; er berechnete nur den Werth, den für Preußen die Türken als Gegengewicht gegen Rußland und Oesterreich hatten, ohne zu erwägen,

*) Für das Vorstehende und Folgende ist von Wichtigkeit: Hertzberg, Denkschrift über das zwischen Preußen und Polen im J. 1790 geschlossene Bündniß, in Ad. Schmidt's Zeitschrift für Geschichte Bd. VII. S. 261 ff., und Hertzberg, Précis, ebendaselbst Bd. I. S. 23 ff. Am erstern Orte sagt er (S. 263): „Es war einer gesunden Politik angemessen, an die Errichtung eines Föderativsystems zwischen Preußen, England, Polen, Schweden und der ottomanischen Pforte zu denken, um dem Systeme der beiden so überwiegenden Mächte, wie die beiden Kaiserhöfe sind, entgegenzutreten und das Gleichgewicht von Osten und Norden her aufrecht zu erhalten." Und am andern Orte (S. 24): par l'alliance conclue en 1788 entre la Prusse, l'Angleterre et la Hollande, le roi a jeté la base de ce grand système fédératif, par lequel ces trois puissances s'assistent mutuellement, non seulement pour leur défense, mais aussi pour maintenir l'équilibre du pouvoir dans toute l'Europe, en empêchant qu'aucune puissance ne puisse l'ébranler par des vues et des entreprises ambitieuses. C'est dans cette vue, que je conseillais au roi, lorsque la guerre s'alluma en 1788 entre les deux cours impériales et les Turcs et que ceux-ci furent menacés d'être expulsés de l'Europe, ce qui aurait pu procurer à la maison d'Autriche un agrandissement trop dangereux, — je conseillais au roi, que la Prusse s'y oppose, avec ses deux alliés et tâche de maintenir l'équilibre dans l'orient et le nord, d'abord par une déclaration vigoureuse et en cas de besoin par une intervention encore plus efficace. Ce plan fut agréé par l'Angleterre, mais principalement exécuté par la Prusse presque sans secours de ses alliés. Wenn er dennoch behaupten (Denkschrift S. 265), er habe gegen den Allianztractat mit der Pforte „Gegenvorstellungen" gemacht und ihn „ganz wider Willen" entworfen — so kann dies nur insofern für begründet gelten, als er wegen seiner weitaussehenden Tauschprojecte, die er bei diesem Anlaß zu Gunsten Preußen's und zum Nachtheil der Pforte durchzuführen gedachte, einen andern Gang der diplomatischen Actionen wünschen mußte. Diese Differenz seiner Auffassung legt er im Précis S. 25 und 26 dar; er wollte namentlich keine alliance offensive, und sah den cas de besoin noch nicht als eingetreten an. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß er für die damalige preußische Politik, die er leitete und vertrat, verantwortlich und nur späterem Tadel gegenüber, denselben gern bedacht war, manches auf Andere abzuwälzen und sich selbst zu reinigen.

daß zwischen der Voraussetzung dieses Gegengewichts und dessen Verwirklichung eine weite Kluft bestand, und daß es überhaupt noch immerhin zweifelhaft war, ob nicht die Vertreibung der Türken diesen Mächten weniger einen dem Westen gefährlichen Zuwachs, als vielmehr eine andere demselben zuträgliche Ableitung geben könne. Eben so wenig ward daran gedacht, daß der englische Minister nicht unbedingt Herr seiner Entschließungen, sondern von den Bewilligungen des Parlaments abhängig war und die Bundespflichten, auf welche Preußen mit voller Zuversicht rechnete, gar nicht erfüllen konnte, wenn die Stimmung der Nation und des Parlaments sich gegen den Krieg erklärte. Unter diesen Umständen kann man Hertzberg's Entwürfe nicht von Befangenheit, und sein Verfahren nicht von Unvorsichtigkeit freisprechen. Am 31. Januar 1790 schloß Preußen durch seinen Gesandten Diez einen Bundesvertrag mit der Pforte, in welchem es sich verpflichtete, im Frühlinge dieses Jahres Krieg an Rußland und Oesterreich zu erklären, und nicht eher Friede zu machen, als bis der Großherr alle verlorenen Festungen und Länder, sogar die Halbinsel Krim, die doch schon in einem frühern Kriege verloren war, wiederbekommen, und volle Sicherheit sowohl zu Wasser als zu Lande erlangt haben werde. So übernahm Preußen für die Türken das Schwerste, was ein Volk für das andere übernehmen kann, — Krieg, und zwar Krieg gegen Oesterreich und Rußland. Dafür versprach die Pforte den preußischen Handelsschiffen im Mittelmeere die Vortheile, die sie anderen begünstigten Nationen gewährte, auch Sicherstellung derselben gegen die afrikanischen Raubstaaten; außerdem aber machte sie sich anheischig, in dem abzuschließenden Frieden der Republik Polen das Land Galizien und überhaupt alle Länder wieder zu verschaffen, welche bei der Theilung Polen's an Oesterreich gefallen waren. Am 29. März 1790 schloß nun auch Preußen ein Schutzbündniß mit Polen, um es dem System der beiden Kaiserhöfe zu entziehen und gegen diese im Kriegsfall zu verwenden, mit der Aussicht auf die Wiedererwerbung Galizien's. Preußen's Staatskunst war indeß nicht so uneigennützig, als sie bei dieser Sorge für Polen's Vortheil zu sein schien. Hertzberg hoffte für die Zurückstellung Galizien's die beiden Handelsstädte Danzig und Thorn und den polnischen Landstrich zwischen der Nemmark und dem Obraflusse für Preußen von Polen zu erlangen. Auch war es nicht seine Absicht, daß der König auf vollständiger Erfüllung seiner großmüthigen Zusagen bestehen sollte. Wäre Oesterreich nicht zur Rückgabe des ganzen Galizien's zu bewegen, so sollte, nach seinem Plane, Polen mit einem Theile zufrieden sein,

und wäre nicht die völlige Wiederherſtellung aller von den Türken erlittenen Verluſte zu bewerkſtelligen, ſo ſollte Oeſterreich, zur Entſchädigung für das an Polen Zurückgegebene, Belgrad nebſt der Wallachei, nach dem Fuße des Paſſarowitzer Friedens von 1718, behalten können.

Unſtreitig war der Gedanke, Polen als einen natürlichen Bundesgenoſſen Preußen's zu betrachten, durch Zurückgabe Galizien's zu verſtärken und durch die Bande der Dankbarkeit feſter an Preußen zu knüpfen, eines Staatsmannes würdig, der Preußen's dauerhafte Größe begründen wollte, und die früher überſehenen Winke des Schickſals zu verſtehen glaubte. Aber der Faden wurde zu fein und zu künſtlich geſponnen, um für Türken und Polen recht brauchbar zu ſein. Indem man zuerſt unbedingte und uneigennützige Zuſagen machte, um hinterher, bei halber Erfüllung derſelben, mit der andern Hälfte eigene Vortheile zu erkaufen, ſchien man das Mißtrauen und den Eigenſinn, der allen Halbbarbaren im Verkehr mit höher Gebildeten eigen iſt, nicht zu kennen, und nicht zu wiſſen, daß ſie Demjenigen, der ihnen zuerſt einen ganzen Gewinn verſprach und nachmals über die eine Hälfte zu ſeinem Nutzen verfügt, den verkürzten Vortheil weit ſchlimmer als einen vollen Verluſt anrechnen werden. Um ſo trüglicher Geſpinnſte willen ſollte ein Krieg gegen Rußland und Oeſterreich gewagt werden.

Auf die Kunde von Preußen's Unterhandlungen mit der Pforte und den kriegeriſchen Anſtalten in Schleſien, hatte Kaiſer Joſeph ein Heer in Böhmen und Mähren zuſammengezogen. Als er aber am 20. Februar 1790 ſtarb, fand ſein Bruder und Nachfolger Leopold die öſterreichiſche Monarchie in einer ſo bedenklichen Lage, daß es ihm äußerſt wünſchenswerth war, des Krieges mit Preußen überhoben zu werden. Er ſchrieb daher, gleich nach ſeiner Thronbeſteigung, an den König einen ſehr freundſchaftlichen Brief, worin er, mit Beziehung auf die Mäßigung, die er in allen Lebensverhältniſſen bewieſen habe, ſein Verlangen nach einer gütlichen Ausgleichung der vorhandenen Mißverhältniſſe zu erkennen gab. Friedrich Wilhelm antwortete in gleichem Sinne, und ließ dem öſterreichiſchen Geſandten den Herzberg'ſchen Entwurf mittheilen, aber die Gegenbemerkungen äußerten Befremdung, daß Oeſterreich den beſten Theil Galizien's gegen unangebaute türkiſche Grenzländer vertauſchen ſollte, und daß Preußen, ohne Theilnahme am Kriege, gewinnen wollte. Nun erſt bekam auch die preußiſche Heerverſammlung eine ernſthafte Geſtalt; der König ſelbſt, vom Herzoge von Braunſchweig und anderen Feldherren begleitet, begab ſich nach Schleſien, und nahm ſein Hauptquartier zu Schönwald an der böhmiſchen Grenze.

Gegen Rußland ſtanden zwei Armeekorps, das eine an der litthauiſchen Gränze, das andere an der Weichſel bei Thorn, das ſich nachher durch Polen nach Ober-Schleſien zog. Leopold, der dieſen Ernſt nicht erwartet hatte, ertheilte nun ſeinen Abgeordneten, dem Fürſten Reuß und dem Freiherrn von Spielmann, neue Verhaltungsbefehle, in deren Folge Beide am 27. Juni in Reichenbach mit Herzberg zu einer Unterhandlung zuſammentraten. Dieſe bot in ihrem Anfange die beſten Ausſichten zur Verwirklichung des Herzberg'ſchen Ausgleichungsplans dar; aber plötzlich geſtaltete Alles ſich anders.

Die Geſandten England's und Holland's, die ſich ebenfalls nach Reichenbach begeben hatten, erklärten, daß beide Mächte den unbedingten vorigen Zuſtand (Status quo) für die Pforte verlangten, und, wenn der König auf dem Ausgleichungsplane beharre, an dem Kriege, der entſtehen könne, keinen Theil nehmen, noch denſelben als einen Krieg, auf den ihr Bündniß anwendbar ſei, anſehen würden. Das alſo war für Preußen die Frucht des geprieſenen holländiſch-engliſchen Bundes! Preußen ſollte Danzig und Thorn nicht bekommen, und die Pforte keinen Gränzpfahl verlieren. Zehn Tage darauf kam auch der preußiſche Geſchäftsträger in Warſchau, Marquis von Lucheſini, nach dem Hauptquartier, und äußerte Bedenken, ob die Polen ſich gutwillig zur Abtretung der beiden Städte gegen die beſchränkte Entſchädigung verſtehen würden. Nicht minder erhoben Andere Zweifel über die Bereitwilligkeit der Pforte, die beſchränkte Wiederherſtellung ihrer Verluſte ſich gefallen zu laſſen, nachdem ſich Preußen für die unbeſchränkte feierlich verpflichtet habe. Noch Andere — es waren beſonders Die, welche den König ganz ihrem Kreiſe wiedergegeben wünſchten — ſprachen von der Möglichkeit, daß Oeſterreich ſich mit den Türken ohne weitere Vermittelung vertrüge, und dann mit ſeiner ganzen Macht, im Verein mit Rußland, auf Preußen fallen könne; ſie ſtellten dem Könige die Gefahr und zugleich das wenig Ehrenvolle eines Krieges vor Augen, der ohne Bundesgenoſſen, und nicht mehr um des Gleichgewichts von Europa willen, ſondern wegen einer unbedeutenden Vergrößerung Preußen's geführt werden würde. Wer immer auch Die waren, von denen dieſe Anſichten geltend gemacht wurden *), ganz Unrecht hatten ſie nicht, und ihr Sieg im Gemüthe des Königs erſcheint wohl erklärbar genug, wenn man den Eindruck bedenkt, den das in Frankreich

*) Herzberg, Précis (a. a. O. S. 26) ſagt: ce plan fut contrecarré par des personnes, et par des moyens, que je ne veux pas nommer.

aufgehende Ungewitter der Revolution auf die Fürsten zu machen begann. Der Umschlag erfolgte um die Mitte des Juli. Umsonst setzte Herzberg die Unwahrscheinlichkeit der erregten Besorgnisse auseinander; der König befahl ihm auf das bestimmteste, sogar mit Aeußerungen des Unwillens und mit dem Vorwurfe, daß sein Eifer übertrieben sei und Ungehorsam gegen den Thron athme, den Ausgleichungsplan ganz zu beseitigen, und die unbeschränkte Wiederherstellung des vorigen Standes zur einzigen Friedensgrundlage zu machen. Friedrich Wilhelm für seine Person glaubte, diese Forderung werde den Krieg zur Folge haben, und trug seinem Minister auf, das Manifest aufzusetzen; aber Herzberg wußte wohl, daß diese Wendung für Oesterreich viel willkommener als die frühere war, obwohl er die Richtigkeit der von Oesterreich über den Umwerth der türkischen Provinzen aufgestellten Angaben nicht anerkannte. In der That beeilten sich die Abgeordneten dieser Macht, Preußen's Vorschläge zu genehmigen, und am 27. Juli 1790 wurde, in Form einer österreichischen Erklärung und einer preußischen Gegenerklärung, der Reichenbacher Vertrag abgeschlossen, des Inhalts, daß Oesterreich sogleich Waffenstillstand mit den Türken eingehen werde, um die Unterhandlung über einen Frieden auf der Grundlage des strengen vorigen Besitzstandes daran zu knüpfen. Im Fall die Gränzberichtigung für Oesterreich irgend einen, von der Pforte freiwillig zugestandenen Vortheil herbeiführe, solle Preußen dafür Entschädigung erhalten. An dem Kriege Rußland's mit der Pforte versprach Oesterreich keinen weiteren Antheil zu nehmen; Preußen dagegen, die Rückkehr Belgien's unter Oesterreich's Herrschaft nicht zu hindern, wobei es jedoch für diese Provinzen vollkommene Verzeihung des Aufstandes und Wiederherstellung ihrer von Joseph angetasteten Verfassung anordnete und gewährleistete*).

Gleich nach Genehmigung dieses Vertrages von Seiten der Höfe lösten die Heere sich auf, und Friedrich Wilhelm zog unter dem Jubel seines, von der Furcht des Krieges befreiten Volkes nach Hause. Das an die Erhaltung der Türken geknüpfte Gedankenbild des europäischen Gleichgewichts war mit Aufopferung von Millionen gestützt, und daneben der Schein gewonnen worden, Oesterreich Gesetze vorgeschrieben zu haben. Aber dieser Schein verlor gar viel von seinem Schimmer, als Leopold, der noch im Laufe dieses Jahres (am 30. September) zum Kaiser

*) Vgl. Herrmann, Gesch. des russ. Staates, Bd. VI (1860). S. 278—313. Häusser, deutsche Gesch. 2. Aufl. Bd. I. S. 221 ff.

erwählt ward, und durch ein geſchicktes Verfahren alle vorgefundenen Verwirrungen im Innern ſeiner Monarchie beendigte, auf dem geſicherten Throne größere Zuverſicht zeigte. Der Friede zwiſchen Oeſterreich und der Pforte wurde zwar zu Sziſtova in Gegenwart eines preußiſchen Geſandten unterhandelt, und am 5. Auguſt 1791 abgeſchloſſen; aber nach dem Verlangen der kaiſerlichen Miniſter durfte der Uebereinkunft von Reichenbach im Vertrage ſelbſt nicht einmal gedacht werden. Auch der Punkt, daß Preußen entſchädigt werden ſolle, wenn Oeſterreich Vortheile erwerbe, ging nicht in Erfüllung, obwohl den Türken Alt-Orſova mit ſeinen Umgebungen und einige andere Gebiete abgedrungen wurden.

Das Bedenklichſte war, daß, bei den Fortſchritten der Ruſſen gegen die Türken, und bei der entſchiedenen Weigerung Katharinen's, ſich den Frieden gebieten zu laſſen, das feindliche Verhältniß Preußen's zu Rußland fortdauerte und drohender wurde, eben als der König von Schweden, der ſo lange vergebens auf thätige Hülfe von den Genoſſen ſeiner Wagſchale gewartet hatte, am 14. Auguſt 1790 ſeinen Frieden mit der Kaiſerin machte. Nun erſt verſtärkte ſich das preußiſche Heer an den ruſſiſchen Gränzen bis auf achtzigtauſend Mann, und Tempelhof erhielt Befehl, den Plan zur Belagerung von Riga zu entwerfen, die unternommen werden ſollte, ſobald man mit Anbruch des Frühlings an die Düna gerückt ſein werde. England verſprach, eine Flotte in die Oſtſee, eine andere ins Schwarze Meer zu ſenden. Als es aber zur Ausführung kommen ſollte, wurde dem engliſchen Miniſter der Widerſpruch der Oppoſition gegen die unnütze Verſendung mit Rußland zu mächtig, die diplomatiſche Weisheit, daß die von den Ruſſen eroberte Feſtung Oczakow den Türken zurückgegeben werden müſſe, um die Freiheit Europa's und die Selbſtſtändigkeit Preußen's zu beſchützen, war nicht vermögend, gegen die ſchonungsloſen Angriffe der Parlamentsberedtſamkeit Stand zu halten. Pitt mußte ſeinem Gegner Fox nachgeben, und die ſchon gerüſtete Flotte entwaffnen laſſen. Da gewahrte Preußen, daß es nach ſo großen, der engliſchen Politik dargebrachten Opfern, in dieſem Kampfe am Ende allein ſtehen und zum zweiten Male ſein Daſein aufs Spiel ſetzen werde, um den Türken einen Steinhaufen wiederzuverſchaffen. Beide Mächte ſtimmten daher den hohen Ton, womit ſie anfangs die von Dänemark angebotene Vermittelung abgewieſen hatten, herab, und waren zufrieden, als die Kaiſerin am 9. Jan. 1792 zu Jaſſy Frieden, für ſich allein und ſo ſchloß, daß ſie, außer der Krim, deren nicht weiter gedacht ward, Oczakow mit dem Landſtriche zwiſchen dem Dniepr

und Dniester behielt. Die großen Summen, welche Preußen auf die Rüstungen gegen Rußland verwendet hatte, waren abermals verloren, ohne daß auch nur ein zweideutiger Ruhm, wie das Jahr vorher zu Reichenbach, erkauft worden war.

Obgleich diese Entwickelung der preußischen Staatskunst ganz gegen Herzberg's Absichten erfolgt war, so gehörte ihm doch die Anlage derselben, und es mußte um so leichter sein, dem Urheber so kostbarer und fruchtloser Pläne das Vertrauen des Königs vollends zu entziehen, als er höfischer Geschmeidigkeit entbehrte und, voll Eigenliebe, die von ihm begangenen Mißgriffe nicht einsah. Er fühlte nachmals wohl, daß er sich gleich nach dem Congreß zu Reichenbach hätte zurückziehen sollen, und entschuldigte sein Bleiben damit, daß ihn einige Vaterlandsfreunde gebeten, den Staat nicht zu verlassen; aber dieser Rath kam aus dem eignen, regierungslustigen Geiste, der sich an den Gedanken geschäftloser Unbedeutsamkeit nicht gewöhnen konnte. Indeß wurde es bei der durch neue Verhältnisse herbeigeführten engen Verbindung Preußen's mit dem österreichischen Hofe, dem Herzberg als bisheriger entschiedener Widersacher kein Vertrauen einflößen konnte, immer mißlicher, denselben an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten zu belassen. Der König, den ihm die Kränkung des Abschieds ersparen wollte, setzte ihm zwei neue Cabinetsminister an die Seite; aber Herzberg verstand den Wink nicht oder wollte ihn nicht verstehen, und erst auf einen Cabinetsbefehl, wonach er die wichtigsten Briefschaften, besonders die den Wiener Hof betreffenden, gar nicht mehr sehen sollte, forderte er im Sommer 1791 seine Entlassung. Er erhielt dieselbe unter Versicherungen von Gnade und Wohlwollen, wie sie sein redlicher Wille verdiente, und unter Beibehaltung der Aufsicht über die Akademie der Wissenschaften und den Seidenbau, Beschäftigungen, die einer solchen Sinnesart den Verlust des Staatsruders nicht ersetzten, er glaubte sich nur mit Rüstigkeit trösten zu können. Die folgenden Begebenheiten, die das Gleichgewicht im Westen wie im Osten gänzlich umwarfen, vermehrten seinen Unmuth, und in der unglückschwangeren Verwickelung des Jahres 1794, die mit dem entschiedensten Uebergewichte Frankreich's und der gänzlichen Theilung Polen's endigte, bot er zu wiederholten Malen seine Dienste an, um die gegenwärtigen und künftigen, aus Polen's Untergange für Preußen entstehenden Gefahren zu beschwören; aber der König war der Gleichgewichtslehre so abhold geworden, daß er ihren alten Meister nicht ohne Härte als einen unberufenen Rathgeber in die Schranken des wartenden

Gehorsams zurückwies *). Bald darauf, am 26. Mai 1795, starb Herzberg, im siebzigsten Jahre seines Alters. Seine Politik, die ihm den Ertrag einer langen, mühevollen Laufbahn kostete, hat um so mehr Ansprüche auf Nachsicht, als sie aus einer damals allgemein für unzweifelhaft gehaltenen, durch Friedrich's Staatskunst gleichsam geheiligten Lehre floß, und mit der berechtigten Idee Hand in Hand ging, zu Preußen's Wohle Polen als ein selbstständiges Reich zu erhalten. Doch dachte er sich freilich ein Polen, das trotz seiner Selbstständigkeit ein von Preußen „ganz und gar abhängiger Alliirter" sei, und wünschte ihm daher keine so weit gehende „innere" Erstarkung, daß es den „Interessen" Preußen's, statt sie zu stützen, hätte „gefährlich" werden können; namentlich war er der Idee einer Umwandlung des wählbaren Königthums in ein erbliches durchaus entgegen **).

26. Die zwei letzten Theilungen Polen's.

Der Sturm, der die Pforte mit nahem Untergange bedroht hatte, wandte sich auf eine unerwartete Weise und warf den Ueberrest Polen's in Trümmer, gerade zu der Zeit, als dieser Staat die Hoffnung nährte, ein neues selbstständiges Leben zu gewinnen ***).

Katharina hatte sich bei der Theilung im Jahre 1772 ausschließlich die Herrschaft über den Rest des Königreichs vorbehalten. Ihre Gesandten übten die eigentliche Gewalt, ihre Heere blieben in Polen stehen und drückten und erbitterten das Volk. Der Wunsch nach Befreiung von diesem Drucke und dieser Schmach, lange gehegt und immer tiefer wurzelnd, brach endlich mit Begeisterung hervor, als der Türken-

*) Die drei Schreiben Herzberg's nebst der Antwort des Königs stehen, in französischer Sprache, worin sie abgefaßt wurden, in Häberlin's Staatsarchiv, Heft 1 S. 7—20; deutsch, in Posselt's Herzberg. Vergl. Hertzberg, Précis, a. a. O. S. 21 ff.

**) Herzberg, Denkschrift, a. a. O. S. 270 f.

***) S. außer Sybel, Häusser und Herrmann, in den angeführten, größeren Werken, besonders noch Herrmann, die österreichisch-preußische Allianz vom 7. Febr. 1792 und die zweite Theilung Polen's, 1861, eine Schrift, deren Auffassung wir im Wesentlichen theilen.

krieg und die Stellung, welche England, Preußen und Schweden gegen Rußland annahmen, die Möglichkeit eines glücklichen Ausgangs eröffneten.

Zwar fehlte es nicht an Solchen, die theils aus Furchtſamkeit, theils aus Eigennutz dem Strome der öffentlichen Meinung entgegen arbeiteten und in der Anhänglichkeit an Rußland beharrten; der ruſſiſche Geſandte Stakelberg und Potemkin unterhielten zwei in ihren unmittelbaren Beſtrebungen zwar nicht übereinſtimmende, aber doch in der Ergebenheit an Rußland einige Parteien. Allein der Reichstag, der 1788 berufen ward, zeigte, von Preußen ermuthigt, daß der vaterländiſch geſinnte Theil der Nation, der die Vernichtung des ruſſiſchen Einfluſſes verlangte, der überwiegende war. Ein engeres Bündniß, welches Rußland antragen ließ, ward abgewieſen; auf die Entfernung aller ruſſiſchen Heere aus Polen und auf die Einſtellung ihrer zum Behuf des Türkenkrieges gemachten verheerenden Durchzüge gedrungen; und um dieſen Forderungen Nachdruck zu geben und eine drohende Stellung gegen Rußland annehmen zu können, eine Vermehrung des Heeres beſchloſſen.

Rußland, bei ſeiner Verwickelung mit der Türkei und mit Schweden dem Drange des Augenblicks weichend, entfernte wirklich ſeine Heere aus Polen und erklärte, die Grenzen deſſelben hinfort nicht mehr überſchreiten zu wollen. Die Feinde Rußland's gaben den Beſtrebungen der Polen Beifall, ließen Schutz und Unterſtützung hoffen, und ermunterten ſie zum Fortſchritt auf dem begonnenen Wege. Der immerwährende Rath, durch den Rußland ſeine Herrſchaft ausgeübt hatte, ward aufgehoben, und endlich der wichtige Entſchluß gefaßt, an der Verbeſſerung der Verfaſſung zu arbeiten, die mit Recht als Quell aller Uebel und als Haupturſache der verlornen Selbſtändigkeit angeſehen wurde.

Indeſſen boten die Anhänger Rußland's, an deren Spitze der Kanzler Malachowski, der Biſchof Koſſakowski und der Kronfeldherr Branicki ſtanden, Alles auf, dieſen Bemühungen zur Wiedergeburt Einhalt zu thun; ſie ſuchten die Arbeiten an der Verfaſſung zu ſtören und Mißtrauen zu erregen gegen Preußen, deſſen Streben nach dem Beſitz von Danzig und Thorn für dieſen Zweck benutzt wurde; auch König Stanislaus, wie immer ohne kräftigen Willen, gelähmt durch die Furcht vor Katharinen, wiewohl nicht gleichgültig gegen den Glanz ſeines Volkes und Thrones, wurde in Folge ſeines zweideutigen Betragens wenigſtens kein Beförderer der vaterländiſchen Sache.

Allein die Begeiſterung der Polen überwältigte alle Hinderniſſe.

Man ſchloß mit Preußen (29. März 1790) das ſchon erwähnte Bündniß zu gegenſeitiger Vertheidigung. Mit großem Eifer brachten viele Einzelne anſehnliche Opfer zur Ausrüſtung des Heeres, und die wohlgeſinnten Häupter, der Marſchall Malachowski, der Biſchof Kraſinski von Kaminieck, der Biſchof Soltyk von Cracau, Ignaz und Stanislaus Potocki, ſetzten endlich auf einer ſtürmiſchen Verſammlung, am 3. Mai 1791, die Annahme der neuen Verfaſſung durch. Der König, ergriffen von der Begeiſterung der Mehrzahl, erklärte ſich nachdrücklich für dieſelbe. Er leiſtete von ſeinem Throne herab mit lauter Stimme zuerſt den Eid, und forderte dann alle Freunde des Vaterlandes auf, ihm in die Kirche zu folgen, um den Eid am Altare zu wiederholen. Alle folgten; nur die Caſtellane Czetvortinski und Ozarowski, ſowie die Landboten Suchorzewski und Zlotnicki blieben im Saale zurück. Die Eidesleiſtung geſchah unter dem Donner des Geſchützes und dem allgemeinen Jubel der Stadt Warſchau, der ſich bald dem ganzen Lande mittheilte.

Man ſah in der neuen Verfaſſung ein ſicheres Unterpfand künftigen Glücks. Drei große Quellen ewiger einheimiſcher Kämpfe waren verſtopft; auf den Reichstagen, die, wie bisher aus zwei Kammern beſtehend, alle zwei Jahre zuſammenberufen werden ſollten, galt nicht mehr das freie Veto; die Conföderationen wurden aufgehoben; und der Thron, den bisher die Wahl, aber meiſt nur unter blutigen und zerſtörenden Kämpfen beſetzt hatte, ſollte in der Familie des Kurfürſten von Sachſen erblich ſein. Künftigen Spannungen vorzubeugen, und um dem Adel, wie die Verfaſſungsurkunde ſich ausdrückte, eine Sicherheit ſeiner Rechte zu geben, erhielt die nicht ſehr bedeutende Zahl der freien Bürger eine ſolche Stellung, daß ſie mit der Körperſchaft des Adels allmählig zuſammenſchmelzen konnte. Nicht nur konnte jeder Adelige unbeſchadet ſeines Adels Bürger werden, und jeder Bürger adelige Güter kaufen und beſitzen, ſondern Jedem, der ein ganzes Dorf kaufen würde, oder Ehrenämter im Heere und in der Verwaltung, wozu Allen der Zutritt eröffnet ward, bekleidete, wurde der Adel ertheilt, und auf jedem Reichstage ſollten in den Städten dreißig begüterte Bürger in den Adelſtand erhoben werden. Der Bauernſtand wurde wenigſtens unter den Schutz der Geſetze und der Landesregierung geſtellt.

Zwar hatten unmittelbar zuvor die Vertreter der befreundeten Staaten in Warſchau, der engliſche, der holländiſche und der preußiſche Geſandte, ſobald ſie von dem Vorhaben beſtimmte Kunde erhielten, Bedenken erhoben; aber im Grunde doch nur, weil ſie „den Widerſtand Rußland's" und deſſen „Einmiſchung" als „unausbleiblich" anſahen, und

im Innern den Ausbruch einer neuen „Gährung, die Opposition der Landtage und den Widerstand einer Gegenconföderation" fürchteten; auch hätten sie ihrerseits gewünscht, daß Polen in der „Föderation mit Preußen und dessen Verbündeten" erst dergestalt seine „Lage verbessere", um „das Gelingen dieser Pläne als gesichert ansehen zu können", und daß es auf alle Fälle einen „so wichtigen Schritt" nicht unternehme, „ohne vorher ein den Erfolg sicherndes Uebereinkommen mit einer der drei dabei am meisten interessirten Mächte getroffen zu haben."*) Dennoch zollte nicht bloß anscheinend die allgemeine Stimme der Polen dem Werke Beifall, sondern auch die Stimme des Auslandes; der König von Preußen erließ sogar, trotz der Gegenvorstellungen Herzberg's förmliche Glückwunschschreiben sowohl an den König Stanislaus wie an den Kurfürsten von Sachsen. Nur Rußland, das die frühere polnische Verfassung in seinem Interesse garantirt hatte, empfand wirklichen Zorn und Unwillen, und zögerte in der That auch nicht, denselben auszusprechen, sobald es seinen Türkenkrieg geendet hatte. Eine Erklärung erschien, worin Katharina laute Klagen erhob gegen den Reichstag, daß er Polen aus einem Wahlreich in ein Erbreich verwandelt, und wider das von den Vorfahren gegebene Verbot, bei Lebzeiten des Königs an einen Nachfolger gedacht, daß er einen Abgesandten nach Constantinopel gesendet und mit der Pforte unterhandelt habe. Zwar, fügte die Kaiserin hinzu, wolle sie vergessen, daß man sie selbst beleidigt, ihre Großmuth und Uneigennützigkeit verschmäht habe; aber sie könne nicht gleichgültig bleiben gegen die Polen, welche ihren Schutz erfleheten.

Und in der That hatten sich die Mitglieder der russischen Partei, besonders der reiche Felix Potocki und Rzewuski, die beide die Verfassung nicht beschworen hatten, an Katharinen mit der Aufforderung gewendet, das Grab der polnischen Freiheit, wie sie in ihrer Verblendung die Verfassung vom 3. Mai nannten, zu vernichten und die alte sogenannte freie Verfassung wieder einzuführen. Mit ihnen vereinigte sich noch eine weitere Anzahl und schloß zu Targowicz eine Conföderation unter dem Schutze russischer Heere, die alsbald, an 100,000 Mann stark, von den Kriegsschauplätzen gegen die Schweden und Türken abziehend, in einer langen Strecke von Riga bis Kaminieck den polnischen Gränzen sich näherten.

Die Polen sahen diesem anrückenden Feinde Anfangs mit Ruhe entgegen. Wohl hatten sie in dem Kurfürsten Friedrich August von

*) Herrmann, Gesch. des russ. Staates. Bd. VI. S. 346 ff.

Sachſen keinen ſolchen Thronerben erwählt, der geneigt geweſen wäre, ohne Weiteres auf die Wahl einzugehen und ihnen mit ſeiner Hausmacht Beiſtand zu leiſten; allein ſie rechneten auf die Hülfe Preußen's. So blind war dieſes Vertrauen, daß ſie ihre eigenen Vertheidigungsmittel vernachläſſigten, wenigſtens viel minder eifrig betrieben, als ihnen der bevorſtehende Verzweiflungskampf zur Pflicht machte. Sie vergaßen, wie wenig großmüthig die Staatskunſt des Jahrhunderts ſich ihnen ſchon einmal erwieſen hatte; ſie verkannten die Wahrheit, daß ein Volk ſeine Rettung zunächſt von ſich ſelber erwarten muß. Bald verſchwand die Ausſicht, daß der Nachbar für Polen's Erhaltung das Schwert gegen Rußland ziehen werde, wie er es zur Erhaltung der Türken gegen Oeſterreich gezeigt hatte. Dieſer Act der Gleichgewichts-Politik hatte große Summen gekoſtet, die von ähnlichen Unternehmungen abſchreckten; zudem war auf Bundesgenoſſen nicht zu rechnen; und der Aufſchwung der franzöſiſchen Revolution hatte alsbald die ganze Anſicht der Mächte verändert. Zwar hatte Preußen durch den Oberſten Biſchofswerder dem Kaiſer Leopold II. am 11. Juni 1791 einen Bund mit Oeſterreich vorſchlagen laſſen, zu dem Zwecke, das polniſche Verfaſſungswerk zu unterſtützen, den Kurfürſten von Sachſen zur Annahme der polniſchen Krone zu bewegen, und die Territorien ſowie die Unabhängigkeit Polen's gegen Rußland zu garantiren. Leopold ſah indeſſen in einer Conſolidation des polniſchen Staatsweſens nur eine Verſtärkung des preußiſchen Einfluſſes, und hegte überdieß, auf Grund der franzöſiſchen Revolution, ruſſiſche Sympathien und reactionäre Entſchlüſſe; er ging darauf aus, das beabſichtigte Defenſivbündniß gegen das abſolutiſtiſche Rußland zu einem Offenſivbunde gegen das revolutionäre Frankreich zu geſtalten. Unter dem friſchen Eindruck der Nachricht von dem verunglückten Fluchtverſuch Ludwig's XVI. gelang es ihm, den preußiſchen Geſandten Biſchofswerder, und mit ihm das preußiſche Kabinet umzuſtimmen. Am 25. Juli 1791 wurden von jenem und dem Fürſten Kaunitz zu Wien die Präliminarien einer Allianz unterzeichnet, welcher beizutreten *auch Rußland* eingeladen werden ſollte. Die Tendenz dieſer Uebereinkunft war nur auf ein *mit Rußland gemeinſames* Eingreifen der beiden deutſchen Großmächte ſowohl in die franzöſiſchen, wie in die polniſchen Angelegenheiten berechnet. Auf dieſer Baſis kam einerſeits die Pillnitzer Zuſammenkunft, und andererſeits die öſterreichiſch-preußiſche Allianz vom 7. Februar 1792 zu Stande. Die hier, wie im Julivertrage, ſtipulirte Unabhängigkeit und Integrität Polen's hatte nur noch die Bedeutung einer Handhabe, um bei der Verſtändigung mit Rußland dieſes zu Zu-

geſtändniſſen zu drängen, wogegen es ſich lohne, dieſe Stipulation wieder fallen zu laſſen. Welcher Art jene Zugeſtändniſſe ſein würden, ließ die Kaiſerin zeitig genug durchblicken, indem ſie ihren Entſchluß, Polen durch ihre Truppen zu beſetzen, mit der Erklärung begleitete: „Wenn Oeſterreich und Preußen, wie es wahrſcheinlich iſt, ſich widerſetzen: ſo werde ich ihnen entweder eine Entſchädigung oder eine Theilung vorſchlagen.“ *) Auch der neuen Verfaſſung Polen's entfremdeten ſich die Höfe von Berlin und Wien mehr und mehr, weil manches darin mit den neufranzöſiſchen Ideen und Formen übereinſtimmte oder übereinzuſtimmen ſchien. Als nun unter ſolchen Umſtänden Preußen von den Polen um Beiſtand angegangen ward, fühlte es keinen Beruf dazu und erklärte: daß es ſich wohl für die Ruhe, Souveränetät und Unabhängigkeit von Polen intereſſire, aber nicht für die neue Verfaſſung vom 3. Mai; da es an der Bildung derſelben keinen Antheil genommen habe, ſo ſei es auch nicht verpflichtet, für deren Erhaltung thätig zu ſein; das preußiſch-polniſche Schutzbündniß vom März 1790 ſei nicht in Anwendung zu bringen auf das, was Polen nach Abſchluß deſſelben ohne Preußen's Wiſſen und Rath unternommen habe.

So mußte ſich denn Polen auf ſich ſelbſt verlaſſen, als Katharina am 18. Mai 1792 den Krieg erklärte; allein Verrath und Feigheit hemmten neuerdings alle Thätigkeit. Der König hatte, vorgeblich um die Gegner der Verfaſſung zu gewinnen, eine große Anzahl derſelben in ſeinen Staatsrath genommen; und dieſe erſchütterten vollends das Vertrauen des befreundeten Auslandes, während ſie im Innern die Ausführung deſſen hinderten, was der Reichstag in Beziehung auf das Heer beſchloſſen hatte. Die Bedenken der Diplomatie gegen ein Wagniß, das man ohne alle ſichernde Vorkehrungen und ohne innere Reifung gleichſam improviſirt und überſtürzt hatte, ſchienen ſich zu bewahrheiten. Dennoch verzweifelten die patriotiſchen Polen nicht an ihrer gerechten Sache. Auch der ſo oft zweideutige und ſchwache König ſchien ihr treu bleiben zu wollen; er erneuerte vor Gott und dem ganzen Volke ſein Gelübde, die Verfaſſung und das Vaterland zu vertheidigen, und verſprach, ſich ſelbſt an die Spitze der Vertheidiger derſelben zu ſtellen.

Zwei Heere waren aufgeſtellt, freilich an Zahl dem Feinde nicht gewachſen; das eine von 15,000 Mann in Litthauen, das andere von 20,000 Mann in der Ukraine. Unbegreiflich, daß das männerreiche Polen, ſtatt ſich in Maſſen aufgeboten zu erheben, ſo große Ziele mit

*) Herrmann, die öſterreichiſch-preuß. Allianz, S. 3 ff., S. 22 ff., S. 52 ff.

ſo kleinen Mitteln zu erreichen gedachte! Das erſtere Heer ward von Judizki, das letztere von Joſeph Poniatowski (einem Neffen des Königs) und von Kosciuszko geführt, einem Polen, der in Amerika unter Waſhington ſeine Kriegsſchule gemacht hatte. Beide Heere mußten bald vor der Uebermacht des Feindes, unter vielen, zwar rühmlichen, aber nicht glücklichen Gefechten, bis an den Bug zurückgehen. Hier kam es noch bei Dubienka (18. Juli) zu einem bedeutenden Gefechte, in welchem Kosciuszko die Tapferkeit und Freiheitsliebe, die er zuerſt in dem Kampfe für eine fremde Unabhängigkeit geübt hatte, auf dem einheimiſchen Boden in voller Kraft entwickelte.

Allein was half es, daß die Glieder des Staats friſch und muthig kämpften, da die Seele des Ganzen an Ohnmacht und Feigheit krankte! Trotz wiederholter Verſicherungen war der König nicht bei dem Heere erſchienen; zu ſpät rief er das geſammte Volk zu den Waffen, und bald nachdem er erklärt hatte, daß er der Tapferkeit der Nation das Schickſal des Staates und ſein eigenes anheim ſtelle, und mit derſelben fallen wolle, um den Untergang des Reichs und den Sieg der Böſen nicht zu überleben, gab er ſchon das Heil des Vaterlandes und die Edelgeſinnten ſeines Volkes Preis. Nach Empfang eines drohenden Briefes von der Kaiſerin, worin ſie ihm befahl, der Targowiczer Conföderation beizutreten, ſchloß er derſelben (am 24. Juli 1792) ſich an. Er erklärte ſeinem Staatsrathe, da die drei benachbarten Höfe ſich, wie er wiſſe, gegen Polen verbündet hätten, könne man die Gefahr nur durch inniges Anſchließen an Rußland abwenden, worauf ein Mitglied dieſes Staatsrathes, einer von den Feinden der neuen Verfaſſung, ihm dankte, daß er, ſelbſt mit Schmälerung ſeines Ruhmes, das Vaterland zu retten bemüht ſei. Dem Heere ward ſogleich befohlen, alle Feindſeligkeiten einzuſtellen. Poniatowski und Kosciuszko legten ihre Stellen nieder; die Vertheidiger der Unabhängigkeit und Freiheit verließen ihr Vaterland, und die Targowiczer Conföderirten kehrten zurück, mit Gewalt Alles zum Beitritte zwingend. Alle Einrichtungen des vorigen Reichstags wurden mit Genehmigung des Königs aufgehoben; aus falſchem Stolz wurden die Rechte der Städte, aus ſchändlicher Habſucht die Vereinigung der Schatzkammer von Litthauen und Polen vernichtet, und aus blindem Haß die Ehrenzeichen, welche die polniſchen Soldaten für die gegen die Ruſſen gezeigte Tapferkeit erhalten hatten, abgeriſſen. Frohlockend rühmten ſich die targowiczer Conföderirten, unter dem Schutze der göttlichen Katharina das felſenfeſte Gebäude der alten Freiheit ihrer Väter wieder errichtet zu haben.

Allein nur kurze Zeit war ihnen dieſe täuſchende Freude vergönnt,

und ſchnell erfuhren ſie, daß ſie nur Werkzeuge fremder Eroberungsſucht waren. In Folge der Combination der franzöſiſchen Angelegenheiten mit den polniſchen, ſchloſſen ſich Rußland, Oeſterreich und Preußen immer enger an einander. Zwar war Kaiſer Leopold II. am 1. März 1792 geſtorben; aber ſein Nachfolger Franz II. verfolgte die Politik ſeines Vorgängers. Schon am 14. Juli 1792 kam ein Vertrag zwiſchen Oeſterreich und Rußland, und am 7. Auguſt ein anderer zwiſchen Rußland und Preußen zu Stande. Damit traten alle drei Mächte auf den Standpunkt der polniſchen Verfaſſungszuſtände von 1773 zurück. Gleichzeitig begann auch, wie wenn es auf eine „Entſchädigung" für die Koſten der Feldzüge gegen Frankreich ankomme, die Verhandlung über eine zweite Theilung Polen's, die mit dem Vertrage vom 23. Januar 1793 zwiſchen Rußland und Preußen formell feſtgeſtellt ward, während Oeſterreich noch an eine Entſchädigung in Baiern dachte. Am 25. März und am 7. April 1793 ergingen Patente von Preußen und Rußland, die den Polen Widerſpenſtigkeit gegen den Rath Friedrich Wilhelm's und gegen die wohlthätigen Abſichten Katharinen's vorwarfen, den Staat beklagten, der durch Aufrührer verwirrt werde, und ihn eine feuerſpeiende Quelle des ſich verbreitenden Jacobinismus und Freiheitsſchwindels nannten, die man zum Heil der Nachbarn verſtopfen müſſe; in dieſer Hinſicht halte man es daher für nöthig, Polen in engere Gränzen einzuſchließen und zu einer Mittelmacht herabzudrücken; man fordere den König auf, einen Reichstag zuſammenzuberufen, mit dem man die nöthigen Anordnungen treffen könne.

Jetzt ſahen die aus ihrem Irrthum geriſſenen Targowiczer Conföderirten, wohin der ruſſiſche Schutz geführt hatte. Vergebens eilte Felix Potocki nach Petersburg, Katharinen's Gerechtigkeit anzuflehen. Ein Reichstag wurde nach Grodno berufen, und ruſſiſche Bewaffnete umgaben ihn. Dennoch zeigte ſich lange erbitterter Widerſtand. Die Ruſſen, welche einen großen Theil von Litthauen, Klein-Polen und die Ukraine forderten, zuſammen 4553 Quadratmeilen mit drei Millionen Einwohnern, erzwangen (22. Juli 1793) zuerſt Bewilligung dieſer Forderungen, vorzüglich weil die Polen hofften, noch ihre Unterſtützung gegen Preußen zu erlangen. Aber dieſer Wahn verſchwand bald. Als die Einwilligung in die an Preußen zu machenden Abtretungen hartnäckig verweigert ward, ließ am 2. Sept. 1793 der ruſſiſche Geſandte Sievers vier Geſchütze gegen das Verſammlungshaus auffahren, und alle Zugänge deſſelben durch Grenadiere beſetzen, die Jeden, der heraustreten wollte, mit Kolbenſtößen zurücktrieben. So wurden die Polen endlich

zur Nachgiebigkeit gezwungen, indem ſie, nach einigen Stunden entſetzlichen Lärmens, zu Unterhandlungen mit Preußen ſich bequemten; doch dauerten, zumal in Folge ruſſiſcher Intriguen, die Zögerungen fort, bis die Drohungen Preußen's gegen Rußland, neuerdings das letztere zum Einſchreiten anſpornten. Am 22. September ließ Sievers vier der muthigſten Landboten verhaften und am 25. den Reichstag wieder mit Grenadieren und Geſchützen umſtellen, während er durch eine gebieteriſche Note die ſofortige Unterzeichnung des Theilungsvertrages mit Preußen forderte. Ein allgemeines Stillſchweigen, zum Zeichen des Proteſtes, war lange Zeit die einzige Antwort der Verſammlung, bis endlich tief in der Nacht der Landbote Ankwicz den Antrag ſtellte, das Schweigen als Zuſtimmung zu deuten, und der Marſchall Bialinski hiernach den Vertrag für abgeſchloſſen erklärte und unterzeichnete. Durch denſelben ward an Preußen das, was es ſchon beſetzt hielt, abgetreten. Preußen erwarb dergeſtalt unter Andern die Woiwodſchaften Poſen, Gneſen und Kaliſch, ſowie Danzig und Thorn, im Ganzen 1060 Quadratmeilen mit mehr als einer Million Seelen. Die Ueberbleibſel des Königreichs betrugen jetzt nur noch 3861 Quadratmeilen mit drei und einer halben Million Einwohnern.

Stanislaus, der durch die Erklärung, daß er zur Zerſtückelung Polen's nicht mitwirke, ſondern ſich nur darein füge, vergeblich ſeine Ehre zu retten ſuchte, hatte noch vergeblicher durch dieſe Fügſamkeit auf ſeinem erniedrigten Throne eine unſchädliche Selbſtſtändigkeit zu erlangen gehofft. Der immerwährende Rath ward wieder eingeführt und ein neuer Bundesvertrag mit Rußland ſetzte feſt, daß ohne deſſen Willen keine Veränderung in der Verfaſſung vorgenommen, keine Verbindung mit auswärtigen Mächten geſchloſſen werden dürfe, und daß ſeinen Heeren der Durchzug durch das polniſche Gebiet jederzeit unverwehrt ſein ſolle (16. October 1793). So ſank das Königreich zu einer ruſſiſchen Provinz herab. Um die herriſche Uebermacht Rußland's recht empfindlich zu machen, trat anſtatt des vermeintlich noch zu milden Sievers der harte, ſtolze General Igelſtröm als Geſandter auf, und in den abgetretenen Ländern wurde der 3. Mai zur Huldigung beſtimmt, um den Schmerz über die Unterwerfung durch die Erinnerung an die Freiheit zu ſtacheln.

Die polniſche Nation hatte indeß bei ihrem Streben nach einer Wiedergeburt zu viele Lebenskraft entwickelt, als daß ſie nicht, obgleich niedergetreten in den Staub, einen Verſuch hätte machen ſollen, ſich mit der Kraft der Verzweiflung noch einmal aufzuraffen. Wirklich bildete ſich

auch im Dunkel des tiefſten Geheimniſſes eine Verſchwörung, die ſich über das ganze Königreich und über die abgetretenen Länder verbreitete. Kosciuszko, der mit ſeinen gleichgeſinnten Freunden, Potocki, Malachowski und Anderen, außerhalb des Vaterlandes eine Zuflucht geſucht hatte, ward zum Haupte derſelben ernannt. Der 24. nnd 25. März 1794 ward als der Tag des Aufſtandes angekündigt. Schon in den Anfängen dieſes Monats aber erhob der Brigadier Madalinski zu Pultusk die Fahne der Unabhängigkeit. Da nämlich die theilenden Mächte die Verminderung des polniſchen Heeres verlangt hatten, und alſo auch er den Befehl erhielt, ſeine Brigade aufzulöſen, weigerte er ſich Folge zu leiſten, brach mit ſeinem Haufen auf, und eilte durch die neuen preußiſchen Beſitzungen nach Krakau, wo in demſelben Augenblicke auch Kosciuszko erſchien (23. März). Die Bürger der Stadt traten dem Aufſtande bei, ſowie der Adel der ganzen Woiwodſchaft, und eine heftige Erklärung ward erlaſſen.

Ein Sieg, den Kosciuszko, ohne alles Geſchütz, mit 4000 Mann, von denen viele nur mit Sicheln bewaffnet waren, über ebenſo viele, guthewaffnete und mit ſtarker Artillerie verſehene Ruſſen bei Raclawice erfocht (4. April 1794) entzündete vollends alle Gemüther. Der Aufſtand verbreitete ſich über das ganze Land. Am 17 April, am grünen Donnerſtage, entlud ſich in der Hauptſtadt Warſchau die lang drohende Wetterwolke. Die Bürgerſchaft und die Soldaten fielen über die Ruſſen her, und trotz der heftigen, durch zahlreiches Geſchütz unterſtützten Gegenwehr derſelben, wurde die ganze Beſatzung, nach einem ſechsunddreißigſtündigen Gefecht theils getödtet, theils gefangen genommen; nur wenige Trümmer retteten ſich. Vornehmlich hatte ſich die Erbitterung gegen den Palaſt des ruſſiſchen Geſandten Igelſtröm gewendet. Dreihundert Mann vertheidigten ihn drei Stunden lang; endlich zeigte man ſich durch eine aufgeſteckte Fahne bereit, ſich zu ergeben. Als aber, bei Annäherung eines abgeſendeten Trompeters Feuer gegeben wurde, gerieth das Volk in ſolche Wuth, daß es hineinſtürmte, die ganze Beſatzung ermordete, eines reichen Schatzes von Gold, Silber und Juwelen ſich bemächtigte und endlich den Palaſt in Brand ſteckte. Igelſtröm ſelbſt hatte ſich inzwiſchen gerettet.

König Stanilaus, von ſeinen gefürchteten Gebietern befreit, wollte ſich nun mit den Verſchwornen verbinden; allein dieſe, eingedenk ſeiner Schwäche und Zweideutigkeit, behandelten ihn zwar mit Anſtand und äußerer Ehre, ließen ihm aber keine Macht. Dieſe übte vielmehr Kosciuszko, der in Warſchau erſchien, den immerwährenden Rath entließ,

eine neue Oberbehörde einrichtete, und Anſtalten traf, daß die große Bewegung nicht von Böſen und Elenden zum Schaden gemißbraucht werde. Doch mußte er nachgeben, daß vier der vornehmſten Anhänger Rußland's, der Kronfeldherr Ozarowski, der General Zabiello, der Marſchall des immerwährenden Rathes, Ankwicz, und der Biſchof Koſſakowski von Livland, dem Rachgefühle des Volkes zum Opfer gebracht und auf ihr Eingeſtändniß, Rußland's Plane begünſtigt zu haben, hingerichtet wurden.

Unterdeſſen hatte der König von Preußen ein Heer von 40,000 Mann zuſammengezogen und ſich ſelbſt an die Spitze geſtellt. Kosciuszko wagte es mit ſeinem viel ſchwächern und ſchlecht bewaffneten Haufen, dem übermächtigen Feinde die Schlacht anzubieten (am 6. Juni bei Szczekozyn). Der König von Preußen rückte mit etwa 25,000 Mann, worunter 8000 Ruſſen, zum Kampfe vor; Kosciuszko hatte nur etwa 17,000 Mann, großentheils friſch ausgehoben und nur mit Senſen bewaffnet, zur Verfügung*). Nach einem hartnäckigen Kampfe mußte er ſich auf Warſchau zurückziehen. Hierhin folgten ihm die Preußen, die ſich auch Krakau's bemächtigt hatten (15. Juni), und belagerten, mit den Ruſſen vereinigt die Stadt zwei Monate lang, bis der Aufſtand in den an Preußen abgetretenen Ländern, der unter Dombrowski ausbrach und das preußiſche Heer im Rücken bedrohte, ſie zum Abzug bewog.

Kosciuszko war der Held des Tages, und die Befreiung der Hauptſtadt galt als ein freudiges Unterpfand für die Befreiung des Vaterlandes. Aber die Zahl und die Kraft der Gegner mehrte ſich. Oeſterreich enthüllte ſein Einverſtändniß mit denſelben und füllte Galizien mit Truppen an. Wie von jeher bei Preußen, ſo wirkte mehr und mehr auch bei dem öſterreichiſchen Hofe die Anſicht: da nun einmal Rußland's Entſchlüſſen zu Polen's völliger Auflöſung nicht widerſtanden werden könne, dürfe man dieſem Großreiche wenigſtens nicht die ganze Beute laſſen, ſondern müſſe ſie mit ihm theilen. Die Kaiſerin von Rußland ſchickte jetzt größere Heeresmaſſen und ihren furchtbarſten Feldherrn, Suwarow. Dieſer war eben in den neuen Provinzen beſchäftigt geweſen, die polniſchen Truppen, die beim allgemeinen Aufſtande ihres Vaterlandes ſich zur Theilnahme anſchickten, zu entwaffnen. Er brach in Eilmärſchen von dem äußerſten Ende der Ukraine auf, und erreichte im Fluge den Bug, wo Sierakowski mit nicht mehr als 10,000 Mann ſeinem Vordringen ſich entgegenſtemmen ſollte. In zwei blutigen und hartnäckigen Gefech-

*) Sybel, Geſch. der Revolutionszeit, Bd. III. S. 252.

ten in den Moräſten um Brzesc warf ihn Suwarow zurück (17. und 19. September).

Der ruſſiſche Oberfeldherr raſtete hier, um andere ruſſiſche Heerhaufen an ſich zu ziehen; beſonders den General Ferſen, der mit den Preußen Warſchau gemeinſchaftlich belagert hatte und noch jenſeits der Weichſel ſtand. Dies zu verhindern, brach Kosciuszko auf, und griff am 10. October 1794 die Ruſſen unter Ferſen, der eben über den Strom gegangen war, bei Maciejowice an. Vergebens entwickelte er alle Kunſt eines Feldherrn und alle Tapferkeit eines Helden; ſein ſchwächerer Haufe erlag, und er ſelbſt, mehrfach verwundet und mit den Worten Finis Poloniae vom Pferde ſtürzend, fiel als Gefangener in die Hände der Ruſſen. Wraſcheski, der an ſeine Stelle trat, und ſeinen Muth, aber nicht ſeinen Geiſt beſaß, war nicht im Stande, den Untergang des Vaterlandes abzuwehren.

Denn Suwarow zog nach Kosciuszko's Niederlage alle Heeresabtheilungen an ſich, und rückte gegen Warſchau, oder vielmehr gegen die auf dem rechten Ufer der Weichſel liegende Vorſtadt Praga. Am 4. November Morgens um 5 Uhr, im Dunkel der Winternacht, führte er, der Erſtürmer Ismail's, auch hier ſein Heer zum Sturm. In wenigen Stunden waren die Verſchanzungen der Polen und die Vorſtadt völlig in ſeinen Händen. Unaufhaltſam fielen die erbitterten Soldaten über die Bewohner her, machten Alles nieder ohne Schonung des Alters und des Geſchlechts, und übten noch an den Schlachtopfern unmenſchliche Wuth.

Von dem jenſeitigen Ufer hörten die Bürger Warſchau's das Angſtgeſchrei der Ermordeten. Das Bollwerk, worauf ſie ihre Hoffnung gegründet, war mit Praga gefallen; ihre tapferſte Mannſchaft, die Blüthe der polniſchen Jugend, war getödtet oder in ſchmähliche Gefangenſchaft gerathen. Bei dieſer Unmöglichkeit fernerer Gegenwehr unterhandelten ſie daher mit dem Sieger wegen der Uebergabe. Die Ruſſen verſprachen Sicherheit des Eigenthums und des Lebens unter der Bedingung, daß dem König Stanislaus ſeine Würde bleibe, daß die Stadt vollſtändig entwaffnet werde, daß die ruſſiſchen Gefangenen auf freien Fuß geſetzt würden, und daß die noch vorhandene polniſche Beſatzung unverzüglich abziehe. Die Bürger gingen auf Alles ein, wiewohl die polniſche Beſatzung große Schwierigkeiten machte; denn ſie wollte den König und die ruſſiſchen Gefangenen mit ſich nehmen, und begann in der Nacht vom 6. zum 7. November einen Aufruhr, der nur durch den kräftigen Widerſtand der Bürger geſtillt wurde.

Darauf hielt Suwarow am 8. November 1794 seinen feierlichen Einzug in die Stadt, über die wiederhergestellte Brücke; einzelne Haufen des russischen Heeres verfolgten und zerstreuten, in Verbindung mit den Preußen, die Trümmer der polnischen bewaffneten Macht im ganzen Lande, und vernichteten die letzte Kraft des Widerstandes. Wiewohl Suwarow eine allgemeine Vergessenheit des Geschehenen versprochen hatte, ließ die Kaiserin den Ignaz Potocki und Andere gefangen nehmen, entzog Mehreren ihre Güter, und behielt den Kosciuszko in Haft bis zu ihrem Tode. Inzwischen begannen die Verhandlungen der drei Mächte über eine letzte und vollständige Theilung Polen's. Da aber Preußen, wegen der hartnäckigen Bekämpfung seiner Ansprüche, zumal in Bezug auf Krakau, sich für die Erhaltung Polen's aussprach, so schlossen Rußland und Oesterreich allein am 3. Januar 1795 einen geheimen Theilungsvertrag, den sie gebieterisch am 9. August dem preußischen Kabinet zur einfachen Annahme vorlegten. Nach längerem Sträuben, und ohne wesentliche Modificationen zu erlangen, trat Preußen am 24. October dem Vertrage bei. Es gewann zwar dadurch die Hauptstadt Warschau, mußte aber das seit Jahr und Tag besetzte Krakau mit dem dazu gehörigen Gebiete wieder räumen und an Oesterreich abtreten. Das letztere erhielt im Ganzen 834 Quadratmeilen mit mehr als einer Million Menschen, und Preußen 997 Quadratmeilen mit 939,000 Einwohnern, während Rußland wieder die Hauptmasse sich aneignete: 2030 Quadratmeilen mit ungefähr 1,200,000 Seelen. Brzesc ward der Mittelpunkt der Gränzen der drei Mächte; die Weichsel trennte Preußen und Oesterreich, der Bug Oesterreich und Rußland, der Niemen Rußland nnd Preußen. Das Resultat aller drei Theilungen war: für Rußland 8500 QM. mit 6 Millionen Einwohnern, für Oesterreich 2100 QM. mit 4 Millionen, für Preußen gegen 2700 QM. mit $2^1/_2$ Millionen Einwohnern.

Polen hatte nunmehr aufgehört, zu existiren. König Stanislaus wurde gezwungen, am 25. November 1795 die Krone, die er dreißig Jahre lang unter dem schweren Joche seiner ehemaligen Gönnerin getragen hatte, niederzulegen; er ging mit einem Jahrgehalt von 200,000 Ducaten nach Petersburg, wo er am 12. Februar 1798 starb. Den Polen verblieb nichts als der Schmerz über den Untergang ihres Vaterlandes, eine tiefe nationale Erbitterung gegen ihre Unterdrücker, und das Mitleid der Völker. Rußland wußte seinen Löwenantheil an der Beute durch die Unterwerfung des Herzogthums Kurland noch größer und nützlicher zu machen. Der Sohn des im Jahre 1772 verstorbenen

Herzogs Johann Ernſt, Herzog Peter, wurde 1795 nach Petersburg geladen, und dort mit der Kunde überraſcht, daß ſich die Stände ſeines Landes am 18. März durch eine unbedingte Unterwerfungs-Acte zu Unterthanen der Kaiſerin erklärt hätten.

Unter dieſen allſeitigen Erfolgen ihrer Politik neigte ſich Katharina ihrem Lebensende zu. Gegen die franzöſiſche Revolution hatte ſie ſchon lange den größten Widerwillen bezeigt, ungeachtet ihrer vormaligen Verbindung mit den Verbreitern der Grundſätze, aus denen dieſelbe erwachſen war. „Ich habe immer," hatte ſie einſt an Zimmermann geſchrieben, „viel aus der Philoſophie gemacht, weil meine Seele ſtets ſehr republikaniſch geweſen iſt." Nun aber ſagte ſie zu dem franzöſiſchen Geſandten, als derſelbe ihren Hof verließ: „Ich bin eine Ariſtokratin, weil ich es von Amtswegen ſein muß." Sie hütete ſich aber, ihren feindſeligen Erklärungen gegen das republikaniſche Frankreich Wirklichkeit zu geben, und überließ dies den beiden deutſchen Mächten. Dagegen begann ſie noch in den letzten Jahren ihrer Regierung einen Krieg gegen Perſien, um den Schach Mohammed, der ſich dieſes Reiches bemächtigt und den alten Fürſten Heraclius von Georgien, einen Vaſallen Rußland's, aus Tiflis vertrieben hatte, zu züchtigen. Schon waren 30,000 Mann in Kislar verſammelt und ſetzten ſich in Bewegung, als Katharina am 17. November 1796, ſiebenundſechzig Jahre alt, an einem Schlagfluſſe ſtarb. Ihr Sohn und Nachfolger, Paul I., ertheilte ſogleich Gegenbefehle. Eines der erſten Geſchäfte deſſelben war, ſich in das Staatsgefängniß zu begeben, in welches Kosciuszko nebſt mehreren gefangenen Polen gebracht worden war, und ihm ſeine Freiheit anzukündigen. Kosciuszko nahm ſie an, weigerte ſich aber, den Degen anzunehmen. „Ich bedarf keinen Degen mehr, weil ich kein Vaterland mehr habe." Er bat um Erlaubniß, nach Amerika gehen zu dürfen, und Paul ertheilte ihm dieſelbe mit dem Geſchenke eines Landgutes. Das letztere lehnte Kosciuszko ab, als er die ruſſiſche Gränze überſchritten hatte. Er lebte darauf einige Zeit in Amerika, dann in Frankreich, zuletzt in der Schweiz zu Solothurn, wo er am 15. October 1817 geſtorben iſt. Sein Leichnam wurde nach Krakau geführt und in der Grabſtätte der Könige beigeſetzt.

Niemand wird in Abrede ſtellen, daß das Leben Katharina's für die Welt und für Rußland ſehr bedeutſam geweſen iſt. In einigen Beziehungen erinnert ſie an ihre Vorgängerin Eliſabeth, vorzüglich in der Pracht und Verſchwendung ihres Hofhalts. Katharina glaubte, daß Glanz der Eigenthümlichkeit und Größe ihres Reiches angemeſſen ſei,

und daß die Belohnungen, die ſie ihren ſieggekrönten Dienern ertheilte, den Wünſchen derſelben volle Befriedigung gewähren müßten, damit ſie nicht auf gefährliche Wege geleitet würden. Dieſe freigebige Verſchwendung verurſachte aber auch eine Zerrüttung und Erſchöpfung des Staatshaushalts, durch welche oft den neuen Anſtalten und Einrichtungen im Innern der nothwendige Lebensſaft entzogen wurde. Indeß erhielt Katharina mitten unter dem Prunke eines orientaliſchen Hofhalts und unter den Genüſſen einer reizbaren und ſtets gereizten Sinnlichkeit den Funken der Thätigkeit wach. Sie ſuchte Alles mit eignem Auge zu ſehen, und nichts hielt ſie ab, täglich mit ihren Miniſtern zu arbeiten und die wichtigſten Geſchäfte abzumachen. In dieſer Hinſicht ſchloß ſie ſich würdig an Peter den Großen an, dem ſie auch in Petersburg ein großartiges Denkmal errichten ließ. In marmorner Rieſengeſtalt reitet der Zar einen Felſen hinan, der aus einem drei Millionen Pfund ſchweren ungeheueren Blocke gehauen iſt. Dieſer Stein ward 1768 nicht weit von Petersburg in einem Moraſte entdeckt, und für die Bildſäule beſtimmt; wegen ſeiner Schwere erforderte die Wegſchaffung ganz eigene mechaniſche Zurüſtungen. Eine ſchwierigere Aufgabe für die Kunſt wäre es, Katharina darzuſtellen, wie ſie auf dem Gipfel eines Felſens thronend den weiten Umkreis ihrer Macht überſchaut, ohne die Erinnerung an die Art, wie ſie dieſelbe erworben, in ſich überwältigen zu können.

Digitized by Google

Neuere Geſchichte.

Vierter Zeitraum.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen und der modernen Aufklärung.

Vom Ende des Nordiſchen Krieges bis zum Beginn der franzöſiſchen Revolution (1721—1789).

Fünfter Abſchnitt.

England und die nordamerikaniſche Revolution.

1. Einleitung.

Während im Oſten Europa's ein altes morſches Staatswesen, Polen, mehr und mehr mit ſeinen kümmerlichen Grundlagen verſchwand: war im fernen Weſten, jenſeit des Atlantiſchen Meeres, ein vollkommen neues auf immer großartigeren Grundlagen erwachſen: die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Und während drei der europäiſchen Großmächte, Rußland, Oeſterreich und Preußen, ſich auf Koſten jenes alten Staatswesens in bedeutungsvoller und folgenſchwerer Weiſe vergrößerten: erlitt die vierte, England, durch das Erſtehen einer neuen transatlantiſchen Weltmacht eine ungeheure territoriale Einbuße, die für die allgemeinen Geſchicke der Menſchheit in noch höherem Grade bedeutungsvoll und folgenſchwer ward.

Um indeß die Geneſis der nordamerikaniſchen Revolution in ihren univerſalhiſtoriſchen Zuſammenhängen zu begreifen und zu würdigen, müſſen wir weiter in der Vergangenheit ausholen.

Nach zwei entgegengeſetzten Richtungen hin, im äußerſten Weſten und im äußerſten Oſten der Erde, in Nordamerika und in Oſtin-

dien, hatte England im Laufe der Zeit ungeheure Erwerbungen gemacht und durch Coloniſationen ſie auszubeuten getrachtet. Blicken wir zunächſt auf Oſtindien.

---

2. Oſtindien und die Kämpfe daſelbſt zwiſchen England und Frankreich.

Schon zweimal iſt Oſtindien in der Geſchichte der europäiſchen Völker erwähnt worden: einmal als die Siege des Macedoniers es zuerſt aus dem Dunkel der Vorzeit zogen; das andere Mal, als die Portugieſen ihre ruhmvollen Fahrten um das Vorgebirge der guten Hoffnung unternahmen, um ſich auf einem neuen Wege den Schätzen deſſelben zu nähern. Dieſes Land mit ungezählten Bewohnern, deren Genügſamkeit den Geiz, deren Milde die Herrſchſucht der Eroberer beſchämt, ohne ſie zu entwaffnen, und deren ſtreng beſtimmte Lebensform, gleich ihrem uralten Religionsweſen, ſich ſtets unverändert unter fremden Gebietern erhält, ward zu der Zeit, als es Vasco de Gama entdeckte, nicht zum erſten Mal ſeit Alexander dem Großen von Fremdlingen betreten.

Ueber die nordweſtlichen Gebirgsketten, durch welche die Natur Oſtindien von dem übrigen Aſien ſondert, waren um das Jahr 1000 unſerer Zeitrechnung die Ghasnavidiſchen Türken gekommen, um für ſich die Länder zu erobern, wie für den Koran die Gemüther; aber die Hindu's unterwarfen ſich nur dem Schwerte, nicht dem Glauben der Fremden. Nach zwei Jahrhunderten wurde dieſe Herrſchaft durch die Afghanen, die aus den nördlichen Gebirgen bis nach Bengalen und Decan drangen, zerſtört. Darauf entſtand, im Jahre 1526, als Sultan Baber, ein Urenkel Tamerlan's, an der Spitze der Mongolen, den afghaniſchen Sultan Ibrahim überwunden hatte, das Reich der Mongolen, das zu der Zeit, an welche wir dieſe Geſchichte knüpfen, noch fortdauerte. Delhi war deſſen Hauptſtadt, die Einkünfte ſo groß, daß der Reichthum des Groß-Moguls zum Sprichworte ward. Unter Aurengzeb, der 1707 ſtarb, war dieſe Herrſchaft am weiteſten über Indien ausgedehnt.

Aber die Statthalter, deren ſich der Groß-Mogul bediente, das Land zu regieren (die Subahs, Nabobs, Zemindars), wurden, als die Kraft in dem Mittelpunkte nachließ, eigene Herren. Auch den indiſchen Fürſten oder Rajah's, die es als zinspflichtige Vaſallen in mehre-

ren eroberten Gebieten gelaſſen hatte, gelang es, ſich unabhängig zu machen. So entſtanden allmählig eigene Reiche zu Oude, in Bengalen, in Decan, in Allahabad u. ſ. w. Neue Stämme, die ſich unter den Eingebornen erhoben, z. B. die Seiks am Indus, ausgezeichnet durch eigenthümliche Religionsgrundſätze, — die Maratten, welche Sewagi, ein Mann aus der Kaſte der Krieger, ums Jahr 1670 zu einem eignen Bundesſtaate vereinigte, — die kriegeriſchen Rasbutten in Agimere ꝛc. vermehrten die bunte Mannichfaltigkeit theils indiſcher, theils mohammedaniſcher Staaten.

Dem Groß-Mogul war wenig mehr als ein Schatten von Macht geblieben, als der Eroberer Nadir-Schah, nachdem er den perſiſchen Thron beſtiegen und Rußland ſowie den Türken ſich furchtbar gemacht hatte, ſeine Blicke auf Oſtindien warf. Durch die Eiferſucht zweier Günſtlinge des ſchwachen mongoliſchen Kaiſers Mohammed Schah (1718—1747) herbeigerufen, unternahm er im Jahre 1739 einen Zug dahin, eroberte Delhi, ließ hunderttauſend Menſchen ermorden, und gewährte nur gegen Abtretung aller vom Indus weſtlich gelegenen Länder Frieden.

Seit dieſer Zeit erhob ſich die Macht der Europäer in Oſtindien. Gegen die Portugieſen, die lange Zeit ausſchließlich in dieſen Gewäſſern und Gegenden geherrſcht hatten, waren am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts zwei gefährliche Nebenbuhler aufgetreten, die Holländer und die Engländer. Der Krieg, den beide Völker gegen Spanien, dem Portugal damals unterworfen war, führten, und die Hinderniſſe, die dadurch ihr Handel nach Liſſabon fand, hatten ſie zuerſt zu dem Verſuche bewogen, die Güter dieſer Länder ſelber zu holen.

In England ward, der Anſicht der Zeit gemäß, eine Compagnie mit dem ausſchließlichen Rechte, dorthin zu handeln, errichtet. Die erſten Fahrten gingen faſt blos nach den molukkiſchen Inſeln, der Gewürze wegen. Dahin aber ſtrebte auch die holländiſch-oſtindiſche Compagnie. Zwiſchen beiden entzündete ſich daher die heftigſte Eiferſucht. Ein Blutbad auf Amboina (1623), von den Holländern gegen die Engländer verübt, zeigte die Stärke des Handelsneides in nicht minder ſchrecklicher Geſtalt, als ſich vormals die Glaubenswuth in gegenſeitigen Verfolgungen kund gethan hatte.

Die Engländer räumten zuletzt dieſe Inſel und wandten ſich mehr nach den Küſten des feſten Landes. Ihr Kampf gegen die den einheimiſchen Fürſten verhaßten Portugieſen verſchaffte ihnen bei den erſteren Eingang; ſie erhielten Handelsfreiheiten und große Vergünſtigungen.

Daß ein engliſcher Arzt am Hofe des Groß-Moguls mit ſeiner Kunſt nützliche Dienſte leiſtete, vermehrte dieſe Vortheile. Später, als Portugal von Spanien wieder frei geworden war, erhielt König Karl II. von England bei ſeiner Heirath mit der portugieſiſchen Prinzeſſin Katharina (1662) die Stadt Bombay zur Mitgift; er ſchenkte dieſelbe 1668 der oſtindiſchen Compagnie, welche dadurch zuerſt von ihren indiſchen Schutzherren, zu deren Gebieten ihre übrigen Factoreien (Madras, Surate und Calcutta) gehörten, unabhängiger ward.

Um dieſelbe Zeit ward auch in Frankreich unter Colbert eine oſtindiſche Compagnie geſtiftet, die ihre Handelsgeſchäfte nicht ohne Glück führte. Von dem Fürſten von Biſapur erhielt ſie die Erlaubniß, auf der Küſte von Coromandel eine Feſtung anzulegen — das in der Folge ſo bedeutende Pondichery. Die Kriege beider Völker in Europa dehnten ſich nun auch auf Oſtindien aus; doch erlangten die Vorgänge daſelbſt erſt im vierten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts einige Wichtigkeit.

Im Jahre 1745, während des Krieges, den drei Jahre nachher der Aachener Friede endigte, erſchien ein engliſches Geſchwader in den indiſchen Gewäſſern; bald darauf aber La Bourdonnaie, Gouverneur der Inſeln Isle de France und Bourbon, die er zu blühenden Niederlaſſungen umgeſtaltet hatte, mit neun, auf eigene Koſten von ihm bewaffneten Schiffen. Nach einem für die Engländer nachtheiligen Treffen belagerte La Bourdonnaie Madras, den Hauptplatz des Oſtindiſchen Handels nächſt Batavia und Goa. Die Stadt ergab ſich, da das engliſche Geſchwader nicht zu Hülfe kam, am 21. September 1746. Kraft der Capitulation ſollten die Engländer mit neun Millionen Franken ihre Perſonen und ihr Eigenthum auslöſen dürfen, und die Stadt ſelbſt dem Nabob von Carnatic überliefert werden; denn La Bourdonnaie hatte von dem franzöſiſchen Miniſterium Befehl, keine Eroberung auf dem feſten Lande zu behalten. Allein Dupleix, Gouverneur von Pondichery, folgte einer andern Anſicht, und wollte Madras behauptet wiſſen. Sie geriethen darüber mit einander in einen Zwiſt, der den weiteren Fortſchritten der Franzoſen in dieſen Gegenden hinderlich ward. La Bourdonnaie wurde abgerufen und bei ſeiner Rückkunft in die Baſtille geſetzt, aus der er erſt nach drei Jahren wieder in Freiheit kam; Dupleix aber hob den Uebergabe-Vertrag auf, nahm alles engliſche Eigenthum in Beſchlag, und führte den Gouverneur und die angeſehenſten Perſonen als Gefangene nach Pondichery. Der Friede zu Aachen (1748) gab zwar Madras an die Engländer zurück; allein der ehrgei-

zige Dupleix entſagte darum dem Plane nicht, Frankreich zur herrſchenden Macht in Indien zu machen. Er ſuchte dieſes Ziel durch Berückung und allmählige Bezwingung der indiſchen Fürſten zu erreichen. Die Engländer hegten gleiche Abſichten und boten Alles auf, ihren Nebenbuhlern den Vorſprung abzugewinnen; aber ſo lange Dupleix die Angelegenheiten leitete, war das Uebergewicht auf Seite der Franzoſen.

Der Plan dieſes Mannes ſcheiterte nicht durch ſeine Schuld, ſondern durch die Thorheit, womit ihn das Miniſterium den Klagen der oſtindiſchen Geſellſchaft, die mit ſeiner Gewalthaberſchaft nicht zufrieden war, aufopferte. Dupleix ward im Jahre 1754 zurückgerufen und ſtarb bald darauf zu Paris, nachdem er, der in Indien das Schickſal ſo vieler Fürſten entſchieden hatte, als Bittender zu Richtern und Advocaten hatte umherlaufen müſſen. An ſeine Stelle trat Godeheu, einer der Directoren der Geſellſchaft, ein ruhiger und einſichtiger Mann, dem aber mit den Fehlern ſeines Vorgängers auch deſſen große Eigenſchaften fehlten.

Von jetzt an entwickelten die Engländer eine kühne und folgenreiche Thätigkeit. Indem ſie ihre Truppen durch indiſche Rekruten (Seapoys) ergänzten, und den letzteren europäiſche Zucht und Abrichtung beibrachten, ohne ihnen den Zugang zur Kenntniß europäiſcher Kriegskunſt zu öffnen, fanden ſie die Grundlage, auf welcher bald ein Reich der Compagnie erbaut ward, das nach wenigen Jahrzehenden die Reiche in Europa, deren Kronen König Georg trug, weit hinter ſich ließ. Sie führten zunächſt ein glänzendes Unternehmen in Verbindung mit den Maratten aus. In der Nähe von Bombay gab es einen Seeräuberſtaat, deſſen Oberhaupt den ſchwachen mongoliſchen Hof zu Delhi gezwungen hatte, ihm die Würde eines Admirals zu ertheilen. Einen ſolchen hatte es in den blühenden Zeiten des mongoliſchen Kaiſerthums gegeben zur Befehligung der Flotte, welche die Kaiſer zur Beſchützung des Handels hielten. Jetzt aber ſtörte dieſer Admiral den Frieden der Gewäſſer ſo ſehr, daß die Europäer zur Sicherung ihres Verkehrs eine Seemacht unterhalten mußten; ja durch einige glückliche Gefechte kühn gemacht, rühmte er ſich ſchon, er wolle die Europäer bald aus den indiſchen Meeren vertreiben. Es gelang aber einem engliſchen Geſchwader, ſeine Flotte zu verbrennen, ſeine Feſtungen einzunehmen und ſeinen Staat zu vernichten. Dem Admiral Watſon und dem Oberſten Clive gehörte der Ruhm dieſes glücklich ausgeführten Schlages; derſelbe war aber nur der Vorläufer der größeren Erfolge, durch welche die Britten bald darauf das ganze Königreich Bengalen unterwarfen.

In dieſem Paradieſe Indien's beſaßen die Engländer ſeit 1652 Niederlaſſungen, die ſie der Gunſt des Moguls verdankten. Dieſe Beſitzungen erregten aber in dem Maße, als ihr Umfang und Reichthum zunahm, die Eiferſucht der Subahs oder Nabobs von Bengalen. Der damalige Subah Surajah Dowla (ſeit 1756) war entſchloſſen — vielleicht nicht ohne heimliche Aufhetzung von Seiten des franzöſiſchen Generals Buſſy — alle engliſchen Niederlaſſungen zu zerſtören. Er ging daher auf Calcutta los, wo er die meiſten Schätze zu finden hoffte.

Die verweigerte Auslieferung eines Hindu, der bei Surajah Dowlas Vorgänger viel gegolten hatte und ſich jetzt bei den Engländern aufhielt, ſowie die Werke, womit, bei dem bevorſtehenden Ausbruche des Krieges mit Frankreich, die Stadt befeſtigt wurde, gaben einen Vorwand zum Angriffe. Die Engländer geriethen in Schrecken; denn die Niederlaſſung befand ſich in keinem ordentlichen Vertheidigungsſtande. Der Gouverneur und viele andere Perſonen begaben ſich daher an Bord der Schiffe, um ihr Leben und ihre Schätze in Sicherheit zu bringen. Nur der Major Hollwell mit einer kleinen Beſatzung übernahm die Vertheidigung des Platzes, mußte ihn aber (am 20. Juni 1756) dem Subah übergeben. Die Beſatzung ward auf das ſchmählichſte behandelt; hundertſechsundvierzig Menſchen, theils krank, theils verwundet, wurden in der heißeſten Jahreszeit eines brennenden Himmelsſtrichs in die ſogenannte ſchwarze Höhle geſperrt, ein enges, dumpfes Gefängniß von elf Fuß Länge und achtzehn Fuß Breite, mit einem einzigen, nicht einmal ins Freie gehenden Fenſter. Hier litten ſie während der Nacht von Durſt, Hitze und Ausdünſtungen ſo ſehr, daß am Morgen nur noch dreiundzwanzig, unter ihnen Hollwell, am Leben waren. Dieſe wurden herausgeholt und vorgefordert, um dem Subah die verborgenen Schätze zu zeigen, die ſeine Habſucht vermuthete oder wünſchte.

Die Nachricht von jener Gräuelſcene nicht minder, als der erlittene Verluſt, bewog die Verwaltung in Madras, ſogleich Truppen nach Bengalen zu ſenden. Watſon's Geſchwader, das ſich in den indiſchen Gewäſſern befand, führte Clive'n mit einer Schaar Europäer und Seapoys nach jenem Lande hinüber. Dieſer General erreichte ſehr bald ſeinen Zweck. Er nahm die beiden ſtärkſten Feſtungen am Ganges, eroberte Hughley, wo des Subah Salzmagazine und Zeughäuſer verbrannt und zerſtört wurden, und brachte dem an Zahl weit überlegenen Heere deſſelben eine große Niederlage bei. Der Subah verſprach nun, das Zerſtörte zu erſetzen, das Eroberte herauszugeben, die Zollfreiheit anzuerkennen, und die Befeſtigung der engliſchen Factorei zu erlauben.

Mit dem 2. Januar 1758 war Calcutta wieder in der Gewalt der Engländer.

Inzwiſchen hatte (im Jahre 1756) in Europa der Krieg mit Frankreich begonnen. Wiewohl die Franzoſen, zum großen Vortheile England's, an dem Kampfe mit dem Subah von Bengalen keinen Antheil genommen hatten, und eben in einer Unterhandlung begriffen waren, trotz dem Kriege in Europa, in Indien Frieden zu halten, zog Clive nun vor das franzöſiſche Chandernagor und eroberte es (14. März 1757). Durch dieſen feſten Platz ſchnitt er den Subah, der ſchon Unluſt bezeigte, die übernommenen Bedingungen zu erfüllen, von der Unterſtützung ab, die er bei den Franzoſen hätte finden können. Er mußte vielmehr alle Franzoſen, die ſich unter ſeinen Schutz begeben hatten, nach Behar entlaſſen, und ſich ganz der Willkür der Engländer Preis geben. Dieſe hielten es am Ende für beſſer, ihren Feind aller Macht zu berauben. Ein ehemaliger Kriegsbefehlshaber des Subah, Mir Jaffier, der noch im Beſitz eines eignen Heerhaufens war, bot ihnen die Hand. Clive rückte in das Gebiet des Subah, nahm Stadt und Feſtung Cutwa, und traf bei Plaſſey auf das feindliche Heer von 15,000 Reitern und 30,000 Mann Fußvolk, deſſen Geſchütz von Franzoſen bedient ward. Er ſchlug daſſelbe am 26. Juni 1757 mit 900 Europäern und 2200 Seapoys, unterſtützt durch die Verrätherei des Mir Jaffier. Dieſer Sieg, der über das Schickſal eines großen Königreichs von dreißig Millionen Menſchen entſchied, koſtete den Engländern nur zwanzig Mann an Todten und Verwundeten. Darauf eroberte Clive die Hauptſtadt Bengalen's, Murſhadabad, entſetzte den Subah und ernannte den Mir Jaffier an deſſen Stelle. Surajah Dowla ward auf der Flucht ergriffen, und von Mir Jaffiers Sohne getödtet. Der neue Subah bezahlte an die Compagnie zehn Millionen Rupien und verſprach, den Franzoſen nie wieder zu geſtatten, ſich in den drei Provinzen Behar, Orixa und Bengalen niederzulaſſen; außerdem erhielt die Geſellſchaft Erweiterung ihres Gebiets um Calcutta.

Die franzöſiſche Verwaltung in Pondichery hatte Befehl erhalten, bei dem in Europa ausgebrochenen Kriege nicht eher etwas in Indien zu unternehmen, als bis eine große Verſtärkung aus Frankreich angelangt ſein würde. Dieſe kam im Jahre 1758 unter Führung Lally's, der zum Gouverneur und oberſten Vorſtande der franzöſiſchen Angelegenheiten in Indien beſtimmt war. Dieſer tapfere Mann, der ſich in der Schlacht bei Fontenoy ſehr ausgezeichnet hatte, ſtammte aus einer der Irländiſchen Familien, die mit den Stuarts nach Frankreich geflüch-

tet waren; wegen ſeines großen Haſſes gegen die Engländer ſchien er beſonders geſchickt, die Macht derſelben mit Erfolg zu bekämpfen. Allein er beſaß wenig Kenntniß der indiſchen Sitten, Ränke, Kunſtgriffe und der darauf berechneten Kriegsweiſe; noch weniger beſaß er die geſchmeidige Klugheit, welche ſein Verhältniß zu den Beamten der franzöſiſch-oſtindiſchen Compagnie erforderte. Er hatte den Auftrag erhalten, die Mißbräuche abzuſchaffen, welche in der Verwaltung eingeriſſen waren. Dies Unternehmen war ſchwierig und gefährlich zu einer Zeit, wo der Krieg große Aufmerkſamkeit und ungetheiltes Zuſammenwirken verlangte. Lally ging höchſt unbeſonnen zu Werke. Da er die Staatscaſſen leer fand, ſo erklärte er, das ſei Folge der ſchlechten und habſüchtigen Verwaltung, zu deren Beſtrafung er gekommen ſei. Dadurch regte er den Unwillen der Beamtenwelt wider ſich auf, und fand fortan da den heftigſten Widerſtand, wo er auf kräftige Unterſtützung gehofft hatte.

Zwar war der Anfang ſeiner Unternehmungen glücklich, indem er das Fort St. David eroberte (1. Juni 1758); aber aus Tanjore, deſſen König zur Bezahlung anſehnlicher Geldſummen gezwungen werden ſollte, mußte er ſich unverrichteter Sache zurückziehen, weil man in Pondichery kaum 100,000 Rupien zuſammenbringen konnte, und die Soldaten, bei fortdauerndem Mangel an Bezahlung, davonzugehen drohten. Die Belagerung von Madras mußte aufgehoben werden, weil eine engliſche Flotte zum Entſatze erſchien (Februar 1759). Man kann ſich einen Begriff von Lally's Verhältniſſen zu ſeinen Landsleuten machen, wenn man hört, daß dieſer Abzug von Madras in Pondichery die größte Freude erregte. Da Lally dieſer Unternehmung wegen den General Buſſy aus den nördlichen Beſitzungen der Franzoſen abgerufen hatte, ſo ſetzten ſich nun die Engländer von Bengalen aus darin feſt; Maſſulipatam ward den Franzoſen am 4. April 1759 abgenommen, und die franzöſiſche Hauptmacht unter Lally in einem Treffen bei Wandiwaſh am 22. Januar 1760 gänzlich aufgerieben.

Lally, der im heftigſten Unwillen ſich faſt verzehrte und in die Heimath ſchrieb, daß die Hölle ihn in dieſes Land des Zankes und des Unglücks geſpieen habe, zog ſich voll Verzweiflung von allen Punkten in Carnatic zurück, und ſchloß ſich in Pondichery ein, wo Leidenſchaften aller Art herrſchten und alle gemeinſame Thätigkeit unmöglich machten. „Ich möchte lieber", ſchrieb er, „die Caffern befehligen, als in dieſem Sodom bleiben, welches, wenn es die Blitze des Himmels nicht zerſtören, nothwendig das Feuer der Engländer früher oder ſpäter zerſtören wird."

Das Letztere ging bald in Erfüllung. Pondichery mußte ſich am 17. Januar 1761 den Engländern ergeben, und nach einem dreijährigen Kriege waren die Franzoſen aus Indien vertrieben.

Der gänzliche Verluſt der ſo hoch gehaltenen indiſchen Beſitzungen erregte in Frankreich unter den Mitgliedern der Compagnie und den Theilhabern ihrer Actien das heftigſte Geſchrei. Alle Schuld ward auf Lally geſchoben und derſelbe als Verräther bezeichnet. Er ſelbſt aber war von ſeiner Unſchuld ſo überzeugt, daß er ſich in England die Erlaubniß erwirkte, als Kriegsgefangener nach Frankreich gehen zu dürfen, um ſeine Sache zu führen. Er wurde ſogleich in die Baſtille geworfen, und nach einem langen Proceſſe aus Rückſicht auf die öffentliche Stimme im Jahre 1766 vom Parlament zum Tode verurtheilt. Auf einem ſchmutzigen Karren, einen Knebel im Munde, damit er das Volk nicht anreden könne, wurde er auf den Richtplatz geführt und, wie ein wohlunterrichteter Geſchichtſchreiber ſagt, mit dem Schwerte der Gerechtigkeit gemordet. Die franzöſiſch-oſtindiſche Geſellſchaft, die in kurzer Zeit dreien Männern, La Bourdonnaie, Dupleix und Lally, auf dieſe Weiſe gelohnt hatte, überlebte ſie nicht lange.

Unterdeſſen ſtieg das Glück der Engländer auf den Trümmern der franzöſiſchen Herrſchaft. Nach der Eroberung von Surate erhielten ſie die Admiralswürde des mongoliſchen Reiches, welche die Beſitzer dieſes Platzes bis jetzt bekleidet hatten. Mir Jaffier, der von ihnen eingeſetzte Nabob von Bengalen, hatte ſeit ſeiner Erhebung Kälte und Mißtrauen gegen ſeine Beſchützer bewieſen und auf Mittel gedacht, ſich ihrer Zudringlichkeit zu entziehen; er war deshalb ſogar in Unterhandlungen mit den Holländern getreten. Auf die Kunde davon beſchloſſen die Engländer ſeine Abſetzung. Die Compagnie, welche ſelbſt in Schulden gerathen war, während ihre Beamten reich wurden, wollte zugleich durch das Feilbieten der Nabobswürde ihre Geldverlegenheit heben. Mir Koſſim, der neue Nabob, des vorigen Eidam, mußte daher ſeine Würde ſehr theuer bezahlen. Außer den Geſchenken für die Einzelnen (der Gouverneur erhielt allein 58,000 Pfund), überließ er der Geſellſchaft Midnapur, nebſt Budwar und Chittagong eigenthümlich, und zahlte überdies noch 5 Lack Rupien*) baar als Hülfsgelder zur Fortſetzung des Krieges, den die Engländer damals noch in Carnatic gegen die Franzoſen zu führen hatten.

*) Eine Rupie iſt 16 bis 18 Gr. Sächſ., 100,000 Rupien ein Lack, 100 Lack eine Crore.

Mir Koſſim ſetzte ſich durch eine kräftige und ſparſame Verwaltung in den Stand, ſeinen Verpflichtungen gegen die Engländer zu genügen; er verbeſſerte aber auch ſeine Kriegsmacht nach europäiſcher Weiſe, und ſchien entſchloſſen, nichts Unwürdiges zu dulden. Dergleichen ward ihm aber bald zugemuthet. Die Beamten der Compagnie mißbrauchten ihre Zollfreiheit auf eine ſo ausſchweifende Weiſe, daß der Nabob den größten Theil ſeiner Einkünfte verlor und ſeine Unterthanen allen Handel einbüßten. Die Weigerung der engliſchen Verwaltung, ihren Vortheil der Billigkeit oder dem Recht nachzuſetzen und ſeinen Beſchwerden abzuhelfen, führte endlich zum Kriege. Die engliſche Behörde, an deren Spitze nach Clive's Abreiſe Vanſittart ſtand, holte, um der Macht auch die Meinung entgegenzuſtellen, den vorigen Nabob wieder hervor, forderte neue Summen, ließ ſich die Abtretung der Provinzen und die Zollfreiheit beſtätigen, beſchränkte ihn hinſichtlich der Haltung ſeines Heeres auf eine beſtimmte Zahl, und erhielt für die Bezwingung des Mir Koſſim, der noch gerüſtet daſtand, die Verpfändung der Einkünfte der Provinz Nuddra. Mir Koſſim, trotz ſeiner überlegenen und auch ungewöhnlich tapfer fechtenden Macht, ward von dem kleineren, aber geſchickter angeführten Heere der Engländer nach mehreren Gefechten aus ſeinen Staaten vertrieben (1763).

Hoffnungslos nahm er ſeine Zuflucht zum Nabob von Oude. Dieſer beſaß unter allen mongoliſchen Fürſten die bedeutendſte Macht; er herrſchte zugleich im Namen des Groß-Moguls, Schah Allum II., der durch die Maratten aus ſeiner Hauptſtadt vertrieben worden war, und bei dieſem ſeinem ehemaligen Vezir eine Zufluchtsſtätte geſucht hatte. Schon längſt nach Bengalen lüſtern, trat er jetzt in Kampf mit England; aber Hector Munro, der Oberbefehlshaber des engliſchen Heeres, überwand ihn bei Buxar (22. October 1764). Die nächſte Folge dieſes Sieges war, daß der mongoliſche Kaiſer Bundesgenoſſe oder vielmehr Schützling der Engländer ward, und ihnen, zwar nicht kraft ſeiner Gewalt, doch ſeines Namens, die zwei Provinzen Gazipur und Benares abtrat, wofür er die Verſicherung ihres Beiſtandes zur Wiedereroberung ſeiner Hauptſtadt, zum einſtweiligen Wohnſitze aber Elhadabad erhielt.

Der Nabob von Oude hatte unterdeſſen ſein Heer durch Maratten verſtärkt. Allein die Engländer rückten ihm nach, eroberten ſeine Hauptſtadt Luknow, bald darauf die wichtige Feſtung Elhadabad, und zwangen ihn endlich, nach einem neuen über ihn davon getragenen Siege bei Calpy, ſelbſt in ihr Lager zu kommen, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen (Mai 1765). Inzwiſchen war Clive, vom

Könige zum Lord Plaſſey ernannt, aus Europa nach Indien zurückgekommen, beſonders mit dem Auftrage, die Einnahmen der Compagnie zu verbeſſern, die trotz aller Eroberungen und Erpreſſungen noch immer kein vortheilhaftes Ergebniß darboten. Daher erhielt der Nabob von Oude gegen eine Abgabe von 600,000 Pfund ſeine Staaten zurück, mußte aber den Engländern in ſeinem Gebiete freien Handel gewähren, und für die aufgewandten Kriegskoſten 50 Lack Rupien erlegen. Der Groß-Mogul überließ, ſtatt der beiden Provinzen Gazipur und Benares, die zu weit von den übrigen Beſitzungen der Engländer entfernt waren, der Compagnie die Dewany (die Erhebung der landesherrlichen Einkünfte) in Bengalen, Behar und Oriſſa. Von dieſen Einkünften, die man auf 3,125,000 Pfund Sterling berechnete, hatten ſie dem Nabob, den ſie dem Namen nach über dieſe Provinzen ſetzten, weil Clive die Beibehaltung eines Schattenfürſten für nützlich oder nothwendig hielt, einen Jahrgehalt zu geben, ſowie dem Kaiſer, dem außerdem der Nabob von Oude Corah und Elhadabad abtreten mußte, jährlich 325,000 Pfund Sterling als einen Lehnzins. Auch beſtätigte ihnen der Kaiſer die nördlichen Bezirke. Der Subah von Decan, der ſich der Abtretung weigerte, mußte ſich fügen, als die Engländer mit einem Heere in ſein Land drangen.

England's Macht erhob ſich immer glänzender. Außer den Beſitzungen in Bengalen gehörte die ganze öſtliche Küſte von Cuttak bis Cap Comorin entweder ihnen unmittelbar oder ihrem Schützlinge, dem Nabob von Carnatic, den ſie durch den Groß-Mogul für unabhängig von dem Subah von Decan hatten erklären laſſen. In der Vormundſchaft über den mongoliſchen Kaiſer hatten ſie das Mittel in Händen, ihrem jedesmaligen Verfahren gegen die indiſchen Fürſten, die ehemals deſſen Vaſallen geweſen waren, einen Schein des Rechtes zu leihen, und ſich ſelbſt die erworbenen Provinzen zu Lehn geben zu laſſen. Ihre Verwaltung empfahl ſich weder durch Menſchlichkeit noch durch Gerechtigkeit. Dieſe Geſellſchaft von Kaufleuten zeigte ſich ganz unfähig, im Geiſte wahrer Landesherren und Regenten zu handeln. Dabei wurden die Erwartungen der Actionäre der Compagnie von dem großen Ertrage, welchen eine ſo ausgedehnte Herrſchaft bringen müſſe, ſehr getäuſcht. Der Ertrag zerrann in den Händen der Directoren in Europa und der Beamten in Indien. Clive, der 1767 nach England zurückgekehrt war, wurde einige Jahre nachher (1773) im Parlamente wegen ſeiner Verwaltung angeklagt, aber aus Rückſicht auf die vielen Vortheile, die er dem Staat erworben hatte, mit der Erklärung losge-

ſprochen, daß er ſich um das Vaterland wohl verdient gemacht habe. Er fiel indeß bald darauf in Schwermuth, und nahm ſich ſelbſt am 22. November 1774 das Leben.

Am 3. November 1762 hatten die Friedenspräliminarien von Fontainebleau, die der Pariſer Vertrag vom 10. Februar des folgenden Jahres beſtätigte, der ſiebenjährigen Fehde zwiſchen England und Frankreich ein Ende gemacht. Kraft derſelben erhielt das Letztere die Beſitzungen, die es 1749 in Indien gehabt, mit Einſchluß von Pondichery, zurück; doch mußte es darauf verzichten, Truppen in Bengalen zu halten, ſo daß Chandernagor ganz den Engländern preisgegeben blieb.

---

3. England's innere Verhältniſſe unter Georg III. und der Streit mit der oſtindiſchen Compagnie.

Auf die Wiederherſtellung des äußeren Friedens folgte für England heftiger Parteienzwiſt im Innern.

Die Grundſätze des Grafen Bute, der das Miniſterium leitete, waren der Nation verhaßt, und eine weder der Klugheit, noch den Geſetzen angemeſſene Verfolgung, welche ein Parlamentsmitglied, John Wilkes, von den Miniſtern erfuhr, reizte dieſe Stimmung zu den lauteſten Aeußerungen auf. Wilkes, der ein Oppoſitions-Tageblatt, den North Briton, ſchrieb, hatte im 45. Stücke deſſelben die Rede, womit der König dem Parlament jenen Frieden ankündigte, mit harten Bemerkungen begleitet, und bei einer Stelle geſagt, ſie enthalte eine Lüge. Es war darüber von Seiten des Miniſteriums Klage gegen ihn im Parlament erhoben, und durchgeſetzt worden, daß das Blatt öffentlich verbrannt werden ſollte. Dies geſchah, aber nicht ohne großen Auflauf. Der Pöbel ſammelte die Stücke, zündete, nachdem er die Gerichtsdiener zurückgetrieben hatte, ein Freudenfeuer an, und warf einen Courierſtiefel (jack-boot), den Grafen John Bute vorſtellend, hinein. Hinſichtlich der perſönlichen Beſtrafung des Verfaſſers kam es zu harten Kämpfen über die Frage, wie weit das Parlamentsprivilegium einen Verfertiger von Schmähſchriften ſchütze. Um der Verurtheilung zu entgehen, begab ſich Wilkes nach dem feſten Lande, und wurde bald darauf, während ſeiner Abweſenheit, mit allgemeiner Genehmigung aus dem Parlamente geſtoßen. Als er aber, nach der Auflöſung des Parlaments, im Jahre

1768 nach London zurückkehrte, ließ ihm das Miniſterium Zeit, ſich von der Grafſchaft Middleſex zum Parlamentsgliede wählen zu laſſen. Der Pöbel, der ſchon bei ſeinem erſten Erſcheinen die Pferde vom Wagen geſpannt und ihn durch die Stadt gezogen hatte, war ſo erfreut, daß alle Straßen von dem Ausruf „Wilkes und Freiheit!" wiederhallten. Als Wilkes das erſte Mal ins Parlamentshaus gehen ſollte, entſtand abermals ein Auflauf, bei welchem, durch herbeigeholte Truppen, Menſchen getödtet wurden. Da einer der Miniſter in einem Schreiben an die Behörden von Surrey das Benehmen der Truppen gebilligt hatte, machte Wilkes dieſes Schreiben, das ihm in die Hände gerathen war, mit ſehr gehäſſigen Bemerkungen gegen das Miniſterium bekannt. Wegen dieſer Schrift ward er, ehe er noch ſeinen Sitz im Parlament genommen hatte, abermals ausgeſchloſſen, und überhaupt, als ein einmal Ausgeſtoßener, für nichtwahlfähig erklärt. Als darauf eine neue Wahl angeſtellt wurde, zwang der Pöbel, alle Wege zum Wahlplatz beſetzt haltend, jeden Vorübergehenden „Wilkes und Freiheit" zu rufen, und ſich die berüchtigte Nummer 45 mit Kreide auf den Rock oder den Wagen ſchreiben zu laſſen. Aber obwohl Wilkes eine ungeheure Stimmenmehrheit für ſich hatte, erklärte das Parlament doch auch dieſe Wahl für ungültig, und den Mitbewerber des Wilkes für rechtmäßig erwählt.

Ueber dieſen willkürlichen, die Verfaſſung verletzenden Schritt gerieth ganz England in Bewegung. Weſtminſter, York und vierzehn andere Landſchaften verlangten vom Könige die Aufhebung des Parlaments, das doch gerade nach dem Sinne des Königs gehandelt; und eine Reihe von Briefen, die unter dem erdichteten Namen „Junius" erſchienen, ſchilderten den Geiſt und die Maaßregeln des Miniſteriums mit beißendem Witze als gleich deſpotiſch ſchwach und verächtlich. Selbſt der alte Pitt verließ ſeine Einſamkeit und erhob im Parlament von Neuem ſeine Stimme, nicht zu Gunſten des Mannes, von deſſen Charakter und Schriften er mit Abneigung ſprach, ſondern gegen die verfaſſungswidrigen Schritte, welche das Miniſterium in Verfolgung deſſelben erlaubt habe. Das Ergebniß war, daß Wilkes zum Lord-Mayor von London erwählt ward, und nachher eine einträgliche Stelle bei der Commune bekam, das Miniſterium aber, obwohl es ſich in den Perſonen veränderte, ſein Streben nach willkürlicher Gewalt nicht bloß beibehielt, ſondern verſtärkte.

Dieſes Streben zeigte ſich noch in anderen Maßregeln, die nicht bloß in einzelnen Fällen die Freiheit anzutaſten ſchienen, ſondern auch

einen feſten Plan verriethen, die Verfaſſung allmählig zu untergraben und das Gleichgewicht der verſchiedenen Kräfte zu verrücken. Zwei Mittel waren es beſonders, die den Einfluß der Krone vergrößern ſollten, — Vermehrung ſolcher Stellen, die von dem Könige abhingen, und ſolcher Abgaben, deren Erhebung durch die Hände königlicher Beamten geſchah. In dieſer Abſicht miſchte ſich das Miniſterium in die Angelegenheiten der oſtindiſchen Compagnie, und machte den Plan zur Beſchatzung der amerikaniſchen Colonien; das Eine mit glücklichem, das Andere mit unglücklichem Erfolg.

Seit dem Jahre 1765, nachdem die Kriege der oſtindiſchen Compagnie einen ſo glücklichen Ausgang genommen hatten, waren manche Zwiſtigkeiten zwiſchen den Directoren und den Inhabern der Actien entſtanden. Die Letzteren wollten ihren Antheil an dem Ertrage erhöht wiſſen, die Erſteren widerſetzten ſich der Erhöhung, indem ſie den Gewinn jener Kriege als entfernt und ihre Schuldenlaſt als ſehr drückend darſtellten. Von dieſem inneren Zwiſte der Geſellſchaft nahm die Regierung Anlaß, das Recht derſelben, große Länder zu erwerben, in Zweifel zu ziehen, und für die zum Beſten der Compagnie verwendeten Kriegskoſten Entſchädigung zu fordern. Der Compagnie ſchien es gerathen, im Jahre 1767 einen Vergleich einzugehen, vermöge deſſen ſie durch Verringerung der inländiſchen Abgabe vom Thee Vortheil erlangte, dafür aber der Regierung 400,000 Pfund Sterling zahlte, und ihre Dividenden bis zu nächſten Verſammlungen des Parlaments nicht über zehn Procent zu erhöhen verſprach. Es war nämlich eine Erhöhung auf $12^1/_2$ Procent in Vorſchlag gekommen; aber die Regierung hatte dieſelbe als eine gefährliche Täuſchung betrachtet, welche ähnliche Folgen, wie vormals das Südſeeproject, haben könnte.

Die Einſchränkung, die bei dieſer Gelegenheit einer freien Geſellſchaft in den Verfügungen über ihr Eigenthum widerfuhr, ohne andern Vorwand als die Möglichkeit des Mißbrauchs, wurde als ein in einem freien Lande unerhörtes Gebahren von Denen heftig getadelt, welche die Abſichten der Regierung erkannten. „Was ſoll aus uns werden", ſagte Burke im Parlamente, „wenn der Ganges eine neue Fluth von Beſtechungen über uns ausgießt? Ich fürchte mehr von dieſer Anſteckung, als ich von eurer Tugend hoffe. War es nicht die plötzliche Plünderung des Orients, welche Rom den letzten und Hauptſchlag verſetzte?"

Allein ſolche Gegenreden halfen nichts. Schon im Jahre 1769 mußte ſich die Compagnie abermals verpflichten, die Summe von 400,000 Pfund noch ferner der Regierung zu bezahlen, außer den gro-

ßen Summen, die ſie an Zöllen und anderen Abgaben errichtete; und einige Jahre ſpäter (1772) mußte ſie ihre völlige Abhängigkeit von der Krone anerkennen. Die bedrängte Lage ihrer Geldangelegenheiten nach ſo vielen geprieſenen Eroberungen legte für ihre Verwaltung ein ſehr ungünſtiges Zeugniß ab. Sie war der Bank für vorgeſchoſſenes Geld, dem Staate für Zollgebühren, und dem Schatze, des verglichenen Geldes wegen, ungeheure Summen ſchuldig. Da ihr nun durch eine Bill des Parlaments der Grundbeſitz der in Aſien erworbenen Länder noch auf ſechs Jahre beſtätigt ward, erkannte ſie die Behauptung der Regierung an, daß ihr das Territorialrecht nicht zukomme; ſie verſprach ferner, einen Theil ihres reinen Ueberſchuſſes an die Schatzkammer, zum Beſten des Staats, zu zahlen; ſie willigte auch in die Einrichtungen, die das Parlament zur Verhütung der eingeriſſenen Mißbräuche machte. Dahin gehörte die Erhebung des Gouverneurs von Bengalen zum General-Gouverneur des geſammten engliſchen Indien's, der das erſte Mal vom Parlamente, künftig aber von den Vorſtehern der Compagnie, mit Vorbehalt der Genehmigung der Krone, ernannt werden ſollte; ferner die Errichtung eines höchſten Gerichts in Bengalen, deſſen Glieder von der Krone geſetzt werden ſollten. So endigte ſich der wichtige Streit zwiſchen der Compagnie und der Regierung zum Vortheile der letztern. Nicht ſo vortheilhaft war der Ausgang des Kampfes mit den Colonien in Nordamerika.

---

4. Anläſſe und Ausbrüche der Gährung in den engliſchen Colonien Nordamerika's *).

Nach dem Pariſer Frieden, der England's Schuldenlaſt bis auf 184 Millionen Pfund erhöht hatte, gerieth das Miniſterium auf den Gedanken, die Einkünfte des Staats durch Auflagen auf die Amerikaniſchen Länder zu vermehren. Schon während des Krieges hatte man dieſe Abſicht gehabt, und Pitt ſagte nachmals im Parlamente: „Es gab Einige, die ſich bemühten, mich, als ich Miniſter war, zu überreden, mir an einer amerikaniſchen Stempelacte die Finger zu verbrennen. Da-

*) Vgl. Bancroft, Geſch. der Vereinigten Staaten von Nordamerika, deutſch von Kretſchmar, Bd. V. und VI.

mals möchten sich die Amerikaner den Umständen wohl unterworfen haben; dies hätte aber geheißen, einen ungerechten und unedeln Vortheil ziehen." Das neue Ministerium machte nun wirklich den Versuch. Die Forderung schien gerecht, da das amerikanische Ergebniß des Krieges, die Eroberung von Canada, zunächst diesen Colonien einen Feind von der Seite geschafft hatte, durch den sie stets beunruhigt und oft benachtheiligt worden waren. Indeß hätte das Mutterland bedenken sollen, daß eine Zeit kommt, in welcher Söhne mündig werden, und das Verhältniß des blinden Gehorsams in das mildere berathender Theilnahme und freier Hülfsleistung sich umwandelt. Wenn die Herbeiziehung der Provinzen zu den Staatsausgaben an sich nicht ungerecht war, so verlangte dieselbe doch, besonders nach den unter den Amerikanern wie unter den Engländern herrschenden Ansichten, Beachtung der herkömmlichen Formen. Zu jener Zeit aber herrschte ohnehin großes Mißvergnügen über willkürliche oder unkluge Schritte der Regierung.

Die Amerikaner hatten bis dahin einen einträglichen Schleichhandel mit dem spanischen und französischen Westindien getrieben, der aber den Ertrag der Zölle, die sie an England bezahlen sollten, verminderte. Um den Grund dieses Ausfalls zu heben, ward den Officieren der englischen in diesen Gewässern stationirten Schiffe Untersuchung der amerikanischen Handelsfahrzeuge aufgetragen. Da die Engländer aus Unkunde der Zollgesetze oder falscher Ansicht oft Fehlgriffe thaten oder Härte ausübten, fanden sich die Amerikaner äußerst empört. Durchdrungen vom Handels- und Gewinngeiste, trugen sie das Streben nach Freiheit, welches ihre Vorfahren einst auf dem Gebiete der Religion bethätigt und um dessentwillen sie das Vaterland mit den Wildnissen Amerika's vertauscht hatten, mit gleichem Nachdruck auf die bürgerlichen und kaufmännischen Verhältnisse über.

Ein an sich nicht tadelhaftes Gesetz, daß die Geltung des zahlreichen seit dem letzten Kriege gemachten Papiergeldes nicht über die zur Zahlung bestimmte Zeit verlängert werden sollte, ward unter diesen Umständen ein neuer Stoff zur Gährung, da zugleich das Grenvillesche, an Bute's Stelle getretene Ministerium am 5. April 1764 eine Bill durchsetzte, nach welcher auf einige Einfuhrartikel eine Abgabe gelegt wurde. Diese erhöhte Abgabe ward um so drückender, da sie mit baarem Gelde bezahlt werden mußte, dessen Zufluß durch das Verbot des Schleichhandels verstopft war. Der Ertrag sollte zwar zum Besten der Colonien verwendet werden; aber diese Bestimmung verlor ihre Kraft, weil das eingekommene Geld erst in die Schatzkammer von England

baar abgeliefert werden ſollte. Das Bedenklichſte dabei ſchien, daß dieſe Auflage ein ganz neues Verhältniß des Mutterlandes und ſeines Parlaments begründete, da ſie nicht, wie bisher, die Leitung und Lenkung des Handels bezweckte, ſondern als ein Mittel, Geldeinkünfte zu ziehen, ohne weitern Hehl bezeichnet wurde. Der Unmuth war anfangs ſtumm; er wurde aber lauter, als eine neue Parlamentsacte, vom 22. März 1765, die Einführung des Stempelpapiers in die Colonien gebot. Die Acte wurde daher von den Amerikanern mit allgemeinem Abſcheu aufgenommen. Sie ward, ſtatt mit dem Wappen des Königs, mit einem darüber befindlichen Todtenkopfe gedruckt, und in den Straßen von New-York unter dem Tittel: „Thorheit England's und Untergang Amerika's," ausgeboten.

Dieſer Unmuth ward durch keine Unerſchwinglichkeit der neuen Auflage erzeugt — ſie war verhältnißmäßig äußerſt unbedeutend —, ſondern er entſprang aus der Ueberzeugung der Amerikaner, daß das engliſche Miniſterium nunmehr feſt entſchloſſen ſei, ſie auf dem Fuß auswärtiger Unterthanen zu behandeln, und ihnen kein Stimmrecht über die von ihnen zu zahlenden Auflagen einzuräumen. In der That war dies die Anſicht des Miniſteriums, und mehr um dieſen Grundſatz geltend zu machen, als um das Geld zu erheben, hatte daſſelbe jene Acte durchgeſetzt. Amerika aber, im Gefühl der Kräfte, welche der eben durch gemeinſame Anſtrengungen geendete Krieg zum Bewußtſein gebracht hatte, ſcheute ſich nicht, ſeinen Anſpruch auf gleiches Recht mit den Bewohnern Britannien's zur Sprache zu bringen. Die Luſt des Volkes am Disputiren wirkte dazu mit, dieſer Streitfrage Wichtigkeit zu geben. Mit dem gleichen Eifer wie vormals für Glaubensfreiheit, ward jetzt für die politiſche Unabhängigkeit geſtritten. England ſelbſt, das in ſeinem Schooße, beſonders im Unterhauſe, heftig gegen einander ſtrebende Parteien enthielt, war das Zeughaus, aus welchem die Wortführer ihre ſtärkſten Waffen herholen konnten. Manche Engländer begünſtigten ſogar nur deshalb die Amerikaner, weil ſie glaubten, der Sieg über dieſelben werde die Macht der Krone ſo vermehren, daß auch die engliſche Verfaſſung untergehen müſſe. „Der aufrühreriſche Geiſt in den Colonien iſt durch die Parteien in dieſem Hauſe entſtanden," ſagte Grenville mit Rückſicht auf das Verhalten, womit die Oppoſition ſeinen Vorſchlägen begegnete. Als er einſt die Amerikaner die Kinder England's nannte, die mittelſt der Sorgfalt dieſes Landes ihre Niederlaſſungen erhalten und durch deſſen Milde dieſelben ausgebildet hätten, rief der Oberſt Barre, einer der heftigſten Gegner des Miniſteriums: „Nein! eure

Unterdrückung hat ſie nach Amerika gebracht; ſie flohen vor eurer Tyrannei nach einem damals nicht bebauten Lande, wo ſie allem Ungemach ausgeſetzt waren, das die menſchliche Natur kaum zu erdulden vermag. Und doch, von den Grundſätzen wahrer engliſcher Freiheit beſeelt, ertrugen ſie Alles dies mit Vergnügen gegen das, was ſie in ihrem eignen Lande von den Händen Derjenigen litten, die ihre Freunde hätten ſein ſollen. Wie? ſie wären genährt durch unſere Milde? Sie kamen empor trotz eurem Mangel derſelben. Als man anfing für ſie zu ſorgen, beſtand jene Fürſorge darin, Leute hinüber zu ſchicken, die vielleicht die Deputirten eines Deputirten waren, um ſie zu beherrſchen und zu plündern, Leute, deren Betragen bei vielen Gelegenheiten Urſache geweſen iſt, daß das Blut in dieſen Söhnen der Freiheit erſtarrte!"

Andere, die das gegenwärtige Verhältniß von Amerika zum Mutterlande mehr berückſichtigten, ſprachen nicht minder kräftig gegen die Billigkeit der neuen Beſteuerung. Man erinnerte an eine Menge von Land- und Kopfſteuern, die ihnen durch ihre eignen Provinzialverſammlungen, von Hafenabgaben, die ihnen durch Parlamentsacten auferlegt worden; man erinnerte an ihre Armuth, die durch eine Schuld von mehreren Millionen Pfund bei den engliſchen Kaufleuten bezeugt werde; endlich auch an die Unterdrückung ihrer Manufacturen, die eigentlich alle Arten von Steuern ſchon in ſich ſchließe, da ſie zum Beſten des engliſchen Gewerbfleißes gemacht ſeien. Pitt bewies, daß Großbritannien durch ſeinen Handel mit den Colonien in allen ſeinen Zweigen zwei Millionen gewinne. „Dies iſt der Schatz," fügte er hinzu, „der uns in den vorigen Jahren mit ſiegreichem Erfolg den Krieg führen ließ; dies iſt der Preis, den Amerika für den Schutz bezahlt." Drückend waren in der That viele Beſchränkungen, die ſie ſich mußten gefallen laſſen. Dahin gehörte zum Beiſpiel das Verbot, Stahl zu machen, Blechſchmieden und Eiſenhämmer anzulegen, ob ſie gleich die Metalle bei ſich gewannen; ferner Hüte auszuführen, oder auch nur unter den einzelnen Provinzen ſelbſt einen ordentlichen Verkehr zu treiben: Beſchränkungen, die allerdings auch das neue Vorhaben des Miniſteriums von vornherein ebenſo ſehr als ein unbilliges, wie als ein eigenmächtiges, erſcheinen ließen.

Die Gegner deſſelben zogen, nach dem Weſen der engliſchen Verfaſſung, gradezu das Recht des Parlaments zu einem ſolchen Verfahren in Zweifel. Grenville hatte die Beſteuerung für einen Zweig der geſetzgebenden Gewalt, und Schutz und Gehorſam für wechſelſeitig und unabtrennlich von einander erklärt; Pitt hingegen, ſo ſehr er ſonſt auch

das Anſehen England's über Amerika behauptete, läugnete das Recht der Beſteuerung. „Die Bewohner jener Provinzen," ſprach er, „ſind Unterthanen dieſes Königreichs, und haben eben ſo viel Anſpruch wie dieſe auf alle natürlichen Rechte des Menſchen und auf die beſonderen Vorrechte der Engländer. Die Amerikaner ſind Söhne, nicht uneheliche Kinder England's. Beſteuerung iſt kein Theil der regierenden oder geſetzgebenden Gewalt. Steuern ſind freiwillige Gaben der Gemeinen allein. In vorigen Zeiten beſaßen die Krone, die Barone und die Geiſtlichkeit die Ländereien. Zu dieſer Zeit ſteuerten die Barone und die Kirche der Krone; was ſie gaben und bewilligten, war ihr Eigenthum. Jetzt, ſeit der Entdeckung von Amerika, ſind die Gemeinen die Eigenthümer des Landes geworden. Die Kirche (Gott ſegne ſie) hat nur einen kleinen Theil, das Eigenthum des Lords iſt nur ein Tropfen Waſſer im Ocean, dies Haus ſtellt die Beſitzer der Ländereien vor. Wenn wir daher in dieſem Hauſe geben und bewilligen, ſo bewilligen wir dasjenige, was unſer Eigenthum iſt. Allein in einer amerikaniſchen Abgabe, was thun wir da? Wir geben und bewilligen Sr. Majeſtät das Eigenthum von Sr. Majeſtät Gemeinen in Amerika. Es liegt eine Ungereimtheit in den Ausdrücken. Der Unterſchied zwiſchen Geſetzgebung und Beſteuerung iſt weſentlich nothwendig für die Freiheit. Daß für dieſe das Gefühl der Amerikaner nicht todt iſt, zeigt ihr rühmlicher Widerſtand, der mich erfreut. Drei Millionen Menſchen, die bereit geweſen wären, freiwillige Sklaven zu werden, würden paſſende Werkzeuge geworden ſein, Sklaven aus uns übrigen zu machen."

In dieſem Sinne ſprach Pitt noch im Jahre 1775. „Es iſt kein noch ſo ärmlicher Bettler in den Straßen London's, der nicht „unſere amerikaniſchen Unterthanen" ſpräche! der ſich nicht für einen Geſetzgeber Amerika's anſähe! Aber, Mylords, außer der alten verfaſſungsmäßigen Abhängigkeit Amerika's, ſich in Handel und Schifffahrt von England beſtimmen zu laſſen, worauf gründen ſich die anderen Rechte, welche wir ausüben wollen? Ueber Eigenthum, Mylords, hat nur der Eigenthümer zu befehlen; es ſchließt die ganze Welt aus, es iſt ein Atom, das Niemand berühren kann als der Eigenthümer, die Betaſtung befleckt die ganze Maſſe, die Berührung eines andern vernichtet es! Stellvertreter und Schatzung müſſen beiſammen ſein."

Was hier in England nur die Stimme Einzelner war, ertönte als das heftigſte Geſchrei Aller in Amerika, und der Widerſtand offenbarte ſich auf die mannigfaltigſte Weiſe. In den Gerichtshöfen ſtand der Gang des Rechts ſtill, weil man kein Stempelpapier brauchen wollte;

man ſuchte ſich lieber durch ſchiedsrichterliche Sprüche zu helfen; bei dem Handel ſuchte man ähnliche Auswege. Auf der andern Seite fehlte es auch nicht an gewaltſamen Auftritten, wobei Häuſer zerſtört und Perſonen gemißhandelt wurden. Es bildeten ſich Geſellſchaften zum Schutz der britiſchen Freiheit in Amerika; die Stimmung wurde immer bedenklicher.

Mitten unter dieſen Umſtänden trat eine Veränderung in den Perſonen des Miniſteriums ein. Der Marquis von Rockingham, der ſich der Stempelacte vorzüglich widerſetzt hatte, trat im Juli 1765 an die Spitze des neuen Miniſteriums; der General Conway, gleichfalls ein ſehr heftiger Gegner der bisherigen Maßregeln gegen Amerika, ward Staatsſecretair. Da zu gleicher Zeit auch in England von den Kaufleuten und Gewerbtreibenden Bittſchriften gegen die Stempelacte eingegeben wurden, weil die Amerikaner den feſten Entſchluß gefaßt hatten und zum Theil ſchon ausführten, ſich ferner keiner engliſchen Waaren und Kunſterzeugniſſe zu bedienen: ſo ward (18. Mai 1766) die Stempelacte wieder zurückgenommen, aber ohne den Grundſatz zurückzunehmen, auf den ſie gegründet war; denn in einer ſogenannten Erklärungsbill (declaratory-bill) ward das Recht und die Macht Großbritanien's, die amerikaniſchen Colonien zu beſteuern, behauptet.

Dieſer Zuſatz dämpfte in dem erſten Augenblicke die allgemeine Freude nicht, die der Widerruf in Amerika hervorbrachte. Man ſah ihn nur als eine Wendung an, durch welche die Regierung ſich mit Anſtand aus dem Handel ziehen wolle; denn ihn anzuerkennen war man ſo wenig geneigt, daß vielmehr das Gefühl der Selbſtſtändigkeit durch den Widerruf erſt recht lebendig geworden, und die Neigung zum Widerſtande bis zur Erbitterung geſtiegen war. Dieſe Stimmung ſprach ſich auch unverhohlen bei mehreren kleinern Vorfällen aus; namentlich in New-York, als gefordert wurde, für die engliſchen Soldaten Baraken und die gewöhnlichen Lieferungen von Salz, Bier und Eſſig zu beſorgen. Ein entſchloſſener oppoſitioneller Geiſt machte ſich mehr und mehr bei den Wahlen zu den Provinzialvertretungen und in dieſen ſelber geltend. Die Verfaſſungen der einzelnen Provinzen waren nämlich meiſt nach dem Muſter des Mutterlandes gebildet. Ein Unter- oder Repräſentantenhaus, eine Art von Oberhaus, der Senat oder Rath, und ein Statthalter, waren faſt in allen vorhanden, nur mit größerm oder geringerm Einfluß der Krone. In einigen, wie in den beiden Carolina's, Georgien, Neu-Schottland, Virginien, New-York u. ſ. w., hing die Wahl des Statthalters, ſeines Rathes und aller öffentlichen Bedienungen von

der Krone ab. In einigen übten einzelne Familien gewiſſe Hoheitsrechte, wie z. B. die Familie Penn in Pennſylvanien. Endlich gab es bevorrechtete Regierungen, wo alle Gewalt beim Volke war, das ſeinen Statthalter, deſſen Beiſitzer und ſeine übrigen Beamten ſelbſt wählte, wie in Connecticut und Rhode-Island, zum Theil auch in Maſſachuſetts.

In England blieb die Anſicht über Amerika's Verhältniß zum Mutterlande nach wie vor eine ſehr ſchroffe. Hier war jener Zuſatz wirklich als ein Vorbehalt des Rechts gemeint, kraft deſſen man unbedingten Gehorſam fordern zu können glaubte, und das man unter günſtigeren Umſtänden oder auf verſteckteren Wegen zur Geltung zu bringen gedachte. Ein neues Miniſterium, unter der Leitung des Herzogs von Grafton, und, nach deſſen baldigem Zurücktritt, des Lord North, ward gebildet. Pitt, jetzt Graf Chatham, war Mitglied deſſelben als Groß-Siegelbewahrer. Aber ſeit ſeiner Erhebung in das Oberhaus, dieſes Hospital der Unheilbaren, wie Lord Cheſterfield bei dieſer Gelegenheit ſagte, von dem Schauplatze ſeiner Kraft und Thätigkeit, vom Unterhauſe, entfernt, und dadurch ſeiner vorigen Allgewalt über die allgemeine Meinung beraubt, überdies durch Krankheit und körperliche Leiden oft abgehalten, hatte er wenig Einfluß auf die Entſchlüſſe und Maßregeln des Miniſteriums. Um den gewünſchten, vom Könige ſelbſt für rechtmäßig gehaltenen Zweck durchzuſetzen, und Einkünfte aus Amerika zu erlangen, machte Townſhend, Kanzler der Schatzkammer, den Vorſchlag (13. Mai 1767), der auch im Parlamente durchging, gewiſſe Abgaben auf Thee, Glas, Papier und Malerfarben zu legen, die aus Großbritannien in die amerikaniſchen Niederlaſſungen ausgeführt wurden. Der Ertrag dieſer Abgaben wurde zu den Gehalten der Statthalter, Richter und anderer Beamten der Colonien beſtimmt. Es fehlte nicht an Gegnern im Parlamente, die bei der Geringfügigkeit dieſer Abgabe wünſchten, daß ſie lieber gar nicht Statt finden möchte; aber die Anhänger der Regierung entgegneten, daß gerade eine unbedeutende Auflage am geeignetſten ſei, die Abhängigkeit der Niederlaſſungen vom Mutterlande aufrecht zu erhalten.

Das war aber auch der Geſichtspunkt, in welchem die Amerikaner ſelbſt dieſen neuen Angriff der engliſchen Regierung betrachteten und ſich zum gemeſſenſten Widerſtande anſchickten. Es ſei, ſagten ſie, der eindringende Keil, der für unerträgliche Abgaben einen Weg bahnen ſolle; und ſelbſt der Zweck, wozu der Ertrag derſelben beſtimmt war, konnte ſie nicht ausſöhnen, da die Statthalter und übrigen Beamten dadurch

von ihnen unabhängiger werden ſollten. Unter dieſen Umſtänden war der künſtliche Unterſchied zwiſchen innerer und äußerer Beſteuerung, den man machte, und der in einer weniger aufgeregten Zeit die Abſicht der engliſchen Regierung verſchleiert hätte, nicht im Stande ſie zu täuſchen. Nicht eine innere Beſchatzung ſollte dies ſein, ſagten die Miniſter, ſondern eine äußere, nur auf die Lenkung und Einrichtung des Handels gehende, die dem engliſchen Parlamente anerkannter Maßen immer erlaubt geweſen ſei. Die tiefer blickenden Amerikaner aber überzeugten bald durch Rede und Schrift ihre Mitbürger, die ſich wirklich Anfangs durch dieſen Unterſchied täuſchen ließen, daß die neue Auflage nur die Stempelacte in veränderter Geſtalt ſei.

Die Provinz Maſſachuſetts bewies die größte Thätigkeit und den brennendſten Eifer. Sie richtete Bittſchriften an die Miniſter, worin ſie mit Ernſt und Kraft ihren Anſpruch auf das Recht aller britiſchen Unterthanen gegen willkürliche Beſteuerung geltend machte; ſie ſchickte auch ein Rundſchreiben an alle übrigen Provinzen, in welchem ſie die Nachtheile der Maßregel entwickelte und zum gemeinſamen Handeln aufforderte. Ein Erlaß des königlichen Staatsſecretairs, Lord Hillsborough, an ſämmtliche Provinzen, worin dem Rundſchreiben von Maſſachuſetts die böſe Abſicht beigelegt ward, die Gemüther zu entflammen, eine unverantwortliche Verbindung zu befördern, und die wahren Grundſätze der Verfaſſung umzuſtürzen, diente nicht dazu, die Aufregung zu beruhigen.

Die Amerikaner ſetzten ihren Widerſtand fort. Um die Kaufleute und Gewerbtreibenden in England gegen den Zwiſt zu ſtimmen, traten 1768 die Kaufleute in Boſton zuſammen, und beſchloſſen für das nächſte Jahr (1. Januar 1769 bis 1. Januar 1770) gar keine Waaren von England, nur wenige unentbehrliche ausgenommen, einzuführen, beſonders aber keinen Thee, kein Glas, kein Papier, keine Malerfarben, bis der darauf gelegte Zoll aufgehoben ſein würde. Nach und nach traten alle einzelnen Provinzen dieſem Beſchluſſe bei. Das Volk erwählte Ausſchüſſe, die allenthalben ein wachſames Auge auf die Einfuhr der Waaren haben mußten; und ſo groß war die Gewalt der öffentlichen Meinung, daß nur wenige Uebertretungen vorkamen.

Ein Parlamentsglied in England hatte dieſen Erfolg vorher geſagt. „Laßt uns nichts unternehmen, was Fragen über das Recht in Unterſuchung bringen könnte, die blos Sache des Glaubens bleiben müſſen. Legt Abgaben und Zölle auf, aber in einer ſolchen Weiſe, daß der Geiſt der Handelsweisheit euch leite. Amerika iſt reich an Hülfs-

mitteln, um ſich alles Nothwendige zu verſchaffen. Regt nicht jenen Geiſt der Bewohner von Maſſachuſetts auf, mit welchem ſie ihr ehemaliges Vaterland verließen, damit ſie nicht mit demſelben ihr jetziges vertheidigen. Das einzige Opfer, das ſie bringen, beſteht in einigen wenigen Thorheiten und in einigen Pracht- und Genußwaaren. Nicht auf Nothwendigkeit und Bedürfniß iſt ihr Handel mit uns begründet; nur das Verlangen nach unſeren Sitten und Gewohnheiten, nur die Liebe zur Heimath, wie ſie England nennen, macht, daß ſie Alles gern mögen, was aus England kommt. Aber Leidenſchaft kann durch Leidenſchaft beſiegt werden."

Unterdeß machte ſich die allgemeine Stimmung auch in gewaltſamen Auftritten Luft. Ein ſolcher erfolgte zuerſt in Boſton. Die Zolleinnehmer und Aufſeher nahmen eine mit Maderawein beladene Schaluppe, Freiheit genannt, die einem ſehr beliebten Manne, Namens Hancock, gehörte, wegen falſcher Abgabe in Beſchlag (10. Juni 1768), und ließen ſie durch die Beſatzung eines im Hafen liegenden Kriegsſchiffes unter die Kanonen deſſelben bringen. Sogleich entſtand ein Auflauf. Das Volk ſchlug auf die Beamten und ihre Gehülfen los, verbrannte ein Boot des Einnehmers, und zog in den Straßen auf und ab, während die Zollbeamten, in Schrecken geſetzt und für ihre Sicherheit beſorgt, ſich in die Williamsburg flüchteten. Hierauf befahl Lord Hillsborough dem General Gage, Soldaten nach Boſton zu legen, und ſandte eine Fregatte nebſt anderen bewaffneten Schiffen dahin, um die Zollbedienten zu ſchützen. Zugleich ſetzte eine neue Acte des Parlaments ein hartes Strafgeſetz Heinrichs VIII., nach welchem Hochverrath jenſeits des Meeres, z. B. zu Boulogne und außer dem Königreich begangen, in England unterſucht werden ſollte, wieder in Kraft und entfremdete dadurch dem Mutterlande vollends die Herzen. Im engliſchen Parlamente hatten viele und laute Stimmen wider ein Geſetz geſprochen, das zu einer Zeit gegeben worden war, als noch keine Anſiedelungen in einem fremden und entfernten Welttheile vorhanden waren.

Ein neuer Vorfall vergrößerte die Erbitterung. Mehrere Provinzen, beſonders Maſſachuſetts, hatten zu ihrem Geſchäftsträger in London den berühmten Buchdrucker Franklin beſtellt. Dieſer Mann, deſſen Beredtſamkeit überzeugende Klarheit mit ungekünſteltem Witz verband, hatte ſchon früher die Rechte ſeines Vaterlandes bei der Regierung durch Rede und Schrift verfochten*), und damals ſich in den Beſitz der Be-

*) Eine dieſer Schriften führte den Titel: „Regeln um ein großes Reich zu einem kleinen zu machen."

richte gesetzt, die der Statthalter von Massachusetts, Hutchinson, und der Unterstatthalter, Olivier, an das Ministerium in London abgestattet hatten. Alle diese Berichte liefen darauf hinaus, England in seinem gewaltsamen Verfahren zu bestärken und kräftige Maßregeln zu empfehlen. Franklin schickte sie nach Amerika, wo sie großen Unwillen erregten, und eine Vorstellung des Staats von Massachusetts an den König veranlaßten, worin auf die Entfernung Hutchinson's und Olivier's angetragen ward. Franklin ward in dieser Angelegenheit vor den geheimen Rath gefordert, und es ward ihm hier sehr unfreundlich begegnet. Der Kronanwalt Wedderburne schalt ihn einen Aufwiegler und den bittersten und gefährlichsten Feind England's. Dieses Verfahren gegen einen Mann, den Lord Chatham bei dieser Gelegenheit die Ehre England's und der Menschheit nannte, der von seinem Vaterlande geliebt, ja angebetet wurde, verletzte die Gemüther der Amerikaner tief; sie glaubten nun, das Ministerium wolle sie als Aufrührer behandeln. Aber zur gleichen Zeit that das Ministerium einen Schritt, der eher schwachherzige Nachgiebigkeit bekundete. Lord North, das Haupt desselben, machte selbst, unter dem Andrängen Chatham's, am 5. März 1770 den Vorschlag, die durch die Verordnung von 1767 eingeführten Auflagen wieder aufzuheben. Der Grund, der ihn bestimmte, war, daß die englische Kaufmannschaft bei dem bisherigen Verfahren im Jahre 1769 für 744,000 Pfund Sterling weniger an Waaren nach Amerika gesandt hatte, und daß der Ausfall bei den Zöllen sehr fühlbar ward. Doch wurde, theils wegen des Verhältnisses der Zölle bei der ostindischen Compagnie, theils um die Ehre des Reichs und die Obergewalt des Parlaments über die Colonien zu wahren, eine Auflage auf den Thee, drei Pence für das Pfund, beibehalten. Der Minister, welcher selbst zwischen Hartnäckigkeit und Nachgiebigkeit schwankte, rechnete auf die Macht der Erschlaffung und des Eigennutzes. Wirklich schien in den südlicheren und mittleren Provinzen die Entrüstung gegen das Mutterland sich zu legen, und man führte hier, mit Ausnahme des Thees, wiederum englische Waaren ein. Nur Massachusetts, von Puritanern gestiftet, und von jeher durch kecke Freiheitsliebe ausgezeichnet, erhielt den einmal aufgeregten Geist des Widerstandes in seiner Stärke, und die Mittel, welche die Regierung anwandte, ihn zu bändigen, wirkten auf entgegengesetzte Weise.

Die Besatzung in der Hauptstadt Boston war Gegenstand des allgemeinen Hasses und sah sich in beständige Zänkereien verwickelt. Bei einer derselben wurden durch die Soldaten drei Menschen erschossen und mehrere verwundet. Hierüber gerieth die ganze Stadt in Bewegung,

und nur mit Mühe konnten die Magiſtratsperſonen die Menge von einem Angriff auf die Truppen abhalten. Die Leichname der Erſchoſſenen wurden in einem feierlichen Aufzuge durch die Straßen geführt, und auf die ehrenvollſte Art in Gewölben beigeſetzt; ihr Todestag ſollte als Trauerfeſt jährlich durch Reden gefeiert werden, und in den Gemüthern den Abſcheu gegen Gewaltherrſchaft und die Liebe für die Freiheit entflammen.

Eben ſo ungünſtig wirkte eine neue Verordnung, welche zwar alle königliche Statthaltereien betraf, aber hauptſächlich gegen Maſſachuſetts gerichtet war. Künftig ſollten der Statthalter, die Richter und die übrigen Beamten nicht, wie bisher, ihre Gehalte von den geſetzgebenden Körperſchaften der einzelnen Provinzen, ſondern, ohne Dazwiſchenkunft jener, unmittelbar von der Krone beziehen. Auf ſolche Weiſe hoffte das Miniſterium dieſe Beamten von ſich abhängig zu machen, und den Strom des Aufruhrs in das alte Bett des Gehorſams zurückzuführen. Aber da die Gewalt der Wellen ſchon in zu ſtarker Bewegung war, brachte dieſer neue Damm nicht die gehoffte Wirkung hervor. Er trieb vielmehr die Flut auch nach anderen Gegenden hinüber. Eine in Druck gegebene Erklärung der Rechte, welche die Colomiſten als Menſchen, Bürger und Chriſten beſäßen, wurde von den erhitzten Gemüthern mit Begierde aufgenommen, und ein Correſpondenz-Comité in Boſton ward der Canal, die daſelbſt herrſchende Stimmung im ganzen Lande zu verbreiten.

Unterdeß hatte theils der Entſchluß der Amerikaner, aus England keinen Thee einzuführen, theils die durch den Schleichhandel bewirkte Zufuhr dieſer Waare die Nachfrage darnach ſo verringert, daß ſich eine ſehr beträchtliche Menge deſſelben in den Vorrathshäuſern der oſtindiſchen Compagnie aufgehäuft hatte. Die letztere erbot ſich jetzt gegen die Regierung, wenn ſie den amerikaniſchen Einfuhrzoll aufheben würde, dafür doppelten Ausfuhrzoll zu bezahlen. Die Regierung wies dieſe günſtige Gelegenheit, den Streit zu enden, von ſich, weil ſie ihr Beſteuerungsrecht durchfechten wollte. Dagegen hob ſie durch die ſogenannte Theeacte (1773) für allen nach den engliſchen Niederlaſſungen zu ſendenden Thee die Ausfuhrzölle auf, und hoffte nun durch die größere Wohlfeilheit des Artikels zum Kaufe deſſelben zu verlocken.

Die oſtindiſche Compagnie, eben weil ſie eine ungeheure Maſſe Thee vorräthig hatte, ließ ſich dadurch bewegen, von ihrer bisherigen Gewohnheit, ihren Thee öffentlich an den Meiſtbietenden zu verſteigern, abzugehen, und ihn für ihre Rechnung zu verkaufen. Sie befrachtete

daher verſchiedene Schiffe mit Thee für Amerika. In England tadelte man dieſen Schritt als eine ſchlechte Handelsberechnung; aber in Amerika verabſcheute man das Unternehmen als einen liſtig angelegten Plan. Die Compagnie, an ſich ſchon ein Gegenſtand des Neides, erſchien jetzt, wo ſie völlig in der Gewalt der Regierung war, als ein Werkzeug, um ein verhaßtes Geſetz durchzuſetzen; ihre Geſchäftsträger wurden als Diener jener drückenden Gewalt angeſehen, mit der man ſchon lange in unentſchiedenem Kampfe lag, und von den ſehr zahlreichen heimlichen und öffentlichen Theehändlern angefeindet. Man fing daher in Amerika an, Gegenmaßregeln zu treffen, und die Ausſchiffung auf alle mögliche Weiſe zu verhindern. Zeitungen und Flugſchriften enthielten Aufforderungen, dieſe Theeſchiffe nicht in den Hafen zu laſſen, weil ſie mit den Feſſeln beladen wären, die Großbritannien für ſie geſchmiedet; die fürchterlichſte Rache wurde Jedem gedroht, der ihnen auf irgend eine Art behülflich ſein würde. Einige Capitäne von Theeſchiffen kehrten, da ſie der Stimmung des Volks gewahr wurden, mit ihren Ladungen zurück; zu Boſton aber erſtieg eine Anzahl bewaffneter Leute, die als Mohawk-Indianer verkleidet waren, am Sonntag den 26. December 1773 Abends das dort liegende Theeſchiff, und warf die ganze Ladung, 18,000 Pfund, ins Waſſer.

Für ſo viel Widerſetzlichkeit glaubte das Miniſterium, Maſſachuſetts ſtreng ſtrafen zu müſſen. Im Jahre 1774 wurde der Hafen von Boſton für allen Verkehr geſchloſſen, und — als zweite Zwangsmaßregel — eine neue Verfaſſung für die Provinz verordnet, nach welcher der König oder ſein Statthalter die Richter, Magiſtratsperſonen oder Sheriffs zu ernennen hatte, dieſe aber keine Verſammlung ohne Bewilligung des Statthalters berufen durften. Durch eine dritte Bill ward verfügt, daß alle Beamte in Maſſachuſetts, die des Mordes oder ſonſt eines Todverbrechens angeklagt würden, zur Unterſuchung nach Neuſchottland oder nach England geſandt werden ſollten; und eine vierte Maßregel erklärte die Einquartierung der Truppen innerhalb der Stadt Boſton für geſetzlich. Durch die fünfte, die Quebec-Acte genannt, ward die Gränze von Canada auf Koſten der alten Colonien ausgedehnt und in dieſer Provinz, die bisher blos nach königlichen Verordnungen regiert worden war, eine von der engliſchen Weiſe abweichende Verfaſſung eingeführt, was die Amerikaner dahin auslegten, daß dieſe gehorſame Provinz zum Kappzaum für die ungehorſamen dienen ſollte. Es wurde in Canada ein geſetzgebender, ganz von der Krone zu ernennender Rath, in dem auch Katholiken Mitglieder ſein konnten, angeordnet; die fran-

zöſiſchen Geſetze und Rechtsweiſen wurden beibehalten, nur in peinlichen Sachen ſollten Geſchworne urtheilen; die katholiſche Geiſtlichkeit blieb im Beſitz ihrer Zehnten. Im Parlamente war die Oppoſition mit allen dieſen Geſetzen unzufrieden; vorzüglich ſprach Burke ſehr heftig und beredt gegen dieſelben. Dennoch wurden ſie genehmigt, und die Vollziehung der erſteren dem an Hutchinſon's Stelle zum Statthalter ernannten General Gage aufgetragen. Im Ganzen neigte ſich die öffentliche Meinung in England zu ſtrengen Maßregeln, und die Oppoſition im Parlamente ward in eben dem Maße geringer, als ſie in Amerika größer ward.

Hier wurde die erſte Nachricht von der Parlamentsacte wegen Sperrung des Hafens durch Druck in ſchwarzem Rande auf den Straßen bekannt gemacht. Damit die anderen Seehäfen ſich nicht dieſes Zeitpunktes bedienen möchten, um ihren Handel zu heben, erließ man Zuſchriften an die übrigen Provinzen, mit der Aufforderung, allen Handelsverkehr mit dem Mutterlande aufzuheben, bis die Boſtoner Hafenbill zurückgenommen ſei. Ueberall war man bereitwillig. Nach dem Beiſpiele Virginien's wurde auf den 17. Juni, als an welchem Tage die Boſton'ſche Hafenbill in Kraft geſetzt werden ſollte, ein Buß- und Bettag angeordnet, und zu Newport in Rhode-Island eine heftige Schrift ausgeſtreut, unter dem Titel: „Tod oder Einigkeit.“ In derſelben war Boſton's Zuſtand als eine Belagerung und als ein unmittelbar feindlicher Angriff auf alle Provinzen vorgeſtellt. „Die Feldherren des Deſpotismus,“ hieß es, „eröffnen jetzt die Laufgräben, um die Bollwerke unſerer Freiheit zu zerſtören, und nichts als Einigkeit und Entſchloſſenheit kann uns retten.“

Um dieſe Einigkeit zu befeſtigen, ward ein Congreß aus den Vertretern und Abgeordneten aller einzelnen Provinzen gebildet, deſſen durch Stimmenmehrheit gefaßte Beſchlüſſe allgemein gültig ſein ſollten. Dieſe Verſammlung kam zu Philadelphia zuſammen (4. Sept. 1774), und das Gefühl ihrer vereinten Kraft ſprach ſich auf das Lebendigſte in folgenden Verordnungen aus. Vom 1. Decbr. an ſollten keine engliſchen Waaren, keine Erzeugniſſe aus den engliſch-weſtindiſchen Inſeln u. ſ. w., mehr eingeführt werden; von dem 10. Sept. 1775 an ſollte alle Ausfuhr aus Amerika nach England aufhören. Neben dieſen und noch acht anderen Verordnungen, welche die Aufmunterung des inneren Verkehrs betrafen, erließ man auch Zuſchriften an den König, an das engliſche Volk, an das amerikaniſche Volk und die Provinz Canada. Alle waren mit ungewöhnlicher Stärke und Geſchicklichkeit abgefaßt. Vorzügliche Kunſt

war auf die Zuſchrift an die franzöſiſchen Einwohner in Canada verwendet. Man ſuchte ihnen zu zeigen, daß die Quebec-Acte ſie eigentlich einer willkürlichen Gewalt unterworfen habe; man zählte die Vortheile der engliſchen Verfaſſung auf, und führte ihren Landsmann Montesquieu redend ein, als von ihnen um Rath gefragt über Freiheit und Knechtſchaft. Die Nothwendigkeit, dieſes letztere Uebel, als ſchon nahend, abwehren zu müſſen, legten ſie in der Zuſchrift an die Colonien dar, indem ſie an der Hand der bisherigen Parlamentsacten zu beweiſen ſuchten, daß ſie alle auf Unterdrückung Amerika's abzweckten.

Unter dieſen Umſtänden ſtieg die Gährung und der Widerſtand immer höher, zumal in Maſſachuſetts. Die neue Verfaſſung konnte hier gar nicht in Wirkſamkeit treten. Viele, die zur Mitgliedſchaft des Raths ernannt wurden, verweigerten den Eintritt, und die ihre Stellen annahmen, wurden durch Drohungen und Beleidigungen gezwungen, ſie wieder niederzulegen; das Rechtsverfahren in den Gerichten ſtand ſtill, weil die Geſchwornen den neuen Richtern zu ſchwören ſich weigerten. Als Gage, der es nicht wagte, die engliſchen Soldaten bei den Bürgern einzulegen, Baraken für dieſelben bauen laſſen wollte, konnte er kaum Arbeiter dazu finden, und die begonnenen Arbeiten wurden durch Gewaltthätigkeiten vom Volke geſtört. Gegen den Willen des Statthalters verſammelten ſich die Abgeordneten von Maſſachuſetts, und erließen an ihn eine ſtarke Zuſchrift. Man machte ſich auf einen gewaltſamen Angriff gefaßt, indem Uebungen der jungen Mannſchaft veranſtaltet und Kriegsgeräthſchaften zuſammengeſchafft wurden, zumal als die Nachricht von einer neuen Parlamentsacte ankam, vermöge deren alle Ausfuhr von Waffen und Kriegsvorräthen aus England verboten ward. In New-Hamſhire bemächtigte man ſich des Forts Wilhelm, der darin befindlichen Geſchütze, Waffen und Vorräthe; man traf Anſtalten zur Verfertigung von Schießpulver und Stahl. Indem nun der engliſche General ein Vorrathshaus zu Concord zerſtören und die Häupter der Gegenpartei an dieſem Ort aufheben laſſen wollte, fiel auf dem Wege dahin, den 19. April 1775, das erſte Gefecht bei Lexington vor, worin das erſte Blut vergoſſen und „eine Wunde gemacht ward, welche nicht leicht wieder zuwuchs.“

Die Rechtsfrage ſollte demnach durch Waffengewalt entſchieden werden. Das Miniſterium hatte dieſe Entſcheidung, wenn nicht gewünſcht, doch auch nicht gefürchtet; die Oppoſition hingegen hatte ſtets die Koſtſpieligkeit und Schwierigkeit eines Krieges in ſo weiter Entfernung vorgeſtellt; ſie hatte die Unmöglichkeit dargethan, den Zweck, die

Unterjochung der Colonien, zu erreichen oder, wenn er erreicht wäre, ohne ungeheuren Koſtenaufwand zu behaupten; ſie hatte die Verwerflichkeit der Abſicht, Einkünfte zu ziehen, und der Mittel, durch die der bisherige ſchon ſichere Gewinn des Handels zerſtört ward, gezeigt; ſie hatte die Gräuel eines Kampfes geſchildert, den die Bluts- und Stammverbindung der kämpfenden Parteien zu einem Bürgerkriege mache.

Die Gründe wurden in dem neuen Parlament 1775 wieder aufgenommen. Burke entwickelte die ganze Fülle ſeiner Beredtſamkeit, um die vielfachen Beziehungen dieſer Angelegenheit anſchaulich darzuſtellen. Der durch Alter und Krankheit geſchwächte Lord Chatham erſchien nach langer Abweſenheit wieder im Parlamente, und ſchüttete nochmals, auf eine Krücke geſtützt, das ganze Feuer ſeiner Beredtſamkeit aus. „Mylords," ſprach er, „ſo wenig, als ich mir anmaßen könnte, Sie mit dieſer Krücke vor mir her zu treiben, ſo unmöglich iſt es, Amerika zu erobern." Aber die Miniſter wollten Amerika zu ihren Füßen ſehen, und das Parlament entſprach ihren Wünſchen. Durch eine Bill wurde den dreizehn Vereinigten Provinzen, wie ihnen ſchon vorher aller Fiſchfang bei Neufundland verboten war, nun auch aller Handel und Verkehr mit England unterſagt, ihr Eigenthum als verfallen an die Kaper (die Beamten von Sr. Majeſtät Kriegsſchiffen) erklärt, und endlich (October 1775) die gehäſſige Maßregel ergriffen, fremde Truppen in Sold zu nehmen, unter dem Vorwande, dem Gewerbfleiße nicht zu viele Hände zu entziehen. Die Fürſten von Braunſchweig und Heſſen-Caſſel überließen 16,000 Mann in den engliſchen Solddienſt, und auch die Regierung zu Hannover ſtellte ein anſehnliches Truppencorps für denſelben.

5. Georg Waſhington und der Beginn des amerikaniſchen Unabhängigkeitskrieges *).

Als die Amerikaner zu den Waffen griffen, um mit dem Mutterlande den Kampf zu beginnen, war ihr größtes Glück, daß ſie einen Mann hatten, den ſie mit Vertrauen an die Spitze ihrer bewaffneten

*) Vgl. außer den älteren Schriften Bancroft, a. a. O. Bd. VII. (1859). Kapp, Leben des amerikaniſchen Generals F. W. von Steuben, 1858. Reimann, die Anfänge Waſhington's in Sybel's hiſtor. Zeitſchr. 2. Jahrg. 1860, 3. Heft, S. 70 ff.

Macht stellen konnten. Dieser Mann war Georg Washington. Er stammte aus einer alten englischen Adelsfamilie, die sich in Virginien niedergelassen, und war am 22. Februar 1732 geboren. Schon im französischen Kriege hatte er sich, in der Stellung eines Adjutanten des Generals Braddock und eines Befehlshabers der virginischen Streitkräfte, als einen tüchtigen Krieger gezeigt, nach Beendigung desselben aber seine Stelle niedergelegt. Aus der Ruhe seines Landlebens rief ihn der Streit seines Vaterlandes mit England wieder auf den Schauplatz der Oeffentlichkeit. Er nahm zuerst als Abgeordneter am Congreß thätigen Antheil; als aber der Krieg förmlich ausbrach, erwählte ihn der Congreß, vertrauend seinen Gesinnungen, seiner Tüchtigkeit und seinem Ansehen, zum Oberbefehlshaber des amerikanischen Heeres.

Washington's durchdringender Geist durchschaute die Schwierigkeiten dieses Amtes; sie lagen in der Natur sowohl des Krieges als des Volkes, das ihn begann. Weil es ein Kampf der Freiheit und der Dienst ein freiwilliger war, wollte man sich nicht gern einer strengen Kriegszucht unterwerfen, und die Officiere durften keine Zwangsmittel anwenden, wenn sie die Soldaten zufrieden erhalten wollten. Die Provinzial-Versammlungen fürchteten, nach englischen Ansichten, die Gewalt eines Heeres, und sahen darin den Umsturz der bürgerlichen Freiheit. Um den Bürger nicht im Soldaten untergehen zu lassen, und weil sie Anfangs eigentlich zu nichts weniger als zu einem langen Kriege entschlossen waren, ihn auch für gar nicht nöthig hielten, warben sie die Soldaten nur auf eine bestimmte Zeit an, von sechs bis zu zehn Monaten, nach deren Ablauf die Angeworbenen wieder nach Hause gingen. Der Oberbefehlshaber gerieth durch diese Auflösung seines Heerkörpers jedesmal in die größte Gefahr. Dennoch hatte die Versammlung von New-York ihre Bedenklichkeit geäußert, einen einzigen Feldherrn an der Spitze dieses Heeres zu sehen, und die Bemerkung gemacht, man hoffe mit Vertrauen, er werde nach Beendigung des Krieges, ohne Mißbrauch der Gewalt, ins ruhige Privatleben zurückkehren.

Die einzelnen Versammlungen ließen dem Congreß wenig Einfluß auf die inneren Angelegenheiten der Provinzen. Die Einheit, die hinsichtlich der äußeren Beziehungen nothdürftig vorhanden war, fehlte gänzlich im Innern, wo vielmehr eine bunte Mannigfaltigkeit herrschte. Dabei waren die Amerikaner keineswegs ein eigenes Volk, sondern eine Mehrheit von Völkerschaften, welche Religion, Abstammung und Beschäftigung nicht sowohl verband als trennte. Das Land reichte von der strengen, stählenden Kälte des Nordens bis zu der ermattenden Hitze in

der Nähe des Wendekreiſes; die nördlichen und ſüdlichen Provinzen waren ſich fremd oder feind; Presbyterianer, Quäker, Katholiken, Methodiſten und eine Unzahl von Sectirern hegten die verſchiedenartigſten Religionsgrundſätze; die eine Landſchaft war von ackerbauenden Deutſchen, eine andere von jüngſt herübergekommenen Engländern bewohnt; hier herrſchte der Handelsgeiſt, der gegen das Thee-Monopol oder gegen die zur Verhinderung des Schleichhandels getroffenen Maßregeln ſich auflehnte; dort der Landbauer, der nichts ſo unerträglich als eine neue Auflage findet. Wenn Heere beſoldet und Bedürfniſſe herbeigeſchafft werden ſollten, gab es nichts als Hinderniſſe und Unmöglichkeiten. Der Congreß hatte, da er keine Steuern auflegen durfte, kein anderes Mittel, als Papiergeld in ungeheurer Maſſe auszugeben; aber der Credit deſſelben wurde durch keinen Gemeinſinn aufrecht erhalten.

Das Heer litt an allem Nothwendigen Mangel. Waſhington wußte indeß durch ſeine Beharrlichkeit Geld, Kriegszucht, Waffen und Zahl zu erſetzen, mit Geduld die anſpruchsvolle techniſche Unwiſſenheit des Congreſſes zu ertragen, und durch glückliche Unternehmungen die Ungeübtheit ſeiner Milizen und ihrer Führer in die Gewohnheit des Krieges zu bringen. Unter den Officieren mußten Anfangs manche wieder abgeſetzt werden, weil ſie ſich nicht als Officiere zu halten wußten, und bald Bettdecken ſtahlen, bald gemeinen Soldaten in Gegenwart anderer Leute den Bart abnahmen. Nur wenige, wie Putnam und Arnold, ſchloſſen ſich mit Ehre an die Fremdlinge an, welche die Liebe zur Sache der Freiheit nach Amerika führte, an La Fayette, Horatio Gates, Pulawski, die Deutſchen Veteranen Steuben und Kalb, und den ehrgeizigen Republikaner Lee.

Wenn man zu dieſen Schwierigkeiten noch das Daſein einer königlich geſinnten Partei in den Colonien, und die falſchen Vorſtellungen rechnet, welche die letztere in England verbreitete: ſo wird man es begreiflich finden, daß die Engländer, nicht ahnend, was ein Mann vermöge, ſich zuverſichtlich der Hoffnung hingaben, den Gehorſam durch Waffengewalt zu erzwingen. Man hatte in England eine ſo geringe Vorſtellung von der Kriegstüchtigkeit der Amerikaner, daß General Grant im Unterhauſe ſagte, er wolle mit fünf Regimentern Fußvolk das ganze Land durchſtreichen. Aber die Generale Howe, Bourgoyne und Clinton, die mit Verſtärkungen aus England zu Boſton angelangt waren, hatten bald nach ihrer Ankunft Gelegenheit, von dem Muthe und der Kriegsweiſe der Amerikaner einen vortheilhaftern Begriff zu faſſen. Die letzteren hatten eine Anhöhe, welche Boſton und die um-

liegende Gegend beherrſchte, Bunkershill genannt, beſetzt. Der engliſche General Gage beſchloß, ſie von derſelben zu vertreiben (17. Juni 1775). Es gelang ihm zuletzt, aber erſt nach einem dreimaligen Angriffe und mit einem Verluſt von 1045 Mann, theils Todter, theils Verwundeter.

Die Amerikaner verloren, trotz ihres Rückzuges, nur 449 Mann, unter denen ſie beſonders den Tod des Doctor Warren bedauerten, der für die Sache der Freiheit die Waffen ergriffen hatte; aber ſie frohlockten über die Unerſchrockenheit ihres ungeübten Heeres, das ſich mit den beſten Soldaten Englands gemeſſen hatte. In dieſer Stimmung fand ſie Waſhington, der erſt nach dieſem Gefechte, dem blutigſten des ganzen Krieges, in ihrem Lager zu Cambridge anlangte (Juli 1775). Wiewohl er nun gleich auf eine Menge der oben angeführten Schwierigkeiten ſtieß, wußte er doch die Engländer in Unthätigkeit zu erhalten und ſie in Boſton einzuſchließen.

Das engliſche Heer litt hier während des Winters von 1775 bis 1776 den ſchrecklichſten Mangel. Die Truppen mußten mit allem Nothwendigen aus England verſehen werden, ſelbſt mit Pferdefutter und mit Steinkohlen; doch thaten ſie nichts, ſich durch eine entſchloſſene That aus ihrer elenden Lage zu befreien. Endlich, als General Gage nach England zurückgekehrt war, faßte General Howe, ſein Nachfolger, den Entſchluß Boſton zu räumen. Er brachte denſelben am 16. März 1776 zur Ausführung, nachdem das engliſche Heer durch ſeine Unthätigkeit im Winter, wie Waſhington in einem Briefe an den Congreß ſagte, das größte Wunder in den Jahrbüchern der Kriegskunſt hatte geſchehen laſſen, daß ein Poſten in der Entfernung eines Flintenſchuſſes vom Feinde ſechs Monate hindurch ohne Pulver behauptet, und in der Nähe von zwanzig alten britiſchen Regimentern ein ganzes Heer entlaſſen und ein anderes an deſſen Stelle geworben werden konnte.

Die Engländer zogen ſich, begleitet von 15,000 Königlichgeſinnten, nach Halifax. Nachdem ſie ſich hier erholt hatten, ging Howe nach New-York, und landete auf Staaten-Island, das, in der Nähe des fruchtbaren und mit Anhängern der Krone angefüllten Long-Island, ein Mittelpunkt für viele wichtige Unternehmungen war. Durch Ankunft einer neuen Verſtärkung, darunter 12,000 Heſſen, 1600 Hannoveraner und 1000 Waldecker, wuchs das engliſche Heer auf 30,000 Mann; das amerikaniſche war um vieles ſchwächer. Nach kurzem Widerſtande und einem unglücklichen Gefechte mußten die Amerikaner mit einem Verluſte von 3000 Mann Long-Island räumen (27. Au-

gust 1776); die Stadt New-York ward von den Engländern besetzt. Washington selbst hätte mit dem ganzen Heere gefangen werden können, wenn sich der englische General mit größerer Eile des Postens Kingsbridge bemächtigt hätte, wo eine Brücke die kleine Insel, auf welcher New-York liegt, mit dem festen Lande verbindet.

Diese Unglücksfälle machten die Amerikaner sehr muthlos. Ganze Regimenter der Miliz verließen das Feld, und Niemand schloß sich dem zerlumpten, flüchtigen Heere mehr an, das, von den Engländern verfolgt, durch Jersey zog und über den Delaware ging, kaum 3000 Mann stark, und eines großen Theils seines Geschützes beraubt. Ein unter diesen Umständen gut berechneter Aufruf des Generals Howe wirkte auf die Bewohner von Jersey so vortheilhaft, daß die meisten bereit schienen, ihr Eigenthum durch Unterwerfung zu retten. Als bald darauf der Oberst Lee auf seinem Wege zum Oberfeldherrn von den Engländern gefangen ward, glaubte man allgemein, dieser Mann, den die Amerikaner, nächst Washington, am meisten achteten, habe sich absichtlich gefangen nehmen lassen, weil er an ihrer Sache verzweifle.

Der Congreß, der sich von Philadelphia nach Baltimore begeben hatte, verlor indeß den Muth nicht. Die Mehrzahl verwarf den Vorschlag einiger Kleinmüthigen, sich in den Schutz Frankreich's zu begeben, und wiederholte am 4. Juli 1776 die schon früher ausgesprochene Erklärung der Unabhängigkeit. Diesem Muthe des Congresses kam der Feldherr zu Hülfe. Washington beschloß etwas zu unternehmen, was die Gemüther seiner Landsleute aus ihrer Niedergeschlagenheit, und das Heer aus seiner Zerrüttung erhebe.

Die Sorglosigkeit der Engländer bot ihm die Hand. Da sie aus Mangel an Böten, die Washington bei seinem Uebergange in Sicherheit gebracht hatte, ihm nicht über den Delaware hatten folgen können, waren sie diesseits geblieben, und erwarteten das Zufrieren des Flusses. Sie waren in Sicherheit gewiegt durch ihre bisherigen Erfolge, und fürchteten nichts von dem schwachen amerikanischen Heere, das sich mit dem Ende des Jahres, wie sie glaubten, ganz auflösen müsse. Deshalb lagerten sie in einer weitgetrennten und nicht vollständig gesicherten Linie den Delaware entlang, durch Raub, Plünderung und Uebermuth die Gemüther der Einwohner empörend, die sie bisher durch Furcht und Schrecken gelähmt hatten. Washington, der diese Umstände kannte, setzte mitten in einer kalten Nacht, unter Hagel, Schnee und Regen, über den Delaware, griff eine Schaar Hessen bei Trenton an, und nahm den ganzen Haufen von 23 Officieren und 1000 Gemeinen gefangen (26.

December 1776). Mit einem noch kühnern Anschlage griff er abermals bei Princetown an (3. Jan. 1777), und würde, wenn er mehr Truppen gehabt hätte, bis Brunswick, wo sich außer großen Vorräthen auch die Kriegscasse des englischen Heeres befand, vorgedrungen sein.

Diese Unternehmungen, die mit gleich vieler Kühnheit und Ueberlegung ausgeführt wurden, waren für den Fortgang des Krieges sehr wichtig. Sie richteten den gesunkenen Muth wieder auf; sie waren, wie ein amerikanischer Schriftsteller sich ausdrückt, eine wahre Auferweckung der Todten. Vierzehnhundert Soldaten, die schon abzuziehen gedroht hatten, verpflichteten sich nun, noch sechs Wochen zu bleiben; der Congreß versprach denen, die sich anwerben lassen würden, außerordentliche Belohnungen; und da man die Hessen besonders gefürchtet hatte, so diente ihre Gefangennehmung zu einer besondern Freude, welche zu verbreiten und zu vergrößern man die Gefangenen durch alle Straßen von Philadelphia führte. Die friedlichen Einwohner der nahe gelegenen Provinzen, die schon geneigt gewesen waren, sich den Engländern zu unterwerfen, fürchteten diese jetzt nicht mehr, weil man sie, zwischen Brunswick und Amboy zusammengedrängt, durch wiederholte Streifzüge der Amerikaner vielfach bedrängt sah; man dachte nun schon auf Rache für die Plünderungen, welche das Land, und für die harte Behandlung, welche die Gefangenen von ihnen erlitten hatten.

Nicht minder glückliche Folgen als Washington's Kühnheit hatte seine Standhaftigkeit, womit er in einem befestigten Lager zu Morristown den Aufforderungen Howe's zur Schlacht widerstand, und mit 8000 Mann ein vollständiges Heer von 30,000 in Unthätigkeit erhielt. Howe, der es nicht wagte, mitten durch Jersey nach Philadelphia, dem Ziele seiner Bewegungen, zu ziehen, schlug einen andern Weg ein. Er verließ Jersey, brachte seine Truppen, außer den Besatzungen in Neu-York und Long-Island, auf 250 Fahrzeuge, und lief, weil die Schifffahrt auf dem Delaware verhindert war, in die Chesapeak-Bay ein, um Philadelphia von dieser Seite anzugreifen. Washington, der Anfangs ungewiß über den Zweck dieser Bewegung war, rückte auf die erste sichere Kunde den Engländern vor Philadelphia entgegen, entschlossen, in seiner bisherigen erprobten Weise durch sichere Stellungen und Benutzung glücklicher Gelegenheiten mit seinem schwächern und ungeübtern Heere dem stärkern und geübtern Feinde den Vortheil abzugewinnen. Allein diesmal mußte er der öffentlichen Meinung ein Opfer bringen und ein förmliches Treffen wagen. Es erfolgte am Brandywine und endigte zum Nachtheile der Amerikaner (11. September 1777).

Waſhington mußte ſich zurückziehen, und Howe nahm am 26. September Philadelphia ein, oder, wie Franklin ſagte, Philadelphia nahm vielmehr den General Howe ein, andeutend, daß mit der Einnahme eher etwas verloren als gewonnen worden ſei.

Wenigſtens war die Eroberung dieſer größten Stadt in den vereinigten Staaten und die Vertreibung des Congreſſes, der nach einem kurzen Aufenthalte in Baltimore wieder nach Philadelphia zurückgekehrt war, kein ſo entſcheidender Schlag, als die Engländer wähnten. Obgleich ein neuer Angriff Waſhington's bei Germantown (am 4. October) mißglückte, eroberte Howe dennoch während dieſes ganzen Feldzuges außer Philadelphia keinen Ort von Bedeutung; und nicht einmal mit New-York, das nur zwanzig Meilen von ſeiner Stellung entfernt war, konnte er in Verbindung bleiben. Waſhington bezog, während des Winters, zu Valley-Forge, wenige Meilen vom Feinde, ein feſtes Lager, um auf dieſe Weiſe ſein Heer beiſammen zu erhalten und ſich nicht in kleinen Abtheilungen ſchlagen zu laſſen. Es fehlte in dem Lager ſo ſehr an Kleidungsſtücken und an Lebensmitteln, daß der Congreß den Befehl geben mußte, funfzehn Meilen in der Runde Alles, was man brauchte, mit Gewalt wegzunehmen; ein Mittel, deſſen ſich Waſhington freilich nur ungern bediente.

Es war keine kleine Aufgabe, unter ſo ungünſtigen Umſtänden die Soldaten nicht blos zuſammenzuhalten, ſondern ſie obendrein durch den Baron Steuben, einen preußiſchen Officier, der eben ſo viel Geſchicklichkeit als Beharrlichkeit zum amerikaniſchen Heere mitgebracht hatte, zu einem gleichförmigen Verfahren einüben zu laſſen, und dabei noch die Unzufriedenheit und die Klagen der Landsleute zu ertragen. Der Staat von Pennſylvanien war wegen des Verluſtes von Philadelphia aufgebracht; im Congreſſe aber gab es eine Partei gegen Waſhington, die, von einigen Officieren unterſtützt, ihm den Oberbefehl zu entziehen ſuchte, um denſelben dem General Gates zu übertragen, der eben durch einen glücklichen Schlag in Canada einen großen Ruf erlangt hatte.

6. Unternehmungen in Canada und deren Folgen.
(1775—1780.)

Die Nachbarschaft der großen, im Frieden von 1762 von den Engländern erworbenen Landschaft Canada erschien den Amerikanern äußerst gefährlich, wenn sie nicht im Stande wären, die Bewohner auf ihre Seite zu ziehen. In dieser Absicht schickten sie Geistliche und Buchdrucker aus, um durch Predigten und Flugschriften Unzufriedenheit zu erregen, besonders wegen der Quebec-Acte, die den französischen in Canada ansässigen Adel vor den übrigen Einwohnern sehr begünstigte. Zu gleicher Zeit gaben sie durch Waffengewalt diesem Vorhaben Nachdruck. Sie bemächtigten sich (1775) der beiden festen Punkte und Schlüssel des südlichen Canada, Ticonderoga und Crownpoint, bald auch der Forts Chamblie und St. John. Der Anführer dieses Heereszuges war Montgommery, ein geborner Irländer. Nach der Besetzung von Montreal schien es nicht schwer, auch Quebec, das keine starke Besatzung und viele unzufriedene Einwohner hatte, einzunehmen.

Um des Feindes Kräfte zu theilen, beorderte Washington den Obersten Arnold, noch auf einem andern Wege, den Kennebeck-Fluß hinauf, durch die Wälder und Gebirge, welche Canada von Maine trennen, vorzudringen. Arnold hatte dabei große Schwierigkeiten zu bestehen. Er brachte zweiunddreißig Tage zu, eine grauenvolle Wildniß zu durchstreifen, wo sich keine menschliche Spur zeigte. Oft mußte man die Fahrzeuge gegen reißende Ströme hinaufziehen, oder sie über große Landstrecken auf den Schultern tragen, bald durch tiefe Moräste oder dicke Waldungen Wege schlagen. Dadurch wurde das Fortschreiten so verzögert, daß er erst am 9. November Quebec gegenüber erschien. Wegen des Mangels an Böten und wegen eines Sturms konnte er aber nicht sogleich über den Lorenzstrom setzen, und die erste Bestürzung ging unbenutzt vorüber, wodurch der englische Oberst M'Lean Zeit gewann, sich mit einem kleinen Haufen in die Stadt zu werfen und Anstalten zur Vertheidigung zu treffen, zu der sich auch die Einwohner, aus Furcht ihre großen Reichthümer und Güter zu verlieren, willig zeigten. Nun blieb für Arnold, dessen Haufe nur 500 Mann stark und ohne Geschütz war, nichts übrig, als die Ankunft Montgommery's abzuwarten.

Am ersten December vereinigten sich beide Heerhaufen vor Quebec, und bemühten sich den ganzen Monat hindurch, zum Behuf

einer ordentlichen Belagerung Batterien anzulegen. Allein wegen der rauhen Jahreszeit konnten sie damit nicht zu Stande kommen; sie wagten es daher am 31. December 1775 unter einem heftigen Schneegestöber die Stadt zu bestürmen. Die Besatzung schlug aber den Sturm ab, und General Montgommery selbst verlor dabei das Leben.

Das amerikanische Heer, das einen beträchtlichen Verlust erlitten hatte, zog sich nun so eilig zurück, daß es Geschütz und Feldgeräth nebst allen gemachten Eroberungen fahren ließ, und erst beim See Champlain Halt machte. Dieser See erhält, nebst dem Georgensee, zwischen dem Lorenz- und Hudsonsflusse die Wassergemeinschaft, ohne welche es nicht möglich ist, in den wüsten Gegenden zwischen St. John und Albany mit einem Heere nach New-York vorzudringen. Die Amerikaner rüsteten daher auf diesem See funfzehn bewaffnete Fahrzeuge aus, wozu sie die Schiffbauer nebst den Schiffsbedürfnissen von den weit entfernten Seestädten herbeischafften. Auch wurden die beiden Forts Crownpoint und Ticonderoga, welche die Fahrt auf den Seen vertheidigten, noch stärker befestigt. So erwarteten sie das englische Heer, das durch die unterdessen angekommenen Verstärkungen aus England bis auf 13,000 Mann angewachsen war.

Der englische General Carleton hatte den Auftrag, eine Verbindung zwischen Canada und New-York zu Stande zu bringen. Man wollte dadurch die vier Provinzen von Neu-England (New-Hampshire, Massachusetts, Rhode-Island und Connecticut), welche die eigentliche Seele des Widerstandes und der Vereinigung waren, von den übrigen trennen, dann sie von allen Seiten mit Heeren und Schiffen umringen und so die Quelle des Krieges verstopfen. In dieser Absicht zog im Frühling 1776 das englische Heer bis an den Ausfluß der Sorelle, und befuhr den See Champlain mit zweiunddreißig Segeln. Die amerikanische Flotille ward geschlagen und zerstört, trotz der tapfern Gegenwehr ihres Führers Arnold, der nun ganz aus dem Lande getrieben ward (April und Mai). Aber nach diesem Erfolge ruhten die englischen Truppen in gewohnter Art sich lange aus und bezogen die Winterquartiere; erst im folgenden Jahre (1777) sollte bis Albany oder bis an den Ausfluß des Hudson vorgerückt werden.

Dies Unternehmen ward aber nicht dem erfahrenen General Carleton, sondern dem General Bourgoyne aufgetragen, der während des Winters in England mit den Ministern einen Plan verabredet hatte, nach welchem eine schwächere Abtheilung auf dem Lorenzstrom bis in den See Ontario hinaufsegeln, und von da an dem Mohawkflusse nach Al-

bany vordringen, Bourgoyne ſelbſt aber mit der Hauptmacht, etwas über 7000 Mann ſtark, den geraden Weg von den Seen an dem Hudſonfluſſe nehmen ſollte. Beide Abtheilungen waren mit Allem, beſonders mit Geſchütz, wohl verſehen, und hatten anſehnliche Hülfshaufen von nordamerikaniſchen Wilden, zu deren Benutzung, trotz aller Gegenreden Pitt's, Burke's und anderer würdiger Männer, die Miniſter ſehr geneigt geweſen waren. Ihre Meinung war, daß unter den gegenwärtigen Umſtänden jeder Anſchein von Gelindigkeit Grauſamkeit ſei; Grauſamkeit gegen das Einzelne aber Milde gegen das Ganze. Bourgoyne benutzte auch in ſeiner Erklärung die Furchtbarkeit der Wilden, und ſprach ſehr ſtark von dem Eifer, den ſie bezeigten, Diejenigen zu ſchlachten, welche fortführen, feindſelig gegen Großbritannien zu handeln. „Ich darf nur, hieß es darin, den bewaffneten Indianern, die ſich zu Tauſenden unter meinem Befehl befinden, die Zügel ſchießen laſſen, um die hartnäckigen Feinde von Amerika und Großbritannien zu bezähmen.“ Bourgoyne bedachte nicht, daß Leute, denen er erſt befehlen mußte, kein Blut zu vergießen, außer wenn ſie mit Bewaffneten zu thun hätten, und bejahrte Männer, Frauen und Kinder mit der Axt zu verſchonen, oder die er durch Drohungen und Belohnungen von dem Scalpiren abmahnen mußte, wilde Naturkräfte ſind, die dem Freunde nicht minder als dem Feinde verderblich werden können.

Der Anfang ſchien den Engländern einen glänzenden Ausgang zu verkündigen. Bourgoyne rückte auf Ticonderoga los, vertrieb von dieſem wichtigen Punkte, an deſſen Befeſtigung viel Zeit und Mühe verwendet worden war, die amerikaniſchen Truppen, und verbreitete dadurch über das ganze Land Beſorgniß. Allein bald ward ſein Vorrücken durch Schwierigkeiten aufgehalten. Die Amerikaner hatten auf ihrem Rückzuge alle Wege zerſtört und alles Zugvieh und alle Nahrungsmittel entfernt; man mußte Wälder und Moräſte durchwandern, Abgründe umgehen, in einer nicht großen Strecke an vierzig Brücken bauen, und einen zwei Meilen langen Knüppeldamm ſchlagen, ſo daß das Heer in zwanzig Tagen nur vier Meilen weiter kam. Die Sümpfe und die ſchwüle Jahreszeit erzeugten zugleich eine Menge von Inſekten, die den Europäern den Aufenthalt unerträglich machten. Die Verſorgung des Heeres mit Lebensbedürfniſſen war mit noch größeren Schwierigkeiten verknüpft; Bourgoyne mußte darauf denken, wenn er noch mehr vorwärts rücken wollte, ſich auf einem nähern oder kürzern Wege Zufuhr zu verſchaffen.

Er ſchickte deshalb unter dem braunſchweigiſchen Oberſtlieutenant

Baum einen Haufen von 500 Mann, meiſt Deutſche, nach Bennington, um daſelbſt befindliche Vorräthe der Amerikaner wegzunehmen, und Wagen und Zugvieh zuſammenzubringen. Dieſer Haufe ward aber, ehe er Bennigton erreichte, von einer überlegenen Zahl Feinde angegriffen und faſt ganz aufgerieben. Eine andere ihnen zu Hülfe geſchickte Abtheilung Braunſchweiger hatte beinahe daſſelbe Schickſal, und ward mit Verluſt ihres Anführers und Geſchützes zurückgeſchlagen.

Zu dieſen unglücklichen Vorfällen kam bald ein neuer, der für den weitern Fortgang des Feldzuges nicht weniger entſcheidend war. Ein vom Oberſtlieutenant St. Leger geführter Haufe, der am Mohawk hinunter dringen ſollte, war bis zur kleinen Feſte Shuyler vorgerückt. Der Angriff auf dieſelbe mißglückte, theils durch den muthigen Widerſtand der Amerikaner, theils durch die Zügelloſigkeit der Indianer, welche, ſtatt Schrecken unter den Amerikanern zu verbreiten, nur dazu wirkte, das Gefühl der Rache und den Eifer zum Kampfe in ihnen zu ſteigern. Beſonders trug dazu bei das unglückliche Schickſal einer jungen, ſchönen und liebenswürdigen Frau, Miß Maccrea, die mit anderen Frauen und Kindern aus einem Hauſe geholt, in den Wald geſchleppt, und auf eine empörende Weiſe ſcalpirt und verſtümmelt ward.

Trotz ſeiner Verluſte und der ſchwierigen Verſorgung ſeines Heeres behielt Bourgoyne Hoffnung, den Zweck ſeines Feldzuges zu erreichen. Er ging am 14. September über den Hudſon, und lieferte am 19 September bei Stillwater den Amerikanern ein Treffen, in welchem er ſich zwar den Sieg zuſchrieb, das aber in der That ſeine Lage verſchlimmerte, weil es ſie nicht verbeſſerte. Er blieb nach demſelben eine Zeit lang ſtehen, Unterſtützung von Sir Henry Clinton erwartend, den Howe bei ſeinem Abzuge nach Philadelphia in New-York zurückgelaſſen hatte. Da aber dieſe Hülfe nicht kam, wagte er am 7. October ein zweites Treffen, das entſchieden zum Vortheil der Amerikaner ausfiel und ihn zum Rückzuge nach dem Georgenſee bewog. Dieſen ihm zu verſperren waren die Amerikaner mit um ſo größerm Erfolg bemüht, als ſie täglich Zuzug erhielten, während Bourgoyne durch die verſchiedenen Gefechte, durch den Abfall der Indianer und die heimliche Flucht der Canadier, täglich ſchwächer wurde. Die glücklichen Gefechte hatten in den Milizen der nächſtgelegenen Provinzen neuen Muth und neue Hoffnungen erweckt. Die Amerikaner beſetzten daher in Bourgoyne's Rücken alle wichtigen Poſten am Hudſon, während ein um das Doppelte ſtarker Haufe von vorn drängte. So von allen Seiten eingeſchloſſen, mußte ſich das eng-

liſche Heer, nur noch 5800 Mann ſtark, am 16. October 1777 ergeben. Dieſe berühmte Capitulation, die von dem Orte Saratoga den Namen führt, enthielt die Bedingung, daß die Gefangenen ſich nach England einſchiffen könnten; Gates, der amerikaniſche General, bewilligte dieſelbe, um die Uebergabe zu beſchleunigen, weil in der That Clinton von New-York aufgebrochen war und ſich der feſten Stellungen am Hudſon bemächtigt hatte. Als die Engländer das Gewehr ſtreckten, wandte Gates ſich ab; denn England war ſein Geburtsland. Der Congreß aber machte nachher Schwierigkeiten gegen die Einſchiffung, weil er beſorgte, man möchte die Truppen ſogleich wieder gebrauchen, wenigſtens in Europa brauchbare Truppen durch ſie ablöſen laſſen, und jene dann nach Amerika ſenden.

Der Unfall Bourgoyne's bewog die Miniſter, an Frieden und Verſöhnung zu denken. Auch Frankreich's Stellung und Geſinnung wirkten auf dieſen Entſchluß ein. Denn in Frankreich hatte ſich vom Anfange des Kampfes an eine große Theilnahme für die Amerikaner gezeigt, theils aus Haß gegen England, mehr aber noch aus Vorliebe für die republikaniſche Freiheit, welche ſeit mehreren Jahrzehnden von den angeſehenſten Schriftſtellern als die vollkommenſte Staatsverfaſſung geprieſen ward. Heimlich hatten beſonders die Seeſtädte die Amerikaner mit Waffen und Kriegsvorräthen verſehen, und die amerikaniſchen Kaper hatten in den franzöſiſchen Häfen mancherlei Vorſchub gefunden. Der zwanzigjährige La Fayette, aus einem der edelſten Geſchlechter Frankreich's, entwand ſich nicht nur den Armen einer jungen liebenswürdigen Gemalin, ſondern trotzte dem ausdrücklichen Verbote des Königs, und eilte nach Amerika, um für die Sache der republikaniſchen Freiheit zu fechten. Die Regierung ſelbſt theilte zwar dieſe Geſinnungen begreiflicherweiſe nicht; aber nach den Grundſätzen der in Europa herrſchenden Staatskunſt glaubte ſie für das Wohl Frankreich's nicht beſſer ſorgen zu können, als wenn ſie dem Nebenbuhler einen beträchtlichen Verluſt zuzuziehen, und deſſen im letzten Frieden erweiterte Beſitzungen zu ſchmälern vermöchte. So vereinigte ſich die Stimmung der Zeit und die Politik der Cabinette, den Beherrſcher des älteſten Königreichs in Europa zum Bundesgenoſſen des jüngſten jenſeit des Oceans gegründeten Freiſtaats zu machen.

Der Congreß hatte ſchon im Jahre 1776 Franklin als Abgeordneten nach Paris geſchickt, damit der, welcher zuerſt gelehrt hatte, den Blitz zu leiten, auch die Waffendonner entkräfte, welche England's Ueber-

macht gegen Nordamerika ſammelte *). Die Perſönlichkeit des Mannes vermehrte die Theilnahme für die amerikaniſchen Angelegenheiten. Die ungewohnte Erſcheinung eines ſchlichten Bürgers in der Rolle eines Geſandten fand in Paris ſolchen Beifall, daß Franklin bald als ein zweiter Ariſtides oder Cato geprieſen ward. Die Entſchlüſſe der Regierung aber entſchied der Tag von Saratoga, durch den die Amerikaner ihren Freunden gleichſam ein Unterpfand für den glücklichen Ausgang ihres Kampfes gegeben hatten. Am 6. Februar 1778 ward zu Paris durch Gérard und Franklin zwiſchen Frankreich und Amerika ein Handelsvertrag und ein vorläufiges Vertheidigungsbündniß geſchloſſen, und darin feſtgeſetzt: daß kein Friede gemacht werden ſollte, wenn nicht Amerika's Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit von dem Könige von Großbritannien entweder ausdrücklich oder ſtillſchweigend anerkannt worden wäre. Ludwig XVI. ahnte nicht, daß er durch dieſen, vom Standpunkt der dynaſtiſchen Intereſſen unnatürlichen Bund die Grundlage ſeines eigenen Thrones unterwühlte. Zwar wollte man franzöſiſcher Seits der Sache Anfangs das Anſehen geben, als ob dieſer Vertrag keine unmittelbar feindſelige Abſicht habe, und der König ließ daher in London die Anzeige davon machen; engliſcher Seits aber faßte man ſogleich die Anſicht, daß Derjenige, der ſich mit England's empörten Unterthanen verbinde, gegen England ſelbſt in Kriegsſtand trete, und bethätigte dieſe Anſicht durch Wegnahme einer großen Anzahl franzöſiſcher aus Oſt- und Weſtindien zurückkehrender Kauffahrer.

Jetzt konnten freilich die Ausſöhnungsverſuche, die Lord North, ohne noch den Entſchluß Frankreich's zu kennen oder zu ahnen, im Parlamente vorſchlug und durchführte, auf die Amerikaner keinen Eindruck machen. Jetzt hatte es für ſie keinen Reiz mehr, im engliſchen Parlamente durch eigene Vertreter Sitz und Stimme zu haben, ſeitdem ſie ein eigenes Ganze geworden; jetzt legten ſie keinen Werth mehr darauf, daß keine engliſchen Soldaten ohne Erlaubniß der Verſammlungen nach Amerika kommen ſollten, ſeitdem ſie mit eigener Macht dieſelben als Feinde beſiegt hatten; oder daß ihre Handelsfreiheiten erweitert werden ſollten, ſeitdem ſie ſelbſt fremden Mächten Handelsvortheile gewähren konnten.

Darum überhörten ſie unter dem Donner der Kanonen, womit die Verbindung mit Frankreich gefeiert ward, den Friedensruf des Mutter-

*) Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis ſetzte man unter ſein Bildniß.

landes; darum umarmte Washington mit Thränen im Auge den freiwilligen Verfechter der amerikanischen Freiheit, den Franzosen La Fayette, der ihm die erste Nachricht von dem Vertrage gab, und verweigerte dem englischen Bevollmächtigten Adam Ferguson einen Paß nach Yorktown, wo der Congreß damals sich aufhielt; darum mußten nun die Feldprediger in öffentlichen Reden die Verbindung mit Frankreich als ein Geschenk des Allmächtigen preisen, während durch den Mund und die Federn des Congresses jene Friedensvorschläge als Künste des arglistigen Feindes dargestellt wurden, der nur komme, um durch Hoffnung und Furcht Trennungen zu stiften, und das Volk von der gemeinschaftlichen Sache, die sich jetzt durch den Segen der göttlichen Vorsehung einem glücklichen Erfolge nähere, abtrünnig zu machen.

Es schien für England das Rathsamste, die Unabhängigkeit der Amerikaner ohne Einschränkung und ohne Bedingung anzuerkennen. Dieser Vorschlag ward auch wirklich im Parlamente gethan. Der Herzog von Richmond trug darauf an, alle Truppen aus Amerika wegzuziehen. Aber der, welcher bisher immer zu milden und nachgiebigen Maßregeln gegen Amerika gerathen hatte, Lord Chatham, widersetzte sich heftig. Der siebenjährige Krieg, dessen glückliche Unternehmungen sein kühner Geist geleitet, hatte seine Wurzel in der Behauptung und in dem Wohl jener Colonien gehabt; er sah es daher nicht ohne Unmuth, daß sie jetzt das wohlthätige Band zerreißen wollten; vornehmlich aber konnte sein Stolz auf England und sein Haß gegen Frankreich es nicht ertragen, diese Unabhängigkeit in dem Augenblicke anzuerkennen, wo sie von Frankreich anerkannt ward.

Obwohl von unaufhörlichen Schmerzen geplagt, erschien er doch am 7. April 1778 im Parlamente; fast getragen von seinem Eidam und Sohn sprach er mit sterbender Stimme: „Ich danke dem Himmel, daß sich das Grab noch nicht über mir geschlossen hat, um meine Stimme gegen die Zerstückelung dieses alten und edlen Reichs zu erheben! Wie, Briten, ihr wollt Freiheit kaufen, aufopfern Ruhm und Herrschaft, nicht züchtigen Frankreich, das vor euch bebte, euch nun Hohn spricht! Ich zeuge wider euch bei der Nachwelt; auf, laßt uns kämpfen, fallen, wenn es sein muß, unter den Trümmern des Vaterlandes!“ — Als er zum zweiten Male aufstehen und dem Grafen Richmond antworten wollte, unterlag sein ungeschwächter Geist dem von Alter und Gicht niedergedrückten Körper; er fiel in Ohnmacht und mußte nach Hause getragen werden, wo er am 11. Mai 1778 starb.

Die trauernde Britannia in der Fahne, die bei seinem feierlichen,

vom Könige und vom Parlamente angeordneten Leichenbegängniſſe einhergetragen ward, war keine Schmeichelei. Er hatte den Staat lange Zeit hindurch ruhmvoll und mit ſolcher Uneigennützigkeit geleitet, daß die Nation nach ſeinem Tode noch Gelegenheit fand, ihm durch Bezahlung ſeiner Schulden ihre Dankbarkeit zu beweiſen. Als England's Wohlfahrt Perſonen anvertraut war, an deren Fähigkeit man zweifeln durfte, hatte er nicht aufgehört, der Seele des Staats wenigſtens das, was nicht geſchehen ſollte, zuzuflüſtern oder vielmehr zuzudonnern. Ein Denkmal in der Weſtminſter-Kirche geſellte ihn zu Denen, die dort als des Vaterlandes Verherrlicher ruhen.

---

7. Fortgang des Krieges in den Vereinigten Staaten. (1777—1781.)

Die Verſtärkung, welche die Amerikaner durch einen Bundesgenoſſen wie Frankreich erhielten, der zugleich mit ſeiner Flotte auf dem Kampfplatz erſchien, machte eine Veränderung in der Anordnung des Landkrieges für die Engländer nothwendig. Sie hatten vom October 1777 bis in den Sommer 1778 in großer Unthätigkeit in Philadelphia verharrt, ſo daß Waſhington ihnen gegenüber in ſeinem Lager zu Valley-Forge, zwar zum Angreifen zu ſchwach, doch im Stande geweſen war, Pennſylvanien zu decken. Die Unternehmungen beſchränkten ſich während des Winters und des Frühjahrs auf kleine Streifzüge. General Howe blieb ſeinem einmal erwählten Plane, nichts zu wagen, bis zum letzten Augenblicke ſeines Oberbefehls getreu. Dennoch bezeigten, als er endlich den lang geſuchten Abſchied erhielt, die Officiere, die unter ihm geſtanden, ihre hohe Meinung von ſeinen Thaten durch einen glänzenden Aufzug, wie er nur durch eine ununterbrochene Reihe von Siegen hätte veranlaßt werden können. Bald darauf aber mußte die einzige Frucht ſeiner Führung, der Beſitz von Philadelphia, wieder aufgegeben werden.

Der längere Aufenthalt an dieſem Orte konnte nämlich gefährlich werden, wenn die franzöſiſche Seemacht, die ſchon vor der Kriegserklärung gerüſtet war, die Küſte von Amerika erreichte und die engliſche in dem Delaware einſperrte. Der neue Oberfeldherr, Sir Henry Clinton, erhielt daher Befehl, Philadelphia zu räumen, und führte das Heer

durch Jersey nach New-York zurück, unangefochten von den Amerikanern, deren Führer es der Klugheit gemäß hielten, keine Hauptschlacht zu wagen. Er langte glücklich in New-York an, und Washington zog sich an den Hudson, um die wichtigen Pässe im Hochlande zu besetzen.

Zum Glück für die Engländer ward die nach Amerika bestimmte französische Flotte unter d'Estaing, die zugleich eine ansehnliche Landmacht am Bord hatte, durch widrige Winde ungewöhnlich aufgehalten; sonst würde dennoch die englische Flotte im Delaware eingeschlossen worden sein. D'Estaing segelte, nachdem er am 27. Juli 1778 mit dem englischen Admiral Keppel bei der Insel Ouessant ein Seetreffen bestanden, in welchem sich beide Theile den Sieg zuschrieben, nach New-York, in der Absicht, die britische Seemacht auf der Rhede dieses Ortes anzugreifen; allein Naturhindernisse machten es unmöglich, und auch ein Versuch auf Rhode-Island mißglückte.

Die Kriegsunternehmungen zwischen den Engländern und Amerikanern gewannen überhaupt durch die französische Hülfe keinen entscheidenderen Gang. Es kann der Weltgeschichte nicht zugemuthet werden, von den mancherlei kleinen Gefechten oder den Hin- und Herzügen, auf die sich der Krieg in den Jahren 1778, 1779 und 1780 beschränkte, besondern Bericht zu erstatten. Die Amerikaner im Allgemeinen entwickelten, selbst nach dem Zeugniß ihrer unbedingtesten Verehrer, neben der anzuerkennenden Ausdauer weder ausgezeichnete Tugenden noch Kräfte; aber die Natur des Landes und die große Ungeschicklichkeit der wider sie streitenden Feldherren verschaffte ihnen trotz der Hemmungen eines engherzigen Krämergeistes, trotz ihrer unbedeutenden Kriegsmacht und ihrer noch unbedeutenderen Kriegskunst, eine Reihe von Triumphen, als Lohn der begeisterten Vaterlands- und Freiheitsliebe, welche die Besten unter ihnen beseelte. General Clinton zog im December des Jahres 1779 mit einem Theile seiner Macht nach dem Süden, um dort den Kampf der britischen Waffen zu unterstützen, und der deutsche General Knyphausen blieb mit einer schwächern Macht in New-York zurück. Die Amerikaner, durch einen starken Frost in den ersten Monaten begünstigt, hätten mit sicherm Erfolg einen Angriff auf diesen wichtigen Platz machen können; aber ehe die Mittel herbeigeschafft wurden, kehrte Clinton mit 4000 Mann wieder zurück (Juni 1780).

Um diese Zeit brachte eine Verrätherei den jungen Freistaat in große Gefahr. General Arnold war einer von denen, die am thätigsten für Amerika's Erhebung gearbeitet hatten. Durch seine kriegerische Tüchtigkeit, seinen Muth in der Schlacht, seine Stärke und Ausdauer

in ſchwierigen Unternehmungen war ihm ein hohes Vertrauen und ein glänzender Name zu Theil geworden; da ſeine vor Quebec und Saratoga erhaltenen Wunden ihm noch nicht erlaubten, wieder im Felde zu dienen, führte er ſeit 1778 den Befehl in Philadelphia. Allein Stolz und Genußliebe ſtürzten ihn in eine Lebensweiſe, die er mit ſeinem Vermögen nicht durchführen konnte und ihn veranlaßte, zu unedlen, ſeines Ranges und Ruhmes nicht würdigen Mitteln zu greifen. Es kam dahin, daß er wegen verübter Erpreſſungen und wegen Unterſchleifs öffentlicher Gelder angeklagt ward, und zur Strafe von dem Oberfeldherrn einen förmlichen Verweis erhielt. Unedle Rachluſt erfüllte von nun an ſein Gemüth; um ſeinen Haß befriedigen und ſeinem Vaterlande eine tödtliche Wunde beibringen zu können, trachtete er nach der Befehlshaberſtelle in Weſtpoint. Mit der Uebergabe dieſes wichtigen Punktes, deſſen Erhaltung der Zweck mehrerer Feldzüge geweſen war, wollte er ſich den Preis verdienen, den ihm Sir Henry Clinton, von ſeiner Stimmung benachrichtigt, für ſeine Verrätherei bot; man verſprach ihm 30,000 Pfund und die Würde eines Ober-Brigadiers. Waſhington, unfähig einen ſolchen Verdacht auf einen ſolchen Mann zu werfen, erfüllte Arnold's Wunſch. Und alsbald trat dieſer mit den Engländern in unmittelbare Unterhandlungen über die Mittel zur Ausführung des Verrathes. Major André, ein Adjutant Clinton's, ward als Unterhändler gebraucht, und führte eine Zeitlang unter einem erdichteten Namen den Briefwechſel mit Arnold. Endlich hielt er eine perſönliche Zuſammenkunft für nothwendig. Als er von derſelben zurückkehrte, und ſchon den von den Indianern beſetzten Landſtrich zurückgelegt hatte, fielen ihm drei amerikaniſche Milizſoldaten in den Zügel *). Er hielt ſie für Engländer, und gab ſich ihnen zu raſch als einen engliſchen Officier zu erkennen. Feſtgehalten ward er vor ein amerikaniſches Kriegsgericht geſtellt und, nach Enthüllung des Complottes, als ein Spion zum Strange verurtheilt. Vergeblich bemühte ſich Clinton ihm das Leben zu retten, vergeblich bat er wenigſtens um eine andere Todesart. Waſhington blieb ungerührt von dem Mitleid, das für die Jugend und für die Liebenswürdigkeit André's ſich ausſprach, und ließ den Unglücklichen aufknüpfen, ſo zweifelhaft die Frage auch erſchien, ob ein Officier, der auf Befehl ſeiner Oberen Aufträge an einen feindlichen Heerführer übernimmt, von der Obrigkeit des Letztern als Spion be-

*) Dieſe drei Soldaten erhielten ſpäter zur Belohnung Schaumünzen mit der Umſchrift: „Vaterlandsliebe“ und einen jährlichen Sold von 200 Piaſtern.

handelt werden könne, wenn sich findet, daß dieser Heerführer einen Verrath oder Uebergang beabsichtigt hat.

Je unglücklicher das Schicksal dieses Mannes, desto größer war bei Freund und Feind die Verachtung gegen Arnold, dem es gelang zu entkommen. Zwar erhob ihn die englische Regierung wirklich zum General in ihren Diensten, wahrscheinlich in der Hoffnung, noch mehrere Ueberläufer dadurch anzulocken. Aber Niemand folgte seinem Beispiel, wiewohl Arnold einen Aufruf an das amerikanische Heer erließ, worin er die Soldaten aufforderte, sich unter die britischen Fahnen zu stellen, um nicht länger das Werkzeug des Congresses zu sein, der sie hintergehe und zu Schildträgern ihres Erbfeindes Frankreich herabwürdige.

Um diese Zeit kam ein französisches Hülfscorps von 6000 Mann unter dem Grafen Rochambeau an (Juli 1780), und erfüllte die Amerikaner mit neuen Hoffnungen. Man beeiferte sich jetzt, die abgerissenen und zerlumpten Soldaten den schön gekleideten Gästen gleich zu machen; indem die Frauen von Philadelphia mit eifrigem Beispiele vorangingen, brachten einige Privatversonen ansehliche Summen zusammen. Um die innige Verbrüderung mit den Franzosen anzudeuten, ließ Washington seine Officiere in ihre schwarze Hutschleife einen weißen Streif, das französische Zeichen, einfügen, während ihrerseits die französische Regierung, um jeden Zwist und jede Störung zu verhüten, den Grafen Rochambeau dem Befehle Washington's unterordnete.

Mit vereinten Kräften wollte man jetzt einen Angriff auf New-York machen, und den Krieg in diesen Gegenden zu Ende bringen. Allein alle glänzenden Hoffnungen scheiterten an der Uebermacht der Engländer zur See. Die Flotte, die den Grafen Rochambeau begleitet hatte, war zu schwach, und der Admiral Guichen, der in Westindien kreuzte, und auf dessen Ankunft man rechnete, kehrte, statt nach den amerikanischen Küsten zu segeln, nach Hause zurück. Der Feldzug endete abermals ohne Entscheidung, zu Washington's großem Verdruß. „Alle Aussichten, wie schmeichelhaft sie auch waren, haben sich als täuschend bewiesen", schrieb er an den Congreß, „und ich sehe nichts vor mir, als zunehmendes Elend."

Dieses Elend empfand vorzüglich das Heer während des Winters, und mit Recht sagt ein amerikanischer Schriftsteller, daß Entbehrungen und Ungemach den wichtigsten Theil des Krieges ausmachen, der den Vereinigten Staaten die Unabhängigkeit verschafft hat. Die Unzufriedenheit der Soldaten stieg bis zu einem hohen Grade, und in der Pennsylvanischen Linie, bei der noch besondere Gründe hinzukamen, brach

endlich ein förmlicher Aufſtand aus. Am 1. Januar 1781 verließen ſie, 1300 Mann ſtark, und meiſt aus Europäern, beſonders Irländern beſtehend, das Lager, ergriffen die Waffen gegen ihre Officiere, die ſie beruhigen wollten, erwählten einen engliſchen Ueberläufer zu ihrem Haupt und ernannten neue Befelshaber aus ihrer Mitte. Sie erklärten, daß ſie entſchloſſen wären, nach dem Sitze des Congreſſes zu ziehen, um eine Abſtellung ihrer vielfachen Beſchwerden zu bewirken, und daß ſie ohne dieſe nicht länger dienen wollten, gaben aber die beſtimmteſte Verſicherung, daß ſie nicht zu dem Feinde ſtoßen würden, und widerſtanden auch allen Aufforderungen und Verſprechungen der Engländer.

Die Gefahr war um ſo dringender, da man nicht berechnen konnte, wie weit die Anſteckung des Beiſpiels ſich ausdehnen würde. Man eilte alſo, durch Nachgiebigkeit und Gewährung ihrer zum Theil gerechten Forderungen dem Aufſtande ein Ende zu machen; doch veranlaßte dies die Jerſeyſche Linie zu einem ähnlichen Verſuche, den aber der Oberfeldherr durch ſchnelle Anwendung der Gewalt unterdrückte. In Folge dieſer Vorfälle ſank das amerikaniſche Heer zu einem traurigen Zuſtande von Schwäche herab; viele Soldaten verließen den Dienſt, und die Uebriggebliebenen waren großentheils unbezahlt und ungekleidet.

Der engliſche General, der dieſe Schwierigkeiten und Verlegenheiten für noch größer hielt, als ſie wirklich waren, rechnete jetzt mit großer Zuverſicht auf die Eroberung des ganzen Landes weſtwärts und ſüdwärts vom Hudſon. Lord Cornwallis war ſchon von Süden her bis in Virginien vorgedrungen; ein zweiter engliſcher Heerhaufe, von New-York abgeſendet, war ebenfalls dahin gekommen, ohne bedeutenden Widerſtand zu finden; Clinton hoffte, das geſchwächte Heer Waſhington's an das öſtliche Ufer des Hudſon zurückzudrängen. Aber in dem Augenblick, wo ſich alle Fäden zu einem Knoten zu ſchürzen ſchienen, hieb Waſhington's Schwert denſelben unerwartet entzwei. Um den Zuſammenhang dieſes wichtigen und entſcheidenden Schlages zu überſehen, müſſen wir einen Augenblick in unſerer Erzählung zurückgehen, und den Verlauf des Krieges im Süden nachholen.

Gegen Ende des Jahres 1778 hatten die Engländer den Krieg nach den ſüdlichen Provinzen geſpielt und Georgien angegriffen. Major Campbell, von New-York abſegelnd, landete am 23. December 1778 bei der Inſel Tibee und bemächtigte ſich der Stadt Savannah. Daſſelbe Schickſal hatte Auguſta. Ein anderes engliſches Heer rückte unter Prevoſt aus Oſt-Florida heran, und bemächtigte ſich der Stadt

Sunbury. In den ersten Monaten des Jahres 1779 war die ganze Provinz Georgien in den Händen der Engländer. Da es vom Anfange des Krieges an unter den Bewohnern der drei südlichen Staaten zahlreiche Anhänger der königlichen Sache (Loyalisten) gab, so sammelten sich viele derselben unter den brittischen Fahnen. Auch suchte man die Gemüther der übrigen Bewohner durch Milde und Güte zu gewinnen.

Ein Versuch, den der amerikanische General Lincoln, in Verbindung mit der französischen Flotte unter d'Estaing, zur Wiedereroberung von Savannah machte, mißglückte, und steigerte die Hoffnungen der Britten. Um nun auch Süd-Carolina zu erobern, schiffte sich Clinton selbst mit einem ansehnlichen Heerhaufen ein (26. December 1779). In der Mitte des Februar 1780 erschien er vor Charlestown. Die Stadt ward von der See- und Landseite angegriffen und mußte sich am 12. Mai den Engländern ergeben. Die Engländer, ihre Vortheile benutzend, überzogen das ganze Land. Ueberall unterwarfen sich die Einwohner, leisteten entweder das eidliche Versprechen, neutral zu bleiben, oder huldigten förmlich dem Könige. Die thätigsten und ausgezeichnetsten Freunde der amerikanischen Freiheit flüchteten sich nach Nord-Carolina oder Virginien. Clinton, der an der gänzlichen Unterwerfung der südlichen Staaten nicht mehr zweifelte, überließ dieselbe dem Lord Cornwallis und kehrte nach New-York zurück. Seine Erwartungen schienen im vollsten Maße verwirklicht zu werden. Der Congreß hatte, um die ferneren Fortschritte der Engländer zu hemmen oder das Verlorene wieder zu gewinnen, die ganze Miliz von Nord-Carolina und Virginien aufgeboten, von dem Washington'schen Heere einen Theil der Linienfoldaten abgerufen, und die Führung des Ganzen dem durch den Sieg bei Saratoga ausgezeichneten General Gates übertragen. Allein diese den Engländern an Zahl überlegene Macht erlitt bei Camden (16. August 1780), durch die Feigheit der Milizen, welche beim ersten Angriff die Waffen wegwarfen, eine entscheidende Niederlage. Das ganze amerikanische Heer ward zerstreut, alles Gepäck, alles Geschütz und viele Kriegsvorräthe gingen verloren.

Diese Niederlage schlug vollends allen Widerstand nieder, den Süd-Carolina noch versuchen wollte; auch eilte Lord Cornwallis durch strenge Bestrafung jede Bewegung zu unterdrücken. Da er nunmehr Süd-Carolina als ein völlig beruhigtes Land ansah, brach er gegen Nord-Carolina auf. Er selbst zog auf Charlotteville; gegen die westlichen Gegenden schickte er den Major Ferguson, um dort die Königlich-

geſinnten zu ermuntern. Allein dieſen traf ein Unglück, das für den ganzen Krieg im Süden entſcheidend wurde. Ein Haufe amerikaniſcher Freiwilliger, beſtehend aus den kühnen Bergbewohnern der weſtlichen Gegenden von Virginien und Nord-Carolina, griff ihn auf dem Königsgebirge an, und vernichtete, nachdem Ferguſon ſelbſt im rühmlichſten Widerſtande gefallen war, dieſen engliſchen Heerhaufen gänzlich (9. October 1780).

Dieſer Schlag zerſtörte auf einmal die Plane des Lord Cornwallis. Er ging nun nach Süd-Carolina zurück, um eine Verſtärkung aus New-York an ſich zu ziehen. Nachdem dieſe angekommen war, rückte er wieder gegen Nord-Carolina vor. Zwar ward ſein Unterfeldherr Tarleton, den er gegen den amerikaniſchen Parteigänger Morgan abſandte, bei Cowpens (Januar 1781) völlig geſchlagen; aber Greene, der an Gates' Stelle die Amerikaner befehligte, war nicht im Stande, aus dieſer Lage Vortheil zu ziehen, und Cornwallis erſetzte ſeinen Verluſt durch Thätigkeit und Anſtrengung.

Er verwandelte durch Vernichtung alles überflüſſigen Gepäcks ſein ganzes Heer in leichtes Fußvolk, und eilte Morgan nach. Er hoffte, dieſen Heerführer, der wegen ſeines Gepäcks und ſeiner Gefangenen nur langſam fortziehen konnte, einzuholen, die Gefangenen zu befreien und ihn an der Vereinigung mit dem Hauptheer unter Greene zu verhindern. Aber Morgan rettete ſich durch Schnelligkeit und einen glücklichen Zufall. Er kam zwei Stunden früher an dem Catawba an und ſetzte hinüber, worauf ein heftiger Regen den Fluß ſo anſchwellte, daß die Engländer ihm nicht ſogleich zu folgen vermochten. Nachdem es Cornwallis endlich gelungen war hinüberzugehen, ſetzte er die Verfolgung des amerikaniſchen Heeres fort, und ſuchte ihm ſeine Gemeinſchaft mit Virginien und den von dort zu erwartenden Verſtärkungen abzuſchneiden. Die Engländer machten oft Tagemärſche von dreißig (engliſchen) Meilen, trotz der vielen Ströme, über die ſie zu ſetzen hatten. Die Amerikaner wurden von Strom zu Strom und endlich ganz aus Nord-Carolina getrieben.

Lord Cornwallis ſtellte nun ſeine Verfolgung ein, und ſuchte erſt die Unterwerfung Nord-Carolina's zu vollenden. Ein an die Bewohner erlaſſener Aufruf forderte ſie auf, ſich unter die bei Hillsborough aufgeſteckte königliche Fahne zu begeben; er erwartete um ſo mehr von dieſer Aufforderung, weil gerade in Nord-Carolina, vom Anfang des Krieges an, die meiſten Gegner der Umwälzung geweſen waren.

Aber die amerikaniſchen Generale ließen dieſen Plan nicht gedeihen.

Greene, von Virginien aus verstärkt, kehrte bald über den Dan zurück, und überraschte einen Haufen von 4 bis 500 Loyalisten, die sich eben in das brittische Lager begeben wollten. Nach kurzer Gegenwehr wurden sie übermannt, und mit der vorzüglich in diesen Provinzen zwischen den Anhängern der Krone und des Congresses herrschenden Grausamkeit niedergemetzelt. Ihr Schicksal drückte den Muth vieler anderer Loyalisten, die schon losbrechen wollten, nieder. Da sie sich selbst zu schützen nicht im Stande waren, weil sie, über den weiten Raum eines wenig bewohnten Landes zerstreut, nur mit großen Schwierigkeiten im Verein handeln konnten, warteten sie lieber den Ausgang ab, der aber ihren Wünschen nicht entsprach.

Lord Cornwallis mußte sich zuerst aus Mangel an Lebensmitteln von Hillsborough weiter zurückziehen bis nach Guilford. Hier erfocht er zwar einen rühmlichen Sieg (15. März 1781) mit nicht mehr als 2200 Mann gegen das doppelt so starke Heer Greene's, dessen Miliz, wie gewöhnlich, die Flucht nahm. Allein der dabei erlittene Verlust und Mangel an Lebensmitteln nöthigten den englischen Feldherrn, sich abermals erst nach Cros Creek, endlich bis nach Wilmington zurückzuziehen.

Bis dahin war ihm Greene gefolgt, dessen standhafte Ausdauer bei so vielen Niederlagen und dessen erfolgreiche Thätigkeit an der Spitze schlechter Truppen zu bewundern ist. Da die Stellung der Engländer keinen Angriff erlaubte, so faßte er den kühnen Entschluß, den Krieg unmittelbar nach Süd-Carolina zu versetzen, wo Lord Cornwallis den Lord Rawdon zurückgelassen hatte. Greene verlor zwar zwei Treffen, bei Hobkirks und bei Eutaw (7. September); dennoch gelang es ihm durch eine Reihe klug geordneter Bewegungen, wobei ihn seine Kenntniß der Oertlichkeiten unterstützte, und durch einige kühne Unternehmungen die südlichen Staaten wieder zu erobern, so daß zuletzt die Engländer auf Charlestown beschränkt waren.

Dies Ergebniß war dadurch möglich geworden, daß Lord Cornwallis unterdessen die südlichen Gegenden ganz verlassen hatte und nach Virginien gezogen war, um sich mit Arnold und Philips zu vereinigen. Sein Heer breitete sich nach allen Seiten aus und verwüstete die ganze Provinz; aber außerdem erlangten die Engländer keine Vortheile, welche die Erreichung eines großen Zweckes hätten befördern können. Die ganze Kriegführung war plan- und erfolglos.

Dagegen führte Washington, der bis jetzt gegen Clinton gestanden und denselben in steter Besorgniß wegen eines Angriffes auf New-York gehalten hatte, im Feldzuge des Jahres 1781 die Entscheidung des

ganzen Landkrieges herbei. Er beſchloß nämlich, ſich mit ſeiner ganzen Macht auf den Lord Cornwallis zu werfen und ihn dergeſtalt zu erdrücken.

Der engliſche Feldherr hatte ſich, aus Beſorgniß vor einer anſehnlichen franzöſiſchen Seemacht, die aus Weſtindien abgeſegelt war, nach Yorktown und Glouceſter zurückgezogen. Bald erſchien die franzöſiſche Flotte wirklich unter de Graſſe, landete 3200 Mann, welche zu La Fayette ſtießen, und beſetzte den Eingang zur Cheſapeak-Bay, ſo daß den engliſchen Schiffen alle Gemeinſchaft mit Cornwallis abgeſchnitten ward. Um den Letztern völlig einzuſchließen, machte ſich Waſhington mit Rochambeau auf den Weg. Die erſten Bewegungen wurden ſo eingerichtet, daß Clinton glauben mußte, daß ihr Unternehmen immer noch auf New-York gerichtet ſei, und daß ſie ſich entweder Staaten-Island's bemächtigen, oder bei Sandy-Hook eine Stellung nehmen wollten, um mit der franzöſiſchen Flotte den Eingang in den Hafen von New-York zu erzwingen.

Als Waſhington aber über den Delaware ſetzte, und Clinton nun ſeine wahre Abſicht errieth, war es zu ſpät, und er konnte ihn nicht mehr erreichen. Sein Anſchlag, durch einen Angriff auf Connecticut die Amerikaner wieder zurückzuziehen, gelang nicht. Waſhington ließ ſich in ſeinem weitern Vorrücken nicht ſtören, und vereinigte ſich am 14. September zu Williamsburg mit La Fayette.

Das vereinigte Heer, 16,000 Mann ſtark, rückte auf verſchiedenen Wegen auf Yorktown los und ſchritt zur Belagerung der von den Engländern errichteten Werke. Dieſe ſtürzten vor dem Feuer der Belagerer zuſammen. Cornwallis machte zwar einen Verſuch, mit dem größten Theile ſeines Heeres zu Lande zu entkommen, und ſich mit Gewalt einen Weg durch Maryland, Pennſylvanien und Jerſey zu dem Heere in New-York zu bahnen. Allein bald zeigte ſich ihm die Unmöglichkeit einer ſolchen Bewegung, und es blieb ihm nichts übrig, als am 19. October 1781 einen Vertrag einzugehen, wodurch er Yorktown und Glouceſter, mit allen Beſatzungen und Schiffen den Franzoſen und Amerikanern übergab, — das Heer, nicht über 7000 Mann ſtark, mit dem Geſchütz, den Waffen, Kleidungsſtücken und Geldvorräthen an Waſhington, die Schiffe und Seeleute an de Graſſe.

Clinton hatte ſich an demſelben Tage, wo der Uebergabe-Vertrag abgeſchloſſen wurde, mit 7000 Mann ſeiner beſten Truppen zu Sandy-Hook, begleitet von 25 Linienſchiffen, eingeſchifft, um dem Lord Cornwallis zu Hülfe zu eilen; als er aber die Vorgebirge von Virginien

erreicht hatte, erfuhr er, daß Alles ſchon verloren ſei, und kehrte nach New-York zurück.

Die Freude der Amerikaner über dieſen entſcheidenden Sieg, deſſen Andenken der Congreß durch eine Denkſäule zu Yorktown verewigen ließ, ward vergrößert durch die Hoffnung, daß nun das Ende des langen Krieges und ſeiner Mühſeligkeiten nahe ſei. Dieſe Hoffnung war um ſo gegründeter, da die Niederlage der Engländer bei Yorktown zugleich eine Niederlage des bisherigen engliſchen Miniſteriums ward.

In dem neuen Parlamente, das zu Anfange des Jahres 1782 zuſammentrat, bekam die Oppoſition ein immer ſtärkeres Uebergewicht. Eines ihrer Mitglieder, General Conway, trug darauf an, den Angriffskrieg in Amerika einzuſtellen, und das Unterhaus erklärte, alle Diejenigen, die zur Fortſetzung rathen würden, als Feinde des Landes und des Königs anſehen zu wollen.

Auf dieſe Beſchlüſſe folgten bald Veränderungen im Miniſterium. Lord North verließ daſſelbe, und die Glieder der bisherigen Oppoſition, der Herzog von Rockingham, Burke, Fox, Conway u. A. traten ein. Man bot ſogleich den Amerikanern Frieden und Anerkennung ihrer Unabhängigkeit an; der Krieg hörte auf. Aber der Congreß wollte keinen einſeitigen Frieden eingehen, ſondern nur im Verein mit ſeinen Bundesgenoſſen und den übrigen Theilnehmern unterhandeln. Wir müſſen daher noch zuvor den Gang dieſes Theils des Krieges erzählen und die Lage England's auch nach dieſer Richtung hin betrachten.

---

8. England's Krieg mit Frankreich und Spanien.

(1778—1783.)

Durch den Antheil Frankreich's an dem Abfalle der Amerikaner dehnte ſich der Krieg auch über Weſtindien, Oſtindien und die europäiſchen Meere aus. Hier fiel bei Oueſſant (27. Juli 1778) das erſte bedeutende Gefecht zwiſchen den Franzoſen und Engländern vor, welches ſchon dadurch, daß es unentſchieden blieb, für Frankreich ein Unterpfand kühnerer Hoffnungen, und für England's ſieggewohnte Herrſchaft eine Niederlage zu ſein ſchien. Ein Streit, der darüber zwiſchen dem Admiral Keppel und dem Vice-Admiral Hugh Palliſer entſtand, und zugleich ein Kampf der Miniſterial- und Oppoſitionspartei ward, brachte

wenigſtens für England den entſchiedenen Nachtheil, daß beide Männer dem Dienſte entzogen wurden, was beſonders hinſichtlich Keppel's zu bedauern war. Uebrigens blieb der weitere Kampf in dieſem Jahre für beide Mächte im Gleichgewichte. Die Engländer nahmen die für die Fiſchereien ſo wichtigen Inſeln St. Pierre, Miquelon und Ste. Lucie, die Franzoſen aber Dominique.

Glänzendere Ausſichten eröffnete den Letzteren die Theilnahme Spanien's. Nach langen Bedenken hatte ſich der König Karl III. entſchloſſen, freilich nicht, um den Amerikanern beizuſtehen, deren Anſprüche auf die weſtlichen Gegenden und auf die freie Schifffahrt im Miſſiſippi ſeine Rechte verkürzten und deren Abfall den ſpaniſchen Amerika ein böſes Beiſpiel gab*), ſondern um mit Frankreich vereinigt das verhaßte England niederzudrücken. Es ſchien jetzt Zeit, Gibraltar, Minorca und die Floridas, ja Jamaica wiederzugewinnen. Unter dem Schein eines Vermittlers mit England unterhandelnd, um Zeit zu gewinnen, rüſtete Florida Blanca, damals Spanien's erſter Miniſter, die Seemacht, und ließ in dem Augenblick, wo er den Schein von ſich warf und den Krieg erklärte, die ſpaniſche Flotte zu der franzöſiſchen ſtoßen. Sechsundſechszig Segel ſtark erſchien ſie im Kanal vor Portsmouth, während zugleich an der franzöſiſchen Küſte ein Landungsheer gebildet wurde. England fing an, ſich zu beunruhigen; denn es konnte nur eine Flotte von achtunddreißig Segeln entgegenſetzen. Allein Stürme, Krankheiten auf der verbündeten Flotte, und eine Spannung, die zwiſchen den Spaniern und Franzoſen eintrat, hoben alle Beſorgniſſe. Die vereinte Flotte kehrte zurück, ohne etwas Bedeutendes ausgerichtet zu haben.

Dagegen erfochten bald darauf die Engländer einen glänzenden Sieg. Ihr Admiral Rodney, abgeſchickt, das von der See- und Landſeite bedrängte Gibraltar zu verſorgen, beſiegte bei Cap St. Vincent (16. Januar 1780) den ſpaniſchen Admiral Langara, und brachte dadurch der ſpaniſchen Seemacht einen Schlag bei, von dem ſie ſich während des ganzen Krieges nicht erholen konnte. Gibraltar und Minorca waren einſtweilen gerettet.

---

*) In der That begann ſchon während des Krieges ein gefährlicher Aufruhr in Peru unter der Anführung eines gewiſſen Kaſimir Tupamara oder Tupac Aymaruc, der für einen Abkömmling der alten Incas galt; er fand ſich bald an der Spitze von 60,000 Mann. Viele ſpaniſche Officiere gingen zu ihm über, ein Ex-Jeſuit war ſein erſter Miniſter. Nicht ohne Mühe unterdrückte die ſpaniſche Regierung den ſchon bis Granada und Mexico ſich verbreitenden Aufruhr.

Rodney eilte nach dieſer glänzenden That nach Weſtindien, um hier die engliſchen Beſitzungen und Eroberungen zu beſchützen, die der franzöſiſche Admiral Guichen bedrohte. Er hatte mit ihm nur unentſchiedene Gefechte, und da endlich auch der ſpaniſche Admiral Solano mit ſeiner Flotte erſchien und zu Guichen ſtieß, bildeten die Verbündeten eine Uebermacht, gegen welche ſeine Kühnheit und ſein Glück nichts zu vermögen ſchien. Allein auf den ſpaniſchen und franzöſiſchen Schiffen brachen Krankheiten aus, und lähmten die weitere Thätigkeit derſelben. Die Eroberung von Weſt-Florida war für Spanien nur ein kleiner Erſatz ſo vieler vereitelter Erwartungen.

England's Kraft hatte bisher den Bourboniſchen Höfen widerſtanden und die Hoffnungen derſelben zu nichte gemacht, als plötzlich die Zahl ſeiner Feinde von einer andern Seite her vermehrt ward. Mit dem Anfange des Jahres 1780 vereinigten ſich die nordiſchen Mächte unter Rußland's Anführung, um den Staaten, die an dem Seekriege keinen Theil nahmen, ihren freien Verkehr mit den kriegführenden Völkern zu ſichern. Unter dem Namen eines Syſtems bewaffneter See-Neutralität wurden Grundſätze über die genauere Beſtimmung des Begriffs von verbotenen Waaren und über das Recht neutraler Flaggen, frei Gut zu machen, aufgeſtellt, um der Willkür, womit der Stärkere unter den kriegführenden Mächten — und dies war England wegen ſeiner zahlreichen Kriegsflotten und der Menge ſeiner Kaper — den Verkehr der Neutralen mit ſeinen Feinden zu ſtören ſuchte, mit Gewalt Einhalt zu thun. Hierdurch wurde England nicht nur beengt, und verlor alle Ausſicht auf die Unterſtützung Rußland's, die es eben zu erlangen gehofft hatte, ſondern es wurde ſogar noch eine neue feindliche Seemacht auf den Kriegsſchauplatz gebracht. Dies war Holland, das ſeit dem Anfange des Krieges den lebhafteſten Handel mit den Gegnern England's getrieben hatte. England vorausſehend, daß dieſer Verkehr noch zunehmen müſſe, wenn Holland durch Beitritt zur bewaffneten Neutralität den Schutz der verbündeten nordiſchen Mächte erlange, ſuchte den Beitritt zu verhindern, unterſtützt durch den Einfluß der Oraniſchen Partei; aber die Gegen-Oraniſche Partei ſetzte es durch, daß die Generalſtaaten den Beitritt beſchloſſen (20. November 1780) und Geſandte nach Petersburg ſchickten.

Nun hielt die engliſche Regierung einen offenen Krieg mit Holland für das kleinere Uebel. Um aber die nordiſchen Mächte nicht zu beleidigen, nahm es den Vorwand, daß Holland ihm den durch Verträge feſtgeſetzten Beiſtand verweigere, und daß man bei einem amerikaniſchen

Agenten, der in die Hände eines engliſchen Kapers gefallen war, die ſchriftlichen Unterhandlungen einiger bedeutenden Glieder des Amſterdamer Magiſtrats über einen zwiſchen Holland und Amerika zu ſchließenden Freundſchafts- und Handelsvertrag gefunden habe. Ohne die Entſchuldigung der Generalſtaaten, daß dieſe Unterhandlung nicht von der Regierung ausgegangen ſei, anzuerkennen, eilte England mit ſeiner Kriegserklärung (20. December 1780) und erlangte ſeinen Zweck, daß nun Holland, als eine ſchon im Kriege begriffene Macht, in den Bund und Schutz der neutralen Mächte nicht aufgenommen wurde, obſchon es der Convention noch in denſelben Tagen eiligſt beigetreten war.

Der raſchen Kriegserklärung folgte ein eben ſo raſcher Angriff auf die weſtindiſchen Beſitzungen der Holländer, die den Amerikanern, Spaniern und Franzoſen bisher als Niederlagsplätze gedient hatten. Rodney nahm die Inſel Euſtach (3. Februar 1781) und erbeutete große Schätze. Demerary und Eſſequebo fielen bald darauf den Engländern in die Hände; und wiewohl das Seegefecht, welches der holländiſche Admiral Zoutman, der mit ſeinen Kriegsſchiffen eine Baltiſche Kauffahrteiflotte geleitete, an der Doggerbank (5. Auguſt 1781) den Engländern lieferte, unentſchieden blieb, wagte doch Holland nicht ferner, ſich mit England zur See zu meſſen.

Dafür kamen Spanien und Frankreich durch verſtärkte Anſtrengung gegen England in Vortheil. Der franzöſiſche Admiral Bouillé eroberte (26. November 1781) die Inſel Euſtach wieder, und fand noch die reiche Beute, zwei Millionen an baarem Gelde. Ein anderer franzöſiſcher Admiral, Kerſaint, nahm Demerary und Eſſequebo wieder in Beſitz; aber den ſtärkſten Schlag bereitete die Thätigkeit des ſpaniſchen Miniſters Floridа Blanca vor. In der größten Stille machte er alle Anſtalten zu einem Angriffe auf Minorca, das, ſeit Einſchließung Gibraltar's, der Standplatz für die engliſchen Schiffe im Mittelländiſchen Meere war.

Unter dem Schutze einer vereinigten ſpaniſch-franzöſiſchen Flotte landete daſelbſt ein Heer, geführt von dem ſpaniſchen General Crillon (19. Auguſt 1781), und wiewohl der Engländer Murray das Fort Philipp lange und tapfer vertheidigte, vermochte er doch nicht den Verluſt der Inſel zu verhindern (Februar 1782). Crillon, von Geburt ein Franzoſe, hatte den General Murray durch das Anerbieten von 100,000 Pfd. beſtechen wollen. Aber Murray, entrüſtet über einen ſo ſchimpflichen Antrag hatte geantwortet: „Als einer Ihrer wackern Vorfahren von ſeinem Könige aufgefordert wurde, den Herzog von Guiſe zu er-

morden, erwiederte er: Die Ehre verbietet es mir. Das hätten Sie erwiedern ſollen, als der König von Spanien Ihnen auftrug, die Ehre eines Mannes zu ermorden, deſſen Urſprung ſo edel iſt, wie der des Herzogs von Guiſe."

Die Eroberung Minorca's erweckte bei der ſpaniſchen Regierung die alte Hoffnung, auch Gibraltar und Jamaica wieder zu erobern; und dieſer Plan ward jetzt mit neuem Feuer ergriffen. Frankreich nahm mit gleichem Eifer Theil. Mit vereinter Kraft wollte man zuerſt in Weſtindien auftreten, und auf Jamaica losgehen, zu dem man ſich durch die frühere Eroberung von Dominique, St. Vincent und Granada, ſowie durch die ſpätere (31. Mai 1781) von Tabago, den Weg gebahnt hatte. Jamaica war nicht zu retten, wenn die ſpaniſchen und franzöſiſchen Flotten ſich mit einander vereinigten.

Rodney's Glück und Thätigkeit kam dieſem Schlage zuvor. Er griff bei Guadeloupe die franzöſiſche Flotte an, die von Martinique aufgebrochen war, um bei S. Domingo ſich mit der ſpaniſchen zu vereinigen. Zwölf Stunden dauerte das Gefecht (12. April 1782), bis Rodney, dem der Wind lange entgegen war, die glückliche Wendung deſſelben benutzte, und mit einer kühnen und neuen Bewegung die franzöſiſche Linie durchbrach. De Graſſe ſelbſt, mit ſeinem Admiralſchiffe „die Stadt Paris" von 110 Kanonen, fiel in die Hände der Sieger, nebſt allen für die Unternehmung auf Jamaica beſtimmten Geſchützen. Das Hauptergebniß dieſes Sieges aber war die Rettung Jamaica's.

Eben ſo wenig glückte das Unternehmen gegen Gibraltar. Seit dem Anfange des Krieges war die Feſtung eingeſchloſſen; allein die Kühnheit der engliſchen Admirale ſowie die Ausdauer des Befehlshabers Elliot und der Beſatzung hatten alle Abſichten der Spanier vereitelt. Sie beſchloſſen daher eine förmliche Belagerung. Mit großer Thätigkeit wurden von der Landſeite her die Laufgräben eröffnet; aber je mehr ſich dieſe der Feſtung näherten, deſto mehr wuchſen die Schwierigkeiten, und oft vernichteten kühne Ausfälle in einer Stunde die Arbeit mehrerer Tage.

Man überzeugte ſich endlich, daß alle Verſuche von der Landſeite allein erfolglos bleiben würden, und beſchloß, einen Angriff von der Seeſeite damit zu verbinden. Unter mancherlei Vorſchlägen fand der des Ritters d'Arçon, eines franzöſiſchen Ingenieurs, den meiſten Beifall. Es ſollten ſchwimmende Batterien gebaut werden, das heißt: Kanonenböte von ſolcher Einrichtung und Feſtigkeit, daß ſie weder verbrannt noch verſenkt werden könnten. Durch zwei Dächer wurden ſie

gegen Kugeln und Bomben verwahrt, und ſelbſt mit einer großen Anzahl Kanonen (gegen dreihundert Stück) ausgerüſtet.

Crillon, der Eroberer von Minorca, übernahm die Leitung des Angriffs, der zugleich durch die Batterien von der Landſeite, durch eine anſehnliche Flotte, durch eine Menge von gewöhnlichen Bomben- und Kanonierſchiffen, und durch ein Heer von 40,000 Mann unterſtützt werden ſollte. Alles war voll der ſicherſten Erwartung; ein ungeheurer Zulauf von Zuſchauern, Einheimiſchen und Fremden hatte ſich eingefunden; ſelbſt der Graf von Artois und der Herzog von Bourbon waren von Paris gekommen, um Zeugen bei der Eroberung einer Feſtung zu ſein, die bisher allen Anſtrengungen der Tapferkeit und der Kunſt getrotzt hatte. Am 13. September 1782 begann der Angriff. Die See- und Landbatterien ſprühten zugleich ihr Feuer, und der Donner des Geſchützes zerſprengte in weiter Ferne Thüren und Fenſter. Aber er erſchütterte weder den Felſen Gibraltar's, noch den Muth Elliot's. Dieſer Held und die tapfere Beſatzung vertheidigten ſich mit Unerſchrockenheit. Sie ſchleuderten Donner und Blitz nicht minder furchtbar von ihrem Felſen herab, bis es ihnen, trotz aller Vorkehrungen des Ritters d'Arçon, gelang, einige der ſchwimmenden Batterien durch Feuerkugeln in Brand zu ſtecken. Dieſes Ereigniß, deſſen größere Folgen durch ſchnelle Verſenkung der einzelnen Böte leicht hätte verhütet werden können, ſetzte die Mannſchaft der Batterien außer Faſſung, und die gegen Urheber neuer Erfindungen gewöhnliche Mißgunſt verdarb vollends Alles. Als die Engländer in Kanonierböten herbeieilten, ſteckten die Spanier ſelbſt die übrigen vom Feuer verſchonten ſchwimmenden Batterien in Brand. Die Mannſchaft wurde zum Theil durch die Engländer gerettet. Die furchtbare Zurüſtung, die drei Millionen Livres gekoſtet hatte, war, nach den eigenen Worten d'Arçons, gleich den Wolken in der Luft verſchwunden.

Je größer und geſpannter die Erwartungen geweſen waren, deſto mehr ſchlug der unglückliche Ausgang die Gemüther nieder. Nur eine Hoffnung blieb noch. Die Vertheidigung hatte die Beſatzung erſchöpft, ihre Kriegsvorräthe vermindert, und die Feſtung mußte alſo doch unterliegen, wenn ſie nicht verſorgt wurde. Das aber ſchien nicht möglich, da eine ſpaniſch-franzöſiſche Flotte von ſechsundvierzig Segeln, unter denen fünf Schiffe von 110 und eins von 130 Kanonen war, bereit ſtand, den Engländern den Zugang zu wehren. Als endlich der Admiral Howe mit dreißig Segeln und einer großen Transportflotte beim Cap St. Vincent erſchien, wurden alle Anſtalten getroffen, ihn für

eine ſolche Verwegenheit zu ſtrafen. Allein ein furchtbarer Sturm am 10. October trieb die Bourboniſche Seemacht aus einander. Am folgenden Morgen zog die engliſche Flotte von einem Südweſt-Winde unterſtützt durch die Meerenge, und die ſämmtlichen Transportſchiffe mit allen Vorräthen und einer Verſtärkung von 1400 Mann gelangten in den Hafen.

Die Belagerung Gibraltar's und Rodney's Sieg waren die letzten Begebenheiten dieſes Krieges. Das neue friedlich geſinnte Miniſterium in England hatte unterdeſſen an Herbeiführung des Friedens gearbeitet, und in Paris mit der franzöſiſchen Regierung Unterhandlungen angeknüpft. Zwar erlitt es durch den Tod des Herzogs von Rockingham (Juli 1782) eine Veränderung; Fox trat wieder aus, und Shelburne an die Spitze des Kabinets, unterſtützt von der aufſtrebenden Kraft des jüngern Pitt; aber die Friedensunterhandlungen wurden fortgeſetzt. Spanien machte Anfangs die größte Schwierigkeit, indem es auf Gibraltar beſtand, und der franzöſiſche Miniſter Vergennes verwickelte durch Liſt und Ränke das Geſchäft. Allein dieſe Verwickelung hatte den Erfolg, daß Amerika, dadurch mißtrauiſch gemacht, einen vorläufigen beſonderen Vertrag mit England ſchloß (30. November 1782), worin ſeine Unabhängigkeit von demſelben anerkannt, und ihm vortheilhafte Gränzen mit einem Antheil an der Fiſcherei zu Neufundland bewilligt wurden.

Spanien gab endlich Gibraltar auf und nahm Oſt-Florida dafür als Entſchädigung an, indem es zugleich das eroberte Weſt-Florida und Minorca behielt, und die Engländer in der Honduras-Bai auf einen engern Raum beſchränkte. Frankreich erhielt Tabago und Goree, Antheil an der Fiſcherei von Neufundland, nach dem Inhalt des Utrechter Friedens, und die Inſeln St. Pierre und Miquelon. Holland allein verlor gegen England, dem es Negapatam abtrat; dagegen aber erhielt es ſeine übrigen verlornen Beſitzungen wieder. Am 10. Januar 1783 wurden die Friedens-Präliminarien zu Verſailles abgeſchloſſen.

Sie fanden im engliſchen Parlamente heftigen Widerſpruch. Die vereinten Parteien von Fox und Lord North griffen die Miniſter an, ſowohl wegen der vielen Opfer, die England ſeinen Gegnern bringen mußte, als auch beſonders darüber, daß man das Schickſal der amerikaniſchen Loyaliſten nicht geſichert, ſondern, indem man ſich begnügte, ſie der Milde des Congreſſes zu empfehlen, ſie dergeſtalt der Rache ihrer leidenſchaftlichen Mitbürger Preis gegeben habe. Der Congreß hatte in der That nicht Anſehen genug, ſie zu ſchützen; es erſchienen heftige

Libelle gegen ſie, man ſtellte es als abſcheulich dar, daß die, welche das Blut der Amerikaner geſogen hätten, nun auch das Fett ihres Landes genießen ſollten, und forderte ſich gegenſeitig zu harter Behandlung gegen ſie auf; viele wurden daher gezwungen in den Wüſteneien von Neu-Schottland Schutz zu ſuchen. Vergebens ſtrebte im Parlamente Pitt beredt und bündig, ſich und ſeinen Freund Shelburne ſowohl über dieſen als über die anderen Punkte zu rechtfertigen, und die Nothwendigkeit des Friedens aus dem erſchöpften Zuſtande England's, deſſen Staatsſchulden um 115 Millionen Pfund gewachſen waren, abzuleiten; die Macht der Gegner war zu groß, und das Parlament tadelte in einem förmlichen Beſchluſſe die Friedensbedingungen. Das Miniſterium mußte daher weichen. Durch eine unnatürliche Verbindung traten Fox, Lord North, Burke und Andere an deſſen Stelle; ſie beſtätigten aber den einmal geſchloſſenen Frieden und die getadelten Bedingungen. Am 3. September 1783 wurde der Definitivvertrag unterzeichnet.

---

9. Die Conſtituirung der Vereinigten Staaten und Waſhington's letzte Schickſale.

(1782—1799.)

Nach Beendigung des Krieges entſtanden in Nordamerika beſorgliche Zuſtände. Der Eifer, auf dem Altare des Vaterlandes Opfer zu bringen, war erkaltet. Für das Jahr 1782 wurden acht Millionen Dollars gefordert; aber die zum Behufe dieſer Forderung eingegangenen Zahlungen beliefen ſich nur auf 420,031 Dollars. Es war daher ein ſchwieriges Unternehmen, ein unbezahltes Heer zu entlaſſen, und den Officieren ſowohl als den Soldaten die Verpflichtungen zu erfüllen, welche die Verſammlungen gegen ſie übernommen hatten. In dieſes Verhältniß miſchte ſich eine lebhafte Eiferſucht der Bürger gegen das Heer, das den Kampf für ſie ausgefochten hatte. Auf der andern Seite fehlte auch in dem Heere Unzufriedenheit, Anmaßung und Erbitterung nicht. Waſhington's Klugheit war es, die auch hier beſänftigte und milderte. „Alle haben wir Theil gehabt," ſagte er in einem Tagesbefehl, „an der Gründung dieſer herrlichen Werkſtätte der Freiheit, an der Errichtung eines großen Staats auf dem Boden der Unabhängigkeit, an der Stiftung eines Zufluchtsortes für die Armen und Unterdrückten aller

Völker und Religionen. Es ist uns, die wir durch Beharrlichkeit im schönsten Beruf und durch den herrlichen Namen eines vaterländischen Heeres unsterblich geworden sind, nichts zu thun übrig, als den letzten Act des großen Schauspiels hindurch eine unwandelbare Festigkeit der Gesinnung zu behaupten, das Drama mit Würde zu beschließen, und mit dem Beifall der Menschen und des Himmels, der bis hieher unser Betragen krönte, von der Bühne abzutreten." Nur neun der einzelnen Staaten faßten den Beschluß, den Officieren, wie diese es gewünscht, statt bestimmter halber Besoldung auf Lebenszeit, ein für allemal den Betrag einer ganzen Besoldung von fünf Jahren zum Ersatz zu geben. Die gemeinen Soldaten, die sämmtlich entlassen wurden, erhielten Staatspapiere.

Mit ihrer Entlassung endigte zugleich die kriegerische Laufbahn Washington's. Er nahm, nachdem er in Gesellschaft des Gouverneurs Clinton und mehrerer anderer Personen seinen Einzug in New-York gehalten, von seinen sämmtlichen Waffenbrüdern feierlich Abschied. Von hier eilte er nach Annapolis in Maryland, wo sich der Congreß damals befand, um in die Hände desselben seine Oberbefehlshaberstelle niederzulegen. Es geschah dies am 23. December 1783 in einer öffentlichen Versammlung. Durch eine Rede, in der er das Heer dem Schutze des Congresses, sein Vaterland der Obhut Gottes empfahl, sagte er sich von allen Geschäften des öffentlichen Lebens los, und ging darauf, ein zweiter Cincinnatus, auf sein Landgut in Virginien, Mount Vernon. In Beziehung hierauf stifteten die Officiere des amerikanischen Heeres, zur Erinnerung an ihre gemeinschaftliche Verbindung, den Cincinnatusorden. Washington's Lebensweise war eine regelmäßige, einfache und stille; nur die Geschäfte des Landbaues schienen ihn an die wachsende politische Pflanzung, deren Samen er ausgestreut hatte, erinnern zu sollen. Aber die Liebe und Verehrung seiner Mitbürger entriß ihn bald wieder der Ruhe.

Der Mangel einer inneren und wahren Vereinigung ward unter den Staaten Nordamerika's immer fühlbarer, vorzüglich als es darauf ankam, den öffentlichen Credit zu befestigen und zu erhalten. Der Staat hatte vierzig Millionen Dollars Schulden, und der Congreß, der verpflichtet war sie zu bezahlen, hatte nicht das Recht, Abgaben aufzulegen; die einzelnen Staaten aber durchkreuzten sich dergestalt mit ihren besonderen Vortheilen, daß von ihnen keine Anordnung und Hebung der Abgaben zu erwarten war. Die öffentlichen Papiere fielen daher im Frie-

den außerordentlich, und keiner verlor mehr als der arme Soldat, der ſeine Verſchreibungen aus Noth wohlfeil verkaufen mußte.

Man entſchloß ſich daher im Jahre 1787 zu einem neuen und feſteren Bundesvertrage, der im J. 1788 allgemein angenommen ward. Die einzelnen Staaten entſagten ihrer Unabhängigkeit in allen Fällen, welche die äußeren Verhältniſſe betreffen, wie in einigen der wichtigſten Angelegenheiten der inneren Verwaltung, und übertrugen dieſelbe einer Bundesregierung, welche die Kräfte aller einzelnen Staaten in ſich verſammelte. Dieſe erhielt das Beſchatzungsrecht, die Oberaufſicht über Zölle und Abgaben, über Münze und Papiergeld. Sie allein hatte das Recht, mit anderen Staaten und Völkern zu unterhandeln, Krieg zu erklären und die Nation zu bewaffnen; ſie endlich ſollte bei Streitigkeiten einzelner Staaten unter einander, ſowie einzelner Bürger verſchiedener Staaten, und bei allen Seehändeln entſcheiden. Sie beſtand aus einem geſetzgebenden, in zwei Kammern getheilten Congreſſe, den die Repräſentanten der einzelnen Staaten bilden, und aus einem auf vier Jahre erwählten Präſidenten, der zugleich Oberbefehlshaber der geſammten See- und Landmacht iſt. Die Mitglieder der erſten Kammer, des Senats, ſollten alle zwei Jahre um ein Drittheil erneut, die Mitglieder der zweiten alle zwei Jahre gewählt werden. Die richterliche Gewalt, ganz unabhängig von dem Congreſſe und dem Präſidenten, wurde durch ein Obergericht dargeſtellt.

Der alte Congreß löſte ſich im November 1788 auf, und im folgenden Jahre trat der erſte Congreß nach der neuen Conſtitution ins Leben. Am 14. April 1789 wurde Waſhington einſtimmig zum erſten Präſidenten der Vereinigten Staaten erwählt, und er behielt dieſe Würde durch wiederholte Wahl bis 1797. Durch die Tugenden, womit er im Kriege die Selbſtſtändigkeit ſeines Vaterlandes erkämpft hatte, beförderte er an der Spitze der Verwaltung den Wohlſtand, den Frieden und die Befeſtigung des jungen Staatslebens. Er vollendete dadurch ſein Werk und ſeinen Ruhm, wiewohl es ihm nicht gelang, ſein Wirken von allen Parteien ſeines Vaterlandes anerkannt zu ſehen. Obgleich Amerika keine Vorrechte der Geburt achtet, ſo gab es doch auch hier einzelne, durch das Anſehen ihrer Stifter und durch Reichthum ausgezeichnete Familien, aus deren natürlichem Gegenſatze zu den Anhängern der in Frankreich aufgeſtellten Gleichheitslehre ſich eine ariſtokratiſche und eine demokratiſche Partei, beſonders ſeit dem Ausbruch der franzöſiſchen Umwälzung, entwickelte. Der erſteren ward das Beſtreben, eine Nachbildung der engliſchen Verfaſſung auch in den Standesverhältniſſen für

Amerika zu versuchen, und überhaupt eine starke Hinneigung zu England Schuld gegeben.

Zu den Anhängern des englischen Wesens und zu den Begünstigern des englischen Einflusses ward auch Washington gerechnet, vorzüglich als er 1794 mit England einen Handelsvertrag schloß, dem französischen Gesandten Genet aber, der mit revolutionären Freiheitslehren auftrat, sich widersetzte. Washington sah in der französischen Weise, die Freiheit zu begründen, nur eine Vernichtung der Ordnung und des Eigenthums. Wie konnte er eine Revolution lieben, die seinen Freund La Fayette, dessen Gesundheit zu trinken er bei keinem seiner Mittagsmahle unterließ, gestürzt hatte und in ihrer Bewegung, wie er urtheilte, keine Spur von dem common sense zeigte, wie er der nordamerikanischen Revolution, ihren Beförderern und ihrem Haupthelden vorzugsweise eigen gewesen war.

Nun ward der Haß der amerikanischen Jacobiner, denen die gesetzliche Freiheit nicht genügte, und der Royalisten, in welchen die Sehnsucht nach der vorigen Verfassung noch nicht erstorben war, zugleich wider ihn laut. Beide fanden an der Wuth derer Unterstützung, deren Habsucht es übel nahm, daß Washington in dem Vertrage die Bezahlung der alten Schulden der Nordamerikaner an Engländer bestimmt hatte. Auf allen Straßen wurde er gelästert; man nannte ihn einen Söldner England's, der sein Volk verkaufe; ja eine öffentliche Zeitung sagte, er habe dem Staate 24,000 Dollars entwendet. Man beschuldigte ihn des Geizes und des Stolzes, obgleich sein prunkloses Haus in Philadelphia und sein einfacher Anzug (Schuhe, ein blauer Frack, ein Hut mit schwarzer Kokarde und ein Regenschirm) das Gegentheil zeigte. Trotz so vieler Beschimpfungen, trotz so vielen Lärms, blieb Washington, wie immer ruhig und entschlossen. Er unterschrieb den Handelsvertrag mit einigen Aenderungen, allen Vorstellungen entgegnend, daß er, wie bei allen seinen Handlungen, so auch bei dieser, das Wohl des Ganzen vor Augen habe.

Bald nachher, am 17. September 1796, erklärte er, daß er darauf Verzicht thue, einer Derjenigen zu sein, aus denen der neue Präsident erwählt werden sollte. Er gestand in dem Aufruf an das amerikanische Volk, daß er, aus Liebe zur Einsamkeit und Ruhe, schon vor der letzten Wahl den Entschluß gefaßt habe, diese Erklärung zu thun, daß ihn aber damals die Betrachtung der bedenklichen Lage der öffentlichen Angelegenheiten von derselben zurückgehalten habe. Jetzt aber, da der Zustand der Dinge diesen Schritt erlaube, und das zunehmende Gewicht

von Jahren ihn erinnere, daß der Schatten der Stille das Erſprießlichſte für ihn ſei, trete er ab, unter Anempfehlung der Grundſätze, die das Ergebniß ſeines Nachdenkens und ſeiner nicht unbeträchtlichen Erfahrungen ſeien. Er empfahl den Provinzen Einigkeit unter einander. Der Süden, ſagte er, gebe dem Norden ſeine reichen Erzeugniſſe, der Norden dem Süden ſeine großen und ſtarken Kräfte. Er erinnerte ſie, bei Aufforderungen zu Regierungsveränderungen nie zu vergeſſen, daß Zeit und Gewohnheit zur Gründung einer wahren Regierung gehören, und daß Erfahrung dem Anſehen der Meinungen und Vorausſetzungen vorzuziehen ſei. Er bat ſie, nie zu vergeſſen, daß zur Verwaltung eines ſo ausgedehnten Landes, wie Amerika, die Regierung ſo großer Kraft bedürfe, als nur immer mit der vollkommenen Sicherſtellung der Freiheit vereinbar ſei. Er warnte ſie mit der Wärme beſorgter Liebe vor den traurigen Wirkungen des Parteigeiſtes, der in freien Verfaſſungen den feindſeligſten Charakter entwickele. Vor Allem beſchwor er ſie, in dem Verhalten gegen auswärtige Völker keinen andern Grundſatz anzunehmen, als den, ſich mit ihnen ſo wenig als möglich in Staatsverbindungen einzulaſſen, ſondern mit Benutzung ihrer entfernten und abgeſonderten Lage, nie ihr Schickſal mit dem Schickſal irgend eines Theils von Europa, noch ihren Frieden und ihr Wohlſein jemals in den Streit europäiſchen Ehrgeizes und Eigenſinns zu verwickeln, ſondern allein Handelsverbindungen einzugehen, ohne dabei jemals ausſchließende Gunſtbezeigungen oder Vorzüge zu ſuchen oder zu bewilligen. Es könne keinen größern Irrthum geben, als wenn ein Volk von dem andern wirkliche Dienſte erwarte oder auf dieſelben rechne.

Das waren die Grundſätze, mit deren Darlegung er ſeine öffentliche Laufbahn beſchloß; ſie waren, nach ſeinem eignen Wunſche, der Maßſtab, an dem man ſeine Verwaltung meſſen und prüfen ſollte. Keines abſichtlichen Irrthums, ſagte er, ſei er ſich bewußt; der unbewußten Irrthümer Folgen aber möge der Allmächtige lindern oder abwehren. Er hoffe, fuhr er fort, daß ſein Vaterland nie aufhören werde, ſie mit Nachſicht anzuſehen, und daß es, nach fünfundvierzig Jahren eines mit aufrichtigem Eifer im Dienſte deſſelben zugebrachten Lebens, den Mangel unzureichender Fähigkeiten der Vergeſſenheit übergeben werde. Und ſo eile er voll Hoffnung in die Schatten der Einſamkeit, um unter ſeinen Mitbürgern die ſüße und ungemiſchte Theilnahme an dem wohlthätigen Einfluſſe guter Geſetze unter einer freien Regierung zu genießen. Er genoß ſie indeſſen nur kurze Zeit. Im März 1797 legte er die Präſidentſchaft nieder, und ſchon am 14. December 1799

ſtarb er zu Mount-Vernon, nachdem fünf Jahre zuvor (28. November 1794) ſein treuer Mitkämpfer, der General von Steuben, ihm im Tode vorangegangen war.

Waſhington's Teſtament bezeugte, daß er, ſelbſt kinderlos, ſeine Mitbürger als ſeine Kinder anſah. Er vermachte funfzig Actien, jede von hundert Pfund, zur Errichtung einer Hochſchule in dem Diſtrict Columbia, weil er immer mit Bedauern geſehen hatte, daß die Jugend des amerikaniſchen Freiſtaates nach auswärtigen Anſtalten geſandt wurde, wo ſie Grundſätze erhielt, die ſich mit der eigenthümlichen Beſchaffenheit der nordamerikaniſchen Freiheit nicht vertrugen. Dennoch herrſchte in dieſem Lande der Freiheit, deſſen Bewohner ſich allmählig gewöhnten, den Zuſtand von Europäern als eine Knechtſchaft zu bezeichen, noch immer die Sklaverei in ihrer widerwärtigſten, völlig barbariſchen Geſtalt. Waſhington ſelbſt bekundete den beſſern Geiſt ſeiner Landsleute dadurch, daß er in ſeinem letzten Willen allen ſeinen Sklaven die Freiheit ſchenkte, und, um ihnen dies Geſchenk zu ſichern, den hülfloſen Alten eine lebenslängliche Unterſtützung, den Kindern derſelben aber einige Gelegenheit verſicherte, Unterricht im Leſen, Schreiben und Erlernung eines Handwerks zu erlangen. Im Allgemeinen waren die Amerikaner überhaupt geneigter, ſich der Abweſenheit mancher Schattenſeiten des europäiſchen Staatsweſens zu rühmen, als die Lichtſeite der europäiſchen Welt, die Sorge für das geiſtige Element des Daſeins, anzuerkennen und deren Mangel bei ſich ſelber zu empfinden.

Indem wir hier die Betrachtung des Aufſchwunges von Nordamerika fallen laſſen, wollen wir, zur Ergänzung der Geſchichte des Colonialweſens, noch einen Augenblick der Ausbreitung der brittiſchen Herrſchaft in Oſtindien und den Entdeckungsreiſen Cook's unſere Aufmerkſamkeit ſchenken.

10. Die Ausbreitung der brittiſchen Herrſchaft in Oſtindien.

(1767—1799.)

Während England in Amerika den ſchönſten Theil ſeiner Beſitzungen verlor, behauptete es in Oſtindien nicht nur ſeine Herrſchaft, ſondern vermehrte ſie noch, ungeachtet ein neuer einheimiſcher Gegner in Kriegführung und Staatsverwaltung eine Tüchtigkeit entwickelte, von der die Engländer in Indien noch kein Beiſpiel geſehen hatten.

Hyder Ali, Sohn eines mohamedanischen Befehlshabers im Königreiche Mysore, hatte einen Haufen solcher Krieger um sich versammelt, die bei den indischen Heeren ohne Sold sich durch Raub und Plünderung selbst bezahlt machen. An der Spitze dieser Schaar beschützte er Mysore gegen einen Anfall der Maratten, ward Oberbefehlshaber der Kriegsmacht, stürzte dann den bisherigen Herrscher (1759), und erweiterte sein Reich bis an die Ufer des Kistnah. Hyder Ali's Umsichgreifen machte die Maratten, den Nizam und die Engländer in Madras aufmerksam. Alle drei vereinigten sich im Jahre 1767 zu einem Angriffe wider ihn. Er wußte aber die Maratten zu beschwichtigen und den Nizam zu einem Bunde gegen England umzustimmen; dann schlug er den englischen Heerführer bei Chargamal. Eine Schaar von 5000 Reitern bedrohte Madras, und wenn dieselben sich nicht auf Plünderung zerstreut hätten, würden die englischen Oberbeamten selbst in ihre Hände gefallen sein.

Zwar nahmen im folgenden Jahre die Angelegenheiten der Engländer durch einen Sieg des Obersten Smith eine glücklichere Wendung; der Nizam ward zu einem besondern Frieden genöthigt, und die Engländer rechneten nun mit Sicherheit auf den Fall des Fürsten von Mysore. Allein Hyder Ali drang verwüstend in Carnatic ein, griff mit abgesonderten Schaaren Madura und Tinivelly an und erschien zum zweiten Male vor Madras. Die Oberbehörde, überrascht und hülflos, schloß einen Frieden, in welchem sie durch Abtretungen ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm erkaufte (April 1769). So stand er um so gefährlicher da, je größer die Unzufriedenheit mit England in Indien war.

Zum Glück für England ward damals ein ausgezeichneter Mann, Warren Hastings, nach Indien geschickt, und im Jahre 1774 zum Gouverneur ernannt. Wiewohl sein Bild durch der Parteien Wuth entstellt ist, haben doch Alle die Geschicklichkeit anerkannt, womit er die englische Herrschaft in Ostindien unter den schwierigsten und bedenklichsten Umständen gerettet, und das, was Clive gegründet und begonnen hatte, glücklich erhalten und glänzend erweitert hat. Freilich aber erlaubte er sich auch Hinterlist und Raubsucht, Verschwendung und das schmutzige Verfahren einer Handelsklugheit, die mit der einen Hand ein blutiges Scepter schwingt, um den Beutel kaufmännischer Habgier in der andern zu füllen.

Hastings' erstes Unternehmen war ein Vernichtungskrieg gegen die Rohillas. Diese Völkerschaft lieferte den besten Theil der mongolischen

Truppen; ſie wohnte zwiſchen dem Ganges und den großen Gebirgen an der weſtlichen Grenze von Oude, und ſtellte eine bewaffnete Macht von 80,000 Mann. Aber dieſe Macht, unter verſchiedene Häuptlinge getheilt, war ſchwer zuſammen zu bringen, und daher Anderen eben nicht gefährlich. Deſſenungeachtet hatte ſie habſüchtige Nachbarn an dem Nabob von Oude, den Maratten und ſelbſt an dem Groß-Mogul Schah Allum. Dieſer, der bis dahin, in Folge des mit Clive geſchloſſenen Vertrages, in Elhadabad reſidirt hatte, war unter dem Schutze der Maratten nach ſeiner alten Hauptſtadt Delhi zurückgekehrt. Von dort aus bekriegte er mit den Maratten die Rohillas, um ſein geſchmälertes Reich zu erweitern.

Die Rohillas wandten ſich an den Nabob von Oude, dem die Ausbreitung der Maratten in dieſen Gegenden nicht erwünſcht war. Unter Vermittelung England's ward zwiſchen Beiden ein Vertrag geſchloſſen. Die Rohillas verſprachen für den Schutz, den ihnen der Nabob leiſten würde, vierzig Lak Rupien zu bezahlen. Aber der Nabob konnte ſein Verſprechen nicht erfüllen, die Maratten verwüſteten ungeſtört das Gebiet der Rohillas, und nöthigten ſie zu theilweiſer Unterwerfung. Nun rief der Nabob die Engländer zu Hülfe, und rückte mit denſelben vereint an die Gränze von Rohilkund, worauf die Maratten zurückgingen. Ungeachtet der Nabob die Rohillas nicht beſchützt hatte, forderte er doch die früher ausbedungenen vierzig Lak Rupien Schutzgeld. Da ſie dieſelben nicht bezahlen konnten, fiel er mit Hülfe der Engländer über ſie her, beſiegte ſie in einer Schlacht und unterwarf ſich ihr Land. In gleicher Weiſe behandelte er ſeinen Bundesgenoſſen und ehemaligen Oberherrn, den Groß-Mogul Schah Allum.

Da dieſer Fürſt den Maratten die Abtretung der beiden, von Clive ihm zugeſicherten Städte Corah und Elhadabad hatte verſprechen müſſen, benutzten dies die Engländer, um jene Städte ſelbſt zu beſetzen, und verkauften ſie gegen funfzig Lak Rupien an den Nabob von Oude. Zugleich zogen ſie die Einkünfte ein, die ſie nach dem von Clive gemachten Vertrage dem Groß-Mogul zu zahlen verpflichtet waren. Als der Nabob von Oude ſtarb, mußte der Sohn und Nachfolger deſſelben, Aſof ul Dowla, durch neue Zahlungen und Abtretungen ſich die Freundſchaft ſeiner Bundesgenoſſen ſo oft erkaufen, daß er gänzlich verarmte und einige Jahre ſpäter (1781) mit 1,400,000 Pfund im Rückſtande gegen ſie war. Haſtings trug kein Bedenken, zur Herbeiſchaffung dieſer und anderer den indiſchen Fürſten aufgelegter Zahlungen die härteſten Gewaltmittel anzuwenden.

Der Unmuth, den die indiſchen und die mohammedaniſchen Fürſten über die Gewaltthätigkeit und Unredlichkeit der Engländer empfanden, erzeugte endlich einen Verſuch, die verhaßten Fremdlinge gänzlich zu ſtürzen. Es entſtand zu dieſem Behufe eine Verbindung der einheimiſchen Fürſten unter der Leitung der beiden unabhängigſten und ſtärkſten Mächte, der Maratten und des Hyder Ali, von Frankreich's Eiferſucht aufgeregt. Streitigkeiten der Engländer mit den Maratten führten den Ausbruch herbei.

Die Marattenhäupter, Scindia und Holkar, rückten mit 40,000 Mann auf Surate los. General Goddard eilte ihnen entgegen, und ſchlug ſie bei Brodera. Als Beſchützer des indiſchen Fürſten von Gohud, Nanna, eroberte Oberſt Popham die für unnehmbar gehaltene Feſtung Gwalior, welche die Maratten im Gebiete von Gohud ſeit langer Zeit an ſich geriſſen hatten. Da um dieſelbe Zeit der Krieg England's mit Frankreich ausgebrochen war, eroberten die Engländer nicht nur Chandernagor und die Handelsniederlagen zu Carical und Maſſulipatam, ſondern nach einem glücklichen Seegefechte gegen eine franzöſiſche Flotte fiel auch Pondichery in ihre Hände (17. Oct. 1778), und durch die Eroberung von Mahé vollendeten ſie die Vertreibung der Franzoſen aus Oſtindien (20. März 1799).

Dieſe Erfolge, beſonders die Eroberung von Mahé, ſetzten den gefährlichſten Feind England's, den Fürſten von Myſore, in Bewegung. Schon lange beſtand ein freundſchaftlicher Verkehr zwiſchen Hyder Ali und den Franzoſen, deren Zögling er war. Sie hatten ihn mit Waffen und Kriegsvorräthen verſehen, eine Menge franzöſiſcher Abenteurer befehligten und bildeten ſeine Kriegsmacht. Hyder Ali war wohlgerüſtet, beſaß ein ſchlagfertiges Heer, das er durch pünktliche Beſoldung an ſich feſſelte, und gewann die Frömmigkeit der Hindu durch reichliche Geſchenke an ihre Tempel und Pagoden. Er verſöhnte ſich mit ſeinen Feinden, den Maratten, verband ſich mit dem Nizam, und forderte endlich durch einen Aufruf alle indiſchen Fürſten auf, einem Bündniſſe beizutreten, durch das die verhaßten Fremdlinge vertrieben werden ſollten. Mit 100,000 Mann und 100 Stück Geſchütz erſchien er im Juni 1780 zu Conjeviram, funfzig engliſche Meilen von Madras. Seine zahlreiche, an 60,000 Mann ſtarke Reiterei verbreitete ſich mit reißender Schnelligkeit, erfüllte Carnatic mit Schrecken, und bedrohte die nördlichen Circars.

In Madras herrſchte die größte Beſtürzung. Die Kriegsmacht war entfernt und an verſchiedenen Stellen zerſtreut, kein Geld im

Schatze, zwiſchen den Gliedern der Regierung Uneinigkeit. Das Volk in Carnatic, durch die gemeinſame Verwaltung des Nabobs und der Engländer hart gedrückt, begrüßte den Hyder Ali als einen Retter, und erſchwerte den Engländern die Einziehung von Nachrichten über die Bewegungen des Feindes. Die Belagerung von Arcot, wozu Hyder Ali ſchritt, verſprach ihm den Beſitz großer Vorräthe und die Möglichkeit, ſeine Angriffe noch weiter auszudehnen.

Zugleich erfuhr man, daß die Maratten von Berar in Cuttak eingefallen waren, daß ein anderer Haufe von Hyder Ali an der Grenze von Madura erſchienen ſei, und daß die Feinde mit jedem Augenblick eine franzöſiſche Kriegsmacht und Flotte erwarteten. Ein engliſcher Heerhaufe endlich, der, geführt von Bailly, aus Gundur herbeigerufen war, ward auf ſeinem Wege nach Madras bei Parambaucum von Hyder Ali's Sohne, Tippo Saib, völlig geſchlagen, und der Ueberreſt mußte ſich einer ſchmählichen Gefangenſchaft überliefern. Die Gefangenen würden alle von den wüthenden Feinden niedergemacht worden ſein, wenn nicht Lally und die übrigen franzöſiſchen Führer ſich ins Mittel gelegt hätten. Doch mußten ſie die abgehauenen Köpfe ihrer erſchlagenen Landsleute ins indiſche Lager tragen.

In dieſer Noth entwickelte Haſtings ſeine ganze Thätigkeit. Er unterhandelte mit den Maratten wegen eines Friedens, und beſonders mit dem Rajah von Berar, der mehr durch die Furcht vor den Häuptern zu Punah und Hyder Ali, als aus eigenem freien Entſchluſſe an dem Kriege Theil nahm. Den Nizam, der ein Haupturheber des Krieges geweſen war, faßte Haſtings bei ſeiner Eiferſucht gegen Hyder und erhielt ihn durch ſchmeichleriſche Verſprechungen in Unthätigkeit. Nach Madras ſchickte er Geld und Soldaten, und in der Perſon des Sir Eyre Coote einen tüchtigen Führer, dem er nicht bloß die Kriegsmacht, ſondern auch die allgemeine Verwaltung übertrug. Coote ſuchte, da Arcot nicht mehr zu retten war, wenigſtens die übrigen feſten Punkte, Velore, Wandiwaſh, Permacoil u. ſ. w. vor den weiteren Angriffen Hyder's zu ſchützen. Während er aber dieſen Zweck erreichte, eroberte Hyder, der liſtig einem Treffen mit den Engländern auswich, das wichtige Amboor, Thiagar, und ſeine Reiterei überzog Tanjore. Aber in einer Schlacht bei Porto Novo (1. Juli 1781) ward er geſchlagen, und genöthigt, ſeine Abſichten auf die ſüdlichen Striche aufzugeben. Er zog ſich mit aller ſeiner Macht auf Arcot zurück. Coote, verſtärkt durch einen aus Bengalen zu Lande angekommenen Haufen von Seapoys, näherte ſich, um dieſe wichtige Stadt wieder zu gewinnen. Hyder rückte

ihm bei Tripaſſore entgegen. Auch dieſe zweite Schlacht fiel zwar nicht zu ſeinem Vortheile aus; doch konnten die Engländer in Carnatic nur ſo viel Land behaupten, als ſie unmittelbar mit ihrer Kriegsmacht beſetzt hielten. Es gelang ihnen nicht, das hart bedrängte Velore zu retten. Ein Heerhaufe, der unter Braithwaite bei Tanjore ſtand, ward von Tippo Saib und den Franzoſen unter Lally umringt und nach ſechzehnſtündiger Gegenwehr zur Uebergabe gezwungen (Februar 1782). Zugleich war eine franzöſiſche Flotte unter Suffren erſchienen, mit einer Landmacht am Bord, von der 2000 Mann zu Tippo Saib's Heere ſtießen. Cuddalore mußte ſich ergeben, und gewährte den Franzoſen für die Flotte und das Kriegsvolk einen ſichern Standort.

Zwiſchen Hyder und Coote kam es während des Jahres 1782 zu keiner Entſcheidung, indem jener, der Schlacht ausweichend, nur durch geſchickte Bewegungen ſeinen Gegner ermattete. Größere, aber für die Engländer nicht glücklichere Thätigkeit herrſchte auf dem Meere. Sie hatten, da der Krieg mit Holland um dieſe Zeit ausgebrochen war, Trinconomale und Negapatam weggenommen. Dieſe beiden Oerter ſuchte die franzöſiſche Flotte wieder zu erobern. Trinconomale ward auch in der That von Suffren nach einem glücklichen Seegefechte gewonnen, und nach einem zweiten, noch hartnäckigeren Kampfe behauptet (3. September 1782).

Unter dieſen ungünſtigen Ausſichten hatte Haſtings Alles aufgeboten, mit den Maratten Frieden zu ſchließen. Den Unterhandlungen Nachdruck zu geben, war der Krieg gegen ſie mit Eifer fortgeſetzt worden. Holkar und Scindia wurden von Bengalen aus angegriffen. Goddard rückte von Surate aus durch die Päſſe unmittelbar gegen die Hauptſtadt Punah, wurde aber genöthigt, ſich wieder zurück zu ziehen. Zum Glück erlitt Scindia, der allein den Angriff von Bengalen aus beſtehen mußte, einen großen Verluſt durch einen von den Engländern wohlgeleiteten nächtlichen Ueberfall, und entſchloß ſich (15 October 1781) zu einem billigen Frieden, den unter ſeiner Vermittelung etwas ſpäter (17. Mai 1782) auch die Punah-Maratten annahmen.

Die Regierung zu Bombay ſchickte nun ihre Macht nach der malabariſchen Küſte, um Hyder's Kräfte zu theilen, und bemächtigte ſich vieler Städte an der Küſte zwiſchen Calicut und Paniany. Hyder ſandte ſeinen Sohn Tippo Saib zu ihrer Bekämpfung. Dieſer griff die Engländer bei Paniany an; er ward aber geſchlagen, und ging bald darauf in ſein Reich zurück, da unterdeſſen ſein Vater Hyder Ali, angeblich in ſeinem achtzigſten Jahre, geſtorben war (9. November 1782).

Der Abzug Tippo Saib's erlaubte den Engländern an der Küſte von Malabar größere Fortſchritte. Matthews eroberte Onore, drang in Bednore ein, beſetzte die Hauptſtadt dieſes Landes und krönte ſein Glück durch Eroberung Mangalore's, des wichtigſten Hafenorts und der bedeutendſten Feſtung in Canara. Tippo Saib ſah ſich genöthigt, Carnatic zu räumen und ſeine ganze Kraft nach der malabariſchen Küſte zu richten. Mit 100,000 Mann zog er gegen Matthews, der nicht mehr als 600 Europäer und 1600 Seapoys hatte. Dieſer überraſcht, warf ſich nach Bednore, und ward, als er ſich im April 1783 ergeben mußte, nebſt einem Theile der Beſatzung von dem erbitterten Sieger einem ſchmählichen Tode überliefert. Nach einer hartnäckigen Belagerung fiel auch Mangalore in die Hände des Tippo. Da ihn aber der im Januar 1783 zwiſchen England und Frankreich geſchloſſene Friede der franzöſiſchen Hülfe beraubte, und die Compagnie neue Anſtrengungen machte, fand er ſich, trotz ſeines Haſſes gegen die Engländer, zum Frieden bereit. Derſelbe kam am 11. März 1784 zu Mangalore auf gegenſeitige Herausgabe aller gemachten Eroberungen zu Stande, ſo daß Alles in den Zuſtand, wie es vor dem Kriege geweſen war, zurückkehrte.

Die oſtindiſche Compagnie ging alſo ohne Verluſt aus dem ſchweren Kampfe hervor. Aber ihre Macht zog jetzt die Aufmerkſamkeit des Mutterlandes auf ſich, und Anordnungen wurden getroffen, um ſie unter die Aufſicht des Königs und des Parlaments zu bringen. Zur Führung ihrer Geſchäfte hatte bis jetzt die Compagnie aus ihrer Mitte vierundzwanzig Directoren auf vier Jahre, jedes Jahr ſechs, gewählt; in der Verſammlung der Actionaire hatte Jeder eine Stimme, der zwei Actien (zu 500 Pfund) beſaß. Fox brachte am 18. November 1783, zu der Zeit, wo er mit Lord North verbunden an der Spitze der Verwaltung ſtand, im Parlamente eine Bill zur beſſern Verwaltung der oſtindiſchen Angelegenheiten in Vorſchlag. Der Hauptinhalt beſtand darin, daß die beiden bisherigen Verwaltungsbehörden, die Directoren und die Actionaire, als unpaſſend abgeſchafft werden, und eine Behörde von ſieben durch das Parlament zu erwählenden Perſonen an ihre Stelle treten ſollte. Sie ſollte Vollmacht haben, die Länder, Einkünfte und den Handel in Indien zu verwalten, und alle Beamten der Geſellſchaft, ſowohl in Indien als in England ein- oder abzuſetzen. Dieſer Vorſchlag fand heftigen Widerſpruch. William Pitt, jüngerer Sohn des verſtorbenen Lord Chatham, nannte ihn, als Redner der damaligen Oppoſition, den kühnſten, beiſpielloſeſten und beunruhigendſten Verſuch zur Ausübung der

Tyrannei, der die Geſchichte dieſes oder eines andern Landes geſchändet habe. Er ſtellte die Sache in den Geſichtspunkt, daß die Bill als gewaltſamer Eingriff in die verbrieften Rechte einer anerkannten Geſellſchaft alles Recht des Eigenthums bedrohe, und äußerte zugleich Furcht für die Freiheit und für die Verfaſſung, wenn die Miniſter bei ihrem Einfluß auf das Parlament die Herrſchaft über Oſtindien in die Hände bekämen. Von dieſen Standpunkt der Auffaſſung aus war auch König Georg III., für ſeine eigene Macht fürchtend, gegen die Bill. Zur Vertheidigung derſelben hielt Fox eine ſeiner glänzendſten Reden. „Was iſt der Zweck alles Regierens? Gewiß das Wohl der Regierten. Andere mögen anderer Meinung ſein; aber dies iſt die meinige, und ich ſpreche ſie öffentlich aus. Was ſollen wir nun von einer Regierung denken, deren Glück aus dem Unglück ihrer Unterthanen entſpringt, deren Größe aus dem Elende der Menſchheit erwächſt? Das iſt die Regierungsweiſe, die unter der oſtindiſchen Compagnie über die Eingeborenen Oſtindien's ausgeübt wird, und der Umſturz dieſer ſchändlichen Regierung iſt der vornehmſte Zweck der in Rede ſtehenden Bill. Dreißig Millionen Menſchen verfluchen uns jetzt als Tyrannen. Man wendet ein, der Freibrief der Compagnie dürfe nicht verletzt werden. Ich entgegne, ein Freibrief iſt eine Vollmacht, die an eine oder mehrere Perſonen behufs der Leiſtung einer Wohlthat ertheilt wird. Wird die Vollmacht gemißbraucht, wird die Wohlthat nicht geleiſtet, und entſpringt dieſer Mangel aus erſichtlicher Schuld, oder wie in dem vorliegenden Falle aus erſichtlicher Unwiſſenheit und Schlechtigkeit, und wollte man ſagen, daß die Vollmacht dennoch nicht zurückgenommen und in andere Hände gelegt werden dürfte, ſo wäre dies eine Batterie gegen den ſtärkſten Pfeiler der brittiſchen Verfaſſung. Souveraine ſind heilig und man iſt ihnen jede Art der Ehrfurcht ſchuldig; dennoch, mit aller meiner Anhänglichkeit an die Perſon der erſten Obrigkeit, hätte ich unter der Regierung Jakob's II. gelebt, ich würde gewiß alle meine Kräfte angeſtrengt und an dem berühmten Kampfe Theil genommen haben, der ein Königreich von erblicher Knechtſchaft rettete und die Gültigkeit des Grundſatzes in die Jahrbücher der Geſchichte eintrug, daß gemißbrauchte Vollmacht widerruflich iſt.“ Dieſe Entwickelung war nicht geeignet, den König für die Bill günſtiger zu ſtimmen. Er erklärte daher, als dieſelbe im Unterhauſe durchgegangen war, mehreren ihm ergebenen Lords, daß er zwar von ſeinem verfaſſungsmäßigen Recht, die Beſtätigung zu verweigern, keinen Gebrauch machen werde, wenn ſie auch im Oberhauſe durchgehen ſollte, daß er aber in dieſem Falle die Krone niederlegen und ſich nach Hannover zurückziehen

werde. Darauf äußerte Lord Temple im Oberhauſe, der König könne den nicht für ſeinen Freund halten, der für die Bill ſtimme, und dieſelbe fiel durch (December 1783).

Mit dieſer oſtindiſchen Bill ſtürzte auch das ganze Miniſterium, und ein neues wurde gebildet, an deſſen Spitze als erſter Lord der Schatzkammer William Pitt trat, der damals erſt vierundzwanzig Jahre alt war. Dieſer machte nun in dem gleichfalls erneuerten Parlamente einen andern Vorſchlag über die Angelegenheiten der oſtindiſchen Compagnie, welcher am 4. Auguſt 1784 durchging. Nach demſelben blieben die beiden Behörden der Geſellſchaft, die Directoren und die Actionaire, dem Namen nach in ihrem bisherigen Verhältniß; aber es wurde ihnen eine oberaufſichtliche Behörde (Board of Controul), beſtehend aus ſechs Mitgliedern des geheimen Raths, die der König ernennt, und unter denen der jedesmalige erſte Lord der Schatzkammer und einer der Staatsſecretaire iſt, an die Seite geſetzt. Die Wirkſamkeit derſelben erſtreckte ſich über alle Staats- und Kriegsangelegenheiten der Geſellſchaft, mit Ausſchluß ihres Handels. Alle Berichte aus Indien, ſowie alle Befehle und Verordnungen nach Indien, mußten ihr vorgelegt werden, und es ſtand ihr frei, die Befehle und Verordnungen zu verändern, ja in Fällen dringender Nothwendigkeit konnte ſie eigene Befehle, ohne Mittheilung an die Directoren, erlaſſen. Die Ernennung des höchſten Kriegsbefehlshabers gebührte fortan dem Könige; er konnte auch den General-Gouverneur, die Vorſteher und Glieder der drei Regierungen zu Bombay, Madras und Calcutta abſetzen, die deren Wahl von ihm beſtätigt werden mußte. Dergeſtalt wurde denn in der That die ganze oſtindiſche Compagnie in die Hände der Regierung und der Miniſter gegeben, trotz allem Geſchrei, welches man gegen den Vorſchlag von Fox erhoben hatte. Pitt verglich ſein Geſetz mit dem von Fox ſo: dieſes raube der Geſellſchaft ihre Rechte, ihren Handel, ihr Eigenthum und Patronat (patronage); das ſeinige laſſe ihr den unumſchränkten Beſitz ihres Handels, ihres Schatzes, ihres Patronats, die Anſtellung ihrer Schreiber und Unterbedienten. Mit Recht ſagte Burke, der Freund und Verfechter von Fox, die neue Anordnung Pitt's gebe der Krone einen Einfluß, der weit über den hinausgehe, welchen der erſte Vorſchlag von Fox ihr gegeben haben würde, und dieſer Einfluß werde der Geſellſchaft noch gefährlicher ſein, da die, welche die Verwaltung in der That, wenn auch nicht dem Namen nach führten, durch den bloßen Willen der Krone entfernt werden könnten. Ebenſo erklärte die Compagnie ſelbſt in einem amtlichen Schreiben, daß von nun an alle Räder ihres großen Werks durch die heimiſche Re-

gierung in Bewegung gesetzt würden, welche die Gesellschaft in allen ihren Unternehmungen in Indien leite und meistere.

Das war aber auch der Hauptzweck, der bei diesem ganzen Verfahren beabsichtigt und erreicht ward. Denn die Reinigung und Verbesserung der Verwaltung von den Mängeln, die in Indien so drückend gefühlt, in England so oft zur Sprache gebracht worden waren, wurde wenigstens durch die getroffenen Anordnungen nicht erreicht. Pitt sagte, die Staatswissenschaft müsse nothwendig die Regierung so ausgedehnter und entfernter Länder für irrational erklären. Ein Versuch, der gemacht wurde, begangene Ungerechtigkeiten zu strafen, die berühmte Anklage Hastings' vor dem Parlament, entstand mehr aus einem Parteienkampfe als aus Gerechtigkeitseifer, und endigte auf eine Weise, welche künftige Verwalter nicht schreckte.

Diese Anklage wurde im Jahre 1786, als Hastings aus Ostindien zurückgekommen war, von den ausgezeichnetsten Rednern der Opposition, Fox, Burke, Sheridan, gegen ihn erhoben, und im Namen des Unterhauses vor dem Oberhause geführt. Burke's erste Rede dauerte mehrere Tage, und zeichnete sich durch glänzende Beredtsamkeit aus. Um dem Gefängnisse zu entgehen, mußte Hastings für sich selbst 20,000 Pfund Bürgschaft stellen, und noch zwei andere Bürgen, jeden mit 10,000 Pfund, hinzufügen. Der Proceß dauerte bis 1795, wo der Angeklagte von den Gliedern des Oberhauses, die einzeln ihre Stimmen auf „schuldig" oder „nicht schuldig" abgaben, freigesprochen, und nur zu den Kosten verurtheilt ward, die 70,000 Pfund betrugen. Die Compagnie entschädigte ihn aber durch ansehnliche Geschenke.

Inzwischen hatte die britische Herrschaft in Ostindien neue Erwerbungen theils durchgeführt, theils angebahnt. Im Jahre 1790 erneuerte der gegen die Briten äußerst erbitterte Tippo Saib den Krieg, indem er einen Bundesgenossen derselben, den Rajah von Travancore, angriff; er wurde aber durch die britischen Heerführer Cornwallis und Abercrombie, die bis vor seine Hauptstadt Seringapatnam drangen, am 24. Februar 1792 zu einem Frieden genöthigt, der ihm die Hälfte seiner Länder kostete. Da er nichtsdestoweniger mit neuen Kriegsplanen umging, erklärten ihm die Engländer im Jahre 1799 den Krieg, schlugen ihn in mehreren Treffen und erstürmten am 4. Mai 1799 Seringapatnam. Der Sultan verlor bei Vertheidigung seiner Hauptstadt das Leben. Die Sieger theilten das Reich mit ihren Bundesgenossen, den Maratten und dem Subah von Decan. Ein Ueberrest von 1190 Quadratmeilen wurde einem Sprößling des von Hyder Ali verdrängten

Fürſtenhauſes, dem Myſore gehört hatte, unter britiſcher Hoheit zurückgegeben. Die Engländer aber ließen dieſen ſammt andern indiſchen Fürſten, denen ſie unter der Aufſicht britiſcher Reſidenten einen Schein von Selbſtregierung gönnten, zu großen unſelbſtſtändigen Kindern erziehen. So ging noch immer die mittelbare Herrſchaft neben der unmittelbaren, in die ſie ſich mehr und mehr verwandelte, bahnbrechend einher.

---

11. Cook's Entdeckungsreiſen.

Seit jenen merkwürdigen Entdeckungen der Spanier und Portugieſen, wodurch neue Welten aus dem Schooße des Meeres hervorgezogen worden waren, befreundete ſich Europa inniger mit demſelben, und das furchtbare, trügeriſche Element gehorchte mehr und mehr der überlegenen Stärke des Menſchengeſchlechts. Auf dieſem Schauplatze hatten ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts die Engländer die Hauptrolle übernommen; ſie hatten durch die beweglichen Brücken der Schifffahrt die getrennteſten Theile der Erde verbunden, und ihre Inſel zum Mittelpunkte weit reicherer und größerer Länder jenſeit des Weltmeeres gemacht. Herren des freieſten Elements, erregten ſie immer ſtärker den Neid derer, die mit ihnen Gleichheit der Macht oder des Rechts erzielten; ſie miſchten aber auch, mehr als jedes andere Volk, unter dieſe Eroberungen friedlichere Beſtrebungen, deren Erfolge mehr das Gebiet der Erkenntniß, als das der politiſchen Herrſchaft erweiterten. Wir meinen die Entdeckungsreiſen und Umſchiffungen der Erde, durch welche beſonders James Cook ſeinen Namen unſterblich gemacht hat. Indem wir dieſem Manne auf ſeinen Fahrten folgen, verlaſſen wir den geräuſchvollen Schauplatz des Kampfes der Nationen, und treten in die Stille und Einfachheit der Natur und der ihr noch angehörigen Völker.

James Cook, geboren 1728, bildete ſich in der Schule der engliſchen Schiffskunſt, im Steinkohlenhandel zwiſchen Newcaſtle und London. Erſt gemeiner Matroſe, dann Schiffskoch, endlich Gehülfe eines Steuermanns, fühlte er die Nothwendigkeit mathematiſcher und anderer Kenntniſſe, und ließ ſich für ſein erſpartes Geld darin unterrichten. Um ſich einen größern Wirkungskreis zu bilden, nahm er auf der Flotte Dienſte, wobei er von Hugh Palliſer ſehr begünſtigt wurde. Der Name

des erſten Schiffes, auf welchem er diente, der Adler, ward eine Vorbedeutung des Fluges, den er zu nehmen gedachte.

Auf der Flotte, die mit dem General Wolf gemeinſchaftlich die Eroberung von Quebek betreiben ſollte, entwickelte er ſeine große Tüchtigkeit. Die ihm geſetzte Aufgabe, ſich genaue Kunde vom Bette des Lorenzſtroms zu verſchaffen, löſte Cook mit gleich viel Einſicht und Kühnheit. Nach dem Frieden von 1763 wurde er gebraucht, die wegen der Fiſcherei wichtige Küſte von Neufundland aufzunehmen. Die von ihm verfertigten Karten ſind eine Frucht dieſer mühſamen und ſchwierigen Unterſuchung, die er, in einem unwirthbaren und menſchenleeren Lande, von 1763 bis 1767 vollführte. Sein ungeſelliger und etwas finſterer Charakter erleichterte ihm das Ungemach, das er ſich andererſeits durch ſeine Sparſamkeit freiwillig erſchwerte. Die letztere entſprang aus einem Hange zum ruhigen Erwerbe; daher er ſich von dem erſparten Gelde eine kleine Beſitzung kaufte, um als Schiffsmeiſter und Landmeſſer im Dienſte der Admiralität zu leben. Aber ein ſchönerer Stern ging ihm auf und beſtimmte ihn, dem menſchlichen Forſchungsgeiſte zu dienen.

Der für das Jahr 1769 berechnete Durchgang der Venus durch die Sonne zog die Aufmerkſamkeit nach der Südſee, auf welcher die ſeltene Himmelserſcheinung beobachtet werden konnte. Der Präſident der Londoner Geſellſchaft der Wiſſenſchaften beſtimmte den König, zu dieſem Behufe ein Schiff abzuſenden, und Cook erhielt, durch Verwendung ſeines Gönners Hugh Palliſer, mit dem Range eines Lieutenants den Auftrag, daſſelbe zu führen (1768). Banks und Solander, zwei berühmte Naturforſcher, ſchifften ſich mit ein. Die Reiſe ging von England nach Braſilien, von da an der Küſte Südamerika's hinunter, und an deſſen Spitze herum in die Südſee. Cook ging aber nicht durch die Magelhaniſche Meerenge, ſondern durch die Straße Le Maire. Er landete an der ſüdlichſten Seite, dem kalten Feuerlande, wo Banks und Solander beinahe ein Opfer ihres Eifers für die Pflanzenkunde geworden wären; darauf ſegelte er um das ſeit Anſon gefürchtete Cap Horn, und näherte ſich dem Südpol. Auf der Rückkehr nahm das kurz vorher vom Capitain Wallis entdeckte Otaheiti (auch Georgsinſel genannt) die Seefahrer auf. Als Cook hier den aſtronomiſchen Zweck durch Beobachtung des Durchgangs der Venus erreicht hatte, umſchiffte er die Inſel und eilte dann abermals nach dem Süden, um ein von anderen Seefahrern und von Erdkundigen vermuthetes Südland aufzuſuchen. Er ſegelte bis zum 40ſten Grade der Breite, ohne Etwas zu finden, und darauf nach der Küſte von Neu-Seeland. Seit Tasman's Zeit (1642) war daſſelbe nicht wieder beſucht

und bisher für einen Theil des festen Südlandes gehalten worden; Cook aber befand es durch Umschiffung als zwei getrennte Inseln von bedeutendem Umfange. Mit vieler Sorgfalt, Genauigkeit und Schnelligkeit untersuchte er die Küsten und die umherliegenden Inseln. Die herrliche Lage dieses Landes, in der Mitte zwischen Afrika, Ostindien und Amerika, sein schönes Klima, seine Erzeugnisse, besonders die Neuseeländische Flachspflanze, schienen dasselbe für eine künftige Verbindung mit Europa sehr bedeutsam zu machen.

Weil indessen der Winter mit seinen Stürmen herannahte, und das Schiff die Rückreise durch die Südsee nicht bestehen konnte, nahm Cook den Weg nach Ostindien, und langte an der Ostseite Neuholland's, in der von ihm benannten Botanibay, an. Er war der Erste, der diese Seite von Neuholland berührte. Obgleich die Küste sehr gefahrvoll war, beschiffte er sie doch vom 38sten bis zum 10ten Grade südlicher Breite, bis zu der von seinem Schiffe benannten Endeavour-Straße, zwischen Neuholland und Guinea. Drei Monate lang mußte er sich durch eine Reihe von Klippen winden, die seinem Schiffe jeden Augenblick den Untergang drohten. Aber mit unermüdeter Sorgfalt und ungestörter Besonnenheit leitete Cook sein Fahrzeug sicher durch die Fluten. Keine eben erst überstandene Gefahr hinderte ihn, einer neuen entgegen zu gehen auf Gewässern, die noch kein europäisches Schiff befahren hatte. So überzeugte er sich von dem Vorhandensein der Wasserscheide zwischen Guinea und Neu-Süd-Wales. Das letztere Land nahm er für König Georg III. in Besitz, und trat dann die Rückreise an. Seine Ankunft in England erfolgte am 12. August 1771, nach einer Entfernung von drei Jahren.

Als nunmehr glänzend bewährt in der Ausführung solcher Unternehmungen ward Cook bald darauf von dem damaligen Präsidenten des Admiralitäts-Gerichts, Lord Sandwich, zu einer neuen Reise aufgefordert. Er sollte ein am Südpol gelegenes Festland aufsuchen, dessen Dasein man aus astronomischen Gründen vermuthete. Auf dieser Reise, zu welcher zwei Schiffe ausgerüstet wurden, begleiteten ihn die beiden Naturforscher Forster, Vater und Sohn, deren darstellendes Werk über diese Reise dieselbe so berühmt gemacht hat; ein dritter Naturforscher, Sparrmann, ward auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung aufgenommen. Die Reise ward im Juli 1772 angetreten. Cook segelte vom Vorgebirge aus gerade nach Süden, unter heftigen Stürmen und unter bedeutender Kälte; er war noch nicht bis zum 50sten Grade südlicher Breite gekommen, als ihm schon große Eismassen entgegentrieben. Nachdem er den 65sten Grad erreicht hatte, wohin vor ihm noch kein See-

fahrer gelangt war, zweifelte er endlich, das vermuthete Feſtland in dieſer Richtung zu finden, und ſteuerte aus dem Eiſe des Südens wieder heraus. Nach einer Fahrt von vier Monaten landete er an der Küſte von Nee-Seeland. Hier fanden ſich auch die beiden Schiffe wieder zuſammen, die während der Fahrt von einander gekommen waren. Cook ließ europäiſche Sämereien ausſäen — die Thiere, die er für dieſe Inſel mitgebracht hatte, waren unterwegs geſtorben — und verſuchte ſo, eine Gemeinſchaft der Naturerzeugniſſe zu ſtiften, da für die Gemeinſchaft der menſchlichen Geſittung die Wildheit der Einwohner wenig Ausſicht gewährte. Dann ſchiffte er zu dem friedlichen Völkchen von Otaheiti und zu den übrigen Geſellſchaftsinſeln. Cook verließ ſie am 17. September 1773, um die Gruppe der Freundſchaftsinſeln zu unterſuchen.

Als der Sommer dieſer Erdgegend nahte, wandte er ſich wieder nach Neu-Seeland. Ein heftiger Sturm trennte an der Küſte abermals die beiden Schiffe. Mit dem ſeinigen, Reſolution, ſteuerte Cook nun allein nach dem Südpole, dem er ſich auch bis zum 71. Grade ſüdlicher Breite näherte. Ein Eisfeld von unabſehbarer Größe ſteckte dieſer Fahrt das Ziel (30. Jan. 1774) zum Verdruſſe für Cook's forſchende Kühnheit. Dieſe erſchrak nicht, weder vor den mit Stürmen wechſelnden Nebeln, die oft mehrere Wochen lang die Sonne verhüllten, noch vor den Eismaſſen, die eine Kälte aushauchten, von der Tau- und Takelwerk des Schiffs mit Eisrinden bedeckt wurden, noch vor der einförmigen Stille, die von keinem andern lebendigen Weſen unterbrochen ward, als durch die kühnen Abenteurer, welche die Natur in ihrer tiefſten Zurückgezogenheit aufſuchten. Die Aengſtlichkeit derſelben ward vermehrt durch Cook's heftige Krankheit, die ſein Entſchluß, niemals beſſer zu eſſen als der Letzte ſeines Schiffsvolkes, ihm zugezogen hatte. Das zähe Pökelfleiſch und andere ungenießbare Speiſen hatten ſeine ſtarke Körperkraft überwältigt, und ohne friſche Nahrungsmittel ſchien ſeine Geneſung unmöglich. Da ließ Forſter ſeinen treuen otaheitiſchen Hund, das einzige Thier, das auf dem Schiffe war, ſchlachten, und ſtellte durch die von dem Fleiſche deſſelben gekochte Brühe den Capitain wieder her. Auf dem Rückwege berührte das Schiff die Oſterinſel und die ſchon von den Spaniern entdeckten Markeſen. Ueber die Niedrigen Inſeln, die als eine ſehr gefährliche Stelle in der Südſee bekannt waren, kehrte Cook wieder nach Otaheiti zurück. Auf dieſen Fahrten entdeckte er noch einzelne kleine Inſeln oder Inſelgruppen, oder durchforſchte die ſchon bekannten genauer. Das Letztere war ſehr gefährlich, da er ſich in der Nähe der Inſeln immer zwiſchen Klippen durchwinden, oder mit den Einwohnern

bald durch Schrecken, bald durch Freundlichkeit fertig werden mußte. Die Neu-Hebriden wurden von ihm benannt, durchforſcht und gezeichnet; Neu-Caledonien aber zum erſten Male betreten, da Bougainville nur in der Ferne vor dieſer Inſel vorbeigeſegelt war. Von da ging es abermals nach dem nun ſchon bekannter gewordenen Neu-Seeland, und dann nach der Spitze von Südamerika, wo in dem kalten, unfruchtbaren und felſigen Feuerlande die Rückwirkung der Natur auf den Menſchen in den ſtumpfen, armſeligen und faſt ſprachloſen Peſcherä's beobachtet werden konnte.

Von dieſer Spitze Amerika's ſchiffte Cook noch einmal gegen Süden, um ein Land aufzuſuchen, welches Duclos Guyot 1756 mit einem ſpaniſchen Schiffe entdeckt hatte. Cook fand daſſelbe unter dem 55ſten Grade ſüdlicher Breite, und nannte es, ſeinem Monarchen zu Ehren, Süd-Georgien. Es beſtand aber nur aus ſchroffen Felſen, und hatte keine Bewohner als Seehunde. Darauf näherte er ſich wiederum dem Südpole bis zum 59. Grade der Breite, wo er, unter ungeheuren Eismaſſen, abermals eine Inſel fand, die er Sandwichsland nannte. Bei häufigen Schneeſchauern und zwiſchen vielen Eisinſeln nahm er unter dem 58ſten Grade der Südbreite ſeine Richtung nach Oſten. Man erkannte, daß in dem ſüdlichen gemäßigten Erdgürtel kein großes feſtes Land liege. Dadurch, daß er innerhalb des gefrornen Erdgürtels bis zum 71ſten Grade vorgedrungen, war es wenigſtens höchſt wahrſcheinlich geworden, daß der jenſeits des antarktiſchen Polarkreiſes befindliche Raum nicht mit Land ausgefüllt ſei. Nachdem ſolchergeſtalt Cook den Hauptzweck ſeiner Reiſe glücklich erreicht hatte, ſteuerte er nordwärts, und eilte, zum großen Vergnügen der ermatteten, ſchon längſt nach anderen Umgebungen ſehnſüchtigen Mannſchaft, nach dem Cap. Von hier aus kam er glücklich in England an, nach einer Abweſenheit von drei Jahren, während deren er die Südſee nach allen Richtungen durchkreuzt hatte, und dem Südpole näher als vor ihm irgend ein anderer Seefahrer gekommen war.

Cook ward Capitain, und erhielt eine ehrenvolle Stelle im Hoſpital zu Greenwich, wo er eines Ruhmes, im Beſitze eines bedeutenden Einkommens, genießen konnte. Allein die aufgeregte Wißbegierde der Nation und die eigene Raſtloſigkeit ließen ihn nicht ruhen. Nachdem der Glaube an ein feſtes Südland zerſtört war, ſollte er durch eine dritte Reiſe die ſo oft ſchon aufgeſtellte, und kurz vorher erſt noch durch den Capitain Philips verſuchte Möglichkeit einer nördlichen Durchfahrt aus dem Atlantiſchen in den Stillen Ocean, und alſo eines kürzern Weges nach Oſtindien als der um das Vorgebirge der guten Hoffnung war, entweder

bekräftigen oder vernichten. Lord Sandwich, der ſich beſonders thätig dabei zeigte, trug nur Bedenken, ein Unternehmen von ſo vielen Gefahren und Schwierigkeiten dem Capitain Cook noch einmal zuzumuthen. Da er indeß wenigſtens ſeinen Rath über die Perſon, die einem ſolchen Auftrage gewachſen ſei, einholte, ward bei der Unterhaltung darüber Cook von der Größe des Unternehmens ſo ergriffen, daß er in freudiger Bewegung ſich ſelber anbot.

Er erhielt alſo 1776 ſeine Beſtallung als Befehlshaber der Expedition, nachdem die dem Entdecker der Durchfahrt durch einen Parlamentsbeſchluß von 1745 verſprochene Belohnung von zwanzig Tauſend Pfund erneuert worden war. Dem alten Schiffe (Reſolution), mit dem er die vorige Fahrt gemacht hatte, ward ein zweites Schiff beigeſellt, und die Schiffe ſowie die Mannſchaft mit Allem verſehen, was der Zweck und die Gefährlichkeit dieſer Reiſe erforderte. So ausgerüſtet, ſegelte Cook am 12. Juli 1776 von Plymouth ab. Auf dem Cap vermehrte er ſeinen Vorrath von zahmen Hausthieren, die er den Inſulanern der Südſee beſtimmt hatte. Auf den Freundſchaftsinſeln hielt er ſich diesmal länger als das vorige Mal auf. Als er ſeine mitgebrachten Schafe ausgeſetzt hatte, und eines Tages eine Anhöhe beſtieg, gedachte er, entzückt von der Herrlichkeit der Ausſicht, mit Begeiſterung der Zeit, wo ein künftiger Seefahrer von demſelben Standpunkte dieſe Wieſen und Weiden mit Heerden bedeckt ſehen würde, deren erſten Stamm Er hierher gebracht habe. Auf einer dieſer Inſeln ward auch ein Otaheitier, den Cook bei der zweiten Reiſe mit nach England genommen hatte, und den er jetzt zurückbrachte, ausgeſetzt, und mit einer Wirthſchaft verſehen, die mit allen Werkzeugen europäiſcher Kunſt und mit mannigfaltigen Hausthieren ausgeſtattet war.

Am 3. December 1777 verließ Cook die Geſellſchaftsinſeln und richtete mit beiden Schiffen ſeinen Lauf nach Norden, um ſich dem eigentlichen Zwecke ſeiner Reiſe zu nähern. Seine Fahrt ging an den Sandwichsinſeln vorbei, die Cook ſeinem Gönner zu Ehren benannte. Am 7. März 1778 erblickte er die Küſte von Neu-Albion, und ſchiffte theils an dieſen weſtlichen Küſten Amerika's dahin, theils entfernter vom Lande. Am 9. Auguſt legte er unter einer Landſpitze vor Anker, der er den Namen „Prinz von Wales Vorgebirge" gab. Sie iſt die äußerſte bekannte Weſtſpitze von Amerika, und die öſtliche Grenze einer ſchmalen Meerenge, welche die alte und neue Welt von einander ſcheidet. Bering, ein ruſſiſcher Seeofficier, hatte ſie im Jahre 1728 entdeckt, Cook aber hat dieſe Grenze zwiſchen Aſien und Amerika genauer erkundet. Als er die Breite

von 70 Grad erreicht hatte, ward am Horizonte der Wiederschein des Eises bemerkt, den man den Eisblick zu nennen pflegt, und die Unmöglichkeit weiter vorzudringen erkannt. Er kehrte also mit seinen Schiffen um, nach der Insel Unalaschka, einer Niederlage des russischen Pelzhandels, wo er auch dergleichen Pelzhändler antraf. Von da schiffte er nach den Sandwichsinseln zurück, um sich daselbst zu neuen Unternehmungen in einer bessern Jahreszeit zu rüsten. Aber auf der Insel Owaihi geriethen die Engländer mit den Bewohnern wegen äußerst unverschämter Diebereien, welche die Letzteren verübten, in Zwist. Am 14. Februar 1779 begab sich Cook selbst mit einigen seiner Leute an's Land, um ein gestohlenes Boot von dem Oberhaupte der Insel wiederzufordern. Eine freche Beleidigung, die ein Insulaner gegen ihn sich erlaubte, reizte den sonst so besonnenen Seefahrer zum Jähzorn; er feuerte seine Flinte ab, und sah sich alsbald von einer wüthenden Menge umgeben, durch die er, nebst vier der Seinigen, überwältigt und getödtet ward. Sein Schiff kehrte nach Europa zurück, wo die Nachricht von dem traurigen Ende des großen Entdeckers mit allgemeiner Theilnahme aufgenommen wurde. Seitdem hat gerade auf Owaihi die nach der Südsee gebrachte Gesittung die größten Fortschritte gemacht, und auf dem Boden, wo Wilde den Leichnam Cook's zerrissen, bewegt sich nun schon Leben in europäischen Formen, wenn es gleich zweifelhaft bleibt, ob der fremde Keim der Bildung jemals zum kräftigen Stamme erstarken werde.

Neuere Geſchichte.

Vierter Zeitraum.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen und der modernen Aufklärung.

Vom Ende des Nordiſchen Krieges bis zum Beginn der franzöſiſchen Revolution (1721—1789).

Sechster Abſchnitt.

Literatur und Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert*).

1. Einleitung; das Weſen der Aufklärung.

Von dem ſcheinbar troſtloſen Anblick des wilden, noch unentwickelten Naturlebens der Menſchheit in den fernſten Regionen der Erde kehren wir noch einmal zu den Nationen Europa's zurück, um uns hier mit unſerer Betrachtung auf die geiſtigſten Höhen menſchlicher Bildung zu verſetzen, von wo alsbald neue Bewegungen und Erſchütterungen unſers Welttheils ihren bedeutſamſten Urſprung nahmen.

Als die Vereinigten Staaten jenſeits des Oceans erſtanden, konnte es ſich wohl fragen, ob das jugendlich aufſtrebende Staatsleben in Amerika eine rückwirkende Kraft auf das alte Europa ausüben würde. Um ſo mehr, als auf europäiſchem Boden ſelbſt, während des achtzehnten

*) Wir verweiſen hier im Allgemeinen auf Buckle, Geſch. der Civiliſation, überſ. von Ruge; beſ. Bd. I. (1860). Abthl. I. S. 287 ff. Abthl. II. S. 157 ff. Bd. II. (1861). S. 400 ff. Vgl. die Recenſion dieſes Werkes in den Preußiſchen Jahrbüchern; Henri Martin, hist. de France, 4. éd. T. XV. (1859). S. 325 ff. T. XVI. (1860). S. 1 ff. Schloſſer, Geſch. des 18. u. 19. Jahrhunderts, und die neueren Literaturgeſchichten, wie die von Hettner u. A.

Jahrhunderts, im literariſchen und geſellſchaftlichen Leben ein Geiſt erwachſen war, der ſich als Geiſt der Aufklärung geltend machte, mit allen Fortſchritten des Freiheitstriebes in der neuen Welt ſympathiſirte, und befähigt ſchien, den von außenher wirkenden Beiſpielen von innen heraus anſtoßgebend zu Hülfe zu kommen. Wir haben ſchon wiederholt auf dieſe geiſtige Wendung hingewieſen (ſ. beſonders oben Abſchnitt III. Kap. 2), und wollen jetzt näher auf deren Bedeutung eingehen.

Die allgemeine und zumal politiſche Aufklärung ging der franzöſiſchen Revolution ebenſo vorauf, wie die kirchliche der Reformation. Wie im ſechzehnten Jahrhundert, ſo waren im achtzehnten die wirklichen Zuſtände in vielen Beziehungen entartet und weit hinter den Fortſchritten der Geiſtesbildung zurückgeblieben. Und wie damals, ſo erwuchs auch jetzt in den Kreiſen der Gebildeten, der Wirklichkeit gegenüber, eine immer größere Entfremdung und Oppoſition. In der Preſſe, namentlich in Frankreich, wurden die Mißverhältniſſe des Lebens, das in der Geſellſchaft herrſchende Unrecht, die Uebelſtände der Gegenwart immer offener und heftiger angegriffen; und zugleich wurden Verſuche gemacht, der verrotteten Wirklichkeit rettende und lockende Ideale vorzuhalten. Indem man dergeſtalt die Gegenwart kritiſirte und die Zukunft idealiſirte, hoffte man eine durchgreifende Reform der beſtehenden Zuſtände herbeiführen zu können. In dieſer berechtigten Grundtendenz beſtand das Weſen der Aufklärung.

Wie aber die Wirklichkeit entartet war, ſo entartete auch vielfach die Aufklärung ſelbſt. Der Zähigkeit der erſteren ſetzte ſich die Ueberſtürzung der letzteren entgegen; in dem Eifer des Angriffs, in der Hitze des Kampfes ſchoß man nicht ſelten über das Ziel hinaus, machte Miene, Alles — Gutes wie Schlimmes — zu verneinen, das Kind mit dem Bade, den Kern mit der Schale auszuſchütten; um der beſtehenden Uebel halber war man bereit, das Beſtehende überhaupt, um des Unkrauts willen die ganze Ernte der Geſchichte zu vertilgen. Nicht ſelten fehlte es dabei der Aufklärungsphiloſophie, wie an eindringlichem geſchichtlichen Verſtändniß, ſo auch an ſittlicher Erhebung und Tiefe; aus der Oppoſition gegen das Gemeine, gegen die Schwäche und Selbſtſucht der menſchlichen Natur entſtanden, gewöhnte ſie ſich allzuſehr, bei dem Niederen zu verweilen, unbekümmert um die höheren Ideen.

In dieſem Kampfe der ächten und der unächten Aufklärung mit den Mächten der Wirklichkeit bewegten ſich die leitenden Schriftſteller meiſt in dem Umgange mit den vornehmſten und reichſten Klaſſen der Geſellſchaft, und erfreuten ſich ihrer einflußreichen Gönnerſchaft. Ob-

wohl häufig in Conflicten mit der Cenſur und mit der Willkür der Staatsgewalt, zählten ſie doch ſelbſt in maßgebenden Kreiſen zu viele Anhänger und Beſchützer, als daß ſie allzuviel zu fürchten und zu leiden gehabt hätten. Dieſer ſolidariſche Zuſammenhang der Aufklärungsliteratur mit den hervorragendſten Kreiſen der Geſellſchaft rührte eben weſentlich davon her, daß die erſtere ſelbſt nur aus der Anſchauungsweiſe der letzteren erwachſen war. Denn nicht erſt ſie hat die Autorität des Chriſtenthums oder die Macht des patriarchaliſchen Königthums erſchüttert; dafür war längſt in der vornehmen und gebildeten Geſellſchaft keine oder nur eine ſpärliche Anhänglichkeit vorhanden. Voltaire und Helvetius, Rouſſeau und Andere, ſprachen nur mit mehr Geiſt und Witz oder mit glänzender Beredtſamkeit aus, was die Geſellſchaft im Grunde ſchon dachte, und was „aller Welt Geheimniß" war. Die herrſchenden Mächte, die höchſten Gewalten, hatten ſich ſelbſt durch ihr Gebahren mehr und mehr in den Augen der Geſellſchaft geſchadet und geſchwächt; zur Erſchütterung ihres Anſehens bedurfte es daher nicht erſt der revolutionären Lehren; nicht ſie haben den Auflöſungsproceß erweckt oder hervorgerufen. Die weſentliche Wirkung der Aufklärungsphiloſophie beſtand vielmehr nur darin, daß ſie einerſeits mit größerer Entſchiedenheit den Einzelnen auf ſich ſelbſt und ſeine eigene Vernunft hinwies, und daß ſie andererſeits dazu beitrug, den begonnenen Auflöſungsproceß zu beſchleunigen und zu erweitern.

In dem Folgenden iſt es nicht etwa unſere Abſicht, auf detaillirte und erſchöpfende Weiſe alle Entwicklungen des Geiſtes der Aufklärung vorzuführen; und ebenſowenig dürfen wir uns einſeitig auf ſeine ſpecifiſchen Erſcheinungen beſchränken. Vielmehr wollen wir unſer Augenwerk, ſo weit der Raum es geſtattet, auf die Geſammtthätigkeit des menſchlichen Geiſtes im Bereiche der Wiſſenſchaften und redenden Künſte lenken. Drei Völker haben in Betreff ihrer die meiſten und folgereichſten Leiſtungen aufzuweiſen: das engliſche, das franzöſiſche und das deutſche. Ihre Literaturen ſind der Abdruck ihres ſich entwickelnden Lebens, gemäß ihren Eigenthümlichkeiten und den verſchiedenen Standpunkten ihrer geiſtigen Bildung; ihnen ausſchließlich ſind unſere kurzen Umriſſe gewidmet.

2. Die englische Literatur.

Das englische Schriftwesen bildet gewissermaßen die Mitte zwischen dem Französischen und dem Deutschen. Aus deutschen Urstoffen hervorgegangen, entwickelte es sich unter Karl II., der während seiner Verbannung große Vorliebe für das Französische eingesogen hatte, zur Aehnlichkeit mit dem letztern in verständiger Klarheit und Beschränkung der schöpferischen, freibildenden Dichtungskraft. Shakespeare's Kühnheit und Tiefsinn schwanden; Steele (geb. 1675, gest. 1729), Addison (geb. 1672, gest. 1719) und Pope (geb. 1688, gest. 1744) wurden in gebundener und ungebundener Rede die Musterbilder des neuen Geschmacks und verherrlichten das Zeitalter der Königin Anna.

Doch erhielt sich ein germanischer Zug in der englischen Sprache wie in der englischen Verfassung; aus der lebendigen Naturmalerei Thomson's (geb. 1700, gest. 1748), aus dem herben Witze Swift's (geb. 1667, gest. 1745), aus den düsteren Nachtgedanken Young's (geb. 1681, gest. 1765), aus dem sittlichen Ernste Richardson's (geb. 1689, gest. 1761), aus der kräftigen Lebendigkeit der Romanendichter Fielding (geb. 1707, gest. 1754), Goldsmith (geb. 1729, gest. 1774) und Smollet (geb. 1720, gest. 1771), aus dem tiefen Gefühl des Dichters Gray (geb. 1716, gest. 1772), besonders aber aus den Werken des Humoristen Sterne (geb. 1713, gest. 1768), blickte dieser Zug hervor. Trotz aller äußeren Annäherungen blieb daher ein großer innerer Unterschied zwischen dem Genius englischer und französischer Dichtkunst.

Auch auf dem Gebiete der Philosophie und der Religion zeigte sich ein Gegensatz beider Völker. Locke (vergleiche Bd. XI. S. 406 ff.) hatte zwar eine Lehre entwickelt, die alles Erkennen von außen ableitete, und fand an den Franzosen treue Schüler und erweiternde Fortsetzer; aber nie gelangten die englischen Denker zu jener Vernichtung der Sittlichkeit, die alle Tugend auf Selbstsucht zurückführte, vielmehr war eine ganze Reihe von Schriftstellern bemüht, die sittliche Kraft des Menschen vor jener zerstörenden Ansicht zu retten.

Die Lehre des Christenthums und ihr Inhalt ward zwar von Philosophen und Historikern angefochten, namentlich von Bolingbroke (geb. 1672, gest. 1751), Gibbon und Anderen; aber die Kirche war und blieb zu eng verflochten mit der Staatsverfassung, welche die Nation als ein theuer erkämpftes Gut aus den bürgerlichen Stürmen davongetragen hatte, als daß sie jemals Gegenstand allgemeiner Anfeindung hätte

werden können. Die Herrſchaft der Hofſitte und der übereinkünftlichen Höflichkeit, welche in Frankreich von dem allgewaltigen Einfluſſe des Hofes und der höheren Stände ausging, konnte ſchon darum in England nicht entſtehen, weil die Könige Wilhelm, Georg I. und II. Fremdlinge und kaum mit der Sprache des Landes bekannt waren.

Die unmittelbare Frucht der freien Staatsverfaſſung war eine mächtige Beredtſamkeit, als deren Meiſter beſonders der ältere Pitt, Burke (geb. 1730, geſt. 1797) und Sheridan geglänzt haben. Die mittelbare war Liebe für die Betrachtung und Geſchick für Darſtellung des geſchichtlichen Lebens. Hume (geb. 1711, geſt. 1776) ſchrieb die Geſchichte England's, Robertſon (geb. 1721, geſt. 1793) die Geſchichte von Schottland und von Karl V., und Gibbon (geb. 1737, geſt. 1794) die Geſchichte des Verfalles und Unterganges des römiſchen Reiches. Dieſer Sinn für die Geſchichte, verbunden mit großer Vorliebe für die Sprachen und die Werke der Griechen und Römer, ſchützte die Engländer gegen das Uebergewicht, das dem wiſſenſchaftlichen Realismus, der nur Mathematik und Naturkunde gelten laſſen will, die rieſenmäßige Ausbreitung der Schifffahrt und des Handels, der immer ſtärker ſich entwickelnde Gewerbfleiß und die Vervollkommnung der mechaniſchen Künſte ohnedies leicht zugewandt haben würde.

Immerhin iſt es unverkennbar, daß die Locke'ſche Philoſophie und die ſkeptiſchen Elemente der engliſchen Literatur, die in dem freien England ſelbſt nur eine wiſſenſchaftlich befruchtende Rolle ſpielten, in ihrer Rückwirkung auf das unfreie Frankreich eine auflöſende und politiſche Tragweite annahmen.

---

3. Die franzöſiſche Literatur.

Die franzöſiſche Literatur blieb überhaupt, früher und ſpäter, in einer größeren Einſeitigkeit als die engliſche befangen.

Ludwig XIV. war es gelungen, die franzöſiſche Sprache zum Werkzeuge der Mittheilung in dem politiſchen Verkehr der Staaten zu machen; die Auswanderung der franzöſiſchen Proteſtanten, die ihre Sprache im Auslande, beſonders an den norddeutſchen Höfen als Erzieher und Erzieherinnen der Fürſtenkinder redeten und lehrten, wirkte aber noch mehr als Ludwig's Einfluß. „Ich bin mehrmals erſtaunt —

schrieb Voltaire von Potsdam aus im Jahre 1752 an Argental — über die Fortschritte, die unsere Sprache in fremden Ländern gemacht hat; wohin man sich auch wenden möge, man ist in Frankreich. Ihr, meine Herren, habt die Universal-Monarchie erlangt, die man Ludwig XIV. vorwarf, und von deren Besitz er so weit entfernt war."

Allerdings aber lag in der Beschaffenheit der französischen Literatur unter Ludwig XIV. ein Grund, warum sie die Zeitgenossen so ansprach. Sie war die erste seit dem Untergange des Mittelalters, in welcher die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse einen, wenn auch beschränkten und unvollkommenen, Ausdruck gefunden hatten. An die Stelle der Phantasie setzte sie verständige Besonnenheit; an die Stelle der erhabenen Gegenstände des religiösen Gefühls die Ränke, Bestrebungen und Leidenschaften eines verdorbenen, aber glänzenden und abgeschliffenen Hoflebens. Diese Literatur war der Weltansicht der Großen in allen Ländern genehm. Man pries wie aus einem Munde das Zeitalter Ludwig's XIV. als klassisch und unübertrefflich. Der Geist aller Jahrhunderte sollte in dieser Form seine Vollendung gefunden haben, und auf ewige Zeiten sich in derselben gefallen.

Aber trotz dieser Lobpreisung und trotz des Widerstrebens gegen neue Bildungen nahm die französische Literatur dennoch eine andere Gestalt an. „Man hat jetzt — schreibt Voltaire über seine Zeit in einem Briefe an d'Alembert — weniger Genie, weniger wahrhaftes Talent und Feinheit, als im Jahrhunderte Ludwig's XIV.; aber man hat mehr Kenntnisse, und unsere Philosophie ist nicht zu verachten." Unter dem letztern Namen verstand man das Streben der Wissenschaft, alle Erscheinungen der geistigen und sittlichen Welt aus der äußern Natur abzuleiten und vollständig zu erklären. Das war die Richtung, in die damals der französische Nationalgeist sich warf. Ludwig XIV., in politischer Hinsicht ermattet und durch keine außerordentlichen Staatsbewegungen beschäftigt, schenkte im Bunde mit der öffentlichen Meinung den Fortschritten der Wissenschaft die Aufmerksamkeit, welche vormals das Hof- und Staatswesen in Anspruch genommen hatte. Die Regierung unter Ludwig XV. aber, ohne Kraft und Achtung, büßte die Gunst der öffentlichen Meinung ein, deren sich nun die Genossenschaft der Gelehrten vollständig bemächtigte und so einen Einfluß erhielt, der um so wichtiger war, weil er sich bei der allgemeinen Verbreitung der französischen Sprache auch weit über die Grenzen Frankreich's hinauserstreckte. Dies zeigt sich deutlich in der Geschichte der beiden Hauptführer der geistigen Richtung, nämlich Voltaire's und Rousseau's.

Voltaire (geb. 1694, geſt. 1778) war unter den franzöſiſchen Schriftſtellern, was Ludwig XIV. unter den franzöſiſchen Königen. Beide waren, voll glanzſüchtiger Eitelkeit, ihres Volkes getreue Abbilder. Kein Volk war im Ganzen ſo ariſtokratiſch und ſo monarchiſch geſinnt, wie das franzöſiſche; keines, bei dem die Landesverfaſſung ſo ſehr zur Sitte und innern Gewohnheit geworden war. „Was Lykurg durch ſeine Geſetze zu Gunſten des republikaniſchen Geiſtes geleiſtet, ſagt eine franzöſiſche Schriftſtellerin, das hatte die franzöſiſche Monarchie durch die Herrſchaft ihrer Vorurtheile zu Gunſten der Standeseitelkeit geleiſtet. Dieſe Eitelkeit verfolgt Alle von Stand zu Stand, von Klaſſe zu Klaſſe; ſie iſt nur in Ruhe auf dem Throne.“ Von dieſem und deſſen nächſten Umgebungen gingen die Regeln des Rechten und des Geſchmacks aus, und darin fremd ſein, hieß, ſich ſelbſt nur als dem niedrigen Range angehörig darſtellen.

Dieſer Sinn zog auch den jungen Arouet*), der bei großen und vielfachen Talenten es Jedem an Geiſt, Witz, Gewandtheit und Gefügigkeit zuvorthat, zu den Mächtigen und Reichen ſeiner Zeit hin, und der Prunk des vornehmen Lebens wurde das Element, in welchem er ſich am liebſten bewegte. Die Kreiſe, worin die Lorbeeren des franzöſiſchen Parnaſſes ausgetheilt wurden, ſuchte er durch ſeinen Geiſt und ſeine mit freigebiger Hand ausgeſpendeten Schmeicheleien zu gewinnen. Die Briefe, die er an den Grafen Argental und beſonders an den Herzog von Richelieu ſchrieb, ſind voll ängſtlicher Bemühungen, es dahin zu bringen, daß ſeine Stücke in Fontainebleau vor dem Hofe geſpielt würden. Dennoch fand er weder in Paris noch am Hofe einen langen und ungeſtörten Aufenthalt; der Prophet des neuen Glaubens galt, wie er ſelbſt ſagt, in ſeinem Vaterlande nicht überall gleich viel. In ſeinen früheren Jahren ſaß er zweimal in der Baſtille, das erſte Mal wegen einer ſpottenden Darſtellung der letzten Regierungsjahre Ludwig's XIV., das zweite Mal wegen eines Zwiſtes mit einem Großen, der ſich thätlich an ihm vergriff, und als ihn Voltaire zum Zweikampfe forderte, einen Verhaftsbefehl gegen ihn auswirkte. Beide Male befreite ihn ſein Dichterruhm; doch mußte er Frankreich verlaſſen. Er lebte einige Zeit in England, wo er mit der engliſchen Literatur und auch mit Shakeſpeare bekannt wurde, ohne ihn jedoch zu begreifen. Nach ſeiner Rück-

*) So hieß Voltaire's Vater, der zuletzt Schatzmeiſter bei der Rechenkammer war. Voltaire gab ſeinen Familiennamen aus unbekannten Urſachen auf; wie ſeine Gegner behaupteten, that er es um eines bedenklichen Gleichklanges willen (à rouer).

kunft mußte er ſich wegen eines Buches, welches das Pariſer Parlament zum Feuer verdammte, bald wieder in das Dunkel des Landlebens zurückziehen. Er fand einen Aufenthaltsort zu Cirey, einem Landgute ſeiner Freundin, der Marquiſe du Chatelet, dann eine Zeit lang zu Nancy, am Hofe des Königs Stanislaus, der für das Königreich Polen mit dem Herzogthum Lothringen abgefunden worden war.

Auch die Akademie der Wiſſenſchaften, in der er einen Halt ſuchte, zauderte lange, ihn zum Mitgliede zu machen, ungeachtet Voltaire gefügig genug geweſen war, in einem Briefe an den Pater Latour ſeine in Zweifel gezogene Rechtgläubigkeit und ſeine Ehrfurcht vor Gott und den Jeſuiten zu verſichern. Er erlangte die Gewährung ſeines heißen Wunſches erſt im Jahre 1746 durch die Verwendung der Marquiſe von Pompadour. Dieſe, die er für eine Philoſophin erklärte, und der er einige ſeiner Werke widmete, wurde endlich, nachdem ſie eine Zeit lang zu ſeinem Verdruſſe ſeinen Nebenbuhler, den Schauſpieldirector Crebillon, begünſtigt hatte, ſeine Gönnerin. Sie verſchaffte ihm die Stelle eines Kammerherrn und eines Hiſtoriographen von Frankreich, als welcher er die Geſchichte des Krieges von 1741 ſchrieb. Doch erhielt er niemals eigentlichen Zutritt am Hofe.

Aber was ſeine Eitelkeit auf dieſer Seite vermißte, ward ihr von anderen Seiten reichlich erſetzt. Denn die franzöſiſche Sprache gab dem franzöſiſchen Schriftſteller auch außerhalb Frankreich's ein großes Publicum, das ebenfalls aus höheren Ständen und aus vornehmer Geſellſchaft beſtand. So ſah er ſich denn von Kaiſerinnen, wie Eliſabeth und Katharina, mit Einladungen beſtürmt, und von den deutſchen Fürſten und Fürſtinnen ſeiner Zeit, die Einheimiſches nicht kannten, mit Briefen und ſchmeichelhaften Zuſchriften überhäuft.

Selbſt der Held, der als Fürſt und Feldherr den unzweideutigſten Ruhm beſaß, Friedrich II., erkaufte durch glänzende Belohnungen und durch beiſpielloſe Herablaſſung den Beſuch und die Anweſenheit dieſes Mannes. Wenigſtens ſchrieb Voltaire ſelbſt an den Herzog von Richelieu: „daß der König von Preußen ihm eines Tages die Hand geküßt habe, ſo mager ſie auch war, um ihn zum Bleiben zu bewegen.“ Freilich lernte Friedrich, wie ſchon in der Geſchichte deſſelben erzählt iſt, bei dieſem kurzen Aufenthalt Dichterruhm trennen von Menſchenwerth; und ſo wies er denn ſpäter, als Voltaire die Schranken ſeines Verhältniſſes zu ihm vergeſſen hatte, ihn nachdrücklich mit den Worten zurecht: „Lernen Sie doch in Ihrem Alter, wie man mir ſchreiben muß! Gäbe Ihnen der Himmel ſo viel Beurtheilungskraft, als Sie Geiſt haben, ſo

würden Sie der erſte Menſch ſein.' Auch am preußiſchen Hofe, wie überall in ſeinem Leben, bewies Voltaire eine kleinliche Eiferſucht gegen jedes fremde Talent und hämiſche Rachſucht gegen die, welche ſeine Eitelkeit einmal beleidigt hatten; bis ins Grab wurde Maupertuis von ihm verfolgt. „Ich habe Sie angebetet," ſchrieb ihm Friedrich II., „ſo lange ich Sie nicht als einen Zänker und als einen Boshaften kannte." „Opfern Sie doch (ſchreibt er ihm ein ander Mal wegen Maupertuis) Ihre Rachſucht Ihrem Ruhme auf, und thun Sie etwas, was der ſchönen Grundſätze würdig iſt, die Sie in Ihren Werken vortragen." Dabei war Voltaire unabläſſig bemüht, durch Erlangung von Jahrgeldern, durch Handel mit ſeinen Manuſcripten, durch Speculationen mit Staatspapieren, durch Actien bei den Generalpächtern u. dgl., das von ſeinem Vater ererbte Vermögen zu vermehren.

Denn er wollte mit den Vornehmen und Mächtigen ſeiner Zeit nicht blos umgehen, ſondern ihnen auch auf eine ſelbſtſtändige und glänzende Weiſe durch eignes großes Beſitzthum, ohne die entfernteſte Spur von äußerer Abhängigkeit*), angehören. Dies Streben gelang ihm. Bald nach ſeiner Zurückkunft von Berlin erkaufte er an der Gränze Frankreich's und der Schweiz, in dem Ländchen Gex, ein Landgut, Ferney. Hier machte er mit mehr als 140,000 Livres jährlicher Einkünfte einen faſt fürſtlichen Aufwand, und wurde von den bedeutendſten Perſonen Europa's, die ſein Ruhm oder ihre Neugier herbeizog, aufgeſucht, um nicht minder ſeiner Perſon als ſeinen Werken zu huldigen.

Durch ſeine Verbindungen mit den Großen und durch ſeine Lage auf dem Gebiete eines Freiſtaates geſchützt, war er nun eifrig bemüht, wie aus einer Freiſtatt heraus, die große Umwälzung der Geiſter zu bewirken, für die er allein von ſeiner einſeitigen, verneinenden und materialiſtiſchen Vorſtellungsweiſe den Maßſtab entnommen hatte. Unter der Fahne: Entfeſſelung von Vorurtheilen und Denkfreiheit, zog er gegen Alles, was anders als er dachte, zu Felde. Seine Hauptwaffen waren Witz und Spott, die er trefflich zu handhaben wußte. An Stoff dazu fehlte es einer Philoſophie und Weltanſicht nicht, die im Gegenſatz zu einer Fluth unzweifelhafter Mißbräuche und verrotteter Zuſtände ſich entwickelt hatte, und die im Drange des Kampfes Alles, was der Menſchenverſtand nicht auf der Stelle zu begreifen im Stande war, für

*) Als ihm der Herzog von Richelieu einen Vorwurf machte, daß er die Penſion von Friedrich II. annehme, antwortete er: Er habe es gethan, weil es doch rühmlicher ſein würde, ſie einmal wieder aufzugeben, als jetzt ſchimpflich, ſie anzunehmen.

Betrug, Abgeschmacktheit, Wahn und Vorurtheil hielt. Wie daher die Heldenjungfrau von Orleans, die im Glauben an eine höhere Berufung Frankreich von fremder Herrschaft befreit hatte, in einem schmutzbelasteten Gedicht (die berüchtigte Pucelle d'Orléans) als eine gemeine Metze geschildert und dem Spotte oder der Verachtung Preis gestellt ward: so wurde in anderen wissenschaftlichen Werken Leibnitz für einen Charlatan erklärt und als deutscher Gascogner bezeichnet, Plato ein Verfasser von Galimathias, und Spinoza ein trockener Pedant genannt, so wie jeder ernste Forscher, den Weiber und Weltleute nicht verstanden.

Noch mehr wurde dieser Spott gegen alle Religion gerichtet. Die Lehre, die den Menschen über das Sinnliche zu erheben sucht, erschien den Verkündigern der Sinnlichkeits-Weisheit nur als eine Fessel für den Pöbel, deren ein gebildeter Mann entübrigt sein könne. Voltaire hat sich selbst darüber in einem seiner Briefe mit vieler Deutlichkeit ausgesprochen. „Ein muthiger Fürst," sagt er, „der Geld und Soldaten hat, bedarf der Religion nicht, um sein Volk zu zügeln, wozu sie allerdings allein vorhanden ist; indessen wird es so lange Religionen geben, als es Schurken und Schwachköpfe in der Welt giebt; nur halte ich unsere Religion für die abgeschmackteste und blutdürstigste, und von diesem Aberglauben die Welt zu befreien, scheint mir das größte Verdienst." Doch soll man sich dieses Verdienst, wie er hinzufügt, nicht um die Canaille erwerben, für die jedes Joch recht ist, sondern nur um die anständigen Leute, welche denken. „Wir Philosophen", sagt er in einem Briefe an Helvetius, „bekümmern uns nicht darum, daß unsere Landleute und Handwerker aufgeklärt seien, sondern wir wollen, daß es die gens du monde seien." Ein ander Mal schreibt er: „Was geht's mich an, ob mein Schneider und Schuster durch die Priester gelenkt werden? Der Hauptpunkt ist, daß die, mit denen man umgeht, es nicht seien, und daß der Jansenist und der Molinist gezwungen werden, die Augen vor der Philosophie niederzuschlagen."

Die Welt also, das hieß die Weltleute, von dem Joche des Aberglaubens zu befreien, und die Religion Jesu Christi unter dem Namen des Fanatismus zu zerstören, das war sein stetes, von der Eitelkeit regsam erhaltenes Streben. „Zwölf Jünger, sagt er einmal, wurden erfordert, diese Religion auszubreiten, aber Einer wird hinreichen, sie auszurotten." Von der Henriade bis zu den Guebern war eine Reihe seiner poetischen Bildungen der Darstellung des Fanatismus gewidmet; besonders aber wurde zu diesem Behufe die neuere Geschichte der Gegenstand seines Studiums. Denn das Alterthum, dessen Poesie und Verfassung

hat Voltaire nie begriffen; in einem Briefe an Walpole nennt er ſogar die Werke des Sophokles, Aeſchylus, Ariſtophanes und Anderer, Schülerarbeiten gegen die der Franzoſen. Die Ironie, die ſich durch die von ihm verfaßte Weltgeſchichte hinzieht, und die beſtändige Verſicherung, daß er nur Narrheiten darin finde, beweiſt genugſam den willkürlichen oder feindlichen Standpunkt, den er gewählt hatte.

Denn das Chriſtenthum war doch unzweifelhaft der Lebenspunkt geweſen, aus welchem alle neueren Staaten entſtanden waren; alle Bewegungen der Völker und alles Ringen der Erkenntniß hatte von demſelben ſeine Farbe angenommen. Allein Voltaire überſah dieſes große Verhältniß des Chriſtenthums zur Welt, ſo wie er die poetiſchen Darſtellungen, die daraus hervorgegangen waren, nur für Erzeugniſſe des Aberwitzes hielt. Dante war ihm ein Narr und ein Ungeheuer, Calderon ein Genie aus dem Tollhauſe, und Petrarca ein einförmiger Schwätzer; der Beifall aber, den Frankreich der Heloiſe zollte, galt ihm für einen Schimpf ſeines Vaterlandes. Durch das Chriſtenthum wähnte Voltaire nur die Maſſe der menſchlichen Thorheiten vermehrt, nur die Wuth der menſchlichen Leidenſchaften geſteigert, die zu allen Zeiten ſich an die Ideen und Formen der Religion geknüpft haben. Auf dieſe Leidenſchaften machte er gleichſam Jagd, um Wirkungen des Fanatismus zu zeigen, und trat unter dieſer Firma auch die großartigſten Erſcheinungen der Geſchichte in den Staub. Die Kreuzzüge z. B. wurden nur als höchſt widerſinnige Unternehmungen dargeſtellt, Peter der Einſiedler und der heilige Bernhard als Narren oder verſchmitzte Betrüger*); die Begeiſterung der Nationen, die Geburts- und Todesſtätte Desjenigen zu ſchauen, der ihnen als Welterlöſer verkündet worden, war ihm nichts weiter als lächerliche Ueberſpannung. Dennoch predigte er ſelbſt ſpäterhin den ihm befreundeten Fürſten einen Kreuzzug gegen die Türken, die er als heilloſe Barbaren haßte, und deren Vertreibung er den Häuptern der Chriſtenheit zur Pflicht machte, in der Hoffnung, das alte Griechenthum auf dem Boden der klaſſiſchen Welt wiederhergeſtellt zu ſehen. Friedrich, nach dem Standpunkte der Gleichgewichtspolitik bekanntlich ein großer Türkenfreund, unterließ nicht, ihm bei dieſer Gelegenheit die Folgewidrigkeit ſeiner Grundſätze bemerkbar zu machen. Um die chriſtliche Religion unmittelbar zu untergraben, unterließ es Voltaire nicht, über die Bücher, welche die hiſtoriſche Entſtehung des Chriſtenthums

*) St. Bernard avoit trop d'esprit pour s'exposer au ridicule qui le menaçoit. Essai sur le moeurs. Tom. II. Ch. V.

enthalten, einen übermüthigen Spott auszuſchütten, und die Thaten der höchſten Begeiſterung, welche die Bibel erzählt, zu verhöhnen oder auf die ſinnlichſten Beweggründe zurückzuführen. Daß Voltaire dabei auf ſeinem Landgute eine Kirche erbaute, ſich vom Papſte für dieſelbe Reliquien ausbat, und darin zum Abendmahl ging, war nur eine andere Form des Hohns, da er in ſeinen Briefen ſich über den Papſt luſtig machte, und jene Feier ſein Frühſtück nannte. Selbſt dann, wenn er eine, ſeinen Meinungen entſprechende religiöſe Idee ernſthaft zur Schau tragen wollte, brachte er nichts Geziemenderes zu Wege, als die verrufene Inſchrift, die er über ſeine Kirche ſetzen ließ: **Deo erexit Voltaire.**

Bei ſolchen Grundſätzen gerieth er natürlich in Kampf mit den Parlamenten und der Geiſtlichkeit. Dann der dritten der drei Feſſeln, denen nach ſeiner Aufzählung, die freien Denker in Frankreich unterworfen waren, dem Hofe, wußte er ſich zu fügen. „Den Rückſichten auf den Hof, ſagt er in einem Briefe, bin ich geneigt, trotz der Forderung der Wahrheit, dasjenige in meinen hiſtoriſchen Schriften aufzuopfern, was Sie mir anzeigen.“ Schrieb er doch deshalb an den Grafen von Argental, ob man ihm auch wohl nicht ſeinen Eifer für die Toleranz in Verſailles übel nehme; denn, ſei er zwar kein Mönch des Kloſters, ſo wolle er doch dem Herrn Prior nicht mißfallen. Jenen Kampf aber beſtand er um ſo ſiegreicher, da das Talent und die allgemeine Meinung auf ſeiner Seite waren, die Parlamente mit ihrer barbariſchen Criminaljuſtiz den Geiſt der Zeit wider ſich hatten, und die Geiſtlichkeit, nicht eben glänzend durch Fülle chriſtlicher Tugenden und häufig dem Weltgeiſte dienend, ſich leicht in das ungünſtigſte Licht ſtellen ließ, wie wenn ihr Widerſtreben, wo ſie ein ſolches offenbarte, nur von äußerlichen Gründen des Eigennutzes und des Hochmuthes erzeugt werde. Was war z. B. in der That wunderlicher, als daß bei einem Volke, welches das Theater mit der größten Wichtigkeit behandelte, die Geiſtlichkeit den Schauſpielern ein ehrliches Begräbniß verſagte und diejenigen, welche dieſes Verfahren rügten, verfolgte, wie es Voltaire ſelbſt in früherer Zeit erfahren hatte.

Dieſen Widerſpruch wußte denn auch Voltaire zu ſeinem Vortheile geltend zu machen, und einige tragiſche Ereigniſſe verſchafften ihm wahre Triumphe. In Languedoc lebten noch einige proteſtantiſche Familien, ſtillſchweigend von der Regierung geduldet. Ein zu denſelben gehöriger Kaufmann in Toulouſe, Namens Calas, hatte einen zu Geſchäften untauglichen, geiſteskranken Sohn, der eines Abends im väterlichen Hauſe aufgehängt gefunden ward. Das Volk, durch allerlei Aufregungen ſchon

längſt gegen die Proteſtanten erhitzt, wurde in den Wahn geſetzt, der Vater habe den Sohn ermordet, um ihn von dem Uebergange zur katholiſchen Religion abzuhalten, wiewohl das bisherige Leben dieſes Sohnes einen Selbſtmord ſehr wahrſcheinlich und erklärlich machte; zudem hatte der Vater, ein Greis von ſiebzig Jahren, körperlich unfähig eine ſolche Gewaltthat zu verüben, immer nur Milde und Sanftmuth in allen Lebensverhältniſſen gezeigt, und auch ſeinen ältern, ſchon früher katholiſch gewordenen Sohn ohne allen Rückhalt fortwährend unterſtützt. Trotz dieſer Umſtände wurde er dennoch gefänglich eingezogen, gefoltert, und ungeachtet aller Betheuerungen ſeiner Unſchuld, vom Parlament zu Toulouſe zum Rade verurtheilt. Dieſes Urtheil wurde auf die härteſte Weiſe (am 9. März 1762) vollzogen; erſt nach dreiſtündigen Qualen hauchte der Unglückliche unter dem letzten Keulenſchlage des Henkers ſein Leben aus. Die Wittwe, durch den Urtheilsſpruch des Vermögens beraubt, ging nach Genf und nahm ihre Zuflucht zu Voltaire, der ihre Vertheidigung mit Begierde ergriff, und nicht blos in Frankreich, ſondern überall, wo die franzöſiſche Sprache hinreichte, ſo ſtarke und allgemeine Theilnahme für die Unglücklichen, ſo viel Abſcheu gegen das Verfahren zu erregen wußte, daß der Miniſter Choiſeul einſchritt, ungeachtet er gerade damals die Parlamente zu ſchonen Urſache hatte. Nach einer neuen Unterſuchung ward das geſprochene Urtheil für nichtig erklärt, und die Familie aus dem öffentlichen Schatze entſchädigt. Voltaire ward bei dieſem Anlaß mit Recht als muthiger Vertheidiger der Menſchheit gegen wilden Fanatismus überall gefeiert. Die Ader eines Märtyrers ſchlug aber darum doch nicht in ihm. Nach ſeinen eigenen Briefen erachtete er es zwar als löblich, für die gute Sache zu fechten, keineswegs jedoch, für ſie zum Märtyrer zu werden. Was er übrigens von den Proteſtanten hielt, zeigt einer dieſer Briefe, worin er ſagt: „Daß das Edict zu Gunſten der Proteſtanten nicht durchgegangen iſt, thut mir leid; nicht als ob dieſe nicht eben ſolche Narren wären wie die Katholiken, aber es iſt doch weiſe, Jeden auf ſeine Art närriſch ſein zu laſſen.“

Eine ähnliche Begebenheit, wie die eben erzählte, begab ſich bald darnach. Die Tochter eines Proteſtanten in Languedoc, Namens Sirven, entfloh aus einem Kloſter, wohin man ſie gebracht, um ſie in der katholiſchen Religion zu erziehen, und ſtürzte ſich in einen Brunnen. Das Volk vermuthete ſogleich wieder, der Vater ſei der Mörder. Dieſer ergriff die Flucht und ward nun als Nichterſchienener zum Galgen verurtheilt. Auch er nahm ſeine Zuflucht zu Voltaire, der es zwar bedauerte, daß Sirven nicht wirklich gehängt worden ſei, weil die Sache

alsdann größere Wirkung machen würde, aber auch ſo die Vertheidigung deſſelben übernahm, und es dahin brachte, daß Sirven vom Parlament von Toulouſe für gänzlich unſchuldig erklärt ward.

Ein Vorfall anderer Art, der leicht zum Nachtheil der Philoſophen und Voltaire's hätte ausfallen können, wurde durch die Weiſe, wie ſich die Gegner benahmen, abermals ein Triumph für Voltaire. Ein hölzernes Crucifix zu Abbeville wurde während der Nacht zerbrochen. Das Volk in der Stadt, voll Schrecken über dieſe Gottloſigkeit, forſchte eifrig nach dem Urheber. Der Verdacht fiel auf zwei junge Officiere, de la Barre und d'Etallonde, die als Verehrer der Philoſophen, beſonders Voltaire's, leichtfertige Sitten gezeigt und gottesläſterliche Reden geführt hatten; allein es gab keinen vollgültigen Beweis wegen jener That wider ſie. Deſſenungeachtet wurde der ſiebzehnjährige de la Barre (d'Etallonde war entflohen) auf die Folter gebracht, und als er bekannt hatte, zu einer grauſamen Todesſtrafe verurtheilt; die Zunge wurde ihm ausgeriſſen, die Hand abgehauen und zuletzt der Kopf abgeſchlagen. Voltaire ermangelte nicht, dieſe empörende Grauſamkeit zu ſeinem Vortheile zu benutzen, und heftig gegen die Urheber und Gönner des Blutgerichts zu ſchreiben. Dem jungen d'Etallonde gab Friedrich auf Voltaire's Verwendung eine Anſtellung in ſeinem Heere, doch nicht ohne Aeußerungen von Mißbilligungen über den Jugendſtreich, den ſein Gefährte ſo hart hatte büßen müſſen.

Siegreich und gefeiert, glaubte Voltaire, daß der Augenblick ſich bald nähern werde, wo die Prieſter gezwungen ſein würden, ſich vor der Alles vernichtenden Philoſophie zu beugen. Ludwig XV., der ihn perſönlich gehaßt hatte, ſtarb; Ludwig XVI. beſtieg den Thron. Turgot, zum Theil wenigſtens zu der Partei der Philoſophen gehörig, ward in's Miniſterium berufen, und wiewohl er ſich nicht lange behauptete, ſo trat doch nach ihm ein Proteſtant, Necker, in eine der erſten Stellen am Staatsruder. Unter dieſen Umſtänden entſchloß ſich Voltaire, obgleich ein Befehl, der ihn aus der Hauptſtadt verbannte, noch nicht aufgehoben war, nach Paris zu gehen, um ſich in den Mittelpunkt aller Huldigungen zu ſtellen.

Abgeſehen davon, daß der König, trotz aller Bemühungen der Königin, nicht bewogen werden konnte ihn zu ſprechen, empfing Voltaire, was ſein eitles Herz nur wünſchen mochte. Gelehrte und Staatsmänner drängten ſich zu ihm; Franklin brachte ihm ſeinen Enkel, um ihn zu ſegnen; die Akademie ließ ihn durch drei Mitglieder feierlichſt begrüßen, und ſämmtliche Schauſpieler erſchienen vor ihm, ihn zu bitten, „ſie mit

ſeinem Odem zu beſeelen.“ Im Schauſpielhauſe wurde in der Loge er ſelbſt, auf dem Theater ſeine Büſte, unter dem Zujauchzen des entzückten Volkes, bekränzt. Aber die Freude ſeines Herzens über die ſchmeichelhafte Aufnahme, und die Anſtrengungen ſeines Geiſtes, allen Bewunderern zu genügen, erſchöpften endlich den vierundachtzigjährigen Greis; wie er ſelbſt ſagte, war er nur nach Paris gekommen, ſeinen Ruhm und ſein Grab zu finden. Er erkrankte, und ſtarb nach wenigen Tagen am 30. Mai 1778.

Die Geiſtlichkeit, an ihrer Spitze der Erzbiſchof von Paris, welche nicht gewagt hatte, der Gewalt der Meinung zu trotzen und ihm den Eintritt in Paris zu verſagen, wollte ſeiner Aſche wenigſtens keine Ruheſtätte gönnen. Der Pfarrer von Saint Sulpice weigerte ſich, ihn zu begraben, und das Parlament, das bei ähnlichen Vorfällen wohl eingegriffen hatte, that keinen Schritt, ihn zu zwingen, obſchon die ganze Hauptſtadt in Bewegung gerieth über die Schmach, die dem großen, eben erſt ſo hoch gefeierten Manne widerfuhr. Der Streit ward endlich dadurch geendigt, daß ein Neffe des Verſtorbenen ihn in der Stille nach der Abtei Selliers, zwiſchen Nogent und Troyes, bringen ließ. Wie endlich aber doch Voltaire's Meinungen völlig die Herrſchaft gewannen und an dieſer Geiſtlichkeit für dieſe Schmach eine ſchreckliche Rache nahmen durch Erzeugung einer widerkirchlichen Wuth, die der früheren, aus kirchlichem Eifer entſprungenen Ueberſpannung wenigſtens nicht nachſtand, wird die folgende Geſchichte lehren. Voltaire ſelbſt war übrigens nicht weit von einem ſolchen Fanatismus entfernt. In einem Briefe bedauert er, daß die Philoſophen nicht einig, nicht reich, nicht mächtig genug wären, um mit Feuer und Schwert die Feinde der Menſchheit, die Jeſuiten, zu vernichten.

Was man aber auch von dieſem großen Genie als Menſchen und von ſeinen Meinungen im Ganzen oder im Einzelnen denken möge: auf alle Fälle muß er trotz des verneinenden Geiſtes, der in ihm lebte, trotz ſeiner Frivolität und ſeines dämoniſchen Hohnes, als ein bahnbrechender Kämpe in dem Wirrſal eingeroſteter Vorurtheile, Unſitten und Mißſtände gelten, an denen das vorige Jahrhundert litt; und vor allem, im Verein mit Friedrich dem Großen, als Begründer der vernunftgemäßen modernen Toleranz.

Ein eben ſolcher Vorkämpfer, aber von tieferem Ernſte beſeelt, war Jean Jacques Rouſſeau, durch den die Aufmerkſamkeit der Nation vorzugsweiſe auf die Betrachtung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe geleitet ward. Schon Montesquieu (geb. 1689, geſt. 1755) hatte zwar in

seinem geistreichen Werke „Geist der Gesetze" dieselben zum Gegenstande scharfsinniger Untersuchungen gemacht; aber er gründete seine Gedanken durchweg auf Betrachtung der Thatsachen und der Geschichte; er bemühte sich, durch detaillirte Forschung und Prüfung zur Wahrheit zu gelangen, und wenngleich er die Verfassung seines Vaterlandes verurtheilt, so erkennt man doch immer, daß er nur reformiren, nicht umstürzen wollte. Rousseau hingegen sah, wie Voltaire, eine Umwälzung als unausbleiblich an, und wirkte auf sie hin; nur that er es nicht mit den Waffen des Witzes, wie dieser, sondern mit der Sprache des beredten Gefühls. Durch eine kräftige, begeisterte und rührende Darstellung riß er seine Zeitgenossen mit sich fort, und entflammte sie für Gedanken und Meinungen, die er nicht, wie die meisten Anderen, unter dem Einflusse der Gesellschaft, sondern im Widerspruche gegen die herrschenden Sitten und Meinungen faßte, und die, zum Theil in seinen ersten Schriften, ebenso abenteuerlich wie sein Leben und seine Schicksale sind.

Er war im Jahre 1712 geboren in Genf, einem kleinen Freistaate voll republikanischen Lebens, das daselbst durch Parteiungen regsam erhalten ward, während es in den übrigen alten Republiken allmählig gar matt und still geworden war. Diesen republikanischen Geist sog Rousseau ein, und nährte ihn durch frühe Bekanntschaft mit Plutarch's Lebensbeschreibungen. Wie daher Voltaire an dem Glanze und der prächtigen Größe des Jahrhunderts Ludwig's XIV. hing, und dasselbe durch seine Bücher verherrlichte, so lebte Rousseau mit seinen Gedanken in der Freiheit der Staaten des Alterthums; und wie jener, von den Jesuiten erzogen, schon als Jüngling ein Uebergewicht des witzigen Verstandes zeigte, welches seine Lehrer in ihm einen künftigen Gegner der Religion erkennen ließ, so bildete sich in Rousseau, unter der Hand einer Erzieherin, und in einem ländlichen Aufenthalte, immer stärker die Herrschaft der Gefühle und die Liebe zur freien Natur aus.

Er war Anfangs zu nichts weniger als zum Gelehrten und Schriftsteller bestimmt, sondern ward, um den Beruf seines Vaters, eines Uhrmachers, zu erlernen, zu einem Meister in die Lehre gegeben. Empört durch eine ihm widerfahrene rohe Behandlung entfloh er nach Savoyen. In seinem sechzehnten Jahre hülflos in einer ihm fremden Welt, ließ er sich zum Uebertritte zur katholischen Religion überreden, von dem man ihn Unterstützung hoffen ließ. Um seinen Unterhalt zu gewinnen, sah er sich aber nachher gezwungen, Bedienter in einem vornehmen Hause in Turin zu werden. Hier erzeugte sich in ihm aus dem lebhaften Gefühl der Erniedrigung, zu der er sich bestimmt sah, die

Ueberzeugung, daß die Ungleichheit unter den Menſchen gegen die Natur und das urſprüngliche Recht, das wahre und einzig rechtmäßige Verhältniß der Menſchen aber das einer vollſtändigen Gleichheit ſei*). Ein Zufall gab ihm, während er bei der Tafel aufwartete, Gelegenheit, ſeine Geiſtesbildung zu verrathen, und beſtimmte ſeinen Herrn, ihm eine würdigere Laufbahn zu eröffnen; aber der freiheitsliebende Jüngling verließ die günſtige, ausſichtsreiche Lage, in die er verſetzt worden war, aus hartnäckigem Eigenſinn, und begab ſich zu der Frau von Warens, einer zur katholiſchen Kirche bekehrten Schweizerin, die er zuerſt auf ſeiner Flucht aus Genf in Annecy hatte kennen lernen, und die ſeitdem nach Chambery gezogen war, wo ſie von einem Jahrgelde des Turiner Hofes lebte. Im vertrauten Umgange mit dieſer liebevollen Frau, in der Freiheit eines unbeſchränkten Lebens und im Genuſſe der ſchönen Natur verſenkte er alle Gedanken der Zukunft in das Gefühl einer glücklichen Gegenwart. Zugleich erweiterte er durch Bücher und Umgang mit unterrichteten Leuten ſeine Kenntniſſe, und erwarb ſich, durch eine weitere Ausbildung ſeines muſikaliſchen Talents, in der Tonkunſt ein neues Werkzeug für ſeine lebhafte Empfindung.

Endlich (im Jahre 1742) verließ er dieſen Aufenthalt, ging nach Paris, ward bei der Geſandtſchaft in Venedig angeſtellt, kehrte aber, weil ſein ſtolzer und freier Geiſt ſich hier nicht mit dem Geſandten vertragen konnte, nach Paris zurück. Und fortan beginnt erſt ſein ſchriftſtelleriſches Leben. Was er in ſeinem Emil ſagt, daß Paris, obgleich es den ſchlechteſten Geſchmack habe, doch eigentlich dazu gemacht ſei, den rechten zu erzeugen, indem der Geiſt an dem Gegenſatze ſich ſchärfe, das gilt von ihm ſelbſt und ſeiner Geiſtesrichtung. Seine Liebe zur Natur und der Anblick der größten Unnatur brachten hier einen Widerſtreit in ihm hervor, aus welchem ſich die Reihe ſeiner Darſtellungen entwickelte, die oft nichts Anderes waren, als ein höherer Ausdruck des Heimwehes, das die ins Ausland verſetzten Schweizer befällt. Seine Selbſtbekenntniſſe enthalten das unübertroffene Gemälde eines Herzens, das im Alter jung bleibt an Sehnſucht und Erinnerung, und das mit den Bildern einer durch Liebe beglückten, im ſorgenloſen Naturgenuß verlebten Ju-

*) Dieſe Anſicht Rouſſeau's war es, die Voltaire's Haß am meiſten und ſtärkſten erregte, indem er den Unwillen der höhern Stände fürchtete, wenn dieſe der Meinung würden, daß ſolch ein Gedanke aus der Philoſophie hervorgehe. „Ich verabſcheue nicht minder, wie Sie", ſchreibt er an den Herzog von Richelieu, „ein ſolches Syſtem, worin ich nur zugleich den Stolz eines Narren ſehe. Mit der Toleranz iſt es ganz anders."

gend ſich ſelbſtquälend ergötzt, während es theils durch Nothwendigkeit, theils durch Eitelkeit in einem ganz andern Kreiſe feſtgehalten wird.

Die Regierung Frankreich's war ohne Kraft und Haltung. Ein ſchwacher König, ein gebietendes Kebsweib, erniedrigende Schmeichelei der Großen vor dem Letztern, und ein ſteter Wechſel von Ränken gewährte den widrigen Anblick eines geſellſchaftlichen Zuſtandes, aus welchem Tugend, Sitte und ſelbſt der Anſtand entwichen war. Das Volk ſeufzte unter dem Druck ſchwerer Auflagen. Als Rouſſeau einſt, erzählt er, in der Gegend von Lyon reiſte, und in die Hütte eines Landmanns trat, ſeinen Hunger zu ſtillen, erhielt er Anfangs nur ein mit Spreu durchbackenes Gerſtenbrot, bis der ſchüchterne Landmann aus ſeinem Hunger inne ward, daß er nicht einer von den Dienern der Generalpächter ſei, vor denen man ſich nur in den dürftigſten Umſtänden zeigen müſſe; und nun holte derſelbe ihm erſt aus einem heimlichen Vorrathe beſſere Nahrungsmittel, die er ihm mit Freuden anbot. Ungeachtet er aus dieſem Beiſpiele hätte abnehmen können, daß die Klage über den Druck noch ſtärker als der Druck ſelbſt war, und daß nicht wenige der Klagenden ſich mehr belaſtet ſtellten, als ſie es waren: ſo ſteigerte ſich doch in ihm ſeitdem, wie er ſelbſt ſagt, der Haß gegen die reicheren und höheren Stände, welche mitten unter dem öffentlichen Elende ſchwelgten, und als Beſchützer oder Kenner der Künſte und Wiſſenſchaften eine neue Würze in den Genuß der geſellſchaftlichen Freuden brachten, aber die freien Ergießungen des Geiſtes, wenn ſie die beſtehenden ungerechten Verhältniſſe des Daſeins bedrohten, mit gewaltſamer Hand zurückdrängten; wie es damals Diderot, ſein Freund, erfuhr, der, wegen einiger freien Aeußerungen, in dem Kerker zu Vincennes ſaß. Da ſah Rouſſeau in der Geiſtesbildung nur eine Quelle des Unglücks, in den Wiſſenſchaften nur die Werkzeuge des Verderbens, in dem Eigenthum nur den Urſprung aller Abſonderungen und der daran ſich hängenden Leidenſchaften, in dem Luxus nur die Vervielfachung der thieriſchen Bedürfniſſe und Schmerzen, und in der geſellſchaftlichen Verbindung nur den Tod der Natur und ihrer Freiheit.

Von ſolchen Empfindungen beherrſcht, fiel ihm auf einem Gange, den er eben nach Vincennes zu Diderot machte, eine von der Akademie zu Dijon geſtellte Preisfrage in die Hände: Ob die Wiederherſtellung der Künſte und Wiſſenſchaften (im funfzehnten Jahrhundert) zur Verbeſſerung der Sitten beigetragen habe? Von einem innern Drange getrieben, machte er den in ihm gährenden Vorſtellungen durch Beantwortung dieſer Preisfrage Luft, und ungeachtet er ſchon die Frage ſelbſt

gänzlich mißverſtand, indem er die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften im Abendlande mit dem Entſtehen der Wiſſenſchaften und Künſte unter den Menſchen verwechſelte, der Inhalt ſeiner Abhandlung aber den herrſchenden Anſichten gänzlich entgegenlief, gewann er dennoch durch die Neuheit ſeiner Behauptungen und durch den täuſchenden Glanz der Beredtſamkeit, womit er Künſte und Wiſſenſchaften als die Urſachen des menſchlichen Verderbens darſtellte, den Preis. Er war damals (im Jahre 1750) a[illegible]unddreißig Jahre alt. Bald darauf folgte ſeine Unterſuchung über den Urſprung der Ungleichheit unter den Menſchen, ein Werk, in welchem mit derſelben Bitterkeit und Heftigkeit gegen die Früchte der menſchlichen Verbindung geſprochen und ein eingebildeter Naturſtand als die Heimath der Freiheit und Einfalt geprieſen wird.

Unterdeſſen war er genöthigt worden, Paris zu verlaſſen, weil ein von ihm ausgeſprochenes Urtheil über die Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit der franzöſiſchen Muſik ihm große Ungunſt zu Wege gebracht hatte. Er zog nach Genf, wo er mit Voltaire in Zwiſt gerieth. Seinen Anſichten gemäß, haßte er das Komödienſpiel, welches Voltaire in der Nähe von Genf trieb, und wozu er die daſigen Einwohner einlud. Als nun d'Alembert gar in ſeiner Encyklopädie, um Voltaire zu ſchmeicheln, in dem Artikel Genf, dieſer Stadt vorſchlug, zur Verbeſſerung der Sitten und zur Bildung des Geſchmacks ein Theater bei ſich einzurichten, gab Rouſſeau einen mit großer Beredtſamkeit geſchriebenen Brief an d'Alembert über die Schädlichkeit der Schauſpiele heraus. Dies konnte ihm Voltaire nie verzeihen. In Genf trat auch Rouſſeau, um das durch ſeinen Uebertritt zur katholiſchen Religion verlorne Bürgerrecht wiederzugewinnen, öffentlich und feierlich zur reformirten Kirche zurück. Von Genf aus ging er nach Chambery, zu der Freundin ſeiner Jugend, und verfaßte eben dort das Buch über den Urſprung der Ungleichheit unter den Menſchen, kehrte aber, dringend eingeladen, indem der Sturm gegen ihn ſich gelegt hatte, nach Frankreich zurück. Er zog, aus Liebe zur Natur, dem Aufenthalte in Paris das Landhaus zu Montmorenci vor, wo er, im Genuß ländlicher Stille, außer einem vielgeleſenen Romane, der neuen Heloiſe, deſſen glänzende Aufnahme in der vornehmen Welt Voltaire's Eiferſucht ſo gewaltig erregte, ſeine beiden berühmten und einflußreichen Werke, den Emil und den geſellſchaftlichen Vertrag (Contrat social), vollendete.

In dem erſten dieſer beiden Werke entwarf er, der ſeine eignen fünf Kinder ohne alle Mittel der Wiedererkennung in das Findelhaus geſchickt hatte, Grundſätze der Erziehung, wodurch er die mütterliche Einwirkung

und die Natürlichkeit empfahl. In dem zweiten Werke unterſuchte er, der dem geſellſchaftlichen Daſein den Krieg angekündigt hatte, den Urſprung und die Beſtimmung des Staats, gründete das Daſein deſſelben auf den allgemeinen Willen, entwickelte den Gedanken von der Souveränetät des Volks, und bahnte damit der nachherigen Umwälzung den Weg. Die Grundgedanken beider Schriften waren nicht neu; ſie wurzelten vielmehr weſentlich in den Lehren Locke's, den Rouſſeau mit Vorliebe ſtudirt hatte und in dem er den größten der Weltweiſen verehrte; aber beide waren mit einem Zauber der Rede geſchrieben, der die originalen Quellen verdunkelte, und jeden Gedanken als neu erſcheinen ließ.

Wiewohl die Lehre vom Geſellſchaftsvertrage das Weſen des beſtehenden abſolutiſtiſchen Staates völlig vernichtete, ſo wurde ſie doch, da ſie ein tieferes Verſtändniß in Anſpruch nahm, ihrem Verkünder weit minder verderblich, als der Emil, deſſen Sinn und Zielpunkte leichter zu faſſen waren. Rouſſeau hatte in demſelben u. A. das Syſtem einer natürlichen Religion, mit Verwerfung aller geſchichtlichen Offenbarung und aller kirchlichen Gottesverehrung, entwickelt. Hierdurch erregte er gegen ſich den Haß der Geiſtlichkeit und des Pariſer Parlaments. Auf Befehl des Letztern ward ſein Buch durch Henkershand verbrannt*), er ſelbſt zum Gefängniß verurtheilt. Er floh und ſuchte Schutz in Genf. Aber der Magiſtrat beſorgte von ſeinen politiſchen Grundſätzen nachtheiligen Einfluß auf die mißvergnügte Bürgerſchaft, und verſagte ihm den Aufenthalt in ſeiner Vaterſtadt. Rouſſeau ging nun nach Motiers-Travers in dem Gebiete von Neufchatel, und lebte daſelbſt unter dem Schutze des Königs von Preußen eine Zeitlang ruhig, bis es der Geiſtlichkeit in Genf gelang, durch den Prediger des Orts die Gemeinde gegen ihn aufzuwiegeln. Eines Abends wurden ihm die Fenſter eingeworfen. Rouſſeau, ſtets von Argwohn und Beſorgniß voll, nahm den Vorgang ſehr wichtig, ſah ringsum erbitterte, wider ihn verſchworene Feinde, und begab ſich auf die Petersinſel im Bieler See, um in ländlicher Abgeſchiedenheit die Welt zu vergeſſen. Aber hier wollte ihn die Berner Regierung nicht dulden. Er nahm nun das Anerbieten des Geſchichtſchreibers David Hume an, ihn nach England zu begleiten. Mit

*) Voltaire erzählt dies in einem Briefe alſo: „Der Contrat social iſt auf demſelben Scheiterhaufen verbrannt mit dem faden Emil. Dieſer Contrat iſt nur merkwürdig durch die Grobheiten, die ein Bürger des Fleckens Genf den Königen ſagt, und durch vier abgeſchmackte Seiten gegen die Religion. Auch in Bern hat dieſer arme Hund des Diogenes keinen Platz gefunden. Das kommt davon, wenn man die Philoſophen und die Schauſpiele anbellt."

Begeiſterung betrat er den britiſchen Boden, und mit Begeiſterung ward er aufgenommen. Aber nicht lange vertrug ſich ſein argwöhniſches und reizbares Gemüth mit dem ernſten und kalten Sinne Hume's, und er verließ England, beladen mit dem Vorwurf, daß er ein undankbarer und liebloſer Menſch ſei. In der That rechtfertigte er denſelben durch ein höchſt wunderliches Benehmen, welches er mehr und mehr zur Schau trug.

Er war nach Paris zurückgekehrt, wo der Aufenthalt ihm wieder geſtattet worden. Aber ein hoher Grad von Eitelkeit und Empfindlichkeit bewog ihn, ſich nicht bloß von dem Gelehrten-Verein der Hauptſtadt, dem er früher angehört hatte, gänzlich zu trennen, ſondern auch Alle, die ihm Wohlwollen erwieſen hatten oder erweiſen wollten, mit Härte zurückzuſtoßen. Es gelang ihm, die öffentliche Aufmerkſamkeit, die er zu vermeiden ſich einbildete, und ohne die er nicht leben konnte, durch ſeine auffallende, einſiedleriſche Lebensweiſe zu feſſeln. Da ihm jeder Empfang von Wohlthaten die Freiheit ſeines Daſeins zu ſtören ſchien, und er, nach den Grundſätzen der ſtarren Weisheit, zu welchen er ſich bekannte, Niemandem eine Verbindlichkeit ſchuldig ſein wollte, lehnte er die Unterſtützung, die König Georg III. ihm anerbieten ließ, ab, und begnügte ſich mit dem, was ihm ſeine Werke einbrachten und was er durch Notenabſchreiben erwarb. Da er ſich von allen Seiten angefeindet und verfolgt wähnte, ſo verſetzte ihn ſeltſamerweiſe der Tod Ludwig's XV. eben deshalb in die traurigſte Stimmung. „Sehen Sie denn nicht", ſagte er, „daß dieſer Tod, allen Andern eine Wohlthat, für mich das höchſte Unglück iſt; der allgemeine Haß war ſonſt zwiſchen uns Beiden getheilt, jetzt werde ich das ganze Gewicht allein tragen müſſen." Er glaubte auch, Choiſeul habe Corſica unterjocht, um ihn, den die freien Corſen um eine Geſetzgebung gebeten hatten, zu kränken. So lebte er in einem raſchen Wechſel der Uebergänge von Freundſchaft zu Feindſchaft, im ſteten Kampfe mit einem kranken Körper, und im Umgange mit ſeiner Haushälterin, die weder Reize noch Bildung beſaß, eine Reihe von Jahren, bis er, überwältigt von Krankheit und Mißtrauen, zu Ermenonville, einem Landſitze unfern Paris, der einem ſeiner Freunde und Verehrer, dem Marquis von Girardin, gehörte, am 3. Juli 1778 plötzlich ſtarb. Die größte Wirkung ſeiner Bücher, die vermittelſt ihres dichteriſchen Reichthums und ihrer glänzenden Beredtſamkeit mehr beſtachen als überzeugten, war erſt dem folgenden Jahrzehnde vorbehalten. Wie Voltaire als der „Dämon", ſo wurde Rouſſeau nachmals als der „Patriarch" der Revolution betrachtet.

Neben dieſen beiden Männern wirkte eine Menge anderer Schrift-

ſteller. Unter denſelben zeichnete ſich Jacques Diderot (geboren 1713, geſtorben 1784) durch Kühnheit der Gedanken und Großartigkeit des Styls aus. Er hatte auch den Muth, die rhetoriſche Poeſie des franzöſiſchen Theaters verwerflich zu finden, und ihr die Wahrheit der Natur und des Gefühls in zwei proſaiſchen Dramen (der Hausvater und der natürliche Sohn) entgegen zu ſtellen, die ihre Wirkung zwar nicht in Frankreich, wohl aber in Deutſchland hervorgebracht haben. Ungeachtet Diderot den Atheismus ziemlich unverhohlen predigte, wurde er doch von Katharina II. nach Rußland berufen, gefiel ſich aber dort ſo wenig als er ſeiner Gönnerin, und kehrte mit dem Gelde für ſeine ihm abgekaufte, aber auf Lebenszeit zum Gebrauch überlaſſene Bibliothek nach Paris zurück. Ein großes encyclopädiſches Wörterbuch, deſſen Herausgabe er und d'Alembert, der Freund Friedrich's des Großen (geb. 1717, geſt. 1783), unternahmen, wurde das Hauptmagazin der Aufklärung, aber auch der materialiſtiſchen Weltweisheit. In dogmatiſcher Form wurde der Materialismus von dem Baron Holbach, einem in Paris angeſiedelten Deutſchen, in dem Werke: Syſtem der Natur, vorgetragen, welches alle theologiſchen Begriffe widerlegte, alle Religion bekämpfte und nur die Natur als ſolche gelten ließ. Die Lehre, daß der Geiſt nur höher potenzirte Materie ſei, trat hier in ſchneidender Schärfe auf; der Glaube an ein höchſtes geiſtiges Weſen wurde für vernunftwidrig erklärt. Unabhängig von den Encyclopädiſten, aber ihrem Geiſte verwandt, warf ſich Helvetius auf das Gebiet der Moral und verſuchte, in ſeinen Büchern über den Geiſt (de l'Esprit) und über den Menſchen (de l'homme), die Anſicht zu begründen, daß das Prinzip aller menſchlichen Thätigkeit und Tugend der Eigennutz ſei, die Verſchiedenheit der Charaktere und Talente aber lediglich aus der verſchiedenartigen Behandlung des organiſirten Stoffes, welcher Menſch genannt werde, entſtehe. Marmontel (geb. 1719, geſt. 1799) und Raynal (geb. 1711, geſt. 1796) arbeiteten ihm durch Darſtellungen in die Hände, die ſich mehr auf den Staat und die geſellſchaftliche Verfaſſung bezogen. Der Letztere huldigte, in ſeiner Geſchichte der europäiſchen Eroberungen und Niederlaſſungen in den beiden Indien, dem keckſten Geiſte der Ungebundenheit; er pries die Wilden und empfahl jede Art der Revolution. Barante ſagt von ihm: „Es giebt kein Verbrechen der Revolution, das nicht mit großem Geſchrei von dieſem Declamator herbeigerufen iſt. Als er ſich jedoch mitten im Tumult einer wirklichen Revolution befand, zeigte er ſich gerecht mäßig nnd muthvoll."

Auch das Gerichtsweſen wurde von der neuen Denkweiſe ergriffen.

Es erschien ungebildet und pedantisch, in gerichtlichen Auseinandersetzungen und Beweisführungen nicht von allgemeinen Grundsätzen der Politik oder von dem ursprünglichen Zustande der Gesellschaft auszugehen. Die Advocaten und die Gerichtspersonen theilten die Ansichten der Schriftsteller. So entstand eine Bewegung der Geister, die den Umsturz der bisherigen Staatsverfassung so sichtbar vorbereitete, daß ihn Voltaire und viele Andere, vorhersagten. Mit der größten Bestimmtheit und Zuversicht aber that dies Rousseau im Emil, der 1762 erschien *).

Wenn nun auch, neben dieser Richtung des französischen Geistes, Mathematik und Naturwissenschaft mit Eifer betrieben wurden, Büffon (geb. 1707, gest. 1788) die französische Beredtsamkeit auf die Beschreibung der lebendigen Natur übertrug, Lavoisier (geb. 1743, gest. 1794) durch sein antiphlogistisches System der Chemie eine neue Wendung gab, Lalande (geb. 1732, gest. 1807) und Laplace (geb. 1749, gest. 1827) die Astronomie durch tiefsinnige Forschungen und glückliche Ergebnisse bereicherten: so hielt dies jener stürmischen Bewegung nicht entfernt das Gleichgewicht; ja der Sinn für naturgemäße Entwickelung und geschichtliche Forschung wurde durch die mathematische Ansicht und Behandlung der Dinge vollends verdunkelt und zurückgedrängt.

---

4. Die deutsche Literatur.

Wurde die französische Literatur durch den Einfluß der vornehmen Welt bestimmt, so entwickelte dagegen das deutsche Schriftwesen einen mehr selbstständigen, bürgerlichen Geist. Aus dem Kerne des Mittelstandes erhob sich dasselbe, trotz dem unvaterländischen Sinne der Großen, zu eigener Fülle und fruchtbarer Gediegenheit empor, und der aus dem zerrissenen Körper des Reichs entwichene Nationalgeist fand eine Heimath in den Hainen der vaterländischen Sprache und Dichtkunst.

Nachdem der dreißigjährige Krieg die alte monarchische Verfassung

*) Vous vous fiez à l'ordre actuel de la société, sans songer que cet ordre est sujet à des révolutions inévitables, et qu'il vous est impossible de prévoir ni de prévenir celle qui peut regarder vos enfans. Le grand devient petit, le riche devient pauvre, le monarque devient sujet; les coups du sort sont-ils si rares, que vous puissiez compter d'en être exempt? Nous approchons de l'état de la crise et du siècle des révolutions. Emile, livre III. p. 65. de l'édition de Deux-Ponts. Tom. II.

Deutschland's entschieden in eine völlige Vielherrschaft aufgelöst hatte, war wie aus dem politischen, so aus dem geistigen Leben der Nation alle Schwungkraft entwichen. Die Sprache selbst zeigte in ihrer seltsamen Vermischung mit Wörtern aus anderen Sprachen die Macht fremder Einflüsse, der selbst die ausgezeichneten Geister, welche Deutschland hervorbrachte, sich unterwarfen. So verfaßte Leibnitz seine Werke theils in lateinischer, vornehmlich aber in französischer Sprache. Christian Wolf, der Leibnitzen's Ideen in ein System brachte, schrieb zwar deutsch; aber die mathematische Methode, deren er sich bediente, gestattete keine Anmuth der Darstellung, und erst mehrere Jahrzehnde nach ihm traten Sulzer, Moses Mendelssohn, Garve und Eberhard mit philosophischen Schriften in ansprechender Form auf. Damals warf sich, von Franzosen und Engländern angeregt, der deutsche Untersuchungsgeist auf die Glaubenslehre. Er hielt sich, nach dem von der herrschenden Philosophie für allein gültig erklärten Standpunkte der Verstandeserkenntniß, für verpflichtet, die wunderbare und mysteriöse Seite des Christenthums zu bestreiten, bediente sich aber dabei weniger der Waffen des Witzes, als einer ernsten und gelehrten Schriftauslegung, die das „Buch der Offenbarungen" als ein bloß menschliches Geisteserzeugniß behandelte. Die Auffassungsweise, die sich allmählig daraus hervorbildete, der sogenannte vulgäre Rationalismus, fand bei einem großen Theile der gebildeten Stände der Nation Eingang, während das Volk sich von derselben unbefriedigt abwandte. Diesem flachen oder auf der Oberfläche weilenden Rationalismus gegenüber, fehlte es unter den hochgebildeten Geistern nicht an Vertretern religiöser Innigkeit. Dahin gehörte der hochsinnige Friedrich Heinrich Jakobi (geb. 1742, gest. 1819), der freilich den Glauben und die Religiosität in einem andern als im kirchlichen Sinne nahm; ferner Johann Georg Hamann (geb. 1730, gest. 1788), ein tiefsinniger, von seiner Zeit wenig verstandener und fast übersehener Denker, dem erst das nachfolgende Zeitalter Aufmerksamkeit zugewendet hat; der begeisterte, durch seine Physiognomik berühmte Caspar Lavater (geb. 1741 zu Zürich, gest. 1801), und der Wandsbecker Bote, Matthias Claudius (geb. 1740, gest. 1815), ein Volksschriftsteller, der unter der Form des schlichten Bauernverstandes die theologische Oberflächlichkeit des Zeitalters nachzuweisen und zu beschämen versuchte, und es eine Zeitlang, wenn nicht mit Erfolg, doch mit großem Beifall that, bis er sich auch gegen die neuen politischen Meinungen erhob, und darüber die Gunst des deutschen Publicums verlor.

Noch lebhaftere Theilnahme, als die religiösen Fragen, erweckte in

der Friedenszeit, deren Deutſchland nach dem ſiebenjährigen Kriege genoß, die zuerſt von Baſedow (geb. 1723, geſt. 1790) unternommene, von Wolke, Trapp, Campe, Salzmann und Anderen weiter betriebene neue Geſtaltung des Lehr- und Erziehungsweſens, von ihren Urhebern Philanthropie oder Menſchenliebe genannt, weil als Zweck derſelben angegeben wurde, die Menſchheit auf den rechten Weg ihrer Beſtimmung zu leiten. Seitdem der beſte Theil der deutſchen Geiſteskraft von den theologiſchen Zwiſten in Beſchlag genommen worden war, hatten Unterricht und Erziehung, unter Leitung der Kirche, den Menſchen nur in Beziehung auf Himmel und Hölle behandelt, und die Erde als ein Jammerthal, als eine Stätte der Trübſal und Thränen bezeichnet. Die Philanthropen dagegen traten mit der Verkündigung auf, daß die Erziehung zuerſt das Verhältniß des Menſchen zur Erde ins Auge zu faſſen habe, und daß die Erde wiederum ein Paradies werden könne, wenn die körperlichen und geiſtigen Anlagen der Jugend früher und zweckmäßiger für ſie ausgebildet und dem Bedürfniß des Lebens zugewendet würden. Schon im ſiebzehnten Jahrhundert hatte der mähriſche Biſchof Amos Comenius in einem weit verbreiteten Schulbuche (orbis pictus) einen Verſuch gemacht, der Jugend beim Erlernen der lateiniſchen Sprache zugleich Sachkenntniſſe beizubringen. Im achtzehnten Jahrhundert hatte Locke die Fehler der alten Unterrichtsweiſe bemerkbar gemacht, und nach ihm Rouſſeau im Emil die Natur mit ihren Geboten für die Richtſchnur aller Erziehung und Unterweiſung erklärt. Daß hierbei auch Irrthum mit der Wahrheit vermiſcht war, wurde von den deutſchen Philanthropen in ihrer Begeiſterung für die letztere überſehen, und lange Zeit hindurch in den Philanthropinen mit der Verwirklichung des unausführbaren Gedankens geſpielt, Kinder mannigfaltige Künſte und Wiſſenſchaften treiben zu laſſen, ehe ihr Geiſt an einfachen Bildungsſtoffen und deren Formen geübt und erſtarkt war. Indeß haben die Philanthropen, beſonders die gemäßigten, Sturm, Lieberkühn ꝛc., den Nutzen geſtiftet, daß das dem Leben ganz entfremdete Gelehrtenſchulweſen aus ſeiner Erſtarrung geweckt und allmählig mit beſſeren Lehrern und Lehrweiſen verſorgt wurde. Einen beſonders bemerkbaren Anſtoß zum Fortſchritt gab der Philanthropismus dem Volksſchulweſen. Als Beförderer deſſelben hat ſich ein märkiſcher Gutsbeſitzer von Rochow, und Felbiger, Abt des Auguſtinerkloſters in Sagan, den Maria Thereſia nach Oeſterreich berief, erhebliche Verdienſte erworben.

Für die ſchöne Literatur zeigte ſich im erſten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts eine von zwei Punkten ausgehende Bewegung. In

Leipzig bildete Gottſched (geb. 1700 unweit Königsberg in Preußen und geſt. 1766 als Profeſſor in Leipzig) eine Schule; und in der deutſchen Schweiz ſtellten ſich Bodmer und Breitinger an die Spitze einer literariſchen Partei. Zwiſchen dieſen und Gottſched erhob ſich ein Streit über die Grundſätze und Formen des Schönen, der wenig Erſprießliches wirkte. Zum Glück ſtimmten beide Parteien in dem verdienſtlichen Bemühen überein, die Sprache von fremden Beſtandtheilen zu reinigen, die älteren Sprachdenkmale und Geiſteswerke hervorzuziehen, in denen ſich ein friſches Leben offenbarte, und ſo die deutſche Eigenthümlichkeit ſicher zu ſtellen. Was ſie ſelbſt an künſtleriſchen Erzeugniſſen lieferten, war matt, geiſtlos und flach.

Glücklicher in eigenen Arbeiten waren der Schweizer Albrecht von Haller (geb. 1708, geſt. 1777) und Friedrich von Hagedorn (geb. 1708, geſt. 1754). Jener wirkte als Profeſſor der Botanik und Medicin von 1735 bis 1745 an der neuerrichteten Univerſität Göttingen; nachher kehrte er in ſein Vaterland zurück, wo er bedeutende Aemter bekleidete, und noch im Alter von Joſeph II. einen Beſuch erhielt, während der in der Nähe wohnende Voltaire, zu ſeiner nicht geringen Kränkung vom Kaiſer übergangen ward; doch galt der Beſuch nicht dem Dichter, ſondern dem vornehmen Gelehrten. Denn Haller trug, nach Herder's Ausdrucke, eine Alpenlaſt von Gelehrſamkeit auf ſich. In ſeiner Poeſie nahm er ſich mehr die britiſchen, Hagedorn mehr die franzöſiſchen Dichter zum Muſter. Ohne ſich mit Partei- und Sectenführung zu befaſſen, wurden Beide die Häupter beſonderer Richtungen, wie ſie ſich in den ſpäteren Schriftſtellern ausſprachen. Unter dieſen verdienen mit Achtung genannt zu werden: Gellert, Rabener, Lichtwer, Weiße, Cronegk, die älteren Gebrüder Schlegel, Cramer, Zachariä, Götz, Gleim (der Sänger der Kriegslieder), Geßner (Maler und Dichter der Natur in weichen Idyllen), der ſinnige Kleiſt, der ernſte und kräftige Uz, und Andere.

Ramler (geb. 1725, geſt. 1798), ein Berliner Dichter, ſchlug eine abweichende Bahn ein, indem er die Gegenſtände der vaterländiſchen Herrlichkeit, beſonders den Ruhm Friedrich's, im Geiſte und Tone der römiſchen Dichter des Auguſtiſchen Zeitalters beſang. Wetteifernd mit ihm dichteten zu Wien in gleichen oder ähnlichen Weiſen die Sänger Denis und Maſtalier zu Ehren des Kaiſerhauſes, ohne mit der fremdartigen Form einen rechten Anklang in den Gemüthern zu finden. Mit dem größten Aufwande von wirklicher Dichterkraft huldigte dem Genius des Auslandes, in den mannichfaltigſten Formen und Beziehungen, der geiſtreiche Wieland (geb. 1733, geſt. 1813), unter deſſen Händen die

Sprache eine neue und ſchöne Fülle entwickelte. Er war es, der den Sinn für den romantiſchen Rittergeiſt, beſonders durch ſeinen Oberon, in Deutſchland wieder erweckte. Von nachtheiligerem Einfluß dagegen war ſeine Nachahmung des ſchlüpfrigen Franzoſen Crebillon und Anderer, und die Wahrheit dichteriſcher Darſtellung gewann nichts durch die Fiction, womit er in ſeinen Romanen Agathon, Ariſtipp und anderen die griechiſche Welt zum Schauplatze oder Träger moderner Gefühle und Vorſtellungen machte.

Selbſtſtändiger als die bisher Genannten wirkte mit der Kraft des ſchöpferiſchen Genius Johann Winckelmann (geb. 1717 zu Stendal), der unter den armſeligſten Verhältniſſen, als Conrector der Stadtſchule in Seehauſen, zu ſeiner Beſtimmung reifte, der Verkünder und Erklärer der Kunſtwerke des Alterthums zu werden. Das Geld, wofür er in Hamburg aus der öffentlichen Verſteigerung der Bibliothek des Philologen Fabricius die beſten Ausgaben alter Klaſſiker kaufen wollte, erbettelte er unterweges bei Adeligen, Beamten und Pfarrern. Wenn er bei Tage ſeine Lehrſtunden gehalten hatte, war er des Nachts raſtlos beſchäftigt, aus den erworbenen Quellen die Sprachen und den Geiſt der Alten zu ſchöpfen. Wohlhabende Einwohner der Stadt gaben ihm Freitiſche, um ihn gegen Hunger zu ſchützen, bis er (im Jahre 1748) die Stelle eines Secretairs an der Bibliothek des Grafen von Bünau in Dresden erhielt. Hier brachte er unter der Leitung ſeines Freundes Oeſer, in dem Anſchauen der Kunſtwerke, welche die Auguſte aufgeſtellt hatten, ſeine inneren Ahnungen zum Bewußtſein. Sein längſt gehegter Wunſch, in Italien die Kunſt zu ſtudiren, kam der Wirklichkeit näher, als der päpſtliche Nuntius Archinto, deſſen Bekanntſchaft er im Hauſe des Grafen Bünau machte, und Pater Rauch, der Beichtvater Auguſt's III., ihm ein Jahrgehalt verſchafften, um ſich in Rom aufhalten zu können, freilich unter der Bedingung, daß er zur katholiſchen Religion überträte. Winckelmann entſchloß ſich im Jahre 1754, wie Heinrich IV. ſeine Religion um ein Königreich verändert hatte, das Gleiche zu thun, um die antike Kunſtwelt zu erobern und deren Darſteller zu werden. Im Umgange mit Mengs, einem in Rom lebenden ſächſiſchen Maler, bildete er ſeinen Sinn für die alten Kunſtwerke aus, und gewann, was Gelehrſamkeit allein nicht zu erwerben vermag. Durch Unterſtützung ſeiner Gönner wurde er Bibliothekar des Cardinals Albani, und ſpäter Aufſeher aller Alterthümer in und um Rom, mit einem Gehalte aus der päpſtlichen Kammer. Die ihm von mehreren römiſchen Großen und von den Päpſten Benidict XIV. und Clemens XIII. erwieſene Aufmerkſamkeit rechtfertigte er durch eine

Reihe von ſcharfſinnigen und geiſtreichen Werken über Kunſt und Alterthümer, die einer umfaſſenden Geſchichte der Kunſt zur Einleitung dienten. Nach mehrjährigem, ſehr glücklichem Aufenthalte in Rom wollte er noch einmal ſein Vaterland und ſeine Freunde jenſeits der Alpen ſehen, und unternahm im Jahre 1768 eine Reiſe dahin. Allein, als er kaum Tyrol betreten hatte, veränderte ſich ſeine heitere Stimmung. Die ſchroffen Felſenwände, und weiterhin in Deutſchland die ſpitzen Dächer, verſenkten ihn in Schwermuth, die ihn endlich in Regensburg zu dem Entſchluſſe beſtimmte, ſogleich nach Rom zurückzugehen. Er reiſte über Wien, wo er von dem Fürſten Kaunitz und der Kaiſerin Maria Thereſia huldvoll empfangen wurde, nach Trieſt, um ſich von dort nach Ancona einzuſchiffen. Hier ging ſeine düſtere Ahnung in Erfüllung. Ein Italiener, der ſich unterweges zu ihm geſellt und durch geheuchelte Kunſtliebe ſein Vertrauen gewonnen, aber auf die antiken Goldmünzen und den vollen Geldbeutel ein Abſehen hatte, ermordete ihn am 8. Juni 1768, als er, vor ſeinem Koffer knieend, ihm Münzen zeigen wollte. Die Geſchichte der Kunſt blieb nun unvollendet; aber Winckelmann's Anſichten über die höhere Geiſtigkeit der Schönheit erhielten dennoch weitere Entwickelung.

Gotthold Ephraim Leſſing (geb. 1729, geſt. 1781) machte, wie Winckelmann, die Schönheit zum Gegenſtande philoſophiſcher Unterſuchungen, forſchte dem Geiſte nach, in welchem die alten Künſtler gearbeitet hatten, und ſuchte in ſeinem Laokoon (1766) in das innerſte Heiligthum der Künſte zu dringen. Aber auf anderen Gebieten griff ſeine Wirkſamkeit noch erfolgreicher in die Bildung der Nation ein. Er faßte eine begeiſterte Liebe für das Theater, weil er an die Möglichkeit glaubte, daſſelbe zur Schule für den Geiſt und die Sitten zu erheben. Dieſes Ziel hatte er bei einigen dramatiſchen Arbeiten vor Augen, unter denen das Luſtſpiel: Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück, einen dem Deutſchen Leben abgewonnenen Stoff treffend und für alle Zeiten anziehend in heiterer Laune veranſchaulicht; während das Trauerſpiel Emilia Galotti, welches den Tod, den die Römerin Virginia von der Hand ihres Vaters zur Rettung ihrer Unſchuld erlitt, in moderne Hofverhältniſſe verſetzt, als ein Erzeugniß des Kunſtverſtandes und des tragiſchen Witzes Bewunderung verdient. Leſſing's eigentlicher Beruf war die Kritik. Seine erſten literariſchen Verſuche beſtanden in Rettungen mit Unrecht verunglimpfter hiſtoriſcher Namen; noch mehr bekundeten jenen Beruf die Literaturbriefe, eine kritiſche Zeitſchrift, die er bei ſeinem zweiten Aufenthalte zu Berlin, in Verbindung mit Nicolai und Mendelsſohn, begann. Mit einer großen, die alte wie die neue Literatur

umfaſſenden Beleſenheit vereinte er einen hohen Grad philoſophiſchen Scharfſinnes, deſſen Ergebniſſe im entſchiedenſten Gegenſatze zu den damals herrſchenden Grundſätzen der franzöſiſchen Poetik ſtanden. Die letzteren beſtritt er in einem Wochenblatte, Hamburgiſche Dramaturgie genannt, weil er daſſelbe in Hamburg ſchrieb, als er mit der dramaturgiſchen Leitung der dortigen Bühne beauftragt war; er wies darin zugleich auf das ſpaniſche Theater, und beſonders auf Shakeſpeare hin. Freilich betrachtete er den Letztern nur als Zeugen für die Richtigkeit ſeiner Kunſttheorie, daß Auffaſſung und ſinnliche Darſtellung der Naturwahrheit Aufgabe der Poeſie und jeder andern Kunſt ſei; gleichwohl brachte er, trotz dieſer Theorie, noch am Abende ſeines Lebens, ein Werk, Nathan den Weiſen, hervor, in welchem der Geiſt wahrer Poeſie auch die ihm angemeſſene Form des Ausdruckes gefunden hat. Daſſelbe verdankte ſeinen Urſprung einem theologiſchen Streite, der ſeinem kampfgeübten Geiſte neuen Stoff gab, aber auch ſeinem Leben Störungen bereitete.

Er hatte nämlich als Bibliothekar zu Wolfenbüttel endlich eine günſtige Lage gewonnen, nachdem er ſich früher ſtets in unſicheren, oft unangemeſſenen Lebensverhältniſſen befunden hatte, und eine Zeitlang ſogar Gouvernementsſecretair bei dem General Tauenzien in Breslau geweſen war. Auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel fand er eine Handſchrift, die er, ohne den Namen des Verfaſſers, des älteren Reimarus zu Hamburg, unter dem Titel: Wolfenbüttelſche Fragmente, herausgab. Da dieſes Buch einen ſtarken Angriff auf das poſitive Chriſtenthum enthielt, ſo erhob ſich gegen daſſelbe und gegen Leſſing ein heftiger Kampf, in dem beſonders der Hauptpaſtor Götze in Hamburg als Vertheidiger der in der evangeliſchen Kirche geltenden Ueberzeugung von der unumſtößlichen Gewißheit und unfehlbaren Autorität der bibliſchen Schriften auftrat; er erklärte den Herausgeber der Fragmente für einen eben ſo großen Feind des Chriſtenthums, wie es der Verfaſſer ſei, obwohl Leſſing den Fragmenten eine Vertheidigung des Chriſtenthums aus dem Geſichtspunkte, daß die Bibel nicht die einzige Grundlage deſſelben ſei, beigegeben hatte. Leſſing ſetzte den Angriffen dieſes Mannes eine Streitſchrift in mehreren Nummern, unter dem Titel: Anti-Götze, entgegen, die ein Triumph ſeines Witzes und ſeiner Gelehrſamkeit ward; da ſie jedoch die Sache auf einen Punkt trieb, auf welchem die ſeitherige äußere Grundlage des proteſtantiſchen Kirchenglaubens als ungenügend erſchien und die innere Begründung der Schriftlehre in der Geſammtüberzeugung der Kirche, auf deren Nothwendigkeit Leſſing hinwies, von den Zeitgenoſſen nicht verſtanden, ſondern auf Rückführung zur katholiſchen Anſicht

gedeutet und verdächtigt wurde, ſo fand ſich am Ende Leſſing's Landesherr, der Herzog von Braunſchweig, bewogen, ihm die Fortſetzung dieſes Streites zu unterſagen. Nun aber ſprach er ſeine im Laufe deſſelben ausgebildeten Ueberzeugungen in jenem berühmten Drama „Nathan der Weiſe" aus, worin er dem Chriſtenthum entgegentrat, überhaupt alle poſitive Religion verwarf, und eine unbedingte religiöſe Duldung empfahl. Von ſeinem redlichen Ernſte und ſeinem auf den Grund der Dinge gehenden Forſchungsgeiſte zeugten noch zwei kleine Schriften, die Erziehung des Menſchengeſchlechts und Ernſt und Falk, die letzten Früchte ſeines Geiſtes, der bald nachher, am 15. Februar 1781, in einer Art Abſpannung erlag.

Der Haupt- und Grundzug ſeines Charakters war ein Streben nach Wahrheit, das in Kundmachung der gefundenen Ergebniſſe gar keine Rückſichten kannte. „Wer nur darauf denkt, ſchrieb er, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler ſein, nur ihr Liebhaber iſt er nie geweſen, und ich wüßte kaum etwas Schlechteres, als einen ſolchen Kuppler der Wahrheit." Doch vergaß er dabei, daß der menſchliche Geiſt, auch bei dem redlichſten Willen, hinſichtlich eines großen Theils ſeiner Erkenntniſſe, der Möglichkeit ſich zu irren oder ſich ſelbſt zu betrügen, und dadurch der Gefahr ausgeſetzt bleibt, Irriges als das Wahre auszugeben. Nach jenem rückſichtsloſen Streben und nach der von ihm gegebenen Erklärung, daß er nur das Hämiſche, Neidiſche und Aehnliches für Grobheit halte, übrigens aber wünſche, daß die Höflichkeit der neuern Zeit die Bücher nicht ebenſo ſchaal und falſch mache, als es ſchon der Umgang geworden ſei, iſt ſein Benehmen in den mannichfachen Streitigkeiten ſeines Lebens zu beurtheilen. Sein Glaubensbekenntniß über das Ziel und den Zweck des Forſchens nach Wahrheit hat er ausgedrückt in den Worten: „Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit, und in ſeiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatz immer zu irren, verſchloſſen hielte, und ſpräche zu mir: Wähle! ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke, und ſagte: Vater, gieb! die reine Wahrheit iſt nur für Dich." Leſſing glich der elektriſchen Kraft; ſein Stil war wie der Blitz, hell und ſchlagend.

Johann Gottfried Herder (geb. 1744 zu Mohrungen in Oſtpreußen, geſt. 1803) war zwar weniger kräftig und umſtürzend, aber bei größerer Milde und Zartheit, nicht weniger vielſeitig. Da ſein Vater, unterſter Lehrer an der Schule einer kleinen Stadt, nicht im Stande war, ihm eine wiſſenſchaftliche Bildung zu verſchaffen, ſo wollte der junge

Herder mit einem ruſſiſchen Wundarzte nach Petersburg gehen und die Wundarzneikunſt erlernen. Schon war er bis nach Königsberg gekommen, als ſich hier Gönner fanden, die ſeine Anlagen erkannten und Gelegenheit zu weiterer Ausbildung derſelben eröffneten. Er widmete ſich der Theologie, durchreiſte dann als Prediger mit dem Fürſten von Lübeck Deutſchland und Frankreich, wurde Hofprediger bei dem Grafen von Lippe-Bückeburg, jenem portugieſiſchen Generaliſſimus, der, ein Beſchützer deutſchen Talentes, auch den Schriftſteller Thomas Abbt zu ſich gerufen hatte, und erhielt endlich die Stellung eines Vicepräſidenten des Conſiſtoriums in Weimar. Die Theologie gab ihm die Richtung nach dem Orient, deſſen eigenthümlichen Geiſt er in ſich ſog und wiedergab mit dichteriſcher Lebendigkeit; daher Jean Paul von ihm ſagt: in ſeinen Schöpfungen begegne ſich indiſche Lebens-Müde mit griechiſcher Lebens-Friſche. Auch für das klaſſiſche Alterthum, mit ſeinen abgerundeten Geſtalten und ſeinen rhythmiſchen Tönen, wurde er ein begeiſterter Herold, und verkündigte es ſeinem Volke mit gleicher Liebe, wie er des Mittelalters poetiſche Vorſtellungen in Hymnen und in Legenden nachbildete; Alles mit ſo beweglichem und empfänglichem Geiſte, daß er, wie die Sammlung ſeiner Volkslieder zeigt, die Poeſie in jeder Zunge und in jeder Zone, in der gebildetſten wie in der ungebildetſten Geſtalt, aufzufinden wußte; überall begleitet von der Liebe zur Humanität oder reinen Menſchheit, die er in den fortſchreitenden Bewegungen der Völker ſuchte, und in ſeinen „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit" darſtellte.

Wie aus einem bunten Blumengarten in einen Eichenhain tritt man von Herder zu Klopſtock (geb. 1724 zu Quedlinburg, geſt. 1803 zu Hamburg). Begeiſterung für das Vaterland und den erſten Befreier deſſelben, Sehnſucht nach dem Vaterlande des Menſchengeſchlechts und innige Hingebung an den Stifter der chriſtlichen Religion, ſchmerzvolle Erhebung über die einheimiſchen Fürſten und ſelbſt über den größten derſelben, ſehnſuchtsvolle Liebe, treue Freundſchaft und zuletzt noch, aber nur auf kurze Zeit, der Glaube an die von Frankreich verheißene Freiheit der Völker: das waren die Quellen, aus denen ſein Genius ſich erfriſchte. „Ungeſtüm fuhr er auf um Mitternacht, glühend war ſeine Seele!" Während die Poeſie ſeiner Altersgenoſſen ſich nur kleinliche Aufgaben ſetzte, oft der Tändelei ſich ergab, trat Klopſtock, ein drei und zwanzigjähriger Jüngling, mit dem Anfange eines großen und umfaſſenden Epos: der Meſſias, hervor. Die Religion, die in dogmatiſchen Formeln erſtarrt und eben deshalb durch den Unglauben untergraben war, rauſchte als ein Strom mächtiger Gefühle mit neuen Tönen des

Wohllauts durch dieſes Gedicht; die Sprache, die bei Anderen noch mit der alten Geſtaltloſigkeit rang, entfaltete in demſelben ihre angeſtammte Kraft in neuen Weiſen und Formen. Voll kühner Begeiſterung „ſah der Dichter der Griechen Flug nicht mehr furchtbar," und eignete ſich die lyriſchen Sylbenmaaße für ſeine Oden, den Hexameter für ſein epiſches Werk an. Er hatte die Bedeutung des Rhythmus erkannt, und brach der Sprachmeſſung Bahn, die ſpätere Meiſter vollendet haben.

Unter den letzteren ſteht obenan Johann Heinrich Voß, der Ueberſetzer der Alten und vorzugsweiſe Homer's. Er gehörte einem Dichterverein an, der ſich in Göttingen gebildet hatte, als ſich auf der dortigen, 1735 geſtifteten Univerſität, um das Jahr 1770 eine Anzahl edler, für das klaſſiſche Alterthum und für die vaterländiſche Poeſie gleich begeiſterter Jünglinge zuſammenfand. Der Charakter dieſer Dichterſchule war deutſche Innigkeit und Herzlichkeit, von griechiſchem Geiſte genährt und gehoben. Aus derſelben ſind auch Bürger, Hölty, Miller, die Gebrüder Stolberg (Chriſtian und Friedrich Leopold), der jüngere Cramer und Leiſewitz (Verfaſſer des Trauerſpiels: Julius von Tarent) hervorgegangen. Bürger (Johann Gottfried, geb. 1748, geſt. 1794) ſtrebte darnach, durch Benutzung volksmäßiger Stoffe ein Volksdichter zu werden, erreichte aber mit großem Talent und einer kräftigen Sprache dies Ziel nicht, weil er es zu ſehr in der Nähe wähnte, und die Noth eines armſeligen Hausſtandes und unglücklicher Ehen den höhern Aufſchwung ſeines Geiſtes gelähmt hatte.

Von allen dieſen Dichtern und Schriftſtellern nahmen die höheren Stände in Deutſchland wenige oder gar keine Kenntniß. Klopſtock wurde durch eine Penſion vom Könige Friedrich V. von Dänemark in den Stand geſetzt, frei von Amtsarbeiten ſeinem Dichterberufe zu leben; König Friedrich II. von Preußen hat weder von Klopſtock noch von Leſſing etwas gewußt. Nach dem Muſter dieſes großen Monarchen wurde an den deutſchen Höfen franzöſiſch geſprochen, geſchrieben, geleſen. Kaiſer Joſeph, weniger franzöſirt, hatte dagegen überhaupt keinen Sinn für die Literatur; und die Hermannsſchlacht, die ihm Klopſtock zueignete — gleich den anderen dramatiſchen Verſuchen dieſes Dichters ſteif und kalt — war nicht geeignet, ihm Geſchmack dafür beizubringen.

Aus dieſer niederbeugenden, wenn auch nicht erdrückenden Zurückſetzung wurde der deutſche Genius, obwohl ſich ſelbſt genug um ſich Bahn zu brechen, durch eine Fürſtin erhoben, die an der Spitze eines der kleinſten Staaten des Reichs, für die deutſche Bildung, durch Pflege der Großgeiſter der Nation, mehr gethan hat, als bis dahin die Kaiſer

und die Könige, die über die deutſchen Großſtaaten herrſchten und durch deutſche Arme gewaltig waren. Anna Amalie, Tochter des Herzogs Karl von Braunſchweig und Gemahlin des Herzogs Ernſt Auguſt Conſtantin von Sachſen-Weimar, der ſie im Jahre 1758 nach zweijähriger Ehe als neunzehnjährige Wittwe mit zwei minderjährigen Söhnen zurückließ, widmete als Vormünderin und Regentin während der Minderjährigkeit des Herzogs Karl Auguſt nicht nur der Landesverwaltung die einſichtigſte und heilſamſte Thätigkeit, ſondern verſammelte auch einen Kreis von ausgezeichneten deutſchen Männern um ſich, an welche nach und nach die erſten Geiſter der Nation ſich anſchloſſen. Wieland und Knebel wurden von ihr zu Lehrern der beiden Prinzen berufen; als der ſiebzehnjährige Herzog im Jahre 1774 mit ſeinem Bruder nach Paris reiſte, machte er in Straßburg die Bekanntſchaft des damals fünfundzwanzigjährigen Goethe und ſchloß mit ihm einen Freundſchaftsbund, deſſen nächſte Folge der Eintritt Goethe's in weimariſche Staatsdienſte war. Die Herzogin Amalie legte bald darauf ihre Vormundſchaft nieder, hatte aber die Freude, ihren Sohn in ihrem Geiſte fortwirken zu ſehen, und ihr Einfluß trug nicht wenig bei, dieſe edle Richtung zu erhalten und zu fördern. Die Namen: Wieland, Herder, Goethe, Knebel, Bode, Böttiger, Muſäus, und ſpäter Schiller, machten Weimar zur gefeiertſten Stadt Deutſchland's, nach welcher von den entfernteſten Gränzen, wie nach dem Wohnſitze des geiſtigen nationalen Prieſterthums, gewallfahrtet oder wenigſtens mit ehrfurchtsvoller Sehnſucht geſchaut ward. Hier hat der deutſche Geiſt ſich den Feſſeln vollends entwunden, welche die literariſche Herrſchaft Frankreich's und die ihrer eigenen Nation abholde Geſinnung der Höfe ihm angelegt hatte; hier.

auf der Spur der Griechen und der Briten,
iſt er dem höchſten Ziele zugeſchritten.

Johann Wolfgang Goethe (geb. 1749 zu Frankfurt a. M., geſt. 1832), ein Dichter nicht allein ſeines Volkes, ſondern des ganzen Zeitalters, ſchuf eine Reihe von dichteriſchen Werken, deren jedes faſt eine eigene Gattung ausmacht. In dem erſten derſelben, Werther's Leiden, ſchilderte er den herben Schmerz unglücklicher Liebe; in dem zweiten, dem Götz von Berlichingen, rief er die Größe und ungeſtalte Herrlichkeit des Mittelalters in's Leben zurück; dann ſtellte er im Egmont mit dramatiſcher Vollendung einen Helden dar, der im Kampfe um die Freiheit ſeines Volkes untergeht, entfaltete mit epiſcher Fülle und Ruhe im Wilhelm Meiſter die Verhältniſſe der modernen Geſellſchaft, ließ in der Iphigenia auf Tauris die edelſte Geſtalt des griechiſchen Lebens erſchei-

nen, und wieder die ſtille Heiterkeit und Genügſamkeit des deutſchen Gemüths in Hermann und Dorothea, während der Widerſtreit des Lebens ſich zart im liebenden Dichter Torquato Taſſo, heftig und tief im kühnen Zweifler Fauſt bewegt. Außer dieſen Hauptwerken hat Goethe noch eine Anzahl kleinerer, nur im Verhältniß zu jenen minder bedeutender Erzeugniſſe, unter denſelben einen äußerſt lieblichen Kranz lyriſcher und erzählender Gedichte zu Tage gefördert. Seine von ihm ſelbſt verfaßte Lebensbeſchreibung iſt ein eben ſo anziehender als reichhaltiger Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Bildung im achtzehnten Jahrhundert.

Ihm nahe, wie im Leben, ſo in der Kunſt, ſtand Friedrich Schiller (geb. 1759, geſt. 1805), der größte dramatiſche Dichter der Deutſchen. Denn, um mit jenem, ſeinem Freunde, zu reden „er wendete die Blüthe höchſten Strebens, das Leben ſelbſt, an dieſes Bild des Lebens.“ Aus dem großen Schauſpiele des menſchlichen Daſeins, der Geſchichte, nahm er, der ſelbſt als Geſchichtsſchreiber Scenen deſſelben dargeſtellt hat, bedeutſame Stoffe, um neben dem Kampfe menſchlicher Leidenſchaften die Macht dunkler Verhältniſſe zu entfalten. Wer bedürfte der Erinnerung an Don Carlos, Wallenſtein, Maria Stuart, Johanna von Orleans, Wilhelm Tell! Aber dieſe reifſten Früchte ſeines Geiſtes gehören ſchon dem folgenden Zeitraum an. Eine wehmüthige Sehnſucht nach dem Ideal, ein tiefes Gefühl der Abhängigkeit des Erſcheinenden von unſichtbaren Gewalten, eine edle Begeiſterung für ſittliche Größe, und eine reiche, harmoniſche und volltönende Sprache erwarben ihm unter den Deutſchen eine verehrende Zuneigung, wie ſie in dieſem Grade kein anderer Schriftſteller beſeſſen hat. Unter allen deutſchen Dichtern neuerer Zeit wurde Schiller der beliebteſte und geleſenſte. Selbſt die Maſſe des Volkes fühlte ſich durch die Macht der hohen Klänge wunderbar ergriffen, während derjenige Dichter, der es eigentlich darauf anlegte, ein Volksdichter zu ſein, Bürger, mit weit volksmäßigeren Stoffen ſeine Aufgabe verfehlte, weil ihm der Sinn für das Ideale gebrach, der ſich mehr und mehr als die weſentliche Eigenthümlichkeit des deutſchen Geiſtes in ſeiner künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Richtung ergab.

Denn hinter der Poeſie blieb in Deutſchland die Wiſſenſchaft nicht zurück. Alle Erweiterungen aber, welche die einzelnen Zweige derſelben erfuhren, traten eine Zeitlang gegen das rieſenmäßige Unternehmen in Schatten, die Grundlagen, auf denen man ſeit Ariſtoteles das Gebäude der menſchlichen Erkenntniſſe ſicher geſtellt glaubte, aufs Neue zu unterſuchen, und in Folge dieſer Unterſuchung den größten Theil des Gebäudes als ganz unhaltbar nachzuweiſen. Immanuel Kant (geb. 1724 zu

Königsberg in Preußen, geſt. daſelbſt als Profeſſor 1803) that dies im Jahre 1781 in einem Werke, Kritik der reinen Vernunft, das durch ſeine gegen das ganze bisherige Syſtem der Vernunftwiſſenſchaft gerichteten Zweifel den Standpunkt der Philoſophie völlig veränderte, und wenn es auch ſelbſt den Schleier, der die Wahrheit verhüllt, nicht hinwegnahm, doch manche der Truggeſtalten verſcheuchte, die ſich vorher als Wahrheit geltend gemacht hatten. Wenn der Einfluß dieſer kritiſchen Philoſophie, wie ſie vorzugsweiſe ſich nannte, nicht ein durchgängig wohlthätiger war, wenn durch das Studium derſelben manche gute Köpfe in die Irrgewinde einer neuen Scholaſtik verſtrickt wurden; ſo wirkte dieſer Einſeitigkeit doch bald der lebhafte Eifer für das klaſſiſche Alterthum entgegen, der zu derſelben Zeit durch Heyne in Göttingen, und durch Friedrich Auguſt Wolf in Halle neu angeregt ward. Wie verſchieden im Einzelnen die Anſichten beider Männer waren, doch ſtrebten ſie im Weſentlichen nach einem gemeinſamen Ziele, und nachdem lange genug dem Buchſtaben der alten Sprachen gedient worden war, wurde nun auch der Geiſt der alten Schriftſteller lebendiger erfaßt, das Innere der alten Staaten und ihre Verfaſſungen mit tieferem Ernſte und umfaſſenderem Blicke geprüft, und die Form antiker Darſtellung auch der Wiſſenſchaft angeeignet. Die Wirkungen zeigten ſich beſonders in der Geſchichtſchreibung, die jetzt erſt unter den Deutſchen zur Kunſt ward, nachdem die Geſchichte bis dahin nur tüchtige Forſcher unter ihnen gefunden hatte. Den größten Namen auf dieſem Gebiete erlangte der Schweizer Johannes Müller, beſonders durch die von ihm beſchriebene Geſchichte ſeines Vaterlandes, ein Werk an Ton, Kraft und Geſinnung, wenn auch nicht an Ebenmaß und Glätte, den beſten des Alterthums gleich, und ſie übertreffend durch anſchauliche, Alles umfaſſende Schilderung des Geſammtlebens der Zeiten.

So hatte ſich die deutſche Literatur im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts durch eigene Kraft aus der Dumpfheit, Geiſtloſigkeit und Beſchränktheit, worin ſie im Anfange deſſelben daſtand, erhoben. Aber die geiſtige Thatkraft der Nation war noch zu keinem Ruhepunkte gelangt; ſie entwickelte vielmehr im letzten Jahrzehend des Jahrhunderts einen noch größern Umſchwung der Meinungen, Gefühle und Grundſätze, der ſich zugleich mit der gewaltigen und faſt allgemeinen Umwälzung der Staaten- und Völkerverhältniſſe verſchmolz, zu deren Darſtellung unſer Werk mit dem folgenden Bande übergeht.

12.10 1879

Register

über den neunten, zehnten, elften, zwölften, dreizehnten Band.

(Die römiſche Zahl bezeichnet die Nummer der Regenten und den Band, die arabiſche die Seitenzahl.)

A.

Aachen, Proteſtanten in, X, 262., Friede zu (1668), XI, 233, (1748), XII, 326.
Abaffi, Michael, XI, 347, 356.
Abbas Schah, XII, 120.
Abdul Hamed, XIII, 213.
Abendmahlslehre, Streit darüber, IX, 250. X, 79.
Ablaß, IX, 182, 198 fg.; in der Schweiz, IX, 199.
Abo, Friede zu, XII, 252.
Achmet Köprili, XI, 345.
Acte der Harmonie, XI, 239.
Acton, Miniſter in Neapel, XIII, 47.
Addiſon, XIII, 321.
Adel, gebrochen in Portugal, IX, 96; in Spanien, IX, 99; in Polen, XII, 233; in Dänemark, XII, 96 fg.; in Rußland, XII, 109; in Schweden, XIII, 112.
Adelskrieg in Deutſchland, IX, 221.
Adelantado, Vicekönigswürde, IX, 26.
Adolf Friedrich, König von Schweden, XIII, 103.
Adolf Friedrich, Herzog von Mecklenburg-Schwerin, X, 329.
Aegypten, türkiſch, IX, 252
Aequator paſſirt, IX, 7.
Afghanen, Herrſchaft der, in Oſtindien zerſtört, XIII, 239.
Afrika umſegelt, IX, 8.
Agdalo, Schweizerhauptmann, XIII, 141.
Aghrim, Schlacht bei, XI, 286.
Agnadello, Schlacht bei, IX, 140.
Agnes von Mansfeld, X, 261.
Agricola, Johann, Verfaſſer des Interim, IX, 345.
Agricola, Rudolf, Humaniſt, IX, 188.
Aguado, IX, 25.
Ahauſen, Stiftung der Union, X, 270.
Aigues-Mortues, Zuſammenkunft zu, IX, 294.
Aiguillon, Miniſter unter Ludwig XV., XIII, 18 fg.
Akademien, in Frankreich, XI, 314 fg.; in Berlin, XI, 367; in Petersburg, XIII, 168.
Akropolis, in Athen verbrannt, XI, 437.
Akadien, ſ. Neuſchottland.
Aland, Congreß zu, XII, 169, 173.
Alba, Herzog von, bei Mühlberg, IX, 336; in Halle, IX, 343; gegen Don

Carlos X, 8; erobert Portugal, X, 19; in den Niederlanden, X, 27 fg.
Albemarle, Herzog von, XI, 191 fg., 215 fg.
Albemarle, Graf, gefangen von Villars, XII, 56.
Alberoni, Julius, XII, 189, geſtürzt, 200.
Albertiniſche Linie in Sachſen, IX, 323 fg.
Albuquerque, Alfons, IX, 50.
Albrecht, Kurfürſt von Mainz, Erzbiſchof von Magdeburg, IX, 198; Luthers Brief an ihn, 217.
Albrecht Alcibiades, IX, 334, 349, 356.
Albrecht, erſter Herzog in Preußen, IX, 243.
Albrecht, Friedrich, Herzog in Preußen, X, 242.
Albrecht, Erzherzog von Oeſterreich, Statthalter der Niederlande, X, 40.
d'Albret, Johann, IX, 147.
d'Albret, Heinrich, IX, 257.
—, Johanna, Mutter Heinrich's IV., X, 108, 110, 112; ſt., 113.
Alcaſſar, Schlacht bei, X, 18.
Aldſcheſira, türkiſch, XII, 120.
Aleander, Legat, IX, 210, 213; Verfaſſer des Wormſer Edicts, IX, 215.
d'Alembert, XIII, 144. fg., 339.
Aleucon, Herzog von, X, 131.
Alexander von Parma, X, 33—40.
— von Medici, IX, 274.
— von Polen, X, 238.
Alexandria, Handel der Stadt vor Entdeckung des Seeweges, IX, 4.
Alexei, Sohn Peter's des Großen, XII, 176.
Algarotti, X, 286.
Algier, zur Zeit Karl's V., IX, 300.
Allersheim, Schlacht bei, X, 442.
Allum, Schah, XIII, 303.
Almagro, IX, 75, 83.
Almanza, Schlacht bei, XII, 28.
Almeida, Francesco de, IX, 49.
—, Lorenzo, Sohn des Vorigen, IX, 49.
Almenara, Schlacht bei, XII, 49.
Altonaer Vergleich, XII, 100 fg.
Altranſtädt, Friede zu, XII, 144, 154.
Altringer, X, 397, 415 fg., 427.
Alviano, venetianiſcher Feldherr, IX 138, 140.
Amadeus, ſ. Savoyen.
Amalia Eliſabeth, Landgräfin von Heſſen, X, 443. Anm.
Amalia, Herzogin von Weimar, XIII, 350.
Amazonenſtrom, Befahrung deſſelben durch Orellana, IX, 84.
Amboina, die Holländer in, XI, 38.
Amboiſe, Georg von, Erzbiſchof von Rouen, IX, 122, 134, 144.
—, Blutbad von, X, 91.
—, Edict von, X, 103.
Ambringen, Johann von, XI, 348.
Amelot, Graf, franzöſiſcher Geſandter, XII, 25.
Amerigo Veſpucci, IX, 34.
Amerika entdeckt, ſ. Columbus.
Aemter, erblich in Frankreich, X, 177. XI, 44.
d'Ancre, Marſchall von, XI, 43 fg.
d'Andelot, X, 87.
André, engliſcher Major, als Spion hingerichtet, XIII, 282.
Andruſſow, Waffenſtillſtand zu, XII, 102; zum Frieden gemacht, 106.
l'Ange, Mademoiſ., XIII, 16.
Angelus Silesius, XI, 363.
Anhalt, Chriſtian von, X, 273, 308, 310.
—, Leopold von, bei Turin, XII, 35, erobert Rügen, 167, ſchult das preußiſche Militär, 265, bei Keſſelsdorf, XII, 324.
—, Leopold Max, Erbprinz, XII, 297, 309, 316.
—, Moritz, XII, 324, 348, 351, bei Hochkirch verwundet, 369.
Aniello, Thomas oder Maſaniello, XI, 13.
Anjou, Franz von, X, 131, 133.

Anſon, Heinrich von, X, 107, 111.
—, Philipp, nachheriger König von Spanien, XII, 3 fg.
Anſtarſtröm, Jacob von, XIII, 201 fg.
Anna von Beaujeu, IX, 105.
— Boleyn, X, 164, 171.
— von Bretagne, IX, 107, 108, 123.
— von Longueville, Schweſter des großen Condé, XI, 85 fg.
— Königin von Ungarn, Gemahlin Ferdinand's I., IX, 235.
— von Oeſterreich, Gemahlin Ludwig's XIII., XI, 70; Regentin, 78 fg.
— von England, XII, 13 fg.; Wechſel der Miniſter, Sturz der Marlboroughs, XII, 49, 193; ſt., 194.
— Iwanowna, XII, 223.
— Nichte der Vorigen, XII, 229; nach Sibirien verwieſen, 231.
— von Cleve, X, 171.
Anneſe, Gennaro, XI, 16.
Antigua entdeckt, IX, 23.
Antimachiavell, XII, 288.
Anton von Navarra, X, 88 fg.
Antonio von Crato, X, 19.
Antonio de Mendoza, IX, 86.
Antwerpen, von den Spaniern geplündert, X, 37.
Anzing, Verhandlungen zu, XII, 32.
Appenzell tritt in den Schweizerbund, IX, 162.
Apraxin, XII, 174.
Aragonien unter Ferdinand, IX, 99; unter Karl V., IX, 170 fg.; nimmt im ſpaniſchen Erbfolgekriege Partei für Oeſterreich, XII, 24, 28; ſeiner Privilegien beraubt, 29.
Aranda, ſpaniſcher Miniſter, XIII, 37 fg.
Arco, Graf von, am Schellenberge, XII, 20.
d'Arcon, Erfinder der ſchwimmenden Batterien, XIII, 293.
Arcos, Herzog von, Vicekönig von Neapel, XI, 12 fg.
d'Argens, Marquis, XII, 336 fg. XIII, 145.
d'Argenſon, Kriegsminiſter Ludwig's XV., XIII, 1 fg.
Argyle, Graf von, XII, 195.
Arioſto, Lodovico, X, 68.
Armfeld, ſchwediſcher General, in Norwegen, XII, 169.
Arminianer, XI, 33.
Arminius, Jacob Hermannszoon, XI, 32.
Arnim, Feldmarſchall von, X, 330, 333, 401.
Arnold, im amerikaniſchen Heere, XIII, 280 fg.
—, der Müller unter Friedrich II., XIII, 147.
Aſhley, XI, 375, ſ. auch Shaftesbury.
Aſof ul Dowla, Nabob von Oude, XIII, 303.
Aſow, von den Ruſſen erobert, XII, 113.
Aſſiento, Vertrag zwiſchen England und Spanien, XII, 59, 190.
Aſtrachan, von Iwan IV. einverleibt, X, 245.
Atahnallpa, IX, 79.
Athen, von den Venetianern erobert, XI, 437.
Aubeſpine, franzöſiſcher Geſandter in England, X, 205.
d'Aubigné, XI, 301 fg., ſ. Maintenon.
Augsburg, Interim, IX, 345.
—, Religionsfriede, IX, 358.
—, Sinken der Stadt im dreißigjährigen Kriege, X, 337.
Augsburgiſche Confeſſion, IX, 275.
Auguſt, Kurfürſt von Sachſen, Bruder von Moritz, X, 259, 263; ſt., 264.
— II., König von Polen, XII, 108; wird katholiſch, 112; im nordiſchen Kriege, 128 fg.; ſchließt den Frieden zu Altranſtädt, 144; bricht ihn, 154; im Conflict mit den Polen, 234; ſt., 242.
— III., wird katholiſch, 236; ſein Kampf mit Stanislaus um die polniſche Krone, 242; König von Polen, 243; ſeine Regierung, 246 fg.

Auguſt, Prinz von Sachſen, Erzbadminiſtrator von Magdeburg, X. 448.
d'Auſtria, Juan, X, 5, 14, 33.
Autos da fé in Spanien, IX, 100.
d'Avaux, franzöſiſcher Geſandter in Münſter, X, 445.
—, des Vorigen Neffe, Geſandter in Nymwegen, XI, 264.
Aveiro, Herzog von, XIII, 29.
Avignon, eingezogen v. Ludwig XIV., XI, 231.
Azoren, entdeckt, IX, 6.
Azteken, IX, 61.

B.

Baco von Verulam, XI, 405.
Baden, Disputation zwiſchen Eck und Zwingli zu, XI, 248.
—, Friede zu, XII, 63.
Baden-Durlach, Markgraf Georg Friedrich von, X, 313 fg.
Baden, Ludwig, Markgraf von, XI, 288, 358 fg. XII, 17 fg., 21; ſt., 39.
Bagdad, XII, 119, 121.
Bahama-Inſeln, entdeckt, IX, 19.
Bahus, an Schweden abgetreten, XII, 91.
Baiern, Erbfolgeſtreit in, (von 1503), IX, 157.
—, Albrecht IV. von, IX, 157.
—, Ludwig und Wilhelm von, Gegner der Reformation, IX, 241, 250 fg.
—, Albrecht V. und Wilhelm V., X, 269.
—, Maximilian I., Sohn von Wilhelm, X, 269, 304; Kurfürſt, X, 312, 341 fg.; ſucht Hülfe bei Wallenſtein, 382; ſchließt den Ulmer Waffenſtillſtand, 444.
—, Maximilian Heinrich, Sohn des Vorigen, Erzbiſchof von Köln; tritt auf die Seite Ludwig's XIV., XI, 234 fg., 275.
—, Max Emanuel, Enkel von Max I., gegen die Türken, XI, 349; erobert Belgrad, 358; im ſpaniſchen Erbfolgekriege für Frankreich, XII, 3, 7, 14; in Tyrol, 16; bei Höchſtädt, 20; geächtet, 32; wiederhergeſtellt, 62.
Baiern, Joſeph Ferdinand, Kurprinz, XII, 2.
—, Joſeph Clemens, Kurfürſt von Köln, XII, 3, 13; geächtet, 32; wiederhergeſtellt, 62.
—, Karl Albert, XII, 303; läßt ſich in Böhmen huldigen, 306; Kaiſer, 307, 312; ſt., 315.
—, Maximilian III., des Vorigen Sohn, ſchließt den Frieden zu Füſſen, XII, 318; ſt., XIII, 131.
—, Karl Theodor, XIII, 132.
Bairiſcher Erbfolgekrieg, XIII, 132 fg.
Baireuth, ſ. Brandenburg.
Baireuth, Dragonerregiment bei Hohenfriedberg, XII, 320.
Bajazeth II., IX, 251.
Balboa, Vasco Nugnez, entdeckt die Südſee, IX, 39 fg
Banat, von den Oeſterreichern erobert, XII, 200.
Banditen, im Kirchenſtaat, X, 49.
Bañer, ſchwediſcher General, X. 397, 432, 433, 437; ſt., 438.
Bar, Conföderation zu, XIII, 68.
Barbareskenſtaaten, deren Entſtehung, IX, 289.
Barbaroſſa, Horuk und Schereddin, IX, 289.
Barbets (Waldenſer), XI, 429.
Barcelona, im ſpaniſchen Erbfolgekriege, XII, 25; von Berwick erſtürmt, 63.
Barcſai, Achatius, XI, 344.
Barebone-Parlament, XI, 201, 202.
Barlaimont, X, 25.
Barriere-Vertrag, XII, 57 fg.; verletzt von Joſeph II., XIII, 160.
Barrikaden, in Paris, X, 137.
Bartholomäus Diaz, ſ. Diaz.
Bartholomäus-Nacht, X, 111 fg.
Bärwalde, Vertrag zu, X., 355.
Baſedow, XIII, 342.

Baſel, tritt in den Schweizerbund, IX, 161.
Baſſet, in Catalonien, XII, 24 fg.
Baſſewitz, von, Miniſter des Herzogs von Holſtein-Gottorp, XII, 174.
Batavia, die Holländer in, XI, 39.
Bathory, Stephan, Großfürſt von Siebenbürgen, König von Polen, X, 240, 245.
—, Gabriel, XII, 119.
Batterien, ſchwimmende, XIII, 293.
Batudſchina, Schlacht bei, XI, 358.
Bauernkrieg, in Deutſchland, IX, 232.
Bayard, IX, 128; Eroberung von Brescia, 145; ſchlägt Franz I. zum Ritter, 151; ſt., 261.
Bayard-Orden, XII, 285.
Bayle, Pierre, XI, 331, 332.
Beaufort, Herzog von, während der Fronde, XI, 85 fg.; bringt den Venetianern Hülfe nach Candia, XI, 435.
Behaim, Martin, IX, 34.
Belgien, ſ. Niederlande; Joſeph's II. Verfahren in, XIII, 184.
Belgrad, von den Türken erobert, XI, 359; Schlacht bei, XII, 200; kommt an Oeſterreich, 200; wieder abgetreten, 210.
—, Friede zu, XII, 210.
Belleisle, Graf, franzöſiſcher General im öſterreichiſchen Erbfolgekriege, XII, 305 fg.
Belling, preußiſcher General im ſiebenjährigen Kriege, XII, 392.
Bellino, Gebrüder Gentile u. Giovanni, X, 60.
Bender, Karl XII. in, XII, 153.
Bender, von Potemkin erobert, XIII, 179.
Benedict XIV. (Prosper Lambertini) gegen die Jeſuiten, XIII, 48.
Benevent, durch Alexander VI. vom Kirchenſtaate getrennt, IX, 131.
Bengalen, die Engländer in, XIII, 301.
Benin, entdeckt, IX, 7.
Bentinck, Graf von Portland, XI, 400.
Bentivoglio, Familie der, in Bologna, IX, 135, 143.
Bering, Entdecker der Beringsſtraße, XIII, 316.
Bergen, Treffen bei, XII, 389.
Bergiſche Erbſchaft, IX, 275; XII, 266, 267.
Berlichingen, Götz von, IX, 237.
Berlin, Vertrag zwiſchen Friedrich Wilhelm I. und Karl VI. in Betreff der kleveſchen Erbſchaft, XII, 266; verſchönert durch Friedrich II., 335; Unterhandlungen zwiſchen Guſtav Adolph und dem Kurfürſten, 359; Oeſterreicher und Ruſſen dort, 385.
Bernhard von Weimar, X, 372; erobert Kempten, 382; bei Lützen 390; wird mit Würzburg und Bamberg belehnt, 398; bei Nördlingen, 427; ſt., 435.
Bernſtorf, Graf, Hartwig von, XIII, 84.
Bernlle, Peter, gründet ein Seminar, XI, 51.
Berwick, Vertrag zu, XI, 129.
Berwick, Marſchall von, gegen die Camiſarden, XI, 323; in Spanien, XII, 24; ſiegt bei Almanza, 28; erſtürmt Barcelona, 63; ſt., 206.
Beſtuchew, XII, 231, 362.
Bethune, franzöſiſcher Geſandter in Warſchau, XI, 349.
Bethlen Gabor, X, 303, 305, 309, 317, 323. XII. 119.
Bevern, ſ. Braunſchweig.
Bevezier, Schlacht auf der Höhe von, XI, 284.
Beza, Theodor, X, 81; im Religionsgeſpräch zu Poiſſi, X, 96.
Bibelüberſetzung Luther's, IX, 244.
Bibliothek in Heidelberg, X, 316.
Bilderſturm in Wittenberg, X, 218.
Bill of rights, XI, 392.

Bill septennial, XII, 195.
Birkenfeld, Pfalzgraf Chriſtian von, X, 397.
Biron, XII, 223; mit Kurland belehnt, 224; Regent nach Anna's Tode, 229; miſcht ſich in die polniſchen Händel, 242; nach Sibirien, 229; kehrt zurück, 231.
Biſchöfliche Kirche, X, 186.
Blake, XI, 195 fg.
Blanca, Maria Sforza, IX, 111.
Blanc, Mesnil, XI, 81 fg.
Blasco, Nugnez Vela, IX, 86.
Blekingen an Schweden, XII. 91.
Blesneau, Sieg Condé's bei, XI, 97.
Blidt, Andreas, däniſcher General, XII, 90.
Blois, Vergleich zu, von 1504, IX, 136; von 1510, 143; von 1513, 148; von 1588, X, 138.
Blount, XII, 197.
Blumenorden, der gekrönte, XI, 363.
Bochhold, Johann, IX, 285.
Bocskai, Stephan, X, 267. XII, 119.
Bodenſtein, Andreas, IX, 205.
Bodmer, XIII, 343.
Bogislaw XIV., Herzog von Pommern, X, 330; ſt., 436.
Böhme, Jacob, XI, 368.
Böhmen, unter Rudolf II., X, 277; Unruhen, 296; Wiederherſtellung des Katholicismus, 310, 311.
Boileau, XI, 339.
Bojador umſegelt, IX, 6.
Boleyn, Anna, X, 164, 171.
Bolingbroke, XII, 50, 194, 195.
Bologna, an den Kirchenſtaat, IX, 135, 143.
Bolt, Ferdinand, holländiſcher Maler, XI, 421.
Bombay, engliſch, XI, 374.
Bonner, Biſchof in London, X, 181.
Bonneval, franzöſiſcher Officier im türkiſchen Dienſt, XII, 227.
Bonnivet, Admiral Franz' I., IX, 260, 261; bei Pavia, 263.
Bora, Katharina von, IX, 245.
Bordeaux empfängt Condé, XI, 91.
Borgia, Cäſar, IX, 113, 130; ſt., 134.
Borgia, Lucrezia, IX, 131.
Boris, Gudunow, X, 246.
Bornholm an Schweden, XII, 91; erhebt ſich gegen Schweden, 93; kommt wieder an Dänemark, 95.
Boscawen, engliſcher Admiral, XII, 403.
Boſſuet, XI, 334. XII, 91.
Boſton, Widerſtand gegen England, XIII, 259 fg.
Botanybai, XIII, 313.
Bothwell, Graf, X, 194.
Bothwellbrücke, Schlacht an der, XI, 382.
Boucquoi, X, 301, 305 fg.; ſt., 319.
Boufflers, Marſchall, XI, 272, 320.
Bougainville, Weltumſegler, XIII, 315.
Bouillon, Herzog von, XI, 91, 250.
Bourbon, Haus, Abſtammung, X, 88.
—, Karl, Connetable, IX, 259; gegen Rom, 268.
—, Karl, des Vorigen Sohn, Cardinal und Erzbiſchof von Rouen, X, 88, 133; ſt., 146.
—, Anton, X, 88
Bourbon-Condé, Miniſter von Ludwig XV., XII, 201, 216; verwieſen, 218.
Bourbon, Inſel, XIII, 241.
Bourdaloue, XI, 334.
Bourdelot, XII, 74.
Bourgoyne, engliſcher Feldherr in Nordamerika, XIII, 263 fg.
Bournonville, öſterreichiſcher Feldherr, XI, 248.
Bouthillier, XI, 79.
Bovadilla, Franz, IX, 28.
Boynefluß, Schlacht am, XI, 285, 286.
Braddock, XII, 403.
Brabſhaw, John, XI, 175 fg.

Braganza, Herzog Ferdinand von, hingerichtet, IX, 96.
Braganza, Haus, kommt auf den portugiesischen Thron, XI, 14.
Brahe, Graf, hingerichtet, XIII, 104.
Bramante, X, 58, 64.
Brandenburg, unter Kurfürst Joachim I., IX, 297. X, 223.
—, Albrecht, des Vorigen Bruder, Erzbischof von Mainz, IX, 198.
—, Joachim II., IX, 297, 301, 340, 341.
—, Johann, Markgraf von der Neumark, IX, 330, 346.
—, Joachim Friedrich, X, 295.
—, Johann Sigismund, X, 274, 275; wird Calvinist, 293, 296.
—, Johann Georg, des Vorigen Bruder, gewählter Bischof von Straßburg, X, 262, 294, 301; als Herzog von Jägerndorf geächtet, 309; st., 310.
—, Christian Wilhelm, Erbadministrator von Magdeburg, X, 256.
—, Georg Wilhelm, X, 329, 356.
—, Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, X, 448; im Kriege gegen Frankreich, XI, 244; schließt den Frieden zu Vossem, 245; siegt gegen die Schweden bei Fehrbellin, 252; erobert Stettin, 257; siegt in Preußen über Horn, 258; schließt den Frieden von St. Germain, 258; warnt vor französischen Uebergriffen, 275; st., 282; während des poln.-schwedischen Krieges, XII, 83; bei Warschau, 86; souveräner Herzog von Preußen, 87; zeichnet den Weg zur künftigen Größe des Staates vor, 253.
—, Friedrich III., sein Charakter, XII, 254; seine Gemahlin, 254; wird König von Preußen, 255; Sinn für Kunst und Pracht, 256; stiftet die Universität Halle, 257.
Brandenburg-Culmbach oder Baireuth, Kasimir, IX, 238.
—, Albrecht Alcibiades, IX, 334, 356.
Brandenburg-Culmbach, Ansbach, Georg der Fromme, IX, 276, 278.
—, Georg Friedrich, dessen Sohn, von Jägerndorf, X, 242, 295.
—, Albrecht, erster Herzog von Preußen, IX, 243.
— Albrecht Friedrich, dessen Sohn, X, 242, 295.
—, Christian von Baireuth in der Union, X, 271.
—, Christian Ernst, Anführer des Reichsheeres im Erbfolgekriege, XII, 39.
—, Joachim Ernst von Anspach, X, 271, 305.
Brandenburger, unter Leopold von Dessau in Italien, XII, 35.
Brandewyne, Schlacht bei, XIII, 271.
Brandt, Graf, hingerichtet, XIII, 101.
Branntwein, Einführung des, X, 286.
Branicki, polnischer Kronfeldherr, XIII, 224.
Brasilien, entdeckt, IX, 46.
Braunau, Kloster, X, 297.
Braunschweig, Grubenhagen, Ernst, Herzog von, IX, 338.
—, Heinrich der Jüngere, IX, 302, 315, 342.
—, Christian, Administrator von Halberstadt, X, 314, 324, 326.
—, Rudolf August, im spanischen Erbfolgekriege, XII, 13.
—, Anton Ulrich, XII, 229; nach Sibirien verwiesen, 232.
—, Ferdinand, bei Soor, XII, 322; bei Prag, 350; Anführer des preußisch-englischen Heeres in Norddeutschland, 364, 371.
—, Ludwig, des Vorigen Bruder, XII, 322.
—, Franz, fällt bei Hochkirch, XII, 369.
—, Wilhelm von Bevern, bei Lowositz, XII, 345; geschlagen bei Breslau, 358; Mitglied des Hofes in Rheinsberg, XII, 284.

Braunſchweig, Eliſabeth Chriſtine, Gemahlin Friedrich's II., XII, 281.
—, Georg von Lüneburg, X, 326.
—, Georg, Wilhelm von Zelle, XI, 343.
—, Johann Friedrich von Hannover, XI, 365, 366.
—, Ernſt Auguſt von Hannover, XI, 343, 366.
—, Georg Ludwig, nachmaliger König von England, im ſpaniſchen Erbfolgekriege, XII, 13.
Breda, Friede zu, XI, 375.
Brederode, Heinrich von, X, 25.
Breiſach, durch Bernhard von Weimar erobert, X, 435.
—, im ſpaniſchen Erbfolgekriege erobert, XII, 18.
Breitenfeld, Schlacht bei, X, 368.
Breitinger, XIII, 343.
Bremen, Schutzbündniß mit Hamburg und Lübeck, X, 463; behauptet ſeine Unabhängigkeit gegen Schweden und Dänemark, XI, 342.
Bremen, Bisthum, kommt an Schweden, X, 446, 448; an Hannover von den Dänen verkauft, XII, 167; beſtätigt, 173.
Brenkenhof, Geheimer Finanzrath, XIII, 119.
Breslau, Gefecht bei, XII, 358.
—, Friede zu, XII, 311.
Bretagne, mit Frankreich vereinigt, IX, 150.
Briel, X, 30.
Brihuega, Schlacht bei, XII, 52.
Briſſac, überliefert Paris an Heinrich IV., X, 149.
Broglio, Marſchall von, im erſten ſchleſiſchen Kriege, XII, 312; im ſiebenjährigen, 371.
Brömſebrö, Friede zu, X, 441.
Brouſſel, XI, 81 fg.
Browne, öſterreichiſcher Feldmarſchall, XII, 334; ſt., 350.
Brück, Kanzler, X, 258.
Brüder vom gemeinſamen Leben, IX, 187.
Brüderſchaft, heilige, in Spanien, IX, 99.
Brühl, Graf, XII, 246; im erſten ſchleſiſchen Kriege, 309; im zweiten, 322; im dritten, 340 fg.
Brüſſel, Friede zu, IX, 152.
Bucaniers, XI, 427.
Bucer, Martin, IX, 222.
Buckingham, Günſtling Jacob's I., XI, 113.
—, Sohn des Vorigen, Miniſter Karl's II., XI, 375.
Buffon, XIII, 340.
Buggenhagen, IX, 320; in Dänemark, X, 226.
Bulle, In coena domini, X, 48; Unigenitus, XI, 329.
Bündniß, das große, XII, 11.
Bundſchuh, IX, 233.
Bunkershill, Gefecht bei, XIII, 269.
Bunzelwitz, Lager bei, XII, 391.
Buonarotti, Michel Angelo, X, 62.
Büren, Maximilian von, IX, 322.
Bürger, der Dichter, XIII, 349.
Burke, Edmund, für Amerika, XIII, 266; für die oſtindiſche Bill von Fox, 309.
Burkersdorf, Gefecht bei, XII, 397.
Burleigh, Cecil, X, 185.
Burmann, Peter, XI, 416.
Burtenbach, Schärtlin, IX, 326, 349.
Buſche, Hermann von dem, IX, 225.
Bute, Lord, Miniſter Georg's III., XII, 389, 404.
Butturlin, XII, 389.
Buys, XII, 11.
Byng, engliſcher Admiral, ſchlägt die Spanier bei Cap Paſſaro, XII, 191.
Byng, Sohn des Vorigen, XII, 403.

C.

Cabal, Miniſterium Karl's II., XI, 377.
Cabot, Sebaſtian, entdeckt Labrador, IX, 35.
Cabral, IX, 46.

Cabettenhäuser in Preußen, XIII, 118.
Cadix, von den Engländern erobert, X, 210. XII, 23.
Cajetan, päpstlicher Legat, IX, 202.
Calais, von den Franzosen erobert, X, 183.
Calas, Jean, in Toulouse, XIII, 329.
Calcinato, Reventlow von Vendome geschlagen, XII, 34.
Calderon de la Barca, XI, 424, 425.
Calderon, Rodrigo, XI, 1.
Calcutta entdeckt, IX, 46.
Californien entdeckt, IX, 74.
Calpy, Schlacht bei, XIII, 247.
Calvin, Johann, X, 72 fg.
Calviniſten in der Pfalz, X, 253.
Calvinismus in Sachſen, X, 263.
Cambden, Gefecht bei, XIII, 285.
Cambray, Ligue zu, IX, 139; Congreß zu, XII, 201.
Chateau Cambreſis, Friede zu, X, 4.
Cameron, XI, 382.
Cameronianer, XI, 383.
Camiſarde, Aufſtand der, XII, 23.
Camoens, Louis de, X, 17.
Campe, XIII, 342.
Campeggio, päpstlicher Nuntius, in Deutſchland, IX, 220; in England, X, 165.
Canada, von den Engländern erobert, XII, 405; bleibt engliſch, 409; im nordamerikaniſchen Kriege, XIII, 273.
Canal, königlicher, XI, 310.
—, Seeſchlacht im, XI, 195.
Candia wird türkiſch, XI, 432 fg.; von den Ruſſen vergebens belagert, XIII, 74.
Canſtein, Freiherr Hildebrand, XII, 258.
Cantonverfaſſung in Preußen, XII, 264.
Cap Breton wird engliſch, XII, 409.
Cap der guten Hoffnung umſchifft, IX, 8 fg.; von den Holländern genommen, XI, 40.
Cap Lagos, Schlacht bei, XII, 406.
Caprara, öſterreichiſcher General, XI, 248, 284.
Caraccioli, päpstlicher Legat, IX, 210.
Caraffa, Cardinal, IX, 378.
—, Papſt Paul IV., IX, 379.
—, Cardinal in Böhmen, X, 310.
—, Graf, Gouverneur von Ober-Ungarn, XI, 356.
Cardis, Friede zu, XII, 99.
Carleton, engliſcher General in Nordamerika, XIII, 274.
Carlos, Sohn Philipp's II., X, 6.
—, Sohn Philipp's V., X, 201.
Carliſle, Schloß, X, 197.
Carlowitz, Friede zu, XII, 107, 122, 199.
Carnatic, Nabob von, XIII, 248.
Carpi, Schlacht bei, XII, 10.
Carranza, Primas von Spanien, X, 4.
Carteret, Lord, XII, 329.
Carteſius, Des Cartes, XI, 329, 416, 417.
Carvajal, Pizarro's Freund, IX, 87; hingerichtet, 88.
Carvalho, ſ. Pombal.
Caſale, Beſatzungsrecht von, XI, 271, 290.
Caſteau, Erſtürmung von, XI, 261.
Caſtel-melhor, portugieſiſcher Miniſter, XI, 22.
Caſtel-naudari, Schlacht bei, XI, 65.
Caſtilien, mit Aragonien vereinigt, IX, 98; unter Karl V., 171 fg.; im ſpaniſchen Erbfolgekriege für Philipp V., XII, 26, 28.
Caſtro, Chriſtoval Vaco de, IX, 83.
Catalonier im ſpaniſchen Erbfolgekriege, XII, 24 fg.; ihrer Vorrechte beraubt, 29, 63; Karl VI. verwendet ſich für ſie, 61, 63.
Catesby, XI, 111.

Catinat beſetzt Caſale XI, 271; ſiegt bei Staffarda, 284; bei Marſaglia, 288; nimmt Ath, 290; gegen Eugen, XII, 9; bei Carpi geſchlagen, 10.
Cavalier, der Camiſardenführer, XII, 23.
Cavendiſh, engliſcher Seefahrer, X, 209.
Cayenne, durch Colbert eine franzöſiſche Colonie, XI, 310.
Cecil, ſ. Burleigh.
Cellamare, ſpaniſcher Geſandter in Paris, XII, 191.
Celtes, Conrad, IX, 188.
Cempoalla, IX, 67.
Cerbagne, an Spanien abgetreten, IX, 108.
Ceriſole, Schlacht bei, IX, 307.
Cervantes, X, 44.
Cervino, Legat, IX, 344.
Ceſar, ſ. Borgia.
Cette, Hafen von, XI, 310.
Ceylon, Portugieſen auf, IX, 53; von den Holländern verdrängt, XI, 38.
Chalais, Graf, XI, 55.
Chambres ardentes, X, 89.
Chambres mi-parties aufgehoben, XI, 318.
Chandernagor, franzöſiſche Colonien, von den Engländern genommen, XIII, 248.
Charité in Berlin gegründet, XII, 263.
Charlottenburg gegründet, XII, 254.
Charter of graces, XI, 138.
Chaſot, Freund Friedrich's II., XII, 283.
Chatam, ſ. Pitt.
Chateau Cambreſis, Friede zu, X, 4.
Chateauroux, Herzogin v., XIII, 2.
Chatel, Johann, X, 151.
Chatelet, Marquiſe du, XIII, 325 fg.
Chauvin, ſ. Calvin.
Chavigny, XI, 73 fg.
Cheregato, Legat, IX, 219.
Chiari, Schlacht bei, XII, 11.
Chierasco, Friede zu, XI, 29, 54.
Chievres, Erzieher Karl's V. IX, 171.
Chigi, Papſt Alexander VII., XI, 230.
Chigi, Mario, Bruder des Papſtes, XI, 230, 231.
Chile, IX, 85.
Chmielnizki, Bogdan, XII, 80; ſt., 162.
—, Georg, XII, 102.
Choczim, Friede zu, XII 80; Schlacht bei, 104.
—, von den Ruſſen genommen, XII, 228.
Choiſeul, franzöſiſcher Miniſter, XII, 372, XIII, 15, 17; bringt den bourboniſchen Familienpact zu Stande, XII, 406, 407; unterſtützt Guſtav III. von Schweden, XIII, 107.
Cholula, IX, 60.
Chotuſitz, Schlacht bei, XII, 310.
Chriſtian II. von Dänemark, X, 219, fg.
— III., X, 225, 226.
— IV., X, 318, 323; bei Lutter am Barenberge geſchlagen, 326; ſchließt den Lübecker Frieden, 333; gegen Schweden, 347; gegen Torſtenſon, 439; wird zum Frieden von Brömſebrö gezwungen, 441; ſt., XII, 87.
— V., XII, 100, 101.
— VI., XIII, 84.
— VII., XIII, 85 fg.
Chriſtian I., Kurfürſt von Sachſen, X, 265.
— von Anhalt, X, 273, 308, 310.
— von Braunſchweig X, 314, 324, 326.
— Wilhelm, Adminiſtrator von Magdeburg, X, 256.
— Albrecht, Herzog von Holſtein-Gottorp, XII, 100.
—, Markgraf von Brandenburg aus der fränkiſchen Linie, X, 271.

Christian von Birkenfeld, X, 397, 398.
Christine, Königin von Schweden, ihre Persönlichkeit, XII. 71; Regentin 72; ihre Gelehrsamkeit 73 fg.; dankt ab, 75; wird katholisch, 76; ihre Reisen, 77.
Churchill, s. Marlborough.
Chyträus, X, 254.
Cilius Aloysius, Verfertiger des verbesserten Kalenders, X, 49.
Cima da Conegliano, X, 60.
Cinqmars, XI, 71 fg.
Clara Eugenia Isabella, Tochter von Philipp II., X, 40.
Clarendon, Lord Hyde, XI, 373; abgedankt, 375.
Claudia, Tochter Ludwig's XII., IX, 150.
Claudius, Mathias, XIII, 341.
Claverhouse, Graham von, XI, 381.
Claypole, Cromwell's Schwiegersohn, XI, 206.
—, Elisabeth, seine Gemahlin, XI, 213.
Clemens, s. Papst.
Clement, Jacques, X, 141.
Clermont, französischer General, im siebenjährigen Kriege, XII, 364; bei Krefeld geschlagen, 371.
Clinton, Henry, englischer General in Nordamerika, XIII, 280 fg.
Clissow, Schlacht bei, XII, 133.
Clive, Lord, Gouverneur in Ostindien, XIII, 242, 302.
Cochin, Niederlassung der Portugiesen, IX, 47.
Coehorn, holländischer Ingenieur, XI, 287.
Cognac, heilige Ligue zu, IX, 267.
Coimbra, Universität durch Pombal gehoben, XIII, 24.
Coke, Edward, XI, 119; hingerichtet, 373.
Colbert, Jean Bapt., XI, 310 fg.
Colbert-Croissy, XI, 264.
Colbert-Torcy, XI, 302. XII, 44.
Coligny, Admiral, X. 88, 95, 112; ermordet 118.
—, Gaspard de, Marschall, des Vorigen Enkel, XI, 77.
Collegium der vier Nationen in Paris, XI, 228.
Colonna, Statthalter Karl's V. in Neapel, IX, 258.
—, die, in Rom, IX, 267.
Columbus, Christoph, IX, 9 fg.
—, Bartholomäus, IX, 14, 29, 33; eben da und auf den folgenden Seiten auch Diego u. Louis Columbus.
Commendone, Cardinal, X, 254.
Commission, die hohe, abgeschafft, XI, 136; von Cromwell wieder eingeführt, 213.
Comorin, Cap, XIII, 348.
Compactaten, Prager, aufgehoben, X, 255.
Compromiß des niederländischen Adels, X, 25.
Concil, s. Trident.
Concini, XI, 43.
Concordat von Franz I. mit Leo X., IX, 254.
Concordienformel, X, 264.
Condé, Ludwig X, 88 fg.; ff., 109.
—, Heinrich, X, 113; ff., 136.
—, Heinrich II., XI, 46, 57, 77.
—, Ludwig, des Vorigen Sohn, Herzog von Enghien, siegt bei Rocroi, XI, 16; bei Lens, 16; gegen die Fronde, 85 fg.; verhaftet, 90; von Mazarin freigegeben, 93; seine Empörung, 96; in Paris, 101; verurtheilt, 103; wiederhergestellt, 223; erobert die Franche Comté, 232; im Kriege gegen Holland, 241, 246; bei Senef, 249; dankt ab, 251.
Confession, Augsburgische, IX, 275 fg.
Confessio fidei Sigismundi, X, 296.
Confessio tetrapolitana, IX, 277.
Conföderationen in Polen, XII,

233; aufgehoben, XIII, 225; in Targowicz, 227; zu Radom, 67; zu Bar, 68.
Congo entdeckt, IX, 7.
Congregation in Schottland, X, 189.
Congreß, amerikaniſcher, XIII, 264.
Conring, Hermann, XII, 74.
Conſarbrück, Schlacht bei, XI, 250.
Contades, franzöſiſcher Feldherr im ſiebenjährigen Kriege, XII, 371.
Conti, Torquato, X, 353.
—, Prinz von, Bruder des großen Condé, XI, 85, 87; gefangen, 90; befreit, 93; ſöhnt ſich mit dem Hofe aus, 103.
—, des Vorigen Sohn, Bewerber um die polniſche Krone, XII, 108.
Contraremonſtranten od. Gomariſten, XI, 33.
Conway, engliſcher General u. Miniſter, XIII, 257.
Cook, James, XIII, 311.
Coote, Sir Eyre, gegen Hyder Ali, XIII, 305.
Copernicus, X, 243.
Corbinsdale, Montroſe geſchlagen, XI, 182.
Cordova, Hernandez, entdeckt Yukatan, IX, 54.
—, Gonſalvo de, Feldherr Ferdinand's, IX, 125, 127, 129.
—, Gonzalez, X, 334.
Corneille, Pierre, XI, 335.
Cornwallis in Nordamerika, XIII, 280, 285; gefangen, 288.
Coromandel, IX, 53; XIII, 241.
Correggio, X, 66.
Corpus evangelicorum, XI, 342.
Corſica, XII, 219; wird franzöſiſch, XIII, 16.
Cortez, Fernando, erobert Mexiko, IX, 55; entdeckt Californien, 74.
Cosmo, ſ. Toscana.
Cotton, Jeſuit, XI, 43.
Coutras, Schlacht bei, X, 135.
Covenant der Schotten, XI, 127.
Covillam, IX, 8.
Cranmer unter Heinrich VIII., X, 166; unter Eduard, 174; unter Maria, 182.
Crebillon, XIII, 325.
Crefeld, Schlacht bei, XII, 372.
Cremona überfallen, XII, 11.
Crequi, Marſchall, bei Breme, XI, 5
—, Herzog von, Geſandter in Rom, XI, 230.
—, Herzog u. Marſchall bei Conſarbrück, XI, 250, erobert Speier, 282.
Crespy, Friede zu, IX, 307.
Crillon in Paris, X, 307.
—, ſpaniſcher Feldherr, erobert Minorka, XIII, 292, 294.
Croiſſy, ſ. Colbert.
Cromwell, Oliver, XI, 150 fg.; Protector, 204; lehnt die Krone ab, 211, ſt., 214.
—, Richard, XI, 215 fg.
—, Henry, XI, 215.
Cromwell, Thomas, Miniſter von Heinrich VIII., X, 167; ſt., 172.
Crotus Rubianus, IX, 189.
Crownpoint, XIII, 273—275.
Cuba entdeckt, IX, 19.
Cullera, Marquiſe von, XII, 25.
Culloden, Schlacht bei, XII, 330.
Cumberland beſiegt den Prätendenten, XII, 330; bei Haſtenbeck geſchlagen, 362.
Czatoriſky, Adam, XIII, 65, 66.
Czernitſcheff bei Loudon, XII, 391; bei Friedrich, 396.

D.

Dach, Simon, XI, 362.
Dahlberg, vertheidigt Riga, XII, 128.
Dalekarlier unterſtützen Guſtav Waſa, X, 229; für Guſtav III., XIII, 106.
Dalin, Lehrer Guſtav's III., XIII, 104.

Dampierre, X, 301; schlägt den Mansfeld bei Budweis, X, 302; st., 319.
Dänemark unter Johann I., X, 218.
— unter Christian II. X, 219 fg.
— unter Friedrich I., X, 223.
— unter Christian III., X, 224.
— unter Friedrich II., X, 226.
— unter Christian IV., XII, 87; vgl. auch Christian IV.
— unter Friedrich III., XII, 97.
— unter Christian V., XII, 100—125.
— unter Friedrich IV., XII, 125; schließt den Frieden zu Travendahl, 128; schließt nochmals Frieden, 173; st., XIII, 84.
— unter Christian VI. und Friedrich V., XIII, 84.
— unter Christian VII., XIII, 85; erhebt Struensee, 85; wird völlig geistesschwach, 91; entläßt Struensee, 94; legt die Regierung nieder, 103.
—, Verfassungsveränderung in, XII, 96—98.
Danzig, belagert, XII, 86, 243.
Daud Pascha, XII, 120.
Daun, österreichischer Feldmarschall, vertheidigt Turin, XII, 35; nimmt Neapel, 37; siegt bei Kollin, 347, 353; bei Breslau, 358; bei Hochkirch, 369; belagert Dresden, 381; bei Liegnitz, 383; bei Torgau, 387; bei Burkersdorf, 397.
Davenant, englischer Dichter, XI, 412.
Davila, Arrigo Caterino, X, 68.
Davison, Minister Elisabeth's, X, 204, 207.
Declaratory-Bill, XIII, 257.
Deimling, X, 314.
Delbi, Blutbad zu, XIII, 241.
Demetrius, der falsche, X, 246.
Denain, Albemarle gefangen, XII, 56.
Denis, österreichischer Dichter, XIII, 343.
Des Cartes, s. des Cartes.
Despigno, Marquise, Gemahlin von Victor Amad. II., XIII, 43.
Dessau, Bündniß zu, IX, 241.
—, Schlacht bei, X, 325.
Des Saucheſ, österreichischer Feldherr, XI, 249.
Dettingen, Schlacht bei, XII, 314.
Deutsche Sprache, Einfluß der französischen darauf, XI, 363, 364.
Deutschland unter Maximilian I. (1493—1519), IX, 153.
— unter Karl V. (—1556), IX, 176 fg.
— unter Ferdinand I. (—1564) X, 249—253.
— unter Maximilian II. (—1576), X, 254—260.
— unter Rudolf II. (—1612), X, 260—279.
— unter Mathias (—1619), X, 291.
— unter Ferdinand II. (—1639), X, 300—434.
— unter Ferdinand III. (—1659), X, 434 fg.
— unter Leopold I. (—1705), XI, 340—344.
— unter Joseph I. (—1711), XII, 30—53.
— unter Karl VI. (—1740), XII, 54—59, 199—211.
— unter Karl VII. (—1745), XII, 293—326.
— unter Franz I. (—1765) und Joseph II. (—1790), XIII, 125—181.
Diana von Poitiers, X, 85.
Diaz, Bartholomäus, IX, 8.
—, Diniz, IX, 6.
Diderot, XIII, 339.
Dierecke, preußischer General, XII, 378.
Digby, Lord, XI, 111.
Dissenters in England, Entstehung, X, 186.
Dissidenten in Polen, XIII, 65.
Dimitry, der falsche, X, 246.
Dithmarsen angegriffen von Johann I., X, 219.

Diu, von den Portugiesen erobert, IX, 53.
Doggersbank, XIII, 292.
Dohna, preußischer General, XII, 366, 373.
Dolgorucki, die, XII, 222; gestürzt, 224.
— erobert die Krim, XIII, 74.
Dombrowski, XIII, 233.
Dominikaner im Streit mit den Jesuiten, XI, 326.
Dominique, englisch, XII, 408.
Dömitz, Schlacht bei, von Baner gewonnen, X, 432.
Donauwerth, X, 269.
Dordrecht, Synode zu, XI, 36.
Doria, Andrea, IX, 272, 300, 366.
— Gianettino, IX, 366.
—, Thedisius, IX, 4.
Dornick erobert, XII, 47.
Dorozenko, XII, 104.
Dortmund, Vergleich zu, X, 275.
Dover, Schlacht, s. Canal, Schlacht im.
Douw, Maler, XI, 422.
Dragonaden, XI, 319.
Drake, Francis, X, 209.
Dreißigjähriger Krieg, Beginn, X, 296; Folgen desselben, 452.
Dresden, Friede zu, XII, 325; im siebenjährigen Kriege, 344; Schmettau in, 370; übergiebt die Stadt, 378; Friedrich davor, 380, 381.
Dreux, Schlacht bei, X, 102.
Drontheim, den Schweden abgetreten, XII, 91; erhebt sich gegen sie, 93; wieder an Dänemark, 95.
Dryden, John, XI, 412.
Dschem, IX, 109.
Dubarry, Gräfin, XIII, 16.
Dubienka, Schlacht bei, XIII, 229.
Dubois, Cardinal, XII, 182; st., 188.
Dudley, Guilford, X, 176.
Dugdale, englischer Seeofficier, XIII, 72.
Du Han de Jandun, XII, 282 fg.
Duisburg, Universität gegründet, XI, 370.
Dumblain, Schlacht bei, XII, 195.
Dumouriez in Polen, XIII, 69.
Düna, Gefecht an der, XII, 130.
Dunbar, Schlacht bei, XI, 187.
Dünen, Schlacht in den, XI, 20.
Dünkirchen, belagert und genommen, XI, 20; geschleift, XII, 58.
Dupleix in Ostindien, X, 241.
Duprat, Kanzler von Franz I., IX, 254.
Du Quesne angelegt, XII, 402.
Du Quesne, vor Algier, XI, 270.
Dürer, Albrecht, X, 289.
Düring, Begleiter Karl's XII., XII, 163.
Dussen, van der, XII, 43 fg.
Duttlingen, Schlacht bei, X, 442.
Du Verger, Johann, XI, 326.
Dülcke, X, 219.
Dyk, Anton van, XI, 420, 421.

E.

Ebeleben, IX, 342.
Eck, Dr. Johann, IX, 205 fg., 299.
Edgehill, Schlacht bei, XI, 146.
Edict, ewiges, in Holland, X, 33.
—, von Nantes gegeben, X, 153; aufgehoben, XI, 321.
Edinburg, Vertrag zu, X, 189.
Egmont, Graf, siegt bei Gravelingen, X, 4; in den Unruhen, 24 fg.
Ehrenberger Klause genommen von Schärtlin, IX, 327; von Kurfürst Moritz, 352.
Ehrenschild, schwedischer Admiral, XII, 164.
Elboeuf, Herzog von, XI, 87.
Eldorado, IX, 84.
Eleonore, Schwester Karl's V., vermählt mit Franz I., IX, 265, 273.
Elhadabad, XIII, 247.
Elisabeth, Königin von England, X, 185 fg.; st., 214.
—, Kaiserin von Rußland, XII, 230.

Elisabeth, Tochter Heinrich's II., X, 8 fg., 145.
—, Tochter Maximilian's II., Gemahlin Karl's IX., X, 112.
—, Tochter Heinrich's IV., Gemahlin Philipp's IV., X, 10.
—, Kurfürstin von der Pfalz, Tochter Jacob's I., X, 303.
—, Farneſe, Königin von Spanien, XII, 189 fg., 192.
—, Charlotte, Herzogin von Orleans, XI, 274.
Elliot im Parlament gegen Karl I., XI, 121.
—, engliſcher General, vertheidigt Gibraltar, XIII, 294.
Elphinſtone, XIII, 72, 73.
Elſaß franzöſiſch, X, 447. XI, 233, 274.
Emanuel der Glückliche von Portugal, IX, 97.
Encyclopädiſten, XIII, 339.
Endeavourſtraße, XIII, 313.
Engadin an Oeſterreich, XI, 3.
Enghien, Herzog, ſ. Condé.
England unter Heinrich VII., IX, 162—170.
— unter Heinrich VIII., X, 161—174.
— unter Eduard VI., X, 174.
— unter Maria, X, 177.
— unter Eliſabeth, X, 184.
— unter Jacob I., XI, 107.
— unter Karl I., XI, 114.
— als Republik, XI, 181.
— unter Cromwell's Protectorat, XI, 204.
— zur Zeit der Reſtauration, XI, 215.
— unter Karl II., XI, 373.
— unter Jacob II., XI, 383.
— unter Wilhelm III., XI, 393.
— zur Zeit Anna's, XII, 48. 192.
— unter Georg I. u. II., XII, 327, 401. XIII, 239.
— unter Georg III., XIII, 249—318.
Enſisheim, Schlacht bei, XI, 248.
l'Entrepriſe des jours gras, X, 127.
Eoban Heſſe, IX, 225.
Eperies, Blutgericht zu, XI, 357.
Epernon, Herzog von, XI, 48.
Episcopius, Nachfolger des Arminius in Leyden, XI, 37.
Erasmus von Rotterdam, IX, 189.
Erbfolgekrieg, mantuaniſcher, X, 334. XI, 54; ſpaniſcher, XII, 1—64; öſterreichiſcher, 302; bairiſcher, XIII, 131.
Erbverbrüderung zwiſchen Brandenburg und Liegnitz, XI, 275.
Ernſt von Mansfeld, ſ. Mansfeld.
— von Grubenhagen, IX, 339.
Erneſtiniſche Linie in Sachſen, IX, 340.
Escorial, X, 41.
Eſſequebo, XIII, 292.
Eſſex, Günſtling Eliſabeth's, X, 210.
—, Sohn des Vorigen, Befehlshaber des Parlamentsheeres, XI, 147.
Eſthland, von Peter I. erobert, XII, 155.
d'Eſtrades, franzöſiſcher Geſandter, XI, 229.
Etampes, Schlacht bei, XI, 98.
Etaples, Friede zu, IX, 108.
d'Eſtrées, Gabriele, X, 155.
— Marſchall, bei Haſtenbeck, XII, 362.
Eugen, Prinz, XII, 7; ſiegt bei Zenta, 7; bei Chiari, 10; bei Höchſtädt 21; wieder in Italien, 30, 34; ſiegt bei Turin, 35; gegen Toulon, 38; bei Oudenarde, 41; bei Malplaquet, 47; nach England, 54; ſchließt den Frieden zu Raſtadt, 60; zu Baden, 62; im Türkenkriege, 200 fg.; im polniſchen Erbfolgekriege, 206; ſt., 207.
Eupen, van, XIII, 186.
Eure, Lord, Anhänger Cromwell's, XI, 212.

F.

Fabrice, XII, 159.
Fagel, Gaſpar, Rathspenſionar, XI, 413.
Fairfax, Lord, erſtes Auftreten, XI, 149; bei Naſeby, 156; zieht in Lon-

von ein, 163; läßt Royaliſten erſchießen, 169; für Karl II., 219.
Falconberg, Lord, XI, 212.
Falckenberg, Dietrich von, X, 360, 361.
Falkirk, Treffen bei, XII, 330.
Farel, Wilhelm, X, 75.
Farneſe, ſ. Papſt Paul und Parma.
—, Legat, IX, 314.
Faversham, Lord, XI, 384.
Fawkes, XI, 109 fg.
Febronius, XIII, 49.
Fehrbellin, Schlacht bei, XI, 253.
Felton, XI, 120.
Fenelon, XI, 335.
Ferdinand I., römiſcher Kaiſer, König von Böhmen und Ungarn, IX, 253; römiſcher König, 277; in Paſſau, 353; X, 249; ſt., 253.
— II., zum römiſchen König erwählt, X, 296; in den böhmiſchen Unruhen, 300 fg.; ſt., 434.
— III., 435 fg.; ſt., XI, 340.
— IV., gekrönter König von Ungarn und Böhmen, XI, 340.
Ferdinand der Katholiſche von Spanien, IX, 98 fg; ſ. auch Spanien.
Ferdinand II. von Toscana, XI, 28.
Ferguſon, engliſcher Geſandter in Amerika, XIII, 279.
Feria, Herzog, XI, 3.
Fermor bei Zorndorf, XII, 366.
Ferrara kommt an den Kirchenſtaat, XI, 24.
Ferrara, Hercules von, IX, 370.
Fenillade, de la, Marquis, XI, 246.
Fenquierès, franzöſiſcher Geſandter in Schweden, X, 417, 426.
Fielding, XIII, 321.
Fiesco, IX, 366.
Finanzen in Frankreich, XII, 184; in England, 196.
Finch, Lord, XI, 121.
Fink, preußiſcher General, XII, 370; bei Maxen, 378.
Finland ſchwediſch, X, 347; Theile von Peter I. erobert, XII, 155.
Firmian von Salzburg, XII, 215.
Fiſcher, Johann, enthauptet, X, 167.
Flacius, Mathias, X, 251.
Flechier, XI, 334.
Fleetwood unterwirft Irland, XI, 192.
Flemming, Paul, XI, 363.
—, Graf, ſächſiſcher Miniſter, XII, 108.
Fletcher, X, 217.
Fleurus, Schlacht bei, XI, 283.
Fleury, Cardinal, Biſchof von Frejus, XII, 188; erſter Miniſter, 216; ſeine Verwaltung, 219; in den auswärtigen Angelegenheiten, 220; ſt., XIII, 1.
Flibuſtiers, XI, 427.
Florenz tritt auf die Seite von Franz I., IX, 262; vertreibt die Medici, 274; Alexander von Medici, erbliches Oberhaupt, 274; Großherzogthum Toscana unter Cosmus und Ferdinand, XI, 28.
Florida wird engliſch, XII, 409; Weſtflorida ſpaniſch, XIII, 291; auch Oſtflorida, 295.
Flotte, unüberwindliche, X, 38, 209.
Foix, Germaine de, IX, 103.
—, Gaſton de, IX, 145.
Folkſchany, Verhandlungen zu, XIII, 82; Schlacht bei, 179.
Fonſeca gegen Cortez, IX, 27, 73.
Fontaine, de la, Jean, XI, 339
Fontainebleau, Friede zu, XII, 409.
Fontana, X, 57.
Fontanges, Fräulein von, XI, 300.
Fontenoy, Schlacht bei, XIII, 4
Forgocz, Graf in Ungarn, XI, 345.
Forſter, XIII, 313.
Fotheringhai, X, 201.
Fouqué, Friedrich's Freund, XII, 284; bei Landshut, 380.
Fouquet, Oberintendant der Finanzen, XI, 309.
Fox, Biſchof von Wincheſter, X, 162.
—, George, Stifter der Quäker, XI, 403, 404.
—, Miniſter, XIII, 289 fg.

Franche Comté, von Philipp abgetreten an Clara Eugenia, X, 40; von Ludwig XIV. erobert, XI, 232; im Aachener Frieden zurückgegeben, 233; an Frankreich abgetreten, 270.
Franecker, Univerſität geſtiftet, XI, 415.
Francke, Auguſt Hermann, XII, 257.
Frankenberg, Cardinal, XIII, 185.
Frankenhauſen, Schlacht bei, IX, 239.
Frankfurt, Congreß gegen Ludwig XIV., XI, 269.
Frankfurter Receß, X, 251.
— Union, XII, 316.
Franklin, XIII, 260 fg.
Frankreich unter Karl VIII., IX, 105 fg.
— unter Ludwig XII., IX, 122 fg.
— unter Franz I., IX, 150 fg.
— unter Heinrich II., X, 84.
— unter Franz II., X, 88.
— unter Karl IX., X, 93—127.
— unter Heinrich III., X, 128 fg.
— unter Heinrich IV., X, 143—160.
— unter Ludwig XIII., XI, 43—77.
— unter Ludwig XIV., XI, 224—339. XII, 1—64.
— unter der Regentſchaft, XII, 181—188.
— unter Ludwig XV., XII, 327—333, 401 fg. XIII, 1—12.
Franz I. von Frankreich, IX, 254, 257; gefangen, 263 fg.; 291, 294, 305, 308.
— II. von Frankreich, XI, 88 fg.
— I. römiſcher Kaiſer, erhält Toscana, XII, 245; im Türkenkriege, 208 fg.; als Kaiſer, XIII, 125; ſt., 127.
— von Alençon, X, 126 fg.
— II. von Bretagne, IX, 107 fg.
— Albrecht von Sachſen-Lauenburg, bei Lützen, X, 391, 400, 405; ſt., 438.
Franzöſiſche Kirche und Geiſtlichkeit, XI, 315 fg.
— Sprache in der Diplomatie, IX, 239; Einfluß auf die deutſche, XI, 364.
Frauſtadt, Treffen bei, XII, 142.
Freiberg, Treffen bei, XII, 398.
Freiburg von Villars belagert, XII, 59.
Freimaurer, XI, 404.
Freinsheim, XII, 74.
Friedlingen, Gefecht bei, XII, 14.
Friedrich I. von Dänemark, X, 223.
— II., von Dänemark, X, 226.
— III., von Dänemark, XII, 97.
— IV., von Dänemark, XII, 125 fg. XIII, 84.
— V., von Dänemark, XIII, 84 fg.
— IV., Kurfürſt von der Pfalz, X, 270.
— V. von der Pfalz, König von Böhmen, X, 307 fg.
— der Weiſe, Kurfürſt von Sachſen, IX, 178, 202, 215.
— Wilhelm, der große Kurfürſt, ſ. Brandenburg.
— III. Kurfürſt von Brandenburg, ſ. Brandenburg.
— Wilhelm I., König von Preußen, XII, 259 fg.
— II., der Große, ſeine Jugendjahre, XII, 270; ſeine Regierung, ſeine Kriege, 290 fg.; ſein Alter und Tod, XIII, 142 fg.
— Wilhelm II., König von Preußen, XIII, 202—238.
— II. von Neapel, IX, 125 fg.
Friedrichshall, belagert von Karl XII., XII, 168, 170.
Friedrichshamm, belagert von Guſtav III., XIII, 197.
Froben, XI, 253.
Fronde, XI, 80 fg.
Frundsberg, Georg, in Worms, IX, 214; zieht Karl V. zu Hülfe, 262.
Fuenſalbagna, ſpaniſcher Feldherr, XI, 20, 101.
Fugger, IX, 333. X, 285, 463.
Fünfmonarchiſten in England, XI, 209.
Fürſtenberg, Wilhelm, kölniſcher Miniſter, XI, 234.

Fürſtenberg, Franz Egon, Biſchof von Straßburg, XI, 267.
Fürſtenbund, der deutſche, XIII, 136 fg.
Füſſen, Vertrag zu, XII, 319.

G.

Gabel, Chriſtoph, XII, 97.
Gadebuſch, Gefecht bei, XII, 158.
Gage, engliſcher General, XIII, 269 fg., 277.
Galacz, Vertrag zu, XIII, 180.
Galen, Bernhard, Biſchof von Münſter, XI, 234, 241, 245, 247.
Galigai, Leonore, XI, 43.
Galilei, Galileo, X, 69.
Galiſſoniere beſiegt die engliſche Flotte, XII, 403.
Galitzin, Waſilei, XII, 110.
Galizien an Oeſterreich, XIII, 80.
Gallas, X, 401, 406, 415, 423, 424, 426; bei Nördlingen, 427; am Rhein gegen Bernhard, 433; bei Jüterbogk, 441.
Gallicaniſche Kirche, die vier Artikel der, XI, 316; zurückgenommen, 317.
Galloway, beſiegt bei Almanza, XII, 26.
Gama, Vasco de, IX, 45 fg.
Ganganelli, Papſt Clemens XIV., XIII, 49.
Gardie de la, Jacob, XII, 69.
—, Magnus, des Vorigen Sohn, XII, 73.
Gardiner, Biſchof, X, 173.
Garve, XIII, 341.
Gasca, Pedro de la, IX, 88 fg.
Gaſſendi, Peter, XII, 74.
Gaſton von Anjou, Herzog von Orleans, XI, 55 fg.
Gaſton de Foix, IX, 145.
Gates, Horatio, im amerikaniſchen Heere, XIII, 268, 272 fg.
Gebhard, Kurfürſt von Köln, X, 261.
Geer, van, X, 440.
Gefle, Reichstag zu, XIII, 200.
Geiſtlicher Vorbehalt, IX, 359.
Gelbern, Oberquartier an Preußen, XII, 58.
Gelbriſcher Erbſchaftsſtreit, IX, 305.
Gelehrte Geſellſchaften in Deutſchland, XI, 363.
Gellert, XIII, 343.
Gemauerthof, Treffen bei, XII, 141.
Generaldirectorium in Preußen, XII, 262.
Genf, Religionsverhältniſſe daſelbſt, ſ. Calvin.
Gent, Aufruhr in, IX, 296.
—, Pacification von, X, 32.
Genua ergiebt ſich an Ludwig XII., IX, 137; Aufſtand und neue Unterwerfung, 149; unter Andrea Doria für Karl V., 366; gedemüthigt von Ludwig XIV., XI, 273; überläßt Corſika an Frankreich, XIII, 16.
Georg, Herzog von Sachſen, IX, 206, 215, 275.
—, der Fromme, von Anſpach, IX, 276, 278.
— Friedrich von Anſpach, X, 242, 295.
— Friedrich von Baden-Durlach, X, 313, 327.
— von Braunſchweig-Lüneburg, X, 326.
— Wilhelm von Brandenburg, X, 329, 358.
Georgia, Streit über, XII, 327.
Georgien an die Pforte, XII, 120
Germaine de Foix, XI, 103.
Geſandtſchaftsſtreitigkeiten in Münſter, X, 446; in Utrecht, XII, 55.
Gesner, Conrad, X, 287.
Geßler bei Hohenfriedberg, XII, 329.
Geßner, XIII, 343.
Geuſen, X, 26, 29.
Gherai, Islam, XII, 81.
—, Mohammed, XII, 84.
—, Dewlet, XIII, 173.
—, Schahin, XIII, 174.
—, Kirim, XIII, 70.

Gibbon XIII, 322.
Gibraltar von den Engländern genommen, XII, 24; an sie abgetreten, 59; vertheidigt. XIII, 294.
Gilianez umschifft Bojador, IX, 6.
Ginkel, Gotthard von, XI, 286.
Giron, Pedro, IX, 175.
Glatz an Preußen, XII, 311.
Gleim, XIII, 343.
Gloceſter, Sohn Karl's I., XI, 187.
Glogau von den Preußen erobert XII, 299.
Gmelin, XIII, 171.
Goa, die Portugieſen in, IX, 51.
Goddard, engliſcher General in Oſtindien, XIII, 304.
Godeheu in Oſtindien, XIII, 242.
Godolphin, XII, 49.
Goldſmith, Oliver, XIII, 321.
Goletta, IX, 290.
Gomariſten, XI, 33.
Gomarus, XI, 32.
Gondi, XI, 82 fg.
Gonſalvez, IX, 5.
Gonſalvo, ſ. Cordova.
Gonzaga, die in Mantua, X, 334.
Gordon, X, 420. XII, 117.
Gorea, franzöſiſch, XIII, 294.
Görz, Baron, XII, 168, hinger. 172.
Göthe, XIII, 350.
Gotland an Schweden, X, 441.
Göttingen, Univerſität, XIII, 349.
Göttinger Dichterbund, XIII, 349.
Gottſched, XIII, 343.
Gotzkowski, XII, 385.
Götz, der Dichter, XIII, 343.
Götz, kaiſerlicher Feldherr, X, 435, ſtirbt bei Jankowitz, 441.
Götz von Berlichingen, IX, 237.
Grammont, Marſchall, XI, 86.
Gran, den Türken entriſſen, XI, 355.
Granada, ſpaniſch, IX, 102.
Granvella, IX, 298, 314. X, 23 fg.
de Graſſe, franzöſ. Admiral, XIII, 288.
Gravelingen, Schlacht bei, X, 6.
Graevius, XI, 416.
Gray, Johanne, X, 177.
—, Thomas, XIII, 321.
Gregor, ſ. Papſt.
Greifenfeld, däniſcher Miniſter, XII, 101.
Greigh, ruſſiſcher Admiral, XIII, 72, 194.
Grenville, Miniſter, XIII, 253.
Griechiſcher Aufſtand, XIII, 71.
Grijalva entdeckt Neuſpanien, IX, 54.
Grimaldi, ſpaniſcher Miniſter, XIII, 36.
—, päpſtlicher Nuntius in Wien, XII, 203.
Gronov, XI, 416.
Gröningen, Univerſität, XI, 415.
Groot, Gerhard, IX, 187.
Grotius, Hugo, XI, 33, 415.
—, Peter, des Vorigen Sohn, XI, 241.
Groß-Jägerndorf, Gefecht bei, XII, 362.
Grothuiſen, Baron von, XII, 158—167.
Grotzka, Gefecht bei, XII, 209.
Grumbachiſche Händel, X, 257.
v. Grumbkow, XII, 275.
Gruter, XI, 416.
Grüne Vorgebirge entdeckt, IX, 6.
Grünne, öſterreichiſcher General, XII, 322.
Gryphius, Andreas, XI, 363.
Guadeloupe entdeckt, IX, 23.
Guanahani entdeckt, IX, 19.
Guarini, X, 69.
Guaſto, Marcheſe, Statthalter Karl's V. in Mailand, IX, 305.
Guatemozin, IX, 70.
Guebriant, Marſchall, X, 437; ſt., 442.
Guicciardini, X, 68.
Guido Reni, X, 67.
Guignard, Pater, X, 151.
Guinea entdeckt, IX, 6.

Guiſchard, XIII, 145.
Guiſe, Claudius, X, 85.
—, Franz, vertheidigt Metz, IX, 355. X, 85; ſt., 102.
—, Carl, Kardinal, X, 85, 130.
—, Maria, Königin von Schottland, X, 187.
—, Heinrich, Sohn des Franz, X, 131; ſt., 139.
—, Karl, Herzog von Mayenne, X, 141; als Kronprätendent, 143 fg.
—, Katharine, Herzogin von Montpenſier, X, 141, 150.
—, Karl, Heinrich's Sohn, X, 148; unterwirft ſich dem Könige, 151.
—, Heinrich, des Vorigen Sohn, XI, 71, 79.
Guiton in La Rochelle, XI, 59.
Guldberg, däniſcher Miniſter, XIII, 93.
Guſtav Waſa, X, 227 fg.
Guſtav Adolf, X, 329, 346; in Polen, 347; landet in Pommern, 351; Vertrag mit Frankreich, 355; bei Breitenfeld, 369; am Rhein, 371; in Süddeutſchland, 377; bei Nürnberg, 385; bei Lützen, 391.
Guſtav III. von Schweden, XIII, 107 fg.; ſeine Kämpfe mit Rußland und Ende, 192, 200, 201.
Gyatu, Schlacht bei, XI, 344.
Gyldenſtern gegen Chriſtian II., X, 224.
Gyllenborg'ſche Partei (Hüte), XII, 250.
Gyllenhjelm, XII, 69.

H.

Haager Concert, XII, 158.
Habeas-corpus-Acte, XI, 378.
Habbik, öſterr. General, XII, 347, 356, 370.
Habziacz, Vertrag zu, XII, 102.
Hageborn, XIII, 343.
Hagenau, Religionsgeſpräch zu, IX, Halland an Schweden abgetreten, XII, 91.
Halle, Univerſität daſelbſt, XI, 372. XII, 257; Waiſenhaus, 257.
Haller, Albrecht von, XIII, 343.
Hamann, XIII, 341.
Hamburg behauptet ſeine Freiheit gegen die Dänen, XII, 101.
Hamilton, Statthalter in Schottland, XI, 127.
Hampden, IX, 125.
Hannover, Ernſt Auguſt von, XI, 343.
—, Johann Friedrich von, XI, 365.
—, Georg Ludwig, im ſpaniſchen Erbfolgekriege, XII, 57; Anführer des Reichsheeres, 39, 46; König von England, 194; gegen Karl VI., 196.
Hanſe, nach dem weſtphäliſchen Frieden, X, 463.
Harcourt, Marquis, XII, 2; im ſpaniſchen Erbfolgekriege, 46 fg.
Haro, Don Louis, Miniſter Philipp's IV., IX, 19; ſt., 23.
Harriſon, Oberſt, XI, 206.
Harſch, öſterreich. General, XII, 380, 381.
Harsdörfer, XI, 363.
Haslerig, XI, 207, 215, 217.
Haſtings, Warren, XIII, 302 fg.
Hatzfeld, X, 441.
Hawkes, XII, 332.
Hayti entdeckt, IX, 20.
Hedwig Eleonore von Holſtein, XII, 99.
Heidelberg, von den Franzoſen verbrannt, XI, 230.
Heidelberger Katechismus, X, 253.
Heilbronner Bündniß, X, 397.
Heinrich, der Seefahrer, IX, 5, 7.
—, Prinz von Preußen, XII, 350; bei Roßbach, 357; in Sachſen, 367, 373, 377; bei Freiberg, 398.
— von Sachſen, IX, 297.
— von Braunſchweig IX, 302, 315, 342.

Heinrich, ſ. Frankreich, England, Guiſe.
Heinſius, Daniel und Nicolaus, XI, 416. XII, 74.
—, Großpenſionar, XII, 43.
Held, Vicekanzler, ſtiftet den Bund von Nürnberg, IX, 298.
Heldung entwirft das Interim, IX, 345.
Hellichius, XIII, 109, 113.
Helſingborg, XII, 155.
Helvetius, XIII, 339.
Hennersdorf, Gefecht bei, XII, 323.
Herder, XIII, 347.
Herjedalen an Schweden, X, 441.
Hermandad, la ſanta, IX, 99.
Hermann, Kurfürſt von Köln, IX, 306.
Herrenhauſen, Bündniß zu, XII, 203.
Herzberg, preuß. Miniſter, 202—212.
Heſſe, Eoban, IX, 225.
Heſſen, Landgraf Philipp der Großmüthige, gegen die Wiedertäufer, IX, 239; Bündniß von Torgau, 241; führt die Reformation ein, 249; auf dem Reichstage zu Augsburg, 276; ſetzt Ulrich v. Würtemberg ein, 284; gegen Heinrich von Braunſchweig, 304; in der Geldriſchen Sache, 306; im ſchmalkaldiſchen Kriege, 326; gefangen, 342, 343; frei, 354, 360.
—, Wilhelm V., X, 365.
—, Juliane, des Vorigen Mutter, X, 356.
—, Amalie Eliſabeth, ſ. Amalie.
—, Friedrich, im ſpan. Erbfolgekriege, XII, 23, 47; im nordiſchen, 171.
Heſſen-Homburg, Prinz von, bei Fehrbellin, XI, 253.
Heſſen in Nordamerika, XIII, 266; bei Trenton gefangen, 270.
Heydeck, Hans von, IX, 238, 249.
Heyden vertheidigt Kolberg, XII, 392.
Heyne, der Philologe, XIII, 352.
Hildburghauſen, Joſeph Friedrich von, XII, 356.
Hillsborough, Lord, XIII, 259.
Hirſchgarten, XIII, 7.
Hobbes, Thomas, XI, 409.
Hochkirch, Ueberfall bei, XII, 369.
Höchſt, Gefecht bei, X, 315.
Höchſtädt, Schlacht bei, XII, 18, 21 fg.
Hoe von Hohenegg, X, 305.
Hoffmannswaldau, XI, 364.
Hogue, la, Seetreffen bei, XI, 287.
Hogſtraten, IX, 188.
Hohenfriedberg, Schlacht bei, XII, 319.
Holbach, Baron, XIII, 339.
Holbein, Hans, X, 284.
Holk, General, X, 401.
Holland, ſ. Niederlande.
Hollis, Presbyterianer, XI, 121, 122. 140: von dem Parlamente ausgeſchloſſen, 162; unterhandelt mit dem Könige 170.
Holmes, engliſcher Admiral, XI, 237.
Holowczin, Gefecht bei, XII, 148.
Holſtein, Herzogthum, X, 222.
—-Gottorp, Familienverhältniſſe des Hauſes, XII, 100, 125.
—, Friedrich von, XII, 125.
—, Karl Friedrich, XII, 172. 174.
—, Peter Ulrich, XII, 252.
—, Adolf Friedrich, König von Schweden, 252.
Holſtein-Beck, XII, 300.
Holzapfel, Melander von, X, 444.
Hontheim, trier'ſcher Weihbiſchof, Febronius, XIII, 49.
Hoorn, X, 24.
Horn, Guſtav, ſchwediſcher Feldmarſchall, im Elſaß, X, 397: bei Nördlingen, 428; gegen Dänemark in Schonen, 440.
—, Heinrich, gegen den großen Kurfürſten, XI, 257, 258.
Horn'ſche Partei in Schweden, (Hüte), XII, 250.
Horuk Barbaroſſa, IX, 289.

l'Hospital, franzöſiſcher Kanzler, X, 94 fg.
Howe, engliſcher General, XIII, 268 fg.
Hubertsburger Friede, XII, 399.
Huchtenburg, XI, 422.
Hudſonbay von Frankreich an England abgetreten, XII, 58.
Hugenotten, Urſprung des Namens, X, 75, 90.
Hülſen, preußiſcher General im ſiebenjährigen Kriege, XII, 380.
Humaniſtiſche Studien in Italien und Deutſchland, IX, 185; in Holland, XI, 415.
Hume, David, XIII, 322.
Humieres, Jacob von, ſtiftet die heilige Ligue, X, 133.
—, Ludwig, Marſchall, XI, 249, 254, 260.
Huſch, Friede zu, XII, 157.
Hütte in Schweden, XII, 250.
Hutten, Ulrich von, IX, 187, 221, 231.
Huygens, XI, 365.
Huyſum, XI, 422.
Hyde, Lord Clarendon, XI, 373, 375.
—, Anna, des Vorigen Tochter, Jacob's II. Gemahlin, XI, 387.
Hyder Ali, XIII, 302.

J.

Ibrahim Scheitan, XI, 355. XII, 105.
— Paſcha, XII, 105.
Igelſtröm, ruſſiſcher General in Polen, XIII, 230.
Illo, X, 409, ſt., 421.
Independenten, XI, 139, 153; ſchließen die Presbyterianer vom Parlamente aus, 162.
Indien, Seeweg nach, geſucht, IX, 3; gefunden, 45.
Indulgentiae plenariae, IX, 183.
Ingermannland kommt von Rußland an Schweden, X, 347; von Peter genommen, XII, 139 fg.
Innocenz, ſ. Papſt.
Inquiſition in Spanien, IX, 99. X, 4; in Portugal, 17.
Interim, Regensburger, IX, 299; Augsburger, 344.
Ireton bei Naſeby, XI, 156, 162; im Gerichte gegen den König, 175; in Irland, 185; ſt., 192
Irland unter Eliſabeth, X, 210, 211; unter Jacob I. und Karl I, XI, 138, 139; unter der Republik, 185, 192; unter Wilhelm, 286.
Iſabella von Caſtilien, IX, 98; ſt., 129.
— Clara Eugenia, Tochter Philipp's II., erhält die Niederlande, X, 40.
l'Isle Adam, Villiers de, IX, 252.
Ismail, Paſcha von Bender, XII, 158.
Ismail, von den Ruſſen erſtürmt, XIII, 179.
Italien im 16. Jahrhundert, IX, 109 fg.; in der zweiten Hälfte deſſelben, X, 46 fg.; in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts, XI, 24 fg.; in der zweiten Hälfte, 427 fg.; im 18. Jahrhundert, XIII, 41 fg.
Italieniſche Kunſt und Literatur, X, 59.
Ivri, Treffen bei, X, 146.
Iwan, ſ. Rußland.

Jagelloniſcher Mannsſtamm ſtirbt in Polen aus, X, 239.
Jägerndorf, X, 295, 301, Anmerk.
—, Georg Friedrich von, X, 295.
—, Johann Georg von, X, 301; geächtet, 309; ſt., 310.
Jacob IV. von Schottland, IX, 165, 166.
— V., des Vorigen Sohn, X, 175.
Jacob I., als König von Schottland der VI., unter der Vormundſchaft Murray's, X, 196 fg.; ſeine Vorſchläge zur Befreiung ſeiner Mutter,

199; von Eliſabeth zum Nachfolger eingeſetzt, 214; ſeine Perſönlichkeit, XI, 107; Pulververſchwörung, 109; Treueid, 113.
Jacob II., zunächſt Herzog von York, wird vom Parlament beſchenkt XI, 222; wird katholiſch, 376; Feindſeligkeit von Ruſſel u. Shaftesbury gegen ihn, 377, 379; entfernt ſich aus dem Parlamente, 383; im Seekriege gegen Holland, 237; verheirathet ſeine Tochter Maria an W. v. Oranien 378; König, 383; gegen Monmouth, 385; vertrieben, 388 fg.; Verſuche zur Rückkehr, 394, 396; ſt., 399, XII, 12.
— III., der Prätendent, XI, 399. XII, 12.
Jacobi, Friedr. Heinr., XIII, 341.
Jamaika entdeckt, IX, 24; von Blake erobert, XI, 205.
Jämteland an Schweden, X, 441.
Janitſcharen, XII, 120.
Jankowitz, Treffen bei, X, 441.
Jäuſe, Cornelius, XI, 326.
Janſeniſten, XI, 327, 329. XIII, 8.
Jarnac, Treffen bei, X, 109.
Jaſſy, Friede zu, XIII, 180.
Java, Holländer auf, XI, 39.
Jeffreys, Oberrichter, XI, 380, 385.
Jena, Univerſität, IX, 360.
Jeſuiten IX, 371—378; in Portugal, X, 17; in Frankreich unter Heinrich IV., 159; unter Ludwig XIV., XI, 327; in Schweden, X, 236; in Deutſchland, 255; aus Böhmen verjagt, 300; wieder dahin zurück, 311; in Polen, XII, 237; Pombal gegen ſie in Portugal XIII, 26; in Spanien beſeitigt, 37; durch Clemens XIV. beſeitigt, 49.
Joachim I. von Brandenburg, IX, 297. X, 223.
— II. von Brandenburg, IX, 297, 301, 340, 341.
— Friedrich von Brandenburg, X, 295.
Joachim, Ernſt, X, 305.
Johann, ſ. Portugal, Sachſen, Dänemark, Polen.
Johann Kaſimir, ſ. Pfalz, Polen.
Johann Galeazzo Sforza, IX, 110.
Johann von Leyden, IX, 285.
Johanna von Caſtilien, IX, 103.
—, Königin von Navarra, ſ. d'Albret.
— Seymour, X, 171.
— Gray, X, 176.
Johanniter auf Malta, IX, 252.
Joinville, Vertrag zu, X, 134.
Jönköping, Reichstag, X, 237.
Jonas, Juſtus, IX, 319.
Jones, Paul, Admiral im Türkenkriege, XIII, 177.
Jordan, XII, 336.
Joſeph I., Kaiſer, XII, 30, 53; ſeine Maßregeln gegen Baiern im ſpaniſchen Erbfolgekriege, XII, 32; ſt., 50.
— II., Kaiſer, XIII, 127; Verwaltung des deutſchen Reiches, 128 fg.; Zuſammenkunft mit Friedrich dem Großen, 75, 76; der bairiſche Erbfolgekrieg, 131 fg.; ſelbſtändig, 136; Tauſchproject mit der Pfalz, 137; der Fürſtenbund, 139; die Verwaltung der Kronländer, 150; Türkenkrieg, 177; die Verhältniſſe in Ungarn u. Belgien, 181 fg.; ſt., 189.
Journal des savans, XI, 332.
Journée des dupes, XI, 62.
Joyce, XI, 161.
Juan de Padilla, ſ. Padilla.
Juan d'Auſtria, Sohn von Karl V., X, 5, 14; ſiegt bei Lepanto, 6; in den Niederlanden, 33.
Juan d'Auſtria, Sohn von Philipp IV., XI, 20, 23; in den Niederlanden, 423 fg.
Juden aus Spanien vertrieben, IX, 102.
Jülich-Cleve'ſcher Erbfolgeſtreit, X, 275, 293.
Julius II., Papſt, IX, 135 fg., 147.

Jus de non appellando, XIII, 134.
Jüterbogk, Treffen bei, X, 441.

K.

Kabardei an Rußland, X, 245.
Kaban, Friede zu, IX, 284.
Kagul, Schlacht am, XIII, 70.
Kaiſerling, Dietrich von, Freund Friedrich's des Großen, XII, 283, 336.
—, Geſandter Katharina's II. in Polen, XIII, 65.
Kalender, Gregorianiſcher, X, 84.
Kaliſch, Treffen bei, XII, 144.
Kaminiecz, türkiſch, XII, 104; zurückgegeben, 107.
Kant, XIII, 351.
Kappel, Treffen bei, IX, 282.
Kara Muſtafa, XI, 350 fg. XII, 109, 122.
Karbis, Friede zu, XII, 99.
Karelien, ſchwediſch, X, 237.
Karl, ſ. Spanien, Frankreich, Lothringen, Schweden, England, Mantua.
Karl V., deutſcher Kaiſer, IX 170, 173; räumt den Johannitern Malta ein, 252; Streit mit Franz I., 256; erſter Krieg mit ihm, 257; als Kaiſer gekrönt, 273; zweiter Krieg, 272; läßt Ferdinand zum römiſchen König wählen, 277; geht nach Wien, 280; gegen Tunis, 289; dritter Krieg mit Franz, 292; gegen Marſeille, 293; Friede zu Nizza, 294; in Aiguesmortes, 295; auf dem Regensburger Reichstag, 299; gegen Algier, 300; vierter Krieg gegen Franz, 304; in den Religionshändeln, 321—355; Krieg mit Heinrich II., 355; Abdankung, 360 fg.
Karl VI. im ſpaniſchen Erbfolgekriege, XII, 2; giebt Spanien auf, 55; verwendet ſich für die Catalonier, 58, 60; Quadrupelallianz, 201; Friede zu Wien, 201; ſt., 210.
Karl Guſtav von Zweibrücken, XII, 73; wird König von Schweden, 75; ſ. Schweden.
Karl Eduard, der Prätendent, XII, 329.
Karlowitz, Friede zu, XI, 362.
Karlſtadt, Luther's Anhänger, IX, 205, 218.
Karoline Mathilde, Gemahlin Chriſtian's VII. von Dänemark, ſ. Struenſee.
Kaſan, ruſſiſch, X, 245.
Kaſimir von Brandenburg-Kulmbach, IX, 238.
Katechismus Luther's, IX, 245; Heidelberger, X, 253.
Katharina I. u. II., ſ. Rußland.
Katharina von Aragonien, Gemahlin Heinrich's VIII. von England, X, 164.
— von Medici, IX, 281. X, 89; bei der Bluthochzeit 111 fg.; in den Unruhen, 128 fg.; ſt., 140.
— Howard, X, 172.
— Parr, X, 173.
Katte, Friedrich's Freund, XII, 275; hingerichtet, 278.
Kaunitz, Geſandter in Ryswik, XI, 292.
—, Miniſter von Maria Thereſia, bringt den Bund zwiſchen Frankreich u. Oeſterreich zu Stande, XII, 342; Theilung Polen's, XIII, 76; im bairiſchen Erbfolgekriege, 133; bei der Scheldeſperre, 161.
Kay, Treffen bei, XII, 373.
Keeling, XI, 379.
Keith, Friedrich's Freund, XII, 275; fällt bei Hochkirch, 369.
—, des Vorigen Bruder, XII, 275, 336.
—, ruſſiſcher General, XII, 251.
Kempen, Thomas von, IX, 187.
Kepler, X, 287.
Keſſelsdorf, Treffen bei, XII, 324.
Kettler, Gotthard von, X, 238.

Kinburn von den Russen erobert, X, 228.
Kinsky, X, 299, 405 fg.
Klay, Johann, XI, 363.
Kleidermoden in Deutschland, X, 464.
Kleinschnellendorf, Vertrag zu, XII, 308, 309.
Klesel, Melchior, X, 271, 300.
Kleve, Johann Wilhelm von, X, 274.
Kliffow, Schlacht bei, XII, 133.
Klopstock, XIII, 348.
Kloster Zeven, Vertrag zu, XII, 362, 404.
Knipperdolling, IX, 288.
Knobelsdorf, Friedrich's Baumeister, XII, 335.
Knox, X, 186.
Kolberg von den Russen bestürmt, XII, 392.
Kollin, Treffen bei, XII, 351.
Koniecpolski, X, 349.
—, Alexander, XII, 83.
Königsberg, Vertrag zwischen Friedrich Wilhelm und Karl Gustav, XII, 84.
Königseck, österreichischer General, XII, 209.
Königsmark, schwedischer General, X, 441, 444.
—, Aurora von, XII, 132.
Kopenhagen belagert von Karl Gustav, XII, 92; Friede zu, 95.
Köprili, Mohammed, Großvezier, in Siebenbürgen, XI, 344; gegen Kandia, 433.
—, Achmet, sein Sohn, in Ungarn, XI, 345; erobert Kandia, 434.
—, Mustapha, in Ungarn, XI, 359.
Kos, Seeschlacht der Venetianer gegen die Türken, XI, 435.
Kosacken, Aufstand, XII, 80; ihr Land zwischen Rußland u. Polen getheilt, 102; Aufstand unter Pugatschew, XIII, 60.
Kosciusko, XIII, 229
Kossakowski, Bischof, Anhänger Rußlands, XIII, 224 fg.
Krakau ergiebt sich an Karl XII., XII, 133.
Kranach, Lukas, X, 289.
Krasinski, XIII, 225.
Krassow, schwedischer General, XII, 154.
Krechting, IX, 288.
Kreiseintheilung Deutschlands, IX, 157.
Krell, Kanzler, enthauptet, X, 265.
Krim von den Kosacken angegriffen, XII, 80; Münnich in der, 225; von Dolgorucki erobert, XIII, 74; Unterwerfung durch Potemkin, 171.
Kronstadt erbaut, XII, 140.
Krnse, dänischer Oberst, XII, 168.
Kryptocalvinisten, X, 263.
Kufstein erobert, XII, 16.
Kunersdorf, Schlacht bei, XII, 375.
Kur, die pfälzische, kommt an Maximilian, X, 312, 449; die von Hannover, XI, 343.
Kurland an Biron, XII, 224.
Küstrin von den Russen eingeäschert, XII, 365.
Kutschuck-Kainardsche, Friede zu, XIII, 83.

L.

Labian, Vertrag zu, XII, 86.
La Chaise, XI, 320.
Labronen entdeckt, IX, 43.
Lafayette, Freiwilliger im amerikanischen Heere, XIII, 269.
La feuillade, XII, 35.
Laffeldt, Schlacht bei, XII, 331.
La fontaine, XI, 339.
Lainez, Jacob, IX, 375.
Lally, französischer Obergeneral in Ostindien, XIII, 244.
Lambert in Cromwell's Heere, XI, 204; will Protector werden, 217 fg.
La Mettrie, XII, 336.

Lancaſter kommt mit Heinrich VII. auf den engliſchen Thron, IX, 162.
Landau, Adelsverſammlung zu, IX, 228; von Ludwig von Baden erobert, XII, 14; von Tallard, 18; von Ludwig zum zweiten Male, 23; von Villars, 59; kommt an Frankreich, 62.
Landboten in Polen, XII, 79.
Landfriede zu Worms, IX, 156.
Landscrona, von Ruyter blockirt, XII, 94.
Landshuter Fehde, IX, 157.
Landſtände in Deutſchland, verlieren ihre Bedeutung, XII, 213.
Langdale, XI, 169.
Lange, Joachim, XII, 259.
Lannoy, Vicekönig in Neapel, IX, 262.
Lanskoi, Katharinen's Liebling, XIII, 172.
Las Caſas, IX, 37 fg.
Lascy, öſterreichiſcher General, XII, 384.
—, ruſſiſcher General, XII, 251.
Las Minas, XII, 26; bei Almanza geſchlagen, 28.
Latimer, Biſchof von Wincheſter, X, 182.
Laud, XI, 123 fg.; angeklagt, 133; hingerichtet, 155.
Lauenburg, ſ. Franz Albrecht.
Lauffen, Treffen bei, IX, 284.
Lauremberg, X, 465.
Lauſitz kommt an Sachſen, X, 429.
Lautrec, Statthalter von Franz I., in Mailand, IX, 258.
La Valette, Cardinal, XI, 61.
La Vallière, Fräulein, XI, 297.
Lavater, XIII, 341.
Lavoiſier, XIII, 340.
Law, XII, 185, 187.
Lech, Treffen am, X, 378.
Lefort, XII, 111.
Lehwald, preußiſcher General, XII, 362.
Leibnitz, XI, 365—370.
Leiceſter, Günſtling Eliſabeth's, X, 37.
Leiden, Univerſität, X, 31, 32.
Leipzig, Disputation zu, IX, 206.
—, Schlachten bei, X, 368, 439.
Leipziger Bund, X, 356.
Lemberg, eingenommen von Karl XII., XII, 138; Gefecht bei, XII, 105.
Le Notre, XI, 295.
Lenox, X, 191.
Lens, Schlacht bei, XI, 19, 85.
Lentulus, öſterreichiſcher General, XII, 308.
Leo X., Papſt, IX, 148, 198.
Leonardo da Vinci, X, 60.
Leopold I., Kaiſer, XI, 340 fg. XII, 2—30.
— II., Kaiſer, XIII, 191.
Leopold und Leopold Wilhelm, Erzherzog, X, 340, 383. XI, 91; ſ. Oeſterreich.
Lepanto, Schlacht bei, X, 6.
Lerma, X, 42.
Leslie, Anführer der Schotten, XI, 148; beſiegt Montroſe bei Philipphaugh, XI, 156; bei Corbinsdale, 182; bei Dunbar, 187.
Leſſing, XIII, 345.
Leſtocq, XII, 230; nach Sibirien, 232.
Leſcinsky, Stanislaus, König von Polen, XII, 136; gekrönt, 141; von Auguſt II. anerkannt, 145; in der Türkei, 161; in Verbindung mit dem franzöſiſchen Hofe, 207; wieder zum König gewählt, 242; erhält Lothringen, 245.
Le Tellier, franzöſiſcher Staatsſecretär, XI, 93; entlaſſen, 94; gegen die Reformirten, 309, 320.
—, des Vorigen Sohn, ſ. Louvois.
—, Beichtvater des Königs, XII, 66.
Lettres provinciales, XI, 328.
Leuthen, Schlacht bei, XII, 361.
Levellers, XI, 152, 168.
Lexington, Gefecht bei, XIII, 265.
Leyva, Antonio de, IX, 262, 292; ſt., 293.

Liegnitz, Schlacht bei, XII, 382.
Ligue von Cambray, IX, 139; die heilige, 144; von 1576, X, 131; der Sechszehner, 134; die katholiſche in Deutſchland, 275.
Lima gegründet, IX, 82.
Lingen an Preußen, XII, 58. Anmerk.
Lionne, Staatsſecretär, XI, 93; entlaſſen, 94; leitet die auswärtigen Angelegenheiten, 309.
Lippe Bückeburg, Graf Wilhelm von, XIII, 32.
Lipſius, Juſtus, XI, 415.
Liſſabon, Erdbeben in, XIII, 27.
Lit de juſtice, IX, 45.
Lithauen mit Polen vereinigt, X, 328; Karl XII. in, XII, 142.
Litteratur, italieniſche, X, 68 fg.
—, ſpaniſche, X, 43. XI, 425.
—, franzöſiſche, unter Ludwig XIV., XI, 329; im 18. Jahrhundert, XIII, 322.
—, engliſche, X, 215. XI, 405. XIII, 321.
—, deutſche, im 17. Jahrh., XI, 362; im 18., XIII, 340.
Livland an Polen, X, 238; Schweden im Kampfe darüber, 240, 245; Guſtav Adolf, 347; im Olivaer Frieden an Schweden abgetreten, XII, 99; von Peter erobert, 155.
Lobkowitz, Miniſter Leopold's I., XI, 235; in Ungarn, 348.
Loccenius, XII, 74.
Lochauer Heide, Treffen auf der, IX, 336.
Locke, XI, 407.
Lohenſtein, Caspar von, XI, 364.
Longjumeau, Friede zu, X, 107.
Longueville, Herzog von, XI, 89 fg.
—, Herzogin von, XI, 85 fg.
Lorenzſtrom, von Cook unterſucht, XIII, 312.
Lothringen vom weſtphäliſchen Frieden ausgeſchloſſen, X, 451; im pyrenäiſchen zurückgeſtellt, XI, 21; von Ludwig XIV. beſetzt, 239; im Ryswiker Frieden zurückgegeben, 291; an Stanislaus XII, 245.
Lothringen, Karl IV., Herzog v., im dreißigjährigen Kriege, X, 398; bei Nördlingen, 428; von Ludwig XIV. vertrieben, XI, 239, 248; ſiegt bei Conſarbrück, 250; ſt., 251.
—, Karl V., des Vorigen Neffe, XI, 251; erhebt Anſprüche auf Mantua, 270; führt den Oberbefehl am Rhein, 256; verweigert den Frieden in Nymwegen, 262; bei der Belagerung von Wien, 351, 353; bei Parkany, 354; ſiegt bei Mohacz, 356; ſt., 283.
—, Leopold Joſeph, des Vorigen Sohn, im Ryswiker Frieden hergeſtellt, XI, 291.
—, Franz Stephan, ſ. Franz I.
—, Karl, des Vorigen Bruder, im öſterreichiſchen Erbfolgekriege, XII, 310; bei Hohenfriedberg, 318; bei Soor, 321; bei Prag, 348; bei Breslau, 358; bei Leuthen, 359.
Laudon im ſiebenjährigen Kriege, bei Olmütz, XII, 365; bei Lauban, 373; bei Kunersdorf, 374; nimmt Fouqué gefangen, 381; bei Liegnitz, 383; überrumpelt Schweidnitz, 391.
Louiſe von Savoyen, Mutter von Franz I., IX, 254, 259, 266; ſchließt den Frieden von Cambray, 273.
Louvois, der Sohn von Le Tellier, XI, 233; läßt die Rheinlande verwüſten, 254; Reunionskammern, 264; nochmalige Verwüſtung der Rheinlande, 279; Gegner der Maintenon, 301, 309; Feind der Reformirten, 319.
Löwenhaupt ſiegt bei Gemauerthof, XII, 141; zieht in die Ukraine, 149; gefangen, 152; hingerichtet, 252.
Loweſtoft, Seetreffen bei, XI, 237.
Lowitz, Aſtronom, XIII, 172.
Lowoſitz, Schlacht bei, XII, 344.
Loyola, Ignaz, IX, 371.
Lübeck, Friede zu, X, 333.

Lubomirski, XII, 136, 238.
Ludwig XII., ſ. Frankreich.
— XIII., unter der Herrſchaft der Königin Maria, XI, 43; nimmt Richelieu zum Miniſter, 48; ſt., 77.
— XIV., Geburt, XI, 70; unter der Leitung von Mazarin, 78; Kämpfe mit der Fronde, 84; mit Condé, 98; Selbſtregierung und erſter Eroberungskrieg, 229; zweiter, 233; dritter, 274; ſein Hof, 293; ſeine Staatsverwaltung, 305; Verfolgung der Reformirten, 319; Rücknahme des Edicts von Nantes, 312; im ſpaniſchen Erbfolgekriege XII, 2; ſt., 64; nimmt ſich Schwedens an, 99.
—, Dauphin, XII, 64.
—, Herzog von Bourgogne, im ſpaniſchen Erbfolgekriege am Rhein, XII, 18; mit Vendome in den Niederlanden, 41; bei Oudenarde, 42; ſt., 64.
—, XV., XII, 181, 183; mündig, 188; im Kriege mit Oeſterreich, 205; ſein Ende, XIII, 1.
Ludwig II. von Ungarn, IX, 252.
Ludovico Moro, IX, 110.
Luynes, XI, 46 fg.
Luque, Hernando de, IX, 75.
Luther, Dr. Martin, IX, 190; ſeine Briefe an den Papſt, 206; gegen Albrecht von Mainz und Heinrich von England, 217; gegen die Bauern, 234; Heirath, 245; Schuldviſitation, 245; Streit über das Abendmahl, 246; gegen Philipp's Doppelheirath, 302; gegen Heinrich von Braunſchweig, 303; ſein Tod, 318; ſein Grab von Karl V. beſucht, 340.
Lutter am Barenberge, X, 327.
Lützen, Schlacht bei, X, 389.
Luxembourg, Marſchall, XI, 244, 254, 259; bei Caſteau, 261; bei Fleurus, 283; bei Steenkerken, 287; bei Neerwinden, 288; dankt ab, 289.
Luzzara, Schlacht bei, XII, 14.

M.

Machiavelli, Nicolo, X, 63.
Macdonald von Glencoe, XI, 403.
Maciejowice, Schlacht bei, XIII, 234.
Madalinski, XIII, 231.
Madrid, Friede zu, IX, 265.
Magdeburg, gegen das Interim und Moritz, IX, 345; von Wallenſtein belagert, X, 336; von Tilly belagert und erobert, 356, 360.
Magelhan, IX, 42.
Majeſtätsbrief, X, 272.
Mailand, der Gegenſtand des Streites zwiſchen Spanien und Frankreich, IX, 110—273; im ſpaniſchen Erbfolgekriege, XII, 2, 5; von den Oeſterreichern erobert, 37; kommt an Oeſterreich, 62.
Maillebois, XII, 312.
Maine, Herzog von, XII, 66, 182.
Maintenon, Frau von, XI, 301 fg.; XII, 65, 66.
Malacca, portugieſiſch, IX, 51
Malachowski, XIII, 224 fg.
Malagrida, Jeſuit, XIII, 30.
Malplaquet, Schlacht bei, XII, 47.
Malta an die Johanniter, IX, 252.
Manchester, Lord, Führer des Parlamentsheeres, IX, 149; bei Newbury, 153.
Mancini, ſ. d'Ancre.
Mansfeld, Ernſt von, X. 301, 312; ſt., 325, 326.
Mantua, Erbfolgekrieg über, X, 334; Verhandlungen über die Erbſchaft mit Frankreich, XI, 270; an Oeſterreich XII, 62.
— Karl Gonzaga von Nevers, Herzog von, ſ. Chieraſco.
— Karl III., des Vorigen Enkel, XI, 21.
— Ferdinand Karl IV., des Vorigen Sohn, XI, 270; ſtirbt in der Acht, XII, 62.
Mar, Graf, XII, 195.

Marados, ſpaniſcher General, X, 418.
Marannon, IX, 85.
Marburg, Univerſität, IX, 243; Religionsgeſpräch, IX, 251.
Marc, Robert de la, IX, 257.
Marderfeld in Polen, XII, 143; bei Kaliſch geſchlagen, 144.
Margarethe, Tochter Maximilian's I., IX, 273.
—, natürliche Tochter Karl's V., Statthalterin der Niederlande, X, 23 fg.
— von Valois, X, 111 fg.; geſchieden, 155.
Maria, die katholiſche, X, 177 fg.
—, Tochter Jacob's II., XI, 379; Königin von England, 392.
— Lescinska, Gemahlin Ludwig's XV., XII, 217.
— Stuart, X, 88, 187, 190.
— Medici, Gemahlin Heinrich's IV., X, 155. XI, 43 fg.
— Thereſia, Gemahlin Ludwig's XIV., XI, 282.
— Thereſia, Kaiſerin, XII, 272; in ihrem Alter, XIII, 131.
Marienburg, Bündniß zu, XII, 85.
Marignano, Schlacht bei, IX, 151.
Marlborough, XI, 289, 296; im ſpaniſchen Erbfolgekriege, XII, 12, 14, 15; in Süddeutſchland, 19; auf dem Schellenberge, 20; bei Höchſtädt 21; gegen Villars und gegen Villeroi, 30, 31; bei Ramillies, 33; als Diplomat, 38; bei Oudenarde, 41; bei Malplaquet, 47; während der Friedensunterhandlungen, 44—48; ſeine Partei geſtürzt, 49; verliert den Befehl, 54; unter Georg I. zurück, 194.
—, Gräfin, XII, 49, 50.
Marmontel, XIII, 339.
Marranos, IX, 100.
Marſillac, Prinz von, für die Fronde, XI, 87.
Marſin, Graf, im ſpaniſchen Erbfolgekriege, XII, 20, 22, 30; bei Turin gefangen, 36.
Marſtonmoor, Treffen, XI, 149.
Martinet, XI, 270.
Martinitz, X, 298.
Maſaniello, XI, 12.
Masham, Kammerherr, XII, 49.
Maſſachuſetts, XIII, 255.
Maſtalier, XIII, 343.
Mathias, Bruder Rudolf's II., X, 33; gegen Rudolf, 267, 277; Kaiſer, 296 fg.
Mathieuſen, IX, 285.
Mattioli, Graf, der Mann mit der eiſernen Maske, XI, 270.
Maupertuis, XII, 336.
Maupeou, XIII, 17.
Maurepas, XIII, 6.
Mayenne, Herzog Karl von, X, 141, 143.
Mayen, Gefecht bei, XII, 378.
Maximilian I. in Deutſchland, IX, 153—159; mit Anna von Bretagne, 108; heirathet Blanca Maria, 111; Friede zu Blois, 136; zu Cambrai, 139; gegen Frankreich, 148; zu Brüſſel, 152; nimmt den Titel eines Kaiſers an, 139; ſt., 159; ſein Charakter, 154.
— II., Kaiſer, X, 254.
— ſ. Baiern, Oeſterreich, Sforza.
Mazarin, XI, 78—103, 224—228.
Mazeppa, XII, 149.
Mecklenburg, die Herzöge im dreißigjährigen Kriege, X, 329; werden zurückgeführt, 365.
Medici in Florenz, IX, 274; ſterben aus mit Johann Gaſton, XII, 208.
—, Lorenzo, il Magnifico, IX, 110.
—, Peter, IX, 110, 112.
—, Julius, ſ. Papſt Clemens IX, 220.
—, Johann, ſ. Papſt Leo X.
—, Katharina, ſ. Katharina.
—, Alexander, IX, 274.
—, Cosmo, IX, 366; wird Großherzog, X, 47.
Medina Celi, Herzog von, IX, 13.
Medina Sidonia, X, 38.
Mehemet Baltadſchi, XII, 155.
Meibom, XII, 74.

Melac, XI, 280.
Meindl, XII, 32.
Melanchthon, IX, 211; gegen Luther's Heirath, 245; Kirchenviſitation, 245; Verfaſſer der Auguſtana, 276; Disputation mit Eck, 299; gegen Philipp's Doppelheirath, 302; von Hermann von Köln berufen, 306; ſt., 252.
Melvil, X, 192, 205.
Mennoniten, IX, 289.
Menzikow, XII, 141; in der Ukraine, 149; Sieger über Löwenhaupt, 142; unter Katharina und Peter II., 221; geſtürzt, 222.
Mercy im ſpaniſchen Erbfolgekriege, XII, 46.
Metz, Toul und Verdün an Frankreich, IX, 349.
Metzler, Georg, IX, 236.
Meurs an Preußen, XII, 58. Anmerk.
Mexico, IX, 60, 62; nimmt die Spanier auf, 64; von ihnen verlaſſen, 68; zurück, 70.
Michelſon, ruſſiſcher Oberſt, XIII, 61.
Mignons, X, 129.
Miltitz, IX, 204. 206.
Milton, John, XI, 411.
Minorca, an die Engländer abgetreten, XII, 64; von den Franzoſen erobert, 403.
Mir Jaffier, XIII, 246.
Mir Koſſim, XIII, 247.
Miſſiſſippi-Compagnie, XII, 185.
Mocenigo, Leonardo, XI, 433.
Modena, XIII, 42.
Mohacz, Schlachten bei, IX, 252, XI, 356.
Mohammed, Großmogul, XIII, 239.
Molé, Parlamentspräſident, XI, 83, 88.
Molière, XI, 337.
Molina, Pater Ludwig, XI, 326.
Mollwitz, Schlacht bei, XII, 300.
Molucken, X, 17.
Monaldeſchi, XII, 78.
Moncada, Hugo de, IX, 267.
Moncontour, Schlacht bei, X, 110.
Mongolen, in Oſtindien, XIII, 237
Monk in Schottland, XI, 191; leitet die Reſtauration ein, 220.
Monmouth, Sohn von Karl II., XI, 379; ſchlägt die Schotten bei Bothwellbrück, 382; empört ſich gegen Jacob II., 385.
Montague, Admiral, XI, 222.
Montcaſſel, XI, 259.
Montecuculi, in den Niederlanden, X, 333; in Ungarn, XI, 256; im Kriege gegen Ludwig, 250; legt nieder, 251.
Monteſpan, Marquiſe von, XI, 299.
Monteſquieu, XIII, 332.
Montezuma, IX, 57.
Montmorency, Annas von, im franzöſiſch-italieniſchen Kriege, IX, 292; unter Heinrich II., X, 85; durch die Guiſen entfernt, 88; von den Bourbons gewonnen, 89; kehrt zurück, 95; ſt., 107.
—, Heinrich von, für Gaſton von Orleans, XI, 65 fg.
Montpenſier, Tochter von Franz von Guiſe, X, 141, 150.
—, Maria, vermählt mit Gaſton von Orleans, XI, 56.
Montreſor, Graf von, XI, 79, 87.
Montroſe, Graf von, Anhänger von Karl I., XI, 153, 183.
Mookerheide, Treffen auf der, X, 31.
More, Thomas, X. 167.
Morea, venetianiſch, XII, 199; wieder an die Türken, 200.
Moriskos, X, 4, 42.
Moritz, ſ. Sachſen, Anhalt, Oranien.
Moritz von Sachſen, der Marſchall von Sachſen, XII, 314.
Morone, mailändiſcher Kanzler, IX, 264.
Moroſini, Franz, XI, 435.
Mortemart, ſ. Monteſpan.
Mouchards, X, 90.

Moys, Treffen bei, XII, 358.
Mühlberg, Treffen bei, IX, 336.
Mühlhausen, Vertrag zu, X, 305.
Muley Mahomet, X, 18.
— Moluch, X, 18.
Munk, Chriſtine, XII, 88.
Münnich, XII, 223; in Polen, 243; gegen die Türken, 225 fg.; für Anna, 229; entlaſſen, 230; gefangen und nach Sibirien geſchickt, 231; für Peter III., XIII, 55; ſt., 58.
Munro, Hector, in Oſtindien, XIII, 247.
Münſter, Unruhen der Wiedertäufer, ſ. Bockold; Friedensverhandlungen, X, 445.
Münzer, Thomas, IX, 233, 239.
Murray, natürlicher Bruder von Maria Stuart, X, 196, 198.
Mützen in Schweden, ſ. Hüte.

N.

Naarden, X, 30.
Nabob in Indien, XIII, 239.
Nadasdi, Graf, bei der Empörung Ungarn's, XI, 348.
—, öſterreichiſcher General, bei Moys XII, 358.
Nanſen, Bürgermeiſter von Kopenhagen, XII, 97.
Nantes, Edict von, erlaſſen, X, 153; aufgehoben, XI, 321.
Nantwich, Treffen bei, XI, 149.
Nariſchkin, Natalie, XII, 109.
Narvaez gegen Cortez, IX, 66.
Narwa, Schlacht bei, XII, 129; von Peter erobert, 139.
Naſſau, Ludwig, Bruder Wilhelm's von Oranien, X, 28.
—, Johann Moritz, Gouverneur von Braſilien, XI, 39.
Naſeby, Schlacht bei, XI, 153.
Naudé, XII, 74.
Naumburg, Vertrag zu, IX, 357.
Navailles, Marſchall von, XI, 254, 435.
Navarra, ſpaniſches, mit Caſtilien vereinigt, IX, 134.
Naves, Vicekanzler von Karl V., IX, 314.
Navidad, IX, 21.
Navigationsacte, XI, 195.
Neapel, Ferdinand I., König, IX, 110.
—, Alfons, des Vorigen Sohn, IX, 113.
—, Ferdinand II., des Vorigen Sohn, IX, 114, 115.
—, Friedrich, Bruder von Alfons, verliert ſein Reich, IX, 116.
—, unter ſpaniſcher Herrſchaft, XI, 1—31; im ſpaniſchen Erbfolgekriege, XII, 1—64; wird öſterreichiſch, 62; kommt nebſt Neapel an den Infanten Carlos, 207; Karl III. tritt es an Ferdinand ab, XIII, 35.
Neerwinden, Schlacht bei, XI, 289.
Negapatnam, von den Holländern erobert, XI, 39.
Neger nach Amerika gebracht, ſ. Las Caſas.
Neipperg ſchließt den Belgrader Frieden, XII, 209; wird bei Mollwitz geſchlagen, 300.
Netzdiſtrict an Preußen, XIII, 79.
Neuburg, ſ. Pfalz.
Neufchatel und Valengin an Preußen, XII, 58.
Newbury, Schlacht bei, XI, 153.
Newton, XI, 409.
Niederlande, unter Karl V., X, 21; unter Philipp II., X, 23 fg.; an Clara Iſabella Eugenia abgetreten, X, 40; vorläufige Anerkennung derſelben, X, 44.
—, ſpaniſche, Ludwig XIV. erhebt Anſprüche darauf, XI, 232; kommt an Oeſterreich, XII, 62, ſ. Raſtadter Frieden; vgl. auch Barrierevertrag.
—, öſterreichiſche, ſ. Joſeph II. und Leopold II.
—, vereinigte, Entſtehung, X, 30; Weiterbildung unter Wilhelm von

Oranien, 31 fg.; vorläufige Anerkennung, 44; unter Moritz von Oranien, XI, 31 fg.; unter Friedrich Heinrich, 37; unter Wilhelm II., 38 fg.; unter de Witt und Wilhelm III., 233—261; Handel und Wiſſenſchaft während ſeiner Regierung, 413 fg.; während des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, XII, 1—64; bei der Quadrupelallianz, 191; im Herrenhäuſer Bunde, 203; im Kriege mit Friedrich Wilhelm II. von Preußen, XIII, 208; im Kriege mit England, 291 fg.
Nimwegen, Friede zu, XI, 261.
Ninon de l'Enclos, XII, 77.
Nizza, Waffenſtillſtand zu, IX, 244.
Noailles, Marſchall von, XI, 289. XII, 52, 314.
Noot, van der, XIII, 186.
Nordamerika, Kämpfe um die Selbſtändigkeit, XIII, 252—300.
Nordiſcher Krieg, XII, 124—152.
Nördliche Durchfahrt in das ſtille Meer verſucht, XIII, 315.
Nördlingen, Schlacht bei, X, 428.
Norfolk, Herzog von, Oheim von Anna Boleyn und Katharina Howard, X, 174.
—, unter Eliſabeth, X, 199.
Norköping, Reichstag zu, X, 237.
North Briton, Tageblatt des Wilkes, XIII, 249.
North, Lord, engliſcher Miniſter, XIII, 258; hebt die von Greenville eingeführten Auflagen wieder auf, 261; tritt aus dem Miniſterium, 289.
Northumberland, Herzog von, X, 175, 176, 177; hingerichtet, 177.
Norwegen erhält ein Landrecht, XII, 87.
Notabeln in Frankreich, XI, 48.
Nouvelles de la république des lettres, Zeitſchrift von Bayle, XI, 333.
Novara, Schlacht bei, IX, 148.
Nowgorod, unterworfen von Waſſilij IV., X, 245.
Noyon, Vertrag zu, IX 152.
Nugnez Vela, IX, 86.
Nürnberg, Religionsfriede zu, IX, 279; Kampf zwiſchen Wallenſtein und Guſtav Adolf, X, 384 fg.
Nyeborg, XII, 94.
Nymphenburg, Bündniß zu, XII, 305.
Nyſtadt, Friede zu, XII, 174.

O.

Oberhaus in England abgeſchafft, IX, 181; wiederhergeſtellt, 212.
Oberpfalz kommt an Baiern als Unterpfand für die Kriegskoſten, X, 312; dem Kurfürſten von der Pfalz zurückgegeben, XII, 33.
Oczakow, von Münnich erſtürmt, XII, 226; wieder geräumt, 228; von Potemkin erobert, XIII, 178.
Odeſſa gegründet, XIII, 172.
Oekolampadius, IX, 222, 248.
Oeſel, Inſel, an Schweden, X, 441.
Oeſterreich, abgetreten an Ferdinand I., IX, 362; nach ſeinem Tode ſ. die folgenden Kaiſer; Erbfolgekrieg XII, 302; Proteſtantismus, X, 278.
—, Ferdinand, Erzherzog von, verheirathet mit Philippine Welſer, X, 353.
—, Karl, Erzherzog von, X, 253.
—, Maximilian, Erzherzog von, X, 267.
—, Albrecht, Erzherzog von, X, 40.
—, Maximilian Ernſt, Erzherzog von, X, 267.
—, Leopold von, X, 275, 340. XI, 3, 91.
—, Leopold Wilhelm, X, 336; Statthalter in der Niederlanden, XI, 19.
Ofen von Soliman erobert, IX, 253; vom Herzog Karl von Lothringen, XI, 355.
Oldenbarneveld, X, 37.
Oldenburg und Delmenhorſt, XII, 100. XIII, 84.

Olinda von den Holländern erobert, XI, 39.
Oliva, Friede zu, XII, 99.
Olivarez, XI, 2; entlaſſen, 11.
Olmütz von den Preußen belagert im 2ten ſchleſiſchen Kriege, XII, 309; im ſiebenjährigen Kriege, 365.
Opdam, XI, 237.
Opitz, Martin, XI, 362.
Oppeda, franzöſiſcher Parlamentspräſident, IX, 312.
Oquendo von Tromp beſiegt, XI, 7.
Orange, Fürſtenthum, an Frankreich überlaſſen, XII, 58.
Oranien, Philibert von, IX, 274.
—, Wilhelm von, X, 21—35.
—, Moritz von, X, 36; Streit mit Oldenbarneveld, XI, 32; ſt., 37.
—, Friedrich Heinrich, des Vorigen Bruder, XI, 37.
—, Wilhelm II., des Vorigen Sohn, XI, 38.
—, Wilhelm III., des Vorigen Sohn, XI, 236; Erbſtatthalter, 242; im Kriege gegen Ludwig, 243 fg.; verheirathet mit Maria von England, 259; Vorbereitungen zur Expedition nach England, 387; in London, 391; König von England, 393—403; beim ſpan. Erbfolgekriege, XII, 2; ſchließt die große Allianz, 11; ſt., 13.
—, Johann Wilhelm Friſo, Schweſterenkel von Wilhelm II., in der Schlacht von Malplaquet XII. 47.
—, Wilhelm V., XIII. 208.
Orden pour le mérite, XII, 291.
Orleans, Gaſton, Bruder Ludwig's XIII., XI, 55 fg.
—, Philipp, Bruder Ludwig's XIV., XI, 259; Gönner Moliere's, 338. Seine Gemahlin, Eliſabeth Charlotte, 274
—, Philipp II., des Vorigen Sohn, bei Turin geſchlagen, XII, 35; Regent, 181; ſeine Allianz mit England, 189; Cellamare's Verſchwörung gegen ihn, 191.
Orlow, Gregor, XIII, 55, 71.
—, Alexius, XIII, 71.
—, Theodor, XIII, 71.
Ormond, Herzog von, XII, 15, 55, 56, 195.
Ormuz, IX, 50.
Ornano, XI, 55.
Orſini, X, 52, 53.
Osmanen, ſ. Türken.
Osnabrück, Friede zu, X, 445.
Oſſuna, Herzog, Vicekönig von Neapel, XI, 30.
Oſtende, Belagerung von, X, 45; Handelsgeſellſchaft von, ſuspendirt, XII, 203; aufgehoben, 205.
Oſtermann, unter Anna, XII. 223, 224; nach Anna's Tode, 229; geſtürzt, 231.
Oſtindien, Kämpfe der Engländer in dem Lande, XIII, 239 fg.; 249 fg.; 301 fg.
Oſtindiſche Compagnie in Holland, X, 45.
Otaheiti, XIII, 312 fg.
Oudenarde, Schlacht bei, XII, 41.
Ovando, IX, 30, 35.
Oxe, Peter, in Dänemark, X, 226.
Oxford, Parlament in, XI, 147
—, Graf, engliſcher Miniſter, XII, 49, 194, 195.
—, ſ. Walpole.
Oxenſtierna, Axel, X, 347; leitet die Angelegenheiten in Deutſchland, 395 fg.; in Schweden unter Chriſtine, XII, 69 fg.
—, Johann, des Vorigen Sohn, X, 445.
—, Gabriel, Reichsdroſt, XII, 69.

P.

Pack, Otto, IX, 249.
Pacta conventa, X, 246. XII, 245.
Padilla, Juande, IX. 174.
Palermo, Seeſchlacht bei, XI, 256.
Palladio, X, 68.
Pallavicini, IX, 314.

Palos, IX, 15.
Panin, Günſtling von Katharina II, XIII, 55; erobert Bender, XIII, 70.
Paoli. Verfechter der corſiſchen Freiheit, XIII, 16.
Pappenheim vor Magdeburg, X, 360; an der Elbe gegen Guſtav Adolf, 365; bei Leipzig, 367; gegen Georg von Lüneburg, 383; in Halle, 388; ſtirbt bei Lützen, 393.
Papſt Paul II, IX, 180.
— Sixtus IV., IX, 181.
— Innocenz VIII., IX, 181.
— Alexander VI., Borgia, IX., 111, 116, 119; begeht das Jubeljahr, 184.
— Pius III, IX, 135.
— Julius II., IX, 135 fg.
— Leo X., Johann Medici, IX, 181; ſt., 219.
— Hadrian VI., IX, 219.
— Clemens VII., Julius Medici, IX, 220, 267.
— Paul III., Farneſe, IX, 281, 369; thut Heinrich VIII. in den Bann, X. 169; ſorgt für Ottavio Farneſe, IX, 369; beſtätigt den Jeſuitenorden, IX, 378.
— Julius III., IX, 379.
— Marcellus II., IX, 379.
— Pius IV., Caraffa, IX, 379. X, 3.
— Pius IV., IX, 379.
— Pius V., Ghislieri, X, 28, 47, 198.
— Gregor XIII., Buoncompagni, verbeſſert den Kalender, X, 48.
— Sixtus V., X, 50—59.
— Clemens VIII., Aldobrandini; Verhältniß zu Heinrich IV., X, 153; läßt die jeſuitiſchen Lehren prüfen, 326.
— Paul V., Borgheſe, für die Jeſuiten, X, 326.
— Gregor XV., Ludoviſi, X, 310.
— Urban VIII., Barberini, X, 329, 334, 343.
— Innocenz X., gegen Janſe, XI, 328.
Papſt Alexander VII., Chigi, von Ludwig XIV. gedemüthigt, XI, 230.
— Innocenz XI., Streit über das Aſylrecht, XI, 315, 316, 317.
— Alexander VIII., XI, 317.
— Innocenz XII., durch Vermittlung des Pariſer Hofes gewählt, XI, 317. XII, 3.
— Clemens XI., Albani, hebt das Kloſter Portroyal auf, XI, 329. XII, 200.
— Benedict XIV., Prosper Lambertini, XIII, 48.
— Clemens XIII., Rezzonico, für die Jeſuiten in Neapel, XIII, 24, 47; ſt., 49.
— Clemens XIV., Ganganelli, hebt den Jeſuitenorden auf. XIII, 49.
— Pius VI., Braſchi, XIII, 49; in Wien, 156.
Paracelſus, Theophraſtus, X, 287.
Paraguay, Staat der Jeſuiten, IX, 379. XIII, 26.
Pardo, Vertrag zu, XII, 328.
Parkany, Schlacht bei, XI, 359.
Parlament, franzöſiſches, ſ. Franz I., Karl IX., Heinrich III., Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV., Ludwig XV.
—, engliſches, ſ. Jacob I., Karl I., Cromwell, Monk, Karl II., Jacob II., Wilhelm III., Georg I., Pitt, Burke.
Parma und Piacenza, Peter Ludwig Farneſe, IX, 367.
— Ottavio Farneſe, IX, 369.
— Alexander Farneſe, X, 33—40.
— Odoardo I., für Frankreich gegen Spanien, XI, 4.
Parma, dem Infanten Carlos verſprochen, X, 201; von den Spaniern beſetzt, 204; an Oeſterreich, 207; an den Infanten Philipp, XIII, 42.
Pascal, Blaiſe, XI, 328.
Paſſaro, Schlacht bei, XII, 191
Paſſarowitz, Friede zu, XII, 200.
Paſſau, Vertrag zu, IX, 354.

Patkul, XII, 128; ausgeliefert, 147; hingerichtet, 147.
Paula, Vincenz de, XI, 51.
Paulette in Frankreich, X, 155.
Pavia, Schlacht bei, IX, 263.
Payva, IX, 8.
Paz, XII, 105.
Pedrarias, IX, 74, 76.
Pegnitzschäfer, XI, 363.
Pelisson, XI, 241.
Pensionsbill Walpole's, XII, 198.
Pereira, Pacheco, IX, 47.
Perekop, XII, 113; von den Russen erobert, 225.
Perez, Antonio, X, 15.
Persische Gesandtschaft bei Ludwig XIV., XII, 63.
Peru entdeckt, IX, 75; Bildung, 77.
Perugino, Pietro, X, 60, 64.
Pescara, bei Pavia, IX, 261.
Peterborough, englischer Feldherr, XII, 25, 27.
Peters, Hugh, Caplan, hingerichtet, XI, 373.
Petersburg erbauet, XII, 139; wird Residenz, 164.
Peterskirche, X, 58.
Peterwardein, XII, 200.
Petition of right, XI, 119.
Petre, Beichtvater Jacob's II., XI, 386.
Peucer, Caspar, X, 263.
Pfaffenhofen, Treffen bei, X, 398.
Pfalz, von Tilly besetzt, X, 315; verheert von den Franzosen, XI, 276 fg.
Pfalz, Ludwig, im Bauernkriege, IX, 237.
—, Otto Heinrich, im Frankfurter Receß, X, 253.
—, Friedrich III., X, 253.
—, Ludwig VI., des Vorigen Sohn, X, 264.
—, Johann Kasimir, Bruder des Vorigen, in den französischen Revolutionskriegen, X, 130; für Gebhard von Köln, X, 262; Vormund für Friedrich IV., 264.
Pfalz, Friedrich IV., X, 264; in der Union, 270.
—, Friedrich V., des Vorigen Sohn, an der Spitze der Union, X, 270; König von Böhmen, 303; geächtet, 309; verliert die Kur, 312; bei Mansfeld, 315; st., 397.
—, Karl Ludwig, des Vorigen Sohn, in England, XI, 141; erhält die Unterpfalz zurück, X, 449.
—, Rupert, des Vorigen Sohn, in England, XI, 141; bei Newbury, 147; bei Marstonmoor, 149; bei Naseby, 156; Admiral im holländischen Kriege, 243.
—, Karl, des Vorigen Sohn, st., XI, 274.
Pfalz Neuburg, Philipp Ludwig, in der Union, X, 271, 274.
—, Wolfgang Wilhelm, des Vorigen Sohn, im Streit mit Brandenburg, X, 274, 293; Kurfürst, XI, 274.
—, Philipp Wilhelm, des Vorigen Sohn, bewirbt sich um die polnische Krone, XII, 104.
—, Johann Wilhelm, erhält die Oberpfalz und den Vorrang im Kurfürstencollegium zurück, XII, 33.
—, Karl Philipp, verlegt die Residenz von Heidelberg nach Mannheim, XII, 215.
—, Karl Theodor, folgt in Baiern, XIII, 131 fg.
—, Karl Gustav von Zweibrücken, s. Karl X. von Schweden.
Pfeifer, Heinrich, IX, 239.
Pflug, Julius, IX, 345.
Philantropie, XIII, 342.
Philipp, s. Spanien und Orleans und Parma.
Philippshaugh, Treffen bei, XI, 156.
Philippsburg, von Enghien genommen im dreißigjährigen Kriege, X, 442; die Franzosen erhalten das Besatzungsrecht, 446; von Karl von

Lothringen genommen, XI, 253; im Nimweger Frieden an Oeſterreich, 261; von Vauban genommen, 279; von Ludwig zurückgegeben, 291.
Philoſophie im 17. Jahrh., in Frankreich XI, 329 fg.; in Deutſchland, 364 fg.; in England, 404 fg.; in den Niederlanden, 417; im 18. Jahrh., XIII, 318—351.
Piccolomini, Ottavio, X, 392, 411, 438.
Pietiſten, XI, 372. XII, 257.
Pignerol, XI, 279.
Pinzon, IX, 15, 20.
Piper, Graf, XII, 126, 134, 143, 149; gefangen, 152.
Piſa, Concil zu, IX, 144.
Pitt, William, XII, 331; während des ſiebenjährigen Krieges, 405; tritt aus dem Miniſterium, 407; ſpricht gegen den Pariſer Frieden, 409; während des amerikaniſchen Krieges, XIII, 255, 256; als Lord Chatam, 279; ſt., 279.
—, der jüngere, gegen die oſtindiſche Bill von Fox, XIII, 307; ſein Miniſterium, 309.
Pius, ſ. Papſt.
Pizarro, Franz, IX, 74; ermordet, 85.
—, Gonzalo, IX, 83, 86, 87.
Placetum regium, XIII, 153.
Platter, Fabricius, X, 299.
Plelo, Marquis, XII, 244.
Pleskow an Rußland, X, 245.
Plör, Balthaſar, IX, 221.
Poiſſi, Religionsgeſpräch zu, X, 96.
Poitiers, Edict von, X, 133.
Pole, Cardinal, X, 180.
Polen im ſechszehnten Jahrhundert, X, 238—242; im ſiebzehnten, XII, 79—87; im achtzehnten, XIII, 63—70, 75—82, 223 fg.
—, Johann I. Albrecht von, X, 238.
—, Alexander, X, 238.
—, Sigismund, X, 238.
—, Sigismund II., X, 239.
—, Heinrich Valois, X, 240.
Polen, Stephan Bathori, X 240.
—, Sigismund III., X, 241, 346, 347. XII, 79.
—, Wladislaw, des Vorigen Sohn, XII, 80.
—, Johann Kaſimir, XII, 81; entſagt ſeinen Anſprüchen auf Schweden, 99; dankt ab, 103.
—, Michael Wisnowiezky, XII, 104.
— Johann Sobiesky, XII, 104, 105; ſeine Söhne, 107; in dem öſterreichiſchen Türkenkriege, XI, 350 fg.
—, Auguſt II., Stanislaus, Auguſt III., ſ. Auguſt, Sachſen, Leſzinski.
—, Stanislaus Poniatowski, XIII, 65; abgeſetzt von den Conföderirten, 69; genehmigt die erſte Theilung, 80; bei der zweiten und dritten Theilung, 223 fg.; dankt ab und ſtirbt, 235.
Polniſch-Preußen kommt an Preußen, XIII, 79.
Pöllnitz, XII, 336.
Pombal, XIII, 22 fg.
Pommern im dreißigjährigen Kriege, X, 330 fg.; zwiſchen Schweden und Brandenburg getheilt, 446, 448; Vorpommern an Brandenburg, XII, 173.
Pompadour, Marquiſe, XIII, 3 fg.
Pomponne, XI, 264.
Poniatowski, ſ. Polen.
—, Joſeph, Neffe des Königs, XIII, 65.
Pope, XIII, 321.
Portobello, XII, 328.
Portocarrero XII, 3.
Portorico entdeckt, IX, 23.
Portoſanto, IX, 5.
Portroyal, Kloſter, XI, 327.
Portugal, König Johann II., IX, 96.
—, Emanuel, der Große, IX, 97.
—, Johann III., X, 17.
—, Sebaſtian, X, 18.
—, Heinrich, X, 19.
— mit Spanien vereinigt, X, 19.
—, Johann IV., XI, 11 fg.; ſchließt

Waffenſtillſtand mit den Holländern, 40.
Portugal, Alfons VI., XI, 22.
—, Peter II., XI, 22; nimmt Theil am ſpaniſchen Erbfolgekriege, XII, 15, 24.
—, Johann V., XIII, 23.
—, Joſeph Emanuel, XIII, 23—33.
—, Maria I., Königin, XIII, 33.
Portugieſen in Braſilien, XI, 41.
Poſſevino, X, 245.
Potemkin, XIII, 172.
Poteſchnie, XII, 111.
Potocki, Primas, für Stanislaus Leszinski, XII, 242.
—, Graf Felix und Ignaz Stanislaus, XIII, 68 fg., 225.
Prag, Schlacht bei, XII, 350.
—, Friede zu, X, 429.
Praga, Erſtürmung von, XII, 85, 86.
Pragmatiſche Sanction Karl's VI., XII, 201.
Prätendent, Karl Eduard, XII, 329.
Preobaſchenskoe, XII, 111.
Presbyterianer in England, X, 186. XI, 123 fg., 172.
Preſton, Schlachten bei, XI, 169. XII, 195.
Preſton-Pans, Treffen bei, XII, 330.
Preußen, weltliches Herzogthum, IX, 243; von Guſtav Adolf angegriffen, X, 348.
—, Albrecht, Herzog von, IX, 243.
—, Albrecht Friedrich X, 242, 295.
—, Friedrich I., König, XII, 253—259; im ſpaniſchen Erbfolgekriege, XII, 6.
—, Friedrich Wilhelm I.; Friede zu Utrecht, XII, 55; Krieg mit Karl XII., 167; Friede mit Schweden, 173; Herrenhäuſer Bündniß, 203; die Salzburger, 215, 263; Soldaten, Sparſamkeit, Charakter, 260—267.
—, Friedrich II. Jugend, XII, 270—290; Regierung, 291—401, ſ. Friedrich.
Preußen, Friedrich Wilhelm II., XIII, 202—223.
—, Heinrich, ſ. Heinrich.
—, Auguſt Wilhelm, XII, 354.
Pie, Marquiſe, XII, 216, 217.
Proteſtanten in Oeſterreich, X, 255, 261; in Polen, XIII, 66.
Pruth, Peter der Große am, XII, 155.
Prynne, XI, 124, 133, 221.
Pufendorf, Samuel von, XI, 370.
Pugatſchef, XIII, 60 fg.
Pulawski, XIII, 68, 69 fg.
Pultawa, Schlacht bei, XII, 151.
Pultuſk, Treffen bei, XII, 135.
Pulververſchwörung, XI, 111.
Punitz, XII, 138.
Puritaner in England, X, 186. XI, 123, 153.
Pyrenäiſcher Friede, XI, 21, 227.

Q.

Quadrupelallianz, XII, 190, 201.
Quäker, XI, 403.
Quanz, XII, 272.
Quaſt, brandenburgiſcher General, XII, 94.
Quauhpopoca, IX, 64.
Quebeck, XIII, 273 fg.
Quesnel, XI, 329.
Queſtenberg, X, 344.
Quinault, XI, 339.
Quintus Icilius, ſ. Guiſchard.
Quiroga, Pater, X, 406.

R.

Rabida, Prior von, IX, 14.
Racine, XI, 336.
Radziejowski, Primas, für Karl von Schweden, XII, 134.
Radom, ſ. Conföderation.
Radziwil, Janus, XII, 83.
—, Michael, XII, 105.
— in der Conföderation von Bar, XIII, 68.

Ragoczy, XI, 344 fg.
—, Franz, XII, 18, 51.
Ramillies, Treffen bei, XII, 33.
Raphael Sanzio, X, 64.
Raſtadt, Friede zu, XII, 59.
Raſumowski, Gemahl der Kaiſerin Eliſabeth, XII, 232.
Rath der Unruhen, X, 27.
Ravaillac, X, 158.
Ravenna, Schlacht bei, IX, 145.
Raynal, XIII, 339.
Receß, ſ. Frankfurt.
Rederykers, X, 22.
Reformation, Anfang, IX, 180; über den Fortgang, ſ. Luther, Zwingli, Calvin, Hugenotten.
Reformirte, ſ. Calvin, Hugenotten.
Regensburger Bündniß, IX, 241.
— Interim, IX, 299.
— Reichstag, XI, 322; immerwährender, XII, 212.
Regie in Preußen, XIII, 120.
Reichsregiment, IX, 219, 226.
Reichsritterſchaft, IX, 221, 225.
Reichstag und Reichsſtände in Schweden, XII, 69, 249; ſ. Guſtav III.
Reichstag, der polniſche, XII, 103; ſ. Stanislaus Poniatowski.
Reimarus, ſ. Leſſing
Religionsgeſpräch, ſ. Leipzig, Marburg, Poiſſi.
Religionsfriede, ſ. Nürnberg, Frankfurt, Augsburg.
Religionskriege in Frankreich, ſ. Frankreich unter Franz II., Karl IX., Heinrich III.
Rembrandt, Paul, XI, 421.
Remonſtranten, XI, 33.
Repnin, XIII, 68.
Requeſens y Zuniga, X, 29, 31.
Reservatum ecclesiasticum, IX, 359.
Reſolution, ſ. Cook.
Reſtitutionsedict, X, 336.
Rethel, Treffen bei, XI, 20.
Retz, ſ. Gondi.
Reuchlin, Johann, IX, 188.
Reunionen Ludwig's XIV., ſ. denſelben und Louvois.
Reventlow, Graf, bei Calcinato, XII, 34.
Rhe, Inſel, XI, 57.
Rheinsberg, Friedrich's Aufenthalt, XII, 282.
Rhenſkjöld, bei Frauſtadt, XII, 142; vereinigt ſich mit Karl, 142; bei Pultawa, 152.
Richardſon, XIII, 321.
Richelieu im dreißigjährigen Kriege, X, 317; in Frankreich, XI, 49; ſt., 74.
Ripperda, Baron von, XII, 201, 202 fg.
Rizio, X, 193.
Robert de la Marc, IX, 257.
Robertſon, XIII, 322.
Rochambeau, franzöſiſcher General in Amerika, XIII, 283.
Rochelle, la, Sicherheitsplatz der Reformirten, X, 124. XI. 57.
v. Rochow, XIII, 342.
Rockingham, Miniſter. XIII, 257 fg.
Rocroy, Schlacht bei, XI, 18.
Rocoulles, Erzieherin Friedrich's des Großen, XII, 270.
Roeskild, Friede zu, XII, 91.
Rom, von Karl von Bourbon genommen, IX, 270; von Sixtus verſchönert, X, 57.
Romanow, Dynaſtie kommt auf den Thron, X, 246.
Romanzow, bei Kolberg, XII, 392; im Türkenkriege, XIII, 70.
Roskolniken, XIII, 60.
Rosny, ſ. Sully.
Roßbach, Schlacht bei, XII, 356.
Rothmann, IX, 285.
Roués, XII, 183.
Rouillé, XII, 43.
Rouſſeau, Jean Jaques, XIII, 332.
Rouſſillon im pyrenäiſchen Frieden franzöſiſch, XI, 227.
Rubens, Peter Paul, XI, 419.

Rudolf II., römiſcher Kaiſer, X, 260.
Rügen, XII, 167.
Rurik, der Mannsſtamm erliſcht, X, 246.
Ruſſel, William, Verſchwörung gegen Karl II., XI, 380.
—, Edward, gegen Wilhelm III., XI, 396; bei la Hogue, 287.
Rußland bis zum Ausſterben der Rurik's, X, 244—247.
— unter Michael Feodorowitſch, XII, 80, 109.
—, Alexei Michailowitſch, XII, 82, 109.
—, Feodor, Zar, XII, 109.
—, Iwan, Zar, XII, 109; ſt., 113.
—, Peter der Große, XII, 110 fg.; im nordiſchen Kriege, 129, 139 fg.; gründet Petersburg, 139; Türkenkrieg, 155; Friede von Nyſtadt, 174; Kaiſer, 175; Reiſen, 115, 175; Privatleben, 164; Gönner der Wiſſenſchaften, 220 fg.; Erbfolge, 221.
— unter Katharina I., XII, 221 fg.
—, Peter II., XII, 221.
—, Anna Iwanowna, XII, 223.
—, Anna, Regentin, XII, 228 fg.; nach Sibirien, 231.
—, Iwan III., Kaiſer, XII, 228.
—, Eliſabeth Petrowna, XII, 230; Feindin Friedrich's, 340; ſt., 395.
—, Peter III., Freund Friedrich's, XII, 395; Regierung und Tod, XIII, 51 fg.
—, Katharina II., XII, 396. XIII, 53 fg., 63 fg., 70 fg., 75, 82, 162, 171, 176 fg.; ſt., 237.
—, Paul, ihr Sohn, XIII, 236.
Rutowski, XII, 323 fg.; bei Pirna, 343.
Ruwaard, X, 33.
Ruyter, Michael Adrianszoon de, holländiſcher Admiral, ſiegt bei Aecue, XI, 195; im mittelländiſchen Meere, 255; gegen Karl Guſtav von Schweden, XII, 94.
Ryehouſe Verſchwörung, XI, 379.
Ryswik, Friede zu, XI, 291.
Ryſſel erobert, XII, 42.
Rzewuski, Anhänger Rußland's, XIII, 67.

S.

Sachs, Hans, X, 288.
Sachſen unter Friedrich dem Weiſen, IX, 202, 215; ſt., 242.
— unter Johann dem Beſtändigen, IX, 242, 243, 277, 278; ſt., 279.
— unter Johann Friedrich I., dem Großmüthigen, Vertrag zu Eaban, IX, 284; gegen Heinrich den Jüngeren, 302; im ſchmalkaldiſchen Kriege, 336; gefangen, 339; Verluſt der Kurwürde, 340; Interim, 346; frei, 353; ſt., 360.
—, Johann Friedrich der Mittlere, X, 251—257; ſt., 260.
—, Friedrich Wilhelm von Altenburg, X, 265.
—, Wilhelm von Weimar, Bundesgenoſſe von Guſtav Adolf, X, 357; angegriffen von Tilly, 365; bei Nürnberg, 384.
—, Bernhard, ſ. Bernhard.
—, Ernſt, X, 357.
—, Georg, Herzog von, IX, 206, 215, 275.
—, Heinrich, IX, 297.
—, Moritz, IX, 323; gegen den Kurfürſten, 326, 328; bei Mühlberg, 336; Kurfürſt und Interim, 340—346; belagert Magdeburg, 350; ſt., 356.
—, Auguſt, Kurfürſt, des Vorigen Bruder, gegen Gotha, X, 259, 363; ſt., 264.
—, Chriſtian I., Kurfürſt, X, 265.
—, Chriſtian II., öſterreichiſch, X, 271; im Jülichſchen Erbfolgeſtreite, 274.
—, Johann Georg I., Kurfürſt, X, 356; von Tilly angegriffen, 366; bei Leipzig, 369; in Prag, 371; ſchließt den Prager Frieden, 429.

Sachſen, Auguſt, des Vorigen Bruder, erhält im weſtphäliſchen Frieden Magdeburg auf Lebenszeit, X, 448.
—, Johann Georg III., Kurfürſt, im Kriege gegen Ludwig XIV., XI, 282; gegen die Türken, 352.
—, Friedrich Auguſt I, Bündniß gegen Schweden, XII, 125 fg.; von Karl in Dresden beſucht, 146; erhält Polen zurück, 173.
—, Friedrich Auguſt II., Gegner von Maria Thereſia, XII, 304; Bündniß mit derſelben, 315; Niederlagen bei Hennersdorf und Keſſelsdorf, 323, 325; neues Bündniß gegen Friedrich, 341; im ſiebenjährigen Kriege, 343 fg.
—, Karl, des Vorigen Sohn, Herzog von Kurland, XIII, 64.
—, Friedrich Auguſt III., Kurfürſt im bairiſchen Erbfolgekriege, XIII, 132; tritt dem Fürſtenbunde bei, 139.
—, Marſchall von, ſ. Moritz.
Salankemen, Schlacht bei, XI, 359.
Saluzzo, an Savoyen, XI, 28.
Salvius, Johann Adler, XII, 73.
Salzburger, XII, 215, 263.
Salzmann, XIII, 342.
Samſon, Bernhard, IX, 247.
Sanction, ſ. pragmatiſche Sanction.
Sandwich, Lord, XIII, 313.
Sandwichsinſeln, XIII, 316.
St. Aubin, Schlacht bei, IX, 107.
St. Germain, X, 111. XI, 262.
St. Michael, in Peru angelegt, IX, 76.
St. Omer, Schlacht bei, X, 259.
St. Quentin, Schlacht bei, X, 6.
St. Angel, IX, 14.
San Salvador entdeckt, IX, 19.
Santa Maria, IX, 21.
Santa Domingo entdeckt, IX, 20.
Saragoſſa, Schlacht bei, XII, 49.
Saratoga, Capitulation zu, XIII, 277.
Sardinien kommt an Oeſterreich, XII, 62; von den Spaniern erobert, 190; an Savoyen, 200.
Sardinien, Karl Emanuel von, im Bunde mit Spanien und Frankreich, XII, 205. XIII, 45.
—, Victor Amadeus III., XIII, 45.
Sarpi, Paolo, X, 68.
Sasbach, Treffen bei, XI, 250.
Saumaiſe oder Salmaſius, XII, 74.
Savoyen, Karl, X, 47.
—, Emanuel Philibert, X, 47.
—, Karl Emanuel, der Große, X, 334. XI, 28.
—, Victor Amadeus I., XI, 29.
—, Karl Emanuel II., XI, 29.
—, Victor Amadeus II., im Beginn des ſpaniſchen Erbfolgekrieges für Frankreich, XII, 5; zur großen Allianz, 15; bei Turin, 35; gegen Toulon, 38; König und erhält Sicilien, 58; ſtatt deſſen Sardinien, 200; ſein Abdanken und Ende, XIII, 43.
Scaliger, XI, 415.
Scarron, XI, 301.
Schack, däniſcher Feldmarſchall, XII, 93, 97.
Schärtlin, Sebaſtian, IX, 326; in franzöſiſchen Dienſten 327.
Schaumburg, Sylveſter von, IX, 209.
Scheldeſperre, XIII, 161.
Schellenberg, Schlacht auf dem, XI, 70.
Scheredbin Barbaroſſa, IX, 289.
Scheremetew, bei Gemauerthof geſchlagen, XII, 141; bei Holowczin, 148; im Türkenkriege, 155.
Schiller, XIII, 351.
Schinner, Cardinal von Sitten, IX, 142, 247.
Schleſien, ſ. Friedrich II. von Preußen.
Schlieff, Anton, X, 406.
Schlüſſelburg, gegründet, XII, 139.
Schlüter, XII, 257.
Schmalkaldiſcher Bund, IX, 277 fg.; gegen Heinrich von Braunſchweig, IX, 302.

Schmalkaldischer Krieg, IX. 326.
Schomberg, Heinrich von, Marschall, XI, 57.
—, Karl, XI, 10.
—, Friedrich, XI, 23; in den Niederlanden, 254, 285; fällt am Boynefluſſe 286.
Schönborn, Johann Philipp, Kurfürſt von Mainz, XI, 244.
Schonen an Schweden abgetreten, XII, 91.
Schottland, X, 187, ſ. Jacob I., Karl I., Cromwell, Karl II., Jacob II., Wilhelm III.; Union mit England 1706, XII, 193; Aufſtände, ſ. Prätendent.
Schumacher, däniſcher Miniſter, XII, 101.
Schulenburg, ſächſiſcher General, XII, 137, 138; bei Frauſtadt geſchlagen, 142.
Schuwalow, Iwan, XII, 232.
Schwäbiſcher Bund löſt ſich 1533 auf, IX, 284.
Schwarzenberg, Graf Adam, X, 358.
Schwarzer Adlerorden geſtiftet, XII, 255.
Schweden bis zur Auflöſung der calmarſchen Union, X, 218.
— unter Guſtav Waſa, X, 227, 235.
— unter ſeinen Söhnen Erich, Johann und Karl IX., X, 235—237.
—, Guſtav II. Adolf, X, 346 fg. XII, 69, 70 fg.
—, Chriſtine, XII, 71—77.
—, Karl X. Guſtav, XII, 75—90 fg.
—, Karl XI., XII, 99—100.
—, Karl XII., Erziehung, 127; Krieg mit Dänemark, 127; mit Peter, 129; mit Auguſt, 130; in Lithauen und Sachſen, 141—143; in Rußland, 147, 149; Pultawa, 151; in der Türkei, 152; Rückkehr, 162; in Pommern und Norwegen, 169, 170.
—, Ulrike Eleonore, des Vorigen Schweſter, XII, 171, 249.
Schweden, Friedrich von Heſſen-Kaſſel, XII, 249; im Kampfe mit Rußland, 203, 251.
—, Adolf Friedrich, XIII, 103 fg.
—, Guſtav III., XIII, 107—117; ſeine Kriege gegen Rußland, 192 fg.; ſein Ende, 200.
Schweidnitz von Loudon erobert, XII, 391; wieder genommen, 397.
Schweizer, IX, 159—162; Bündniß mit Ludwig XII., 122; mit Ludwig Moro, 123; mit Julius II., 137; bei Marignano geſchlagen, 151; Vertrag mit Franz I., 152; Reformation in der Schweiz, 248, 281; vom Reiche getrennt, X, 449.
Schwerin, Graf Karl Chriſtoph, im erſten ſchleſiſchen Kriege, XII, 300 fg.; bei Prag, 348 fg.
Sculletus, Hofprediger, X, 304.
Seapoys, XIII, 242.
Sebaſtiane, die falſchen, X. 20.
Sechzehner, der Bund der, X, 134.
Seckendorf, öſterreichiſcher Geſandter, XII, 203, 208, 274.
Sedgemoor, Gefecht bei, XI, 384.
Seignelai, ſ. Colbert.
Seld, Reichsvicekanzler, IX, 343.
Semblançai, Oberaufſeher der Finanzen, XI, 258.
Seneſ, Schlacht bei, XI. 249.
Seni, X, 359.
Senlis, Friede zu, IX, 108.
Septennialbill, XII, 195.
Servet, Michael, X, 79.
Sefia, Gefecht an der, IX, 261.
Sevilla, Tractat zu, XII, 204.
Sewerien kommt an Polen, XII, 80; wieder an Rußland, 102.
Seydlitz bei Roßbach, XII, 356; bei Zorndorf, 366; bei Hochkirch, 369; bei Kunersdorf, 375; bei Freiberg, 398.
Seymour, Thomas, X, 175.
—, Johanna, X, 171.
Sforza, Ludovico Moro, IX, 110, 111, 112, 124; ſt., 125.

Sforza, Maximilian, IX, 146.
—, Franz II., des Vorigen Bruder, IX, 261, 273; ſt., 291.
Shaftesbury, XI, 375, 477.
Shakeſpeare, X, 215.
Sibirien, von den Ruſſen erobert, X, 246.
Sicilien, Abfall unter Philipp IV., XI, 12; an Savoyen, XII, 58; an Spanien zurück, 73, 200; Königreich beider, XIII, 42.
Sickingen, Franz von, IX, 209, 221, 231.
Sidney, Algernon, XI, 380.
Siebenbürgen, ſ. Bocskai, Bethlen Gabor, Zapolya.
Siebenjähriger Krieg, XII, 340—399.
Siena an Florenz, IX, 366.
Sievershauſen, Schlacht bei, IX, 356.
Silberflotte, ſpaniſche, weggenommen, XII, 15.
Silhonette, XIII, 11.
Simnel, Lambert, IX, 163.
Simſon, Ablaßprediger in der Schweiz, IX, 199.
Sinclair, XII, 250.
Sinzheim, Schlacht bei, XI, 248.
Siöröd, Friede zu, X, 347.
Siquier, XII, 170.
Sixtus V., ſ. Papſt.
Slawata, X, 298.
Smolensk, Tſchernigow polniſch, XII, 80; wieder an Rußland, 102.
Smollet, XIII, 321.
Sobieski und ſeine Söhne, ſ. Polen.
Socinianer, X, 239.
Soderini, Peter, in Florenz, IX, 147.
Sofi, Ismael, XII, 119.
Soiſſons, Graf, ſ. Prinz Eugen; Congreß zu, XII, 204.
Soliman I., IX, 252.
Soltikow unter Anna, XII, 223; bei Kunersdorf, 373.
Soltikow, Günſtling von Katharina II., XIII, 54.
Soltyk, Biſchof von Krakau, XIII, 67.
Somerſet, Herzog von, X, 174.
Sophie, Schweſter Peter's des Großen, XII, 110, 111 fg.
—, Kurfürſtin von Hannover, Erbin in England, XII, 194.
— von Zelle, Gemahlin Georg's I., XII, 194.
— Charlotte, Königin von Preußen, XII, 254, 255.
Soubiſe, Prinz von, im ſiebenjährigen Kriege, XII, 356.
Soor, Schlacht bei, XII, 322.
Sourdis, Erzbiſchof von Bordeaux, Befehlshaber der franzöſiſchen Flotte, XI, 9.
des Souches öſterreichiſcher Feldherr, IX, 249.
Spalatin, IX, 197.
Spanien unter Ferdinand und Iſabella, IX, 98.
— unter Karl I. (V.), IX, 171 fg.
— unter Philipp II. Innere Regierung, gegen Moriscos und Türken, X, 2—6; Don Carlos, 6; Portugal, 19; in den Niederlanden, 21—41; Anſprüche auf Frankreich, 145 fg.; vermählt mit Maria von England, 181; gegen Eliſabeth von England, Armada, 209.
— unter Philipp III., X, 42 fg.
— unter Philipp IV., XI, 1—23; Portugal's Abfall, 11; Empörung in Neapel, 14; pyrenäiſcher Friede, 21.
— Karl II., Kriege mit Ludwig XIV., XI, 229 fg., 233 fg.; ſt., XII, 3; ſein Teſtament, 3.
— Philipp V., XII, 3, 23, 55, 58, 190 fg.; ſchließt den Wiener Frieden mit Oeſterreich, 201; Vertrag zu Sevilla, 204; Krieg mit Oeſterreich, 205. Sein Sohn Ludwig, 192.
—, Ferdinand VI., XII, 332; Krieg mit England, 406 fg.; ſt., XIII, 35.

Spanien, Karl III., Friede mit England, XII, 409; gegen Algier, XIII, 39; Friede zu Pardo, 39; Rückführung der Inquiſition, 41.
Spee, Friedrich von, XI, 363.
Speier, Reichstag 1529, IX, 250; verbrannt durch die Franzoſen, XI, 281.
Spener, Philipp Jacob, XI, 371.
Spinola, Ambroſio, X, 45, 293, 310.
Spinoza, XI, 417 fg.
Spiridow, XIII, 72.
Spork, XI, 346. XII, 93.
Squillace, XIII, 36.
Stadtlohn, Treffen bei, X, 316.
Staffarda, Schlacht bei, XI, 284.
Stahremberg, Graf Rüdiger, XI, 351.
—, Graf, im ſpaniſchen Erbfolgekriege, in Italien, XII, 15; in Spanien, 49; geſchlagen, 52.
Stainville, ſ. Choiſeul.
Ständiſche Verfaſſung in Dänemark aufgehoben, XII, 97.
Stanhope, bei Brihuega geſchlagen, XII, 52.
Stangebro, Treffen bei, X, 236.
Stanley, IX, 165.
Stanz, Verſammlung zu, IX, 160.
Staupitz, Dr. Johann von, IX, 194.
Stato degli presidi XII, 207.
Stawutſchane, Treffen bei, XII, 228.
Steele, XIII, 321.
Steenkerken, Schlacht bei, XI, 287.
Stempelacte für Nordamerika, XIII, 254; zurückgenommen, 257.
Steenbock bei Nyborg geſchlagen, XII, 94; vertreibt die Dänen aus Schonen, 155; ſiegt bei Gadebuſch, muß ſich aber bei Tönningen ergeben, 158.
Stephanus, Heinrich und Robert, IX. 309.
Sternberg, Burggraf Adam von, X, 298.
Sterne, XIII, 321.
Sternkammer, XI, 124.
Stertzinger, Martin, XII, 17.
Stettin, vergeblich von Friedrich Wilhelm belagert, XII, 94; genommen, 167; preußiſch, 173.
Stettin, Friede zu, X, 226.
Steuben, Baron von, in Amerika, XIII, 268 fg.
Stockholm, Blutbad zu, X, 220.
Stoke, Schlacht bei, IX, 164.
Stollberg, Graf von, bei Freiberg geſchlagen, XII, 398.
—, Gebrüder, XIII, 349.
Stolbowa, Friede zu, X, 347.
Stollhofen, XII, 16.
Storch's Unfug in Zwickau, IX. 218.
Strafford, Graf Wentworth, XI, 122; hingerichtet, 135.
Stralſund, von Wallenſtein belagert, X, 330; von den Dänen beſetzt, XII, 168.
Straßburg von den Franzoſen genommen, XI, 267.
Strelitzen, X. 245. XII, 110, 116.
Strengnäs, Reichstag zu, X, 233.
Struenſee, däniſcher Miniſter, XIII, 85 fg.; hingerichtet, 101.
—, ſein Bruder, preußiſcher Miniſter, XIII, 102.
Stuarts, ſ. England, Jacob I., Karl I., Karl II., Jacob II.
Stuhm, Gefecht bei, X, 349.
Sture, Sten, X, 219.
—, Svante, X, 219.
—, Sture II., X, 220.
Styrum, öſterreichiſcher General im ſpan. Erbfolgekriege, XII, 17, 18.
Subah, ſ. Nabob.
Südſee, ſ. Cook.
Südſeegeſellſchaft in England, XII 197.
Suhm, ſächſiſcher Geſandter am preuß. Hofe, XII, 284, 289.
Sully, Marquis des Roſny, X, 154.
Sultane, Bajazet II., IX, 251.

Sultane, Selim I., IX, 252.
— Soliman der Prächtige, IX, 252, 280, 293, 301. X, 247.
— Selim II., X, 247.
— Murad III., X, 247; gegen Perſien, XII, 120.
— Mohammed, III., XII, 119.
— Achmet I., XII, 119.
— Muſtapha I., Osman II., Murad IV., XII, 120.
— Ibrahim, XII, 121; gegen Candia, 121.
— Mohammed IV., XII, 104, 121.
— Soliman III., XII, 122.
— Achmet II., Muſtapha II., XII, 122.
— Achmet, XII, 153 fg.
Sundgau an Frankreich, X, 446.
Sundzoll erhält Schweden, X, 441.
Supremateid, ſ. Heinrich VIII. von England.
Suwarow erſtürmt Ismail, XIII, 179; im polniſchen Kriege, 234.
Surrey, Graf von, X, 174.
Svane, Biſchof von Seeland, XII, 97.
Swenskaſund, Seeſchlacht in dem, XIII, 199.
Swift, XIII, 321.
Sziget, durch Zrini vertheidigt, X, 257.

T.

Tallard, franzöſiſcher Marſchall im ſpan. Erbfolgekriege, am Rhein, XII, 18, 20; bei Höchſtädt geſchlagen und gefangen, 22.
Tanucci, Marquis, ſicilianiſcher Miniſter, XIII, 46.
Targowicz, Conföderation zu, XIII, 226.
Taſſo Torquato, X, 68.
Tataren in der Krim, XII, 80.
Tauenzien vertheidigt Breslau, XII, 383.
Taurien, ſ. Krim und Potemkin.
Tavannes ſiegt bei Jarnac, X, 109; in der Bluthochzeit, 113, 115.
Tavora, Familie in Portugal, XIII, 29.
Tenochtitlan, IX, 62.
Terzka, Wallenſtein's Schwager, X, 392, 410 fg.; ermordet, 421.
Teſchen, Friede zu, XIII, 134.
Teſſin, Reichsmarſchall in Schweden, XII, 250.
Teſtacte, XI, 377.
Tetzel, IX, 198.
Thamasb, XII, 120.
Thee, mit einer Abgabe in Amerika belegt, XIII, 262; Theeacte, 263.
Theodicee von Leibnitz, XI, 367.
Theſen Luther's, IX, 199.
Thomaſius, Chriſtian, XI, 369.
Thomſon, XIII, 321.
Thorn, Jeſuitenunfug, XII, 237.
de Thou, in der Verſchwörung des Cinqmars, XI, 73.
Thugut, Miniſter von Maria Thereſia, XIII, 133.
Thumbshirn, IX, 335.
Thurn, Matthias, X, 300, 302; in Schleſien, 401.
Tilly, X, 306, 313; vor Magdeburg, X, 360; ſt., 379.
Tippo Saib, XIII, 305.
Titian, X, 66.
Tlascala, IX, 59.
Tökeli, XI, 349 fg.
Toland, John, XI, 410.
Toleranzedict Joſeph's XIII, 154.
Tolteken, IX, 61.
Tonnen- und Pfundgeld, XI, 118.
Torbay, XI, 389.
Torcy, ſ. Colbert, XII, 44.
Torbeſillas, IX, 173.
Torgauer Bündniß, IX, 242.
— Buch, X, 264.
Torgau, Schlacht bei, XII, 387.
Torquemada, IX, 100.
Torſtenſon, Leonhard, X, 438.
Torys, ſ. Whigs.
Toscana', Beſtimmungen darüber

im Wiener Vertrage, XII, 201; kommt an Lothringen, 245.
Toscanelli, Paul, IX, 12.
Tottleben, XII, 284, 285.
Toulon, Zug Eugen's gegen, XII, 38.
Tourville ſiegt bei La Hogue, XI, 287.
Townſhend, XII, 194.
Traun, im zweiten ſchleſiſchen Kriege, XII, 317.
Trautmannsdorf, X, 445.
Travendahl, Friede zu, XII, 128.
Tremouille, La, IX, 107, 149.
Trenton, Treffen bei, XIII, 270.
Trident, Concil zu, angekündigt, IX, 314, 344; nach Bologna 345, 353, 379, 380.
Trier von Sickingen belagert, IX, 230.
Trivulzio geht zu Karl VIII. über, IX, 113; in Mailand, 124.
Trolle, Erzbiſchof von Upſala, X, 220.
Tromp, Martin, ſiegt im Canal, IX, 195.
Tſchesme, Seeſchlacht bei, XIII, 72.
Turenne, im dreißigjährigen Kriege, X, 442; in der Fronde, XI, 87 fg.; für Condé, 91; bei Rethel, 92; überwirft ſich mit Condé, 94; bei Etampes, 98; in den Niederlanden, 240; gegen den Kurfürſten von Brandenburg, 245; ſt. bei Sasbach, 250.
Türken, X, 2, 247 fg. XII, 117 fg. XIII, 70 fg., 82 fg., 171 fg., 176 fg., ſ. auch Sultane.
Turin, Schlacht bei XII, 35.
Tyrol, die Baiern in, XII, 16.

U.

Ulema, XII, 120.
Ulfeld, Korfitz, XII, 88; ſein Ende, 95.
Ulrich von Würtemberg, IX, 176, 283, 333.
Ulrike Eleonore, ſ. Schweden.
Ungarn unter Ludwig II., IX, 252; unter Leopold, XI, 344; neuer Aufſtand, XII, 18.
Unigenitus, Bulle, XI, 327.
Union in Ahauſen, X, 270.
— von England und Schottland unter Anna, XII, 193.
— in Utrecht, X, 34.
Unüberwindliche Flotte, X, 36 fg.
Urſini, Prinzeſſin, XII, 24, 189.
Uſedom, preußiſch, XII, 173.
Utrecht, Friede zu, XII, 54.
—, Union zu, X, 34.

V.

Vaca de Caſtro, IX, 83, 87.
Valencia im ſpaniſchen Erbfolgekriege, XII, 29 fg.
Vallejo, IX, 29.
Vane hingerichtet, XI, 374.
Vargas, X, 28.
Vasco de Gama, IX, 45 fg.
Vaſſi, Blutbad zu, X, 98.
Vauban, XI, 244, 254, 279.
Vaucelles, Waffenſtillſtand zu, IX, 357.
Vaudemont, mailändiſcher Statthalter, XII, 5.
Vega, Garcilaſſo, X, 44.
Vega, Lope de, X, 44.
Velasquez, IX, 4.
Vely, Paſcha, XII, 227.
Vendome, bei Luzzara, XII, 17, 24; ſiegt bei Calcinato, 34; in den Niederlanden an Stelle von Villeroi, 34; geſchlagen bei Oudenarde, 41 fg.; abberufen, 46; ſiegt in Spanien, 52.
Venedig, X, 46; Krieg auf Candia mit den Türken, XI, 430 fg.; erobert Morea, 437; verliert Morea, XII, 199.
Veracruz angelegt, IX, 58.
Verden an Hannover verkauft, XII, 167; abgetreten, 173.
Vergennes, franzöſiſcher Botſchafter in Schweden, XIII, 107.

Vernon, XIII, 328.
Verſailles, XI, 295.
—, Vertrag zu, XIII, 295.
Vervins, Friede zu, X, 153.
Victor Amadeus, ſ. Savoyen.
Viglius, Rath von Karl V., IX, 322.
Villalar, Schlacht bei, IX, 175.
Villars, Marſchall von, XII, 14, 16, 17, 30; gegen Ernſt von Baireuth, 39; in den Niederlanden, 46; bei Malplaquet, 47; von Marlborough überliſtet, 52; gegen Eugen, 55; bei Denain, 56; unterhandelt mit Eugen über den Frieden, 60; im polniſchen Erbfolgekriege in Italien, 206.
Villaviciosa, Schlacht bei, XI, 23. XII, 52.
Villeroi bei Chiari geſchlagen, XII, 11; gegen Marlborough, 15, 30; bei Ramillies, XII, 33.
Villiers, ſ. Buckingham.
Vincenz, ſ. de Paula.
Viret, Peter, X, 75.
Viſeo, Herzog von, IX, 96.
Volmar in Münſter, X, 445.
Voltaire, XII, 282; Verhältniß zu Friedrich II., XII, 286 fg. XIII, 324—332.
Voſſem, Friede zu, XI, 245.
Voſſius, Johann Gerhard, Iſaak und Gerhard, XI, 415. XII, 74.
Voß, Johann Heinrich, XIII, 249.

W.

Wahlcapitulation Karl's V., IX, 178.
Walachei von Eugen erobert, XII, 200.
Waldburg, Truchſeß von, im Bauernkriege, IX, 233.
—, Gebhard, Erzbiſchof von Köln, X, 261.
Waldeck, Georg Friedrich von, bei Fleurus beſiegt, XI, 283.
Waldenſer, IX, 311, ſ. auch Barbets
Waldmann, Bürgermeiſter von Zürich, IX, 151.
Waldſtein, Max von, X, 344.
Wallenſtein, X, 319, 329, 339; ſein Ende, 422; hiſtoriſches Urtheil über ihn, 425.
Wallis, öſterreichiſcher Feldherr, XII, 209.
Walpole unter Georg I., XII, 194 fg.; unter Georg II., 198; vermittelt das Herrenhäuſer Bündniß, 203.
Walſingham, X, 201.
Warbeck, IX, 164.
Warkotſch, XII, 393.
Warnitza, Lager Karl's XII. zu, XII, 15.
Warſchau ergiebt ſich an Karl Guſtav, XII, 83; Schlacht bei, 85; an Karl XII., 133; wieder an Auguſt, 139.
Warren, engliſcher Admiral, XII, 332.
Wartburg, Luther auf der, IX, 216.
Wartenberg, Kolb von, XII, 256.
Warwick, Eduard von, IX, 164; enthauptet, 167.
—, Graf von, Miniſter Eduard's VI., X, 175; hingerichtet, 177.
Waſa, ſ. Schweden und Guſtav.
Waſaburg, natürlicher Sohn Guſtav Adolf's, X, 394.
Waſhington, im ſiebenjährigen Kriege, XII, 402; im Befreiungskriege, XIII, 267—301.
Waſſenaer, holländiſcher Admiral, XII, 93.
Waſſergeuſen, ſ. Geuſen.
Wehlau, Vertrag zu, XII, 102.
Welſer, Philippine, X, 253.
Weimar, der Sitz der Cultur, XIII, 350.
Wentworth, ſ. Strafford.
Werth, Johann von, im dreißigjährigen Kriege, bei Mergentheim, X, 442; bei Duttlingen, 442.
Weſſel, Johann, IX, 185.
Weſtphäliſcher Friede, X, 445.

Whigs und Torys, XI, 378; unter Wilhelm, 396.
Wiäsma, Friede zu, XII, 80.
Wiedertäufer in Münſter, IX, 285.
Wieland, XIII, 343.
Wien, die Türken vor, IX, 253; unter Leopold, XI, 351; Thurn, X, 302.
—, Vertrag zu, XII, 201.
Wiesloch, Gefecht bei, X, 313.
Wikowski, Hetmann der Koſacken, XII, 102.
Wilhelm, ſ. Oranien, Heſſen.
Wilhelm von Cleve, IX, 305.
Wilhelmine, Schweſter Friedrich's des Großen, XII, 275, 280.
Wilkes, John, XIII, 249.
Wimpfen, Schlacht bei, X, 313.
Wimpheling, IX, 188.
Winckelmann, Johann, XIII, 344.
Wimpina gegen Luther, IX, 202.
Winterfeldt, XII, 318, 323, 348; ſt., 358.
Wisnowiecki, XII, 81.
Witt, Gebrüder de, XI, 236 fg.
Wittemberg, Feldmarſchall von Karl Guſtav, XII, 82, 85.
Wittſtock, Gefecht bei, X, 432.
Wladislav II. von Ungarn, IX, 252.
Wolff, Chriſtian, XII, 259.
—, Friedrich Auguſt, 352.
Wolfe, engliſcher General, XII, 405.
Wolſey, Cardinal, IX, 257. X, 162, 166.
Worceſter, Schlacht bei, XI, 189.
Worms, Reichstag zu, IX, 213; Religionsgeſpräch zu, IX, 298.
Wormſer Edict, IX, 215.
Woronzow, XII, 231.
Wrangel, Karl Guſtav, im dreißigjährigen Kriege, X, 440 fg.; bei Fehrbellin, XI, 253; im nordiſchen Kriege, XII, 90, 93.
Wullenweber, X, 225.
Würtemberg, ſ. Ulrich; Max, Herzog von, bei Pultawa, XII, 152.

X.

Xanten, Vergleich zu, X, 297.
Xativa, XII, 28 fg.
Xaver, Franz, IX, 375.
Ximenez, IX, 170; ſt., 172.

Y.

Yuka, IX, 77.
York, Herzog, ſ. Jacob II. von England.
Yorktown, Niederlage der Engländer, XIII, 288.
Ypern, ſ. Janſe.
Yucatan entdeckt, IX, 54.

Z.

Zaluski, Biſchof, XIII, 67.
Zapolya, Johann von Siebenbürgen, IX, 253, 301, 361.
Zar, Titel, X, 245.
Zedlitz, preußiſcher Juſtizminiſter, XIII, 147.
Zieten, XII, 308, 319; bei Hennersdorf, 323; bei Prag, 349; bei Kollin, 351; bei Breslau, 358; nach der Schlacht bei Leuthen, 361; in Mähren, 365; bei Hochkirch, 369; bei Liegnitz, 382; bei Torgau, 387; ſt., XIII, 146.
Zipſer Comitat, XIII, 76.
Zorndorf, Schlacht bei, XII, 366.
Zrini vertheidigt Sziget, X, 257.
Zſitva-Torok, Vertrag zu, X, 268. XII, 119.
Zuniga, ſ. Requesens.
Zurawna, Friede zu, XII, 121.
Zwingli, IX, 246; ſt., 282.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)

Karl Friedrich Becker's

Weltgeſchichte.

Achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe.

Herausgegeben

von

Adolf Schmidt,
ordentl. Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Jena.

Mit der Fortſetzung

von

Eduard Arnd.

Dritte vermehrte Auflage.

Vierzehnter Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker und Humblot.
1870.

Geſchichte

der neueſten Zeit

1789 bis 1860

von

Eduard Arnd.

Erſter Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker und Humblot.
1870.

Inhalt des vierzehnten Bandes.

Neueste Geſchichte. Erſter Zeitraum.

Die franzöſiſche Revolution des vorigen Jahrhunderts.

Seite

1. Die vorbereitenden inneren und äußeren Urſachen der franzöſiſchen Revolution. 1
2. Ludwig XVI. — Die königliche Familie. — Der Hof. — Die höheren und mittleren Klaſſen. — Das Volk. 18
3. Reformverſuche. — Häufiger Wechſel der Miniſter und Syſteme ſeit der Thronbeſteigung Ludwig XVI. — Berufung der Reichsſtände. 30
4. Von der Eröffnung der Reichsſtände bis zu Necker's Entlaſſung. . . 52
5. Volksaufſtand in Paris — Einnahme der Baſtille. — Necker's Rückberufung. 74
6. Lage Ludwig XVI. nach der Einnahme der Baſtille. — Foulon's und Berthier's Ermordung. — Abſchaffung des Feudalweſens in der Nacht vom 4. Auguſt. 98
7. Verfaſſungsfragen. — Finanznoth. — Wegführung des Königs von Verſailles nach Paris. 109
8. Ueberſiedelung der Nationalverſammlung von Verſailles nach Paris. — Redner. — Journale. 133
9. Einziehung der geiſtlichen Güter. — Aufhebung der früheren Eintheilung des Landes. — Neues Gerichts- und Verwaltungsweſen. . . 141
10. Die Aſſignaten. — Aufhebung der Klöſter. 150
11. Verhandlungen über das Recht der Kriegserklärung. — Das rothe Buch. — Farreas' Proceß und Hinrichtung. 156
12. Föderationen. — Abſchaffung des Adels. — Großes Föderationsfeſt in Paris. 172
13. Civilverfaſſung des Klerus. — Eidesweigerung deſſelben. — Spaltungen in der franzöſiſchen Geiſtlichkeit. 183
14. Necker's Rücktritt. 194
15. Innere Zuſtände bis zu Mirabeau's Tode. 201
16. Beleidigungen und perſönlicher Zwang, denen Ludwig XVI. ausgeſetzt iſt. 217
17. Flucht des Königs. — Verhaftung in Varennes. — Rückkehr nach Paris. 227
18. Von der Rückkehr Ludwig XVI. nach Paris bis zur Auflöſung der erſten Nationalverſammlung. 243
19. Stellung der fremden Mächte zu der franzöſiſchen Revolution. . . . 261
20. Kampf der Jakobiner und Feuillants in der zweiten oder geſetzgebenden Nationalverſammlung. 269

Seite
21. Kriegserklärung gegen Oeſterreich. — Wachſende Gefahr des Königs. 281
22. Unfälle der Franzoſen an der Nordgränze. — Der pariſer Pöbel in den Tuileries (20. Junius). 296
23. Erſtürmung der Tuileries. — Gefangenſetzung der königlichen Familie. 308
24. Septembermetzeleien. — Eröffnung des Konvents. — Abſchaffung des Königthums und Einführung der Republik. 334
25. Feldzug der Preußen in der Champagne. — Franzöſiſche Eroberung Savoyens und Nizza's. — Beſetzung Belgiens. 352
26. Ludwig XVI. Proceß und Hinrichtung. 364
27. England tritt an die Spitze der Koalition gegen Frankreich. . . . 398
28. Kampf zwiſchen den Jakobinern und der Gironde im Schooße des Konvents. — Dumouriez' Abfall und Flucht. 405
29. Erhebung der Vendée. 417
30. Sturz der Gironde. 424
31. Eindruck des 2. Junius auf die Departements. 439
32. Marat's Ermordung durch Charlotte Corday. 443
33. Herrſchaft der Bergpartei und der Jakobiner. — Konſtitution vom Jahre 1793. — Jahresfeier des 10. Auguſt. 450
34. Erfolge, welche die Verbündeten an der Nord- und Oſtgränze über die Franzoſen davon tragen (Mai bis September 1793). 455
35. Der Bürgerkrieg im Innern Frankreichs. 457
36. Siege der Franzoſen bei Hondſchotten und Wattignies. — Wurmſer von Hoche geſchlagen. 472
37. Die Schreckensherrſchaft. 479
38. Die Hinrichtung der Königin, der Girondiſten, des Herzogs von Orleans, der Johanna Roland, Bailly's, Barnave's und Anderer. . 483
39. Neuer Kalender. — Religion der Vernunft. — Robespierre und Danton im Kampfe gegen die Ultrarevolutionsmänner. 490
40. Die Konventskommiſſarien in den Departements. 497
41. Sturz Danton's und ſeiner Genoſſen. 502
42. Das Schreckensregiment auf ſeiner Höhe. 510
43. Robespierre's und ſeiner Anhänger Untergang. 518

1. Die vorbereitenden inneren und äußeren Urſachen der franzöſiſchen Revolution.

Die Geſchichte bildet eine fortlaufende Kette von Urſachen und Wirkungen, die zuweilen äußerlich, aber niemals innerlich unterbrochen iſt. Der Zuſammenhang der Begebenheiten kann, wegen ihrer Ferne und Dunkelheit, für die ſpäteren Geſchlechter verſchwinden, dauert aber in ſich ſelbſt immer fort. Der Keim zu jeder großen Erſcheinung der Geſchichte ruht deshalb in den Tiefen der Vergangenheit. Es giebt Begebenheiten, die, aus vereinzelten Urſachen entſtanden, einen, ſo zu ſagen, einſamen Lauf nehmen, und nur das zunächſt Liegende berühren, und andere, die, aus der Vereinigung vieler Quellen entſprungen, zu einer allgemeinen Wirkung beſtimmt ſind. Die franzöſiſche Revolution iſt durch die Mannigfaltigkeit der ſie hervorbringenden Umſtände und durch den tiefen Einfluß, welchen ſie auf die Geſtaltung der Zeit ausgeübt hat, eines jener Ereigniſſe, mit welchen eine neue Epoche in der Geſchichte der Menſchheit beginnt. Von der Reformation an, welche der Welt des ſechszehnten Jahrhunderts ein neues religiöſes und moraliſches Princip offenbarte, hat Alles, wenn auch unbewußt und abſichtlos, zur Beſeitigung der der franzöſiſchen Revolution entgegenſtehenden Hinderniſſe beigetragen. Indeſſen würde die Revolution ſich entweder gar nicht erhoben, oder einen anderen Gang angenommen haben, wenn nicht die in Frankreich während des achtzehnten Jahrhunderts vorhandenen Zuſtände und die in der Nation über dieſelben ſich entwickelnde Meinung einen ſo tiefen Gegenſatz gebildet hätten. Es iſt alſo die innere und äußere Lage des franzöſiſchen Volkes in den der Revolution vorangegangenen Epochen, in welcher der Grund ihrer Entſtehung geſucht werden muß. Eine zu allgemeine Erklärung ihrer Urſachen und ein zu weites Zurückgehen in

die dunkeln Schichten ihrer ersten geistigen Regungen würde eine klare Anschauung der Gegenwart einer ungewissen Betrachtung über die Vergangenheit aufopfern, und das Heranziehen zu vieles Fremden die besondere Eigenthümlichkeit dieser Erscheinung entstellen. Die Idee der kirchlichen Freiheit hat sich zuerst in Deutschland Bahn gebrochen, sich dann weit über dessen Grenzen verbreitet, und lange und blutige Kämpfe verursacht; der Sieg des konstitutionellen Systems in England hat einem Könige das Leben, und einem andern den Thron gekostet; gleichwohl ist daraus kein die Welt so tief erschütterndes Ereigniß, wie die Revolution von 1789, hervorgegangen. Dieselbe hat durch ihre Alles umfassenden Ergebnisse einen kosmopolitischen Charakter erhalten, ist aber in Bezug auf ihren Ursprung aus dem französischen Volksgeiste entstanden, welchem sowohl die Licht- als Schattenseiten dieser Begebenheit zugeschrieben werden müssen.

Die Regierung Ludwig XIV. ist der wichtigste Abschnitt in der französischen Geschichte bis auf die Revolution hin gewesen. Unter ihm ward der geistigen Entwickelung der Nation der mächtigste Impuls verliehen, und der Intelligenz derselben eine neue Bahn erschlossen. Die Vollendung, welche damals die Sprache erhielt, wirkte auf das ganze Dasein zurück, welches fortan, bei der Leichtigkeit und Anmuth des ihm gebotenen Werkzeuges der Mittheilung, an Klarheit und Sicherheit in allen Richtungen gewann. Es bildete sich eine mit dem Geiste der Nation übereinstimmende Litteratur, welche lange der vornehmste Hebel blieb, durch welchen der Ideengang Frankreichs und eines großen Theiles Europa's in Bewegung gesetzt wurde. Der glänzende Ruf, welchen sich das französische Volk, von der Zeit der Jungfrau von Orleans an, durch die Vertreibung der Engländer, und die fast unter jeder Regierung zunehmende Ausdehnung seiner Grenzen erwarb, hatte ungeachtet der letzten unglücklichen Jahre Ludwig XIV., das nationale Bewußtsein gestärkt, und überhaupt eine erhöhte Stimmung in den Massen hervorgerufen. Durch die unumschränkte Gewalt der Krone, welche über den Einen so hoch wie über den Anderen stand, war, in Verbindung mit religiösen Einflüssen in den unteren Klassen und mit litterarischen Einflüssen in den mittleren Klassen, ein gewisses Gefühl der Gleichheit erwacht, welches sich damals allerdings noch nicht gegen alle äußeren Unterschiede erklärte, ihnen aber nicht mehr dieselbe innere Bedeutung wie früher beilegte. Die Nation hatte an Ausbildung, Einsicht, überhaupt an geistiger Kraft gewonnen, aber die politischen Zustände entsprachen diesem moralischen Fortschritte nicht.

Die Monarchie hatte in Frankreich die Grenze überschritten, welche sie vom Despotismus trennt. Das Leben und die Freiheit der Unterthanen hing, durch die Einsetzung außerordentlicher Gerichtshöfe und die geheimen Verhaftsbefehle (lettres de cachet), von der Willkühr des Hofes ab. Das Königthum hatte nicht nur seit langer Zeit die gesammte Gesetzgebung an sich gerissen, sondern griff auch in die Ausführung der einzelnen Gesetze beliebig ein Ludwig XIV. war noch einen Schritt weiter gegangen, und hatte sich über das Sitten- wie über das Staatsgesetz gestellt. Er lebte viele Jahre lang öffentlich in einem doppelten Ehebruche, und ließ nicht nur den Gemahl seiner Buhlerin (Marquise von Montespan) verhaften und ihm einen erzwungenen Aufenthaltsort anweisen, sondern legitimirte auch die aus diesem Verhältniß hervorgegangenen Söhne, und befahl, sie als rechtmäßige Mitglieder des königlichen Hauses anzusehen. Von der politischen Nullität, in welche er die Nation versetzt hatte, noch nicht befriedigt, wollte er auch keine von der seinigen abweichende religiöse Meinung dulden, entriß den Protestanten die ihnen von Heinrich IV. gewährten Rechte, und ließ sich in der Unterdrückung und Verfolgung derselben eine der tyrannischesten Handlungen der neueren Geschichte zu Schulden kommen. Eben so willkührlich verfuhr er in Bezug auf die im Innern der katholischen Kirche seines Landes ausbrechenden Streitigkeiten, indem er sich gegen die Jansenisten erklärte, und die Jesuiten, weil sie auf Seite der Gewalt gegen die Freiheit standen, selbst da, wo sie offenbar im Unrecht waren, begünstigte.

Während sich das Königthum über alle Klassen der Nation so hoch gestellt hatte, daß es demselben gegenüber keine Rechte und Freiheiten, keine Schranken des Schutzes und der Vertheidigung gab, waren unter den Unterthanen selbst nicht nur die mittelalterlichen Standesunterschiede beibehalten, sondern außerdem von der Monarchie, je unumschränkter sie wurde, um so mehr Abstufungen und Ungleichheiten hinzugefügt worden. In der Gesetzgebung und Rechtspflege, in der Verwaltung und dem Steuerwesen herrschte, bei der Behandlung der einzelnen Stände und Landestheile, eine Verschiedenartigkeit, welche dem Begriff eines geordneten Staatsganzen widersprach, und in der nur durch die überall eingreifende Willkühr der Regierung eine gewisse Einheit erhalten werden konnte. Die Krone hatte sich schon unter den Valois ein unbedingtes Besteuerungsrecht angemaßt, gegen dessen drückende Ausübung die Vorstellungen der Parlamente immer vergebens gewesen waren. Die in dieser Beziehung einzelnen Provinzen und Klassen zustehenden Privilegien hatten die Folge, daß die Lasten, von denen die Einen ausgenommen waren, um

so schwerer auf die Schultern der Anderen fielen. Das unbeschränkte Besteuerungsrecht verleitete Ludwig XIV. zu fortwährenden Kriegen, zu einer Pracht in seiner Hofhaltung, einer Maßlosigkeit in den Ausgaben, welche die Kräfte des Landes überstieg, und die erste Ursache der Erschöpfung und Verwirrung in den Finanzen wurde, welche einige Generationen später zum Ausbruch der Revolution beitragen sollte.

In dem Ideengange der höheren und mittleren Klassen trat unter Ludwig XIV. Regierung eine theilweise und lange nur im Stillen wirkende Veränderung ein, welche sich später um so allgemeiner und lauter geltend machte. Die Zahl derer, welche, von den dogmatischen Begriffen des Katholicismus unberührt, an Alles den Maßstab einer natürlichen Erkenntniß legten, vermehrte sich, ungeachtet der strengen, von den Jesuiten, der Sorbonne und der Censur ausgeübten Beaufsichtigung, und es bildete sich eine Partei von Freidenkern, welche, rasch zunehmend, während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in ganz Europa den Ton angab. Ludwig XIV., der keinen weiten Blick, aber den Instinkt eines Despoten besaß, sah jede nicht von ihm selbst angeregte Neuerung mit Mißtrauen an, und unter ihm mußte sich Alles, wenigstens äußerlich, den herkömmlichen Formen unterwerfen. Aber die Begünstigung, welche er dem einflußreichsten Theile der Litteratur, der dramatischen Poesie, erwies, widersprach diesem Streben nach Unbeweglichkeit, und das Theater wurde von ihm an eine Macht in der Gesellschaft, welche später, wie das ganze übrige geistige Leben der Nation, zu den staatlichen Einrichtungen in Widerspruch trat. In den Sitten der Nation begann unter dieser langen Regierung insoforn eine Umgestaltung, als der Einfluß des Hoflebens, von Franz I. an für den Adel fühlbar, sich jetzt auch über die mittleren Klassen verbreitete. Bei der, durch Theater, Litteratur und Zusammenkünfte aller Art zunehmenden Berührung der Einzelnen entstand in den Umgangsverhältnissen eine gewisse gesellschaftliche Gleichheit, zu welcher die von der Gesetzgebung beibehaltenen ständischen Unterschiede einen Gegensatz bildeten, welcher die Eifersucht und den Neid der mittleren gegen die höheren Klassen erregte, eine Stimmung, die später große Folgen nach sich zog.

Der Absolutismus der Krone hatte sich alle Klassen der Nation gleichmäßig untergeordnet. Der Widerstand des Feudaladels war von Richelieu besiegt worden, und der Anspruch des pariser Parlaments, in die Gesetzgebung und Verwaltung selbstständig einzugreifen, hatte während der Minderjährigkeit Ludwig XIV., in dem Kriege der Fronde, eine gänzliche Niederlage erfahren. Ludwig XIV. fand eine unum-

ſchränkte Gewalt vor und brauchte ſie nur zu befeſtigen und zur Anwendung zu bringen, wobei er von ſeinen Vorzügen wie von ſeinen Mängeln, von den guten und üblen Seiten ſeiner Zeit, unterſtützt wurde. Unter dieſem Könige war, im Ganzen und Großen genommen, nur von ihm und ſeinem Hofe die Rede, alles Uebrige trat in den Hintergrund. Selbſt die erſten Feldherren mußten Hofleute ſein und wurden, wenn ſie dies nicht ſein konnten oder wollten (Catinat, Vauban), zurückgeſetzt. Daſſelbe fand mit mehreren großen Schriftſtellern (Corneille, Lafontaine) ſtatt. Der Begriff einer politiſchen Ariſtokratie, welchen der franzöſiſche Adel immer nur ſehr unvollſtändig verwirklicht hatte, hörte unter dieſer Regierung ganz auf. Der Adel behielt zwar ſeine Vorrechte in Bezug auf die übrigen Klaſſen, war aber von der Krone eben ſo abhängig wie das Volk geworden.

Ungeachtet des anſcheinenden Sieges, welchen der Katholicismus in Frankreich, durch die Zurücknahme des Edikts von Nantes, davon getragen hatte, war das Anſehen der höheren Geiſtlichkeit geſunken. Die Prälatur war ein Theil des königlichen Hofſtaates, wie die übrigen Vornehmen, geworden. Die von ihr, bei Gelegenheit der Streitigkeiten zwiſchen Ludwig XIV. und Innocenz XI., beobachtete Haltung beweiſt, daß ſie, in Widerſpruch zu ihrer Beſtimmung, ſich dem Könige für verpflichteter als dem Pabſt hielt. Der religiöſe Sinn war in den höheren und mittleren Klaſſen unvermerkt geſunken, eine Thatſache, welche von der officiellen Devotion Ludwig XIV. und der Macht dieſes Beiſpieles lange verhüllt wurde, in der folgenden Epoche aber vollſtändig an das Licht trat. Der Geiſt des Mittelalters war gegen das Ende der Regierung Ludwig XIV. hin in Frankreich durchaus verſchwunden, und es waren nur einzelne Formen des Lehnsſtaates, wie namentlich die ſtändiſchen Unterſchiede, übrig geblieben, welche, ohne innere Verbindung unter einander, und ohne Uebereinſtimmung mit dem Geſammtleben der Nation, entweder freiwillig aufgegeben, oder gewaltſam gebrochen werden mußten.

Im Verlaufe des ſiebenzehnten Jahrhunderts waren die privilegirten Klaſſen: Adel, Geiſtlichkeit, Parlamente, der Krone gegenüber, um ihre frühere politiſche Bedeutung gekommen, aber die oberſte Gewalt hatte, ungeachtet der an ihr haftenden Mängel, in den Augen der Nation ihre Kraft und Bedeutung bewahrt. Das Königthum ſtand, während in dieſer Epoche ſo vieles Andere ſank, unverletzbar und allgebietend da. Ludwig XIV. war für ſeine Perſon in den letzten Jahren unpopulair geweſen, aber die Krone davon nicht berührt worden. Die glänzenden

Seiten seines Charakters, besonders in der ersten Hälfte seiner Regierung hervortretend, hatten von den späteren Mißgriffen und Unfällen nicht ganz verdunkelt werden können. Es wurde nicht begriffen, und konnte damals nicht begriffen werden, daß die Willkühr und Verschwendung dieses Königs den ersten Grund zu großem Unglück legte. Die Unzufriedenheit mit den bestehenden Einrichtungen ward immer allgemeiner, aber es sollte lange dauern, bevor das Königthum in die Verdammung, welche alles Uebrige traf, mit hineingezogen wurde. Lange Zeit noch glaubte das Volk an dem Könige einen Beschützer gegen den, auf dasselbe von so vielen Seiten her ausgeübten, Druck zu besitzen. Diese Meinung würde zur Abwendung einer Revolution hingereicht haben, wenn die Nachfolger Ludwig XIV. die Kraft und den Willen besessen hätten, die der Nation von dem herrschenden System geschlagenen Wunden zu heilen, und eine große Reform desselben selbst in die Hand zu nehmen. Aber diese Bedingung zur Hervorbringung besserer Zustände, damals noch ohne gänzlichen Bruch mit der Vergangenheit möglich, ward nicht erfüllt, und als hierzu ein verspäteter Anfang gemacht wurde, war das alte Staatsgebäude schon zu hohl und wankend geworden, um länger gestützt und ausgebessert werden zu können.

Mit Ludwig XIV. sank ein Theil dessen, was man das alte Frankreich nennen kann, in das Grab. Gewisse Ideen und Traditionen, deren Grundlage schon zu wanken anfing, hatten sich an ihn, als ihren natürlichen Vertreter, angelehnt. Diese Stütze ward ihnen durch seinen Tod, ohne einen Ersatz zu finden, entzogen. Die Uebereinstimmung, welche, ungeachtet aller Mängel dieser Regierung, zwischen ihren einzelnen Richtungen bestanden hatte, sollte von jetzt an bis zur Revolution fehlen. Ludwig XIV. war oft unsittlich und ungerecht, aber nie leichtsinnig und schlaff erschienen. Die seiner Person eigenthümliche Würde hatte sich auch in seinem Walten als König ausgesprochen. Die Nation war von den Opfern, welche sein Ehrgeiz von ihr forderte, zuletzt erschöpft worden, aber Ludwig XIV. hatte immer ein großes Ziel vorgeschwebt. Alles war in seiner Politik, wenn auch der Ausgang den gehegten Erwartungen nicht entsprach, vorbereitet und berechnet gewesen. Nach ihm wurde die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, ohne festen Plan und Zweck, dem Zufall und persönlichen Einflüssen überlassen.

Unter dem Herzoge von Orleans, welcher während der Minderjährigkeit Ludwig XV. über Frankreich regierte, begannen die, in der letzten Zeit Ludwig XIV. sich nur im Dunkeln regenden, Keime einer neuen Zeit sichtbar hervorzubrechen. Es ging in den Ideen, den

Sitten, der Anſchauungsweiſe der Nation eine Veränderung vor, welche, beſtändig zunehmend, zu den hinter dieſer Bewegung nicht nur zurückbleibenden, ſondern immer mehr verfallenden ſtaatlichen Einrichtungen in einen Gegenſatz trat, der zuletzt eine gänzliche Umwälzung des Beſtehenden verurſachte.

Ludwig XIV. hatte bis zum letzten Augenblick, ungeachtet der von ihm erfahrenen Unfälle, die franzöſiſche Politik von der der übrigen großen Mächte unabhängig zu erhalten gewußt. Er hatte, beſonders England gegenüber, ſich nie etwas vergeben. Durch die Gelangung eines Bourbon's auf den ſpaniſchen Thron ſchien das von Richelieu an mit ſo großem Nachdruck bekämpfte Uebergewicht des Hauſes Oeſterreich wirklich gebrochen zu ſein. Frankreich, für welches auf dieſe Art von Spanien her keine Angriffe mehr zu fürchten waren, hätte ſeine ganze Kraft nach ſeiner nördlichen und öſtlichen Grenze tragen können. Der Regent gab dieſe Stellung auf, vereinigte ſich mit Spanien, und ſuchte, um, im Falle des Ablebens Ludwig XV., gegen die Anſprüche Philipp V. auf den franzöſiſchen Thron eine Stütze zu haben, die Freundſchaft Großbrittaniens nach, wobei er die franzöſiſchen Handelsintereſſen und die Seemacht ſeines Landes der Eiferſucht des Nebenbuhlers Preis gab. Sein erſter Miniſter, der Kardinal Dubois, der verächtlichſte Charakter ſeiner Zeit, war zu dem Ende von England beſtochen worden. Der Regent ließ das Teſtament Ludwig XIV. umſtoßen, und ſich von dem pariſer Parlament, während der Minderjährigkeit Ludwig XV., eine unumſchränkte Gewalt zuerkennen. Nicht lange nachher brachen zwiſchen ihm und demſelben Parlament heftige Streitigkeiten aus, welche das Anſehen der Regierung in den Augen des Volkes gefährdeten. Er verſuchte einige Verbeſſerungen in der Verwaltung, war aber zu ſchwach, um ſie durchzuführen, und mußte die zu dieſem Zweck erlaſſenen Verordnungen bald darauf zurücknehmen. Ludwig XIV. hatte eine öffentliche Schuld von 2400 Millionen Franken zurückgelaſſen. Aber ein Theil derſelben ſchrieb ſich aus früheren Epochen der Monarchie her, und dann hatte dieſer König über ein halbes Jahrhundert lang regiert, und es waren von ihm große Dinge vollbracht worden. Unter der noch nicht achtjährigen Regentſchaft des Herzoges von Orleans wurde, ohne daß irgend etwas Erhebliches unternommen worden wäre, die Staatsſchuld*) in unglaublicher Weiſe vermehrt. Der Druck der Abgaben und die Verſchleuderung in deren Verwendung nahmen unter dem Regenten ſo zu,

*) Um 750 Millionen Franken.

daß das Volk die Zeit Ludwig XIV. zurückzuwünſchen anfing, weil es damals, die religiöſen Verfolgungen abgerechnet, mehr Ordnung und weniger Ungerechtigkeit gegeben hatte.

Aber die inneren Schäden, welche ſich in Frankreich unter der Regentſchaft entwickelten, wirkten auf deſſen Zukunft viel tiefer als die äußeren Wunden ein. Der Regent und ſein Hof führten ein ſo zügelloſes Daſein, bekannten ſich ſo öffentlich zu den verderblichſten Grundſätzen, daß von da an in den Köpfen eine Verblendung über die Gegenwart, eine Gleichgültigkeit gegen die Zukunft und eine Art von geiſtiger Trunkenheit entſtand, die, von Zeit zu Zeit gedämpft, immer wieder emporſtieg und die höheren Klaſſen der Nation, unter welchen dieſe Krankheit ausgebrochen war, und ſich fortgepflanzt hatte, dem Siechthum und der Auflöſung entgegenführte.

Der Schutz, welchen der Regent den verwegenen Bankoperationen des Schotten Law angedeihen ließ, brachte eine große, noch nie da geweſene finanzielle Kriſis hervor, von welcher der Kredit erſchüttert und der Wohlſtand zahlloſer Familien zerſtört wurde. Aber auch dieſes Ereigniß war von noch größeren moraliſchen als materiellen Folgen begleitet. Die Gebrechen im Charakter der Leiter des Staates erſchienen damals dem Volke zum erſten Mal in ihrer ganzen Blöße. Der Regent ſelbſt, und Mitglieder des königlichen Hauſes, wie der Herzog von Bourbon und der Prinz von Conti, hatten aus dem allgemeinen Ruin große Vortheile für ſich gezogen. Das Publikum wußte, wie viel und auf welche Art dieſer oder jener Hofmann, dieſe oder jene Buhlerin eines Großen gewonnen hatten, und es wurde dies, obgleich an und für ſich ſchlimm genug, noch übertrieben, und mit den gehäſſigſten Nebenumſtänden in Verbindung gebracht. Viele unter den erſten Adeligen des Landes hatten eine grenzenloſe Habſucht an den Tag gelegt, und dabei alle ſonſt üblichen Rückſichten auf Ruf und Ehre hinten angeſetzt. So lange das Spiel mit den Law'ſchen Aktien dauerte, waren alle Klaſſen durcheinander geworfen geweſen. Man hatte die vornehmſten Perſonen mit Leuten von der niedrigſten Stellung in vertraulicher Berührung geſehen. Die Nation war wie vom Schwindel ergriffen geweſen. Zugleich hatte der Hof, zuerſt um die Law'ſchen Operationen zu begünſtigen, und dann um deren Sinken aufzuhalten, die ärgſte Willkühr verübt und alle geſetzlichen Schranken überſchritten.

Das nach dem Tode Ludwig XIV. ausbrechende Sittenverderben war nicht das Werk einer überſtrömenden und ungebändigten Kraft, ſondern der Ueberfeinerung und Verweichlichung geweſen. Dieſer Umſtand

ſollte nicht ohne Einfluß auf die Geſinnungen des Volkes bleiben. Unter den letzten Valois hatte in den herrſchenden Kreiſen die größte Zügelloſigkeit geherrſcht, aber es war dadurch in der öffentlichen Meinung keine Veränderung herbeigeführt worden. Die Maſſen hatten damals an das Leben überhaupt keinen ſittlichen Maßſtab angelegt, ſondern nur die Kühnheit der Mittel und den Erfolg in Betracht gezogen. Die eigenthümliche Miſchung von Grauſamkeit und Wolluſt in dem Charakter der Söhne der Katharina von Medicis und ihrer Umgebungen war, während der inneren Kriege, der häufigen Verſchwörungen und Meuchelmorde, nicht als etwas Außerordentliches erſchienen. Das Leben der damaligen Großen hatte dem friedlichen Theile der Bevölkerung noch mehr Schrecken als Abſcheu eingeflößt, und der ſich regende Tadel war von der Furcht erſtickt worden. Aber während der Minderjährigkeit Ludwig XV. lag über Frankreich die tiefſte äußere Ruhe verbreitet. Die Anzahl derer, welche beobachten und urtheilen konnten, war größer als früher, und das ganze Daſein der Menſchen klarer und beſtimmter geworden. Die ungeheure Entartung in den Sitten des Regenten und ſeines Hofes fiel, bei dem friedlichen Charakter dieſer Epoche mehr, als ſonſt der Fall geweſen ſein würde, auf, und die thatenloſe Schlaffheit der vornehmen Klaſſen ließ ihre Verirrungen eher niedrig als gefährlich erſcheinen. Von da an begann der Zauber, welcher die Großen bisher in den Augen des Volkes umgeben hatte, zu verſchwinden. Nur die Perſon des Königs ſollte von der zunehmenden Geringſchätzung, welche alle hervorragenden Stellungen bedrohte, noch eine Zeit lang verſchont bleiben.

Nach den Saturnalien der Regentſchaft trat, unter dem Miniſterium des Kardinals Fleury, eine im Vergleiche nüchterne Epoche für Frankreich ein. Fleury war ſparſam bis zum Geiz, ein Freund der Ordnung und Zucht, und ſuchte, in den inneren wie in den äußeren Verhältniſſen, jede Veränderung ſo viel als möglich zu vermeiden. Frankreich wurde von ihm, wie ein von ſchwerer Krankheit Geneſender, von dem jede Aufregung abgewandt werden muß, behandelt. In der That würde der Staat, wenn das hitzige Fieber der Regentſchaft länger gedauert hätte, der Auflöſung ausgeſetzt geweſen ſein. Aber die Verwaltung des Kardinals fiel in das entgegengeſetzte Extrem. Unter ihm war Alles kalt und regungslos geworden. Er theilte, ſchon bei Uebernahme ſeines Amtes ein Greis und daſſelbe bis zum äußerſten Lebensende bekleidend, der Staatsmaſchine ſeine eigene Erſchöpfung und ſeinen langſamen Gang mit. Er verſäumte die ſich ihm mehrmals darbietende

Gelegenheit, seinem Lande eine größere Geltung, als dasselbe seit dem utrechter Frieden besessen, zu verschaffen, ließ die Seemacht zu Grunde gehen, und war zu keiner entscheidenden Maßregel zu vermögen. Die untergeordnete Stellung Frankreichs zum Auslande ward von der Nation empfunden, aber nur Fleury, nicht Ludwig XV., Schuld gegeben. Man erwartete viel von dem jungen Fürsten, sobald er von der Bevormundung des Kardinals, welcher sein Lehrer gewesen, frei geworden sein würde. Der Glaube an das Königthum war in den Massen noch nicht erschüttert. Der Moment, wo Ludwig XV., nach dem Tode seines alten Ministers, Miene machte, das Staatsruder selbst führen zu wollen, hätte für Frankreich eine ähnliche Bedeutung, wie der Regierungsanfang Ludwig XIV., nach Mazarin's Ableben, haben können. Die Revolution hätte, durch vom Königthum ausgehende Reformen, damals und selbst noch viel später, vermieden werden können.

Die körperliche Schönheit Ludwig XV., die äußere Anmuth seines Betragens, die Voraussetzung, daß ihm das öffentliche Wohl am Herzen liege, hatten in seiner Jugend das Volk für ihn eingenommen. Das frühzeitig in ihm beginnende Sittenverderben, sein Hang zur Wollust und Trägheit, war der Menge lange unbekannt geblieben. Seine Anwesenheit bei einigen Schlachten und Belagerungen hatte ihm zum Ruhme gereicht. Als sich in Paris die Nachricht verbreitete, daß der König, welcher sich zu seinem an der deutschen Grenze kämpfenden Heere begeben wollte, in Metz schwer erkrankt sei (1744), gab sich in der Bevölkerung eine allgemeine Trauer kund. Alles strömte in die Kirchen, um für die Erhaltung des Königs zu beten. Die Nachricht von seiner Rettung ward mit einem Entzücken aufgenommen, das ihn, im Gefühle seiner Verdienstlosigkeit, mehr überraschte als rührte.

Aber in den nächsten zehn Jahren ging in dem Verhalten des Königs und in der Stimmung des Volkes eine große Veränderung vor. Nach einigen schwachen Versuchen, den öffentlichen Angelegenheiten selbst vorzustehen, überließ Ludwig XV. die oberste Entscheidung nicht den Ministern, sondern seinen Buhlerinnen, und griff nur stoß- und ruckweise, aus Laune, persönlicher Vorliebe oder Abneigung, in die Staatsgeschäfte ein. Er erschien nicht mehr im Felde und vergrub sich in eine wollüstige Einsamkeit, um die Niederlagen seiner Heere, die Erschöpfung des Staatsschatzes, und die Unzufriedenheit des Volkes unbekümmert. So lange Fleury das Ruder führte, waren die alten Schäden der französischen Verwaltung zwar nicht geheilt, aber wenigstens nicht vermehrt worden. Nach ihm nahm die Verschwendung des Hofes, die Last der

Steuern, die Grauſamkeit der Kriminaljuſtiz, die Willkühr der Polizei in Schrecken erregender Weiſe zu. Während einige Punkte des Landes von einem erkünſtelten Luxus auf Koſten des Ganzen glänzten, ward der Feldbau vernachläſſigt, ſank die ländliche Bevölkerung in immer tieferes Elend herab. Das damals in Frankreich herrſchende Abgabenſyſtem griff den Wohlſtand der Nation in der Wurzel an, entzog, ſo zu ſagen, dem Boden ſeinen Saft und ließ die Quelle der Arbeit vertrocknen. Während auf den unteren Klaſſen der Druck unerſchwinglicher Leiſtungen laſtete, nahm unter den Vornehmen, vom Könige anzufangen, eine Unſittlichkeit überhand, welche ſich nicht mehr ſo öffentlich wie unter der Regentſchaft zeigte, aber in ihrer Verborgenheit alle Stützen des geſellſchaftlichen Zuſtandes um ſo tiefer aushöhlte.

Die ſociale Ordnung beruht, von welcher Art auch die politiſche Konſtitution eines Staates ſein mag, vornehmlich auf der Achtung, welche das Volk gegen ſeine Führer und Leiter hegt, und auf dem Vertrauen, welches daſſelbe in deren wirkliche oder vermeintliche Eigenſchaften ſetzt. Da, wo dieſe moraliſche Schätzung fehlt, wird über kurz oder lang eine Umwälzung entſtehen, und die Maſſen werden denen, welche ſie der bisher genoſſenen Vorzüge für unwürdig erachten, dieſelben mit Gewalt zu entreißen ſuchen. Die Unſittlichkeit der franzöſiſchen Großen des achtzehnten Jahrhunderts rief die Geringſchätzung des Volkes hervor, welches, um einen Grund mehr zum Haſſe gegen ſeine Unterdrücker zu haben, deren Verirrungen in ſeiner Auffaſſungsweiſe noch übertrieb. Die keine Grenzen kennende Sittenloſigkeit des Regenten hatte das Gerücht von einer unzüchtigen Liebe deſſelben zu ſeinen eigenen Töchtern entſtehen laſſen. Ludwig XV. wurde von der Leichtgläubigkeit der Menge noch größerer Gräuel für fähig gehalten. Er hielt ſich, außer der erſten allgemein anerkannten Geliebten, welche zum Hofſtaate gehörte und gewiſſermaßen ein Attribut der königlichen Würde geworden, noch einen Harem, „das Hirſchgehege" (parc aux cerfs) genannt, aus meiſt ſehr jungen Mädchen beſtehend, welche nach einiger Zeit entfernt und durch andere erſetzt wurden. Unter dem Volke ging die Sage, daß ein Theil dieſer Mädchen ermordet werde, und daß der König ſich in ihrem Blute bade, um ſeine abgeſtumpften Sinne zu ſtärken. Ludwig XV. war in der Meinung ſo geſunken, daß bei ihm ſelbſt das Unmögliche, wenn es nur von beſonders abſcheulicher Natur war, für wahrſcheinlich gehalten wurde. Er, deſſen Krankheit im Jahre 1744 eine ſo außerordentliche Theilnahme, beſonders in den unteren Klaſſen der pariſer Bevölkerung, erregt hatte, wurde des gegen ihn allmälig entſtan-

denen Hasses selbst gewahr. Er vermied, während der letzten zwanzig Jahre seiner Regierung, so viel als möglich den Anblick seiner Hauptstadt, und ließ sogar einen eigenen Weg anlegen, um dieselbe umgehen zu können.

Unter Ludwig XV. waren die Mißbräuche der unumschränkten Monarchie, ohne daß in ihr eine großartige oder glänzende Seite, wie unter Franz I., Heinrich IV., Ludwig XIV., hervorgetreten wäre, auf das Höchste gestiegen. Die Habsucht der Steuerpächter, die Unterschleife in allen Zweigen der Finanzverwaltung, die Verschwendung des Hofes ließen den Staatsschatz, ungeachtet des zunehmenden Druckes der Abgaben, leer. Für einen, so zu sagen, untergeordneten Zweck der königlichen Vergnügungen, wie der oben erwähnte „parc aux cerfs", waren, nach den mäßigsten Anschlägen von Zeitgenossen, 100 Mill. Fr. ausgegeben worden. Die vieljährige Geliebte des Königs, die Marquise von Pompadour, hatte sich so zu bereichern gewußt, daß die Versteigerung ihres Nachlasses fast ein ganzes Jahr lang dauerte. Ein Mädchen aus der untersten Volksklasse, welches früher mit Bedienten Umgang gehabt hatte, der Form nach, sobald der König ein Auge auf dasselbe geworfen, an einen Grafen Dubarry verheirathet, ersetzte die Marquise von Pompadour und übte auf Ludwig XV. noch mehr Einfluß als ihre Vorgängerin aus. Die größten Würdenträger des Reiches, der Kanzler von Frankreich, Marschälle und Prälaten empfahlen sich der Gunst der Buhlerin, welche bald mächtig genug wurde, um den ersten Minister, den Herzog von Choiseul, weil er sich von ihr fern hielt, stürzen zu können. Als die Gräfin Dubarry einmal erkrankt war, ließ sich Ludwig XV. unter dem Namen „La France" unter ihre Dienerschaft einschreiben, und trug morgens den Kaffee an ihr Bett. Anfänglich hatten die Geliebten dieses Königs (die Gräfin von Charolais, die Herzogin von Chateauroux, Frau von Mailly u. s. w.) zum ältesten Adel des Landes gehört. Durch das Verhältniß zu der Marquise von Pompadour, welche die Frau eines Finanzbeamten war, stieg Ludwig XV. zum Mittelstande hinab. Durch die Wahl der Gräfin Dubarry, welche eine öffentliche Dirne gewesen, war er mit dem Pöbel in Verbindung gekommen. Er umfaßte demnach das gesammte weibliche Personal seines Volkes und wandte, in seiner Weise, den später von der Revolution aufgestellten Grundsatz der Gleichheit im Voraus an. Das Verderblichste in diesen unerlaubten Verhältnissen Ludwig XV. lag darin, daß dieselben nicht privater, dunkler und flüchtiger Natur waren, sondern daß sie tief in das Leben des Staates eingriffen. Die maîtresse en

titre“ war eine öffentliche Macht geworden. Von ihr gingen die Ernennungen zu den Miniſterien, den biſchöflichen Sitzen und den militäriſchen Kommandos aus. Die von Friedrich dem Großen beleidigte Eitelkeit der Marquiſe von Pompadour bewirkte Frankreichs Theilnahme am ſiebenjährigen Kriege gegen Preußen, und Choiſeul's Rücktritt, auf Veranlaſſung der Gräfin Dubarry, verhinderte Ludwig XV., gegen die erſte Theilung Polens Einſpruch zu thun. Ludwig XV. ſelbſt ſagte, auf jenes Ereigniß anſpielend: „Es würde dies nicht geſchehen ſein, wenn Choiſeul da geweſen wäre!“ —

Die eigenen Miniſter Ludwig XV. ließen es ſich, wenn auch ohne Wiſſen und Abſicht, durch ihre Maßregeln angelegen ſein, dieſe Regierung, beſonders gegen das Ende hin, immer mehr in Verruf zu bringen. Der Chef der Finanzverwaltung oder Generalkontroleur, wie es im alten Frankreich hieß, Abbé Terray, verminderte willkührlich die den in Ruheſtand übergegangenen Beamten und Officieren gebührenden Penſionen, ſetzte die den Staatsgläubigern ſchuldigen Zinſen bedeutend herab, zwang die Geiſtlichkeit zu einer außerordentlichen Beiſteuer von 26 Mill. Fr., und legte den Beſitzern aller käuflichen Stellen in der Rechtspflege und Verwaltung eine Abgabe von 28 Mill. Fr. auf. Vielen adeligen Familien wurden die ihnen einſt von der Krone verliehenen Ländereien, ſobald ſie nicht eine vollkommen rechtsgültige Schenkungsurkunde nachweiſen konnten, abgenommen. Durch dieſe Uebergriffe wurde für den Augenblick das laufende Deficit (1769 bis 1770) von 210 Mill. Fr. gedeckt, aber die Unzufriedenheit der höheren Klaſſen herausgefordert, ohne daß dadurch dem Volke ein Vortheil erwachſen oder in dem Steuerweſen eine Verbeſſerung herbeigeführt worden wäre. Während dieſer Zeit gab man am Hofe die koſtſpieligſten Feſte, und Ludwig XV. belobte Terray, das dazu nöthige Geld herbeigeſchafft zu haben.

Die Parlamente, und beſonders das pariſer Parlament, waren, ſeitdem die Reichsſtände nicht mehr einberufen wurden, die einzigen Körperſchaften geweſen, welche die königliche Allgewalt hier und da zu beſchränken ſuchten. Es geſchah dies vornehmlich bei Gelegenheit der Steueredikte, welche dem Volke neue Laſten auflegten. Das Parlament ſtützte ſeinen Einſpruch gewöhnlich auf Rückſichten des öffentlichen Wohles, welches als ein oberſter Grundſatz aufgeſtellt wurde, deſſen Verwirklichung ſich jede Staatsgewalt unterordnen müſſe. Dieſer Widerſtand war von geringer materieller Bedeutung, zog aber gewiſſe moraliſche Folgen nach ſich. Das Parlament wurde von dem Könige, nach längerem oder kürzerem Sträuben, durch Drohungen, durch Verhaftung

Einzelner oder Verbannung Aller, zuletzt immer zur Annahme der von den Ministern vorgelegten Verordnungen genöthigt. Aber es blieb in den Massen der Eindruck zurück, daß das Recht sich auf Seiten des Parlaments befinde, und daß die Krone durch den Zwang, welchen sie ausgeübt, sich eine Willkühr habe zu Schulden kommen lassen. Die vielen Streitigkeiten zwischen der Regierung und den Parlamenten, die bei solchen Veranlassungen erschienenen Schriften, die Untersuchungen über die Grenzen der königlichen Macht, die Erinnerung an die Reichsstände, deren Stelle die Parlamente provisorisch einzunehmen behaupteten, verhinderten, daß die Nation nicht im Schaffen des Despotismus in einen todesähnlichen Schlummer sank und sich selbst vergaß. Auch dieser letzte gegen das Ueberströmen der Willkühr errichtete Damm, welchen das Königthum bisher hatte bestehen lassen, ward jetzt von ihm niedergerissen. Nach langen Streitigkeiten zwischen dem Hofe und den Parlamenten von Paris und Rennes, welchen letzteren sich alle Parlamente des Landes angeschlossen hatten, wurde die Erblichkeit der Richterstellen mit allen sich daran knüpfenden Verhältnissen aufgehoben und eine neue, von der Regierung unbedingt abhängige Gerichtsverfassung eingeführt (1771). Da damals Niemand in Frankreich an die Einberufung von Reichsständen dachte, so war das Königthum, durch die Hinwegräumung der Parlamente, vollkommen unbeschränkt geworden. Es gab für dasselbe mehr keine gesetzlichen Grenzen. Aber am Ende seiner willkührlichen Laufbahn that sich ein Abgrund auf, von dem es verschlungen werden sollte.

In den inneren Zuständen Frankreichs war seit dem Tode Ludwig XIV. eine solche Vereinigung von Druck und Ohnmacht erschienen, daß eine Umgestaltung derselben sich als ein unabweisliches Bedürfniß herausstellte. Daß es anders werden müsse, daran zweifelte von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an mehr kein denkender Kopf, aber es ward lange nicht einmal geahnt, wie, durch welche Mittel und auf welche Weise, ein so großes Ziel erreicht werden könnte. Das Volk hoffte, selbst nachdem Ludwig XV. von der öffentlichen Meinung verworfen worden, noch immer auf Rettung durch die Krone, in dem Erscheinen eines besseren Thronfolgers. Erst als ein Jahrzehend nach dem anderen, ohne irgend eine wesentliche Verbesserung, verfloß, wurde die Nation von der Ueberzeugung ergriffen, daß das Königthum, wie es bisher bestanden, zur Abstellung der herrschenden Mißbräuche unfähig sei. Die Scham über das getäuschte Vertrauen, der Zorn über das Fehlschlagen so lange gehegter Erwartungen rief den verzweifelten

Gedanken hervor, mit den unerträglich gewordenen Ueberlieferungen und Einrichtungen der Vergangenheit vollkommen zu brechen, und ſein Heil in ganz neuen Zuſtänden zu ſuchen. Der ſeit Menſchenaltern im Volksgeiſte aufgehäufte Brandſtoff brach endlich zu einer Flamme aus, welche das uralte, aber morſch gewordene Gerüſte der franzöſiſchen Monarchie im Laufe weniger Jahre verzehrte.

Die herkömmliche Ordnung der Dinge in Frankreich hätte, ſo geſunken und entartet ſie in vieler Beziehung auch war, noch lange fortdauern können, wenn ſich nicht nach und nach im Schoße der Zeit eine Welt von neuen Ideen gebildet hätte, welche zu dem Beſtehenden in einen immer fühlbarer werdenden Widerſpruch traten, und ihm gegenüber ein von ihm ganz verſchiedenes Bild ſtaatlichen und rechtlichen Daſeins entwarfen. Dieſe ideelle Oppoſition, aus dunkeln Anfängen entſtanden, aber von Ludwig XIV. Tode an unaufhörlich zunehmend, gab der tiefen, aber ſtummen Unzufriedenheit des Volkes eine Stimme, und wies der inneren Gährung, welche, ohne ſie, vielleicht noch lange in dumpfer Bewußtloſigkeit verharrt haben würde, einen beſtimmten Gang der Entwickelung an.

Es hatte in Frankreich von der Zeit der Renaiſſance und der Reformation an immer eine Schule von Schriftſtellern gegeben, welche für kirchliche und bürgerliche Freiheit ſtritten, und die Unabhängigkeit des menſchlichen Geiſtes gegen den Druck der äußeren Gewalt vertheidigten. Rabelais und Montaigne ſind zu berühmt, um ihre Bedeutung in dieſer Beziehung näher erörtern zu müſſen. Aber ein weniger bekannter Name, Stephan de la Boétie, Rath am Parlament von Bordeaux und vertrauter Freund Montaigne's, ſtellte ſchon im ſechszehnten Jahrhundert, in einer Weiſe, welche hier und da an Rouſſeau erinnert,*) die Verbrüderung der Menſchen als Grundlage des geſellſchaftlichen Zuſtandes auf, bekämpfte die unumſchränkte Regierungsgewalt als der Vernunft und dem Recht entgegen, und griff die grauſamen Todesſtrafen in einer Zeit, wo ſie am Gewöhnlichſten waren, an. Durch das von Heinrich IV gegebene Edikt von Nantes war die vorher immer abgewieſene Forderung der religiöſen Toleranz zum erſtenmal im öffentlichen Leben anerkannt worden. Später trieb Ludwig XIV. tyranniſche Verfolgung ſeiner proteſtantiſchen Unterthanen die ausgewanderten Schriftſteller dieſer Konfeſſion zur Bekämpfung des in Frankreich herrſchenden geiſtlichen und weltlichen Despotismus an, und Holland, wo die fähigſten

*) De la servitude volontaire par Etienne de la Boétie.

und thätigsten Männer dieser Stellung sich niedergelassen hatten, wurde dadurch für eine Zeit lang zum Mittelpunkte aller freisinnigen Bestrebungen gemacht. Die Vertreibung der katholischen und absolutistischen Stuarts aus England, und die Befestigung der englischen Volksfreiheit ließ, am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, die Vertretung der liberalen Ideen in Europa auf England übergehen.

Alle diese Angriffe auf die Mißbräuche und Uebelstände, unter welchen die Völker litten, waren jedoch bisher nur vereinzelt und zerstreut, ohne gemeinsamen Zweck und Plan, und meist mit unzureichenden geistigen Kräften geführt worden. Das Vermögen war häufig hinter dem Willen zurückgeblieben. Der Umstand, daß diese Bewegung meist von eigentlichen Gelehrten ausging, die keine höhere Begabung für Darstellung besaßen, war der Verbreitung der freisinnigen Meinungen hinderlich gewesen. Da es außerdem nicht blos auf Das, was, sondern auch darauf, wie und wo dasselbe geschieht, ankommt, so hatten die in Holland, England, der Schweiz und Deutschland gegen den religiösen und politischen Druck gerichteten Schriften keine durchgreifende Bedeutung erlangen können. Dazu gehörte, daß dieser Kampf auf einem allgemein bekannten und überall sichtbaren Schauplatze geführt wurde. Paris war von Ludwig XIV. an der hervorragendste Punkt in der socialen und litterarischen Welt geworden. Der Fortschritt in der Sprache, von der Macht und Klarheit der Gedanken unzertrennlich, hatte unter der Regierung dieses Königs für Frankreich den Abschluß erreicht. Der französische Geist hatte sich während des siebenzehnten Jahrhunderts, im Gegensatz zu den äußeren Einrichtungen, vollkommen von den scholastischen und feudalen Banden früherer Zeiten befreit. An die Stelle des Beschränkenden und Trennenden der mittelalterthümlichen Ueberlieferungen war das Streben nach Verallgemeinerung der Anschauungen und nach Uebereinstimmung in allen Theilen des Lebens getreten. Die Entfremdung gegen das Bestehende, welches in der Vergangenheit wurzelte, und der Drang nach Aufstellung eines moralischen und socialen Ideals, welchem die Zukunft angehören sollte, begann sich im achtzehnten Jahrhundert im französischen Volke mit einer vorher unbekannten Kraft zu regen, verlieh der Litteratur dieser Epoche einen weltbürgerlichen Charakter, welcher ihren Einfluß auf die übrigen Völker vermehrte, und rief eine geistige Erneuerung hervor, welche eine Umgestaltung der Wirklichkeit vorbereitete.

Eine Menge von befähigten Persönlichkeiten betheiligte sich an diesem Kampfe gegen das Alte, welcher fast auf allen Gebieten littera-

riſcher Thätigkeit geführt wurde, und durch dieſe Gleichzeitigkeit und Ausbreitung ſo große Wirkungen hervorbrachte. Indeſſen hat es nur drei Talente erſter Größe gegeben, welche für die Geſammtgeſtaltung der Neuzeit von Bedeutung geweſen, während die anderen nur auf dieſe oder jene Seite derſelben eingewirkt haben. Voltaire zerriß die letzten Bande, welche die Nation durch ihre kirchlichen Einrichtungen an das Mittelalter knüpften, und ſtellte die Idee der religiöſen Toleranz auf eine Höhe, auf der dieſelbe nicht mehr ernſtlich bedroht worden, und von wo aus ſie zuletzt ſiegreich in das öffentliche Leben eingedrungen iſt. Sein Einfluß auf die politiſche Entwickelung der nachfolgenden Epoche iſt, im Vergleiche zu ſeiner rein geiſtigen Wirkſamkeit, unbedeutend geweſen. Voltaire's großes Verdienſt beſteht vornehmlich darin, das Geſpenſt des religiöſen Fanatismus, welches die Menſchen zu ſeiner Zeit noch immer beunruhigte und verwirrte, in das, von der Reformation aufgethanene, aber nicht geſchloſſene, Grab verbannt zu haben. Montesquieu wies dem Drange nach bürgerlicher Freiheit, welcher ſich bisher im franzöſiſchen Volke nur dunkel geregt hatte, durch ſeine Zergliederung der engliſchen Verfaſſung, ein klares Ziel und beſtimmte Grenzen an, und trug zur Erkenntniß der unwandelbaren und unveräußerlichen Rechte der menſchlichen Natur, wie Niemand vor ihm, bei. Rouſſeau ſtellte, durch ein neues ſociales und pädagogiſches Syſtem, für die Entwickelung der Völker und der Einzelnen ein Vorbild auf, welches, ungeachtet ſeiner Unanwendbarkeit als Ganzes, durch die vielen einzelnen großen und wahren Anſchauungen den Gang der Menſchheit beflügelt hat.

Dieſe drei großen Männer ſind bei der Bekämpfung der in den kirchlichen und bürgerlichen Zuſtänden ihrer Zeit herrſchenden Mißbräuche oft zu weit gegangen, haben den geſund gebliebenen Kern nicht immer von der faul gewordenen Schale zu unterſcheiden verſtanden, und nicht blos dieſe gebrochen, ſondern auch jenen verletzt. Wenn man aber die ungeheure Maſſe von Uebelſtänden aller Art, von Willkühr und Ungerechtigkeit, welche ſich in Frankreich aufgehäuft hatte, und die Unfähigkeit der damaligen Staatslenker, dieſelbe zu beſeitigen oder auch nur zu vermindern, in Betracht zieht, wenn man ſich eine Regierung wie die Ludwig XV., die Stellung einer Pompadour und Dubarry, vergegenwärtigt, ſo begreift man das Gefühl von Haß und Verachtung, welches eine ſolche Entartung und Verſunkenheit einflößen mußte, und daß ein zögerndes Maßhalten oder unparteiiſches Unterſcheiden, bei Beurtheilung ſolcher Erſcheinungen, ſchwer oder unmöglich geworden war. Wer eine beſſere Welt, als die damals äußerlich vorhandene, in ſich trug, und die

Wirklichkeit mit diesem Ideal verglich, konnte sich zu deren gänzlicher Verwerfung fortgerissen fühlen. Das Verderben schien in jener Zeit nicht an der Oberfläche der religiösen und politischen Institutionen zu haften, sondern in dem Wesen derselben zu liegen. Daher kamen die Uebertreibungen derer, welche als Reformatoren der damaligen Zustände auftraten. Voltaire erschütterte den Glauben an das Uebersinnliche selbst, indem er nur den religiösen Fanatismus zu bekämpfen dachte; Montesquieu verwirrte, durch eine zu subtile und zu abstrakt gehaltene Kritik des Bestehenden, die naturgemäßen Anschauungen über Staat und Recht, und Rousseau stellte häufig blendende Paradoxen statt anwendbarer Principien auf. Aber auf der anderen Seite darf nicht übersehen werden, daß Voltaire, Montesquieu und Rousseau in einem Lande schrieben, wo der König bei seiner Krönung die Ausrottung der Ketzer, zu welchen ein sonst unbescholtener Theil seiner eigenen Unterthanen gehörte, eidlich angelobte, daß noch unter Ludwig XV. protestantische, bei Abhaltung eines heimlichen Gottesdienstes verhaftete, Geistliche lebendig gerädert wurden, daß es Richter gab (prévots des maréchaux), welche einen Angeklagten, ohne Vertheidiger, ohne Appellation, binnen 24 Stunden verurtheilen und hinrichten lassen konnten, und daß der Hof und die Großen in einer Sphäre von Sittenlosigkeit und Sinnengenuß lebten, deren giftiger Hauch das ganze Dasein des Volkes zu verpesten drohte. Der Umstand, daß die französische Revolution von Denkern und Schriftstellern vorbereitet worden, führte in dieselbe allerdings die zu ausschließende Herrschaft abstrakter Theorien ein. Es ward ihr aber dadurch auch der ideelle und universelle Charakter verliehen, ohne welchen dieselbe in ihrem äußeren Verlaufe nicht weniger gewaltsam gewesen wäre, und keine allgemeinen Resultate für die Welt geliefert hätte.

---

2. Ludwig XVI. — Die königliche Familie. — Der Hof. — Die höheren und mittleren Klassen. — Das Volk.

Die Krone war gegen das Ende der Regierung Ludwig XV. hin in eine bedenkliche Lage gerathen. Dieser König hatte seine Stellung und Würde nicht blos gemißbraucht, sondern, was noch gefährlicher war, in den Augen der Nation auch erniedrigt. Es war ihm ein seinem Leben angemessener Tod zu Theil geworden Im Alter von vier und

sechszig Jahren hatte er aus den Armen eines jungen Mädchens die Blattern davon getragen. Der giftige Hauch, welcher sein Krankenlager umgab, war zuletzt sogar seinen ältesten Dienern unerträglich geworden Wie seine Regierung dem Volke, so hatte sein Leben seinem Hofe zu lange gedauert. In der letzten Zeit war Abends eine brennende Kerze an ein Fenster des Schlosses, in welchem der König in langsamer Auflösung mit dem Tode rang, gestellt gewesen. Das Auslöschen dieses Lichtes sollte das Abscheiden des Monarchen verkünden. Die Großofficiere der Krone, die Hofleute aller Grade, die Minister und Generale hatten schon seit mehren Abenden ungeduldig auf dieses Zeichen geharrt. Als endlich die Kerze in der Nacht vom 10. Mai (1774) ausgelöscht wurde, stürzte die höfische Menge, ohne die entseelten Ueberreste dessen, vor dem sie über ein halbes Jahrhundert lang auf den Knieen gelegen hatte, eines Blickes zu würdigen, nach dem Lustschlosse, in welchem der bisherige Dauphin, jetzt Ludwig XVI. genannt, in stiller Zurückgezogenheit lebte, um demselben mit wetteifernder Eile ihre Huldigungen darzubringen. Als der junge König und seine Gemahlin den Tod Ludwig XV. erfuhren, sanken sie, von dem Gewicht der auf sie übergegangenen Verpflichtungen erschreckt, und von einer dunkeln Ahnung der Zukunft ergriffen, auf ihre Kniee, und riefen: „Leite und beschütze uns, Gott! Wir sind zu jung, um zu regieren!" Ludwig XVI. war am 23. August 1754, Marie Antoinette am 2. November 1755 geboren.

Der jugendliche Monarch besaß schätzbare Eigenschaften und konnte in seinen Sitten und seinen Neigungen für das Gegentheil seiner beiden Vorgänger, Ludwig XIV. und Ludwig XV., gelten. Seine Jugend war, ein im damaligen Hofleben äußerst seltener Fall, vollkommen unbefleckt von Ausschweifungen geblieben. Er liebte die Einsamkeit, las viel, besonders lateinische und englische Geschichtschreiber, und besaß umfassende geographische Kenntnisse. Eine Herrschaft von Buhlerinnen, wie unter Ludwig XV., war unter ihm unmöglich, und, obgleich für seine Person fromm und seiner Kirche zugethan, schloß sein milder Sinn jeden Gedanken an eine Verfolgung Andersgläubiger, wie unter Ludwig XIV. geschehen war, aus. Ludwig XVI. war sittenstreng, unterrichtet, sparsam, friedliebend, und litt an keinem von den Gebrechen, welche selbst die ausgezeichnetsten Mitglieder seines Hauses, seit Heinrich IV., entstellt hatten. Da damals der Hof und namentlich die Person des Königs die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen, so waren die gebildeten Klassen der Nation über die Gesinnungen des neuen Herr-

schers wohl unterrichtet, und auch unter den Massen sprach sich die Erwartung auf eine bessere als die vorangegangene Regierung aus. Das Volk wußte, daß Ludwig XVI. schon als Dauphin vielfache Beweise von Wohlwollen und Herzensgüte gegeben hatte, und daß er gegen Arme und Niedrige überaus mildthätig und herablassend war. Man war damals allgemein geneigt, die Hoffnungen auf sein Walten als König nach den Eigenschaften abzumessen, welche er als Mensch besaß. Diese Stimmung hätte es dem Königthume noch immer möglich gemacht, den zwischen ihm und der Nation drohenden Bruch zu vermeiden. Aber die Natur hatte Ludwig XVI. für das Privatleben und nicht zur Herrschaft über Andere bestimmt. Es war ein folgenschwerer Umstand, daß der Träger einer schon wankenden Krone, anstatt mit großen und glänzenden Zügen des Geistes und Charakters versehen zu sein, nur stille und bescheidene Tugenden besaß.

Ludwig XVI. war in Bezug auf gewisse religiöse und moralische Ueberzeugungen unerschütterlich, in allem Uebrigen aber unentschieden, willenlos, schwankend, von fremden Einflüssen abhängig. Er war unfähig, sich aus sich selbst zu bestimmen, oder wenn dies ausnahmsweise geschah, seiner eigenen Einsicht gemäß zu handeln. Die Mängel in den öffentlichen Einrichtungen wurden von ihm nicht ganz verkannt, aber er war außer Stande, sie ihrer vollen Bedeutung nach zu würdigen. Der Grund der vorhandenen Uebelstände lag für ihn einzig in den Mißbräuchen der Verwaltung, und er hatte keine Ahnung davon, daß die Verfassung des Staates selbst veraltet und die Quelle jener Mißbräuche war. Dieser Irrthum sollte ihn bis zur Revolution hin begleiten. Obgleich für seine Person bis zur Schwäche bescheiden, hielt er, nicht aus Selbstsucht, sondern aus Ueberzeugung, an dem Princip der unumschränkten Monarchie fest, während es ihm an dem Willen und der Einsicht fehlte, dieser Staatsform Geltung zu verschaffen. Ludwig XVI. bedurfte immer fremden Rathes, befolgte ihn aber, aus Mißtrauen in sich und Andere, selten mit Beharrlichkeit, und verwarf nicht selten heute, was er gestern angenommen hatte. Sein ganzes Wesen war mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Unentschlossenheit und Ungewißheit bezeichnet. Er verstand sich, da er unterrichtet und nachdenklich war, sehr wohl darauf, das einzelne Getriebe der Staatsmaschine zu beobachten, aber der Gang derselben im Ganzen und Großen, dessen Auffassung und Behandlung seine eigentliche Aufgabe gewesen wäre, ward von ihm nicht durchschaut. Er hatte keine Vorstellung von der im Volksgeiste seit einem Menschenalter vorgegangenen Veränderung. Sowohl

die materiellen als moralischen Ursachen dieser Erscheinung waren ihm fremd geblieben. Er wußte nichts von der inneren Gährung, welche Druck und Elend in den Massen hervorgerufen hatten, und war mit der Stimmung der mittleren Klassen ganz unbekannt. Der Theil der Litteratur, welcher ihn hierüber hätte aufklären können, war von ihm unbeachtet gelassen worden. Obgleich er nicht, wie seine stolzen Vorgänger, Ludwig XIV. und Ludwig XV., die niederen Klassen verachtete und sich vor jeder Berührung mit ihnen hütete, sondern im Gegentheil auf Spaziergängen, Jagden und Reisen an dem Anblicke des Volkes Gefallen fand, so kannte auch er, in Folge seiner Erziehung und der ganzen ihn umgebenden Ordnung des Lebens, nur seinen Hof und die Hülfsbedürftigen in der Nähe der königlichen Schlösser, welche oft aus seiner eigenen Hand, indem er in ihre Wohnungen trat, Unterstützungen empfingen. Aber die Nation, welche weder in jenem Hofe noch in diesen Armen enthalten war, entging ihm.

In einer Zeit, wie diese letzten zwanzig Jahre vor der Revolution, und unter einem Volke, wie die Franzosen, mußte selbst die äußere Persönlichkeit eines Monarchen, der an der Spitze eines so großen Landes stand, auf welchen alle Blicke gerichtet waren, in dessen Namen Alles geschah, von Bedeutung sein. Ludwig XVI. war in dieser Beziehung von der Natur nicht günstig ausgestattet worden. Der, in seinem inneren Leben vorhandene, Mangel an bewußter Kraft fand sich auch in seiner äußeren Erscheinung vor. Sein Blick war unsicher, und entweder starr in die Höhe gerichtet oder scheu gesenkt, sein Gang war langsam und schwerfällig. Obgleich unterrichteter als viele unter seinen Umgebungen, fehlte es ihm an der Leichtigkeit und Angemessenheit des Ausdruckes, welche, in der ursprünglichen Anlage des französischen Geistes begründet, in den höheren und mittleren Klassen damals zur höchsten Ausbildung gekommen war, und ohne welche sich Niemand geltend machen konnte. Die Vereinigung von Anmuth und Würde, welche in Frankreich in jeder hervorragenden Stellung ein Erforderniß geworden, ward an Ludwig XVI. vermißt, der einsylbig, ungewiß, auch ohne bestimmte äußere Veranlassung, aus angeborener Stimmung, wie von einer unsichtbaren Last gedrückt, einherging. Im Falle von Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm, den Mitgliedern seiner Familie, seinen Hofleuten oder Ministern gab er entweder alsbald nach, oder seine innere Verlegenheit und äußere Unbeholfenheit brach in verletzenden Worten und rauhen Manieren hervor, die ihm, bevor die Güte und Schwäche seines Charakters vollkommen erkannt worden, den Ruf des

Eigenſinnes und der Härte zuzogen. Von den Gewohnheiten ſeiner Vorfahren war nur eine große Luſt an der Jagd auf ihn übergegangen, die einzige Leidenſchaft, welche an ihm bemerkt werden konnte, und der er, wenn es die Umſtände erlaubten, faſt täglich nachhing. Sonſt ſchien er aus einem ganz anderen Stoffe als ſeine Vorgänger gewoben zu ſein. Ludwig XVI. beſaß in ſeiner Art zu ſein und ſich zu zeigen, nichts von der wirklichen oder angenommenen Feinheit und Hoheit, welche die meiſten Mitglieder ſeines Hauſes auszeichnete. Dem Volke gefiel, ehe noch die öffentliche Meinung irre geleitet worden, eine gewiſſe Väterlichkeit in dem Weſen dieſes Königs, in welchem ein unverkennbares Wohlwollen den Grundzug bildete, eine Erſcheinung, die aber auf die Vornehmen den Eindruck der Bürgerlichkeit und Gewöhnlichkeit machte. Ludwig XVI. hatte eine ſeltſame Vorliebe für mechaniſche Verrichtungen, namentlich Schloſſerarbeiten, gefaßt. Es war von ihm zu dieſem Zweck, in einem abgelegenen Theile des verſailler Schloſſes, eine eigene Werkſtatt angelegt worden, und er fühlte ſich ſichtbar befriedigt, wenn der Meiſter, unter deſſen Anleitung er arbeitete, ſich mit ſeinen Leiſtungen einverſtanden zeigte. Dies führte die verſailler Schloſſer eines Tages auf den Gedanken, den Nachkommen Ludwig XIV., bei ſeinem Namensfeſte, gewiſſermaßen als einen ihrer Zunftgenoſſen, begrüßen zu laſſen. Die Deputation ward von einem vertrauten Diener des Königs abgewieſen, der bei dieſer Gelegenheit zu ſeinem Gebieter ſagte: „Dieſe an und für ſich unſchuldige Zerſtreuung kann die üble Folge haben, die Ehrfurcht des Volkes für Eure Majeſtät zu ſchwächen!“ Aber Ludwig XVI. ließ ſich dadurch in ſeiner Liebhaberei nicht ſtören, ſondern trug, die einſamſten Gänge des Schloſſes aufſuchend, gern ſelbſt ſeine Geräthſchaften herbei, und war froh, wenn er dabei von ſeiner Gemahlin nicht bemerkt wurde.

Die militairiſche Erziehung dieſes Königs, der über ein ſo kriegeriſches Volk herrſchte, war ganz vernachläſſigt, und derſelbe nicht nur mit den Kriegswiſſenſchaften, ſondern auch mit den gewöhnlichen Heereseinrichtungen unbekannt geblieben. Ein guter Reiter und Jäger, hatte er gar nichts von einem Soldaten an ſich. Obgleich von einem zum Theil militairiſchen Hofſtaate umgeben, wohnte er nur ſelten Uebungen und Muſterungen bei, betrat nie das Hotel der Invaliden in Paris, und legte nur bei außerordentlichen Veranlaſſungen Uniform an. Dagegen flößte ihm das Seeweſen eine lebhafte Neigung ein, und er fühlte ſich zu demſelben, obgleich es ihm ferner als die Landmacht hätte ſtehen ſollen, mehr als zu dieſer hingezogen.

Die Königin Marie Antoinette beſaß alle äußeren Eigenſchaften, die ihrem Gemahl fehlten. Der Glanz des Königthums ward von ihr mehr als von ihm vertreten. Auf ſie wandten ſich alle Augen, und es ſah aus, als würde die Krone von ihr allein getragen. Ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit übten, während der erſten Jahre ihres Aufenthaltes in Frankreich, einen unwiderſtehlichen Zauber aus. Von Kindheit an für die Verbindung mit dem Enkelſohne Ludwig XV. beſtimmt, war ſie, unter Leitung eines nach Wien geſandten franzöſiſchen Geiſtlichen, des Abbé von Vermond, erzogen, und mit franzöſiſcher Sprache und Sitte vollkommen vertraut geworden. Sie hatte während der erſten Jahre nach ihrer Vermählung von der Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit Ludwig XVI. zu leiden gehabt, der ihr aber ſpäter die größte Anhänglichkeit widmete. Indeſſen wichen Beider Gemüthsart und Sinnesweiſe in vielen Dingen immer von einander ab, eine Verſchiedenheit, welche erſt in den letzten Jahren ihres Lebens durch den Druck gemeinſam ertragenen Unglücks ausgeglichen wurde. Ludwig XVI. liebte keine andere Zerſtreuung als Jagd und Schloſſerarbeit, und blieb ſonſt gern allein, in die Leſung eines hiſtoriſchen oder geographiſchen Werkes vertieft. Die Königin war dagegen für Muſik, Tanz, Theater bis zur Leidenſchaft eingenommen. Ihre Geſellſchaft war zum Theil eine andere als die ihres Gemahls, der, weit über ſeine Jahre hinaus ernſt und zurückgezogen, als würde er von Gedanken an die Zukunft gepeinigt, mehr in ſich als mit Anderen lebte, während ſie ſich dem Frohſinn der Jugend und dem Eindruck der Gegenwart ungeſtört überließ. Obgleich ſich Marie Antoinette, in jenen glücklichen Tagen, der Bewunderung der Menge gewiß, gern öffentlich zeigte, ſo zog ſie doch einen kleinen ausgeſuchten Kreis vor, wo ſie ſich der Zeichen ihres Ranges entäußerte und nur durch Anmuth und Geiſt glänzen wollte. Ludwig XVI. wohnte dieſen Geſellſchaften wie ein Fremder bei, der zufällig mit ihnen in Verbindung gekommen iſt. Er nahm weder an Dem, was dort vorging, einen lebhaften Antheil, noch ward er beſonders beachtet.

Aber dieſe bezaubernde Miſchung von Hoheit und Vertraulichkeit, von Glanz und Ungezwungenheit in Marie Antoinette's Lage ſollte nicht von Dauer ſein. Theils aus eigener Schuld, theils vom Verhängniß herbeigeführt, ſchlugen die Eigenſchaften, welche der jungen Fürſtin anfänglich ſo viel Bewunderung und Anhänglichkeit verſchafft hatten, zuletzt zu ihrem Nachtheil aus. Die Königin verſtand es nicht, in den Bezeugungen ihres Vertrauens, in den Aeußerungen ihres Mißfallens,

in der Stellung zu ihrem Hofe das nöthige Maß zu beobachten. Sie bewies gewiſſen Perſonen unter ihren Umgebungen, beſonders einigen Frauen, wie der Gräfin Jules de Polignac, eine unbegrenzte Zuneigung und veranlaßte den König, die Mitglieder dieſer Familie mit Geſchenken, Reichthümern und Würden zu überhäufen, während andere Adelige, von demſelben Range und größerem Verdienſt, vernachläſſigt wurden. Marie Antoinette kleidete ſich, der damals in England aufgekommenen Sitte gemäß, mehr geſchmackvoll als reich, und war in dieſer Beziehung von einer Frau geringeren Standes nicht zu unterſcheiden. Ihr Beiſpiel wurde bald allgemein nachgeahmt. Die lyoner Seidenfabriken litten von dieſem Wechſel in der Mode, der Klagen hervorrief. Sie verweilte gern an ſchönen Sommerabenden, ſpät und in Abweſenheit ihres Gemahls, auf der damals dem Publikum geöffneten Terraſſe des verſailler Schloſſes, und ließ die Luſtwandelnden dicht an ſich vorüberziehen. Sie beſuchte, während des Karnevals, die öffentlichen Maskenbälle in Paris, wo ſie, ungeachtet ihrer Verkleidung, erkannt wurde. Sie nahm die Huldigungen liebenswürdiger und glänzender Männer mit unverholenem Wohlgefallen auf, ohne ſich viel um deren Ruf und ſittliche Eigenſchaften zu bekümmern. Da damals, ungeachtet der in der Nation beginnenden inneren Umgeſtaltung, die überlieferten Einrichtungen noch feſt zu ſtehen ſchienen, und namentlich die königliche Macht noch nicht angetaſtet worden, ſo glaubte Marie Antoinette keiner eiferſüchtigen Bewachung ihres Ranges zu bedürfen, und die ſtille Anmuth eines feinen Privatlebens mit der Größe ihrer öffentlichen Stellung verbinden zu können. Die althergebrachte Etiquette ward von ihr vernachläſſigt, und ſelbſt dann und wann lächerlich gemacht. Ludwig XVI., der ſeine Unzulänglichkeit bei der äußeren Darſtellung ſeiner Würde ſelbſt fühlte, ſtimmte ſeiner Gemahlin, ſonſt ſehr oft anderer Anſicht als ſie, hierin bei, und gab ſich ebenfalls einer an einem franzöſiſchen Monarchen vorher unbekannten Einfachheit hin.

Allmälig wurden die Mängel in dem Charakter und der Natur dieſes königlichen Paares gefühlt und deſſen Vorzüge überſehen und geläugnet. Ludwig XVI. wurde von der öffentlichen Meinung noch eine Zeit lang mit Schonung und Rückſicht beurtheilt, aber Marie Antoinette hatte ſchon mehre Jahre vor dem Ausbruche der Revolution die ihr früher gewordene Liebe und Bewunderung verloren. Zuletzt ward dem Könige alle Befähigung zu ſeiner Stellung und der Königin alle ſittliche Würde abgeſprochen. Es wurden zahlloſe Schmähſchriften, theils handſchriftlich, theils in England und Holland heimlich gedruckt, gegen Lud-

wig XVI., ſeine Gemahlin, ſeine Familie, ſeine Umgebungen gerichtet, im Publikum verbreitet. Der Anfang zu dieſen Angriffen war von unzufriedenen Großen gemacht worden, welche, ihre Kenntniß der Perſonen und Dinge benutzend, ihren Uebertreibungen oder Erfindungen einen Anſchein von Wahrſcheinlichkeit zu geben wußten. Beſtochene oder gallſüchtige Schriftſteller folgten dieſem Beiſpiel und überſchwemmten die Leſewelt mit einer Fluth vermeintlicher Enthüllungen über das verſailler Hofleben, in welchen oft die Namen das einzig wirklich Vorhandene waren, alles Andere aber der verläumderiſchen Einbildungskraft der Verfaſſer angehörte. Wie tief der Ruf der Königin erſchüttert worden, konnte bei dem ſogenannten Halsbandproceſſe*) (1785) erkannt werden, wo die unwahrſcheinlichſten Gerüchte, wenn ſie Marie Antoinette's Ehre angriffen, begierig aufgefaßt und für glaubhaft gehalten wurden. Marie Antoinette war von viel edlerem Sinn, wie ſich ſpäter hinlänglich zeigen ſollte, als damals vom Publikum angenommen wurde. Aber der Mangel an Ernſt und Haltung zur Zeit ihres Glückes und Glanzes, die

*) Der Kardinal von Rohan, ungeachtet ſeiner geiſtlichen Würde, durch ſeine Liebesabentheuer bekannt, wollte ſich die Gunſt der Königin verſchaffen, und ihr zu dem Ende ein koſtbares, 1,600,000 Franken werthes, Halsband verehren. Eine Abentheurerin, Gräfin Lamotte, die behauptete, von einem natürlichen Sohne Heinrich II. abzuſtammen, hatte die Vermittlung in dieſer Angelegenheit übernommen. Sie täuſchte den Kardinal, indem ſie ihn überredete, Marie Antoinette das Halsband, welches ſie im Gegentheil zerſtückeln und im Auslande verkaufen wollte, überreicht zu haben. Sie verſprach dem Kardinal, ihm im Park von Verſailles, ſpät Abends, eine Zuſammenkunft mit der Königin zu verſchaffen. Eine Freundin der Gräfin Lamotte, Namens Oliva, welche Marie Antoinette an Geſtalt ähnlich war, trat in deren Namen auf, richtete an Rohan einige Worte, und überreichte ihm eine Roſe. Der Kardinal zweifelte nicht mehr an ſeinem Glück bei der Königin. Der Betrug kam heraus, indem der Juwelier wegen zögernder Bezahlung Verdacht ſchöpfte, und ſich an Marie Antoinette wandte, welche bei dem Könige auf eine Unterſuchung dieſes unerhörten Vorfalles drang. Es war Rohan im Augenblick ſeiner Verhaftung gelungen, ſeinen Briefwechſel mit der Gräfin Lamotte vernichten zu laſſen. Daher manche Lücken und Dunkelheiten in dem vor dem pariſer Parlament geführten Proceß. Rohan wurde, obwohl ſeine ſtrafbaren Wünſche am Tage lagen, frei geſprochen, die Gräfin Lamotte aber zum Staubbeſen und lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Es gelang derſelben ſpäter, nach London zu entkommen, wo ſie ihre Denkwürdigkeiten drucken ließ, welche die giftigſten Verläumdungen gegen die Königin enthielten. Obgleich die Schuldloſigkeit dieſer letzteren bei dem ganzen Vorfalle unzweifelhaft iſt, ſo hatte ihr derſelbe in der öffentlichen Meinung unermeßlichen Schaden gethan. Von dieſer Zeit an war ihr ſchon vorher etwas erſchütterter Ruf bei der Menge unwiderbringlich verloren.

Abwesenheit eines sittlichen und geistigen Strebens, das Aufgehen in einem Strudel von Zerstreuungen und Lustbarkeiten sind der erste Grund zu dem Erlöschen der ihr im Anfange gewidmeten Verehrung, und zu der günstigen Aufnahme der gegen sie gerichteten Verläumdungen gewesen. Nie hätte eine Fürstin, bei der feindlichen Aufmerksamkeit, mit welcher die Menge alle hohen und bevorzugten Stellungen zu betrachten anfing, der Behutsamkeit, der Vermeidung jedes Verdachtes mehr als Marie Antoinette bedurft, und nie ist diese Vorschrift der Klugheit mehr als von ihr verletzt worden. Sie begnügte sich damit, den meist unwahren, immer gehässigen und zuweilen abscheulichen Anschuldigungen ihrer Feinde eine kaltblütige Verachtung entgegenzusetzen, ohne zu bedenken, daß ein solches Verhalten vom Volke als ein Zeichen des Stolzes, aber nicht der Schuldlosigkeit angesehen wurde.

Ludwig XVI. konnte bei Ausübung seiner Macht in seiner Familie eher auf Hindernisse stoßen, als auf eine wirksame Unterstützung rechnen. Unter den französischen Bourbonen vom Schicksal zur Erduldung so furchtbarer Drangsale ausersehen, fand keine ächte verwandtschaftliche Uebereinstimmung statt. Der ältere unter den beiden Brüdern des Königs, Graf von der Provence*) genannt, war demselben an Einsicht und Urtheil, an Kenntniß der Personen und Verhältnisse, an Festigkeit und Unabhängigkeit des Willens bei Weitem überlegen, wandte diese Eigenschaften aber nicht zu Gunsten des Oberhauptes seines Hauses an. Wenn auch die Gerüchte falsch sind, welche dem Grafen von der Provence ehrgeizige Absichten auf die Krone beilegen, ihn sich zweifelnd über die Rechtmäßigkeit der Kinder Ludwig XVI. äußern lassen, so ist doch so viel gewiß, daß dieser Prinz, im Gefühle seiner staatsmännischen Befähigung, nach einem größeren Einflusse auf die Regierung strebte, als er in einer absoluten Monarchie in Anspruch nehmen konnte. Die dem Könige, von der ersten Versammlung der Notabeln an, bereiteten Schwierigkeiten wurden von dem Grafen von der Provence nicht ungern gesehen, indem sich derselbe mit der Hoffnung trug, zu deren Beseitigung herbeigerufen zu werden. Der Graf von der Provence huldigte und schmeichelte der Königin bei öffentlichen Gelegenheiten, war aber im Stillen ihr Gegner, und trat den gegen sie ausgestreuten Verläumdungen nicht mit der gebührenden Entschiedenheit entgegen. — Der jüngste Bruder des Königs, der Graf von Artois**), schadete durch seinen gren-

*) Nachmals König Ludwig XVIII

**) Nachmals König Karl X.

zenloſen Leichtſinn, der übrigens mit einem natürlichen Wohlwollen und Anwandelungen von Großmuth gepaart war, der königlichen Familie in der Meinung des Volkes, und trug ſpäter, indem er ſich an die Spitze der antirevolutionairen Partei ſtellte, zu Ludwig XVI. Mißgeſchick bei. — Der Herzog von Orleans war bejahrt und von Ausſchweifungen entkräftet. Sein älteſter Sohn, damals Herzog von Chartres genannt, der bald nachher den väterlichen Titel erbte und in der Revolution eine ſo verwerfliche Rolle ſpielte, war aus einem Bewunderer ein Feind der Königin geworden, nach deren vertrauter Gunſt er, wie man glaubte, geſtrebt, aber eine Abweiſung erfahren hatte. Dieſer Prinz war durch ſeine Sittenloſigkeit verrufen, die nicht, wie bei dem Grafen von Artois, von einem mildernden Scheine von Liebenswürdigkeit umgeben war. — Das Haupt der Linie Condé, Prinz von Condé genannt, galt für den einzigen Kriegsmann in der königlichen Familie, war aber von allem politiſchen Talent entblößt, mißfiel durch ſeine Rauheit und ſtand zu dem Grafen von der Provence in geſpannten Verhältniſſen. — Die Muhmen Ludwig XVI., Töchter Ludwig XV., hatten, wie überhaupt ein Theil der alten Ariſtokratie, die Vermählung des Thronerben mit einer Prinzeſſin aus dem Hauſe Oeſterreich, welches den Bourbonen und Frankreich immer feindlich geweſen, nicht gern geſehen, und waren mit Marie Antoinette's Verhalten unzufrieden. — Dagegen fand zwiſchen der Königin und der Prinzeſſin Eliſabeth, Schweſter Ludwig XVI., ungeachtet der Verſchiedenheit der Charaktere, eine aufrichtige Zuneigung ſtatt, die, damals ein Genuß, ſpäter, in den Tagen des Unglücks, Beiden zum Troſt gereichen ſollte. Eliſabeth, welche, um nicht von ihren Verwandten getrennt zu werden, unvermählt geblieben, wurde von allen, die ihr näher traten, als das Muſter einer Perſon ihres Ranges und Geſchlechts angeſehen.

Die am Hofe, in der großen Welt, und überhaupt in den höheren Klaſſen der Nation damals vorherrſchende Stimmung war ein grenzenloſer Leichtſinn, verbunden mit einem durch die Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts herbeigeführten Zweifel an der Dauer und Rechtmäßigkeit des Beſtehenden. Hierzu war noch eine eigenthümliche, von dem Vorgefühl großer bevorſtehender Veränderungen angeregte, innere Unruhe getreten. Ungeachtet des betäubenden Rauſches, der das Leben der Vornehmen und Reichen erfüllte, ließ ſich ein geiſtiges, früheren Epochen unbekanntes Mißbehagen herausfühlen, welches aus dem Mangel an tiefen Ueberzeugungen und aus dem Ueberdruß an der Leerheit der überlieferten Verhältniſſe entſtanden war. Mit einem entſchiedenen

Unglauben ging der Hang zum Geheimnißvollen und Uebernatürlichen Hand in Hand. Ungeachtet der großen Stelle, welche Voltaire's, Montesquieu's und Rousseau's Ideen in den denkenden Köpfen einnahmen, war Raum genug für Versuche in der Alchemie, für den Glauben an magische Erscheinungen und für mystische Träumereien übrig geblieben. Cagliostro, Mesmer, St. Martin, obgleich sonst so verschieden von einander, stimmten doch darin überein, die Aufmerksamkeit der Menschen auf die dunkle Seite der Dinge zu lenken, und die Meinung von dem Vorhandensein bisher unbekannter Kräfte und Zustände zu nähren. Die innere Spannung, die Erwartung eines großen Umschwunges, ohne welche die Revolution in den Gemüthern keinen so schnellen Eingang gefunden haben würde, ward von dem schwankenden, widerspruchsvollen, halb hellen, halb finstern Geiste jener Zeit vermehrt.

Früher, besonders von Franz I. an, hatten die Könige, in Frankreich noch viel mehr als anderswo, im Guten wie im Uebeln, den Ton angegeben. Wenn der Monarch den Wissenschaften und Künsten hold, gerecht, kriegerisch, oder willkührlich, wollüstig, unduldsam gewesen, so hatten sich diese Gesinnungen, durch Vermittelung des Hofes, über die höheren Klassen des ganzen Landes verbreitet, und etwas davon war selbst in die unteren Schichten des Volkes gedrungen. Ludwig XVI. stand dagegen, ungeachtet seiner unumschränkten Gewalt, verlassen und vereinsamt, ohne moralischen Einfluß auf die Nation, da. Seine Sittenstrenge, Einfachheit und Sparsamkeit ward von Niemand nachgeahmt. Selbst in seiner Nähe wurde wenig nach seinen Gesinnungen und Neigungen gefragt. Ludwig XVI., mit der französischen Litteratur der Epoche Ludwig XIV. wohl bekannt, hatte sich um diejenige des achtzehnten Jahrhunderts nicht bekümmert, und sprach sich weder für noch gegen die in ihr enthaltenen Ideen aus. Er hatte sich aber dadurch selbst die Mittel benommen, Dem, was im Geiste der Zeit für ihn und seine Stellung Drohendes und Verderbliches liegen konnte, zu widerstehen, denn er war damit, einige allgemein auffallende Erscheinungeu ausgenommen, vollkommen unbekannt geblieben. Dieser König, der nie und nirgends persönlich eingriff, bereitete, durch die Schwäche und Farblosigkeit seiner äußeren Erscheinung, die Welt auf den Umsturz der Ordnung der Dinge vor, an deren Spitze er dem Namen nach stand.

Ludwig XIV. hatte, um sich jeder vertraulichen Berührung mit dem Volke zu entziehen, und in Erinnerung an die während seiner Minderjährigkeit in Paris stattgefundenen Unruhen, seine Hofhaltung und die obersten Behörden, mit Ausnahme des Parlaments, nach Versailles

verlegt. Bei der Anziehungskraft, welche das Hofleben damals ausübte, war es Ludwig XIV. möglich gewesen, Alles, was in Frankreich hervorragte, in der von ihm erschaffenen Stadt zu vereinigen, und Versailles, selbst in den Augen der Pariser, einen blendenden Reiz zu verleihen. Aber schon unter Ludwig XV. fing, nicht die äußere Pracht, aber die innere Bedeutung dieser Residenz zu sinken an. Die Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, welche sich nicht um die Gunst des Hofes, sondern um den Beifall des Publikums bewarb, ließ sich in Paris nieder, und unter ihrem Einflusse entstand eine neue, von der der vorangegangenen Epoche durchaus verschiedene Gesellschaft.

Unter Ludwig XIV. war es der Rang, die äußere Stellung im Leben, was den Grad der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit und Achtung bedingte. Obgleich Ludwig XIV. die ersten Schriftsteller und Künstler seiner Zeit durch die Auszeichnungen, welche er ihnen erwies, in der öffentlichen Meinung hob, so war dies doch mehr ein Zugeständniß als ein Recht, und nur eine Ausnahme vom gewöhnlichen Laufe der Dinge gewesen. Dagegen wuchs im achtzehnten Jahrhundert der Stand, welcher die Ideen vertrat, sie erzeugte und verbreitete, zu einer so selbstständigen Macht in der Gesellschaft heran, daß er bald mehr inneren Einfluß als die damalige Staatsgewalt ausübte, und, ohne von dieser begünstigt oder anerkannt zu sein, auch äußerlich eine hohe Geltung bekam. Es war in der großen pariser Welt nicht dieser oder jener Herzog und Marquis, sondern ein, sei es wirklich ausgezeichnetes, oder nur von der Gunst des Augenblicks emporgehobenes Talent, was die meiste Aufmerksamkeit erregte. Die Fremden von Rang und Namen, welche damals in Masse aus allen Ländern nach Paris strömten, zogen einen Besuch bei Montesquieu, Rousseau, Diderot den vornehmsten Bekanntschaften vor. Die größten auswärtigen Souveraine, Katharina II., Friedrich II. und andere mehr, dachten ebenso, und unterhielten mit Voltaire, d'Alembert u. s. w. einen Briefwechsel, während sie sich um den ersten französischen Adel, als solchen, und selbst um die Mitglieder der königlichen Familie wenig bekümmerten. Die pariser Gesellschaft nahm immer mehr an Bedeutung zu, und wurde immer mehr von der Philosophie und Litteratur jener Zeit erfüllt. Wenn es früher unter den Großen und Vornehmen Brauch gewesen, in Versailles, in der Nähe des Königs, zu leben, so wandte sich im Gegentheil jetzt Alles der Hauptstadt zu. Selbst die Prinzen von Geblüt und die Inhaber der großen Hof- und Amtsstellen begaben sich nur dann nach Versailles, wenn ihre Anwesenheit dort unentbehrlich war, hielten sich aber für gewöhnlich in Paris auf. Wäh-

rend der Nachklang von Voltaire's, Montesquieu's, Rousseau's Stimme sich in der Nation immer weiter verbreitete, wurde das in Versailles fest gebannte Königthum von diesen Tönen nicht berührt, und stand mitten in der zunehmenden geistigen Bewegung moralisch isolirter, als jemals in einer anderen Epoche der Fall gewesen, da. Ludwig XVI. brachte die Zeit, welche ihm eine nothdürftige Kenntnißnahme von den Staatsgeschäften übrig ließ, in der Kirche, auf der Jagd und mit der Lesung von Büchern zu, die, wenn auch an und für sich belehrend, ihn nicht über die Pflichten seiner besondern Stellung und die Forderungen der Zeit aufklären konnten. Marie Antoinette zog von Dem, was die Gegenwart bot, nur die Erfindungen des Luxus und der Mode und die neuen Opern und Komödien in Betracht. Die Nation hatte sich allmälig vollkommen von den Ideen der Vergangenheit abgewandt, während der Hof in allen wesentlichen Beziehungen ihnen durchaus zugethan blieb. Ludwig XVI. besaß nicht die Macht, und hegte selbst nicht die Absicht, den Volksgeist zu fesseln. Da er ihn nicht aufhalten konnte, so hätte er seiner Bewegung vorangehen sollen, um dieselbe zu leiten, und ihr an geeigneter Stelle eine Grenze zu setzen. Dazu war dieser König aber von allen inneren und äußeren Mitteln entblößt. Ludwig XVI. war nicht im Stande, das unentbehrlich gewordene Werk einer staatlichen Erneuerung selbst zu vollführen, und die wenigen Personen, welche dazu geeignet gewesen wären, wurden von diesem zögernden, schwankenden Willen, der unfähig war, ein bestimmtes Ziel zu erkennen und zu verfolgen, nicht nur ohne die nöthige Unterstützung gelassen, sondern bei der ersten sich darbietenden Schwierigkeit, und sobald ein Zweifel in das Gelingen ihrer Pläne entstand, den Einflüsterungen und Verläumdungen ihrer Neider und Nebenbuhler aufgeopfert.

---

3. Reformversuche. — Häufiger Wechsel der Minister und Systeme seit der Thronbesteigung Ludwig XVI. — Berufung der Reichsstände.

Ludwig XVI. besaß in seinem ersten Ministerium, an dessen Spitze er einen leichtsinnigen, abgelebten Höfling, den Grafen von Maurepas, gestellt hatte, zwei ausgezeichnete Männer, Turgot und Malesherbes, deren Dienste ihm aber aus eigener Schuld entgingen. Der Ritter von Turgot, durch die edelste Persönlichkeit, große Talente und ausgebreitete

Kenntniſſe hervorragend, wollte, zum Generalkontrolleur ernannt, erſt die fühlbarſten und ſchreiendſten unter den vorhandenen Mißbräuchen abſchaffen, und dann ſtufenweiſe zu einer Umgeſtaltung des ganzen Staatslebens ſchreiten. Er wußte den König von der Nothwendigkeit großer und durchgreifender Verbeſſerungen zu überzeugen. Als aber Turgot, an die Ausführung ſeiner Abſichten gehend, die Freiheit des inneren Verkehrs, die Aufhebung des den Gewerbefleiß hemmenden Zunftweſens und die Abſchaffung der von dem Landvolke bei dem Straßenbau zu leiſtenden Frohndienſte anordnen wollte, ſetzten ihm die, nach Ludwig XVI. Tode wiederhergeſtellten Parlamente einen leidenſchaftlichen Widerſtand entgegen, welchem ſich der Hof, die großen Grundherren und ſelbſt ein Theil der königlichen Familie anſchloſſen. Der König, von dem ſich gegen Turgot erhebenden Sturme erſchreckt, ſchickte demſelben, obgleich er ihm einen nachdrücklichen Beiſtand verſprochen hatte, ſeine Entlaſſung zu (12. Mai 1776). Lamoignon de Malesherbes, einer der älteſten Parlamentsfamilien angehörig, der wichtige Verbeſſerungen in der Rechtspflege beabſichtigt hatte, und mit Turgot Hand in Hand gegangen war, trat von ſelbſt zurück. Dieſer erſte Beweis von Schwäche und Unzuverläſſigkeit, welchen Ludwig XVI. durch ſein Verhalten gegen Turgot ablegte, war für ſeine ganze Regierung von dem übelſten Einfluſſe. Die Hofleute, die Parlamente, die Anhänger des Alten, alle Diejenigen, welche aus den beſtehenden Mißbräuchen Vortheile zogen, wußten jetzt, daß der König zu folgerechter Durchführung eines feſten Plans zu ſchwach war, daß er zwar Verbeſſerungen beabſichtigte, aber Niemand die davon unzertrennlichen Opfer aufzulegen vermochte, und daß er zuletzt immer durch perſönliche Eindrücke zu beſtimmen ſein würde.

Ludwig XVI. war, um Frankreich für die, in Folge des ſiebenjährigen Krieges, im pariſer Frieden (1763) erfahrenen Demüthigungen an England zu rächen, und Frankreichs Stellung zu erhöhen, den aufgeſtandenen engliſchen Kolonien in Nordamerika zu Hülfe gekommen. Dieſelben hatten ſich, nach langen Streitigkeiten über das vom brittiſchen Parlament gegen ſie in Anſpruch genommene Beſteuerungsrecht, für einen ſelbſtſtändigen Staat unter dem Namen der Republik der „Vereinigten Staaten" erklärt (4. Julius 1776). Ungeachtet einzelner von den Franzoſen vollführter glänzender Thaten, wurde die franzöſiſche Flotte zuletzt an der Küſte von Guadeloupe gänzlich geſchlagen, und der franzöſiſche Admiral de Graſſe ſelbſt gefangen genommen. Frankreich hatte vergebens den wachſenden Strom der engliſchen Größe aufzuhal-

ten versucht. Im Frieden von Versailles (1783) erhielt es nichts von Dem zurück, was es zwanzig Jahre vorher in Nordamerika und Ostindien an England abgetreten hatte. Die Erwerbung einiger kleiner Inseln, wie Tabago, St. Pierre u. s. w., konnte nicht die durch diesen Krieg vermehrte französische Staatsschuld aufwiegen. Aber die moralischen Folgen dieser Theilnahme der französischen Regierung am nordamerikanischen Kriege traten noch viel mehr als die materiellen Nachtheile hervor.

Obgleich Völker, welche unter ganz verschiedenen Verfassungen leben, sich zu einem bestimmten äußeren Zweck unter einander verbinden können, ohne daß dies ihre eigenthümliche Richtung beeinträchtigt, oder ihre inneren Zustände einander näher bringt, so sah doch in diesem Falle der politische Krieg einem Principienkampfe ähnlich, und es konnte nicht ohne Bedeutung sein, daß ein unumschränkter König, wie Ludwig XVI., empörten Kolonien gegen das Mutterland und einer Republik gegen eine Monarchie Beistand leistete.

Ein auf demokratischer Grundlage errichtetes Gemeinwesen, wie die Vereinigten Staaten, war eine Erscheinung, die in der Zukunft auf ganz Europa von Einfluß werden mußte. Für Frankreich sollten aber die Folgen dieses Ereignisses sehr bald fühlbar werden, indem viele französische Officiere aus den ersten adeligen Familien des Landes, welche in Amerika gefochten hatten, bei ihrer Rückkehr die Ideen der politischen Freiheit in ihre Heimath verpflanzten, und später zu deren Emporstreben beitrugen.

Von dem nordamerikanischen Kriege an entstand unter den höheren und mittleren Klassen in Frankreich eine Partei, welche demokratische Institutionen aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, was früher nicht der Fall gewesen war, und dieselben als den vaterländischen Zuständen überlegen ansah. Das Fremdartige, was ursprünglich für französische Hofleute und Adelige, und, wenn man den einzigen Rousseau, welcher kein geborner Franzose war, ausnimmt, auch für die französischen Schriftsteller in dem Begriff der modernen Demokratie gelegen hatte, fing seit dem Bündnisse mit Nordamerika zu verschwinden an. Die kleinen Schweizerrepubliken gehörten, ihrem Ursprunge und ihren damaligen Verfassungen nach, dem Mittelalter an, und konnten für Franzosen nichts Verführerisches haben. Aber ein Freistaat, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts entstanden, nach einem großartigen Maßstabe angelegt, und mit Frankreich durch gemeinsam vollbrachte Thaten verbunden, mußte durch sein Beispiel zur Erweiterung des, zwischen den

Einrichtungen der Vergangenheit und dem Geiſte der Gegenwart, im franzöſiſchen Volke beginnenden Bruches beitragen.

Nachdem Ludwig XVI. Turgot hatte fallen laſſen, bot ſich ihm für die Behandlung der krankhafteſten Seite des franzöſiſchen Staatsweſens, die Finanzen, in der Perſon des Genfers Necker, eine Capacität erſter Klaſſe dar. Necker ſtand, was den Charakter betrifft, nicht ſo hoch, feſt und unerſchütterlich wie Turgot da, war aber weniger als dieſer in theoretiſchen Anſchauungen befangen, und ſchien, bei ſeiner Mäßigung und Biegſamkeit, zu der Leitung einer ſo verwickelten Maſchine, wie die altfranzöſiſche Staatsordnung, beſonders geeignet zu ſein. Aber Necker hätte, da er von Natur unentſchloſſen war, zur Erfüllung ſeiner Aufgabe eines unternehmenden Armes und eines entſcheidenden Anſtoßes von Außen her bedurft. Denn er dachte mehr als er handelte, und war mehr zum Entwerfen als Ausführen gemacht.

Mit der Leitung des Finanzdepartements beauftragt, hatte Necker die zum letzten Kriege gegen England erforderlichen Koſten, ohne Erhöhung der Steuern, durch unter vortheilhaften Bedingungen abgeſchloſſene Anleihen, durch große Sparſamkeit und ſtrenge Beaufſichtigung bei Verwendung der Staatseinnahmen, beſtritten. Er war aber nicht blos mit dem Steuerweſen vertraut, ſondern hatte auch alle Mißbräuche der Verwaltung durchſchaut, und trug lange den Plan zu einer Umgeſtaltung derſelben mit ſich herum. Zuletzt aber hatte Necker angedeutet, daß, ohne eine Heranziehung der bisher ſteuerfrei geweſenen Beſitzungen der Geiſtlichkeit und des Adels, und ohne große Veränderungen in den beſtehenden Einrichtungen, keine dauernde Hülfe möglich ſei. Dieſe Anſicht, welche er anfänglich nur in vertrauten Kreiſen mittheilte, wurde, als ſie ſich verbreitete, von dem Hofe und der Mehrheit der bevorrechteten Stände als eine Kriegserklärung angeſehen, und an ſeinem Sturze gearbeitet. Necker, der, um die Nation auf ſeine Reformen vorzubereiten, eine Rechnungsablegung (compte rendu) über den Staatshaushalt in einem eigens dazu verfaßten Werke veröffentlicht hatte, verletzte dadurch den König, welcher in dieſem, bisher nie dageweſenen, Verfahren eines Miniſters eine Eigenmächtigkeit und eine Berufung auf das Publikum ſah. Necker wurde, ungeachtet der großen Dienſte, welche er geleiſtet hatte, unter Zeichen der Ungnade, entlaſſen. Ludwig XVI. war außer Stande, durch ſich ſelbſt zu regieren, und ließ gleichwohl Niemand ange in ſeinem Namen handeln, ohne Argwohn in deſſen Abſichten zu ſetzen.

Von Necker war eine Staatsschuld von 4100 Millionen Fr. vorgefunden, und durch den letzten Krieg gegen England um 537 Millionen Fr. vermehrt worden. Seine Nachfolger im Finanzdepartement, Joly de Fleury und d'Ormesson, hatten in zwei Jahren und mitten im Frieden 320 Millionen Fr. aufgenommen. Die Steuern waren gestiegen, und doch blieb der Staatsschatz so leer, daß Calonne, Intendant von Metz, in d'Ormesson's Stelle zum Generalkontrolleur ernannt (3. November 1783), in seinen Denkwürdigkeiten behauptet, bei Uebernahme seines Amtes nur „zwölfhundert Franken" zu freier Verfügung vorgefunden zu haben. Calonne hatte sich einen tief angelegten, aber verwegenen Plan vorgezeichnet, der im Anfange vor Allem ihm selbst nützlich sein, zuletzt aber auch zum Vortheile des Staates ausschlagen sollte. Um sich in seiner Stellung zu befestigen, beschloß er, den Mitgliedern der königlichen Familie, den Großen, den Frauen von Rang und Einfluß keine ihre Forderungen abzuschlagen, sondern ihnen vielmehr bereitwillig entgegenzukommen. Der Graf von der Provence erhielt, ungeachtet seiner reichen Apanage, Millionen, und die großen Schulden des Grafen von Artois wurden bezahlt, der aber alsbald wieder neue machte. Obgleich die königliche Familie schon mehr Landsitze, als sie bewohnen konnte, besaß, so wurden dennoch 29 Mill. Fr. für den Ankauf von Rambouillet und St. Cloud ausgegeben. Calonne ließ den König Pensionen und Geschenke in nie gesehener Fülle verabreichen, und theilte selbst mit vollen Händen aus. Indem er Anleihen auf Anleihen häufte, konnte er die Staatsgläubiger eine Zeit lang regelmäßig befriedigen, welche ihm wiederum das Vertrauen des Publikums verschafften. In den Einleitungen zu den von ihm ausgehenden Finanzedikten wurde von der Festigkeit des Kredits, der Ordnung im Staatshaushalt wie von einer ausgemachten Sache gesprochen, und die größte Zuversicht auf eine glückliche Zukunft dargelegt.

Eine Verschwendung, wie Calonne in die Ausgaben eingeführt hatte, konnte nicht von Dauer sein. In drei Jahren war die öffentliche Schuld um 1000 Mill. Fr. vermehrt, und ein großer Theil der Einnahme im Voraus verbraucht worden. In die Unmöglichkeit versetzt, auf der eingeschlagenen Bahn in der bisherigen Weise fortzugehen, rollte Calonne plötzlich vor den erstaunten Augen des Königs ein Bild von der Höhe der Staatsschuld und der Leerheit des Schatzes auf, wies die Unmöglichkeit einer Vermehrung der Anleihen, oder einer Erhöhung der Steuern nach, und zeigte, daß ein Deficit von jährlich mehr als 100 Mill. Fr. nicht durch einige Ersparnisse in der Hofhaltung, oder durch

die Abschaffung einiger Aemter und Stellen gedeckt werden könne. Er schlug ein neues Steuersystem, die Aufhebung der bisherigen Abgabenfreiheit der Geistlichkeit und des Adels, und die Beseitigung einer Menge in der Finanzverwaltung vorhandener Mißbräuche vor. Ludwig XVI. ging, von den ihm gewordenen Enthüllungen im höchsten Grade beunruhigt, auf die Anträge seines Ministers ein. Da dem Generalkontrolleur die feindliche Gesinnung des pariser Parlaments gegen ihn, an dessen Abschaffung unter Ludwig XV. er sich betheiligt hatte, bekannt war, so bewog er den König zu der Berufung einer Versammlung von Notabeln, wie es deren unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. gegeben, denen die neuen Steuergesetze und andere, die Verbesserung der Verwaltung betreffende, Verordnungen zur Begutachtung vorgelegt werden sollten. Die Notabeln wurden nicht von dem Volke gewählt, sondern von der Regierung ernannt. Sie bestanden diesmal (1787) der Mehrheit nach aus den aristokratischen Klassen, denn selbst die zu ihnen gehörenden Maires einer Anzahl bedeutender Städte waren meist Grundherren und gehörten als solche den bevorrechteten Ständen an. Ludwig XVI. billigte alle Pläne Calonne's, der, unter etwas anderer Form, denselben Zweck, wie Turgot und Necker, verfolgte, und sagte ihm seinen Beistand zu. Die Ernennungen zu der Versammlung der Notabeln waren scheinbar nach Calonne's Wunsch vollzogen worden. Etwaige Meinungsverschiedenheiten hoffte der Generalkontrolleur durch eine offene Darlegung der Gefahren, welche die Finanzlage für die Sicherheit und Ruhe des Staates enthielt, zum Schweigen bringen zu können. Er verließ sich im Uebrigen auf die Unterstützung des Königs, und die Nothwendigkeit der von ihm beschlossenen Maßregeln. Aber Calonne hatte sich, sowohl in Bezug auf die Zusammensetzung der Notabeln, als auch in dem Charakter Ludwig XVI., geirrt.

Wie auch die Gesinnungen der meisten Einzelnen unter den Notabeln vor ihrer Ernennung beschaffen sein mochten, dieselben traten, als Calonne mit seinen Anträgen erschien, als dessen entschiedene Gegner auf. Besonders waren es einige Prälaten, wie die Erzbischöfe von Narbonne und Toulouse, welche sich durch ihren Widerstand gegen den Generalkontrolleur hervorthaten. Anstatt auf Calonne's Entwürfe einzugehen, schickten sich die Notabeln zu einer Prüfung seiner Verwaltung an. Die öffentliche Meinung, auf welche Calonne gerechnet hatte, sprach sich, über die von ihm so lange ausgeübte Täuschung des Publikums empört, lebhaft gegen ihn aus. Calonne hatte sein kühnes Spiel verloren Sein Plan, durch Darlegung der Größe der vorhandenen

Uebelstände, die Dringlichkeit einer Radikalkur nachzuweisen, war an der Selbstsucht der bevorrechteten Klassen, der Mangelhaftigkeit der von ihm angewendeten Mittel, und seiner eigenen Immoralität gescheitert. Der Hof, dessen Verschwendung er so lange unterstützt hatte, zog sich, an den Fähigkeiten des Generalkontrolleurs oder der Zeitgemäßheit seiner Absichten zweifelnd, von ihm zurück. Calonne erinnerte den König an den ihm versprochenen Beistand, und wünschte, daß dieser in einer Sitzung der Notabeln erscheine, und sich persönlich für die Maßregeln seines Ministers erkläre, was damals und in dieser Versammlung von Gewicht gewesen sein würde. Hierzu war aber Ludwig XVI. nicht zu bewegen. Calonne mußte seine Entlassung einreichen, und ward auf seine Besitzungen verwiesen. Der Charakter dieses Mannes konnte kein Vertrauen einflößen und hätte seine Ernennung verhindern müssen. Aber da der König auf seine Pläne eingegangen und von deren Zweckmäßigkeit überzeugt war, so hätte er ihn auch halten sollen. Ludwig XVI. war im gewöhnlichen Leben durchaus aufrichtig und wahr, aber seine Schwäche als Monarch hat, in vielen Fällen, dieselbe Wirkung wie bei Anderen eine vorbedachte Treulosigkeit gehabt. In seiner Familie, am Hofe und überhaupt in den vornehmen Klassen fing man von da an, wenig Werth auf seine Erklärungen und Zusagen zu legen, da er bei jeder sich erhebenden Schwierigkeit anderen Sinnes wurde, und ohne Weiteres von einem gefaßten Entschlusse zu einem entgegengesetzten überging.

Die Notabeln hatten, ungeachtet ihrer Angriffe auf Calonne's Verwaltung, einige seiner Vorlagen, wie die Einführung von Provinzialversammlungen, wo solche noch nicht bestanden, die Befreiung des Getraidehandels von den bisherigen Schranken und die Aufhebung der unentgeldlichen Frohndienste des Landvolkes beim Straßenbau, annehmen müssen. Seinem Nachfolger in der Stelle eines Generalkontrolleurs, Bouvart de Fourqueux, gestanden sie auch eine neue Grundsteuer und eine Erhöhung der Stempeltaxe zu. Nach Calonne's Rücktritt war Loménie de Brienne, Erzbischof von Toulouse und später Erzbischof von Sens, zum ersten Minister ernannt und ihm zugleich die oberste Leitung des Finanzdepartements übertragen worden. Brienne hatte zu Calonne's eifrigsten Gegnern gehört. Er verdankte der Gabe einer geistreichen Unterhaltung und einer scheinbaren Geschäftigkeit, der aber jeder ernste Inhalt fehlte, den Ruf einer besonderen staatsmännischen Befähigung, während er von allen ächten Eigenschaften dieser Art entblößt war. Ludwig XVI. hatte auch bei dieser Gelegenheit eine unglückliche Nachgiebigkeit bewiesen. Von Brienne's Leichtsinn und Sittenlosigkeit

unterrichtet, hatte er anfangs deſſen Ernennung verweigert, ſich denſelben aber zuletzt durch Verwendung der Königin aufdringen laſſen.

Die von den Notabeln, welche nach dreimonatlichen Berathungen im Mai 1787 entlaſſen wurden, angenommenen Geſetze mußten, um vollzogen werden zu können, dem pariſer Parlament zur Regiſtrirung vorgelegt werden. Calonne hatte nur deshalb die Notabeln einberufen, um, auf ihre Zuſtimmung geſtützt, dem Parlament die Verwerfung der beſchloſſenen Reformen ſchwer oder unmöglich zu machen. Brienne konnte dieſe Förmlichkeit, wie der Hof meinte, dieſe Bedingung der Gültigkeit aber, wie die erbliche Magiſtratur behauptete, nicht umgehen. Zwiſchen dem Miniſterium und dem Parlament erhob ſich jetzt ein heftiger Streit, in welchen Ludwig XVI. hineingezogen wurde, der die Einberufung der Reichsſtände veranlaßte, und den Ausbruch der Revolution beſchleunigte.

Die königlichen Verordnungen, die Freiheit des Getraidehandels, die Abſchaffung der Frohndienſte beim Straßenbau, die Errichtung von Provinzialverſammlungen betreffend, früher vom Parlament mit ungünſtigen Augen betrachtet, wurden jetzt ohne Schwierigkeit regiſtrirt. Brienne beging aber den unerklärbaren Mißgriff, anſtatt dem Parlament, zuerſt das Edikt über die Grundſteuer, ihm dasjenige über die Stempeltaxe vorzulegen. Das Parlament hätte, aus Rückſicht auf die öffentliche Meinung, die Einführung einer allgemeinen Grundſteuer, von der nur die höheren Stände getroffen wurden, damals nicht verweigern können. Die Stempeltaxe bedrohte aber alle Klaſſen und beſonders die niedrigeren und ärmeren, indem ſelbſt die von den Leihämtern ausgeſtellten Pfandſcheine derſelben unterworfen werden ſollten. Das Parlament wies dieſe Auflage zurück, warf dadurch einen üblen Schein auf die Regierung, und gab ſich zugleich das Anſehen, das Wohl der Maſſen zu berückſichtigen. In Bezug auf die Vermehrung der Abgaben, nach der Behauptung der Miniſter zur Deckung des Deficits unentbehrlich, wurden vom Parlament Belege und Nachweiſe über den Staatshaushalt verlangt. Bei dieſer Gelegenheit wurde der Gedanke an eine Berufung der Reichsſtände im pariſer Parlament in der Form eines Wortſpiels ausgeſprochen.*) Plötzlich das Princip in Anſpruch nehmend, daß die Abgaben nur von den Reichsſtänden bewilligt werden

*) Der geiſtliche Parlamentsrath (conseiller clerc) Abbé Sabathier rief, zu ſeinen Kollegen gewandt: „ce ne sont pas des états de finances, qu'il nous faut, Messieurs, ce sont des états généraux.“

könnten, wies das Parlament die Grundſteuer zurück. Es war dies aber nur ein Vorwand, hinter welchem ſich die Selbſtſucht verbarg. Das Parlament hatte ſeit 300 Jahren die königlichen Finanzedikte durch die Eintragung in das Regiſter ſeiner Verhandlungen ſanktionirt, und es war nicht wohl zu begreifen, warum ihm gerade jetzt ein Zweifel an ſeiner Befugniß hierzu einfiel. Der wahre Grund, weshalb das Parlament dieſer Maßregel widerſtrebte, war, weil es ſelbſt zu der neuen Steuer herangezogen werden ſollte.

Dieſes ſelten vernommene, aber nie ganz vergeſſene Wort: „Reichsſtände" brachte zuerſt in Paris und allmälig im ganzen Lande eine zauberartige Wirkung hervor. Dieſer Ausdruck fand überall einen Wiederklang, obwohl er ſehr verſchiedenartig ausgelegt wurde. Die privilegirten Klaſſen ſahen in einer ſolchen Verſammlung, von der ſie zwei Drittheile bildeten, ein Mittel zur Vertheidigung ihrer Vorrechte gegen die Eingriffe der Miniſter, das Volk dagegen hoffte, durch die aus ihm hervorgehenden Vertreter von den vielen auf ihm drückenden Laſten befreit zu werden.

Am 6. Auguſt 1787 hielt Ludwig XVI. in Verſailles eine feierliche Sitzung des Parlaments, Lit de Juſtice genannt, in welcher er die Annahme der beiden Verordnungen, die Grundſteuer und die Stempeltaxe betreffend, in ſeiner Gegenwart befahl. Den Formen der alten Monarchie gemäß, konnte das Parlament dem, in einem Lit de Juſtice, ausgedrückten königlichen Willen keine Gegenerklärungen und keinen Widerſpruch entgegenſetzen, ſondern mußte unbedingt gehorchen. Aber das Parlament hatte, bevor es ſich nach Verſailles begab, gegen Alles, was dort geſchehen würde, Verwahrung eingelegt, und erklärte bei ſeiner Rückkehr nach Paris die Eintragung der beiden Finanzedikte für ungültig. Das Parlament, beſonders der jüngere Theil deſſelben, legte ſeine Unzufriedenheit mit dem Hofe ohne Rückſicht dar, und theilte dem übrigen Gerichts- und Beamtenſtande dieſelbe Stimmung mit. Die Maſſe der hauptſtädtiſchen Bevölkerung, welche bis dahin ſich wenig um allgemeine Verhältniſſe bekümmert hatte, begann jetzt denſelben eine leidenſchaftliche Theilnahme zuzuwenden.

In dem Hauſe des Parlamentsrathes Adrian Duport wurde damals der erſte Anfang zu einem politiſchen Klub gemacht. Es verſammelten ſich daſelbſt Perſonen, deren Namen ſpäter zu den berühmteſten der Revolution gehören ſollten: Mirabeau, Talleyrand, Condorcet u. ſ. w., um ſich über die öffentlichen Angelegenheiten zu beſprechen. Während dieſer Zeit wurden auf Brienne's Veranlaſſung einige Ein-

ſchränkungen in die Ausgaben des Hofes eingeführt, und gewiſſe Civil- und Militairſtellen aufgehoben. Die dadurch herbeigeführten Erſparniſſe waren aber zu unbedeutend, um auf die Finanzläge von Einfluß zu ſein, gewannen nicht die Gegner, und verletzten die Freunde. Das Parlament ließ ſich von dieſen Zugeſtändniſſen ſo wenig beſtechen, daß es am 13. Auguſt (1787) die Erhebung der in dem Lit de Juſtice, acht Tage vorher, eingeführten neuen Steuern verbot, weil dieſelben im Widerſpruch zu den Rechten der Nation ſtänden. Dieſe Art des Ausdruckes und die ihr zu Grunde liegenden Ideen waren neu, und brachten deshalb eine große Wirkung hervor. Der Hof und das Parlament, in welchem letzteren ſich in dieſem Augenblick die Oppoſition concentrirte, arbeiteten durch ihre Streitigkeiten ihrem gemeinſamen Untergange vor, und ſollten ihres Irrthums zu ſpät gewahr werden.

Ludwig XVI., über die Hartnäckigkeit des Parlaments erbittert, ließ ſich zu einem Einſchreiten gegen daſſelbe bewegen, durch welches aber der vorgeſetzte Zweck, die Beſeitigung jedes geſetzlichen Widerſtandes gegen die Willkühr der Regierung, nicht erreicht, und die ohnedies vorhandene Spannung und Verwirrung nur vermehrt wurde. Am 15. Auguſt (1787) wurde das Parlament nach Troyes verbannt, und die königlichen Edikte, welche daſſelbe verworfen hatte, den beiden erſten Finanzbehörden des Reiches, dem Rechnungshofe (cour des comptes) und dem Steuerhofe (cour des aides) zur Annahme vorgelegt. Die beiden Brüder des Königs waren mit der Vollziehung dieſer Förmlichkeit beauftragt worden. Der Graf von der Provence, welcher ſich in der Verſammlung der Notabeln für Verbeſſerungen in der Verwaltung ausgeſprochen hatte, ward von dem herbeigeſtrömten Volke mit Beifallsbezeugungen, ſein Bruder, der Graf von Artois, der ſchon damals für einen Vertheidiger aller Vorrechte und Mißbräuche galt, mit Ziſchen und beleidigendem Geſchrei empfangen. Dieſe und ſpätere Maßregeln gegen das Parlament gingen weniger von Brienne, als von ſeinem Kollegen im Miniſterium, dem Siegelbewahrer Lamoignon, aus, welcher, obgleich durch ſeine Geburt zu der Parlamentsariſtokratie gehörend, auf die Seite des Hofes getreten war, und ſich, wie der Kanzler Maupeou, am Ende der Regierung Ludwig XV., den Sturz der erblichen Magiſtratur, weil ſie zweckmäßigen und nothwendigen Verbeſſerungen in der Verwaltung widerſtrebte, angelegen ſein ließ.

Der Hof, die Miniſter, das Parlament häuften Widerſpruch auf Widerſpruch in ihrem Verhalten, als wenn ſie die innere Gährung und äußere Unruhe abſichtlich hätten vermehren wollen. Nachdem das

pariser Parlament eine Zeit lang in Troyes geblieben, und Beileidsschreiben von den übrigen Parlamenten und anderen großen Körperschaften erhalten hatte, schloß Brienne mit demselben im Geheimen einen Vergleich ab, vermöge dessen die beiden Finanzedikte, welche so viele Streitigkeiten verursacht hatten, zurückgenommen, und durch eine außerordentliche, bis zum Jahre 1792 zu erhebende Einkommenssteuer ersetzt werden sollten. Das Parlament kehrte nach Paris zurück. Die hauptstädtische Bevölkerung legte bei dem Anblick derer, welche sie für Vertheidiger der Gerechtigkeit und Freiheit hielt, welche aber nur die Erhaltung ihrer besonderen Vortheile und ihres eigenen Ansehens im Auge hatten, eine lebhafte Freude an den Tag.

Bald nachher brach zwischen dem Parlament und dem Ministerium ein neuer Streit aus. Brienne konnte mit den gewöhnlichen Einnahmen die nothwendigen Ausgaben nicht mehr bestreiten. Das Deficit des laufenden Jahres war angeblich auf 140 Mill. Fr. gestiegen. Anstatt vorher einen Versuch zu Unterhandlungen mit dem Parlament in Betreff weiterer Steuerbewilligungen zu machen, fiel Brienne mit der Thüre in das Haus, und bewog Ludwig XVI., am 19. November 1787 eine sogenannte königliche Sitzung (séance royale) abzuhalten, und dem Parlament die augenblickliche Annahme von in aller Eile entworfenen Verordnungen aufzulegen. Eine „séance royale" unterschied sich von einem „lit de justice" vornehmlich dadurch, daß in ersterer eine Diskussion erlaubt war, der König im Parlament erschien, anstatt dasselbe nach Versailles zu entbieten, und daß von Seiten des Hofes bei einer „séance royale" weniger Pomp als bei einem „lit de justice" dargelegt wurde. Ludwig XVI. warf dem Parlament den, in ihm sich gegen die Regierung regenden, Geist des Widerstandes und Tadels in harten Ausdrücken vor, und erklärte, seinen Willen diesmal ohne Rücksicht durchsetzen zu wollen. Darauf las der Siegelbewahrer Lamoignon zwei königliche Edikte vor, welche von dem Parlament angenommen werden sollten. Das erste Edikt ordnete successive auf fünf Jahre vertheilte Anleihen bis zum Betrage von 420 Mill. Fr. an. In dem Eingange (préambule) zu demselben legte der König das folgenschwere Versprechen ab, die Reichsstände innerhalb der nächsten fünf Jahre einzuberufen, ohne aber die Zeit der Eröffnung derselben näher anzugeben. Das andere Edikt sicherte den Nichtkatholiken ihre Familienrechte (état civil) zu. Obgleich seit Turgot's und Malesherbes' Ministerium keine religiösen Verfolgungen mehr stattgefunden hatten, so waren Protestanten und Juden, ausgenommen in Lothringen und Elsaß, bei Rechts-

ſtreitigkeiten, und in manchen anderen Fällen, noch immer zur Verheimlichung ihrer Konſeſſion gezwungen geweſen. Die Parlamentsräthe Sabathier, Robert de St. Vincent und Duval d'Epremenil tadelten die bisherige Art der Regierung und Verwaltung mit einer, beſonders in Gegenwart des Königs, noch nie dageweſenen Strenge und Freimüthigkeit, und ſprachen das Verlangen aus, die Reichsſtände ſchon im Jahre 1789 einberufen zu ſehen. Ludwig XVI. ſchien, beſonders über d'Epremenil's leidenſchaftliche und dringende Rede betroffen, zu der Gewährung dieſes Wunſches geneigt, wurde aber durch einige ihm von dem Siegelbewahrer Lamoignon zugeflüſterte Worte umgeſtimmt. Er befahl in kurzen und gebieteriſchen Ausdrücken die Einregiſtrirung der beiden Edikte, und wies mit Unwillen die Behauptung des Herzoges von Orleans, daß die Sitzung keine rechtsgültige ſei, zurück. Ludwig XVI. antwortete, von ſeinen Miniſtern aufgereizt, auf die im Parlament gehörten Reden und Einwürfe mit einer ſeiner Natur ſonſt fremden Maßregel der Strenge und Willkühr, indem er den Herzog von Orleans auf eines ſeiner Landgüter verwies, und die Parlamentsräthe Sabathier und Freteau, welche für die geheimen Rathgeber dieſes Prinzen galten, nach einer Feſtung bringen ließ.

Das Parlament legte, in den Regiſtern ſeiner Verhandlungen, eine Verwahrung gegen die Annahme des die ſucceſſiven Anleihen betreffenden Edikts nieder, und ſprach ſich feierlich gegen die geheimen Verhaftsbefehle (lettres de cachet) aus. Es hatte dieſen Mißbrauch lange ſtillſchweigend gebilligt, und verwarf ihn erſt jetzt, da einige ſeiner Mitglieder davon getroffen wurden. Es ſandte Deputationen über Deputationen nach Verſailles, um die Rückkehr des Herzoges von Orleans nach der Hauptſtadt, und die Freilaſſung Sabathier's und Freteau's zu erwirken, wurde aber mit Entſchiedenheit abgewieſen.

Brienne und Lamoignon glaubten jetzt gegen die Parlamente, welche der Regierung bei jeder Gelegenheit entgegentraten, und, von einem Ende des Landes bis zum anderen, nach einem gemeinſamen Plane handelten, einen entſcheidenden Schlag führen zu müſſen. Dieſe Körperſchaften, welche, bei ihrer Anhänglichkeit an das Alte, nicht nur jeder Neuerung, ſondern auch jeder Verbeſſerung widerſtrebten, und die, ohne ſelbſt regieren zu können, andere nicht regieren laſſen wollten, hätten allerdings einer bedeutenden Umgeſtaltung bedurft. Aber es wären dazu andere Miniſter, als diejenigen, welche am Ruder ſaßen, nöthig geweſen. Lamoignon hatte den Plan zu einer großen Veränderung in dem geſammten Gerichtsweſen ausarbeiten laſſen, der im Geheimen

an einem von Militair bewachten Orte gedruckt wurde. Es glückte d'Epremenil, ſich, durch Beſtechung der Frau eines der Drucker, ein Exemplar des Entwurfes zu verſchaffen. Das Parlament, auf dieſe Art mit den Abſichten des Hofes bekannt geworden, erklärte in einer Verſammlung, in der auch die Pairs*) erſchienen, ſich ſelbſt für eine der Fundamentalinſtitutionen der Monarchie, und ſtellte ſeine eigene Unverletzlichkeit mit der des Königs auf dieſelbe Linie. Hierauf wurden d'Epremenil und ein anderer, durch ſeine Oppoſition bekannt gewordener Parlamentsrath, Goislard de Monſabert, in voller Sitzung des Parlaments, unter heftigem Widerſpruche ihrer Kollegen, von einer Abtheilung Soldaten verhaftet (5. Mai 1788) und nach einer Feſtung abgeführt.

Das Parlament wurde zur Abhaltung eines neuen Lit de Juſtice nach Verſailles entboten (8. Mai 1788). Ludwig XVI. ſprach bei dieſer Gelegenheit ſeine Mißbilligung über das Verhalten des pariſer Parlaments, welches durch ſein übles Beiſpiel die übrigen Parlamente zur Nachahmung ſeines Ungehorſams gegen die Krone fortgeriſſen habe, in herben Worten aus. Lamoignon trug dann die einzelnen königlichen Verordnungen vor. Um das Publikum für die beabſichtigte Veränderung zu gewinnen, ſollten weſentliche Verbeſſerungen in der Procedur bei Kriminalfällen, und bisher nicht dageweſene Garantien für die Angeklagten eingeführt werden. Es wurden mehre in dem peinlichen Verfahren beobachtete erniedrigende oder grauſame Gebräuche, wie die ſogenannte „selette“**) und die „question préalable“***) abgeſchafft. Es ſollte überhaupt der grenzenloſen Willkühr der parlamentariſchen Juſtiz ein Ende gemacht werden. Es wurden den Parlamenten die Kriminalproceſſe gegen Geiſtliche und Adelige, und alle Civilproceſſe, bei denen es ſich um weniger als zwanzig tauſend Franken handelte, entzogen. Zur Entſcheidung ſolcher Rechtsfälle wurden ſieben und vierzig Oberämter (grands baillages) eingeſetzt, und es ſollte dadurch eine ſchnellere und wohlfeilere Rechtspflege erzielt werden.

---

*) Die Pairſchaft beſtand 1789 aus 7 Prälaten: den Erzbiſchöfen von Reims und Paris, den Biſchöfen von Noyon, Beauvais, Chalons an der Marne, Laon, Langres, und den Häuptern von 38 adeligen Familien.

**) Ein niedriger hölzerner Schämel, auf welchem die Angeklagten während des Verhörs ſitzen mußten.

***) Die Folter, welche vor der Hinrichtung angewandt wurde. Die Folter während der Unterſuchung (question préparatoire) war ſchon 1780 aufgehoben worden.

Dies Alles hätte für eine Verbeſſerung der bisherigen Einrichtungen gelten können, und mit Beifall aufgenommen zu werden verdient. Aber die Errichtung eines Obergerichtshofes, „cour plenière“ genannt, rief durch ſeine Zuſammenſetzung einen allgemeinen Unwillen hervor. Der Ausdruck: cour plenière*) — ſeit Jahrhunderten nicht mehr vernommen — war im Mittelalter, bevor die Bezeichnung: Parlament aufkam, von den, unter dem Vorſitze der Könige abgehaltenen, Verſammlungen der geiſtlichen und weltlichen Vaſallen geführt worden. Dieſe neue Cour plenière beſtand aus den Prinzen von Geblüt, dem Kanzler, den Marſchällen von Frankreich, den Großofficieren der Krone, den Gouverneurs der Provinzen und den Mitgliedern des Staatsrathes, zu welchen noch die eine Abtheilung (la grand' chambre) des pariſer Parlaments, in welcher die älteſten Räthe ſaßen, aber von den übrigen Parlamenten, von jedem derſelben, nur ein Mitglied hinzukamen. Dieſer großentheils aus vom Hofe abhängigen Perſonen beſtehenden Verſammlung, deren zahlreichſtem Theile die nöthige Erfahrung in Verwaltungsangelegenheiten fehlte, ſollten die neuen Geſetze und Finanzedikte, wie früher den Parlamenten, vorgelegt werden.

Was die Cour plenière beſonders verdächtig machte, war die im Publikum raſch um ſich greifende Meinung, daß durch dieſe Verſammlung die Reichsſtände, welche in Jedermanns Gedanken und Erwartung lagen, umgangen und überflüſſig gemacht werden ſollten. Das Miniſterium ſtand jetzt ganz allein da. Die erbliche Magiſtratur war über die Verletzung ihrer Rechte tief erbittert. Der Adel in den Provinzen nahm, obgleich ſonſt den Parlamenten oft entgegengeſetzt, in dieſem Falle für dieſelben Partei, indem es überhaupt auf die Privilegien abgeſehen zu ſein ſchien, und der Adel für ſeine eigenen Zuſtände zu fürchten begann. Von dem Volke wurde, aus Haß gegen den miniſteriellen Despotismus, die Unzufriedenheit der bevorrechteten Stände getheilt.

In Rennes konnten die Beſchlüſſe des Lit de Juſtice vom 8. Mai nur mit Gewalt vollzogen werden. Sämmtliche Parlamente legten Verwahrungen gegen die neue Gerichtsverfaſſung, die aber vom Staatsrathe für ungültig erklärt wurden, ein. Der Adel der Bretagne ſchickte eine aus zwölf Mitgliedern beſtehende Deputation an den Hof, um über die Eingriffe in die Gerechtſame der Provinz Beſchwerde zu führen. Brienne

*) Cour plenière (vollſtändige Verſammlung) im Gegenſatz zu den gewöhnlichen Sitzungen des königlichen Gerichtshofes, in welchen nur die höchſten Barone und erſten Prälaten erſchienen.

antwortete damit, daß er die zwölf bretagneſchen Marquis und Grafen, gleich nach ihrer Ankunft, in die Baſtille werfen ließ.

Das Parlament der Dauphiné war aus Grenoble verwieſen worden. Die Stände der Provinz verſammelten ſich, auf Mounier's, eines Gerichtsbeamten, Veranlaſſung, riefen das Parlament aus eigener Macht zurück, und drohten die Steuern zu verweigern, wenn die Reichsſtände nicht ohne Zeitverluſt einberufen würden. Die drei Stände der Dauphiné faßten den bisher ohne Vorgang geweſenen Beſchluß, nur eine einzige Verſammlung bilden zu wollen, auf welcher der Tiersetat eben ſo zahlreich, wie die beiden erſten Stände zuſammen, vertreten ſein ſollte.

Brienne hatte nicht einmal ſeinen eigenen Stand, die Geiſtlichkeit, für ſich. Dieſelbe war durch die Errichtung der Cour plenière verletzt worden, und fürchtete, daß der von dem Miniſterium ausgehende Geiſt der Neuerung auch auf ſie angewandt werden könnte. Zuletzt war es die üble Lage der Finanzen, welche die Kriſis zum Durchbruch brachte. Der Kredit war erſchöpft, der Staatsſchatz ſtand leer, die laufenden Ausgaben wurden nur durch die Vorauserhebung der Steuern beſtritten. Vergebens bewog Brienne, um ſich populair zu machen, den König zu der Erklärung, daß die Reichsſtände ſchon 1789 einberufen werden würden. Selbſt dieſes Mittel ſchlug fehl. Als Brienne die Staatsgläubiger in Schatzſcheinen, welche zwar Zinſen tragen ſollten, denen aber keine Hypothek oder Garantie zu Grunde lag, befriedigen wollte, und die Bank die Baarzahlungen einſtellen mußte, brach ein allgemeiner Schrei des Unwillens, der Brienne und Lamoignon zum Rücktritt zwang (Auguſt 1788), aus.

Ludwig XVI. ließ ſich von Marie Antoinette, welche Brienne bis zum letzten Augenblick unterſtützt hatte, bewegen, für denſelben in Rom den Kardinalshut auszuwirken, und Lamoignon wurde eine Geſandtenſtelle erſter Klaſſe verſprochen. Beide Miniſter ſollten auf gewaltſame Weiſe endigen. Lamoignon entleibte ſich ſchon 1789, von der großen Umwälzung zur Verzweiflung gebracht, und Brienne entging zur Schreckenszeit der Guillotine nur dadurch, daß er Gift nahm. Brienne's und Lamoignon's Sturz erregte im pariſer Volke eine ſo ſtürmiſche Freude, daß daraus Unordnungen und Gewaltſamkeiten entſtanden, und es zu einer blutigen Kolliſion mit dem Militair kam.

Necker wurde von Neuem an die Spitze des Finanzdepartements geſtellt, übte aber von jetzt an einen bedeutenden Einfluß auf alle inneren Angelegenheiten aus. Das Vertrauen der Kapitaliſten kam ihm, wie

früher, entgegen, und der Staatshaushalt nahm wieder einen regelmäßigen Gang an. Der König hob auf seinen Rath die Cour plenière auf, und gab den Parlamenten ihre alten Rechte zurück. Aber wichtiger als alles Andere war jetzt die Frage über die Einberufung, Zusammensetzung und Wahl der Reichsstände geworden. Von der Lösung dieser Frage hing die Zukunft Frankreichs und besonders das Schicksal derer ab, welche bisher daselbst die höchsten Stellungen eingenommen hatten.

Obgleich das Königthum in Frankreich anscheinend noch immer in voller Macht da stand, seine Minister nach Belieben wählte, die Parlamente ein- und absetzte, so sagte doch eine unbekannte Stimme zu Allen, welche auf sie hören wollten, daß diese Herrlichkeit ihrem Erlöschen entgegengehe. Wie und wann dies geschehen würde, wußte allerdings Niemand anzugeben, aber die Meinung, daß es so kommen werde, stand in Vieler Ueberzeugung fest. Ludwig XVI., sonst nicht besonders eindrucksfähig, gab, bei Erwähnung der Reichsstände, zuweilen eine innere Bewegung zu erkennen, als wenn es sich dabei für ihn um eine Lebensfrage handelte. Marie Antoinette, früher so heiter und lebenslustig, schien jetzt häufig von düsteren Vorgefühlen erfüllt zu sein, zitterte ohne äußere Veranlassung, fuhr plötzlich erschreckt empor, so, als hätte sie, in den Tiefen ihrer Seele, den erschütternden Wiederhall eines aus der Ferne heranziehenden Ungewitters vernommen. Necker konnte, obwohl er im öffentlichen Leben ruhig und sicher auftrat, bei vertraulichen Mittheilungen, seine Besorgnisse vor der Berufung der Reichsstände nicht verbergen. Alle damaligen Leiter des Staates hätten diesen Moment, der für sie etwas Dunkles und Ahnungsvolles hatte, gern ganz abgewandt oder wenigstens noch hinausgeschoben, wurden aber von der Verwickelung der Lage gezwungen, ihn wider Willen herbeizurufen.

Necker war über einige der wichtigsten Fragen unentschieden und hoffte, dieselben von der Zeit, ohne bestimmtes persönliches Eingreifen, gelöst zu sehen. Dies war ein gefährlicher Irrthum. Necker neigte sich im Stillen zu den Grundsätzen der englischen Verfassung hin, sah aber kein Mittel, dieselben in Frankreich zu verwirklichen. Zur Begünstigung des Tiersetat getrieben, wagte er es doch nicht, diese Gesinnung in entschlossener Weise darzulegen. Er fürchtete, immer zu weit vorzugehen, oder zu sehr zurückzubleiben. Er fand keine aufrichtige und kräftige Unterstützung an dem Könige, welcher ihm zwar seine Achtung nicht versagen konnte, aber keine Neigung für ihn hegte, und er wurde von der absolutistisch-feudalen Partei am Hofe, an deren Spitze der Graf von

Artois und die Prinzen aus dem Hause Condé standen, mit Mißtrauen betrachtet. Wenn Necker, nach Calonne's Sturz, statt Brienne's, zu der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten berufen worden wäre, so hätte er vielleicht durch große Finanzreformen, zu denen er eine ausgezeichnete Befähigung besaß, den heranbrechenden Sturm beschwören können. Aber durch Brienne's Verwaltung, die ein seltsames Gemisch von Gewaltsamkeit und Schwäche gewesen, durch seine Streitigkeiten mit den Parlamenten und durch das dem Könige abgedrungene Versprechen einer Berufung der Reichsstände war die Aufregung in den Gemüthern und die Erschütterung in den Zuständen zu groß geworden, um deren Andrange mit Erfolg widerstehen zu können. Eine theilweise Verbesserung der öffentlichen Einrichtungen war nicht mehr hinreichend und eine große Umgestaltung des ganzen Staatswesens unvermeidlich geworden. Es hätte aber letztere, bei mehr Kraft von der einen und mehr Mäßigung von der andern Seite, einen weniger gewaltsamen Verlauf annehmen und die Monarchie gerettet werden können.

Necker beging den Mißgriff, die Notabeln zum zweiten Mal einzuberufen (November 1788). Er hoffte, bei ihnen Hülfe zu finden und einen Theil der auf ihm lastenden Verantwortlichkeit auf sie übertragen zu können. Es war besonders die Frage über die Zusammensetzung der Reichsstände, welche er von den Notabeln in seinem eigenen Sinne entschieden zu sehen wünschte. Aber seine übel berechnete Erwartung ward gänzlich getäuscht. Die Partei des Grafen von Artois herrschte in dieser Versammlung vor, und nur eine einzige unter den sieben Abtheilungen, in die sie zerfiel, in welcher der Graf von der Provence den Vorsitz führte, sprach sich für eine Verdoppelung des Tiersetat*) aus. Bei allen Gelegenheiten nahm die Mehrheit der Notabeln eine dem Geist der Zeit entgegengesetzte Haltung an, rief die Einrichtungen der Vergangenheit zurück, und erregte dadurch im Volke die leidenschaftlichsten Erwiderungen, die sich in zahllosen, von den Municipalitäten und Kommunen an den König gerichteten, Adressen kund gaben.

Von der öffentlichen Meinung gedrängt, wurden in einem am 27. December (1788) abgehaltenen Ministerrath, welchem der König und, gegen den herrschenden Brauch, auch die Königin beiwohnte, die

*) Tiersetat, d. h. der dritte Stand, hieß im alten Frankreich Alles, was nicht zu der Geistlichkeit und dem Adel gehörte. Die Abgeordneten des Tiersetat waren zum ersten Mal, unter der Regierung Philipp des Schönen, während der Streitigkeiten mit Pabst Bonifacius VIII., auf den Reichsversammlungen erschienen.

letzten Bestimmungen über die Einberufung der Reichsstände getroffen. Am 1. Januar (1789) erschien eine königliche Verordnung, welche erklärte, daß die Reichsversammlung aus wenigstens 1000 Mitgliedern bestehen, und der Tiersetat eben so zahlreich, wie die beiden anderen Stände zusammen, vertreten sein sollte. Die wichtige Frage über die Abstimmung, ob nach Köpfen oder nach Ständen*), war unentschieden geblieben, wurde aber von der Volkspartei in dem ihr günstigen Sinne ausgelegt, da die Verdoppelung der Vertretung bei getrennter Berathung keinen Sinn gehabt hätte. Necker hatte den König zu keiner bestimmten Erklärung über diesen Punkt bewegen können, eine Unentschiedenheit, die traurige Folgen nach sich zog. Am 24. Januar kam das Reglement zu den Wahlen heraus, und es kündigte sich alsbald eine sonst nie gesehene Bewegung an, welche, bei dem tiefen, an allen Grenzen waltenden, Frieden, um so deutlicher vernommen werden, und sich um so ausschließender geltend machen konnte.

Der Wahlmodus war keinen allgemeinen Regeln unterworfen worden, aber wich, schon wegen der Verdoppelung des Tiersetat, von dem Brauche früherer Zeiten bedeutend ab. Die verwirrende Mannigfaltigkeit des alten Feudalstaates war auf diese Verhältnisse übergegangen, und sprach sich in ihnen zum letzten Male aus. In manchen Gegenden war die Wahl eine unmittelbare, in anderen Gegenden fanden Abstufungen statt. Es war aber kein Theil des Volkes, mit Ausnahme der Dienstboten und Derer, welche von öffentlicher Unterstützung lebten, ganz ausgeschlossen. Geistlichkeit und Adel mußten von ihres Gleichen vertreten sein, aber der Tiersetat konnte auch Geistliche und Adelige zu seinen Abgeordneten ernennen. Die Wähler jedes Amtsbezirkes (bailliage) machten ein Ganzes aus, obgleich die einzelnen Wahlen in den betreffenden Gemeinden vollzogen wurden. Die Adeligen, welche ein Lehn besaßen, konnten sich in den Wahlversammlungen durch einen Bevollmächtigten vertreten lassen, die übrigen Adeligen mußten ihr Wahlrecht persönlich ausüben. Die Geistlichen, welche ein bestimmtes Amt bekleideten, wählten unmittelbar mit, während unter den Hülfsgeistlichen erst je zwanzig einen Wähler ernannten. Die Befähigung zum Abgeordneten war an keinen Census irgend einer Art gebunden. Jeder Franzose, der fünf und zwanzig Jahre alt war und sich im Besitz der bürgerlichen Rechte befand, konnte gewählt werden. Nach der Eintheilung der

*) Auf den alten Reichsversammlungen war immer nach Ständen abgestimmt worden.

Wähler in Amtsbezirke war die Reichsversammlung auf 1200 Mitglieder festgesetzt worden, von welchen 300 die Geistlichkeit, 300 den Adel, 600 den Tiersetat vertraten. Ungeachtet der Abhängigkeit, in welcher sich ein großer Theil des Landvolkes, als Gutsgehörige, Pächter oder Zinsleute, in einigen Gegenden sogar als Leibeigene, von den bevorrechteten Klassen, welchen wenigstens die Hälfte des gesammten Grundes und Bodens gehörte, befand, so wurden gleichwohl, selbst in den Dorfgemeinden, meist nur den neuen Ideen zugewandte Männer zu Abgeordneten ernannt. Denn es war der Augenblick gekommen, der die alten und drückenden Schäden forträumen sollte. Die Wahlen in den Städten fielen vornehmlich auf durch ihre Beschäftigung mit den öffentlichen Einrichtungen vertraut gewordene Personen, wie Gerichtsbeamte, Advokaten, Notarien. Unter Geistlichkeit und Adel waren innere Spaltungen vorhanden, während der dritte Stand, von den ärmsten Tagelöhnern bis zu den reichsten Kaufleuten, von den unwissendsten Köhlern und Fischern bis zu den gelehrtesten Mitgliedern der Akademien, im Ganzen und Großen genommen, von ein und derselben Gesinnung beseelt war. Der größte Theil des hohen Adels war zu Opfern und zur Nachgiebigkeit gegen die öffentliche Meinung bereit, während der niedere Adel an seinen Vorrechten fest hielt, und von der Kraft der ihm entgegengesetzten Richtung keine Ahnung zu haben schien. In der Geistlichkeit fand das umgekehrte Verhältniß statt. Die Prälaten waren, mit seltenen Ausnahmen, jeder Veränderung in den öffentlichen Einrichtungen abgeneigt, während der niedere Klerus sich mit dem Volke verbunden fühlte und dessen Wünsche theilte.

Von einer übeln Vorbedeutung für die gegenseitige Stellung der Stände in einer Reichsversammlung waren die zuweilen blutigen Streitigkeiten, welche bei den Wahlen zwischen Adel und Tiersetat an vielen Orten, besonders aber in Rennes, Dijon, Besançon und Aix, ausbrachen und wobei die Adeligen zuletzt immer den Kürzeren zogen. In der Bretagne wollte der Adel die verdoppelte Vertretung des dritten Standes nicht anerkennen, und zog es vor, die Reichsstände gar nicht zu beschicken. Die Ausschreibungen zu den Wahlen waren, zum Nachtheil der Regierung, so unregelmäßig erlassen worden, daß die Wahlen im Elsaß schon im Februar, in anderen Provinzen erst im April stattfanden, und Paris mit seinen Wahlen bei Eröffnung der Reichsstände noch nicht fertig war.

Von dem Hofe und dem Adel wurden damals, ehe ihnen noch gemeinsames Unglück widerfahren, entgegengesetzte Zwecke verfolgt. Der

Hof wollte den Adel zu den Steuern, wie alle anderen Klassen, herangezogen wissen, und glaubte, ihn dem Tiersetat bis auf einen gewissen Grad aufopfern zu müssen. Man hoffte dadurch die drohende Unzufriedenheit des Volkes beschwichtigen zu können. Die öffentliche Einnahme, über welche der Hof verfügte, würde durch die Besteuerung des Adels vermehrt, und es würde später, nach Auflösung der Reichsstände und dem Erlöschen der inneren Aufregung, nach alter Weise, nur mit gefüllteren Kassen, fortregiert worden sein. Dieser Plan, welcher von den Ereignissen so gänzlich widerlegt werden sollte, wurde damals in den obersten Kreisen für ausführbar gehalten. Der Adel wollte dagegen die Willkühr des Hofes, von welcher seit Richelieu so viele seiner Mitglieder gelitten hatten, beschränkt sehen, und glaubte in der Wiederherstellung und Belebung der alten ständischen Verfassung, namentlich in der periodischen Berufung der Reichsversammlungen, ein Mittel des Einflusses und des Schutzes für sich zu gewinnen. Der Adel war in jener Zeit, so lange es sich noch um Anwendung von Ideen und Theorien handelte, und kein entscheidender Schlag gefallen war, der Geistlichkeit nicht besonders zugethan, und würde der Abschaffung des Zehnten, zu welchem er selbst beitragen mußte, und dem Verkauf der geistlichen Güter, um die Staatsschuld zu tilgen, nicht entgegen gewesen sein. Später rief das über alle Fraktionen der Privilegirten gekommene furchtbare Mißgeschick unter ihnen eine früher selten da gewesene Uebereinstimmung hervor. Der Adel wollte zwar zu den Staatslasten beitragen, aber nicht in demselben Verhältniß wie der Tiersetat, und die von ihm zu zahlenden Steuern sollten, durch die Benennung (taille noble) und die Art der Erhebung, von den Leistungen des Volkes unterschieden bleiben. Ein Theil des Adels war von einer unglücklichen Selbsttäuschung über seine Stellung und Kraft erfüllt, die ihm, sobald ein wirklicher Kampf ausbrach, verderblich werden mußte.

Die Wahlen zu den Reichsständen würden, unter allen Umständen, in der Nation eine außerordentliche Bewegung verursacht haben. Der große Eindruck dieses Ereignisses wurde aber noch durch eine Menge, in die Gesinnung der Zeit einschlagender oder ihr voraneilender, Flugschriften vermehrt. Die Empfänglichkeit und Reizbarkeit des Publikums war auf das Höchste gestiegen. Brienne hatte, durch seine Aufforderung an alle gelehrten Körperschaften und geschichtskundigen Personen, ihre Forschungen und Ansichten über die Entstehung, die Wahlart und Zusammensetzung der Reichsstände, und über andere Gegenstände des öffent-

lichen Wohles, der Regierung mitzutheilen, die Censur thatsächlich aufgehoben. Denn man begnügte sich nicht damit, handschriftliche Bemerkungen den Behörden einzusenden, sondern ließ dieselben drucken und vertheilen. Die Wahlprotokolle, die dabei gehaltenen Reden und geführten Verhandlungen wurden, mit Betrachtungen über die vorhandenen Mißbräuche und deren Abstellung versehen, ohne Erlaubniß durch den Druck verbreitet. Der Drang nach Aufhebung des Alten war so mächtig, daß Alles, was zu dessen Vertheidigung und Erhaltung vorgebracht wurde, von Hause aus verworfen war, und in der Luft verklang. Sieyès' berühmte Broschüre *), in welcher er den Tiersetat für die Nation selbst erklärte, die das Schema enthielt, nach welchem sich die Revolution in ihrem Beginn entwickelte, war in Jedermanns Händen, und wurde mit einem jeden Widerspruch übertönenden Beifall begrüßt. Das französische Volk schien mit einem Mal wie verwandelt zu sein. Die Einrichtungen, unter welchen es seit Jahrhunderten gelebt hatte, waren ihm zuletzt nicht nur unerträglich, sondern auch fremd geworden. So groß war der allmälig in den Gesinnungen und Ueberzeugungen eingetretene Umschwung, welchen die Machthaber entweder unbeachtet gelassen, oder in der Regel gar nicht begriffen hatten, und von dessen Durchbruch sie jetzt mit Verwirrung und Schrecken erfüllt wurden.

Ein blutiges Ereigniß ging in Paris unmittelbar der Eröffnung der Reichsstände voran und wäre, wenn die außerordentliche Aufregung der Gemüther eine ruhige Betrachtung und Erwägung zugelassen hätte, geeignet gewesen, mit traurigen Ahnungen über die Zukunft zu erfüllen. Bisher hatten die unteren Klassen der hauptstädtischen Bevölkerung zwar hier und da Streitigkeiten mit dem Militair gehabt, und die Ansprüche des Adels bei den Wahlen hatten an einigen Orten eine gewaltsame Abfertigung gefunden, aber es waren innerhalb der Volkskreise selbst keine Unordnungen und keine Angriffe auf Personen oder Eigenthum vorgefallen. Die große Theuerung in Folge der Mißerndte von 1788, der harte Winter von 1788 zu 1789, und die Erwartung ungewöhnlicher Ereignisse hatte eine größere Anzahl von Personen, als sonst gewöhnlich war, nach Paris geführt. Die Einen suchten daselbst Arbeit, die Anderen wurden von der Neugierde gelockt. Aber eine nicht unbeträchtliche Menge Gesindels, ehemalige Sträflinge, Landstreicher, Bettler, witterte die sich in der Hauptstadt ankündigende Erschütterung, und

*) Qu'est-ce que le tiers état?

wurde davon, wie Raubvögel von dem Geruche der Leichen, angezogen. Von dieſen Ankömmlingen ſollten die erſten Verbrechen der Revolution begangen werden.

In der Vorſtadt St. Antoine lebte ein Tapetenfabrikant Namens Reveillon, der ſich durch Geſchicklichkeit und Fleiß, von den geringſten Anfängen aus, zu einem bedeutenden Grade von Wohlſtand emporgeſchwungen hatte. Die Wahlen hatten in Paris begonnen, und die Arbeiter zogen, von der allgemeinen Bewegung ergriffen, in den Straßen umher, oder verkehrten in den Wirthshäuſern, um die Tagesneuigkeiten zu erfahren. Dort trafen ſie mit dem aus den Provinzen herbeigeſtrömten Geſindel zuſammen, welches damals einen höchſt verderblichen Einfluß auf die unteren Schichten der pariſer Bevölkerung auszuüben begann. Plötzlich verbreitete ſich das Gerücht, daß Reveillon in einer Verſammlung der Wähler, welche über das Wohl der Stadt berathſchlagten, den Antrag geſtellt habe, den Lohn der Fabrikarbeiter herabzuſetzen. Es war dies vollkommen unwahr, der Verläumdete hatte ſich im Gegentheil gegen ſeine Untergebenen immer wohlwollend gezeigt. Aber die allgemeine Aufregung und die Unzufriedenheit mit den hohen Preiſen der Lebensmittel machten die Armen gegen die Reichen mißtrauiſch, und ein Theil von Reveillon's Arbeitern ließ ſich zum Verdacht gegen ihn fortreißen. Ein Strohmann ward angefertigt, Reveillon genannt, und auf der nahe gelegenen Place royale verbrannt. Eine große Menge Geſindels erſchien, mit eiſenbeſchlagenen Stöcken bewaffnet, vor dem Fabrikgebäude, und drang, durch müßige und unzufriedene Arbeiter verſtärkt, in daſſelbe ein. Der Herzog von Orleans ritt in dieſem Augenblick an dem Hauſe vorbei, wurde erkannt, mit Beifallsruf begrüßt, fand aber mit ſeinen Ermahnungen zu Wiederherſtellung der Ruhe kein Gehör. Reveillon hatte ſich mit ſeiner Familie in die benachbarte Baſtille geflüchtet, vorher aber nach Hülfe ausgeſandt. Die kleine Abtheilung Soldaten, welche erſchien, war nicht im Stande, der wilden Menge zu widerſtehen, welche, nachdem ſie Alles zerſtört hatte, die Gebäude ſelbſt in Brand ſteckte. Endlich ward eine anſehnliche Truppenmacht, das Regiment Gardes françaiſes, die Schweizergarde und ein Linienregiment, gegen die Meuterer aufgeboten, welche nach einem verzweifelten Widerſtande unterlagen, und mehre Hundert der Ihrigen auf dem Platze ließen (28. April 1789). Von den Ergriffenen wurde ein Theil mit dem Tode, ein anderer mit Zwangsarbeit beſtraft. Dieſer Vorfall ſchreckte im erſten Augenblick die pariſer Bevölkerung auf, wurde aber über der großen, einige Zeit nachher ausbrechenden, allgemeinen Umwälzung wie-

der vergeſſen. Erſt ſpäter kam man auf dieſe Meuterei, über deren erſte Anſtiftung ein Dunkel ſchweben geblieben iſt, als auf das Vorſpiel zu ſo vielen blutigen Ereigniſſen zurück.

---

4. Von der Eröffnung der Reichsſtände bis zu Necker's Entlaſſung.

Die Reichsſtände hatten, ungeachtet der Beſorgniſſe, welche ſie dem Hofe und den Anhängern des unumſchränkten Königthums einflößten, nicht umgangen werden können. Sie waren von den Parlamenten gefordert, von Ludwig XVI. verſprochen worden, und die Nation hatte zuletzt ihrer Berufung mit ungeſtümer Erwartung entgegengeſehen. Man hoffte von ihnen mit Gewißheit die Heilung der vielen Gebrechen, an welchen das franzöſiſche Staatsweſen litt. Seit 175 Jahren waren ſie nicht mehr verſammelt geweſen. Obgleich noch Niemand die unermeßlichen Veränderungen ahnen konnte, welche von ihnen ausgehen würden, ſo ward ihnen doch diesmal eine unendlich höhere Bedeutung, als ſie jemals zuvor beſeſſen, beigelegt. Alle Forderungen und Wünſche hatten in ihnen einen Ausdruck, eine berechtigte Vertretung zu erwarten. Sie waren der Mittelpunkt des neuen Frankreichs, des Frankreichs der Ideen, welches ſich dem alten Frankreich, dem der Tradition, entgegenſtellte. Als das pariſer Parlament die königliche Verordnung, welche die Reichsſtände einberief, in das Regiſter ſeiner Verhandlungen mit dem Vorbehalt eintrug: „nach der Weiſe von 1614" — ſo erregte dies einen allgemeinen Unwillen, und die erbliche Magiſtratur war von dieſem Augenblick an in der öffentlichen Meinung verloren. Es ward von den Leitern der Volkspartei an die Stellung erinnert, welche der Tiersetat in dieſer letzten Reichsverſammlung eingenommen hatte. Er hatte nur ein Drittheil der Geſammtvertretung betragen, und die königliche Eröffnungsrede knieend anhören müſſen. Der Adel hatte damals, unter Anderem, die Einführung einer beſonderen Kleiderordnung, die ihn auch im gewöhnlichen Leben von den übrigen Klaſſen unterſcheiden ſollte, in Antrag gebracht, und öffentlich erklärt, daß zwiſchen ihm und dem Tiersetat derſelbe Unterſchied wie zwiſchen dem Herrn und Diener vorhanden ſei. Solche Erinnerungen wurden jetzt den Franzoſen, welche ſich plötzlich nach langem Vergeſſen ihrer früheren Geſchichte erinnerten, zurückgerufen, und mit Haß und Hohn aufgenommen. Man ſah in dem Adel von 1789 die Nachkommen Derer, welche 1614 das

Volk gedemüthigt hatten, und legte ihnen dieſelben Geſinnungen und Abſichten bei.

Die Miniſter waren anfänglich über den Ort, wo die Reichsſtände ſich verſammeln ſollten, zweifelhaft geweſen. Die meiſten hatten gegen Paris, wegen der dort herrſchenden Gährung, geſtimmt. Ludwig XVI. erklärte ſich für Verſailles, weil in deſſen Nähe die großen königlichen Jagdgehege lagen, von welchen er ſich nicht entfernen wollte. Am 4. Mai (1789) ſah dieſe Reſidenz ein prachtvolles Schauſpiel, wie ſelbſt zu den Zeiten Ludwig XIV. daſelbſt nie erlebt worden war. Den Tag vor Eröffnung der Reichsverſammlung begaben ſich der König, ſeine Familie, der Hof, die Abgeordneten der drei Stände nach der Kirche St. Louis, um daſelbſt einer Heiligen-Geiſt-Meſſe beizuwohnen. Die Stände waren, mit Ausnahme des bretagneſchen Adels, welcher ſich der Wahlen enthalten hatte, ſo vollſtändig, wie es bei einer ſolchen Zahl möglich iſt, erſchienen. Die Feierlichkeit wurde von dem herrlichſten Wetter begünſtigt. Ganz Paris war nach Verſailles geſtrömt. Die lange und breite Straße, durch welche der Zug ging, war mit Blumen beſtreut, auf allen Balkonen ſtanden geputzte Frauen, von allen Fenſtern hingen bunte Teppiche herab. Die königlichen Garden bildeten Spalier, das von Muſikchören unterbrochen war. Zuerſt erſchienen die Deputirten des Tiersetat, einen Mantel von ſchwarzem Wollenzeug über der ſchwarzen Kleidung tragend, mit Hüten ohne Verzierung, aber voll Selbſtgefühls in ihrer Haltung, und von dem Jubel des Volkes empfangen. Unter ihnen gab es nur ſehr wenige Männer, welche ſchon einen Ruf, der über ihren Wohnort hinausging, beſeſſen hätten, gleichwohl galten ſie in den Augen der Zuſchauer für den hervorragendſten Theil des Zuges. Nach den Abgeordneten des Tiersetat kamen die des Adels in ſchwarzen, mit Goldſtoff gefütterten und mit Spitzen beſetzten Sammetmänteln, in offenen Röcken, aus denen Weſten von Goldbrokat hervorſahen, mit von weißen Federn umſchatteten Hüten. Unter dem Adel ſah man den Herzog von Orleans, der ſeit ſeinem Verhalten in der königlichen Sitzung vom 19. November 1787, und durch die Abneigung der Königin gegen ihn, populair geworden war. Die Abgeordneten der Geiſtlichkeit ſtellten ſich nicht, wie Adel und Tiersetat, als eine Geſammtheit von Gleichen dar. Die Prälaten, welche in ihrer glänzenden kirchlichen Tracht erſchienen, waren von dem ganz ſchwarz angethanenen niederen Klerus durch ein Muſikchor getrennt. Die Verwandtſchaft zwiſchen den Prälaten und dem Adel, zwiſchen der Pfarr- und Hülfsgeiſtlichkeit und dem Tiersetat ſprang von ſelbſt in die Augen. Dann kam ein Thronhimmel von violettem Sam-

Digitized by Google

met, mit goldenen Lilien gestickt, unter welchem der Erzbischof von Paris die Monstranze trug. Die Schnüre des Thronhimmels wurden von dem Grafen von der Provence, dem Grafen von Artois und den beiden Söhnen des letzteren, dem Herzoge von Angouleme und dem Herzoge von Berry, gehalten. Hinter dem Erzbischofe von Paris schritten der König und die Königin, von ihrem Hofstaat gefolgt, einher. Als sich bei dem Anblick des Herzoges von Orleans unter den Zuschauern ein lebhafter Beifallsruf erhob, ward die Königin, deren Erscheinen keine theilnehmende Bewegung erregt hatte, so erschüttert, daß sie einen Augenblick lang zitterte und schwankte, und ihr Gang von ihrer Oberhofmeisterin, der unglücklichen Fürstin von Lamballe, unterstützt werden mußte. Der König ward von dem Volke gut, aber mit keiner der Größe des Augenblicks angemessenen Begeisterung empfangen. Die Macht der öffentlichen Meinung, die Stimmung der Menge gab sich bei dieser Gelegenheit unverholen kund.

Ungeachtet der Freude, welche die unendliche Mehrzahl der Theilnehmer und Zuschauer dieses festlichen Zuges erfüllte, ungeachtet der Hoffnungen, welche sich an ihn knüpften, konnten manche hochgestellte Personen sich des traurigen Gefühles nicht erwehren, welches eine jedenfalls bedeutende aber ungewisse Zukunft zu erregen pflegt, und schienen von düsteren Ahnungen erfüllt zu sein. Die Baronin von Staël-Holstein, Gemahlin des schwedischen Botschafters am französischen Hofe und Necker's Tochter, stand auf demselben Balkone mit der Gräfin von Montmorin, deren Gatte Minister des Auswärtigen war. Frau von Staël gab ihre Theilnahme an dem großen Ereignisse, welches diese Feierlichkeit versinnlichte, lebhaft zu erkennen. „Sie haben Unrecht, sich so zu freuen," sagte Frau von Montmorin zu ihr. „Es wird hieraus großes Unglück für Frankreich und für uns entstehen!" Die Gräfin von Montmorin war in diesem Augenblick von einem Vorgefühl ihres Schicksals ergriffen. Sie starb auf dem Schaffot, nachdem ihr Gemahl und ihr Schwager, der Marquis von Montmorin, in dem Gefängniß der Abtei, während der Septembermetzeleien, umgekommen waren.

Am 5. Mai wurde die Reichsversammlung, nicht in dem versailler Schlosse, aber in dessen Nähe, in einem großen zu Hoffestlichkeiten bestimmten Saale*), der einige Tausend Personen enthalten konnte, eröffnet. Es ward dabei eben so viel Glanz wie am Tage vorher entwickelt. Im Hintergrunde des Saales standen auf einer von den pracht-

*) la salle des Menus genannt. Er ist nicht mehr vorhanden.

vollsten Teppichen bedeckten Erhöhung der Thron für den König, der Lehnstuhl der Königin, und die Sessel ohne Lehnen (tabouret) für die Prinzessinnen der königlichen Familie. Am Fuß der Erhöhung befand sich eine Bank für die Minister und Staatsräthe, und vor ihr ein Tisch, Alles mit violettem, von goldenen Lilien starrendem Sammet bedeckt. Die Bänke für die Geistlichkeit standen rechts, für den Adel links von dem Throne, diesem gegenüber war dem Tiersetat sein Platz angewiesen worden. Der Hof hatte sich so wenig in den Geist der Zeit und die Stimmung des Volkes finden können, daß ein Theil des, 175 Jahre vorher beobachteten, Ceremoniells auch jetzt beibehalten wurde. Die beiden ersten Stände begaben sich durch den Haupteingang in den Saal, während für den dritten Stand, welchen man außerdem lange warten ließ, nur eine enge Nebenthüre aufgemacht wurde.

Ludwig XVI. erschien im königlichen Ornat, obwohl ohne Krone, mit einem von weißen Federn geschmückten Hute bedeckt, dessen Agraffe ein Diamant von großem Werth, der sogenannte Pitt, bildete. Alles war in die vorgeschriebenen Uniformen oder Kostüme gekleidet, nur Necker erschien in bürgerlicher Kleidung. Die Versammlung empfing den König mit lautem Zuruf. Der Tiersetat nahm, nach der ersten Erregung, wieder eine kalte und nachdenkliche Haltung an, in der sich Zeichen der Unzufriedenheit bemerken ließen. Die Königin wechselte mehrmals die Farbe, und konnte ihre innere Bewegung, welche keineswegs die der Freude war, nicht verbergen. Als Mirabeau Ludwig XVI. eintreten sah, sagte er, zu einem seiner Nachbarn gewandt: „Da ist das Opfer!" — Vielen unter den Anwesenden drängte sich, ungeachtet der äußeren Majestät, welche den Thron umgab, das Gefühl der ihn bedrohenden Gefahren auf.

Der König sprach in wohlwollender Weise die Hoffnung aus, daß die Arbeiten der Reichsversammlung zum öffentlichen Wohle beitragen möchten, spielte aber auch auf die in den Gemüthern um sich greifende Unruhe, den übertriebenen Hang zu Neuerungen an, und gab seine Besorgnisse darüber zu erkennen. Es lag übrigens nichts Entschiedenes in seinen Worten, und es wäre unmöglich gewesen, aus ihnen auf sein ferneres Verhalten schließen zu wollen. Man konnte darin nur erkennen, daß er bei der Berufung der Reichsstände mehr dem Druck der Umstände nachgegeben hatte, als einer tiefern Ueberzeugung gefolgt war. Die Rede des Siegelbewahrers Barentin enthielt Lobsprüche auf den König, und einige humane und philanthropische Grundsätze, bedeutete sonst aber nichts. Alle Welt war auf Necker's Vortrag gespannt, von welchem

man als dem ausgezeichnetsten Mitgliede des Ministeriums, eine bestimmte Erklärung über das von der Regierung, den Reichsständen gegenüber, zu beobachtende Verhalten erwartete. Diese Hoffnung ward nicht erfüllt.

Necker war ein sehr geschickter Financier, aber mit keinem tiefen politischen Blicke begabt, und wurde von der Revolution fast eben so sehr, wie Ludwig XVI. selbst, überrascht. Die außerordentliche Lage, in welcher Frankreich sich befand, ward auch von ihm nicht recht begriffen. Er schlug die gewaltige Gährung, welche in der Nation vorhanden war, nicht hoch genug an, und glaubte mit halben Mitteln, mit Umgehung der entscheidenden Fragen, mit einander widersprechenden Zugeständnissen an die verschiedenen Parteien, mit Vertagung jeder endgültigen Lösung, über die Krisis hinauskommen zu können. Von reinen Sitten und uneigennützig, wie damals selten Männer in seiner Stellung, war er dagegen den Eingebungen der Eitelkeit zugänglich, die ihn zu einer gefährlichen Ueberschätzung seiner Gaben und seines Einflusses auf die öffentliche Meinung veranlaßten. Hierzu kam noch, daß er als Fremder, Protestant und ehemaliger Kaufmann am Hofe ganz allein dastand, und von Seiten derer keine wirksame Unterstützung fand, die ihn gleichwohl nicht entbehren zu können glaubten. Ein beschränkterer Geist, aber entschlossenerer Wille, ein selbstsüchtiger, aber thatkräftiger Charakter hätte vielleicht mehr als Necker's wohlmeinende, aber unentschiedene Gesinnung ausgerichtet.

Necker brachte keinen festen, ausreichenden Plan zu der Einberufung und Befugniß der Reichsstände mit. Es erschien ihm unnatürlich, daß Geistlichkeit und Adel, welche kaum den hundertsten Theil der Bevölkerung ausmachten, noch einmal so zahlreich wie der Tiersetat vertreten sein sollten, und er hatte deshalb den König zu der Verdoppelung der Abgeordneten des dritten Standes bewogen. Aber über die thatsächliche Wirkung dieser Maßregel, über die Abstimmung nach Köpfen oder Ständen, war Necker unentschieden geblieben, und hätte gern ein, nicht wohl ausführbares, gemischtes Verfahren einer bald gemeinsamen, bald getrennten Berathung eingeführt gesehen. Es wäre, bei der im Volke herrschenden Stimmung, Necker leicht gewesen, am Hofe mit der Ansicht von der Zweckmäßigkeit einer einzigen Versammlung durchzudringen. Geistlichkeit und Adel würden sich, wenn der König es gefordert hätte, dieser Maßregel, wie die Folgezeit bewiesen, nicht lange widersetzt haben. Es wäre dann von Haus aus ein Gegenstand des Streites entfernt, ein Stein des Anstoßes hinweggeräumt gewesen, und dem Tiersetat nicht

gleich im Anfange Gelegenheit zum Kampfe und zum Gefühl seiner überlegenen Kraft gegeben worden sein. Necker hatte sich keine vollständige Meinung über die Rechte der Reichsversammlung, die Grenzen ihrer Thätigkeit, nicht einmal über die Dauer ihrer Sitzungen, die Art ihrer Wiederberufung gebildet. In früheren Zeiten war es den Königen leicht gewesen, die Reichsversammlungen zu leiten, den einen Stand durch den anderen zu hemmen, sie beliebig aufzulösen. Sobald die Reichsstände aus einander gegangen, war die Krone wieder unumschränkt geworden. An ein solches Verhältniß war diesmal schwerlich zu denken. Nur zwei Dinge standen bei Necker fest: die Beschlüsse der Reichsstände bedurften der Sanktion des Königs, und die Steuern hingen von der Bewilligung der Reichsstände ab. Aber über die Theilnahme an der Gesetzgebung, die Initiative bei den nothwendig gewordenen Reformen, war von Necker nichts entschieden worden. In der Meinung des Volkes waren die Reichsstände diesmal nicht zur Abstellung einzelner Mißbräuche, sondern zur Ausarbeitung einer Konstitution, d. h. eines neuen politischen Zustandes, versammelt. Fast alle, selbst die gemäßigsten, Vertreter des dritten Standes theilten diese Ueberzeugung, und wichen nur über die Form des hervorzubringenden Verfassungswerkes, aber nicht über ihre Befugniß dazu von einander ab.

Das nähere Verhältniß der Regierung zu der Reichsversammlung, und die Leitung der Verhandlungen in derselben, war unbestimmt geblieben. Niemand gehörte den Reichsständen durch seine Geburt an, sondern alle Mitglieder derselben mußten gewählt werden. Die königlichen Prinzen wurden in dieser Beziehung, wie das Beispiel des Herzogs von Orleans beweist, zu dem Adel gerechnet. Necker, der sonst die englische Verfassung wohl kannte, hatte in diesem Falle den bedeutenden Antheil übersehen, welchen die englischen Minister an den Berathungen des Parlaments nehmen, und dabei die Rechte der Krone wahren. Weder Necker noch seine Kollegen hatten sich zu den Reichsständen wählen lassen. Der Gang der Verhandlungen, der Gegenstand der Berathungen schien demnach den Reichsständen, mit Ausnahme der einzuholenden Genehmigung des Königs, ganz selbst überlassen zu sein. Es hätte vorausgesehen werden können, daß diese Sanktion der Krone, bei den damals vorhandenen Umständen, und der bekannten Charakterschwäche des Monarchen, dem bestimmt ausgesprochenen Willen einer Versammlung, wie die Reichsstände von 1789, gegenüber, nicht lange verweigert, und daß die Regierung von dieser Versammlung ganz abhängig werden würde. Es kam Alles darauf an, daß die Minister den Geist und die Kraft besaßen,

die Verhandlungen der Reichsstände so einzurichten, daß dieselben der Krone nicht über den Kopf wuchsen. Necker traute sich diesen Einfluß zu, irrte sich hierin aber gänzlich, sowohl über sich selbst als andere. Der Mangel an allen festen Bestimmungen über die Stellung der Regierung zu den Reichsständen sollte die, in dem Volke ohnedies vorhandene, Meinung von der Allgewalt seiner Vertreter noch vermehren.

Necker's dreistündiger Vortrag ermüdete die Zuhörer, ohne sie zu befriedigen. Die Finanzfrage war von ihm erschöpfend, aber für eine so zahlreiche und gemischte Versammlung zu umständlich behandelt worden. Das jährliche Deficit ward von ihm viel niedriger als von seinen Vorgängern, auf 56 Mill. Fr., angegeben, und dessen Deckung nachgewiesen. Aber das Steuerwesen hing diesmal mit gewissen politischen Fragen zusammen, und hierin trat Necker's Unentschlossenheit und Halbheit wiederum hervor. Er vermied das Wort: Verfassung — auszusprechen, welches schon in Jedermanns Munde war, und zu dessen Verwirklichung das Volk die Reichsstände berufen glaubte. Er stellte zwar die gleiche Vertheilung der Abgaben in Aussicht, wollte aber zugleich in der Verzichtleistung der beiden ersten Stände auf ihre bisherige Steuerfreiheit eine Handlung der Großmuth erkennen, während dieselbe dem Tiersetat nur als eine sehr verspätete und unvollständige Gerechtigkeit erschien. Bei Gegenständen von allgemeiner Bedeutung sollten, nach Necker's Meinung, die drei Stände gemeinsam, sonst aber getrennt berathen. Auch hierin lag etwas Schwankendes, wobei es in vielen Fällen an einem sicheren Maßstabe fehlen mußte. Die Volkspartei hatte von ihm größere und durchgreifendere Zugeständnisse erwartet, und der Hof vergaß nicht, daß das Wahlreglement vom 24. Januar und die verdoppelte Vertretung des Tiersetat von ihm ausgegangen war. Indem er, um seine Bedeutung zu erhöhen, zwischen den Parteien ein Gleichgewicht herstellen wollte, verdarb er es mit beiden, und erschwerte und verwirrte durch seine Unentschlossenheit die Lage der Dinge.

Der dritte Stand gerieth alsbald, wie Necker hätte voraussehen können, über die Untersuchung der Vollmachten mit Geistlichkeit und Adel in Streit. Der Tiersetat verlangte die gemeinsame Verifikation der Wahlen, indem jeder Abgeordnete als Stellvertreter der Nation anzusehen sei, und deshalb sein Recht, zu den Reichsständen zu gehören, in Gegenwart Aller geprüft werden müsse. Ging die Untersuchung der Wahlen in einer einzigen Versammlung durch, so waren auch die gemeinsamen Berathungen unvermeidlich geworden. Der Tiersetat konnte aber auf wenigstens fünfzig Gesinnungsgenossen unter dem Adel und

hundert unter der Geiſtlichkeit rechnen, und mit einer ſolchen Stimmenmehrheit alle ſeine Zwecke durchſetzen. Aus demſelben Grunde war aber die Majorität der Geiſtlichkeit und des Adels einer gemeinſamen Veriſikation der Wahlen entgegen. Es erhob ſich jetzt zwiſchen dem Tiersetat und den beiden bevorrechteten Ständen ein langer Kampf, in welchem letztere zuletzt unterlagen, und die altſtändiſche Verfaſſung umgeſtoßen wurde.

Der Hof hatte bei Gelegenheit der Einberufung der Reichsſtände vier Säle einrichten laſſen. In dem größten derſelben hatte die Eröffnung ſtattgefunden, drei andere waren, jeder für einen der Stände, beſtimmt, wo ſie ihre getrennten Berathungen halten ſollten. Aber am 6. Mai, als die Sitzungen anfingen, begab ſich der Tiersetat nicht in das beſondere ihm angewieſene Lokal, ſondern in den großen Saal, wo die Reichsverſammlung eröffnet worden war, und erwartete daſelbſt Geiſtlichkeit und Adel, um die Prüfung der Wahlen gemeinſchaftlich anzuſtellen. Zugleich nahm der Tiersetat, um nicht an die frühere Unterordnung unter die beiden anderen Stände zu erinnern, den Namen: „die Gemeinen (les Communes)" an. Durch die Abhaltung der Sitzungen in dem Saale, wo die Reichsſtände eröffnet worden, ſchien der Tiersetat auch äußerlich der Kern und Mittelpunkt der ganzen Verſammlung geworden zu ſein. Aber Adel und Geiſtlichkeit ſprachen ſich, erſterer mit einer ſtärkeren Majorität als letztere, für eine getrennte Wahlprüfung aus. Die Gemeinen beharrten nichts deſto weniger auf ihrem Entſchluſſe, konſtituirten ſich nicht, vermieden Alles, was ſie als einen eigenen Stand erſcheinen laſſen konnte, und wieſen ſogar alle Schriftſtücke mit der Aufſchrift: „An den Tiersetat" zurück.

Die von Bevollmächtigten der drei Stände, zur Ausgleichung des Streites, abgehaltenen Konferenzen führten zu keinem Ziel. Necker ſchlug vor, die Wahlen und Vollmachten abgeſondert zu unterſuchen, ſo aber, daß jeder Stand das Ergebniß der Prüfung dem übrigen zu näherer Einſicht mittheilte. Eine gemeinſchaftlich zu ernennende Kommiſſion ſollte dann über die ſtreitigen Fälle urtheilen, und wenn die Stände ſich dieſem Ausſpruch nicht unterwerfen wollten, die Entſcheidung dem Könige übergeben werden. Dagegen aber erhob ſich die große Mehrheit der Gemeinen, indem ſie der Regierung keine Einmiſchung in die inneren Verhältniſſe der Reichsſtände geſtatten wollte.

Die Konferenzen wurden mehrmals abgebrochen und ohne Erfolg erneuert. Sowohl die Anhänger des Alten als des Neuen begriffen, daß es ſich unter der, ſcheinbar unbedeutenden, Form einer gemeinſamen oder

getrennten Wahlprüfung, um eine Lebensfrage, um das Dasein der Stände selbst, handelte. Auf dem Wege des Vergleiches war bei der Hartnäckigkeit, mit welcher beide Parteien auf ihrer Meinung beharrten, eine Schlichtung des Streites unmöglich geworden.

Den Gemeinen kam um diese Zeit eine ansehnliche Verstärkung zu. Die pariser Wahlen waren endlich beendigt, und am 25. Mai nahmen die zwanzig Abgeordneten der Hauptstadt ihre Sitze ein. Unter ihnen befand sich der damals populärste Name in der Volkspartei, der scharfsinnigste und berechnendste Kopf in der ganzen Reichsversammlung, welcher am Frühsten begriffen hatte, wohin deren Berufung führen würde, Sieyès, Domherr in Chartres; und ein durch die Reinheit seines Lebens und seine wissenschaftlichen Arbeiten ausgezeichneter Mann, Bailly, Astronom und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Bailly wurde bald nachher von den Gemeinen, nicht zu ihrem Präsidenten, weil sie dadurch sich als einen eignen Stand, was sie um keinen Preis wollten, zu erkennen gegeben hätten, sondern zu ihrem Dekan (doyen) ernannt, der die äußere Ordnung bei ihren Berathungen aufrecht zu erhalten, und die ihnen zugehenden Mittheilungen in Empfang zu nehmen hatte.

Bailly wollte damals, wie fast Jedermann in seinem Stande, nur die Abschaffung der geistlichen und adeligen Vorrechte, und eine Verfassung, welche der so häufig, von oben herab gegen das Volk, geübten Willkühr ein Ende machte, und allgemein verbindliche, über dem Belieben der Großen und Reichen stehende, Gesetze einführte. Er hing an der monarchischen Regierungsform nicht nur aus Grundsatz, indem er sie als für Frankreich unentbehrlich ansah, sondern war auch, wie fast alle seine Kollegen, Ludwig XVI. persönlich zugethan, legte ihm die besten Absichten bei, und glaubte, daß man, wie die Massen von der Herrschaft der privilegirten Klassen, so den König von den üblen Einflüssen seiner Umgebungen befreien müsse. Seit Heinrich IV. war die Person des Monarchen, welcher ausschließend mit den bevorrechteten Ständen verkehrte, der Nation fern gestellt gewesen. Die künstlichen Schranken, welche das Hofwesen um den König her errichtet hatte, sollten jetzt aufgehoben, und derselbe dem Volke wiedergegeben werden. Nach der Meinung des Tiersetat sollte der Thron durch eine liberale Konstitution nicht bedroht, sondern vielmehr gesichert werden. Es gab, wie Zeitgenossen und selbst Gegner der Revolution versichert haben, damals in der Volkspartei Niemand, der an eine Republik gedacht, dieselbe in Frankreich für möglich oder wünschenswerth gehalten hätte.

Das schwache, schwankende, widerspruchsvolle Wesen Ludwig XVI.

der nicht durch ſich ſelbſt regieren konnte, und gleichwohl ſeine Macht nicht ſchmälern laſſen wollte, der ſich einmal den neuen Ideen zuzuwenden ſchien, und dann wieder von ihnen entfernte, und das Verhalten des Hofes, der bald zitterte, bald drohte, heute Alles bewilligte, morgen Alles zurücknahm, waren geeignet, die Gemüther allmälig von dem Könige zu entfernen, und das in ihn geſetzte Vertrauen zu vermindern.

Bailly hatte lange vergeblich um die Gunſt nachgeſucht, von einer Deputation begleitet, dem Monarchen die Huldigungen ſeiner „treuen Gemeinen" darbringen zu dürfen. Als über das bei einer ſolchen Audienz zu beobachtende Ceremoniell berathen wurde, erinnerte der Siegelbewahrer Barentin daran, daß der Präſident des Tiersetat früher zu dem Könige immer in knieender Stellung geſprochen habe. „Wie? wenn der König dies auch jetzt forderte?" ließ Barentin fallen. „Aber wie, wenn 25 Millionen Menſchen es verweigern?" antwortete Bailly kalt. Barentin beſtand nicht weiter auf ſeiner Meinung, bemerkte aber, daß es wünſchenswerth wäre, die Gemeinen, bei feierlichen Veranlaſſungen, gegen den Träger der Krone eine Haltung annehmen zu ſehen, welche den Unterſchied zwiſchen ihnen und den beiden erſten Ständen bemerkbar machte. So verblendet und in den alten Formen befangen war ein Hof, der aber durch dieſe Verblendung bald bis auf die letzte Spur verſchwinden ſollte. Ludwig XVI. war nichts weniger als hochmüthig oder willkührlich, und hatte nie eine unumſchränkte Macht wirklich ausgeübt, ſondern nur ſeinen Namen dazu hergegeben. Er war aber zu beſchränkt, zu ſehr von der Gewohnheit und Ueberlieferung abhängig, um zu begreifen, daß er fortan an der Spitze der Nation und nicht der Privilegirten ſtehen müſſe. Er konnte ſich des unglücklichen Irrthums nicht entäußern, in der Geiſtlichkeit und dem Adel ſeine einzigen Stützen, und in dem Tiersetat einen natürlichen Gegner zu ſehen. Dieſe verkehrte Auffaſſung der Geſinnung des Volkes brachte zuletzt Das wirklich hervor, was nicht beſtanden, ſondern nur vorausgeſetzt war.

Die Reichsverſammlung war ſchon ſeit vier Wochen eröffnet, und noch war die erſte der vorliegenden Fragen, die über die gemeinſame oder getrennte Berathung, nicht gelöſt. Der dritte Stand hatte ſich noch nicht einmal konſtituirt. Die Lebensmittel waren in Folge des harten Winters und feuchten Frühlings im Preiſe ſehr geſtiegen, und es waren an mehren Orten Unordnungen vorgefallen. Die unteren Schichten der pariſer Bevölkerung litten unter dieſen Umſtänden, und ließen ihren Klagen freien Lauf Man hatte erwartet, daß die Reichsſtände ſich ungeſäumt mit Maßregeln für die Erleichterung des Volkes beſchäftigen würden. Statt deſſen

waren dieſelben unter ſich in einen, wie es ſchien, unfruchtbaren Streit gerathen. Geiſtlichkeit und Adel ſchlugen dem Könige die Bildung einer, aus den drei Ständen gebildeten, Kommiſſion zu Berathungen über Abſtellung des herrſchenden Nothſtandes vor, worauf Ludwig XVI. bereitwillig einging. In dieſem Falle hätten die Gemeinen entweder als ein beſonderer Stand auftreten müſſen, was ſie nicht wollten, oder dieſelben würden, wenn ſie ſich von der Kommiſſion ausſchloſſen, den Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen das Volkswohl auf ſich geladen haben. Die Leiter der Volkspartei beſchloſſen jetzt, im Vertrauen auf die Unterſtützung der öffentlichen Meinung, einen entſcheidenden Schritt zu thun.

Sieyès ſagte am 10 Junius: „Laßt uns die Anker lichten, es iſt jetzt Zeit!“ — Von dieſem Augenblick an verließ das Schiff der Revolution den Hafen und ſegelte in die hohe See hinaus, wo daſſelbe, ungeachtet zahlloſer Stürme, nicht untergegangen iſt, aber auch bisher den Rückweg nach dem Hafen noch nicht gefunden hat. — Auf Sieyès Antrag erließen die Gemeinen eine letzte Aufforderung an Geiſtlichkeit und Adel, ſich zu der gemeinſamen Wahlprüfung einzuſtellen. Im Weigerungsfalle würden die Gemeinen dieſelbe allein vornehmen, ſich als die einzigen rechtmäßigen Vertreter des Landes anſehen, und demgemäß weiter handeln. Die Idee, daß der Tiersetat die Nation ſei, welche ſchon längſt in den Ueberzeugungen lag, der aber Sieyès durch ſeine oben erwähnte Broſchüre*) einen verſtärkten Ausdruck gegeben hatte, trat jetzt in die Wirklichkeit ein. Die Gemeinen ſuchten nach einem Namen, der ſie als eine Vertretung des ganzen Volkes, und nicht als die eines Theiles desſelben, bezeichnen ſollte. Nach mehren Vorſchlägen, welche nicht beſtimmt oder umfaſſend genug erſchienen, wurde der Name: „Nationalverſammlung (assemblée nationale)“ angenommen, welcher Alles enthielt, deſſen Bedeutung von den Maſſen augenblicklich begriffen und in allgemeinen Umlauf geſetzt wurde. Dieſe große Veränderung ward mit 491 gegen 90 Stimmen beſchloſſen. Die Verſammlung erklärte hierauf die bisherige Erhebung der Abgaben für unrechtmäßig, befahl aber, aus Rückſicht auf die öffentliche Ordnung, deren Fortbeſtand, aber nur auf ſo lange, als ſie ſelbſt vorhanden ſein würde. Um die Beſorgniß vor einem Bankerutt zu beſeitigen, wurden die Staatsgläubiger „unter den Schutz der Ehre der franzöſiſchen Nation“ geſtellt, und um die Theilnahme des Volkes zu erhöhen, wurden Maßregeln zur Abſtellung der

*) Siehe Seite 50.

Theuerung verſprochen. Alle dieſe Beſchlüſſe wurden alsbald in Dekreten niedergelegt, und dabei die Formel angewandt, welche bisher nur der König gebraucht hatte: „Die Nationalverſammlung beſchließt und verordnet ....“ — Es hatte ſich demnach plötzlich neben dem Monarchen eine andere ſouveraine Gewalt konſtituirt, obgleich dies noch nicht ausdrücklich ausgeſprochen wurde.

Ludwig XVI. war, als er das Geſchehene erfuhr, unentſchieden wie immer, und ſah ſich nach fremdem Rathe um. Der Beſchluß des Tiersetat erſchien ihm allerdings als eine arge Auflehnung gegen die hergebrachte Ordnung der Dinge, aber die Tragweite dieſes Ereigniſſes ward von ihm noch nicht begriffen. Die Königin war abwechſelnd erſchreckt oder gereizt. Die Adelspartei, welche ſich um den Grafen von Artois verſammelte, wollte gegen die Neuerer Gewalt angewandt ſehen. Necker's zögerndem und ſchwankendem Weſen kam der kühne Schritt des dritten Standes ebenfalls höchſt ungelegen, er fühlte ſich überraſcht und in ſeinen Erwartungen getäuſcht. Er glaubte jetzt ſelbſt, daß dem Umſichgreifen der Gegner des Alten ein Ziel geſetzt werden müſſe. Es ſollte dies aber nicht in einer volksfeindlichen Weiſe geſchehen. Necker wollte, daß der König die bei Eröffnung der Reichsſtände gemachten einzelnen Zugeſtändniſſe jetzt vervollſtändige, ſich dadurch zum Führer der Bewegung mache, und ihr zugleich beſtimmte Grenzen anweiſe. Er arbeitete in dieſem Sinne einen Entwurf aus, der von dem Könige und den Miniſtern in beifälligen Betracht gezogen wurde.

Necker hegte die Abſicht, das alte, aus abſolutiſtiſchen, feudalen und hierarchiſchen Elementen zuſammengeſetzte franzöſiſche Staatsweſen, in welchem das Volk bisher keine wahrhafte Bedeutung gehabt, ſondern nur die materielle Grundlage zu dieſem ungleichartigen Baue abgegeben hatte, allmälig und zuerſt in den oberen Sphären umzugeſtalten, und dadurch eine zu große Erſchütterung in der Tiefe zu vermeiden. Es wäre dies im Anfange der Regierung Ludwig XVI., vielleicht auch noch vor Eintritt der Wahlen, ausführbar geweſen. Wenn der König, bevor er ſich von dem pariſer Parlament das Verſprechen, die Reichsſtände einzuberufen, abzwingen ließ, die unvermeidlich gewordenen Reformen, wie die gleiche Vertheilung der Steuern ohne Unterſchied des Standes, die Aufhebung der Feudallaſten, die Zulaſſung zu allen Civil- und Militairſtellen nach dem Verdienſt, ohne Rückſicht auf die Geburt, aus eigener Macht, wie er es konnte, da er eine unumſchränkte Gewalt beſaß, eingeführt hätte, ſo würde die unermeßliche Mehrheit der Nation auf ſeine Seite getreten ſein, und er der Zukunft ruhig haben entgegenſehen

können. Eine Reichsversammlung, welche dann, nachdem der König selbst die Grundlage zu den neuen Zuständen gelegt hatte, einberufen worden wäre, hätte nur bestätigen, im Einzelnen verbessern oder erweitern können. Dieselbe würde aber, da sie schon etwas Fertiges vorfand, weder Verlangen noch Gelegenheit zu einem gänzlichen Bruche mit der Vergangenheit und zur Aufführung eines durchaus neuen Gebäudes gehabt haben. Aber jetzt, nach der durch die Wahlen herbeigeführten Aufregung, nach der von den bevorrechteten Ständen dargelegten Selbstsucht und allen diesen begangenen Halbheiten und Versäumnissen, nach der Einsetzung einer Nationalversammlung in die Stelle der alten Stände, war eine theilweise Verbesserung der vorhandenen Einrichtungen unzureichend geworden. Es mußte über lang oder kurz deren vollständiger Sturz eintreten.

Das Wesentliche in Necker's Entwurf war, außer der Bestätigung der von dem Könige, bei Eröffnung der Reichsversammlung, gemachten Zugeständnisse, die gemeinsame Berathung der drei Stände bei allen Gegenständen, welche das ganze Land betrafen, und das Recht derselben, die Verfassung des Königreiches zu verbessern, vorausgesetzt, daß die gesetzgebende Gewalt aus wenigstens zwei Kammern bestand. Necker schwebte hierbei, wie in anderer Beziehung, die englische Verfassung als Muster vor, von welcher er alles für Frankreich Brauchbare hinüberzutragen wünschte. Er hoffte dieselbe, wenn auch langsam, aber zuletzt siegreich, aus den Bewegungen der Zeit, den Kämpfen der Parteien, den Bedürfnissen der französischen Staatsgesellschaft hervorgehen zu sehen. Seine Absicht war, Ludwig XVI. solle in einer königlichen Sitzung (séance royale) diese Beschlüsse den Ständen kund geben, ihnen zugleich die Gegenstände ihrer Berathungen vorzeichnen, und sich und seinen Ministern ein ausdrückliches Antragerecht vorbehalten. Necker's Plan bestand aus einer Mischung von französischen und englischen Ideen, die früher Glück gemacht haben würden, deren Anwendung jetzt aber schwierig geworden war. Necker ahnte nicht, welchen riesenmäßigen Fortschritt in der letzten Zeit das Gefühl der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, der Drang nach neuen Einrichtungen, die Abneigung gegen die Ueberreste des mittelalterlichen Ständethums, von welchem Necker einen Theil erhalten wissen wollte, in der Nation gemacht hatten, und wie schwach Königthum, Adel, Klerus, Parlamente, gegenüber der in den Massen herrschenden Gährung, geworden waren. Auch irrte sich Necker wiederum in dem Könige, von welchem er, wie Turgot, Calonne und Brienne, im entscheidenden Augenblick im Stich gelassen wurde.

Von der großen Mehrheit der Abgeordneten des Adels wurde das Auftreten des Tiersetat mit dem äußersten Mißfallen betrachtet, und gehofft, daß der König solche Ansprüche nie anerkennen werde. Duval d'Epremenil, der, unter Brienne, der Regierung so leidenschaftlich entgegen gewesen war, und zu denjenigen Mitgliedern des pariser Parlaments gehört hatte, welche die Berufung der Reichsstände forderten, wünschte jetzt deren Auflösung herbei. Aber die Majorität der Vertreter des Klerus, aus Pfarrern und Vikarien bestehend, erklärte sich bereit, mit dem Tiersetat gemeinschaftliche Sache zu machen, und sich in die Nationalversammlung aufnehmen zu lassen. Als das Volk diesen Beschluß erfuhr, wurde die Geistlichkeit, nach dem Schlusse ihrer Sitzung, mit großem Jubel empfangen.

Ludwig XVI., der sich unterdessen nach dem Lustschlosse Marly begeben hatte, war auf Necker's Entwurf eingegangen, und es fehlte nur noch die ausdrückliche Annahme und die Bestimmung des Tages, an welchem eine königliche Sitzung abgehalten werden sollte. Zu diesem Zweck hatten sich die Minister nach Marly begeben. Es war aber der Königin, dem Grafen von Artois und einigen Prälaten und Mitgliedern der Adelskammer gelungen, Ludwig XVI. Zweifel an der Zweckmäßigkeit des Necker'schen Planes einzuflößen, und Abänderungen in demselben vorzuschlagen. Der König, einen Augenblick lang in seiner Ueberzeugung erschüttert, war jedoch wieder auf Necker's Entwurf zurückgekommen, und schien zu dessen Vollziehung geneigt. Die Minister waren versammelt, und warteten nur auf die königliche Unterschrift, um abzuschließen, als ein Hofbeamter eintrat, der Ludwig XVI. einige Worte in das Ohr flüsterte, worauf dieser das Gemach, mit dem Befehl ihn zu erwarten, verließ. Als er wiederkam, erklärte er, Necker's Plan noch dem Staatsrathe vorlegen zu müssen. Er hatte unterdessen die Königin gesehen. Alle Gegenvorstellungen blieben vergeblich. Ludwig XVI. war plötzlich umgestimmt worden, und beschloß jetzt einen entschiedeneren Ton gegen die Nationalversammlung anzunehmen.

Die Hofpartei ließ, um die Vereinigung des Tiersetat mit dem Klerus zu verhindern, den großen Saal, in welchem sich ersterer seit dem 6. Mai versammelte, unter dem Vorwande schließen, daß daselbst Vorbereitungen zu einer königlichen Sitzung gemacht werden müßten. Als Bailly, der unterdessen zum Präsidenten der Nationalversammlung erwählt worden war, mit einer Anzahl von Deputirten am Eingange anlangte, fand er denselben von Soldaten besetzt, und wurde abgewiesen. Alle Mitglieder der Versammlung waren allmälig herbeigekommen und

es wurden, unter heftigen Aeußerungen über das Verhalten des Hofes, verschiedene Anträge gestellt. Die Einen verlangten, die Nationalversammlung solle sich nach Paris unter den Schutz des Volkes begeben, Andere schlugen vor, nach Marly zu gehen und dort, dem Könige zum Trotz, unter seinen Augen eine Sitzung zu halten. Zuletzt ward beschlossen, in Versailles zu bleiben. Ein Ballhaus, in welchem gerade nicht gespielt wurde, nahm die Versammlung auf (20. Junius). Der Saal war aber von allen Geräthschaften entblößt, und nur ein einziger Tisch darin zu finden. Mounier, der, eben weil er der Monarchie ergeben war, eine Transformation derselben für unvermeidlich hielt, schlug folgende in der Geschichte berühmt gewordene Erklärung vor: „Die Mitglieder der Nationalversammlung schwören, sich nicht eher zu trennen, als bis sie die Verfassung des Königreichs und die Wiederbelebung der öffentlichen Ordnung auf eine feste Grundlage gestellt haben werden, und erklären, daß, wo sie auch ihre Sitzungen halten mögen, die Volksvertretung vorhanden ist." — Bailly stellte sich, bei dem Mangel einer Rednerbühne, auf den Tisch, und legte diesen Eid mit so lauter Stimme ab, daß das draußen stehende Volk ihn vernehmen konnte. Alle Hände erhoben sich, und alle Anwesenden wiederholten unter einer außerordentlichen Bewegung, welche sich den Zuschauern und bald ganz Frankreich mittheilte, was Bailly begonnen hatte. Nur eine einzige Stimme hatte den Eid im Ballhause (serment du jeu de paume) verweigert. Es war dies Martin, Abgeordneter des Bezirkes von Auch, der erst neuerdings (1853) in sehr hohem Alter gestorben ist. Am 22. Junius vereinigten sich 148 Mitglieder des geistlichen Standes, unter ihnen fünf Prälaten, mit dem Tiersetat, und hielten eine gemeinsame Sitzung in der Kirche St. Louis in Versailles ab. Die Hälfte des Klerus verharrte aber noch in ihrer Sonderung. Der Marquis von Blacons und der Graf d'Agoust waren die ersten Adeligen, welche zu dem Tiersetat übergingen.

Die königliche Sitzung war auf den 23. Junius angesetzt, Necker's ursprünglicher Entwurf aber in einigen wesentlichen Punkten so bedeutend abgeändert worden, daß er zurückzutreten beschloß, und bei der Feierlichkeit nicht erscheinen wollte. Nach dem von dem Hofe angenommenen Plane sollte die dem Lande zu ertheilende Verfassung kein Gegenstand der allgemeinen Berathung in der Versammlung sein, so daß Geistlichkeit und Adel, wenn sie sich unter einander verbanden, den Tiersetat überstimmen und Alles beim Alten lassen konnten. Die Eintheilung der Reichsversammlung in drei Stände und drei Kammern wurde für ein unumstößliches Grundgesetz erklärt. Die Ehrenrechte und persönlichen

Vorzüge der beiden ersten Stände sollten denselben in ihrem ganzen Umfange verbleiben, das Aufgeben ihrer pekuniairen Privilegien sollte von ihnen selbst geregelt werden. Ein wesentlicher Punkt, der Artikel im Neckerschen Entwurfe, die Zulassung zu allen Civil- und Militairstellen, ohne Rücksicht auf Standesunterschiede, war ganz beseitigt worden.

Der Hof war bei der Eröffnung der königlichen Sitzung am 23. Junius in dieselben Mißgriffe des Ceremoniells, wie am 6. Mai, verfallen. Der Klerus und der Adel waren durch den Haupteingang zugelassen worden, während der Tiersetat sich durch eine enge Seitenthüre, nachdem er eine Zeit lang dem Regen ausgesetzt gewesen war, durchwinden mußte. Als die Vertreter des Volkes stumm und finster in den Saal traten, fanden sie die beiden ersten Stände schon auf ihren Plätzen vor. Als der König, nachdem er sich auf seinem Throne niedergelassen, die Deputirten sich zu bedecken einlud, blieb der Adel unbedeckt, um sich wenigstens dadurch von dem dritten Stande zu unterscheiden.

Die Versammlung war im Allgemeinen über den Zweck der königlichen Sitzung in voraus unterrichtet, aber die Ueberraschung und Unzufriedenheit des Tiersetat wuchs, als der König in einigen Stellen seiner Rede eine ihm sonst ungewöhnliche, gebieterische und drohende, Sprache vernehmen ließ. Er beschwerte sich über die Hindernisse, welche seine wohlwollenden Absichten in der Reichsversammlung bisher gefunden hatten, und erklärte, wenn dies so fortgehen sollte, sich als den alleinigen Vertreter seines Volkes anzusehen, und dessen Glück aus eigener Macht zu gründen. Der die Absichten der Hofpartei enthaltende Vortrag des Siegelbewahrers Barentin brachte einen noch übleren Eindruck als die einleitenden Worte Ludwig XVI. hervor. Man hatte, ungeachtet man sich nichts Guten versah, keinen so schroffen Gegensatz zu den in der Nation sich unverkennbar ankündigenden Ueberzeugungen erwartet. In den von Barentin mitgetheilten königlichen Verordnungen wurden die Beschlüsse des Tiersetat vom 17. und 20. Junius: die Verwandelung der alten Reichsstände in eine Nationalversammlung, und der Schwur, sich nicht vor Vollendung einer Verfassung für das Königreich zu trennen — als ungesetzlich und ungültig aufgehoben. Von den unter gewissen Umständen erlaubten gemeinsamen Berathungen sollten alle die Dinge ausgenommen sein, zu deren Erledigung das Volk die Reichsstände einberufen glaubte. Barentin nannte die schon längst in Aussicht gestellten finanziellen Reformen: „Wohlthaten des Königs" — und entzog ihnen dadurch ihren rechtlichen Charakter. Die Zusicherung der Theilnahme der Reichsstände an der Gesetzgebung und die Bewilli-

gung der Auflagen genügte nicht mehr. Von der Volkspartei ward dies als sich von selbst verstehend angesehen. Ueber die künftige Verfassung des Reiches, über Preßfreiheit, über die Gewährleistungen für die persönliche Sicherheit, die nirgends so arg als im alten Frankreich verletzt worden war, wurden entweder gar keine oder nur halbe und einander widersprechende Ansichten aufgestellt. Am Ende der Sitzung ergriff Ludwig XVI. abermals das Wort und sprach: „Meine Herren, ich befehle Ihnen, sich morgen in das jedem Stande angewiesene Lokal zur Fortsetzung Ihrer Arbeiten zu begeben!“ — Als der König sich zurückgezogen hatte, verließen Adel und Geistlichkeit, mit Ausnahme der am Tage vorher in der Nationalversammlung erschienenen Mitglieder dieser beiden Stände, den Saal, während der Tiersetat zurückblieb. Die Stunde, welche darüber entscheiden sollte, ob die alten Formen den neuen Geist beherrschen, oder von demselben besiegt werden würden, hatte geschlagen Der entscheidende Augenblick war eingetreten.

Der Hof, von welchem seit dem Anfange der Bewegung, von der ersten Versammlung der Notabeln an, Fehler auf Fehler gehäuft worden, hatte sich besonders diesmal in seinen Erwartungen getäuscht. Der Tiersetat war seit dem 17. Junius zu weit vorgegangen, konnte sich zu sehr auf die in der unermeßlichen Mehrheit des Volkes herrschende Gesinnung verlassen, um alles Errungene aufzugeben. Selbst wenn die Ueberzeugungen weniger begründet, die Leidenschaften weniger entflammt gewesen wären, so würde die Nationalversammlung, aus Stolz, lieber Alles gewagt und geduldet haben, als, nach Erregung so großer Hoffnungen, in die demüthigende Stellung eines dritten Standes zurückzutreten. Es war dies für die Abgeordneten des Tiersetat, nach Allem, was vorgegangen war, eine moralische Unmöglichkeit geworden, welche nur von der Verblendung und Vermessenheit derer, welche bisher ausschließend geherrscht hatten, verkannt werden konnte. Wenn die Rücksicht auf die persönliche Sicherheit die Mitglieder der Nationalversammlung in jenem Augenblick zur Unterwerfung unter den Willen des Hofes bewogen hätte, so würde eine solche Selbstaufgebung von der Nation nicht mit unterschrieben worden sein. Es würden höchst wahrscheinlich in der Hauptstadt und in allen Theilen des Landes Unruhen und Aufstände ausgebrochen sein. Der Hof hätte, da er keine moralische Macht mehr besaß, zu materiellen Zwangsmitteln seine Zuflucht nehmen müssen, die aber, bei der Unzuverlässigkeit der Truppen, welche sich bald zeigen sollte, zum Verderben ihrer Urheber ausgeschlagen sein würden. Der erste Rausch der Freiheit, die frische Begeisterung für die neuen Ideen, die

noch keine Täuſchung erfahren hatte, würde damals keiner äußeren Gewalt unterlegen ſein. Fünf Millionen Wähler hätten ſich in jener Zeit weder einſchüchtern, noch auf andere Gedanken bringen laſſen.

Necker war in der königlichen Sitzung nicht erſchienen. Sein leer gebliebener Stuhl hatte alle Blicke auf ſich gezogen. Man begriff, daß er mit den Entwürfen des Hofes nicht einverſtanden war. Da Necker das einzige ausgezeichnete und populaire Mitglied des Miniſteriums war, ſo mußte ſeine, wenn auch nur ſtumme, Oppoſition in dieſem Augenblick von großer Bedeutung ſein.

Da der Tiersetat nicht von ſeiner Stelle wich, ſo erſchien der königliche Oberceremonienmeiſter Marquis von Brézé, trat an Bailly heran und ſagte: „Mein Herr! Sie kennen den Befehl des Königs!....“ Unentſchloſſenheit und Erſtaunen ſchienen ſich mancher Mitglieder des Tiersetat zu bemächtigen, die, wie immer gewöhnliche Menſchen unter außerordentlichen Umſtänden, von einer hervorragenden Kraft beſtimmt und fortgeriſſen werden mußten. Bailly antwortete, nicht ohne einiges Stocken: „Ich kann die Verſammlung nicht vertagen, ohne dieſelbe vorher befragt zu haben,“ und zu einem ſeiner Nachbarn gewandt: „Ich glaube, die verſammelte Nation hat keine Befehle zu empfangen ...“ — Da erhob ſich Mirabeau, trat an den Oberceremonienmeiſter heran, und rief mit entſchloſſenem Ton: „Wir haben die Abſichten vernommen, welche man dem Könige unterlegt. Sie, mein Herr, der Sie hier weder Sitz noch Stimme haben, können unmöglich ſein Organ bei der Nationalverſammlung ſein. Sagen Sie denen, welche Sie geſandt haben, daß wir hier durch den Willen des Volkes verſammelt ſind und nur durch die Gewalt der Bajonnette vertrieben werden können!“ — Der Würfel war gefallen. „Das iſt unſer Aller Meinung!“ — tönte es von allen Bänken her. Brézé zog ſich, ohne ein Wort zu erwiedern, zurück.

Es erſchienen jetzt Arbeiter in dem Saale, welche, um die Verſammlung zum Rückzug zu zwingen, den Thron, die Teppiche, die Seſſel und andere Geräthſchaften fortnehmen ſollten. Bailly befahl ihnen, von ihrem Vorhaben abzuſtehen, und ſie gehorchten augenblicklich. Eine Abtheilung Garde du Corps ließ am Eingange ihre Waffen erklingen, überſchritt aber nicht die Schwelle. Eine, aus der allgemeinen Stimmung entſtandene, Scheu vor jeder Gewaltſamkeit hatte ſich ſelbſt derer bemächtigt, welche den neuen Ideen entſchieden abgeneigt waren. Die Deputirten beſchloſſen hierauf ſo zu handeln, als ob keine königliche Sitzung ſtattgefunden hätte. Die Erklärungen vom 17. und 20. Junius wurden ausdrücklich wiederholt und beſtätigt. Sieyès ſagte: „Meine Herren!

Sie ſind heute, was Sie geſtern waren. Setzen wir unſere Berathungen fort!“ Die Verſammlung ſprach hierauf ſchließlich, auf Mirabeau's Antrag, die Unverletzbarkeit ihrer Mitglieder aus, und erklärte jeden, der an einen Deputirten Hand anlegen würde, für einen Hochverräther, ehrlos und des Todes ſchuldig. Es hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß der Hof damit umgehe, in der nächſten Nacht ſechszig Abgeordnete des Tiersetat aufheben zu laſſen.

Am Hofe hatte die von Ludwig XVI. in der königlichen Sitzung angenommene feſte Haltung und gebieteriſche Sprache großen Beifall gefunden, und Hoffnung auf Beſiegung der Volkspartei erregt. Als nach Beendigung der Feierlichkeit viele Mitglieder der Adelskammer in dem Schloſſe erſchienen, ſagte ihnen die Königin, ihren kleinen Sohn, den Dauphin, in den Armen haltend: „Ich vertraue ihn dem Adel an!“ — Aber Ludwig XVI. hatte aus der Sitzung einen ganz anderen Eindruck mitgenommen und war von den finſteren Mienen und dem abgewandten Weſen vieler Deputirten betroffen worden. Bei dem Empfange der Nachricht, daß der Tiersetat der königlichen Weiſung nicht gehorcht habe, und fortfahre, als Nationalverſammlung aufzutreten, änderte Ludwig XVI. alsbald ſeine Meinung und war zur Nachgiebigkeit geneigt. Als der Inhalt der königlichen Sitzung in Verſailles bekannt wurde, gab ſich in der Bevölkerung eine große Gährung kund. Fünf bis ſechs tauſend Menſchen eilten, von Neugierde und Unwillen getrieben, von allen Seiten dem Schloſſe zu. Marie Antoinette war im erſten Augenblick über Necker's Abweſenheit von der königlichen Sitzung höchſt ungehalten geweſen, und hatte darin einen Verrath an der Sache des Königthums erkennen wollen. Als ſie aber die drohende Unzufriedenheit des verſailler Volkes gewahr wurde, rieth ſie dem Könige, Necker's Entlaſſungsgeſuch nicht anzunehmen und ihn ſogleich rufen zu laſſen. Necker erſchien, und Ludwig XVI. theilte demſelben mit, daß er an den, in der königlichen Sitzung abgegebenen, Erklärungen nicht mehr feſt halte, äußerte ſich aber nicht darüber, was an deren Stelle geſetzt werden ſollte. Necker blieb Miniſter, ohne weitere Bedingungen zu ſtellen. Es trat jetzt ein ſeltſam unentſchiedener Zuſtand ein, dem erſt durch den in Paris einige Wochen ſpäter erfolgten Schlag ein Ende gemacht wurde. Als Necker das Schloß verließ, wurde er von dem herbeigeſtrömten Volke wie ein Retter in der Noth begrüßt, obgleich er nichts weiter gethan hatte, als ſich von der königlichen Sitzung fern zu halten, und in einem Miniſterium auszuharren, von dem es ungewiß war, ob es das volle Vertrauen des Königs be-

saß, und welches deshalb weder auf freie Wirksamkeit noch feste Dauer rechnen konnte.

Der letzte Akt des am 6. Mai begonnenen Drama's, der Sieg des Tiersetat über die privilegirten Klassen, und das Aufgehen der mittelalterlichen Stände in einer Nationalversammlung, war unvermeidlich geworden, wurde aber von dem Adel so lange als möglich aufgehalten. Am 25. Junius gingen 47 Mitglieder der Adelskammer, unter Vortritt des Herzogs von Orleans, zu dem Tiersetat über. Aus Paris kam von Seiten der Wähler, welche fortfuhren über die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen, eine Adresse an die Nationalversammlung, worin dieselbe wegen der von ihr bewiesenen Festigkeit beglückwünscht wurde. Am 26. Junius trat der bisher noch getrennt gebliebene Theil der Geistlichkeit, der Erzbischof von Paris, de Juigné, an der Spitze, in die Nationalversammlung ein. De Juigné war, sonst ein menschenfreundlicher, trefflicher Mann, wegen seiner Weigerung, sich mit dem Tiersetat zu vereinigen, in den Straßen von Versailles von dem Volke verfolgt, und mit dem Tode bedroht worden. Es verbreitete sich jetzt das Gerücht, daß ein Angriff auf das versailler Schloß von der erregten Menge zu besorgen sei, und daß das Leben des Königs in Gefahr schwebe. Letzteres war durchaus unbegründet, wurde aber geglaubt. Am 26. Junius befahl Ludwig XVI. der Majorität des Adels, sich mit dem Klerus und dem Tiersetat zu vereinigen. Am 27. Junius trat die Adelskammer, unter Vortritt ihres bisherigen Präsidenten, des Herzoges von Luxemburg, in die Nationalversammlung ein, der fortan diese Benennung nicht mehr streitig gemacht wurde, und die demnach zu einer alle Stände umfassenden Volksvertretung geworden war. Alle Machthaber und Körperschaften, der König, der Hof, Adel, Klerus und Parlamente hatten eine Menge von Mißgriffen begangen, und ihre Stellung durch zu starres Festhalten oder zu leichte Nachgiebigkeit gefährdet. Der Tiersetat allein war vom 6. Mai an folgerecht auf der einmal betretenen Bahn vorgeschritten, und hatte sein Ziel erreicht. Indessen war es weniger die persönliche Ueberlegenheit seiner Vertreter über die übrigen Stände, was dem Tiersetat den Sieg verlieh, als weil derselbe den Geist der Zeit begriff und Das ausführte, was in der öffentlichen Meinung längst vorbereitet war.

In Paris hatte die Bewegung unterdessen weiter um sich gegriffen. Die königliche Sitzung vom 23. Junius hatte auf die hauptstädtische Bevölkerung einen äußerst üblen Eindruck gemacht, der von der darauf folgenden Vereinigung der drei Stände nicht mehr ausgelöscht werden konnte. Geheime Aufwiegler aus den mittleren und selbst den höheren

Klassen wußten die unruhige Stimmung des Volkes zu benutzen, und die Gährung in demselben zu vermehren. Es sah aus, als ob in jedem Augenblick ein allgemeiner Aufstand ausbrechen werde. Die Umgegend der Hauptstadt war wie ausgestorben, indem Alles, was irgend abkommen konnte, sich nach Paris begab, um dem dort aufgeführten Schauspiele beizuwohnen und bei Gelegenheit darin eine Rolle zu übernehmen. Der Herzog von Orleans bezahlte Sendlinge, Volksredner, Flugschriften, durch welche die Menge in beständiger Aufregung erhalten wurde. Die beunruhigendsten Gerüchte wurden von den Feinden des Hofes in Umlauf gesetzt. Bald hieß es, der König wolle abdanken oder entfliehen, bald er habe im Sinne, Paris zu belagern und auszuhungern. Die pariser Garnison, besonders das Regiment Gardes françaises, wurde so unruhig, daß letzteres in seiner Kaserne festgehalten werden mußte. Als einige Grenadiere dieselbe ohne Erlaubniß verließen, wurden sie verhaftet und nach dem Militairgefängniß der Abtei gebracht, dort aber von dem Volke mit Gewalt befreit und im Triumph nach dem Palais royal, dem Hauptquartier der Unruhstifter und Aufwiegler, geführt. Viele Soldaten aus den benachbarten Garnisonen begaben sich heimlich nach Paris, zogen ihre Kameraden nach sich und halfen durch ihr Beispiel, indem sie sich öffentlich in ihren Uniformen zeigten, die Neigung des Volkes zu Kampf und Widerstand vermehren.

Der unruhige Geist der Hauptstadt, welcher in Versailles vielfach wiedertönte, veranlaßte Ludwig XVI., endlich denjenigen Gehör zu leihen, welche dieser Lage der Dinge mit Gewalt ein Ende machen zu können hofften. Es ward ein Heer von 30,000 Mann in der Nähe von Paris zusammengezogen, welches großentheils aus den fremden, im Dienst der französischen Krone befindlichen Regimentern, Deutschen, Italienern und Schweizern, bestand. Der Marschall Herzog von Broglie, welcher sich im siebenjährigen Kriege ausgezeichnet hatte, wurde zum Oberbefehlshaber ernannt. Diese Truppen waren dazu bestimmt, Paris zu besetzen und daselbst der königlichen Gewalt Nachdruck zu verschaffen. Die Königin war eifrig auf diesen Plan eingegangen, an dessen Wirksamkeit sie nicht zweifelte. Zugleich stellten die Umgebungen des Königs demselben vor, daß Necker durch sein zweideutiges Verhalten am 23. Junius, seine liberalen Grundsätze und seine Popularität, ein Hinderniß für die Regierung geworden sei und entfernt werden müsse. Ein neues Ministerium wurde vorbereitet, an dessen Spitze der Baron von Breteuil treten sollte, und zu welchem man lauter bei dem Volke höchst unbeliebte Namen gewählt hatte.

Der Baron von Breteuil war ein Mann von ſehr beſchränkter Einſicht, aber voll hohler Zuverſicht auf eine eingebildete Kraft des Charakters, die ſich in einer rauhen Anmaßung ausſprach. Er hatte durch ſeine blinde Feindſchaft gegen den Kardinal von Rohan, welchen er anklagte, ihn aus ſeinem Geſandtſchaftspoſten in Wien verdrängt zu haben, der Königin in dem ſogenannten Halsbandproceſſe viel geſchadet. Marie Antoinette vergab ihm, in Hoffnung auf die Dienſte, welche er jetzt leiſten würde. Breteuil galt jetzt für den Kopf und Broglie für den Arm der Hofpartei. „Wenn Paris verbrannt werden muß, ſo wird es verbrannt werden," pflegte Breteuil zu ſagen. „Ich ſtehe für Paris ein," äußerte Broglie bei jeder Gelegenheit. Er glaubte, daß das pariſer Volk ſich bei dem Anblicke ſeiner Truppen alsbald unterwerfen würde.

Auf Mirabeau's Veranlaſſung ließ die Nationalverſammlung dem Könige durch eine Deputation eine Adreſſe überreichen, worin Beſorgniß über die Zuſammenziehung der Truppen ausgedrückt und deren Entfernung verlangt wurde. Ludwig XVI. ertheilte eine ablehnende Antwort, und erklärte, daß die bewaffnete Macht nur zu der Wiederherſtellung der Ruhe in der Hauptſtadt gebraucht werden würde. Er gab zu verſtehen, daß, wenn die Unordnung weiter um ſich greifen ſollte, die Nationalverſammlung nach Compiegne verlegt werden könnte, was der Volkspartei ſehr bedenklich erſchien. Bei dem, beſonders im Anfange jeder großen Bewegung, unvermeidlichen Wechſel von Ebbe und Fluth, von kühnem Vorgehen und beſorgtem Rückwärtsſchauen, blieb die Nationalverſammlung eine Zeit lang unthätig, und wartete die Ereigniſſe in der Hauptſtadt ab.

Als Alles zum Einrücken der Truppen in Paris in Bereitſchaft geſetzt war, erhielt Necker von dem Könige ein Schreiben, welches ihm ſeine Entlaſſung ankündigte und ihm zugleich befahl, in kürzeſter Zeit ſich aus Frankreich zu entfernen. Necker begab ſich ſogleich (11. Julius) mit ſeiner Gemahlin, ohne ſelbſt nur ſeine Tochter, die Frau von Staël, davon in Kenntniß zu ſetzen, auf den Weg nach Brüſſel. Ludwig XVI. hatte, aus Beſorgniß vor den Folgen von Necker's Entlaſſung, demſelben anempfohlen, ſeine Abreiſe ſo geheim, als möglich, zu halten. Necker, dem Könige aufrichtig ergeben, war dieſer Weiſung mit der größten Gewiſſenhaftigkeit nachgekommen.

Necker war kein großer Mann, aber das ihn in dieſem Falle betreffende Geſchick hat einen allgemeinen Einfluß auf die Ereigniſſe ausgeübt. Die Umſtände hatten ſich ſo geſtaltet, daß er in dieſem Augenblick für einen Gegner des Hofes und einen Freund des Volkes galt, und ſeine

Entfernung brachte, als sie in Paris bekannt wurde, die Revolution, welche sonst vielleicht noch länger unschlüssig hin und her geschwankt haben würde, zum Ausbruch.

---

5. Volksaufstand in Paris. — Einnahme der Bastille. — Necker's Rückberufung.

Die Zeit vom 23. Junius bis zum 14. Julius, von der vergeblichen Drohung des Königs bis zum entscheidenden Ausbruche der Volksgährung, war von einer gewitterschwangeren Luft erfüllt, schwül, voll von dem Gefühl einer unvermeidlichen Katastrophe, aber ungewiß, wann und wie dieselbe ausbrechen würde. Uebertriebene Nachrichten, falscher Lärm, willkührliche Muthmaßungen und irrige Voraussetzungen aller Art drängten sich, traten die einen in die Fußtapfen der andern, und verschwanden wieder, ohne eine andere Spur als eine zunehmende Aufregung in den Gemüthern zurückzulassen. Jeden Augenblick entstanden Gerüchte, deren Urheber unbekannt blieben, die aber durch das auf ihnen ruhende Dunkel einen um so größeren Eindruck machten.

Necker galt durch die von ihm ausgegangene Verdoppelung des Tiersetat auf den Reichsständen, durch die Verwerfung seiner versöhnlichen Pläne und seine Abwesenheit von der königlichen Sitzung am 23. Junius in den Augen der Menge für noch viel freisinniger, als er wirklich war. Man hielt ihn in jenem Augenblick für den einzigen Staatsmann, der zur Gründung eines besseren Zustandes geneigt und befähigt war. Was Necker zu der Ausführung einer solchen Aufgabe fehlte, ward damals noch nicht gefühlt. Die plötzliche Entfernung und Verbannung eines Ministers, der solche Erwartungen erregt hatte, mußte das Volk nicht nur mit Unwillen über ein seinem Günstlinge widerfahrenes Unrecht, sondern auch mit der Ueberzeugung erfüllen, daß der Hof mit diesem Schritt die gefährlichsten Absichten verband.

Necker's Entlassung wurde am 12. Julius, einem Sonntage, gegen Mittag, im Palais royal bekannt. Man hielt diese Nachricht im ersten Augenblick für unmöglich und wollte den inneren Unmuth an dem Ueberbringer derselben auslassen. Die Aufregung war seit einigen Wochen mit jedem Tage gestiegen. Jetzt schien das Maß erfüllt zu sein. Das Wetter war heiß, aber der Himmel umzogen. Als endlich die Wolken

verſchwanden, donnerte, um Mittag, die im Garten des Palais royal aufgeſtellte Kanone, welche mit Hülfe eines Spiegels von den Sonnenſtrahlen entzündet wird. Dieſe gewohnte Erſcheinung ward diesmal mit einem unermeßlichen Zuruf begrüßt. Es ſah wie ein Signal für die kommenden Ereigniſſe aus. Ein junger Advokat, Camille Desmoulins, der ſeit Einführung der Reichsſtände mit Mirabeau in Verbindung getreten war und ſich im Palais royal durch ſeine Reden gegen den Hof hervorgethan hatte, trat plötzlich, mit einem Degen und einer Piſtole bewaffnet, auf eine Bank und rief: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ Er riß hierauf ein Blatt von dem nächſten Baume ab, ſteckte daſſelbe als Kokarde an ſeinen Hut und forderte die Anweſenden zur Nachahmung ſeines Beiſpiels auf. Die Volkspartei ſollte ſich daran erkennen. In einem Augenblick ſind die Bäume ihrer Blätter beraubt, und alle Hüte mit dieſem grünen Wahrzeichen verſehen. Bald wurden ſolche Kokarden von Zeug angefertigt und von Frauen an die Vorübergehenden ausgetheilt.

Um vier Uhr Nachmittags hatte ſich eine große Menge Volkes vor der Werkſtatt des Bildhauers Curtius auf dem Boulevard du Temple eingefunden, und ließ ſich daſelbſt die Büſten des Herzogs von Orleans und Necker's ausliefern, welche mit ſchwarzem Flor, als Zeichen der öffentlichen Trauer, behangen, von einem langen Zuge begleitet, die Boulevards hinab nach dem Palais royal gebracht wurden. Aber eine auf dem Vendomeplatze aufgeſtellte Abtheilung Reiterei gab auf die Träger der Büſten Feuer, von denen der eine getödtet, der andere verwundet wurde. Letzterer wurde von Theilnehmern des Zuges auf die Schultern genommen und in ſeinem blutenden Zuſtande dem Volke gezeigt.

Die zu der Wiederherſtellung der Ruhe in der Hauptſtadt beſtimmten Truppen waren unter den Oberbefehl des ein und ſiebenzigjährigen Marſchalls Broglie geſtellt worden, der aber in Verſailles zurückblieb. Unter ihm kommandirte ein Schweizer in franzöſiſchem Dienſt, der General Baron von Beſenval, ein Günſtling der Königin, der durch ſeine Liebenswürdigkeit und ſeinen Leichtſinn gleich ſehr bekannt war. Beſenval war nur mit einem Theil ſeiner Streitkräfte in das Innere von Paris eingerückt, und hatte die übrigen auf dem Marsfelde ſtehen laſſen. Er befand ſich mit einigen Regimentern Infanterie und Kavallerie, meiſt aus deutſchen und ſchweizeriſchen Soldtruppen beſtehend, auf dem Platze Ludwig XV.*), als er ſich von einer unruhigen Volksmaſſe, die von

*) Jetzt Place de la Concorde genannt.

zahlloſen ſonntäglichen Luſtwandlern unaufhörlich verſtärkt wurde, auf allen Seiten umgeben ſah. Beſenval befahl dem ein Reiterregiment kommandirenden Fürſten von Lambesc, die Menge zu zerſtreuen. Die Reiterei drang auf das Volk ein, aber ohne von ihren Waffen einen ernſtlichen Gebrauch zu machen. Dieſelbe erwiederte das, von einzelnen Gruppen ausgehende, Steinwerfen nur mit in die Luft abgefeuerten Schüſſen. Einige Perſonen wurden jedoch umgeritten, und ein bejahrter Mann, der ſich nicht ſchnell genug zurückziehen konnte, ward beſchädigt. Dieſer Vorfall wurde, unermeßlich vergrößert, alsbald in dem Palais royal und von da aus in den übrigen Stadttheilen verbreitet. Es hieß, ein Gemetzel habe auf dem Platze Ludwig XV. ſtattgefunden und einem Greiſe ſei von Lambecs mit eigener Hand der Kopf geſpalten worden. Das Volk begann die Läden der Waffenhändler zu erbrechen, und ſich auf eine gewaltſame Erledigung des ſchwebenden Streites vorzubereiten. Eine Abtheilung des Regiments der franzöſiſchen Garden kam herbei und ſtellte ſich, den Deutſchen und Schweizern gegenüber, in Schlachtordnung auf. Ein blutiges Zuſammentreffen war, wenn Beſenval nicht das Zeichen zum Rückzuge gegeben hätte, unvermeidlich geworden. Aber ohne Verhaltungsbefehle aus Verſailles geblieben, wollte er die Verantwortlichkeit für einen Schritt, durch welchen Alles gewonnen, aber auch Alles verloren werden konnte, nicht auf ſich nehmen. Beſenval hat ſpäter, in ſeinen Denkwürdigkeiten, ſein Verhalten damit entſchuldigen wollen, daß er ſeiner Truppen nicht vollkommen gewiß geweſen ſei.

Paris war ſich jetzt ſelbſt überlaſſen. Ein für die Polizei beſtimmtes Waffendepot ward von dem Volke entdeckt und der Vorrath vertheilt. In den Straßen richteten die Vorübergehenden die Frage an einander: „Wo ſind Flinten und Pulver zu finden? — Stehen Sie auf Seite des Tiersetat?“ — Die Zollhäuſer an den Barrieren wurden angezündet und warfen einen drohenden Schein in das Innere der Stadt. Um Mitternacht fingen die Sturmglocken in allen Kirchſpielen zu läuten an. Alles war mit dem Gedanken an einen bevorſtehenden Kampf beſchäftigt. Aber die Luſt zum Widerſtande war größer, als die Beſorgniß vor den möglichen Gefahren.

Am 13. Julius wurde die Entlaſſung der Kollegen Necker's und die Zuſammenſetzung des neuen Miniſteriums, zu welchem ſo unpopulaire Namen, wie Breteuil, de la Galaizière, Foulon, gehörten, bekannt. In Paris gab es keine andere anerkannte Gewalt, als die der Wähler, welche ſich nach wie vor verſammelten und beriethen, und jetzt, um zunächſt Per-

sonen und Eigenthum gegen die möglichen Angriffe eines zahlreichen Pöbels zu schützen, an eine Bewaffnung der Bürgerschaft dachten. Sie fürchteten, daß ihnen sonst das eigentliche Volk, wie dies auch geschah, hierin zuvorkommen würde. Die Wähler schickten zu dem Ende einige aus ihrer Mitte nach Versailles, um mit der Nationalversammlung über diese Maßregel Rücksprache zu nehmen. Als die Nationalversammlung von dem bedenklichen Zustande der Hauptstadt in Kenntniß gesetzt worden, sandte dieselbe eine Deputation an den König, welche die Zurückziehung der Truppen verlangte, indem es ausgemacht sei, daß deren Nähe die Gährung in Paris unterhalte und vermehre. Ludwig XVI. hatte sich von den hochfahrenden Hoffnungen seiner Umgebungen blenden lassen und glaubte, daß die Hauptstadt, von Soldaten eingeschlossen und von Zufuhr entblößt, bald zur Unterwerfung gebracht werden würde. Er schlug das Gesuch der Deputation in unwilligen Worten ab. Es war dies eine der schwer zu begreifenden Halbheiten in dem Verhalten der Hofpartei, von welcher Ludwig XVI., da er nichts durch sich selbst sah und entschied, ganz abhing. Dieselbe hatte ein ansehnliches Truppenkorps um Paris und Versailles versammelt, verwandte es aber nicht und reizte und drohte, ohne zuzuschlagen. Der Oberbefehlshaber Herzog von Broglie, dem das Kriegsministerium bestimmt war, erschien gar nicht auf dem Schauplatze und ließ seinen Stellvertreter Besenval ohne bestimmte Anweisung.

Als die Nationalversammlung die abschlägliche Antwort des Königs erhielt, faßte sie folgenden Beschluß, in welchem sich der Anspruch, über die Lage der Dinge, das Verhalten des Hofes und der Minister ein oberstes Schiedsamt auszuüben, unumwunden zu erkennen gab. „Die Nationalversammlung erklärt: daß Necker und die übrigen entlassenen Minister der Achtung und Theilnahme der Nation würdig sind — daß dieselbe, von den Folgen erschreckt, welche die ablehnende Antwort des Königs nach sich ziehen kann, nicht aufhören wird, die Zurückziehung der Truppen und die Errichtung von bürgerlichen Milizen zu fordern — daß es zwischen dem Könige und der Volksvertretung keine Mittelspersonen giebt — daß die Minister und alle Civil- und Militairbehörden für alle den Rechten der Nation und den Dekreten der Versammlung zuwider laufenden Handlungen verantwortlich sind — daß die Minister und die übrigen Rathgeber des Königs, welchen Rang und welche Stellung dieselben auch einnehmen mögen*), für die, von ihnen dem Lande, gegen-

*) Dies bezog sich besonders auf die Königin und den Grafen von Artois.

wärtig oder künftig, verursachten Nachtheile persönlich zur Rechenschaft gezogen werden können — daß, da die öffentliche Schuld unter den Schutz der Rechtlichkeit des französischen Volks gestellt worden, keine Gewalt berechtigt sei*), den ehrlosen Ausdruck: „Bankerott" auszusprechen, und das öffentliche Vertrauen zu verletzen."

Die Nationalversammlung befand sich in diesem Augenblick in einer schwierigen Lage. Die Unterwerfung der Hauptstadt, welche damals, wo die unzuverlässige Gesinnung der Linientruppen noch nicht bekannt, und keine von der Regierung unabhängige bewaffnete Macht vorhanden war, nicht in das Gebiet der Unmöglichkeiten gehörte, hätte den Untergang der Volksvertretung nach sich ziehen können. Die Unentschlossenheit und Kopflosigkeit der Hofpartei war damals noch nicht so wie bald nachher erwiesen. Es stand der Nationalversammlung, vor der Gründung der Nationalgarde, keine organisirte Stütze zu Gebot und sie hätte einem Angriff auf ihr Dasein keinen materiellen Widerstand entgegensetzen können. Die fremden Truppen um Paris und Versailles würden ohne Zweifel die Befehle des Hofes ausgeführt haben, wenn dieser einigermaßen Muth und Nachdruck gezeigt hätte. Die Mitglieder der Nationalversammlung, welche zur Volkspartei gehörten, brachten, aus Besorgniß aufgehoben zu werden, die Nacht außerhalb ihrer Wohnungen zu. Die bisherigen Verhandlungen der Volksvertretung wurden von einem ihrer Sekretaire versiegelt und in geheime Verwahrung gegeben, weil man am 12. Julius die Auflösung der Versammlung und die Wegnahme ihrer Papiere besorgte. Letztere wenigstens sollten für eine bessere Zeit gerettet werden. Ungeachtet dieser Besorgnisse bewies sich die große Mehrheit der Deputirten der von ihnen seit dem 17. Junius eingenommenen Stellung würdig. Auf Antrag de la Fayette's und des Abbé Gregoire erklärte sich die Versammlung in Permanenz und setzte ihre Sitzungen dreimal vier und zwanzig Stunden lang ununterbrochen fort. Aber diesen schwankenden, zweifelhaften Zuständen sollte plötzlich von Paris aus ein Ende gemacht werden.

Am 13. Julius versammelten sich die hauptstädtischen Wähler in dem Hotel de Ville, unter dem Vorsitze des Prevot**) des Marschands,

*) Man beschuldigte das neue Ministerium, einen Staatsbankerott erklären, und ein Papier ohne Garantie in Umlauf setzen zu wollen

**) Die Stadt Paris stand im Mittelalter unter dem Gericht und der Verwaltung des Grafen von Paris, der für diese Geschäfte einen Stellvertreter (Prévôt) ernannte. Philipp I. ertheilte der Stadt das Recht, diesen Prevot zu wählen. Der Zusatz: „Prévôt des Marchands" — bezeichnet ihn als Vorsteher

Fleſſelles, der, obgleich dem Hofe anhänglich, eine ſcheinbar unparteiiſche Haltung annahm, und beſchloſſen nach einigem Zögern die Errichtung einer Miliz von 48,000 Mann, ſo daß jeder der 48 Bezirke, in welche Paris, behufs der Wahlen zu den Reichsſtänden, eingetheilt worden war, 1000 Mann zu ſtellen hatte. Dieſe Miliz ſollte aber nicht die am Tage vorher von der Volkspartei angenommene grüne Kokarde, weil grün die Livrée des Grafen von Artois war, ſondern die Farben der Stadt Paris: blau und roth, tragen. Zu ihrem erſten Kommandeur wurde anfänglich der Herzog von Aumont, welcher aber ausſchlug, und dann der Marquis de la Fayette, welcher annahm, ernannt. Ein erprobter und freiſinniger Officier, der Marquis de la Salle, erhielt die zweite Befehlshaberſtelle. Als man bald nachher dieſe, anfänglich nur für die Hauptſtadt, angenommene Einrichtung über das ganze Land ausdehnte, wurde die alte Nationalfarbe: weiß, hinzugefügt, und es entſtand die dreifarbige Kokarde, welche das Symbol des modernen Frankreichs geworden iſt. Da es an Feuergewehren fehlte, ſo wurde die Anfertigung von 50,000 Picken, welche innerhalb 36 Stunden fertig ſein mußten, angeordnet. Aber die fieberhafte Ungeduld des Volkes ward von dieſen Maßregeln nicht befriedigt. Der Platz vor dem Hotel de Ville war mit einer unermeßlichen Menſchenmenge bedeckt, welche bewaffnet zu werden verlangte. Man wußte, daß der Intendant von Paris, Berthier, ein eifriger Anhänger des Hofes, Flinten und Munition nach Paris hatte bringen laſſen, um ſie nöthigenfalls gegen das Volk zu brauchen, aber der Ort, wo dieſelben niedergelegt worden, konnte, da Berthier ſich von Paris entfernt hatte, nicht ermittelt werden. Es verbreitete ſich gegen Abend das Gerücht, daß in den Gewölben des Hotels der Invaliden eine große Menge von Gewehren verborgen ſei. Fleſſelles ſuchte die Menge zu täuſchen, indem er bald dieſen, bald jenen Ort bezeichnete, an welchem Waffen vorhanden ſein ſollten, wo aber bei näherer Unterſuchung keine vorgefunden wurden. Er wollte die Volksbewaffnung ſo lange verzögern, bis der von ihm erwartete Angriff der Truppen auf Paris ausgeführt ſein würde. Aber die von ihm angewandten Künſte ſchlugen, ohne Vortheil für die Sache, welcher er diente, zu ſeinem eigenen Verderben aus.

Der Hof gab ſich während dieſer Zeit einer blinden Sicherheit und der Hoffnung hin, den unruhigen Geiſt in Paris bald gedämpft und die

---

der Innung der Kaufleute, welche die erſte unter den ſtädtiſchen Korporationen war.

Nationalverſammlung aufgelöſt zu ſehen. Seltſam iſt es nur, daß das einzige Mittel, welches zu dieſem Ziele führen konnte, ein Angriff auf die Hauptſtadt, von Seiten der dazu in Bereitſchaft gehaltenen Truppen, nicht einmal ernſtlich verſucht wurde. In Verſailles glaubte man, daß die Aufregung in Paris, bei dem Ausbleiben der Zufuhr und dem Mangel an Leitung, bald in ſich erlöſchen werde. Weder der Baron von Beſenval, der mit ſeinen Deutſchen und Schweizern unthätig auf dem Marsfelde lagerte, noch der Graf von Sombreuil, Gouverneur des Hotels der Invaliden, wo ein bedeutender Waffenvorrath aufgehäuft lag, hatten Verhaltungsbefehle empfangen. Der Marquis von Launey, Gouverneur der Baſtille, war ſich ebenfalls ſelbſt überlaſſen geblieben. Die Hofpartei hielt es allerdings für möglich, daß das Volk, im Falle eines Angriffes auf daſſelbe, ſich vertheidigen würde, dachte aber nicht daran, daß es ſelbſt angreifen könnte. Man wollte ſeine Begeiſterung verfliegen laſſen, indem man ihm keine Gelegenheit zum Kampfe bot, und dann, wenn daſſelbe ermattet und getheilt ſein würde, zu ſeiner Unterwerfung ſchreiten. Die pariſer Menge galt damals, im Gegenſatz zu früheren und ſpäteren Zeiten, für weichlich, leicht zu lenken, für ausſchließend dem Vergnügen ergeben, und ohne Kenntniß des Gebrauches der Waffen. Die Volksaufſtände am 12. Mai 1588*) und am 27. Auguſt 1648**), wo die Pariſer ſich der Regierung furchtbar gemacht hatten, wurden als einer fabelhaften Vergangenheit angehörig betrachtet. Der Hof war über die Stimmung der hauptſtädtiſchen Bevölkerung in einem gefährlichen Irrthum befangen. Der Umſchwung in den Ideen, der Drang nach Neuerung, die vielen zur Aufſtachelung des Volkes in Bewegung geſetzten Mittel waren den in ihrer prachtvollen Abgeſchiedenheit in Verſailles weilenden Prinzen, Prälaten und Hofleuten gänzlich unbekannt geblieben.

Die Nacht vom 13. zum 14. Julius war noch unruhiger, als die vorangegangene. Volkshaufen durchzogen die Straßen und ſuchten überall nach Waffen. Alle Fenſter waren erleuchtet und nur die Kinder ſchliefen. Das Geräuſch, welches die, mit dem größten Eifer unternommene und ununterbrochen fortgeſetzte, Anfertigung der fünfzig tauſend Picken verurſachte, mahnte an den bevorſtehenden Kampf. Am Morgen des 14. Julius begab ſich ein Volkshaufe nach dem Hotel der Invaliden, um

*) „La Journée des barricades," die Heinrich III. zur Flucht aus Paris zwang.

**) Gegen die Königin-Regentin Anna von Oeſterreich und den Kardinal Mazarin gerichtet.

ſich der daſelbſt befindlichen Flinten zu bemächtigen. Der Gouverneur läugnete nicht deren Vorhandenſein, zögerte aber mit der Auslieferung und ſuchte zu unterhandeln. Die Menge wuchs ſo raſch, daß ſchon um neun Uhr wenigſtens 30,000 Perſonen vor dem Hotel ſtanden. Darunter befand ſich der Pfarrer von St. Etienne du Mont mit einem großen Theile der männlichen Bevölkerung ſeines Kirchſpiels. Ein anderer Geiſtlicher, der Abbé Lefebvre, theilte um dieſelbe Zeit auf dem Stadthauſe Pulver unter das Volk aus. Der Gouverneur der Invaliden verſuchte keinen Widerſtand, der übrigens vergeblich geweſen wäre. Es wurden in den Gewölben des Hotels 30,000 Flinten gefunden. Zwanzig Kanonen wurden fortgenommen. Reiche Leute ſchickten ihre Pferde, um ſie vor die Geſchütze ſpannen zu laſſen. Wo die Pferde fehlten, legte das Volk ſelbſt Hand an.

Der Name der Baſtille war, wegen der Menge von erlauchten und berühmten Perſonen, welche in ihr geſeſſen hatten, auf der ganzen Erde bekannt. Dieſelbe lag am öſtlichen Ende von Paris und beſtand aus acht Thürmen, welche durch ſtarkes Mauerwerk unter einander verbunden und von einem breiten und tiefen Graben umgeben waren. In dieſem Gefängniß waren Prinzen vom königlichen Hauſe, wie Condé, Feldherren, wie Baſſompierre, Luxemburg, Schriftſteller, wie Voltaire u. ſ. w., längere oder kürzere Zeit über eingeſchloſſen geweſen. Der Mann mit der eiſernen Maske hatte dort viele Jahre zugebracht und war daſelbſt geſtorben. Die Baſtille war unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. eines der geheimen Regierungsmittel (arcana regni) geweſen. Da man nicht mehr, wie früher ſo oft geſchehen, diejenigen, welche den Machthabern gefährlich erſchienen, gerichtlich aber nicht hätten überführt werden können, alsbald umbringen laſſen wollte, ſo wurden dieſelben in die Baſtille geworfen, um für immer oder für eine Zeit lang unſchädlich gemacht zu werden Unter Ludwig XIV. war die Baſtille mit den von den Jeſuiten verfolgten Janſeniſten, und anderen, wegen ihrer religiöſen und politiſchen Geſinnungen, verdächtigen Perſonen bevölkert geweſen. Unter Ludwig XV. war der Mißbrauch, welcher mit dieſem Gefängniß getrieben worden, auf das Höchſte geſtiegen. Nicht nur die Miniſter und andere hohe Beamte, ſondern auch die Buhlerinnen vornehmer Perſonen, deren Freunde und Kreaturen und überhaupt jeder, welcher Einfluß am Hofe beſaß, verſchafften ſich ſehr leicht mit der Unterſchrift des Königs verſehene Verhaftsbefehle, wo oft ſtatt des Namens des zu Verhaftenden ein leerer Raum gelaſſen war, der beliebig ausgefüllt werden konnte. Die Baſtille war aber kein gewöhnliches Kriminal-, ſondern ein Staatsgefängniß. Nur Perſonen

von einer gewissen Bedeutung wurden dorthin geschickt. Geschah es ausnahmsweise, daß Leute von dunkelm Namen sich daselbst befanden, so waren dieselben in irgend eine wichtige Angelegenheit verwickelt gewesen, hatten sich im Besitze irgend eines die Machthaber angehenden Geheimnisses befunden, dessen Verbreitung auf diese Art verhindert werden sollte.

Diese Eigenthümlichkeit der Bastille, nur Personen von Rang oder Ruf gefährlich zu sein, hätte dieselbe vor dem Zorn des pariser Volkes schützen sollen, welches nie mit ihr in Berührung kam, sondern andere Gefängnisse, wie die Conciergerie, Bicetre, Force u. s. w., zu fürchten hatte. Aber die Bastille war nicht blos ein Gefängniß, sondern vor allen Dingen ursprünglich eine Zwingburg gewesen, um die Bevölkerung in Abhängigkeit und Furcht zu erhalten. Ihre hohen und schwarzen Mauern ragten drohend empor, und von ihren, mit Kanonen besetzten, Thürmen aus konnte ein Theil von Paris in Brand geschossen werden. Seit langer Zeit war die Bastille, da es im pariser Volke seit der Minderjährigkeit Ludwig XIV. keine unruhigen Bewegungen gegeben hatte, keine Zwingburg mehr, und seit Ludwig XVI. Thronbesteigung waren nur selten Personen wegen Privatvergehen daselbst festgehalten worden. Aber der Schrecken, welchen die Bastille so lange eingeflößt hatte, war geblieben und hatte sich jetzt in Haß verwandelt. Das Volk sah in diesem Augenblick, wo es frei werden wollte, eine solche, von lauter Erinnerungen der Willkühr und Knechtschaft erfüllte, Feste als ein Hinderniß für eine bessere Zukunft an. Ohne daß die Menge vorher von Einzelnen darauf aufmerksam gemacht worden wäre, erhob sich am Morgen des 14. Julius, aus ihr selbst, plötzlich, wie durch Eingebung, der Ruf: „Nach der Bastille! Nach der Bastille! Wir müssen die Bastille haben!“

Der Gouverneur der Bastille, Marquis de Launey, welcher zu dieser wichtigen Stellung nur durch Begünstigung, wie damals in den meisten Fällen, gekommen war, hatte am 13. Julius, als sich Paris zu bewaffnen anfing, einige Maßregeln der Vertheidigung getroffen. Die Kanonen waren mit Kartätschen geladen, die übrigen Schießscharten mit Wallflinten vom stärksten Kaliber versehen. Die Besatzung bestand indeß nur aus 82 Invaliden und 36 Schweizern, aber die Bastille war so fest, daß sie nicht durch einen Handstreich und von einer ungeordneten Menge, sobald von den vorhandenen Vertheidigungsmitteln ein angemessener Gebrauch gemacht worden wäre, genommen werden konnte.

Eine ungeheure, aber großentheils nur mit Picken bewaffnete, Menge setzte sich gegen die Bastille hin in Bewegung. „Der beständige Ausschuß (conseil permanent)“, welchen die pariser Wähler am Tage

vorher aus ihrer Mitte errichtet, und dem ſie die oberſte Leitung der hauptſtädtiſchen Angelegenheiten übertragen hatten, wäre gern einem Angriff auf die alte Feſte ausgewichen. Die Mitglieder dieſes Ausſchuſſes, welcher im Stadthauſe ſeine Sitzungen hielt, waren nicht ohne Beſorgniß vor der dieſelben treffenden Verantwortlichkeit, wenn die Baſtille von dem Volke nicht genommen wurde, und Beſenval, auf dieſe Veranlaſſung, mit ſeinen Deutſchen und Schweizern endlich entſchloſſen in Paris eindrang. Etwas mußte aber geſchehen, um den Zorn der Maſſe gegen die Baſtille zu vermindern. Der beſtändige Ausſchuß ſchickte deshalb Unterhändler an den Gouverneur ab, welche die Zurückziehung der auf den Thürmen gegen die Stadt gerichteten Kanonen verlangten, dagegen im Gewährungsfalle von Seiten des Volkes ein friedliches Verhalten verſprachen. Es war aber leichter im Namen der Menge eine ſolche Zuſage zu leiſten, als dieſelbe beobachten zu laſſen. De Launey ging auf dieſen Vorſchlag ein. Bald darauf aber erſchien, von zwei Bewaffneten begleitet, ein Mann, der ſpäter in der Revolution oft genannt worden iſt, Thuriot*), und forderte den Gouverneur im Namen des Volkes zur Uebergabe der Baſtille auf. De Launey wies dieſe Forderung zurück und erklärte, ſich bis auf das Aeußerſte vertheidigen zu wollen. Er beging aber die Unvorſichtigkeit, Thuriot bis in das Innere der Feſte dringen und die Thürme beſteigen zu laſſen, der dort die Aufforderung, die Baſtille zu übergeben, vor Officieren und Soldaten wiederholte, und im Weigerungsfalle mit der ſchwerſten Verantwortlichkeit drohte. „Ich hoffe," ſagte Thuriot beim Weggehen, „daß das Volk einwilligen wird, mit Euch zugleich die Baſtille zu beſetzen!" Die Invaliden, welche, mit der Menge in täglicher Berührung, gern einen Kampf gegen dieſelbe vermieden hätten, hörten Thuriot mit Befriedigung zu, während die Schweizer, von einem entſchloſſenen Officier, dem Kapitain von der Flue, befehligt, unerſchütterlich blieben und ſich zum Widerſtande anſchickten.

Das Volk hatte, als es Thuriot aus der Baſtille treten ſah, gehofft, dieſelbe bald übergeben zu ſehen. Die getäuſchte Erwartung fachte ſeine Ungeduld und Wuth noch höher an. Die alte Feſte ward jetzt ſo eng als möglich eingeſchloſſen, und auf die Thürme, wo ſich Soldaten blicken ließen, gefeuert. Aber die Geſchoſſe der Angreifer verfehlten meiſt ihr Ziel. Zwei verwegene Männer aus dem Volke, Davanne und Daſſin, kamen endlich, unter einem Hagel von Kugeln, bis zu dem Wachthauſe, welches

*) Thuriot war es, der, als Präſident des Konvents, am 9. Thermidor zu Robespierre's Sturz beitrug.

an der erſten Zugbrücke lag. Ihr Beiſpiel lockte einige andere herbei. Ihren vereinten Anſtrengungen gelang es, die Ketten zu durchhauen, in welchen die Zugbrücke hing, die mit großem Geräuſch niederfiel. Die bewaffnete Menge drang jetzt über die niedergelaſſene Brücke in den erſten Hofraum der Baſtille ein. Hier wurde ſie aber mit einem wohlgenährten Feuer empfangen und eine Zeit lang aufgehalten. Die Angreifenden, von welchen der größte Theil das Durchhauen der Ketten nicht hatte bemerken können, glaubten, daß der Gouverneur die Brücke habe ſenken laſſen, um das Volk heranzulocken und einem gewiſſen Untergange auszuſetzen. Die Klage über Verrath, der Ruf nach Rache ward von allen Seiten erhoben.

Einer der ſchwer Verwundeten ward jetzt auf eine Bahre gelegt und, um das Volk noch mehr zu entflammen, durch die Straßen der Stadt getragen. Dieſer Anblick und die Ueberzeugung von der Gefahr jedes Verzuges riß zu einem verſtärkten Angriff gegen die Baſtille fort. Eine Abtheilung des Regiments der franzöſiſchen Garden ſetzte ſich mit einer Anzahl von Geſchützen in Bewegung. Eine Menge von, aus den benachbarten Garniſonen, heimlich nach Paris gekommenen Soldaten ſchloß ſich den Gardes françaiſes an. Dieſe Kolonne, welche aus lauter Militairs beſtand, wurde von Elie, einem Officier des Regiments Königin, befehligt. Nach ihnen kamen einige tauſend Leute aus dem Volke, die von einem gewiſſen Hullin, durch ſeine Unerſchrockenheit und Körperſtärke bekannt, geführt wurden.

Die Begeiſterung der Angreifenden nahm mit dem Gefühle ihrer Kraft zu. „Wir müſſen die Baſtille haben!“ wurde mitten unter dem Kanonen- und Flintenfeuer vernommen. Am Fuße der alten Feſte drängte ſich eine bunt gemiſchte Menge, ſelbſt Geiſtliche und Frauen darunter, die ſich lieber der äußerſten Gefahr ausſetzte, als von ihrem Vorhaben abſtand. „Wir wollen eher den Graben mit unſeren Leichen ausfüllen, als zurückweichen!“ hieß es. Mehr wie ein tödtlich Verwundeter ſagte: „Ich ſterbe, Freunde, aber haltet aus und Ihr werdet den Sieg davon tragen!“ —

Der Gouverneur, welcher von den Thürmen aus die unermeßliche Volksmenge, welche die Baſtille umgab, überſehen konnte, war gleichwohl zur Fortſetzung des Widerſtandes entſchloſſen. Aber die Invaliden, welche ſich, wie bald alle franzöſiſche Soldaten, der Sache, welche ſie bekämpfen ſollten, verwandt fühlten, wollten von keiner weiteren Vertheidigung hören. Mit den 36 Schweizern allein glaubte de Launey ſich nicht halten zu können. Der Gedanke, daß ſelbſt das größte Blutbad,

bei dem beharrlichen Willen des Volkes, die endliche Uebergabe der Feſte nicht verhindern werde, bemächtigte ſich ſeiner und zog ihn unentſchieden hin und her. Er war ohne Verbindung mit Beſenval, von dem ein Schreiben an den Gouverneur von dem Volke aufgefangen worden, und ſchien vergeſſen und aufgegeben zu ſein. Denn unerklärterer Weiſe that Beſenval gar nichts, um der Baſtille zu Hülfe zu kommen, obgleich er jeden Kanonenſchuß hören konnte. Bei dem wandelbaren Sinne des Königs und der großen Aufregung in allen Theilen Frankreichs fürchtete der Gouverneur, für Das, was er that, zuletzt allein verantwortlich gemacht zu werden, und fühlte ſich einer ſolchen Laſt nicht gewachſen. De Launey's moraliſche Kraft ward von dieſen Betrachtungen gebrochen, aber ſein phyſiſcher Muth blieb ungeſchwächt. Um ſeiner drangvollen Lage und einer unter allen Umſtänden peinlichen Zukunft zu entgehen, beſchloß er, ſich unter den Trümmern der Baſtille zu begraben. Er eilte nach der Pulverkammer, um ſie anzuzünden, wurde aber von zwei Officieren mit Gewalt daran gehindert, und jetzt von ſeinen eigenen Soldaten genau beobachtet. Wenn Launey ſeine Abſicht hätte ausführen können, ſo würde nicht blos die Baſtille, ſondern auch ein Theil von Paris in die Luft geſprengt worden ſein.

Von dem Augenblick an, wo de Launey an der Ausführung ſeines verzweifelten Entſchluſſes gehindert worden, war er, im Gegenſatz zu dem Kapitain von der Flue und deſſen Schweizern, zu der Uebergabe der Feſte entſchloſſen, und wollte von keinen Einwendungen mehr hören. Es koſtete aber große Mühe, um das Papier, welches die Bedingungen enthielt, unter welchen der Gouverneur die Baſtille überliefern wollte, bis zu den Zunächſtſtehenden unter den Belagerern gelangen zu laſſen. Die Beſatzung verlangte, mit kriegeriſchen Ehren abziehen zu dürfen, begnügte ſich aber, als dies verworfen wurde, mit dem Verſprechen, daß ihres Lebens geſchont werden ſollte. Als die letzte Zugbrücke geſenkt war, drangen die Angreifenden, Soldaten und Volk, wie ein Strom in das Innere der alten Feſte ein. Es geſchah dies nach einem Kampfe, der um Mittag angefangen und einige Minuten nach fünf Uhr Abends aufgehört hatte (14. Julius 1789).

Die Einnahme der Baſtille wird immer einer der denkwürdigſten Momente in der neueren Geſchichte bleiben. Denn obgleich von der Beſatzung nur wenige getödtet und verwundet wurden, und obgleich die Angreifenden nur zwei und achtzig Todte und ungefähr eben ſo viele Verwundete verloren haben, ſo hat dieſes Ereigniß dennoch tiefere und allgemeinere Folgen, als die meiſten großen Schlachten, nach ſich gezogen

Von einem Ende Europa's bis zu dem anderen ward die Nachricht: „Die Baſtille iſt gefallen!“ ſelbſt da, wo die Willkühr ungehindert waltete, mit Freude und Begeiſterung wiederholt. Es war dies ein ahnungsvoller Ruf, von welchem einen Augenblick lang das ſchlummernde Echo der Freiheit überall geweckt wurde.

Die Beſatzung der Baſtille war in zwei Abtheilungen, ohne Waffen, im inneren Hofe, die Invaliden rechts, die Schweizer links, aufgeſtellt. Alle entblößten das Haupt, als die Sieger eindrangen. Die Schweizer hatten über ihre Uniformen Röcke von weißer Leinwand gezogen, was ihnen das Anſehen von in der Feſte beſchäftigten Tagelöhnern oder armen Gefangenen gab. Sie verhielten ſich ſtill, während die Invaliden das Volk mit Jubelgeſchrei empfingen. Gleichwohl ſchwebten letztere, die ſogleich an ihren Uniformen erkannt wurden, in großer Gefahr, und konnten nur mit unendlicher Mühe vor der Wuth der Menge geſchützt werden. Ein Schweizer, der von den Umſtehenden beſchuldigt wurde, die Kanonen mit beſonderem Eifer gegen das Volk gerichtet zu haben, wurde alsbald niedergemacht. Daſſelbe begegnete, aber aus Verſehen, einem der Officiere, welche den Gouverneur abgehalten hatten, die Pulverkammer anzuzünden. Die übrigen Schweizer retteten ſich, mit Hülfe der franzöſiſchen Garden, faſt alle, von den Invaliden kamen nur wenige um. De Launey ſollte nach dem Hotel de Ville vor den beſtändigen Ausſchuß gebracht werden. Ungeachtet der hartnäckigen Vertheidigung, welche ihm Hullin und einige andere Führer des Volkes, nicht ohne eigene Gefahr, angedeihen ließen, ward er ſeinen großmüthigen Beſchützern mit Gewalt entriſſen, umgebracht, und der abgehauene Kopf auf eine Picke geſteckt. De Launey war in Paris übel berüchtigt. Er galt für hart, geizig, ſittenlos, und würde, wäre dies auch nicht der Fall geweſen, wahrſcheinlich ſchon wegen des Haſſes gegen die alte Zwingburg, in welcher er ſo lange befehligt hatte, aufgeopfert worden ſein. Obgleich Elie, jener Officier, welcher die franzöſiſchen Garden gegen die Baſtille geführt hatte, die Kapitulation, welche den Gefangenen Schonung des Lebens verſprach, auf der Spitze ſeines Degens trug, und das Volk mit lauter Stimme an dieſe Bedingung erinnerte, ſo gelang es ihm doch nicht, der von einem fünfſtündigen Kampfe entflammten Menge die nöthige Mäßigung und Zucht aufzulegen. Es gab Weiber, deren Männer umgekommen waren, welche mit Meſſern über die Gefangenen herfallen wollten. Wenn auch, bei einer Beurtheilung dieſer Thatſachen, die wilde Aufregung des Augenblicks in Betracht gezogen werden muß, ſo war es doch immer ein übles

Zeichen von dem Charakter des Volkes, daß es ſeinen erſten Sieg durch einen Vertragsbr unduch unnützes Blutvergießen befleckte.

Außer de Launey kamen, auf dem Wege nach dem Stadthauſe, von den Officieren der Baſtille der Major de Losme, der Adjutant Miray und der Lieutenant Perſon um, Männer, welche in ihrem Kreiſe alle eines guten Rufes genoſſen, und, ohne eigene Schuld, in das Schickſal des Gouverneurs hineingezogen wurden. Ihre Körper wurden erkannt und begraben. Man hat nie erfahren können, was aus de Launey's Leiche geworden war. Sechs Monate nach ſeinem Tode händigte ein Soldat die Uhr und den Siegelring des ehemaligen Gouverneurs ſeiner Familie ein, ohne ſich aber über die Art, wie er in den Beſitz dieſer Sachen gekommen war, zu erklären.

Von dem Volke wurde, als es die Baſtille eingenommen hatte, faſt eben ſo viele Neugierde als Freude an den Tag gelegt. Man durchſuchte die entlegenſten Räume, ſtieg bis in die tief gelegenſten Zellen, wo die Gefangenen wie lebendig begraben geweſen, hinab, betrachtete die ſchweren Ketten, die ungeheuren Riegel und konnte ſeine Verwunderung über die Düſterheit und Oede des Ortes nicht lebhaft genug zu erkennen geben. Aber die Erwartung der Sieger, welche durch die Einnahme der Baſtille mehr noch ein Werk der Humanität als der Politik zu vollbringen dachten, indem ſie eine Menge unſchuldig Verhafteter zu befreien hofften, ward hierin gänzlich getäuſcht. Man fand nur ſieben Gefangene vor, von welchen vier wegen Ausſtellung falſcher Wechſel, drei auf Verlangen ihrer Familien, um ſie einer gerichtlichen Unterſuchung zu entziehen, eingekerkert worden waren. Zwei darunter waren wahnſinnig geworden. Seit Turgot's und Malesherbes' Miniſterium hatte die Baſtille aufgehört, ein Staatsgefängniß zu ſein. Da aber in der Verwaltung und Rechtspflege dieſelbe Willkühr und Heimlichkeit, nach wie vor, beſtehen blieb, ſo hatte das Volk auch in Bezug auf die Baſtille an die Fortdauer der früheren Zuſtände geglaubt. Es war noch nicht lange her, daß ein gewiſſer Latude, auf Veranlaſſung der Marquiſe von Pompadour, in die Baſtille geworfen, in einem der ſcheußlichſten Kerker derſelben dreißig Jahre zugebracht hatte, und erſt unter Ludwig XVI., und nicht ohne große Mühe, befreit worden war.

Während die Baſtille von dem Volke angegriffen wurde, war es in dem Hotel de Ville und in deſſen Nähe faſt eben ſo ſtürmiſch hergegangen. Obgleich man glaubt, daß gegen 100,000 Menſchen um die Baſtille verſammelt geweſen ſind, ſo waren dennoch die Quais und der

Greveplatz von dicht gedrängten Schaaren bedeckt. Ganz Paris war an diesem Tage in der Straße zu finden. Außerdem hatten sich aber, wie schon oben erwähnt worden, sehr viele Fremde, Neugierige, Arbeit Suchende, Bettler, Landstreicher nach der Hauptstadt begeben. Das benachbarte Landvolk war in Massen eingeströmt. Die Regierung hatte kurz vorher, wegen Geldmangels, zwanzigtausend mit öffentlichen Arbeiten beschäftigte Leute auf das Pflaster geworfen, welche die unruhige Bewegung vermehren halfen. Alles feierte und nahm an den Vorgängen wenigstens als Zuschauer Theil.

Der beständige Ausschuß war am 14. Julius, unter dem Vorsitz des Prevot des Marchands Flesselles, vom frühen Morgen an in dem Stadthause versammelt gewesen. Ungeachtet der Flinten, welche man bei den Waffenschmieden und in dem Hotel der Invaliden gefunden hatte, ward immer noch der Mangel an Feuergewehr gefühlt. Flesselles war verdächtig, mit dem Hofe in Versailles, mit Besenval, der mit seinen Truppen auf dem Marsfelde lagerte, und mit dem Gouverneur der Bastille im Geheimen einverstanden zu sein, und der Volksbewaffnung Hindernisse in den Weg zu legen. Der Argwohn gegen ihn, welcher schon am 13. Julius laut geworden, nahm während des Angriffes auf die Bastille mit jeder Stunde zu. Man legte ihm die Schuld bei, daß das Volk bei dem Kampfe sich in so großem Nachtheil befinde, und die Mehrheit desselben nur mit den unzulänglichen Picken bewaffnet sei.

Um ½6 Uhr Abends gab sich auf dem Greveplatz eine außerordentliche Bewegung kund. Ein unermeßlicher Jubel brach aus den Massen hervor. Es langte die Nachricht von der Einnahme der Bastille an, und die ersten Boten des Sieges erschienen. Elie wurde, das Haupt mit einem Lorbeerkranze gekrönt, von seinen Kameraden im Triumph die große Treppe hinauf in den Saal getragen, in welchem sich Flesselles und die pariser Wähler befanden. Nach Elie kam ein Mann, welcher das Reglement der Bastille auf der Spitze eines Bajonets trug. Die alten Schlüssel der Zwingburg wurden vorgezeigt. Alle Fenster standen offen und das im Innern des Stadthauses und das draußen auf dem Greveplatz versammelte Volk begrüßte und beglückwünschte sich gegenseitig. Die lange Spannung und Erwartung brach endlich in stürmischen Aeußerungen der Freude aus.

Das Gelingen der großen Unternehmung, die Eroberung der Bastille nach so vieler Anstrengung und Gefahr, hätte die Menge, wenigstens für den Augenblick, beruhigen und milder stimmen sollen. Es geschah dies aber nicht. Der Verdacht, welchen Flesselles' Verhalten in

den letzten Tagen eingeflößt hatte, war zu tief gewurzelt. Der Prevot des Marchands, als ſolcher, gehörte einer Ordnung der Dinge an, die offenbar zum Untergange beſtimmt war, und ſein Ruf und Charakter waren nicht von der Art, um ihn perſönlich dieſem allgemeinen Verderben entrinnen zu laſſen. Fleſſelles ward beſchuldigt, bei Führung ſeines Amtes viele Ungerechtigkeiten begangen zu haben, und galt für einen Verächter des Volkes, von welchem er noch in der letzten Zeit mit ſpöttiſcher Geringſchätzung geſprochen haben ſollte. Die Menge drängte ſich immer dichter und drohender um die Tafel, an welcher Fleſſelles ſaß. Der auf einer Picke umher getragene Kopf des ehemaligen Gouverneurs der Baſtille ſchien dem Prevot des Marchands ein ähnliches Schickſal anzukündigen. Um ihn vor Gewaltthätigkeiten zu ſchützen, denn das Hotel de Ville war in dieſem Augenblick der gefährlichſte Ort für Fleſſelles, ward vorgeſchlagen, denſelben nach dem Palais royal, wo es weniger ſtürmiſch zuging, unter dem Vorwande, daß von dort die meiſten Klagen gegen ihn ausgegangen wären, abzuführen. Der Prevot des Marchands ſtieg, froh aus ſeiner qualvollen Lage befreit zu werden, von einigen Wählern begleitet, ſchnell die Treppe hinab und kam glücklich über den Greveplatz, als er an der Ecke des Quai Pelletier von einem Unbekannten durch einen Piſtolenſchuß niedergeſtreckt wurde. So endigten, an demſelben Tage, der Befehlshaber der alten Zwingburg und das Haupt der im Mittelalter entſtandenen ſtädtiſchen Verwaltung. Es war dies ein blutiger Beweis von der Wuth und Erbitterung, welche das Volk gegen die Perſonen und Einrichtungen der Vergangenheit erfüllte. Von dieſem Augenblick an war eine friedliche Ausgleichung zwiſchen der alten und neuen Zeit faſt unmöglich geworden.

Während man ſich in Paris ſchlug, waren in Verſailles der Hof und die Nationalverſammlung von einander entgegengeſetzten Empfindungen beſeelt. Der Hof erwartete jeden Augenblick die Nachricht von der Beſetzung der Hauptſtadt und der Unterwerfung ihrer aufrühreriſchen Bevölkerung, und die Nationalverſammlung fürchtete für ihr Daſein und viele ihrer Mitglieder für ihre perſönliche Sicherheit. Es war ſchon die Rede davon, die Grundlagen der Verfaſſung auszuſprechen, um dieſelben, im Falle einer gewaltſamen Auflöſung, der Nation wie eine letztwillige Verfügung hinterlaſſen zu können. Es waren viele Truppen nach Verſailles berufen worden und ein Feſt, das man ihnen am Nachmittag in der Orangerie gab, ward, um die Stimmung der Soldaten zu erhöhen, von der Königin und ihrer Freundin, der Herzogin von Polignac, beſucht. Dieſe Truppen ſollten in der folgenden Nacht gegen Paris verwandt werden. Die

Deputirten konnten in ihrem Sitzungssaale die aus der Orangerie her tönenden Gesänge der Soldaten, welche ihnen nichts Gutes weissagten, vernehmen. Als endlich die Nachricht von dem Angriffe der Pariser auf die Bastille in Versailles ankam, glaubte der Hof, daß die alte Feste sich in jedem Falle halten, und daß das verfehlte Unternehmen das Volk schwächen und entmuthigen werde. „Die Bastille ist uneinnehmbar!" hieß es in den Umgebungen der Königin und des Grafen von Artois, und wer anderer Meinung gewesen wäre, würde für einen Feind des Königs gegolten haben. Der neu ernannte Unterstaatssekretair im Kriegsministerium, Foulon, und sein Schwiegersohn, Berthier, Intendant von Paris, hatten die administrativen Vorbereitungen zu einem Angriff auf die Hauptstadt, wie die Beschaffung von Quartier für die Truppen, die Herbeiziehung und Vertheilung von Lebensmitteln und Futter, mit großem Eifer unternommen.

Als die Nationalversammlung durch zwei ihrer Mitglieder, den Vicomte von Noailles und den Baron von Wimpfen, welche von Paris ankamen, die Einnahme der Bastille und den Tod des Gouverneurs erfuhr, schickte sie alsbald zwei Deputationen nach einander an den König, welche die Entfernung der Truppen aus der Nähe von Paris und Versailles verlangten, was schon einige Tage vorher gefordert, aber verweigert worden war. Ludwig XVI. versprach jetzt, Paris räumen zu lassen, was aber schon ohne sein Zuthun geschehen war, und Officiere nach Paris zu schicken, welche den Befehl über die städtische Miliz übernehmen sollten, eine Absicht, welche bewies, daß er sich von der Stimmung der hauptstädtischen Bevölkerung noch immer keine klare Vorstellung machen konnte. Denn wenn die Pariser schon vor der Einnahme der Bastille nicht geneigt gewesen waren, sich den von Versailles kommenden Anordnungen zu unterwerfen, so war dies jetzt noch viel unwahrscheinlicher geworden. Es waren unterdessen zwei von dem Hotel de Ville abgesandte Wähler in Versailles angekommen, welche die Versammlung von den Ereignissen des verflossenen Tages in nähere Kenntniß setzten. Die Deputirten beschlossen, unter de la Fayette's Vorsitz, die Nacht über zusammen zu bleiben. Die Nationalversammlung war noch immer für ihre eigene Sicherheit besorgt, indem sie einen verzweifelten Anschlag des Hofes auf sie selbst, um überhaupt die ganze Bewegung zu lähmen, für möglich hielt. Andererseits wußte sie nicht, welchen weiteren Verlauf der Aufstand in Paris annehmen würde. Sie fürchtete eine Auflösung aller Bande der Ordnung und Gesetzlichkeit, und fühlte sich von den Gefahren der Anarchie fast eben so sehr wie von denen des Despotismus bedroht.

Ludwig XVI. natürliche Stimmung war die der Gleichgültigkeit, ſo daß er ſchwer erhoben, aber auch ſchwer niedergeſchlagen werden konnte. Das Haupt des ephemeren Miniſteriums, welches nach Necker's Entlaſſung gebildet worden, der Baron von Breteuil, hatte ihn bisher über die Stimmung des Volkes in möglichſt großer Unkunde gelaſſen, und auch die letzten Ereigniſſe in Paris in einem verkleinernden Licht dargeſtellt. Der König hatte ſich demnach, ohne eine beſondere Bewegung zu verrathen, zur Ruhe begeben und hoffte, daß ſich Alles wieder von ſelbſt in das Gleichgewicht ſetzen werde. Einer der vornehmſten Hofleute, der aber zu der liberalen Minorität des Adels auf den Reichsſtänden gehört hatte, der Herzog de la Rochefoucauld-Liancourt, war über die Sorgloſigkeit des Königs und ſeine Unkenntniß der wahren Lage der Dinge beſorgt gemacht worden. Seine Stelle gab ihm das Recht, bei Ludwig XVI. zu jeder Stunde vorgelaſſen zu werden. Er trat in das königliche Schlafzimmer und ſuchte ſeinen Gebieter über die denſelben und ſeine Familie bedrohenden Gefahren, über die wankende Treue der Truppen und die ſteigende Aufregung des Volkes aufzuklären, und ihn zu einem verſöhnenden Entgegenkommen gegen die öffentliche Meinung zu bewegen. Als der König die Einnahme der Baſtille erfuhr, rief er: „Das iſt eine Revolte!“ — „Nein, Sire,“ erwiederte Liancourt, „es iſt dies eine Revolution!“ — Der Hof war unterdeſſen von ſeiner Vermeſſenheit und Verblendung zurückgekommen. Die Grafen von der Provence und von Artois hatten ſich ebenfalls zum Könige begeben, und vereinigten ihre Bitten mit denen Liancourt's, der Volkspartei näher zu treten.

Am 15. Julius begab ſich Ludwig XVI., ohne das übliche Gefolge, blos von ſeinen beiden Brüdern begleitet, nach der Nationalverſammlung, wo er anfänglich mit einem tiefen Stillſchweigen empfangen wurde. Als er aber einige verſöhnende und vertrauensvolle Worte, des Inhalts, daß er ſich mit der Nation ganz eins fühle, daß man ſeine Abſichten falſch gedeutet, daß er Befehl gegeben habe, die Truppen von Paris und Verſailles zu entfernen, geſprochen hatte, ward er von einem außerordentlichen Beifallsruf unterbrochen und von der ganzen Verſammlung nach ſeinem Schloſſe zurückbegleitet. Das Volk ſtimmte in die Begeiſterung der Deputirten ein. Die Königin erſchien, ihren Sohn, den Dauphin, im Arm, auf dem Balkon und wurde von der Menge, obgleich mit weniger Lebhaftigkeit als der König, aber ebenfalls gut empfangen.

Ungeachtet der augenblicklichen Freude und Zufriedenheit, mußte ſich ein Vergleich zwiſchen dieſem 15. Julius, wo der König ohne allen Pomp, ſelbſt ohne andere Ordenszeichen als das Ludwigskreuz, in der

Nationalversammlung erschienen war, und stehend und unbedeckten Hauptes gesprochen hatte, und jenem 23. Junius aufdringen, wo derselbe, von seinem Hofe umgeben, im königlichen Ornate, die vom Tiersetat gefaßten Beschlüsse mit drohenden Worten für aufgehoben erklärt hatte. Es war nicht wohl möglich, daß in Ludwig XVI. Gesinnungen in dem kurzen Zwischenraume von drei Wochen eine gänzliche Veränderung vorgegangen sein sollte. Die Führer der Volkspartei und das Volk selbst begannen deshalb bald an der Aufrichtigkeit des Hofes zu zweifeln, und fürchteten, daß derselbe bei der ersten Gelegenheit das Verlorene wiederzugewinnen versuchen würde. Von der Einnahme der Bastille an mußte Ludwig XVI. in den Augen der Menge als ein Besiegter erscheinen und kam sich selbst als ein solcher vor. Die von der Eröffnung der Reichsstände gebotene Gelegenheit, das Staatsleben auf eine, mit den in der Nation herrschenden Ueberzeugungen, übereinstimmende Grundlage zu stellen, war unbenutzt vorübergelassen worden, und sollte nicht wiederkehren. Alle späteren Zugeständnisse mußten als ein Ergebniß der Noth und des Zwanges erscheinen, und, so lange dem Hofe noch militairische Kräfte zu Gebote standen, für ungewiß gelten.

Das Ministerium des Baron von Breteuil, welches nur drei Tage lang bestanden und, durch seinen übel berechneten Plan für die Unterwerfung der Hauptstadt, die Gährung daselbst zum Ausbruch gebracht hatte, war verschwunden, und seine Mitglieder suchten sich vor dem Unwillen des Volkes durch die Flucht oder Verborgenheit zu retten. Auf Veranlassung der Nationalversammlung schrieb der König am 16. Julius an Necker, und forderte ihn zu der Uebernahme seiner frühern Stellung auf. Necker befand sich auf seiner Reise nach Genf in Basel, als er die königliche Einladung erhielt, und war über die Ereignisse in Paris, welche er nicht entfernt vorausgesehen hatte, im höchsten Grade erstaunt. Er entschloß sich jedoch, von den gemachten traurigen Erfahrungen nicht erschreckt, dem Rufe Ludwig XVI. zu folgen, und schickte sich sogleich zur Rückkehr nach Frankreich an.

In Paris ward die innere Aufregung durch die Einnahme der Bastille nicht gedämpft. Die Nacht vom 14. zum 15. Julius verfloß eben so unruhig, wie die vorangegangenen Nächte. Es schien höchst unwahrscheinlich, daß der Hof, welcher 40,000 Mann in der Nähe der Hauptstadt versammelt hatte und deren in kurzer Zeit noch mehr herbeiziehen konnte, durchaus unthätig bleiben würde. Ein beunruhigendes Gerücht nach dem andern tauchte auf. Man befürchtete jeden Augenblick einen Ueberfall von Seiten der Kavallerie, welche meist aus fremden Regimentern bestand. Die Einen wollten

wiſſen, daß Beſenval Befehl erhalten habe, ſich der Baſtille wieder um jeden Preis zu bemächtigen, Andere, daß Paris bombardirt werden ſollte Die Führer der Volkspartei ließen, um einem möglichen Angriffe der Truppen zuvorzukommen, in aller Eile die Höhen bei Paris mit Geſchütz beſetzen. In einem großen Theile der Stadt wurde das Pflaſter aufgeriſſen, um den Andrang der Kavallerie zu verhindern. Die Bewaffnung des Volkes, welches ſich jetzt im Beſitz einer größeren Anzahl von Flinten als vorher befand, obgleich die Picken noch immer vorherrſchten, dauerte ununterbrochen fort, und dieſes von Paris gegebene Beiſpiel ward mit Blitzesſchnelle in ganz Frankreich, ſelbſt in den entlegenſten Gegenden, nachgeahmt. In dieſer erſten Zeit der Revolution ſchien die Bevölkerung in allen Theilen des Landes von ein und demſelben Gefühl durchzuckt zu ſein, und handelte, ohne vorangegangene Verabredung, ohne von außen gekommene Anordnungen, überall in ähnlicher Weiſe. Durch dieſe einmüthige Richtung der Gedanken und Thaten bewies die beginnende Bewegung, daß ſie, ſo viel Verwerfliches ſich ihr im Einzelnen auch anhängen mochte, im Ganzen eine Nothwendigkeit geworden war.

Die Nationalverſammlung beſchloß, eine große Deputation, aus 100 ihrer Mitglieder beſtehend, nach der Hauptſtadt zu ſenden, um die Pariſer über den davon getragenen Sieg zu beglückwünſchen, und, um ſo viel als möglich zu der Wiederherſtellung der Ruhe und Ordnung beizutragen. Denn die unendliche Mehrheit der Verſammlung dachte eine friedliche Revolution, eine zwar tiefgehende, aber unblutige Umgeſtaltung der bisherigen Einrichtungen durchzuführen, und wollte vor allen Dingen den König, von welchem ſie keinen Widerſtand mehr zu beſorgen hatte, den ſie aber als eines nützlichen Werkzeuges nicht entbehren zu können glaubte, dem Namen nach an die Spitze der Bewegung geſtellt ſehen.

Zu der Deputation der Nationalverſammlung gehörten einige ihrer berühmteſten Namen: de la Fayette, Sieyès, Bailly, Mounier, Lally-Tollendal, Talleyrand u. ſ. w. In ihren Reden ſuchten dieſelben dem Volke das Bild des Königs, welcher faſt vergeſſen worden war, zurückzurufen. Denn Ludwig XVI. war, ſeit der Eröffnung der Reichsſtände, von dem Volke als ganz von ſeinen Umgebungen abhängig gedacht, und deshalb wenig in Betracht gezogen worden. Nicht er, ſondern die Königin, der Graf von Artois, der Hof galten für die Seele Deſſen, was geſchah. Auf dem Balkon des Hotel de Ville ſtehend, ergriff zuerſt der Marquis de la Fayette das Wort und erklärte, daß der König bisher getäuſcht und irre geleitet worden, jetzt aber über die Lage der Dinge aufgeklärt ſei, und Alles thun werde, um ſein Volk glücklich zu machen

Der Marquis von Lally-Tollendal, dessen Vater auf demselben Platze, wo jetzt der Sohn zu dem versammelten Volke sprach, dreißig Jahre vorher, ungerechter Weise hingerichtet worden war, drückte sich in demselben Sinne aus, und hob die Gesinnungen und Tugenden Ludwig XVI. hervor. Da die Menge damals nur Mißtrauen in die Kraft und Selbstbestimmung des Königs setzte, aber keine Abneigung gegen dessen Person empfand, so wurden die Redner, welche ihn lobten, mit Beifall angehört. Es erhoben sich jetzt Stimmen unter der Menge, welche verlangten, daß Ludwig XVI. nach Paris kommen solle, um durch seine Gegenwart das Bündniß mit dem Volke zu besiegeln. Dieses Verlangen ward bald so allgemein, daß die Deputirten den Besuch des Königs, ohne dazu beauftragt zu sein, versprechen mußten.

Alle bisherigen Gewalten hatten in Paris aufgehört. Der Polizeichef hatte seine Entlassung eingereicht, der Intendant war entflohen, und mit letzterem hatte alle eigentliche Verwaltung, besonders deren wichtigster Zweig, die Aufsicht über die Getraidezufuhr, aufgehört. Die großen Gerichtsbehörden, wie Parlament, Chatelet u. s. w., regten sich nicht Es hatten deshalb die Wähler, einige Beamte und Geistliche, und wer sonst durch Einsicht und Muth hervortrat oder sich vordrängte, die Leitung der Angelegenheiten über sich genommen. Diesem Provisorium sollte jetzt ein Ende gemacht werden. Bailly wurde, in Erinnerung an den im Ballhause geleisteten Eid, zum Haupte der städtischen Verwaltung in des ermordeten Flesselles Stelle, aber nicht mehr mit dem Titel eines Prevot des Marchands, sondern dem eines Maire von Paris, und de la Fayette zum Oberbefehlshaber der pariser Miliz, welche von jetzt an Nationalgarde hieß, von den in dem Stadthause versammelten Wählern ernannt, und von dem unten stehenden Volke durch Zuruf bestätigt Der Erzbischof von Paris, de Juigné, welcher lange der Vereinigung der drei Stände widerstrebt hatte, war anwesend. Auf seine Veranlassung begab man sich von dem Hotel de Ville in feierlichem Zuge nach der Kathedrale, um dort ein Te Deum zu singen und Gott für die, wie man hoffte, wiederhergestellte Eintracht zu danken. An der Seite des Erzbischofs, welcher ein entschiedener Anhänger der alten Ordnung der Dinge war, ging jener Abbé Lefebvre, welcher dem Volke im Stadthause das Pulver zur Bekämpfung der Truppen ausgetheilt hatte, und Bailly, der neu ernannte Maire von Paris, wurde von Hullin, einem der Leiter bei dem Angriffe auf die Bastille, geführt, zum Zeichen, daß der entscheidende Schlag nur durch die Erhebung der Masse, aber nicht durch eine

der eingesetzten Gewalten, vollbracht worden war. Diese und ähnliche Widersprüche wurden von der Begeisterung des Augenblicks übersehen, und alle Gutgesinnten gaben sich der Hoffnung auf eine friedliche Entwickelung der Zukunft hin.

Dem Besuche des Königs ward jetzt mit der größten Ungeduld entgegengesehen. Es wäre ein Glück für Ludwig XVI. gewesen, wenn er an demselben Tage (15. Julius), wie die große Deputation der Nationalversammlung, in Paris erschienen wäre. Jede Verzögerung mußte diesem Schritt einen Theil seiner Bedeutung nehmen. Die Bedenklichkeiten, besonders der Königin, hielten Ludwig XVI. bis zum 17. Julius in Versailles fest, wo er endlich die Reise, wenn er die Pariser nicht bei sich sehen wollte, nicht länger aufschieben konnte. Er glaubte sich einer großen Gefahr ausgesetzt, hatte am Morgen gebeichtet, und den Grafen von der Provence, im Fall er in Paris getödtet oder festgehalten werden sollte, zum Generalstatthalter des Königreiches ernannt. Aber in der ganzen großen Menge der pariser Bevölkerung dachte vielleicht nicht ein Einziger an irgend eine Gewaltthätigkeit gegen den König, sondern selbst die, welche später seine gefährlichsten Feinde wurden, sahen seiner Ankunft mit Freude entgegen, und waren, wenn er die eingetretenen Veränderungen anerkannte, zu einer vollkommenen Aussöhnung mit ihm geneigt.

Am 17. Julius, Nachmittags um drei Uhr, wurde Ludwig XVI. von einer Abtheilung Nationalgarde, welche ihm entgegengezogen war, und einigen hundert Deputirten, welche seinen Wagen umgaben, begleitet, an der Barriere von Passy, von Bailly, dem Maire von Paris, empfangen, welcher ihm mit folgenden Worten die Schlüssel der Stadt überreichte: „Sire! Es sind dies dieselben Schlüssel, welche Heinrich IV. dargebracht wurden. Derselbe hatte sein Volk erobert, jetzt erobert das Volk seinen König!“ — Unmittelbar vor dem Wagen des Königs ritt de la Fayette, in seiner Eigenschaft als Kommandant der Nationalgarde. Alle Welt, Frauen wie Männer, trug die dreifarbige Kokarde. Eine ungeheure Volksmasse, gegen 200,000 Köpfe, darunter aber nur 30,000 mit Flinten, 50,000 mit Picken, die übrigen mit allen möglichen Waffen versehen, bildete das Spalier bis zu dem Stadthause. Der König schien über den unerwarteten Anblick erstaunt und bestürzt zu sein, und sah sich, halb neugierig, halb scheu, nach allen Seiten hin um, ohne etwas von den Uniformen und Feldzeichen früherer Zeiten entdecken zu können. Am Eingange zum Hotel de Ville übergab Bailly dem Könige die Nationalkokarde, welcher dieselbe, ohne eine widerwillige oder beifällige Be-

wegung zu zeigen, an seinen Hut steckte. Als Ludwig XVI. in den großen Saal des Stadthauses, wo die pariser Wähler und andere notable Einwohner versammelt waren, eintrat, wurde er mit großen Bezeigungen von Ehrfurcht und selbst Rührung empfangen. Alle Hände waren nach ihm ausgestreckt und alle Augen füllten sich mit Thränen. Der König stellte sich, nachdem er sich einen Augenblick lang auf einem Thronsessel niedergelassen hatte, an das große offenstehende Fenster des Saales, von wo er eine Viertelstunde lang auf das auf dem Greveplatz stehende Volk hinabsah, aber ohne etwas Anderes, als, bei dem Abschiede, die Worte sagen zu können: „Ihr könnt immer auf meine Liebe zählen!" — Heinrich IV. und selbst Ludwig XIV. würden, in einem solchen Augenblicke, durch einen großen oder glücklichen Gedanken, das Volk für sich gewonnen haben. Aber Ludwig XVI. war geistig wie gelähmt, und schien bei dieser feierlichen Gelegenheit nur gedrückt und beklommen, aber nicht ergriffen und erhoben zu sein.

Die Anwesenheit Ludwig XVI. in Paris am 17. Julius konnte in den Augen des Volkes, bis auf einen gewissen Grad, für eine Anerkennung Dessen, was daselbst geschehen war, und für eine Annäherung an den Geist der Zeit gelten. In diesem Sinne ist dem Könige der Besuch seiner Hauptstadt vortheilhaft gewesen. Die Menge war geneigt, in der Anlegung der dreifarbigen Kokarde von Seiten des Königs eine zweite Krönung zu sehen. Denn es läßt sich nicht ermessen, was geschehen sein würde, wenn Ludwig XVI. nach der Einnahme der Bastille, bei der ungeheuren Gährung und stürmischen Aufregung, nicht in Paris erschienen wäre, oder die Nationalfarben zurückgewiesen hätte. Aber diese Aussöhnung zwischen dem Könige und dem Volke, zu welcher jetzt der erste Schritt geschehen war, wurde durch das Verhalten des Hofes im Entstehen gestört. An demselben Tage, an welchem Ludwig XVI. sich den Parisern zeigte, verließ sein jüngster Bruder, der Graf von Artois, heimlich Frankreich, und begab sich mit seinen beiden Söhnen nach Turin. Diesem Beispiele folgten die Mitglieder des Hauses Condé, der Prinz dieses Namens, sein Sohn, der Herzog von Bourbon, dessen Sohn, der Herzog von Enghien, und der Prinz von Conti. Dasselbe thaten Broglie, Breteuil, der Fürst von Lambesc, der Graf von Vaudreil, der Siegelbewahrer Barentin, der erste Präsident des pariser Parlaments d'Aligre und die Familie Polignac, von der die Herzogin dieses Namens die vertrauteste Freundin der Königin war. Alle diese Personen hielten sich für verloren, wenn sie in Frankreich blieben. Der Haß gegen die Polignacs war im Volke so verbreitet, daß die Flüchtlinge auf ihrem Wege

häufig die Frage vernahmen: „Sind die Polignac noch am Hofe?“ — Die plötzliche Entfernung ſo vieler vornehmen Perſonen, darunter ſieben Prinzen des königlichen Hauſes, brachte auf das Volk einen äußerſt übeln Eindruck hervor, und mußte Ludwig XVI. demſelben verdächtig machen. Es war nicht denkbar, daß Mitglieder ſeiner Familie das Königreich ohne ſeine Erlaubniß verlaſſen haben würden. Die Menge wußte nicht, wie wenig Einfluß Ludwig XVI. auf ſeine Umgebungen beſaß. Dieſe erſte Auswanderung darf nicht mit der ſpäteren, als die Demagogen Allen, die nicht zu ihnen gehörten, das Meſſer an die Kehle ſetzten, verwechſelt werden. Das von dem Grafen von Artois und ſeinen Geſinnungsgenoſſen in dieſem Falle beobachtete Verhalten war eine Handlung der Selbſtſucht und Furchtſamkeit, wie ſie ſelten vorgekommen iſt. Dieſe Flüchtlinge wollten, um Frankreich und den König unbekümmert, nur ſich ſelbſt in Sicherheit ſetzen. Das von ihnen gegebene Beiſpiel iſt von dem traurigſten Einfluß auf das Schickſal Ludwig XVI. geweſen.

Der König hatte die Abreiſe der Prinzen und Großen zugegeben, weil er nicht die Verantwortlichkeit für die Unfälle, denen dieſelben bei längerem Verbleiben ausgeſetzt ſein konnten, übernehmen wollte, ſtimmte aber damals wenigſtens keineswegs mit ihren Geſinnungen und Abſichten überein. Er hätte, wenn er gewollt, Frankreich eben ſo leicht unter dem Vorwande, ſeine Perſon für beſſere Zeiten aufzubewahren, verlaſſen können, blieb aber, wie ſein Bruder, der Graf von der Provence, weil beide die Wiederherſtellung eines guten Einverſtändniſſes zwiſchen der Monarchie und der Nation noch immer für möglich hielten.

Die Ereigniſſe in Paris hatten Ludwig XVI. für den Augenblick aller Macht beraubt, welche an die Nationalverſammlung übergegangen war. Die Flucht ſo vieler Prinzen und Großen führte in ſeinem Schloſſe eine ſonſt nie da geweſene Einſamkeit herbei. Viele Hofleute enthielten ſich, aus Furcht, in Paris verdächtigt zu werden, vor dem Könige zu erſcheinen. Die Königin ſchickte mehrmals vergeblich nach Damen ihrer Bekanntſchaft. Die Wohnungen wurden verſchloſſen oder verlaſſen gefunden, die Bewohnerinnen blieben unſichtbar oder waren entflohen. Für den Augenblick hatte ſich ein allgemeiner Schrecken der höheren Klaſſen bemächtigt.

6. Lage Ludwig XVI. nach der Einnahme der Bastille. — Foulon's und Berthier's Ermordung. — Abschaffung des Feudalwesens in der Nacht vom 4. August.

Die Anwesenheit Ludwig XVI. am 17. Julius hatte auf die pariser Bevölkerung einen günstigen Eindruck hervorgebracht, der aber, da von Seiten des Hofes nichts geschah, um denselben festzuhalten und zu vermehren, nicht von Dauer sein konnte. Das Königthum hatte, von Anfang dieser Bewegung an, dadurch, daß es die mittelalterthümlichen Standesunterschiede nicht fallen lassen wollte, den Tiersetat von sich entfernt, welcher auf den früheren Reichsversammlungen immer seine stärkste Stütze gewesen, und war am 23. Junius von der Nationalversammlung, am 14. Julius von dem Volke besiegt worden. Adel und Geistlichkeit hatten sich mit dem dritten Stande vereinigt, d. h. sich demselben unterworfen, und ein Theil der königlichen Familie und die nächsten Umgebungen des Königs waren ausgewandert. Ludwig XVI. stand jetzt fast allein da. Er hatte, durch sein Verhalten seit Eröffnung der Reichsstände, die öffentliche Meinung gegen sich hervorgerufen, und konnte sich nur erhalten, wenn er fortan aufrichtig mit der Nationalversammlung Hand in Hand ging, Adel und Geistlichkeit nicht mehr als besondere Klassen unterschied, sich auf den gemäßigteren Theil der Volkspartei, welcher damals auch der zahlreichste war, stützte, und aus dieser Fraktion der Versammlung seine ersten Räthe und Diener wählte. Das Königthum hätte dadurch in der Volksvertretung selbst Fuß fassen können, während ein entgegengesetztes Verfahren ihm dieselbe entfremden mußte. Um einen solchen Weg einzuschlagen, hätte es aber einer Einsicht und Kraft bedurft, welche Ludwig XVI. versagt war. Die Haltung, welche der König annahm, der Revolution zwar nicht öffentlich entgegenzutreten, sich ihr aber auch nicht anzuschließen, dieselbe, in der Hoffnung, daß sie aus Erschöpfung bald still stehen würde, sich ganz selbst zu überlassen, entgegengesetzte Schritte zu thun, sich in Augenblicken der Gefahr der Volkspartei zu nähern und sich dann wieder von ihr zu entfernen, mußte die Bewegung steigern, ein allgemeines Mißtrauen erregen und ihm zuletzt selbst verderblich werden.

Die Einnahme der Bastille hatte, wie oben erwähnt worden, außer mehren königlichen Prinzen, auch eine Anzahl anderer bedeutender Personen zur Flucht nach dem Auslande getrieben. Manche unter ihnen stellten sich die sie persönlich bedrohenden Gefahren größer, als sie wirklich

waren, vor und hätten sehr wohl im Lande verbleiben können. Aber zwei, besonders in Paris und dessen Umgegend verhaßte, Männer: Foulon und sein Eidam Berthier, hatten sich nicht zur Entfernung aus Frankreich entschließen können, und hofften, daß der Sturm bald nachlassen, und eine vorübergehende Verborgenheit zu ihrer Sicherheit hinreichen würde. Foulon, schon sehr bejahrt, hatte seine Laufbahn in der Militairadministration, während des siebenjährigen Krieges, angefangen, und wurde beschuldigt, sich durch Druck und Ungerechtigkeit und allerlei verdächtige oder strafbare Mittel bereichert zu haben. Es hatte vor der Revolution in Frankreich Gesellschaften gegeben, welche aus der, besonders in Bezug auf den Getraidehandel im Innern des Landes, mangelhaften und willkührlichen Gesetzgebung unermeßliche Vortheile zu ziehen wußten, die Getraidepreise außerordentlich in die Höhe trieben und durch ihre wucherischen Aufkäufe mehr wie einmal eine künstliche Hungersnoth hervorriefen. Solche Gesellschaften standen in geheimer Verbindung mit hohen und mächtigen Personen, welchen sie einen Theil ihres Gewinnes abtraten und dagegen auf deren Schutz rechnen konnten. Selbst Ludwig XV. wurde, wie es scheint, nicht mit Unrecht beschuldigt, aus der Theuerung des Getraides Vortheil für sich gezogen zu haben.*)

Foulon galt dafür an solchen Unternehmungen betheiligt gewesen zu sein. Obgleich ein Financier und Spekulant, war Foulon gleichwohl, wie dies damals in Frankreich häufig stattfand, im öffentlichen Dienste emporgekommen und Staatsrath geworden. Er war bei Bildung des Ministeriums Breteuil thätig gewesen, und hatte Ludwig XVI. zu der Auflösung der Nationalversammlung und zu der Verhaftung ihrer hervorragendsten Mitglieder gerathen. Man schrieb ihm harte und drohende Ausdrücke über den Nothstand des Volkes zu, wie z. B.: „Wenn die Leute Hunger haben, so mögen sie Gras essen, meine Pferde thun dasselbe und befinden sich dabei wohl. — Man muß Frankreich wie eine Wiese abmähen!“ — Worte, die ihm wahrscheinlich mit Unrecht beigelegt wurden, aber allgemeinen Glauben fanden, da sie mit der bekannten Persönlichkeit des Mannes übereinstimmten. Foulon's Eidam, Berthier de Sauvigny, von ähnlichem Charakter wie sein

*) Unter Ludwig XV. kam im Volke der Ausdruck „Hungersnothvertrag (pacte de famine)“ — auf. Man kann sich vorstellen, wie sehr die königliche Würde in der öffentlichen Meinung durch den Verdacht sinken mußte, daß der Träger der Krone mit den Getraideaufkäufern im Stillen gemeinschaftliche Sache mache.

Schwiegervater, hatte ſich als Intendant von Paris bei dem Volke durch Härte und Willkühr äußerſt verhaßt gemacht, war außerdem wegen ſeiner Sittenloſigkeit berüchtigt, und ſollte bei den, in Verſailles nach Necker's Entlaſſung ſtattgefundenen, geheimen Berathungen die Hofpartei vergebens dazu ermuntert haben, Paris um jeden Preis zur Unterwerfung zu bringen und daſſelbe nöthigenfalls mit Feuer und Schwerdt zu verwüſten.

Foulon, der ſich im Beſitz mehrer großen Güter befand, war aber bei ſeinen Pächtern und Dienſtleuten noch übler als bei der hauptſtädtiſchen Bevölkerung angeſchrieben. Er wagte es deshalb nicht, als er Paris verlaſſen hatte, in ſeinem Schloſſe Morangis zu bleiben, ſondern ſuchte eine Zuflucht bei ſeinem Freunde Sartines, dem ehemaligen Polizeichef von Paris, in dem auf dem Wege zwiſchen Paris und Fontainebleau gelegenen Dorfe Viry, wo er ſich in Sicherheit glaubte. Seine Anweſenheit daſelbſt ward durch den Verrath eines Dieners entdeckt. Alsbald wurden die Sturmglocken in den benachbarten Dörfern geläutet, und alle Wege mit Bewaffneten beſetzt. Ein wilder Haufe eilte herbei, bemächtigte ſich Foulon's, band ihm die Hände auf den Rücken, ſetzte ihm einen Kranz von Diſteln auf und legte ihm ein Bündel Heu auf die Schultern. „Du haſt uns Gras zu eſſen geben wollen," hieß es von allen Seiten. „jetzt ſollſt Du ſelbſt davon ſatt werden!" In dieſem Aufzuge kam Foulon, auf einen Karren geworfen, in dem pariſer Stadthauſe an. Die Wähler, welche immer noch die einzige anerkannte Gewalt in der Hauptſtadt bildeten, hätten Foulon gern geſchont, deſſen hohes Alter, ungeachtet ſeines ſchlechten Rufes, ihr Mitleid erregte. Er ſollte deshalb nach dem Gefängniß der Abtei gebracht werden, von wo aus ihm ſpäter Gelegenheit zur Flucht gegeben worden wäre. Aber die Wuth des Volkes war zu ſehr entflammt, um ſich dieſe Gelegenheit zur Rache an einem ſo verhaßten Gegner entgehen zu laſſen. Der Greveplatz war mit Bewaffneten erfüllt, welche in das Hotel de Ville eindrangen. Bei der Nachricht von Foulon's Ankunft ſetzte ſich die Vorſtadt St. Antoine in Bewegung. Bailly's und de la Fayette's Vorſtellungen und Bitten blieben unerhört. Foulon ward ſeinen Vertheidigern entriſſen, auf den Platz vor dem Stadthauſe geſchleppt und an einem Laternenpfahle, nachdem zwei Stricke geriſſen waren, mit einem dritten gehängt. Der abgehauene Kopf ward auf eine Picke geſteckt, Heu in den Mund geſtopft und, derſelbe in den Straßen von Paris umhergetragen (22. Julius).

Unglücklicher Weiſe wurde in dem Augenblicke, wo dies vorging, Berthier, Foulon's Eidam, in Paris gefangen eingebracht. Derſelbe hatte ſich gleich nach der Einnahme der Baſtille auf die Flucht begeben

es aber nicht über ſich vermocht, die franzöſiſche Grenze zu überſchreiten. Er wurde in Compiegne von dem Volke erkannt, verhaftet und unter einer ſtarken bewaffneten Begleitung nach Paris gebracht. Auch ihn wollten die Wähler, um Zeit für ihn zu gewinnen und ſein Leben zu retten, nach einem Gefängniß bringen laſſen. Auf dem Wege dahin ward er der Wache entriſſen und nach demſelben Laternenpfahl, wo einige Stunden vorher Foulon geendigt hatte, geſchleppt. Berthier vertheidigte ſich auf das Aeußerſte, entriß einem der Umſtehenden eine Flinte und fiel, von unzähligen Bajonnettſtichen durchbohrt. Ein Dragoner warf ſich auf den entſeelten Körper, riß das Herz heraus und trug es wie eine Trophäe nach dem Stadthauſe. Dieſe Gräuelthat war ſelbſt der wilden Menge zu viel. Die Kameraden des Dragoners, welcher behauptete, eine, ſeinem Vater von Berthier angethane, Beleidigung gerächt zu haben, forderten denſelben, einer nach dem anderen, zum Zweikampfe heraus und er ward noch in derſelben Nacht getödtet.

Die Nationalverſammlung erließ, von dieſen Vorgängen erſchreckt, eine Proklamation an das Volk, in welcher ſie jede Selbſthülfe und Gewaltthätigkeit unterſagte, die Einſetzung eines Gerichtshofes zur Aburtheilung von, gegen die Nation verübten, Verbrechen (crimes de lèse-nation) verſprach, und zur Liebe für den König aufforderte, welcher hierauf nie mehr Anſprüche als jetzt gehabt habe. Dieſe Proklamation brachte keine Wirkung hervor, und wurde ſelbſt in der nächſten Nähe, in Paris, kaum bekannt, geſchweige denn beachtet. Es gab damals in Frankreich nur der Form nach eine Rechtspflege, im Weſentlichen aber hatten alle geſetzlichen Gewährleiſtungen eine Zeit lang ganz aufgehört. Die meiſten Tribunale feierten, oder erledigten höchſtens die gewöhnlichen Civilfälle, dachten aber nicht daran, gegen die, von der Menge an unvolksthümlichen Perſonen, begangenen Verbrechen einzuſchreiten. Die alte Gerichtsverfaſſung, beſonders der ſie in der Behandlung der Angeklagten und der Anwendung der Strafen bezeichnende Geiſt der Ungleichheit, war in der Meinung ſo geſunken, daß der Richter von dem Volk in der Regel nicht als ein Beſchützer, ſondern als ein Feind angeſehen wurde. Der ganze überlieferte Zuſtand ward für ſo hohl und morſch erachtet, daß ſich Niemand die Mühe geben wollte, ihn zu ſtützen und auszubeſſern, ſondern etwas ganz Neues verlangt wurde. In dieſer Epoche des Ueberganges, in welcher die bisherigen Einrichtungen, als zu einem gewiſſen Tode beſtimmt, keine Anerkennung mehr fanden, was dieſelben aber erſetzen ſollte, noch nicht vorhanden war, hat in Frankreich mehr Unordnung und Willkühr, als jemals früher oder ſpäter, ſtattge-

funden. Das Volk war der Nationalversammlung seit dem 14. Julius über den Kopf gewachsen, deren Dekrete nur dann Gehorsam fanden, wenn dieselben mit den Wünschen und Ueberzeugungen der Menge übereinstimmten.

In Paris wurde ein Versuch gemacht, in die städtische Verwaltung etwas mehr Ordnung und Einheit zu bringen. Die Wähler, welche seit einigen Monaten eine von der Noth gerechtfertigte, aber weder auf Herkommen noch Gesetz gegründete, Gewalt ausgeübt hatten, wurden durch eine von allen stimmfähigen Einwohnern ernannte Versammlung von 120 Mitgliedern ersetzt. Von dieser neuen Behörde, welche den später zu einer unglücklichen Berühmtheit gelangten Namen: „die Gemeinde (la Commune)" annahm, wurden Bailly und de la Fayette in ihren Stellen bestätigt und ward ein Ausschuß für die öffentliche Sicherheit und ein anderer für die Aufsicht über die Zufuhr und den Handel mit Lebensmitteln niedergesetzt.

Foulon's und Berthier's Ermordung hatten den Hang zur Auswanderung unter den Großen vermehrt. Die Herzöge von Luxemburg und von Coigny, der Marquis von Sérens, der Graf von Cayla und mehre andere Hofleute ersten Ranges verließen Frankreich. Andere durch ihre Namen oder ihr Talent bekannte Personen, wie der Herzog de la Vaugyon, welcher Erzieher Ludwig XVI. gewesen, sein Sohn, der Herzog von Carency, und zwei Männer, welche bald als die ersten Redner in der royalistischen Partei glänzen sollten, von Cazalès und der Abbé Maury, wurden an der Auswanderung mit Gewalt gehindert. Die im Auslande befindlichen Großen, der Graf von Artois an der Spitze, setzten sich mit ihren in Frankreich zurückgebliebenen Freunden in Verbindung und fingen über die gegen die Revolution zu treffenden Maßregeln zu berathen an. Ein Theil dieser Korrespondenzen ward aufgefangen, und dadurch das im Volke ohnedies, gegen alle Vertreter der bisherigen Ordnung der Dinge, rege Mißtrauen noch vermehrt. Es wurden angebliche Verschwörungen gegen die Sicherheit des Staates, gegen die Nationalversammlung, gegen die Hauptstadt entdeckt, und ohne Weiteres als wahr angenommen. Es war nicht möglich, daß so viele reiche und vornehme Personen ihr gewohntes Dasein aufgegeben und ihr Vaterland verlassen haben sollten, wenn sie nicht bald in dasselbe zurückzukehren hofften. Da es den Ausgewanderten dazu an Macht fehlte, so lag der Verdacht nahe genug, daß sie fremde Hülfe in Anspruch nehmen würden. Das Volk war fest davon überzeugt, daß die Anhänger des Hofes das Ausland gegen Frankreich aufreizten, und verlangte, daß Maßregeln der Vertheidigung gegen die damals noch in der Luft schwebenden Angriffe der Feinde der neuen Ideen getroffen würden.

Die Nationalverſammlung hatte ſchon früher, auf Volney's Antrag, einen Ausſchuß zur Annahme von Denk-, Bitt- und Beſchwerdeſchriften eingeſetzt. Dies ſchien für die Umſtände nicht mehr ausreichend zu ſein. Auf Dupert's Veranlaſſung wurde, nach langen Debatten für und wider, endlich ein aus zwölf Mitgliedern beſtehender Unterſuchungsausſchuß (comité de recherches) gegründet, welcher zur Kenntnißnahme und Erforſchung aller gegen den Staat gerichteten Verſchwörungen und Umtriebe beſtimmt war. Von einer Behörde, welche die contrerevolutionairen Komplotte entdecken, bis zu einer ſolchen, welche ſie beſtrafen ſollte, war nicht weit. Der Unterſuchungsausſchuß enthielt den Keim zu dem, was ſpäter das Revolutionstribunal genannt worden iſt.

Die Nationalverſammlung, welche ſpäter ſo oft der Ueberſtürzung und Verwegenheit angeklagt worden iſt, ward damals von dem Volke der Langſamkeit und der Unentſchiedenheit beſchuldigt. Die Maſſen verlangten eine augenblickliche Beſeitigung aller bisher vorzugsweiſe von ihnen getragenen Laſten, und beſchloſſen, als ihre Wünſche nicht ſchnell genug befriedigt werden konnten, ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen. Das Landvolk verweigerte nicht nur in vielen Gegenden Frankreichs die den Grundherren ſchuldigen Leiſtungen, ſondern griff auch deren Schlöſſer an. Es wurde in ſolchen Fällen nicht ſowohl geplündert, als vielmehr das Innere verwüſtet, und dann das Gebäude ſelbſt angezündet. Da, wo auch keine anderen Frevel verübt wurden, verlangten die Bauern immer die Auslieferung der Urkunden über die der Gutsherrſchaft zuſtehenden Rechte, das Archiv mit den Nachweiſen über den Urſprung und die Geſchichte der Familie, ohne welche es kein angeſehenes Haus gab. Dies Alles wurde von dem Landvolk, als ein Denkmal ſeiner Erniedrigung, zerſtört. In der Franchecomté, wo die Leibeigenſchaft noch nicht aufgehört hatte und wo es bedeutende geiſtliche Grundherren gab, wurden die großen Abteien von Clairfontaine, Lure, Bithaine und viele adelige Schlöſſer zerſtört. Aehnliches geſchah in allen öſtlichen Grenzprovinzen und im Innern, wo das Landvolk ſich in abhängigeren Zuſtänden als im Norden und Weſten befand. Außerdem zogen Banden von befreiten Sträflingen, Landſtreichern, arbeitsloſen Tagelöhnern, in jener Zeit mit dem allgemeinen Ausdruck: „Räuber (brigands)“ bezeichnet, umher, brachen in die einzeln liegenden Gehöfe und in die kleinen Ortſchaften ein, nahmen Geld und Lebensmittel fort, ließen ſich aber zuweilen auch Brandſtiftungen und andere Gewaltthätigkeiten zu ſchulden kommen. Die allgemeine Unruhe und Unſicherheit, die für jede Ortſchaft entſtandene Nothwendigkeit, ſich ſelbſt vertheidigen zu können, verbreitete

die von Paris ausgegangene Volksbewaffnung über das ganze Land. Innerhalb weniger Wochen war der Boden Frankreichs von einem Ende bis zu dem anderen mit Nationalgarden bedeckt.

In der Armee gab sich ebenfalls eine bedenkliche Stimmung kund. Ihre Organisation entsprach eben so wenig, wie die der bürgerlichen Gesellschaft, den in der Nation herrschenden Ueberzeugungen. Die Hofgunst war seit langer Zeit der einzige Weg geworden, welcher zu der Bekleidung der höheren Kommando's führte. Zu den Officierstellen konnten, mit seltenen Ausnahmen, nur Adelige gelangen. Ludwig XVI. war so verblendet gewesen, diese Bestimmung zu erneuern und sogar zu verschärfen. Auch war die, selbst in den Augen des gemeinen Mannes in Frankreich, entehrende Strafe des Fuchtelns eingeführt worden. Der wohlhabende und gebildete Bürgerstand hatte sich deshalb vom Heeresdienst ganz ausgeschlossen. Die Unterofficiere und Soldaten gehörten durch ihre geringe Löhnung zu den ärmsten Klassen der Bevölkerung. Die Militairverwaltung war von Mißbräuchen aller Art erfüllt. Die Befehlshaber bereicherten sich häufig auf Kosten ihrer Untergebenen. Es war gewöhnlich geworden, die in einem Korps durch Abzüge, Beurlaubungen angesammelten Ersparnisse einzig zum Vortheile der Officiere zu verwenden. Auf dem Militairbudget jener Zeit war der Sold der Generale und Officiere mit 46 Mill. Fr., der der ganzen übrigen Armee mit 44 Mill. Fr. angesetzt. Es gab damals bei dem langen Frieden keine militairischen Namen, welche dem Soldaten Achtung und Liebe eingeflößt hätten. Die Unterofficiere und Gemeinen empfanden die ihnen widerfahrenen Ungerechtigkeiten und Zurücksetzungen tiefer, als in anderen Armeen der Fall war. Es waren unter dem französischen Kriegsvolk schon längst gewisse Ideen von der Ueberlegenheit des Verdienstes und Talents über Gunst und Geburt vorhanden, und die Soldaten sahen die Unmöglichkeit, Officier zu werden, als einen Hohn und eine Schmach an. Es ist der volksfreundlichen Geltung des Regiments der französischen Garden, bei Gelegenheit der ersten Unruhen in Paris und der Einnahme der Bastille, gedacht worden. Selbst die Invaliden, welche für sich nichts mehr zu hoffen hatten, waren mit den Heereseinrichtungen unzufrieden, und hatten sich deshalb der Fortnahme der Fluten und Kanonen am Morgen des 14. Julius nicht widersetzt, und die Bastille nur matt vertheidigt. Von der zunehmenden Aufregung im Volke wurden zuletzt auch die Soldaten ergriffen. Die Armee fing sich, wie die Nation, in zwei Lager zu theilen an. In dem einen dieser Lager standen die Privilegirten, welche ihre Vorrechte nicht aufgeben wollten, in dem an-

veren die Patrioten, welche nach Gleichberechtigung ſtrebten. Es gab in Frankreich eine Zeit lang gewiſſermaßen zwei Heere, die Officiere, welche für den Hof und den Adel, zu dem ſie ſelbſt gehörten, hielten, und die Unterofficiere und Gemeinen, welche auf die Nationalverſammlung blickten, und von dort her die Loſung erwarteten. Die Demokratiſirung der Armee ſchritt jedoch, bei der Unentbehrlichkeit der Disciplin und Tradition, langſamer als die der Nation vor, ward aber, unbeſchadet der beſonderen militairiſchen Hierarchie, zuletzt ebenfalls vollſtändig erreicht.

In mehren Städten bemächtigte ſich das Volk der der Baſtille ähnlichen Citadellen, ohne von Seiten der Beſatzungen erheblichen Widerſtand zu finden. An vielen Orten verbanden ſich die Soldaten mit den Einwohnern in feierlicher Weiſe, durch einen in der Kirche oder auf einem öffentlichen Platze abgelegten gemeinſamen Eid. Es hieß dies ſich auf Seite der Nation ſchlagen. Zuweilen brachen unter den verſchiedenen Regimentern blutige Kämpfe aus, indem die einen ſich der Revolution früher als die andern anſchloſſen. Es gab Oberſten, welche die dreifarbige Kokarde nicht anlegen wollten, aber von ihren Untergebenen dazu mit Gewalt gezwungen wurden. Manche Officiere, welche wegen ihrer volksfeindlichen Geſinnung bekannt waren, und die neuen Zuſtände, welchen ſie keinen Beſtand zutrauten, verhöhnten, erlitten ein hartes Schickſal. Der Major von Belzunce in Caen, welcher ſich mit Verachtung über die Nationalverſammlung geäußert hatte, ward eines Tages in der Straße vom Volke beleidigt und flüchtete ſich in eine Kaſerne, von wo aus er Feuer geben ließ. Er ward ergriffen und in Stücke zerriſſen. Man ſchnitt, wie bei Berthier, der Leiche das Herz aus, welches von einem entmenſchten Weibe gegeſſen wurde.

Die Nationalverſammlung hatte einige Tage vor der Einnahme der Baſtille angefangen, über die Grundlagen zu einer neuen Verfaſſung zu berathen. Voran war eine Erklärung der ſogenannten Menſchenrechte geſtellt worden, in welcher die urſprüngliche Freiheit der menſchlichen Natur und die geſetzliche Gleichberechtigung aller vernünftigen Weſen ausgeſprochen war. Die abſolutiſtiſch-feudaliſtiſch-klerikalen altfranzöſiſchen Inſtitutionen, in welchen überall Ausnahmszuſtände, Ungleichheit, Bevorzugung und Unterdrückung hervortraten, bildeten zu jener Erklärung der Menſchenrechte den äußerſten Gegenſatz, weshalb die Gründer des neuen Verfaſſungswerkes ſich von jenen mittelalterlichen Ueberlieferungen nicht weit genug entfernen zu können glaubten.

Die Nachricht von den in den Provinzen begangenen Unordnungen, namentlich die Verwüſtung und Einäſcherung vieler adeligen Schlöſſer,

brachte auf die Nationalversammlung einen großen Eindruck hervor. Die Volkspartei erkannte darin den tiefen Haß der Massen gegen die Ueberreste des Lehnswesens und bestärkte sich in der Ueberzeugung von dessen Verwerflichkeit. Zu gleicher Zeit fingen die vielen Grundherren, welche es seit der Vereinigung des Adels mit dem Tiersetat in der Nationalversammlung gab, für ihr Eigenthum zu zittern an, und glaubten, dasselbe nur durch eine freiwillige Verzichtleistung auf die drückendsten ihrer Vorrechte retten zu können. Es gab keine zuverlässige und hinreichende bewaffnete Macht, um jenen an so vielen Stellen des Landes zu gleicher Zeit begangenen Frevels ein Ende zu machen. Unter solchen Umständen vereinigten sich die verschiedenen Parteien in der Nationalversammlung, die einen mehr aus allgemeinen Gründen, die andern mehr aus persönlichen Besorgnissen, im Ganzen aber alle von einem Gefühl der Nothwendigkeit ergriffen, zu einer durchgreifenden Umgestaltung in den Zuständen der großen Mehrheit des französischen Volkes, welchem jetzt die, von den Jahrhunderten aufgehäufte, Last einer erniedrigenden Abhängigkeit und ungerechten Gesetzgebung für immer abgenommen wurde.

Der Parlamentsrath Duport, welcher zu der kleinen, aber thätigen, liberalen Fraktion in der erblichen Magistratur gehörte, hatte schon vor der Eröffnung der Reichsstände eine Anzahl Gleichgesinnter zur Besprechung über die öffentlichen Angelegenheiten um sich versammelt. Die meisten politischen Freunde Duport's gehörten der Bretagne an. Während der Streitigkeiten zwischen dem Tiersetat und den privilegirten Klassen waren jene Zusammenkünfte regelmäßiger abgehalten, und ihnen eine bestimmtere Form gegeben worden. Wegen der Heimath der meisten Mitglieder wurde dieser Verein „der Klub der Bretagne (le club breton)" genannt.

Der reichste französische Grundherr nächst dem Könige, dem die Bewohner seiner Besitzungen zu den meisten Diensten verpflichtet waren, der Herzog von Aiguillon, hatte sich in den von Duport gegründeten Klub aufnehmen lassen. Er war der Sohn eines ehemaligen Gouverneurs der Bretagne, welcher in seiner Willkühr, Habsucht und Sittenlosigkeit so weit ging, daß ihn das pariser Parlament zur Rechenschaft ziehen wollte, daran aber von Ludwig XV. gehindert wurde. Aiguillon gedachte durch volksthümliche Gesinnung die Ungerechtigkeiten seines Vaters vergessen zu machen. Er war von seinen Freunden aufgefordert worden, von der Nationalversammlung die Abstellung der großen bäuerlichen Lasten, welchen die von dem Landvolke begangenen Unordnungen zuge-

ſchrieben wurden, zu verlangen. Das Weſentliche in ſeinem Antrage ſollte den, unter billigen Bedingungen gewährten, Loskauf der von den Bauern den Gutsherren ſchuldigen Zinſen, Zehnten, Hand- und Spanndienſten betreffen. Der Vicomte von Noailles, welcher von Aiguillon's Abſicht gehört hatte, beſchloß, ſei es aus Streben nach Popularität, oder weil ihm jener Antrag nicht weit genug zu gehen ſchien, ſich ſelbſt dieſer Angelegenheit zu bemächtigen, auf welche übrigens alle Gemüther vorbereitet waren, und deren Erledigung nicht länger mehr hinausgeſchoben werden konnte. Am 4. Auguſt, Abends um 8 Uhr, begann in der Nationalverſammlung eine Berathung, aus welcher eine große Umgeſtaltung der ländlichen Eigenthumsverhältniſſe in Frankreich hervorgegangen iſt.

Der Vicomte von Noailles beſtieg die Rednerbühne, ſchlug den Loskauf der dinglichen, aber die Befreiung von allen perſönlichen Leiſtungen, ohne Entſchädigung für die bisherigen Empfänger, vor. Der Herzog von Aiguillon, obwohl in ſeinen urſprünglichen Abſichten überholt, glaubte, nicht zurückbleiben zu dürfen, unterſtützte Noailles' Antrag und griff die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältniſſe, wie ſie damals beſtanden, heftig an.

Nach Noailles und Aiguillon nahmen zwei Deputirte aus der Klaſſe der kleinen Grundeigenthümer, den beiden feudalſten Provinzen des alten Frankreichs, der Bretagne und Franchecomté, angehörig, nach einander das Wort, und ſchilderten in ergreifenden Ausdrücken den Druck und die Ungerechtigkeiten, welche das Landvolk von den Lehnseinrichtungen ſo lange zu erleiden gehabt hatte, und legten der Verſammlung deren Abſchaffung an das Herz. Jeder Verzug ſei gefährlich und könne von Seiten der gereizten Bauern die furchtbarſte Selbſthülfe herbeiführen. Die Bahn war einmal gebrochen und Verzichtleiſtungen, welche urſprünglich von Beſorgniſſen eingegeben, wurden jetzt mit Leidenſchaft und Begeiſterung in Anregung gebracht. Die Träger der berühmteſten Namen des alten Frankreichs ſtürzten ſich auf die Rednerbühne, als wenn es ſich um die Erſtürmung einer Schanze gehandelt hätte, und überboten einander in Anträgen auf Abſchaffung der Ueberreſte des Feudalweſens. Der Graf von Cuſtine fand den von Noailles angegebenen Loskauf der dinglichen Laſten zu hoch und trug auf günſtigere Bedingungen für die Landleute an. Der Vicomte von Beauharnais wollte bei der Beſtrafung von Vergehen und der Ertheilung der öffentlichen Aemter jeden Unterſchied zwiſchen Adeligen und Bürgerlichen aufgehoben wiſſen. Zwei geiſtliche Grundherren, der Biſchof von Nancy und der Biſchof von Chartres, ſchlugen, erſterer den Loskauf der bäuerlichen Abgaben auf den geiſtlichen Gütern, letzterer die Ab-

schaffung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden, vor. Die Einen verlangten die Einführung einer unentgeltlichen Rechtspflege, die Andern bestanden auf Abschaffung der Patrimonialjustiz. Zwei der vornehmsten Hofleute, der Herzog von Guise und der Herzog von Mortemart, versprachen, für sich und ihres Gleichen den großen Pensionen und Remunerationen zu entsagen, mit welchen die Könige, seit Ludwig XIV., die Mitglieder des hohen Adels, zum Nachtheil des Staatsschatzes, an den Hof gelockt und daselbst festgehalten hatten. Der Herzog de la Rochefoucauld-Liancourt drang auf Abschaffung der Sklaverei in den französischen Kolonien.

Nachdem die Adeligen ihre grundherrlichen und persönlichen Vorrechte aufgeopfert hatten, schlugen die, früher zum Tiersetat gehörigen, bürgerlichen Deputirten die Aufhebung aller den einzelnen Landschaften und Städten zustehenden Privilegien vor. Es sollte fortan keine Bevorzugung in Bezug auf Zölle, Abgaben, Rechtspflege und Verwaltung geben, und die Provinzen sollten mit ihren, im Mittelalter entstandenen, besonderen Gewohnheiten und Trennungen in der Einheit eines gemeinsamen Vaterlandes aufgehen.

Der Vicomte von Montmorency trug jetzt darauf an, alle diese Vorschläge alsbald in Dekrete zu verwandeln und ihnen, vorbehaltlich der königlichen Genehmigung, an welcher aber nicht gezweifelt wurde, Gesetzeskraft beizulegen. Es war 2 Uhr Morgens, als der Herzog de la Rochefoucauld-Liancourt die Prägung einer Medaille als Erinnerung an diese Sitzung, der Marquis von Lally-Tollendal die Verleihung des Titels eines Wiederherstellers der französischen Freiheit für den König, und der Erzbischof von Paris ein Tedeum vorschlugen, was unter großen Bezeugungen von Beifall und Begeisterung angenommen wurde. Die Bureaux der Nationalversammlung konnten mit der Abfassung der Beschlüsse nicht sogleich zu Stande kommen, so zahlreich waren dieselben gewesen. Der Tag brach an als die Deputirten aus einander gingen.

Die wesentlichen Ergebnisse dieser denkwürdigen Nacht waren: die Befreiung des Landvolkes von der Leibeigenschaft, Erbunterthänigkeit und Gutshörigkeit — die Gleichheit der Besteuerung — die Zulassung zu den öffentlichen Aemtern ohne Rücksicht auf Geburt und Stand — die Abschaffung der persönlichen, der Loskauf der dinglichen Leistungen der Bauern an die Grundherren — die Aufhebung der adeligen Gerichtsbarkeit und des ausschließenden Jagdrechts. — Aus diesen Hauptveränderungen folgte eine Menge anderer Neuerungen, welche die Revolution in ihrer übertriebenen Folgerichtigkeit, oft mit Verläugnung aller Rücksichten der Klugheit und selbst der Billigkeit, in stürmischer Eile einführte.

Die Nationalverſammlung wandte ſich mit einer ſo leidenſchaftlichen Abneigung gegen die mittelalterlichen Einrichtungen, als hätte ſie dieſelben bis auf die Erinnerung auslöſchen wollen. Sie gefährtete aber durch dieſe gänzliche Verwerfung der Vergangenheit die Zukunft und ihr eigenes Werk, und führte den Bruch zwiſchen dem Alten und dem Neuen über die Grenzen der Nothwendigkeit hinaus. Indeſſen hat, Alles zu Allem gehalten, mit den Beſchlüſſen der Nacht vom 4. Auguſt die Wiedergeburt Frankreichs und die Herrſchaft von Grundſätzen begonnen, welche, ſich nach und nach über ganz Europa verbreitend, einen neuen Wendepunkt in der Geſchichte bezeichnen.

---

7. Verfaſſungsfragen. — Finanznoth. — Wegführung des Königs von Verſailles nach Paris.

In den der Nacht vom 4. Auguſt folgenden Sitzungen ging die Nationalverſammlung noch einmal die damals gefaßten Beſchlüſſe durch, welche meiſt nicht nur ohne Widerſtreben beſtätigt, ſondern von denen einige, wie die Abſchaffung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden, ſogar in einem den bisherigen Nutznießern noch nachtheiligeren Sinne verſchärft wurden. Nur über die Aufhebung des geiſtlichen Zehnten trat eine Meinungsverſchiedenheit hervor. In der Nacht vom 4. Auguſt war erklärt worden, daß dieſe Naturalleiſtung gegen Erlegung einer gewiſſen Summe abgelöſt werden könne. Am 11. Auguſt hob die Nationalverſammlung, nach heftigen Debatten für und wider, den Zehnten ohne Ablöſung auf. Die Geiſtlichkeit ſollte künftig für dieſen Verluſt anderweit entſchädigt, bis dahin aber dieſe Abgabe nach wie vor geleiſtet werden. Sieyès hatte ſich der Abſchaffung des Zehnten widerſetzt, was ihm, da er ſelbſt ein Geiſtlicher war, für Selbſtſucht ausgelegt wurde. Sieyès wies aber nach, daß die Aufhebung dieſer Abgabe*), die einzig von den Grundeigenthümern, nach Maßgabe ihres Beſitzes, geleiſtet wurde, nur dieſen zu ſtatten kommen, dem Volke aber durch die Einführung neuer, zum Unterhalt der Geiſtlichen und Kirchen beſtimmter, Steuern eine Laſt aufgelegt werden würde Sieyès fand aber, obgleich ſonſt ſo einflußreich, in dieſem Falle kein Gehör.

---

*) Der Zehnte wurde auf 139 Mill. Fr. angeſchlagen.

Während dieſer Verhandlungen trat, zum erſtenmal in der Verſammlung, eine dem Klerus, welcher, im Gegenſatze zum Adel, bisher populair geweſen war, abgeneigte Geſinnung hervor. Buzot, ſpäter eines der Häupter der Gironde, ſprach unter dem Beifall eines Theiles ſeiner Kollegen *) die Worte aus: „Die geiſtlichen Güter gehören der Nation!“ — eine Anſicht, der für den Augenblick keine Folge gegeben wurde, die man aber einige Monate ſpäter verwirklichte.

Ungeachtet der Unruhe, welche ſo große und raſche Veränderungen in die Gemüther werfen mußten, wog doch die Empfindung der Freude und Hoffnung vor. Man fühlte, daß eine unvergeßliche Stunde in der Entwickelung der Menſchheit geſchlagen hatte, und glaubte, daß Frankreich der Zeiger auf dem Zifferblatte der Weltuhr geworden ſei. Das Ausland war von derſelben Ueberzeugung erfüllt und, mit ſehr ſeltenen Ausnahmen, ließ ſich damals überall Beifall und Bewunderung für die Nationalverſammlung, welche die Wiedergeburt ihres Landes ſo kräftig in die Hand genommen, und für das pariſer Volk, welches die Baſtille ſo furchtlos angegriffen hatte, vernehmen. In Frankreich wurden von allen Seiten her Geſchenke an den Staat, Koſtbarkeiten jeder Art, Kunſtwerke, Gold und Silber, dargebracht. Selbſt bis auf die ärmeren Klaſſen erſtreckte ſich der Geiſt eines aufopfernden Patriotismus, welcher, im Fall eines Angriffs von außen her, dieſelbe Bereitwilligkeit für Vertheidigung des Vaterlandes vorausſehen ließ. Es that ſich in der Haltung und dem Auftreten der Nation eine ſonſt nie geſehene Veränderung kund. Die Abſchüttelung des alten Joches, das Gefühl menſchlicher und ſtaatlicher Gleichberechtigung in ſeiner erſten Friſche und Neuheit, die Ausſicht auf Erringung eines beſſeren und höheren Daſeins durchzuckte alle Herzen, und wurde auch im Auslande mit tiefer Theilnahme mitempfunden. Alle Beſorgniſſe vor der Zukunft verſchwanden damals oder ſchwiegen wenigſtens. Es war dies ein kurzer Moment, aber einer der ſchönſten, welchen ein Volk je erlebt hat, und deſſen Nachklang von Zeit zu Zeit immer wieder in Frankreich erwacht.

Die Abgeſtorbenheit des altfranzöſiſchen Staatsorganismus und die Unfähigkeit der Regierung, welche den Reichsſtänden bei deren Eröffnung keinen feſten Plan für die zu treffenden Verbeſſerungen vorlegte, hatten der Nation einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die früheren Einrichtungen und der Nationalverſammlung die Ueberzeugung eingeflößt, daß ſie zur Gründung eines ganz neuen Zuſtandes berufen ſei. Die

*) 6. Auguſt 1789

Vorſtellung, daß man Alles von den Reichsſtänden zu erwarten habe, war ſchon während der Wahlen in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet geweſen. Die Schwäche Ludwig XVI., der, ſeit fünfzehn Jahren, jeden angeſtellten Reformverſuch, ſobald ſich ſeine Umgebungen oder die bevorrechteten Klaſſen dagegen erhoben, alsbald aufgegeben hatte, rief die Meinung hervor, daß dieſer König wohl dahin gebracht werden könne, eine andere als die bisherige Bahn zu betreten, daß er aber nie von ſelbſt eine ſolche eröffnen würde. Seitdem aber aus den Reichsſtänden eine einheitliche Volksvertretung geworden, ſeit dem verfehlten Verſuche vom 23. Junius, dieſelbe wieder auf ihre frühere Stellung zurückzuführen, vollends aber ſeit der Einnahme der Baſtille, war das Anſehen der Nationalverſammlung eben ſo ſehr geſtiegen, als das der Krone geſunken. Die Volksvertretung erkannte zwar dem Könige das Recht der Beſtätigung ihrer Beſchlüſſe zu, was jedoch, da derſelbe ſeit dem 14. Julius keine Mittel des Widerſtandes beſaß, nur eine Sache der Form war, ſah aber im Grunde ſich ſelbſt als die alleinige Quelle des Rechts und der Macht an.

Der Anſpruch der Nationalverſammlung, den Staat auf eine neue Grundlage zu ſtellen, ſchloß die Regirung des Königthums, wie es bisher beſtanden, ein. Aus dem Recht auf Verleihung einer neuen Verfaſſung*), welches ſich die Volksvertretung beilegte, von welcher Alles erſt Anerkennung und Geltung bekommen ſollte, entſtand von ſelbſt der Gedanke, daß auch das Königthum nur vermöge dieſer Verfaſſung beſtehen und demnach von der Verſammlung, welche eine ſolche gegeben habe, abhängen müſſe. Die Nationalverſammlung verfuhr, ohne dies ausdrücklich und feierlich zu erklären, obgleich einzelne ihrer Mitglieder damit nicht zurückhielten, ſo, als ob der König ihr untergeordnet wäre, indem ſie eine konſtituirende, er ſelbſt nur eine konſtituirte Gewalt ſei.

Die Nationalverſammlung brachte eine bedeutende Zeit mit Verhandlungen über die oben erwähnte Erklärung der Menſchenrechte zu. La Fayette hatte ſchon vor der Einnahme der Baſtille einen Entwurf der

*) In vielen Wahlinſtruktionen (cahiers) war von einer Frankreich zu gebenden Verfaſſung die Rede geweſen. Bei dem Eide im Ballhauſe hatten die Deputirten erklärt: ſich nicht vor Vollendung einer Konſtitution trennen zu wollen. Die vor der Revolution beſtandenen Einrichtungen wurden weder als vernünftig noch geſetzlich begründet, ſondern nur als thatſächlich vorhanden, als ein Werk des Herkommens und der Willkühr angeſehen. Daher kam die weit verbreitete Meinung, daß Frankreich bisher ohne Verfaſſung geweſen und neu konſtituirt werden müſſe.

Art vorgelegt. Derselbe erinnerte an den Eingang zu der Verfassung der nordamerikanischen Freistaaten, obgleich Aehnliches sich auch in mehren Wahlinstruktionen vorfand. Man war über den Inhalt und Zweck einer solchen Erklärung vollkommen einverstanden, stritt aber über die Abfassung lange hin und her. Es ward endlich am 26. August unter dem Namen: „Déclaration des droits de l'homme et du citoyen" ein in 17 Artikeln abgefaßtes Glaubensbekenntniß der Revolution angenommen, welches so sehr mit dem in der Nation erwachten Geiste übereinstimmte, daß von einigen wesentlichen Punkten desselben sich keine der später in Frankreich eingeführten Verfassungen, so verschieden sie auch sonst von einander gewesen, mehr entfernt hat.

Man hat der Erklärung der Menschenrechte eine zu metaphysische Form, welche die damals ohne dies bestehende Richtung auf das Unbestimmte und Grenzenlose begünstigt haben soll, vorgeworfen, und besonders getadelt, daß diese Erklärung der menschlichen und bürgerlichen Rechte nicht von einer solchen der Pflichten begleitet gewesen ist. Da die Revolution, so gewaltsam sie auch in ihrem Verlaufe gewesen, doch vorzugsweise aus ideellen Anregungen entsprungen war, so konnte eine theoretische Darlegung Dessen, was sie war und wollte, für angemessen und rechtzeitig erscheinen. Da es bisher in Frankreich für die Massen im Grunde nur Pflichten, aber keine Rechte gegeben hatte, so glaubte die Volkspartei, letztere in ausgezeichneter Weise hervorheben zu müssen. Der Kern dieser Erklärung: die kirchliche und bürgerliche Gleichberechtigung — war allerdings in den Köpfen einiger Denker und Staatsrechtslehrer längst vorhanden, hatte aber bisher auf das wirkliche Leben keinen Einfluß ausgeübt, und konnte in Frankreich jedenfalls für neu gelten. Einige unter den 17 Artikeln, wie: alle Menschen haben das Recht zum Widerstande gegen Unterdrückung — alle Gewalt hat ihren Ursprung im Volke, kein Einzelner darf dieselbe ohne ausdrückliche Uebertragung ausüben — sind später zu Gunsten der Anarchie ausgebeutet worden, haben dieselbe aber nicht hervorgerufen, und sprachen das damals allgemein herrschende Gefühl aus. Man hatte eben die Fesseln der Unmündigkeit abgestreift und wollte sich den eingetretenen Umschwung so anschaulich als möglich machen.

Getheilter waren die Meinungen und schwieriger wurden die Verhandlungen, als es an den Ausbau des Verfassungswerkes ging. In dem zu diesem Zweck niedergesetzten Ausschusse gab es, wie in der Versammlung selbst, eine Partei, welche die Uebertragung einiger Grundbestimmungen der englischen Verfassung nach Frankreich, obgleich allerdings

in etwas demokratiſirtem Gewande, für möglich und wünſchenswerth hielt. Hierzu gehörten einige der aufgeklärteſten und freiſinnigſten Männer, wie der Marquis von Lally-Tollendal, Graf von Clermont-Tonnerre, Graf von Virieu, Mounier, Malouet u. ſ. w., welche gleich weit entfernt von Abſolutismus und Demagogie waren, und eine wahrhaft freiſinnige Monarchie gründen wollten. Lally-Tollendal ſchlug eine Verfaſſung vor, nach welcher die geſetzgebende Gewalt dem Könige, einem lebenslänglichen Senat und einer von dem Volke gewählten Kammer zuſtehen ſollte. Die Kammern hatten das Antrage-, die Krone das Beſtätigungsrecht. Jede Kammer konnte ein Veto gegen die andere und der König gegen beide einlegen. Lally-Tollendal's Entwurf iſt ſpäter faſt ganz, mit einigen zu Gunſten der Krone getroffenen Abänderungen, in die Charte conſtitutionnelle von 1814 übergegangen. Aber die abſtrakt-demokratiſchen Ideen übten in einer Verſammlung, der es, ungeachtet der Fülle des in ihr vorhandenen Talents, an praktiſcher Erfahrung fehlte, und in einem Volke, das ſich plötzlich aus langer Unterdrückung erhoben hatte, ein unwiderſtehliches Uebergewicht aus. Am 10. September ward mit 499 Stimmen gegen 89 die Untheilbarkeit des geſetzgebenden Körpers oder das Einkammerſyſtem ausgeſprochen. Die monarchiſch-konſtitutionelle Partei in der Verſammlung kämpfte mit Aufbietung aller Kräfte für das abſolute Veto der Krone, deſſen Ausübung aber, einer einzigen Kammer gegenüber, ſo gut wie unmöglich geweſen wäre. Es wurde dem Könige nur ein Suspenſivveto auf die Dauer von zwei Legislaturen beigelegt (20. Septbr. — 673 Stimmen gegen 325) Die Dauer jeder Legislatur ward auf zwei Jahre feſtgeſetzt, die totale Erneuerung derſelben angeordnet und die Permanenz des geſetzgebenden Körpers in der Weiſe ausgeſprochen, daß unmittelbar nach dem Aufhören der einen Verſammlung die nachfolgende, ohne weitere königliche Einberufung, aus eigenem Recht zuſammentreten ſollte.

Die große Mehrheit der Nationalverſammlung, ſelbſt die meiſten Prälaten und Adeligen, hatten die Unmöglichkeit der Fortdauer der alten Einrichtungen begriffen. Das weſentlichſte Erforderniß zu einer Erneuerung des franzöſiſchen Volkslebens, das Verſchwinden des Feudalweſens, war in der Nacht vom 4. Auguſt erfüllt worden. Man beſaß jetzt ein Königthum, das ſich auf keine bevorrechteten Stände mehr ſtützen konnte, von der bewaffneten Macht verlaſſen war, und dem alle Mittel fehlten, um die neue Ordnung der Dinge umzuſtoßen. Sollte aber ein ſolches Königthum ſeinem Zwecke, die Darſtellung der inneren und äußeren Einheit des Staates, entſprechen, ſo mußte ihm, innerhalb der

Verfassung, ein freier Spielraum der Kraft und Thätigkeit gelassen werden. Dies war aber durch das Einkammersystem, den Mangel eines absoluten Veto und die Permanenz des gesetzgebenden Körpers unmöglich geworden. Eine einzige Versammlung mit einer im Ganzen festen Majorität, einer so erschütterten Krone gegenüber, mußte, wie früher diese letztere, unumschränkt werden.

Das Suspensivveto war für den König, unter solchen Umständen, eher eine Gefahr als ein Recht. Er konnte dadurch zur Ablehnung der Beschlüsse der Nationalversammlung verlockt werden, ohne daß er die Macht besaß, seinen Willen durchzusetzen, und hatte außerdem noch in diesem Falle die aufgeregte Bevölkerung der Hauptstadt zu fürchten, welche bei jedem Zwiespalt zwischen der Krone und der Volksvertretung nicht nur unbedingt für letztere Partei zu nehmen, sondern auch über deren Absichten hinauszugehen geneigt war.

Vergebens war von Mirabeau zu Gunsten des absoluten Veto darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Nationalversammlung, bei der von ihr allein abhängigen Bewilligung der Abgaben, keine willkührliche Anwendung der königlichen Prärogative zu besorgen habe, vielmehr durch deren Ausübung zu einer sorgfältigeren Erwägung der zu gebenden Gesetze veranlaßt werden könne. Vergebens hatte die monarchisch-konstitutionelle Partei darauf aufmerksam gemacht, daß durch die Permanenz des gesetzgebenden Körpers der Krone jede freie Bewegung entzogen werde, daß dieselbe mehr kein Gewicht in die Wagschale des öffentlichen Lebens werfe und einzig auf die Vollstreckung fremder Beschlüsse gewiesen sei. In Erinnerung an die Art, wie die früheren Könige auf den alten Reichsversammlungen den einen Stand gegen den anderen gebraucht und dadurch das Ganze ohnmächtig gemacht, wie sie die Reichsstände beliebig aufgelöst und sie zuletzt gar nicht mehr einberufen hatten, glaubte die Nationalversammlung, das Königthum jetzt alles selbstständigen Rechtes entkleiden zu müssen. Es fand, wie im Volke ein unauslöschlicher Haß gegen die bevorrechteten Klassen, welcher selbst deren Sturz überlebte, so in der Nationalversammlung ein unüberwindliches Mißtrauen, keineswegs gegen die Person des Königs, aber gegen die Institution, statt, die man sich immer, als zur Rückkehr zum Absolutismus geneigt, dachte. Der große, von den Anhängern des Neuen damals gehegte, Irrthum bestand vornehmlich darin, den tiefen Verfall der königlichen Gewalt nicht vollkommen zu begreifen, von ihr, ungeachtet ihrer Schwächung, einen Angriff zu besorgen, und ihr deshalb nach und nach alle zu ihrer Wirksamkeit unentbehrlichen Mittel zu entziehen. Der Umschwung der Dinge

war ſo raſch eingetreten, daß die Volkspartei eine Rückkehr zum Alten, eine Vereinigung aller reaktionairen Elemente noch immer für möglich hielt. Sie überſah, obgleich es ihr nahe genug lag, wie ſehr die Tradition in Frankreich verwiſcht war, und wie gänzlich der König als ſolcher jetzt des früheren Nimbus entbehrte. Anſtatt ihm die zur Erhaltung und Vertheidigung ſeiner Stellung nöthige Macht zu gewähren, ſetzte man ihn und die Verfaſſung, welche man gründen wollte, wehrlos dem Andrange der Demagogie aus.

Zu den, von jeder großen Umgeſtaltung der öffentlichen Zuſtände, beſonders in deren Beginne, unzertrennlichen Uebelſtänden kamen damals in Frankreich noch beſondere Schwierigkeiten, wie die Leerheit des Schatzes und die Getraidenoth, hinzu. Necker hatte wieder die Leitung der Finanzen übernommen, und war auf dem Wege von der Schweiz nach Paris von dem Volke, und ſpäter von der Nationalverſammlung in Verſailles, mit außerordentlichen Bezeugungen von Achtung und Freude aufgenommen worden. Das Publikum ſchien zu glauben, daß dieſer Miniſter mit einem allgemeinen Heilmittel für alle Gebrechen des Staates verſehen ſei. Dieſe Meinung ward denen, welche alle ihre Hoffnungen auf Necker ſetzten, und zuletzt dieſem ſelbſt gefährlich, indem er dadurch zu einer zu großen Zuverſicht auf ſeinen Einfluß veranlaßt wurde.

Necker hatte gleich nach ſeiner Rückkehr erfahren, daß die von der Revolution aufgeregten Leidenſchaften ſich nicht leicht beſchränken und leiten ließen. Der General von Beſenval, welcher unter dem Marſchall von Broglie die in der Mitte Julius zur Unterwerfung der Hauptſtadt beſtimmten Truppen befehligte, war nach der Einnahme der Baſtille entflohen, aber in der kleinen Stadt Villenaux verhaftet worden. Necker verhinderte Beſenval's Abführung nach Paris, wo denſelben in jenem Augenblicke ein gewiſſer Tod erwartet hätte, und wußte, in der Hauptſtadt angekommen, von den ihn im Hotel de Ville empfangenden Wählern den Befehl zu Beſenval's Freilaſſung zu erwirken. Aber ehe dies noch ausgeführt werden konnte, regten die im Solde der Faktion Orleans ſtehenden Demagogen das Volk dermaßen auf, daß die Wähler eingeſchüchtert wurden, Beſenval's Befreiung aufgaben, und nur jede außergeſetzliche Mißhandlung deſſelben verboten. Die Nationalverſammlung beſtand ebenfalls auf Beſenval's Verhaftung, und nahm, ſelbſt in der erſten Freude über Necker's Rückkehr, auf deſſen Wünſche in dieſer Beziehung keine Rückſicht. Necker verſäumte es, entweder aus Stolz oder Mangel an Urtheil, einen ſo großen Redner und eine ſo mächtige Perſönlichkeit wie Mirabeau, der ſeine Dienſte ihm angetragen

hatte, zu gewinnen. Necker's Tugenden als Privatmann wogen seine Mängel als Staatsmann, die Abwesenheit von Schärfe und Tiefe des Blickes, nicht auf. Er trat für Besenval ein, was eine edelmüthige Handlung war, da dieser früher zu Necker's Gegnern am Hofe gehört hatte, und stieß Mirabeau zurück, welcher der Sache, die Necker vertheidigte, unermeßliche Dienste leisten konnte.

Necker war von der, während seiner kurzen Entfernung aus Frankreich, daselbst vorgegangenen Veränderung erschreckt und mit bangen Ahnungen über die Zukunft erfüllt worden. Auf dem Wege nach Paris hatte er die ganze Bevölkerung, selbst in den kleinsten Dörfern, unter den Waffen gefunden. Je näher er der Hauptstadt kam, um so mehr machte sich der Einfluß der Revolution fühlbar. Zugleich kamen ihm täglich Nachrichten über die in allen Gegenden des Landes gegen Personen und Eigenthum begangenen Frevel zu, und er konnte in Paris mehrmals Zeuge der, in den unteren Schichten der Bevölkerung, herrschenden wilden Ausgelassenheit sein.

Die nächst liegende und schwierigste Aufgabe für Necker bestand in der Sicherung der der Hauptstadt nöthigen Zufuhr, wo der schon seit längerer Zeit vorhandene Mangel Gelegenheit und Vorwand zur Begehung von Unordnungen und Verbrechen war. Die Erndte von 1788 war schlecht, die von 1789 ungenügend ausgefallen. Es gab indessen in Frankreich noch Getraide genug, um die Bevölkerung eine Zeit lang, bis die im Auslande bestellten Vorräthe angelangt sein würden, zu ernähren. Aber von verschiedenen Seiten her ward der Nothstand künstlich gesteigert. Die Aufkäufer (accapareurs) und Kornwucherer trieben ihr altes Spiel mit mehr Sicherheit als je, indem die allgemeine Bewegung und Schwankung vieles einzelne Unrecht ungestraft ließ. Hier und da wurden untergeordnete Gehülfen der Aufkäufer, zuweilen ganz Unschuldige, vom Volke aufgeopfert, während die, welche an der Spitze der wucherischen Unternehmungen standen, ihre Personen dem Verdacht und ihre Vorräthe der Entdeckung zu entziehen wußten. Die Aufkäufer hegten blos die Absicht, aus der Noth Vortheil zu ziehen und die Preise ihrer Produkte in die Höhe zu treiben. Aber politische Intriguen benutzten dies, um gegen die Nationalversammlung in der Menge Mißtrauen zu erregen. Die Meinung, daß es erst recht schlimm werden müsse, bevor es wieder besser werden könne, hatte sich der noch immer zahlreichen Anhänger der alten Einrichtungen bemächtigt. Sie ließen durch ihre geheimen Sendlinge in Paris Unordnungen vor den Thüren der Bäckerläden verursachen, dieselben plündern, die Kornsäcke in den Fluß werfen, Getraide-

transporte aufhalten und unter dem Landvolke übertriebene Gerüchte von der in der Hauptstadt herrschenden Unsicherheit ausstreuen, damit die Bauern, aus Furcht vor Verlusten, mit ihren Vorräthen zurückhielten. Aehnliches geschah in vielen anderen Gegenden Frankreichs, wo die städtischen Märkte wenig besucht wurden. In von den Gegnern der Revolution ausgehenden Flugschriften wurde, auf die Theuerung und die eingetretenen Veränderungen anspielend, zu dem Volke gesagt: „Als ihr nur einen König hattet, fehlte es euch nicht an Brodt. Jetzt, wo ihr 1200 Könige habt (die Nationalversammlung), müßt ihr hungern!" — Die Unruhe und Gährung im Volke ward dadurch allerdings, aber nicht zum Vortheil der alten Ordnung der Dinge, gesteigert. Der moralisch und theoretisch höchst verwerfliche Grundsatz, die vorhandenen Uebel auf die Spitze zu treiben, damit das Gegentheil aus ihnen erfolge, bewährte sich auch in der Praxis nicht und fiel auf seine Urheber zurück. Das Volk wüthete zuweilen aus Mißverständniß gegen Unschuldige, aber doch noch viel mehr gegen die, welche durch die von ihnen angewandten Künste ihren und ihrer Sache Untergang beschleunigten.

Necker that alles Mögliche, um den Nothstand zu lindern, und ließ, unter Darbringung persönlicher Opfer und Einsetzung seines eigenen Kredits, in Rußland und Nordamerika Getraide aufkaufen. Auch von Ludwig XVI., der von jeher für die Leiden der ärmeren Klassen eine lebhafte Theilnahme gehegt hatte, ward diesem Gegenstande eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Ungeachtet des großen Geldmangels wurde für mehr als 70 Mill. Fr. Getraide gekauft, und zum Besten des Volkes für geringere Preise den Unternehmern der Zufuhr überlassen. Es konnte jedoch, trotz aller angewandten Mühe, nur gerade so viel geschehen, um die Massen nicht zur Verzweiflung zu bringen. Die innere Unordnung und Willkühr machte eine ersprießliche Vertheilnng der einheimischen oder aus der Fremde ankommenden Vorräthe in vielen Fällen unmöglich. Die pariser Municipalität und überhaupt die neu eingesetzten Behörden waren mit Verwaltungsgegenständen meist unbekannt, und ließen sich vielerlei Fehlgriffe zu schulden kommen. Die früheren Autoritäten, welche mehr Erfahrung besaßen, waren, aus Mißtrauen in ihre Grundsätze, fast überall entfernt worden. Das Volk gehorchte nur so weit es ihm gefiel, und der Pöbel ließ seiner Zügellosigkeit freien Lauf. Unter solchen Umständen konnten die üblen Folgen von zwei Mißerndten nicht leicht beseitigt werden.

Dem Staatsschatze, welcher jetzt, wegen des Getraidemangels, größere Ausgaben als sonst zu bestreiten hatte, fehlte es an den früheren

Zuflüssen. In der letzten Zeit waren viele Steuerpflichtige im Rückstande geblieben, und die Abgaben gingen überhaupt sehr unregelmäßig ein. Necker wollte sich, wie während seines ersten und zweiten Ministeriums, so auch jetzt mit Anleihen helfen, und, nicht ohne Grund, die Zukunft zur Tragung der Lasten der Gegenwart heranziehen. Er schlug, um die außerordentlichen Ausgaben von zwei Monaten zu bestreiten, eine Anleihe von 30 Mill. Fr. vor. Die Nationalversammlung ging darauf ein, setzte aber die Verzinsung, anstatt auf fünf Procent, wie es früher immer Brauch gewesen, auf vier ein halb fest. Die Volkspartei wollte dadurch der neuen Anleihe einen besonderen Stempel aufdrücken und beweisen, daß die Herrschaft des Gesetzes für die Staatsgläubiger eine sicherere Bürgschaft als das Versprechen eines Königs sei. Diese Berechnung schlug fehl. Die Kapitalisten hielten das Unternehmen nicht für gewinnreich genug, wurden sogar von dem Unterschiede, den man zwischen dieser und den früheren Anleihen zu machen schien, beunruhigt, und versagten ihre Hülfe. Statt 30 Mill. kamen nur 2,600,000 Fr. zusammen. Die Nationalversammlung mußte einlenken und in die von Necker angegebene Verzinsung einwilligen. Es erwies sich aber jetzt, daß 30 Mill. zu wenig gewesen, und daß 80 Mill. für das laufende Jahr unentbehrlich wären. Aber auch diese unter günstigen Bedingungen angetragene Anleihe kam nicht zu Stande. Eine zahlreiche Partei in der Nationalversammlung war überhaupt dem Anleihesystem entgegen und berief sich auf die Wahlinstruktionen, in welchen häufig den Deputirten die Verweigerung jeder Anleihe, weil die alte Monarchie damit einen grenzenlosen Mißbrauch getrieben hatte, zur Pflicht gemacht worden war. Ein Staatsbankerot stand vor der Thür. Necker schlug endlich (24. September) eine außerordentliche Steuer, bestehend in dem vierten Theile der jährlichen Einnahme aller Staatsbürger, vor. Es kündigte sich ein erheblicher Widerstand gegen diese Maßregel an, als Mirabeau, der sonst mit Necker gespannt war, von seinem politischen Instinkt über alle persönlichen Rücksichten emporgehoben, in einer begeisterten und entflammenden Rede Alles mit sich fortriß, und die Einwilligung der Versammlung durchsetzte.

Während dieser Verhandlungen waren einige neue Erscheinungen hervorgetreten, welche auf den Gang der Ereignisse von Einfluß werden sollten. Die früher gehegte und begründete Ueberzeugung von Necker's großen finanziellen Talenten hatte sich vermindert, und seine Mängel als Staatsmann wurden, unter den schwieriger gewordenen Verhältnissen, mehr als sonst bemerkt. Er erschien unentschieden, ohne Voraussicht, zur

Leitung des Ganzen unfähig, nur mit den Bedürfnissen des Augenblicks beschäftigt. Man fühlte, daß er sich in einer unbestimmten Mitte von Eindrücken, ohne ein klar erkanntes Ziel, hin und her bewegte, daß er, hinter dem eingetretenen Umschwunge zurückgeblieben, mit einem Fuße noch auf dem Boden des Alten stand, daß er ohne Leidenschaft, und demnach unter Umständen, wie sie geworden, ohne Kraft war. Seine Mäßigung, die ihm in moralischer Beziehung zur Ehre gereichte, mußte in der rein politischen Sphäre, in welcher er lebte, für Schwäche gelten. Daß er sich enthielt, wo Andere zugriffen, gab, wo Andere nahmen*), blieb unbeachtet.

In demselben Grade, in welchem Necker in der öffentlichen Meinung zu sinken anfing, stieg Mirabeau in ihr empor, und seine außerordentlichen Gaben konnten selbst von seinen Gegnern nicht mehr verkannt werden. Er führte seinen Grundsatz: die kleine Moral tödtet die große — mit einer unerhörten Kühnheit durch. Arm, genußgierig und deshalb der Bestechung zugänglich, im Einzelnen wandelbar, seine Stellung zu Personen und Parteien, je nach der Lage der Dinge und seinem Vortheil, ohne Bedenken wechselnd, hatte er sich, im Ganzen und Großen, einen festen Zweck vorgesetzt, den er nie aus den Augen verlor, und zu dessen Erreichung er alle Mittel in Bewegung setzte.

Mirabeau hielt die Revolution damals noch nicht für gesichert, und wollte den alten Feudalstaat bis auf seine letzten Ueberreste zerstört wissen, um an seiner Stelle das Gebäude einer parlamentarischen Monarchie aufzuführen, wo die Gewalt, der Form nach, zwischen dem Könige und der Volksvertretung getheilt, im Wesentlichen aber die staatliche Einsicht, von Geist und Beredtsamkeit getragen, überall den Ausschlag geben sollte. Mirabeau traute sich, und zwar mit vollem Recht, das zu einer solchen Wirksamkeit nöthige Talent zu, und arbeitete vom Anfang an auf eine hervorragende Stellung in der Nationalversammlung hin, um dadurch an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten zu kommen. Vom Hofe lange zurückgestoßen, von der Revolution selbst häufig mit Mißtrauen betrachtet, von ehrgeizigen, ihm aber an Befähigung weit nachstehenden Nebenbuhlern gehemmt, sah er sich zu einem immerwährenden Kampfe, bald gegen die Einen, bald gegen die Anderen, genöthigt. In einer so schwierigen Lage war es unmöglich, daß er nicht zuweilen in Uebertreibungen und Widersprüche verfiel, aus denen er aber immer

*) Necker diente nicht nur ohne Gehalt, sondern hatte auch dem Staate bedeutende Geldopfer gebracht.

wieder klar und frei hervorging, und in die ihm gemäße Bahn einlenkte. Mirabeau verlor, ungeachtet aller einzelnen Schwankungen, nie das Gleichgewicht, überschritt nie gewisse Grenzen und verfolgte sein Ziel: erst die Revolution zu befestigen und dieselbe dann, als sie hinlänglich gegründet war, zu leiten und zu mäßigen.

Da es keinen gesetzlichen Kampf zwischen Adel und Tiersetat mehr gab, da ersterer keinen bevorrechteten Stand mehr ausmachte, so war es jetzt die Geistlichkeit, auf welche sich die Angriffe der Volkspartei zu richten anfingen. Dieselbe war, auch nach dem Verlust ihrer politischen Privilegien, durch ihren unveräußerlichen, dem ganzen Stande angehörigen Grundbesitz immer eine geschlossene Körperschaft geblieben. Bei den Verhandlungen über das Deficit und die außerordentliche Einkommensteuer war in der Nationalversammlung die Meinung laut geworden, das Gold- und Silbergeschirr und die sonstigen Kostbarkeiten der Kirchen und Klöster zum Besten des Staates in Beschlag zu nehmen. Der Erzbischof von Paris sah sich zu der Erklärung genöthigt, daß die Geistlichkeit gegen eine solche Maßregel nichts einzuwenden habe, wenn ihr nur die Mittel übrig gelassen würden um den öffentlichen Gottesdienst mit dem nöthigen Anstande abhalten zu können. Es waren dies die Vorboten des später zwischen der Revolution und der Kirche ausbrechenden Kampfes, in welchem letztere, als staatliche Körperschaft, eben so vollständig wie der Adel unterlag.

Der Hof war während dieser Zeit von verschiedenen Entschlüssen bewegt gewesen, von denen aber keiner ausgeführt wurde. Es hatte sich bald nach der Einnahme der Bastille um eine Flucht der königlichen Familie, nicht in das Ausland, sondern nach einer der östlichen Grenzprovinzen gehandelt, wo die zum Theil aus fremden Regimentern bestehenden Besatzungen in ihrer Treue noch nicht wankend geworden waren. Später war von Malouet und anderen konstitutionellen Royalisten Ludwig XVI. gerathen worden, die Nationalversammlung, um dieselbe dem Einflusse der Hauptstadt zu entziehen, nach Tours zu verlegen, was aber der König, welcher durch ein passives Verhalten alle Gefahren zu vermeiden hoffte, verworfen hatte. Ludwig XVI. lebte nach wie vor in gewohnter ruhiger Weise fort, ging viel auf die Jagd, wohnte den Sitzungen seiner Minister aber theilnahmslos bei, und glaubte dadurch, daß er so wenig als möglich hervortrat und eingriff, am Besten über die Schwierigkeiten des Augenblicks hinwegkommen zu können.

Die lebendigere und eindrucksvollere Natur der Königin war dagegen von den letzten Ereignissen in eine fieberhafte Aufregung versetzt worden. Ihre Stimmung und Lebensordnung waren ganz verändert, ihre Heiterkeit

und Herablaſſung hatten aufgehört. Da ihr gewohnter Umgang ihr durch die Flucht des Grafen von Artois, der Familie Polignac und mehrer anderer Vertrauten genommen worden, ſo war ſie viel allein, aber ohne Ruhe und Luſt zu irgend einer Beſchäftigung und Zerſtreuung. Sie ging raſch von einem Plane zu einem andern über, ohne Etwas feſthalten zu können. Ihre äußere Haltung war die des verletzten und gereizten Stolzes, aber ohne die Kraft zu einem entſcheidenden Schritte. Bald ſah ſie das einzige Heil für ſich und ihre Familie in einer heimlichen Abreiſe, bald fürchtete ſie, daß dies für eine Abdankung genommen werden könnte. Die entgegengeſetzteſten Rathſchläge kamen ihr zu, und es hätte eines ungewöhnlich ſcharfen Blickes bedurft, um unter ſolchen Widerſprüchen das Angemeſſene herauszufinden. Marie Antoinette beſaß Geiſt und Gefühl und war wohl fähig, das Einzelne in Bezug auf Perſonen und Zuſtände richtig zu würdigen, aber es 'ging ihr eben ſo wie ihrem Gemahl die Einſicht in das Ganze ab. Zuweilen war ſie, bei ihrer beweglichen Einbildungskraft, von Schrecken über die Zukunft erfüllt, und brannte vor Begierde, den Boden, auf welchem ſie ſtand, zu verlaſſen, und dann tröſtete ſie ſich wieder mit dem Gedanken an eine beſſere Wendung der Dinge, an eine unerwartete Hülfe, ohne aber zu wiſſen, von wo und durch wen dieſelbe herbeigeführt werden ſollte Durch ihre Geburt und Verheirathung eine der höchſten Stellen in der Welt einnehmend, waren ihr die Tiefen der bürgerlichen Geſellſchaft unbekannt geblieben. Sie glaubte nicht an einen ſo großen Wandel in der Geſinnung der Maſſen, an das gänzliche Verſchwinden der ſo lange beſtandenen Ehrfurcht des Volkes gegen ſeine Herrſcher, an den endgültigen Sturz der ſtaatlichen Ordnung, welche ihr als vom menſchlichen Daſein unzertrennlich erſchien. Nach ihrer Meinung waren die Schläge, welche die königliche Gewalt getroffen hatten, nicht von der Nation, ſondern von Parteien, unzufriedenen Adeligen und ehrgeizigen Bürgern geführt worden, und ſie hoffte, daß die Bewegung, aus vorübergehenden Urſachen entſtanden, bald in ſich ſelbſt ſtill ſtehen würde. Eine plötzliche Enthüllung auch nur eines Theiles des ihr und ihrer Familie bevorſtehenden Schickſals, ohne die Macht, daſſelbe abwenden zu können, würde ſie dem Wahnſinn in die Arme geworfen haben, ſo wenig war ſie damals noch darauf vorbereitet.

In Paris dauerte die innere Gährung, obgleich eine Zeit lang ohne beſtimmte äußere Ausbrüche, fort. Die Volksredner, die Tagespreſſe, die geheimen Einflüſterungen und Geldſpenden der Faktion Orleans ließen das Volk nicht zur Beſinnung kommen. Zu dieſer Aufregung in den

Ideen kam noch das materielle Elend hinzu. Das Brodt war theurer und die Gelegenheit zum Verdienst seltener geworden. Viele Reiche hatten, wenn auch noch nicht Frankreich, aber die Hauptstadt verlassen. Seit dem Anfange der Unruhen waren in Paris über 60,000 Reisepässe genommen worden.

Aber auch in Versailles, in einer Stadt, welche dem Hofe ihre Entstehung und Bedeutung verdankte, hatte sich die Revolution aller Gemüther bemächtigt. Es gab in Versailles keinen unabhängigen Handels- oder Handwerkerstand, aller Verbrauch und Gewinn hing von dem Hofe und dessen Umgebungen ab. Fast alle Officiere der dortigen Nationalgarde bekleideten Stellen in der Hofhaltung. Aber von dem größten Theile der Bevölkerung ward der persönliche Vortheil den neu gewonnenen Ueberzeugungen nachgesetzt, und die königliche Familie und der Zustand, an welchen sie erinnerte, mit Mißtrauen und Abneigung betrachtet. Selbst der innere Dienst im Schlosse stand mit der Volkspartei in Verbindung, und es ward in den Gemächern des Königs, der Königin, kein auffallender Schritt gethan, der nicht alsbald zu der Kenntniß Mirabeau's oder la Fayette's gebracht worden wäre. Die Stimmung des Volkes war in Versailles, wie in Paris, vollkommen verändert worden. Das Beispiel der Nationalversammlung, die Ereignisse vom 17. und 23. Junius, die Einnahme der Bastille, die Nacht vom 4. August wirkten unwiderstehlich ein.

Die Unruhe in Versailles, die Aufregung in dem nahen Paris, die zahlreiche bewaffnete Menge, welche sich von dort aus in jedem Augenblick auf die königliche Residenz werfen konnte, hatten die Vertheidigung derselben durch einige hundert Gardes du Corps als unzureichend erscheinen lassen. In Paris waren von den Gegnern des Hofes angebliche Fluchtpläne der königlichen Familie in Umlauf gesetzt und zu verstehen gegeben worden, daß man sich des Königs bemächtigen und ihn nach der Hauptstadt führen müsse. Nur dadurch könne die Revolution vor den Anschlägen des Hofes sicher gestellt werden. Auf die Hülfe der versailler Nationalgarde war im Falle eines Angriffes von Seiten des pariser Volkes nicht zu zählen. Man hatte deshalb dem Könige gerathen, die Besatzung seiner Residenz durch eine Abtheilung Linientruppen zu verstärken. Es ward hierzu das in Douai liegende Regiment Flandern gewählt, weil sich in ihm bisher keine aufrührischen Gesinnungen kund gegeben hatten. Die königliche Macht war so tief gesunken, daß die Herbeiziehung dieses Regiments vorher nicht nur von der Nationalversammlung, sondern auch von der versailler Gemeindebehörde, obgleich Ludwig XVI. dem Namen nach noch für den obersten Befehlshaber des Heeres

galt, gebilligt werden mußte. Als das Regiment Flandern in Verſailles einzog, ging ihm die Municipalität entgegen und nahm demſelben den neu eingeführten Eid: „der Nation, dem Geſetze, dem Könige treu zu ſein!“ — in welchem der Träger der Krone zuletzt genannt wurde, ab.

Kaum war das Regiment Flandern in Verſailles angekommen, als man bemerken konnte, daß die Volkspartei daſſelbe für die neuen Grundſätze zu gewinnen ſuchte. Um dieſer Abſicht entgegen zu arbeiten, wurden die Officiere des Regiments vom Hofe mit beſonderer Auszeichnung behandelt und die Gardes du Corps luden dieſelben zu einem Feſtmahl ein. Die Vorbereitungen zu demſelben, das ſehr prächtig ausfallen ſollte, wurden mit großer Oeffentlichkeit betrieben, und zu deſſen Abhaltung der Schauſpielſaal im königlichen Schloſſe, welcher ſonſt nur zu Hoffeierlichkeiten diente, gewählt. In die Logen wurden Zuſchauer, beſonders viele zur Hofhaltung gehörige Damen, zugelaſſen. Außer den Officieren des Regiments Flandern hatten die Gardes du Corps auch die der Schweizergarde, des Dragonerregiments Montmorency und die wenigen Royaliſten im Generalſtabe der verſailler Nationalgarde eingeladen. Es waren 210 Theilnehmer (1. Oktober) anweſend.

Die Gardes du Corps, ſämmtlich Adelige, in beſtändiger Berührung mit der königlichen Familie, waren der Revolution äußerſt abgeneigt. Sie wußten, wenigſtens für den Augenblick, ihre Gäſte mit demſelben Geiſte zu erfüllen. In den glänzenden Räumen, in welchen das Feſt ſtatt fand, erinnerte Alles an den König und ſein Haus. Die Geſundheit Ludwig XVI. und ſeiner Familie wurde mit noch größerem Jubel als in glücklicheren Tagen getrunken. Man wollte dadurch beweiſen, daß der König, ungeachtet der Verminderung ſeiner Macht, noch immer über die Herzen ſeiner Getreuen gebot. Als die Geſundheit der Nation vorgeſchlagen wurde, ſchwiegen die Einen, die Andern drehten ihre Gläſer um. Dieſelbe ward ausgelaſſen. Plötzlich traten Ludwig XVI. und Marie Antoinette, letztere den Dauphin an der Hand, in den Saal ein. Beide hatten ſich anfänglich geweigert, zu erſcheinen, zuletzt aber den dringenden Bitten ihrer Umgebungen nachgegeben. Ludwig XVI. Auftreten ſprach, wie gewöhnlich, keine entſchiedene Stimmung aus. Marie Antoinette dagegen verſtand es, durch eine ſtumme aber rührende Beredtſamkeit Alles auf ihre Seite zu ziehen. Ihr Blick und ihre Züge drückten Schmerz über die letzten Ereigniſſe, ihr Lächeln Vertrauen in die Anweſenden aus. Ungeachtet der Heiterkeit, welche ihre Lippen umſchwebte, waren Spuren von Thränen in ihren Augen zu ſehen, und man konnte die wechſelnde Bewegung ihres Innern auf ihrem Antlitz leſen.

Sie nahm hierauf ihren Sohn in den Arm und schritt, von dem Könige begleitet, grüßend und Einzelne bei Namen nennend, um die Tafeln einher. Ein Sturm leidenschaftlichen Entzückens über die Herablassung und Schönheit der Königin brach in der Versammlung aus. Als die königliche Familie sich zurückzog, wurde die damals beliebte Arie aus der Oper: Richard Löwenherz von Gretry: „O Richard! O mein König' ob dich die Welt verläßt, ich bleib' dir treu!" — welche die Militairmusik anstimmte, mit Begeisterung gesungen, und die darin liegende Anspielung tief empfunden. Die Musik, die Kerzen, der Wein, die Zuschauerinnen in den Logen brachten einen berauschenden Eindruck hervor, und ließen alle Rücksichten der Klugheit und Vorsicht vergessen. Die Officiere zogen ihre Degen und gelobten, dem Könige bis zum letzten Blutstropfen treu zu sein. Die Damen warfen aus den Logen weiße Kokarden und Bänder in den Saal hinab, die von den Anwesenden sogleich angelegt wurden. Zuletzt ließ man auch Unterofficiere und Soldaten zu, um sie mit derselben Stimmung zu erfüllen.

Die Vorgänge bei diesem Feste, von dem Volke „das Bachanal der Gardes du Corps (l'orgie des Gardes du Corps)" genannt, wurden, mit Uebertreibungen und Zusätzen aller Art ausgestattet, alsbald in Paris bekannt. Man behauptete, was falsch war, daß die Nationalkokarde mit Füßen getreten, daß der Plan zu einem neuen Angriff auf Paris entworfen, und zwischen allen Anhängern des Alten ein geheimes Bündniß abgeschlossen worden sei. Die Gegner des Hofes stellten sich, als sei die Vermehrung der versailler Garnison durch einige Bataillone eine Gefahr für die Hauptstadt, in welcher es 48,000 Nationalgarden, die im Nothfall verdoppelt werden konnten, gab. Indessen blieb das Fest im Schauspielsaale, besonders aber das Erscheinen des Königs und der Königin, so natürlich es auch herbeigeführt worden, immer ein höchst ungeeigneter Schritt, der in keiner Weise etwas helfen, aber viel schaden konnte. Einige hundert Officiere wären nicht im Stande gewesen, den Lauf der Ereignisse aufzuhalten oder wesentlich zu verändern. Aber ohne die besonderen, von diesem Vorfalle ganz unabhängigen, Umstände hätte derselbe keine so große Bedeutung bekommen und wäre bald vergessen worden.

Die Volkspartei wollte das Königthum nicht aufgehoben wissen, woran damals Niemand dachte, aber wohl den Sitz desselben nach der Hauptstadt verlegt wissen. Schon am 17. Julius, bei Gelegenheit der Anwesenheit Ludwig XVI., in Folge der Einnahme der Bastille, hatte sich dieses Verlangen laut gemacht. Man wußte aber auch, daß der König und die Königin sich freiwillig hierzu nicht verstehen

würden. Die Anweſenheit des Hofes in Paris ward für eine unentbehrliche Sicherheit für die Revolution gehalten. Denn von Verſailles aus konnte der König leichter entfliehen und daſelbſt unbemerkter Truppen an ſich ziehen. Auch die Nationalverſammlung würde in der Hauptſtadt vom Volke abhängiger als in Verſailles ſein. La Fayette und Mirabeau glaubten, daß die Revolution, ohne Ludwig XVI. Ueberſiedelung nach Paris, in Gefahr ſei. Die alte Ordnung der Dinge war gebrochen, aber noch nichts Feſtes an ihre Stelle geſetzt worden. In einer ſo ſchwankenden Lage wollte die Volkspartei Den in ihrer Gewalt haben, der noch immer ſo viele Anhänger zählte, und über ſo viele Mittel des Einfluſſes, wenn er ſie anzuwenden verſtanden hätte, gebot. Eine ſolche Veränderung konnte aber nur durch eine durchgreifende Erregung der pariſer Bevölkerung bewerkſtelligt werden.

Die Nationalverſammlung hatte Ludwig XVI. die Erklärung der Menſchenrechte, die Beſchlüſſe der Nacht vom 4. Auguſt und die erſten Artikel der Konſtitution zur Beſtätigung vorlegen laſſen. Der König verrieth ſeine Abneigung gegen dieſe Beſtimmungen, indem er ihre Annahme verſchob und eine ausweichende Antwort gab, Einiges darin lobte, Anderes tadelte. Er meinte, erſt die ganze Verfaſſung kennen zu müſſen, ehe er ſich über die einzelnen Artikel ausſpräche. Die Leiter der Volkspartei hielten durch dieſen Widerſtandsverſuch ihr Werk für bedroht, und glaubten, zum Gelingen ihrer Pläne des Einſchreitens der Hauptſtadt nicht entbehren zu können.

Mirabeau, der im Anfange der Revolution, um dem Hofe entgegenzuarbeiten, ſich dem Herzoge von Orleans genähert hatte, war von deſſen Unfähigkeit überzeugt worden, und dachte nicht mehr daran, demſelben zu einer großen Rolle zu verhelfen. Mirabeau war jetzt für Ludwig XVI., aber für einen Ludwig XVI. nach ſeinen Gedanken. Indeſſen hatte er, in Betracht der großen Geldmittel des Herzoges, und des, von demſelben dadurch, auf die unteren Schichten der pariſer Bevölkerung ausgeübten Einfluſſes, die Verbindung mit ihm nicht ganz abgebrochen. Er glaubte, ihn noch als ein Werkzeug für ſich benutzen zu können.

Die Faktion Orleans hatte die Ausſicht auf eine Erhebung ihres Hauptes, ſei es auf den Thron oder zur Regentſchaft, nicht aufgegeben. Nach wie vor wurden von ihr Volksredner, Aufwiegler und geheime Sendlinge bezahlt und angeſtiftet. Während Mirabeau einen Zug der pariſer Bevölkerung nach Verſailles wünſchte, um den König nach der Hauptſtadt zu bringen, ſuchte die Faktion Orleans die Gährung in Paris

ebenfalls zum Ausbruch zu bringen, aber für einen andern Zweck. Sie hoffte, daß Ludwig XVI. bei der Annäherung der Pariser entweder entfliehen, und dadurch der Thron zu Gunsten des Herzoges erledigt werden würde, oder daß der König, im Fall er in Versailles blieb, mitten unter den Fluthen eines Volksaufstandes, beseitigt werden könnte.

Unter den obwaltenden Umständen war es nicht schwer, die Pariser zu einer neuen großen Bewegung, welche das am 14. Julius Begonnene vollenden sollte, fortzureißen. Abgesehen von der, durch die Ereignisse, in die Massen geworfenen Neigung zu Unordnung und Gewaltsamkeit, regten die Gerüchte von einer beabsichtigten Flucht des Königs die Nationalgarde auf, und Noth und Theuerung machten die niederen Klassen aufrührerischen Einflüsterungen mehr als je zugänglich. Außerdem war Alles von den, über das Festmahl der Gardes du Corps, verbreiteten Nachrichten zu neuer Wuth gegen den Hof, und besonders die Königin, entflammt worden. Selbst der friedlichere, aber den neuen Ideen zugewandte, Theil der Bevölkerung fühlte sich von der Weigerung Ludwig XVI., die Menschenrechte und die Beschlüsse der Nacht vom 4. August zu bestätigen, verletzt und wollte darin einen Angriff auf die Revolution erkennen.

Aus Gründen, welche in der ganzen Entwickelung der Nation liegen, war von den Frauen in Frankreich von jeher ein größerer Einfluß als in anderen Ländern ausgeübt worden. Wenn sich während der Ligue und der Fronde Prinzessinnen und Hofdamen in die Bürgerkriege gemischt hatten, so nahmen in der Revolution, als der innerste Grund der Gesellschaft aufgewühlt worden, Frauen aus den unteren Klassen an Volksaufständen und anderen Bewegungen der Art Theil. Es war dies nicht so durchaus neu und verschieden von dem Früheren, als der äußere Anschein voraussetzen ließe. Unter roheren Formen war der Drang, in die Ereignisse der Zeit einzugreifen, unter dem weiblichen Geschlecht von Neuem erwacht.

Am 5. Oktober (1789), zu früher Tagesstunde, trat ein junges Mädchen in das Wachthaus des Quartiers St. Eustache, ergriff eine Trommel und forderte das Volk ihr zu folgen auf. Da dies in der Nähe der Getraide- und Fruchthallen, im bevölkertsten Theile der Stadt, geschah, so versammelte sich bald eine große Menge von Frauen aus dem Arbeiterstande, welche um diese Zeit ihre Einkäufe machten. Ihnen gesellte sich weibliches Gesindel, öffentliche Dirnen und Abentheurerinnen, von welchen einige, wie Theroigne de Mericourt, später allgemein bekannt geworden sind, zu. Auch als Frauen verkleidete Männer, von welchen man glaubt, daß sie im Solde der Faktion Orleans standen, mischten sich

unter die Weiber, um deren Bewegungen zu leiten. Hierauf begab ſich der Zug, unterwegs ſehr verſtärkt, nach dem Hotel de Ville, um von den ſtädtiſchen Behörden Verminderung des Brodtpreiſes zu verlangen. Viele unter dieſen Weibern waren bleich und abgezehrt von Hunger und Elend, andere dagegen wohlgekleidet und ohne Zeichen von Noth und Entbehrung. In das Stadthaus eingedrungen, ſchrie und tobte die Menge durcheinander, aber der Zweck des Tumultes war noch nicht klar. Diejenigen, welche ſich unmittelbar an ihm betheiligten und ihn begonnen hatten, wußten nicht, um was es ſich eigentlich handelte.

Aber die Gegner des Hofes, ſowohl diejenigen, welche für den Herzog von Orleans arbeiteten, als auch die Anhänger der Revolution, wollten die ausgebrocheue Gährung zu ihrem Vortheil ausbeuten. Die Sturmglocken wurden geläutet, der Generalmarſch in den Straßen geſchlagen. Die Nationalgarde trat unter die Waffen. Die Pickenmänner der Vorſtadt St. Antoine verſammelten ſich, die Höfe und Gallerien des Palais royal füllten ſich mit Bewaffneten an. Jetzt verbreitete ſich, beſonders von den Soldaten des ehemaligen Regiments der franzöſiſchen Garden ausgehend, welche unter dem Namen: „beſoldete Kompagnien" in die Nationalgarde eingetreten waren, die Meinung, man müſſe für die, der Nationalkokarde am 1. Oktober in Verſailles von dem Hofe angethauene, Beſchimpfung Genugthuung fordern. Mit Blitzesſchnelle theilte ſich unter den zerſtreuten Gruppen der Zuſammengerotteten durch die ganze Stadt der Ruf: „Nach Verſailles! Nach Verſailles!" mit. Die Weiber, welche ſich einiger Kanonen bemächtigt hatten, die von ihnen ſelbſt gezogen wurden, und die ungeordnete Menge machten ſich unter Anführung eines gewiſſen Maillard, Huiſſier am Chatelet, welcher ſich bei der Einnahme der Baſtille ausgezeichnet hatte, auf den Weg nach Verſailles. Aber noch ward in der Menge nicht die Abſicht laut, den König und ſeine Familie nach Paris zu bringen. Man wollte ſich nur an den Ariſtokraten in Verſailles, ſo hieß es, rächen. Die Nationalgarde, obgleich ebenfalls zum Abzuge bereit, wartete la Fayette's Ankunft und Befehle ab. La Fayette war, obgleich er von Dem, was vorging, längſt unterrichtet ſein mußte, noch nirgends ſichtbar geworden. Der General hatte ſeine Gründe, den Zug nach Verſailles nicht zu hindern, wollte aber auch nicht das Anſehen eines Anſtifters deſſelben haben, und nur gezwungen an demſelben Theil nehmen.

Die Leiter der konſtitutionellen Partei, Mirabeau, Sieyès, la Fayette, Bailly, waren darüber einig, daß Ludwig XVI. ſeinen beſtändigen Aufenthalt in Paris nehmen müſſe. Es lagen aber dieſem Plane

keinesweges feindliche Absichten zu Grunde. Man glaubte, daß der König in Paris sicherer als in Versailles sein und sich, von der hauptstädtischen Bevölkerung umgeben, leichter an die neue Ordnung der Dinge gewöhnen würde. La Fayette war so wenig ein Gegner Ludwig XVI., daß er einige Jahre später, als die Monarchie auf das Aeußerste bedroht war, sich zwar vergeblich, aber furchtlos, zu deren Vertheidigung erhob. Aber der König sollte, nach ihm, um jeden Preis den Erinnerungen und Einflüssen von Versailles entzogen werden.

Als am Morgen des 5. Oktober der Tumult in Paris ausbrach, dessen Verbreitung leicht vorauszusehen war, begab sich Bauvillers, Vicepräsident der pariser Municipalität, ein Freund la Fayette's und Bailly's, sogleich nach Versailles, und erklärte dort den Ministern, daß der Zweck der Bewegung die Uebersiedelung des Königs nach der Hauptstadt sei. Hiervon war aber in der Menge selbst damals noch nichts laut geworden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Bauvillers aus eigener Eingebung und Macht so gehandelt habe. Er hatte ohne Zweifel vorher den Willen der Führer der Volkspartei eingeholt.

Als die Nachricht von dem Zuge des pariser Volkes nach Versailles in dem dortigen Schlosse angelangt war, fing die Rathlosigkeit und Unentschlossenheit des Hofes von Neuem an. Einige unter den Ministern, wie der Graf von St. Priest, riethen zur Ergreifung kräftiger Vertheidigungsmaßregeln, einige zur Flucht, die meisten, unter ihnen Necker, zur Uebersiedelung nach der Hauptstadt. In der Nähe der aufgeregten Pariser bleiben und sich von ihnen unabhängig erhalten zu wollen, war auf die Länge unmöglich. In Paris aber mußte die königliche Familie allen Stürmen und Steigerungen der Revolution ausgesetzt sein. Die Flucht würde damals das Angemessenste gewesen und dadurch großes Unheil abgewandt worden sein. Da Ludwig XVI. außer Stande war, die Revolution zu bezwingen, und sich auch mit ihr nicht aufrichtig aussöhnen konnte, so mußte er sich von ihr entfernen, und sie sich selbst überlassen. Sie würde in diesem Falle weniger blutig und zerstörend gewesen und eher an einem Ruhepunkt angekommen sein. Die Gegenwart der alten Dynastie ohne Macht über das Volk und ohne Anhang in demselben, das gegenseitige Mißtrauen, die beständigen Reibungen gaben zu dem Entstehen extremer Parteien und Meinungen Veranlassung, welche die Revolution zuletzt weit über das von ihr ursprünglich erstrebte Ziel hinaustrieben.

Die Nationalgarde hatte sich unterdessen versammelt und la Fayette war erschienen. Obgleich an seiner Absicht, die Residenz des Königs nach

der Hauptſtadt verlegt zu ſehen, nicht gezweifelt werden kann, ſo war ihm der Aufbruch des Volkes nach Verſailles dazu nicht als unerläßlich erſchienen. Er hatte geglaubt, daß eine große Bewegung der Pariſer und ihr beſtimmt ausgeſprochener Wille, Ludwig XVI. in ihrer Mitte zu haben, zur Erreichung des vorgeſetzten Zweckes hinreichen würde. Den Abzug der Kolonne unter Maillard hatte er nicht verhindern können, fürchtete aber von daher nichts für die Sicherheit der königlichen Familie, welche in dem verſailler Schloſſe von den Gardes du Corps und dem Regiment Flandern vertheidigt werden konnte. La Fayette irrte ſich aber, indem ihm die Stärke dieſes Zuges, welchen er nicht mit eigenen Augen geſehen hatte, und deſſen Angriffsmittel unbekannt waren. Er zögerte unentſchieden mehre Stunden lang, hielt mitten unter der Nationalgarde auf dem Greveplatze zu Pferde unbeweglich ſtill und ſetzte ihrem entſchiedenen Verlangen, nach Verſailles zu ziehen, die der Freiheit und Würde Ludwig XVI. ſchuldigen Rückſichten entgegen. Als er endlich den immer drohender werdenden Forderungen der bewaffneten Bürgermacht nicht länger widerſtehen konnte, ließ er ſich von der pariſer Kommune die Vollmacht zum Marſch nach Verſailles ertheilen und ſich von zwei ihrer Mitglieder dahin begleiten. Um vier ein halb Uhr Nachmittags ſetzte ſich die Nationalgarde in Bewegung (5. Oktober).

Die Kolonne unter Maillard war um drei Uhr Nachmittags in Verſailles angekommen. Die Weiber drangen in die Nationalverſammlung, ſetzten ſich unter die Deputirten, unterbrachen die Verhandlungen und ſchrien und lärmten durch einander. Maillard entwarf ein düſteres Bild von der Noth und Aufregung in Paris. Die Deputirten nahmen dies Alles geduldig hin. Der König und die Königin waren abweſend, erſterer auf der Jagd in der Gegend von Meudon, letztere in ihrem Garten zu Trianon. Sie wurden eiligſt nach Verſailles gerufen. Es war zum letzten Mal, daß ſie ſolche Freiheit und Muße genoſſen hatten. Als Ludwig XVI. Anweſenheit im Schloſſe bekannt geworden, begab ſich eine weibliche Deputation, aus den jüngſten und geſittetſten unter ihres Gleichen beſtehend, zu dem Könige, um ihn zur Abſtellung der Brodtheuerung in Paris zu bitten. Es wurden ſogleich in dieſem Sinne Befehle nach Paris geſchickt. Die vorgelaſſenen Frauen und Mädchen waren von der väterlichen Güte Ludwig XVI. gerührt und beruhigt worden. Aber unter der Maſſe von bewaffneten Männern, welche ſich dem Zuge angeſchloſſen, hatten einzelne Haufen ſich in verdächtiger Weiſe dem Schloſſe nähern wollen, und waren von den aufgeſtellten Gardes du

Corps mit Gewalt daran gehindert worden. Nach lebhaftem Wortwechſel und langem Hin- und Herdrängen entſpann ſich ein Gefecht, in welchem es auf beiden Seiten Todte und Verwundete gab.

Der König hatte ſich bisher geweigert, die Erklärung der Menſchenrechte und die Beſchlüſſe der Nacht vom 4. Auguſt zu beſtätigen. Selbſt nach der Ankunft des pariſer Volkes in Verſailles war er nicht zur Nachgiebigkeit zu bewegen geweſen. Mounier, damals Präſident der Nationalverſammlung, ein konſtitutioneller Royaliſt und Anhänger der königlichen Prärogative, hatte, in Betracht der drangvollen Umſtände, lebhaft aber vergeblich zur Annahme der zurückgewieſenen Dekrete gerathen. Erſt als Ludwig XVI. die, zwiſchen ſeinen Gardes du Corps und dem Volke, dicht vor dem Schloſſe gewechſelten Flintenſchüſſe vernahm, gab er ſeine Einwilligung, auf welche Mounier fünf Stunden lang im königlichen Vorzimmer gewartet hatte.

Gegen Mitternacht kam la Fayette mit der Nationalgarde (20,000 Mann) in Verſailles an. Auf dem Wege dahin, in Viroflay, hatte er einen Augenblick Halt gemacht, und ſeine Truppen den Eid, der Nation, dem Geſetz und dem König treu zu ſein, erneuern laſſen. Hierauf begab er ſich in die Nationalverſammlung, welche er durch einige zuverſichtliche Worte beruhigte, und von da nach dem Schloſſe. Seine Freunde, welche wußten, wie ſehr er von einem Theile des Hofes gehaßt wurde, hatten ihn davon abhalten wollen. Aber la Fayette, der in Bezug auf politiſche Maßregeln oft zögerte und ſchwankte, war da, wo ihn eine perſönliche Gefahr bedrohen konnte, von der kaltblütigſten Unerſchrockenheit erfüllt. Er wies jede Begleitung zurück und ſchritt ohne alles Gefolge die Treppe, welche zu dem Gemach des Königs führte, hinauf. „Siehe da, Cromwell!“ ſagte einer der anweſenden Hofleute. „Er würde nicht allein gekommen ſein!“ erwiederte la Fayette. Dem Könige und der Königin waren den ganzen Abend über verſchiedene Entwürfe zur Entfernung von Verſailles vorgelegt worden. Die wechſelnden Entſchlüſſe und wiederholten Zögerungen hatten die Ausführung zuletzt unmöglich gemacht. La Fayette verſicherte den König in lebhaften Ausdrücken ſeiner Ergebenheit, der aber auf den ausgedrückten Wunſch einer Verlegung ſeiner Reſidenz nach der Hauptſtadt eine ausweichende Antwort gab. Der General ordnete hierauf Maßregeln für die Sicherheit des Schloſſes an, brachte die Nationalgarde, ſo gut es möglich war, in Bürgerhäuſern, Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden unter, beſichtigte die Poſten und begab ſich, von den Ereigniſſen des Tages erſchöpft, im Hotel Noailles zur Ruhe.

Die erſten Stunden des 6. Oktober waren friedlich verfloſſen. Aber um fünf Uhr Morgens vernahm die Königin Geräuſch von der Seite des Gartens her und erfuhr, daß ſich daſelbſt Frauen aus dem Volke befanden, von denen man nicht begriff, wie ſie dorthin gekommen ſein konnten. Dem Anſchein nach waren alle Thore genau beſetzt geweſen. Bei der großen Unordnung und Aufregung hatte man aber einige Zugänge außer Acht gelaſſen. Leute aus der arbeitenden Klaſſe waren, nach Ausbrechung von Thüren und Gittern, in die inneren Höfe des Schloſſes gedrungen.

Um ſechs Uhr waren die Gallerien mit Bewaffneten angefüllt, welche in das Gemach der Königin eindringen wollten. Die Zugänge wurden von den Gardes du Corps herzhaft und mit Vergießung ihres Blutes vertheidigt. Marie Antoinette hatte nur ſo viel Zeit, um ſich, von einigen Kammerfrauen begleitet, nach dem von dem Könige bewohnten Theile des Schloſſes zu flüchten. Die vor dem Schloſſe aufgeſtellte Menge ſtieß Verwünſchungen gegen ſie aus und richtete ihre Flinten nach ihren Fenſtern. Ein Mann von wildem Anſehen, ein Beil in der Hand, hieb zweien vom Volke getödteten Gardes du Corps die Köpfe, welche auf Spieße geſteckt wurden, ab. Die Leichen mehrer anderer Vertheidiger des Königs wurden auf Stroh geworfen und zur Schau ausgeſtellt. Die Nationalgarde war unterdeſſen herbeigekommen und rettete die in einem Saale zuſammengedrängten Gardes du Corps, welche weder vorwärts noch rückwärts konnten, und unfehlbar niedergemacht worden wären. La Fayette, der, von den großen Anſtrengungen des vorigen Tages ermüdet, ſich zu ſpät erhoben hatte, zeigte jetzt großen Eifer, trotzte der Wuth des Volkes mit Ausſetzung ſeines eigenen Lebens, und beſchützte mehre gefangene Gardes du Corps, die ſich ſchon für verloren hielten. Er war an jenem Tage der Retter der königlichen Familie. Ohne ſeine Dazwiſchenkunft würden die von der Faktion Orleans gedungenen Mörder und Aufwiegler in die inneren Gemächer gedrungen ſein, und die Begehung der größten Verbrechen nicht geſcheut haben. Eine Menge diebiſchen Geſindels, welches ſich unter die Angreifer des Schloſſes gemiſcht hatte, ſchickte ſich zu deſſen Plünderung an, ward aber von der Nationalgarde verjagt.

La Fayette's Erſcheinen hatte den gewaltſamen Scenen des Morgens ein Ende gemacht. Die Wildheit des Volkes ſchien plötzlich beſänftigt zu ſein. Ludwig XVI. trat auf den Balkon und wurde mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ empfangen, dem aber eben ſo einſtimmig die Worte: „Der König nach Paris!“ folgten. Die Menge verlangte dann die Königin zu ſehen. Sie trug einen Augenblick lang Bedenken,

ward aber von la Fayette ermuthigt, und erſchien mit ihren beiden Kindern auf dem Balkon. Das Volk, von dieſem Anblick ergriffen, ſah jetzt in Marie Antoinette nur die Frau und Mutter. Als la Fayette ſich ihr näherte und ihr die Hand küßte, brach die Menge in lauten Jubel aus, und umfaßte die Namen des Königs und der Königin in denſelben Vivats. Auf la Fayette's Aufforderung tauſchten Nationalgarden und Gardes du Corps ihre Kopfbedeckungen als Zeichen der Verſöhnung aus. Die ehemaligen Soldaten des Regiments der franzöſiſchen Garden, welche faſt ſämmtlich in die Nationalgarde eingetreten, erinnerten ſich jetzt der früheren Waffenbrüderſchaft, und kamen den Gardes du Corps beſonders freundlich entgegen. Man umarmte einander und alles gegenſeitig erwieſene Uebel ſchien vergeſſen zu ſein.

Das Königthum war zum zweiten Mal beſiegt worden und hatte jetzt eine perſönliche Niederlage erfahren. Am 14. Julius ward nur Ludwig XVI. unumſchränkte Gewalt zertrümmert, am 6. Oktober fiel er in die Hände des Volkes. Um ein Uhr Nachmittags brach die königliche Familie, von einer zahlloſen Menge umgeben, nach Paris auf. Die Nationalgarde, die Pickenmänner, die Gardes du Corps, Arbeiter, Landleute, mit allen möglichen Waffen und Geräthſchaften verſehen, mehre tauſend Weiber, eine Deputation von hundert Mitgliedern der Nationalverſammlung, viele Hofleute, ein Theil der königlichen Dienerſchaft, dies Alles zog zu Pferde, zu Wagen, zu Fuß bunt durcheinander. Die meiſten Theilnehmer des Zuges, Soldaten und Volk, trugen grüne Zweige auf den Hüten und in den Knopflöchern. Das Wetter, welches am Tage vorher trübe und feucht geweſen, war klar und warm geworden. Das Volk ſang und jubelte, und die Dorfbevölkerung ſchloß ſich unterweges zahlreich an. Aber die niedergeſchlagenen Blicke der Gardes du Corps, welche zu Fuß einherzogen, das weibliche Geſindel, welches auf den Kanonen ſaß, und die Haltung der königlichen Familie ließen den wahren Charakter dieſes Ereigniſſes — die Gefangenſchaft des Königs unter dem Anſcheine einer Verlegung ſeiner Reſidenz — nicht verkennen.

Um neun Uhr Abends langten der König und ſeine Familie im Hotel de Ville an, wo ſie von Bailly, Maire von Paris, und dem neuen Gemeinderath, welcher, anſtatt der Wähler, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten an ſich genommen hatte, feierlich empfangen wurden. Ludwig XVI. und Marie Antoinette erklärten, mit Freude und Vertrauen nach Paris gekommen zu ſein. Aber der König wollte auf das ihm ſchon in Verſailles von la Fayette zugemuthete Verſprechen, ſeinen beſtändigen Aufenthalt in der Hauptſtadt zu nehmen, auch in Paris nicht

eingehen. Er hoffte noch auf eine Rückkehr nach Versailles. Das Volk nahm die königliche Familie mit den lebhaftesten Bezeugungen von Zufriedenheit und Hoffnung auf. Als Ludwig XVI. und Marie Antoinette an das große Fenster des Stadthauses, von Fackeln umgeben, traten, brach auf dem Greveplatz ein unermeßlicher Jubel aus. Die freigebigen Spenden der königlichen Familie, die Ausgaben für die Hofhaltung und die mit großem Eifer besorgte Zufuhr linderten den Nothstand des Volkes und es trat, mit der nächsten Vergangenheit verglichen, eine Zeit der Ruhe ein, die nur zu bald vorübergehen sollte.

---

8. Uebersiedelung der Nationalversammlung von Versailles nach Paris. — Redner. — Journale.

Die gewaltsame Wegführung des Königs nach Paris wurde von einem großen Theile der Nationalversammlung übel empfunden. Einige der bedeutendsten Mitglieder derselben, wie Lally-Tollendal, Mounier u. s. w., schieden aus dem Verfassungsausschuß und bald aus der Versammlung selbst. Gegen 200 Deputirte suchten einen Urlaub nach oder reichten ihre Entlassung ein. Um den Austritt zu erschweren, setzte die Majorität fest, daß jeder Deputirte, um einen Reisepaß zu erhalten, die Gründe seiner Entfernung von dem Sitze der Volksvertretung angeben müsse.

Die Nationalversammlung erklärte, daß sie für die gegenwärtige Legislaturepoche von der Person des Königs unzertrennlich sei, und schickte sich an, ihm nach der Hauptstadt zu folgen, konnte dies aber wegen der zu einer solchen Uebersiedelung nöthigen Vorbereitungen nicht sogleich ausführen. In den letzten vierzehn Tagen ihres Aufenthaltes in Versailles stellte sie die Verantwortlichkeit der Minister und aller Beamten fest, und traf Maßregeln zum Schutze der Einzelnen gegen willkührliches Einschreiten der Gerichts- und Verwaltungsbehörden. Einige bei den königlichen Edikten bisher üblich gewesene Formeln, die theils aus dem Feudalwesen, theils aus dem Absolutismus herstammten, wurden jetzt abgeschafft. Statt „König von Frankreich" sollte es fortan „König der Franzosen" heißen, da der Träger der Krone nicht mehr, wie im Lehnsstaate, als der oberste Eigenthümer des Grundes und Bodens, sondern

als das Oberhaupt einer freien Bevölkerung aufgefaßt wurde. Die Könige hatten bisher in ihren Verordnungen sich auf „ihre sichere Kenntniß und volle Macht"*) berufen und dieselben mit der Phrase: „denn dies ist unser Belieben"**) geschlossen. Diese Ausdrücke, welche an die Unumschränktheit der königlichen Gewalt erinnerten, durften von da an nicht mehr gebraucht werden.

Der Austritt so vieler der königlichen Sache zugethanenen Deputirten war einer der großen Fehlgriffe, welche sich so oft die Gut-, zuweilen selbst die Bestgesinnten in der französischen Revolution haben zu Schulden kommen lassen. Wenn allein die Anhänger des Absolutismus und der Privilegien ausgeschieden wären, so hätte dies als ein Glück für das Königthum angesehen werden können. Ludwig XVI. wäre dann nicht durch das Dasein einer, im Wesentlichen machtlosen aber zuversichtlichen, Partei zu dem Irrthum verleitet worden, die Revolution wie eine vorübergehende Ueberschwemmung anzusehen, nach deren Zurückziehen der alte Zustand wieder von selbst zum Vorschein kommen würde. Aber es waren weniger die unbedingten Anhänger der Königin und des Grafen von Artois, als vielmehr die Mitglieder der konstitutionell-monarchischen Partei, welche austraten. Letztere glaubten dadurch einen ihrer Meinung förderlichen Eindruck auf die Versammlung hervorzubringen. Sie täuschten sich und beschleunigten dadurch nur Das, was sie aufhalten wollten. Viele unter den mit der neuen Ordnung der Dinge unversöhnlichen Adeligen und Geistlichen behielten ihre Sitze und riefen durch ihre contrerevolutionaire Opposition und ihre Proteste eine Steigerung der demokratischen Gesinnung in ihren Gegnern hervor. Der Geist eines gemäßigten Liberalismus, von welchem damals das Heil Ludwig XVI. und Frankreichs abhing, war von jener Zeit an in der Nationalversammlung zu schwach vertreten.

Obgleich die Anwesenheit der königlichen Familie in Paris den Nothstand vermindert und die Gährung in den Massen für den Augenblick besänftigt hatte, so fand doch wieder ein Ausbruch der Zügellosigkeit statt, der aber diesmal mit Nachdruck gedämpft wurde. Eine Frau verlangte von einem Bäcker Namens François Brodt (21. Oktober), erhielt aber zur Antwort, daß nichts mehr vorhanden wäre. Ein zufällig anwesendes Kind deutete eine Stelle an, wo Brodt versteckt wäre. Von der abgewiesenen Käuferin erregt, drang eine zügellose Menge in den Laden

*) . .... de notre certaine science et pleine puissance.. .

**) Car tel est notre plaisir.

ein und fand einige Brodte, welche aber zum Verbrauch des Bäckers und ſeiner Familie beſtimmt waren. François ward nichts deſto weniger, unter dem Vorwande das Volk aushungern zu wollen, ergriffen, nach dem Greveplatze geſchleppt und dort an einem Laternenpfahl gehängt. Das mörderiſche Geſindel hieb der Leiche den Kopf ab, ſteckte denſelben auf einen Spieß und zeigte ihn in den Straßen. Die Bevölkerung ſah dieſen Vorgang mit Abſcheu an, die Nationalgarde ſchritt raſch ein und der Mann, welcher den Kopf umher getragen hatte, ward bereits am anderen Tage hingerichtet.

Schon am 14. Oktober hatte Mirabeau in der Nationalverſammlung Vorkehrungsmaßregeln gegen Aufruhr, obwohl vergebens, vorgeſchlagen. Die Ermordung jenes Bäckers, ohne irgend einen auch nur ſcheinbaren Grund, am hellen Tage, mitten in der ſonſt ruhigen Stadt vollbracht, veranlaßte jetzt den Erlaß eines ſogenannten Martialgeſetzes, vermöge deſſen, im Fall einer Zuſammenrottung, eine rothe Fahne auf dem Stadthauſe ausgehängt, der Generalmarſch geſchlagen, die Truppen jeder Art, Linie, Nationalgarde und die militairiſch organiſirte Polizei (Maréſchauſſée) aufgeboten werden würden. An ihrer Spitze ſollten ſich der Maire und der Kommandant der Nationalgarde, unter Vortragung einer ähnlichen Fahne, nach dem Orte der Zuſammenrottung begeben und, nach dreimaliger vergeblicher Aufforderung zum Auseinandergehen, Feuer geben laſſen. Die Anſtifter einer unbewaffneten Zuſammenrottung wurden mit dreijährigem Gefängniß, einer bewaffneten mit dem Tode bedroht. Nach wieder hergeſtellter Ordnung ſollte noch acht Tage lang eine weiße Fahne ſtatt der rothen aufgeſteckt bleiben. Dieſes Geſetz und die ſchleunige Genugthuung, welche für den Mord des Bäckers François genommen worden, ſicherten die Ruhe in der Hauptſtadt auf längere Zeit hinaus.

In den Provinzen ſah es aber um ſo bedenklicher aus. Im Norden und Weſten, beſonders in der Bretagne und Poitou, ſuchten einflußreiche Geiſtliche und reiche Adelige, im Namen der Kirche und des Königs, das Landvolk gegen die Revolution einzunehmen und einen bewaffneten Widerſtand gegen die Anordnungen der Nationalverſammlung vorzubereiten. Dieſe Umtriebe wurden entdeckt und veranlaßten die Nationalgarde in den Städten zu bewaffneten Zuſammenkünften und drohenden Gegenerklärungen. In vielen Gegenden wurden die Beſchlüſſe der Nacht vom 4. Auguſt von den Bauern willkührlich ausgedehnt, und von denſelben auch diejenigen Leiſtungen verweigert, welche in keiner Verbindung mit dem Feudalweſen ſtanden, ſondern einzig aus dem Verhältniß des

Pächters zum Eigenthümer entsprungen waren. Die allgemeine Bewaffnung und die Aufhebung des ausschließenden Jagdrechts hatten zahlreiche Unordnungen hervorgerufen. Wenn das Landvolk sonst häufig vom Adel gedrückt worden, so trat jetzt das umgekehrte Verhältniß ein. Die Bewohner der Schlösser zitterten beim Anblick der in der Ferne aufsteigenden Rauchsäulen, welche ihnen die Einäscherung eines adeligen Besitzes verkündigten, und sie ein ähnliches Unglück für sich selbst fürchten ließen. Die Adeligen fühlten, wenn sie sich mitten in der aufgeregten Menge umsahen, ihre geringe Zahl und Schwäche, und die Bauern schienen, seitdem die letzten Spuren ihrer früheren persönlichen Abhängigkeit aufgehört hatten, und die meisten von ihnen mit Feuergewehren versehen waren, die Herren des Landes geworden zu sein

Außer den zwischen Adel und Landvolk häufigen Reibungen ward die innere Bewegung noch durch die zwischen Officieren und Soldaten beginnende Meinungsverschiedenheit vermehrt. In den größeren Garnisonsstädten brachen Streitigkeiten zwischen den Militairkommandanten und den Municipalitäten aus. In mehrern befestigten Städten wollte die Nationalgarde, aus Mißtrauen gegen die königlichen Gouverneurs, die Citadellen allein oder wenigstens gemeinschaftlich mit den Linientruppen besetzen. Zu den politischen Kämpfen traten kirchliche Anfeindungen hinzu. Im Süden (Nimes, Montauban, Toulouse, Aix u. s. w.) standen sich Katholiken und Protestanten feindlich gegenüber. Erstere, namentlich in den Städten unendlich zahlreicher, fielen über letztere her und machten sie nieder, bis die protestantischen Bauern und Hirten aus den Sevennen herbeikamen und ihren gemißhandelten Glaubensgenossen Mittel des Widerstandes und der Rache gewährten. Der katholische Pöbel wurde von der Geistlichkeit gegen die Protestanten als Ketzer, von den Anhängern des Hofes gegen dieselben als Revolutionaire entflammt. Die Officiere nahmen, in vorkommenden Fällen, gewöhnlich für die Katholiken Partei, weil dieselben für Royalisten galten; die Soldaten schlugen sich häufig auf Seite der Protestanten, welche, von der Revolution emancipirt, von deren Grundsätzen, wenn auch in gemäßigter Weise, erfüllt waren. Diese mitunter sehr blutigen Streitigkeiten, in welchen die katholischen Royalisten des Südens mehr wilde Aufwallung als nachhaltige Kraft bewiesen, dauerten bis in den Sommer des Jahres 1790 hinein, wo dieselben von den Truppen, welche sich unterdessen überall für die neue Ordnung der Dinge erklärt hatten, mit Gewalt unterdrückt wurden.

Ludwig XVI. hatte in ſeiner an das Volk erlaſſenen Proklamation die Verlegung ſeines Aufenthaltes nach der Hauptſtadt als eine freiwillige Willenshandlung bezeichnet, eine Entſtellung der Wahrheit, die ihm, bei dem Zwange, unter welchem er ſtand, nicht angerechnet werden kann. Die Volkspartei fand es gleichwohl für angemeſſen, eine Unterſuchung, nicht über die Wegführung des Königs, mit welcher ſie ſelbſt einverſtanden war, aber über die dabei begangenen Verbrechen anſtellen zu laſſen. Der Herzog von Orleans war verdächtig, zu dieſem Ereigniß, wie zu Allem, was ſeit dem 14. Julius gegen die königliche Autorität unternommen worden, durch geheime Ränke und Geldſpenden beigetragen zu haben. Der Grad ſeiner Verſchuldung iſt jedoch nie genau ermittelt worden. Man behauptete, daß er am Morgen des 6. Oktobers unter den Volkshaufen vor dem Schloſſe mit froher Miene, ſo als habe er dieſelben aufmuntern wollen, umhergewandelt ſei. Es konnte ihm aber nichts bewieſen werden. Mirabeau ward ebenfalls beſchuldigt, bei dieſer Gelegenheit thätig geweſen zu ſein. Es wurde erzählt, daß er am Abend des 5. Oktobers die pariſer Weiber und am folgenden Morgen die Nationalgarde in ihrer Abſicht, den König nach Paris zu bringen, beſtärkt und ſich mit einem gezogenen Degen in der Hand in der Nähe des verſailler Schloſſes gezeigt habe. Auch dies erſcheint unwahrſcheinlich. Es iſt jedoch möglich, daß Mirabeau, der, wie die meiſten Leiter der Revolution, die Wegführung des Königs nach Paris für nothwendig hielt, auf geheimen Wegen für dieſe Veränderung gewirkt hat.

Die Nationalverſammlung übergab dieſe, wie überhaupt jede Unterſuchung und Entſcheidung über politiſche Vergehen, einem Gericht der alten Monarchie, Châtelet genannt, welches unter den vielen vor 1789 in Paris vorhanden geweſenen Jurisdictionen allein in Wirkſamkeit geblieben war. Nach einer langen Unterſuchung und Abhörung vieler Zeugen ward ſpäter die ganze Procedur von der Nationalverſammlung niedergeſchlagen.

La Fayette, welcher nicht die Kraft und den Verſtand des Herzogs von Orleans, aber deſſen unruhigen Ehrgeiz, die verderbliche Anwendung ſeines Reichthums und die Rathſchläge ſeiner Umgebungen fürchtete, und überhaupt in dieſem Prinzen einen von Anderen zur Erregung von Unruhen und Begehung von Verbrechen in Bewegung geſetzten Hebel ſah, ſchüchterte denſelben durch Drohungen über die Folgen der eingeleiteten Unterſuchung, und durch in Bereitſchaft gehaltene Enthüllungen ſo ein, daß Orleans ſich zu einer zeitweiligen Entfernung aus Frankreich ver-

stehen mußte. Der Herzog begab sich nach London, und es hieß, er sei von dem Könige mit einer geheimen Sendung an den englischen Hof betraut worden. Durch seine ohnedies bald vorübergehende Abwesenheit ward, da seine Partei nach wie vor dem Könige und besonders der Königin entgegenarbeitete, nichts erreicht. Nur Mirabeau sagte sich von da an entschieden von dem Herzoge los.

Die Nationalversammlung war unterdessen nach Paris übergesiedelt und begab sich am 19. Oktober in feierlichem Zuge zur Begrüßung der königlichen Familie nach den Tuileries. Sie hielt anfänglich ihre Sitzungen in einem Saale des erzbischöflichen Palastes, bis ihr ein in der Nähe der Tuileries gelegenes Gebäude, eine ehemalige Reitbahn, zu diesem Zweck eingeräumt wurde. Die Bänke für die Deputirten erhoben sich in amphitheatralischer Form um den Stuhl des Präsidenten und die Tische der Sekretaire, und wurden dadurch in zwei Hälften getheilt. Auf der rechten Seite hatten die mehr oder weniger ausschließenden Anhänger des Thrones und Altares, auf der linken die Verfechter der neuen Grundsätze ihre Plätze genommen. Unter Ersteren gab es nur wenige Absolutisten, weil die schwache Seite der unumschränkten Monarchie zumal unter Leitung eines Königs wie Ludwig XVI., noch zu gegenwärtig war, aber Viele von ihnen hielten die Wiederherstellung der Reichsstände, wenn auch in etwas zeitgemäßerer Gestalt als früher für möglich, Andere neigten sich zu den Principien der englischen Konstitution hin. Unter den Mitgliedern der Linken herrschten die Ideen der Demokratie, aber ohne die Absicht der Ausschließung des Königthums, vor. Eine republikanische Partei gab es damals in der Versammlung nicht, obgleich eine, wenn auch wenig zahlreiche, Fraktion zuweilen Theorien entwickelte, welche selbst mit der gemäßigsten Monarchie unverträglich gewesen wären.

Mit dem Weggange der Nationalversammlung von Versailles erloschen in der großen Mehrheit der Deputirten die letzten Erinnerungen an die ehemaligen Einrichtungen, und die dem Entstehen der Nationalversammlung vorangegangenen Zustände traten in den Hintergrund zurück. Nur die Geistlichen erschienen noch in ihrer Amtstracht, aber Adel und Tiersetat unterschieden sich nicht mehr von einander. Von den Wogen der hauptstädtischen Bevölkerung getragen und der erhitzten Atmosphäre von Paris umgeben, trat die Nationalversammlung und mit ihr die Revolution noch entschiedener als in Versailles auf und eilte mit beflügelten Schritten vorwärts.

Unter den Mitgliedern der Rechten zeichneten sich der Abbé Maury und ein ehemaliger Officier, Namens de Cazalès, durch Geist und

Beredtsamkeit aus. Beide besaßen viel natürliches Talent, und hatten ihre Darstellungsweise durch Lesung der besten Werke ihrer Litteratur vervollkommnet. Ersterer war schon vor der Revolution als Prediger bekannt, letzterer trat erst in der Nationalversammlung hervor. Beide hatten die Mängel der neuen Grundsätze wohl erkannt, und sagten manche ihrer üblen Folgen voraus, waren aber auch gegen Das, was in denselben Großes und Wahres lag, verschlossen geblieben, und übten deshalb keinen ihren Gaben angemessenen Einfluß aus. Maury kämpfte vornehmlich für die Geistlichkeit und zog die weltlichen Verhältnisse gewöhnlich nur in so weit, als sie mit der Kirche in Verbindung standen, in Betracht. Maury war, ungeachtet der zahllosen öffentlichen und geheimen Angriffe, welche gegen seine Lebensweise und seine Sitten, nicht ohne Grund, unternommen wurden, bis zur Verwegenheit unerschrocken, und suchte seine Ueberzeugungen und die Rechte seines Standes, so lange ihm dazu eine Möglichkeit übrig blieb, geltend zu machen. Aber selbst Maury's Freunde sprachen ihn nicht von dem Hange zu Deklamation und Sophistik frei, und in seinem späteren Verhalten hat sich eine von Selbstsucht und Ehrgeiz eingegebene Wandelbarkeit herausgestellt. Cazalès dagegen stand als ein durchaus fleckenloser Charakter da. Derselbe hätte eine Verbesserung und Wiederbelebung der ständischen Monarchie und, wenn dies unausführbar war, die Verpflanzung eines Theiles der brittischen Verfassung nach Frankreich gewünscht. Cazalès war mit den Montesquieu'schen Theorien vertraut. Er wußte die gefährliche Wendung, welche die Revolution durch eine zügellose Neuerungssucht angenommen, mit großer Schärfe und Kraft hervorzuheben, und deutete mehr wie einmal den Abgrund an, in welchen sie durch ihre Maßlosigkeit stürzen würde. Diese beiden Führer der Rechten waren, Maury, der Sohn eines armen Handwerkers, von niedriger, Cazalès, dessen Familie erst unter Ludwig XV geadelt worden, von mittlerer Herkunft, während unter den vielen alten und berühmten Namen in ihrer Partei Niemand besonders hervortrat.

Die Volkspartei in der Nationalversammlung war mit oratorischen Talenten reicher als die Hofpartei bedacht. Die beiden Lameth, Duport, Barnave, Sieyès, letzterer ohne eigentliche Rednergaben, aber durch scharfe Begründung seiner Anträge, tiefe Kenntniß der damaligen Verhältnisse und Weite des Blickes ausgezeichnet, vieler anderen nicht zu erwähnen, übten einen großen Einfluß aus. Aber alle wurden von Mirabeau überragt, der, je nach den Umständen, entweder durch strenge Folgerechtigkeit in seiner Beweisführung und praktische Gewandtheit, oder durch die Kraft und das Feuer seiner Worte, durch

kühne und schlagende Vergleiche und Anspielungen, durch neue und große Gedanken, Freunde und Gegner in Erstaunen setzte, abwechselnd einen stürmischen Beifall oder den heftigsten Widerspruch erregte, aber in den meisten Fällen mit seiner Meinung durchdrang und die Entscheidung an sich riß. Einige später in der Revolution allgemein bekannt gewordene Namen, wie Robespierre, Barrere, Petion u. s. w., zogen in der ersten Zeit der konstituirenden Nationalversammlung keine Aufmerksamkeit auf sich.

Außer den Verhandlungen der Nationalversammlung wirkten besonders die Tagesblätter auf die öffentliche Meinung ein. Die Klubs waren damals noch im Entstehen begriffen. Mirabeau hatte, wie so vielen anderen Dingen, auch dem Journalismus Bahn gebrochen. Er erließ, von Eröffnung der Reichsstände an, gedruckte Briefe an seine Wähler*), in welchen er denselben seine Ansichten über den Lauf der Ereignisse auseinandersetzte. Diese Briefe wurden durch einen Beschluß des Staatsrathes, an welchen sich Mirabeau aber nicht kehrte, verboten. Nach der Einnahme der Bastille gab er den „Courrier de Provence“ heraus. Von der unbeschränkten Preßfreiheit, der Richtung der Zeit und der Abwesenheit größerer litterarischer Erscheinungen begünstigt, wurde eine ungeheure Menge von Tagesblättern gegründet. Die talentvollsten Publicisten auf Seiten der Volkspartei waren, nächst Mirabeau: Condorcet, Camille Desmoulins, Barrere, Loustalot, Mercier, Carra, Brissot, Gorsas. — Die bedeutendsten Journale, an welchen sie arbeiteten, hießen: „la Chronique de Paris — les Révolutions de Paris — le Patriote français — le Point du Jour — les Annales patriotiques — le Courrier national — l'Observateur.“ — Der „Ami du Peuple“ von Marat war das erste demagogische Blatt, welches in Paris erschien, und die darin ausgesprochenen Meinungen wurden von den unteren Klassen mit Heißhunger verschlungen. Dasselbe erinnerte, die von der Zeit hervorgebrachte Verschiedenheit in Sprache und Anschauung abgerechnet, durch den oft wilden und blutdürstigen, und dabei immer trivialen und barocken Ton, in welchem es gehalten war, an die, während der Ligue, gegen Heinrich III. und dessen Anhänger gerichteten Pamphlets und gehaltenen Predigten. Unter den Organen des Hofes zogen damals nur drei Blätter die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich: „la Gazette de Paris — Journal général de la Cour et de la Ville — les Actes des Apôtres.“ — Durozoy, Suleau, Mallet Dupan, Cazotte waren die bekanntesten unter den Publicisten, welche die Revolution bekämpften.

*) Lettres du Comte de Mirabeau à ses Commettants

9. Einziehung der geiſtlichen Güter. — Aufhebung der früheren Eintheilung des Landes. — Neues Gerichts- und Verwaltungsweſen.

Die Geiſtlichkeit hatte durch die Aufhebung der alten Reichsſtände aufgehört, eine politiſche Körperſchaft zu ſein. Die in der Nationalverſammlung anweſenden Kleriker wurden nicht als Vertreter ihres Standes, ſondern als Repräſentanten der Nation angeſehen. Die geiſtlichen Güter, welche früher abgabenfrei geweſen, waren, in Folge der Beſchlüſſe der Nacht vom 4. Auguſt, wie alle anderen der Grundſteuer unterworfen worden. Der Zehnte und die perſönlichen Dienſte der Einſaſſen hatten ohne Entſchädigung aufgehört, die dinglichen Leiſtungen konnten abgelöſt werden. Die Kirchengüter waren jetzt mit keinem beſonderen Merkzeichen mehr verſehen. Durch dieſe Gleichmachung ward die Einziehung der geiſtlichen Beſitzungen und die Feſtſetzung eines Gehaltes für die Diener der Kirche, wie für andere Staatsbeamte, vorbereitet. Es würde auf die Länge unmöglich geweſen ſein, der Geiſtlichkeit ein in Grundeigenthum beſtehendes Korporationsvermögen zu laſſen, ohne ſie als politiſchen Stand wiederherzuſtellen, was aber mit den Ideen der Revolution nicht vereinbar war.

Der Adel hatte nicht ganz in demſelben Sinne wie der Klerus einen Stand gebildet. Die Adeligen machten keine Hierarchie als nur dem Namen nach aus. An ihre Titel waren keine beſtimmten Funktionen geknüpft. Dieſelben konnten, wenn ſie nicht in den öffentlichen Dienſt traten, vollkommen ſelbſtſtändig ſein. Sie hingen von keinen anderen Oberen als der Regierung und dem Geſetz ab. Ihr Eigenthum war perſönlich und erblich. Sie gehörten in jeder Beziehung dem Staat und der Familie an.

Mit der Geiſtlichkeit verhielt es ſich hierin anders. Sie legte ihren Grundſätzen und Einrichtungen einen überirdiſchen Urſprung bei. Sie ſtellte eine nach außen hin abgeſchloſſene und in ſich gegliederte Körperſchaft dar, welche ſich von Allem, was ſie umgab, unterſchied. Der Einzelne gehörte in ihr immer dem Ganzen an. Ihr Beſitz war in der Regel nicht erkauft worden, ſondern durch Verleihungen und Vermächtniſſe entſtanden. Die Einzelnen waren nicht Beſitzer, ſondern nur Nutznießer. Ihr Eigenthum konnte nicht veräußert werden.

Mit den geiſtlichen Titeln waren nicht, wie bei denen des Adels, bloße Erinnerungen oder Familienbeſitzungen verbunden. Der Erzbiſchof, Biſchof, Abt übte, als ſolcher, eine beſtimmte Gewalt aus. Die Geiſtlichen waren, vom erſten bis zum letzten, nicht durchaus freie Perſonen,

wie die Adeligen, ſondern an beſtimmte Verpflichtungen gebunden, welchen ſie ſchwer oder gar nicht entſagen konnten, und von denen ſie bis an ihr Lebensende gefeſſelt blieben. Der katholiſche Klerus ſtand, nur ſeine Beſtimmung in Betracht gezogen, weit über der übrigen Bevölkerung, entbehrte aber zugleich mehre von den zur menſchlichen Natur gehörigen Rechten.

Einer ſo gearteten Körperſchaft, welche das Gewiſſen des Volkes in ihrer Hand hatte, eine Geſellſchaft in der Geſellſchaft bildete und von einem fremden Souverain abhing, einen eigenen, von ihr ſelbſt verwalteten, unveräußerlichen Grundbeſitz zu laſſen, mußte der Revolution gefährlich erſcheinen. Daß der Klerus, als Diener der Kirche, unter ſich einen beſonderen Nexus bildete, war nicht abzuändern, und gehörte zu ſeinem Weſen. Derſelbe befand ſich in dieſer Beziehung außerhalb der Geſellſchaft. Die Geiſtlichkeit im Beſitze ihrer Güter zu laſſen, hieß ſie aber auch als ſtaatliche Macht anerkennen. Dieſelbe würde in dieſem Falle, nachdem der Adel ſeine Vorrechte verloren, um ſo mehr Einfluß ausgeübt haben, da ſie die einzige geſchloſſene Körperſchaft geblieben wäre. Die Geiſtlichkeit ſtand aber, wie auch ihre einzelnen Glieder beſchaffen ſein mochten, der Idee der Freiheit, aus welcher die Revolution hervorgegangen war, fremd und ſelbſt feindlich gegenüber, und dies nicht blos aus Selbſtſucht, ſondern vermöge des von ihrem Urſprung und ihrer Stellung unzertrennlichen Geiſtes.

Die Volkspartei, zur Einziehung der geiſtlichen Güter, gegen Entſchädigung des Klerus durch eine angemeſſene Beſoldung, entſchloſſen, wünſchte den Antrag dazu, um Das, was die Maßregel Gewaltſames haben konnte, zu mildern, von einer kirchlichen Notabilität ausgegangen zu ſehen. Es war nicht leicht, eine ſolche zu finden, da die meiſten Prälaten ſchon der Vereinigung mit dem Tiersetat ſo lange als möglich widerſtrebt hatten, und die Aufhebung des Zehnten von den Pfarrern mit geheimer Unruhe betrachtet worden war. Da die galikaniſche Kirche ſeit vielen Jahrhunderten im ſelbſtſtändigen Beſitz von großem Grundeigenthum geweſen, ſo ſchien eine vollkommene Entäußerung deſſelben ihr Daſein zu bedrohen.

Karl Moriz von Talleyrand, Biſchof von Autun, ward für den Plan der Säkulariſirung der Kirchengüter gewonnen. Zu einer der größten und älteſten franzöſiſchen Familien gehörig, ohne Wahl und Willen, durch Zufall, in die Reihen des Klerus gekommen, war Talleyrand durch und durch von dem Geiſte ſeiner Zeit erfüllt. Er hatte als ein ſcharfer und leidenſchaftsloſer Beobachter begriffen, daß von jetzt an die konſtitutionellen Principien über alle exkluſiven, abſolutiſtiſchen, feu-

dalen und hierarchiſchen Inſtitutionen den Sieg davon tragen würden, und daß, wer fortan in Frankreich eine Rolle ſpielen wolle, ſich von den Ideen der Vergangenheit abwenden müſſe. Talleyrand, von der Natur zum Staatsmann beſtimmt, ſchloß ſich der Revolution mit der beſonderen Stimmung ſeines Innern, Kraft ohne Wärme, und Entſchiedenheit ohne Begeiſterung, an.

Am 10. Oktober ſchlug der Biſchof von Autun, zum großen Verdruß ſeiner Standesgenoſſen, die Beſitzergreifung der geiſtlichen Güter durch den Staat vor. Der Werth derſelben war auf 2100 Millionen Franken abgeſchätzt worden. Davon ſollten 100 Millionen Fr. jährlich zum Unterhalt des Klerus beſtimmt werden. Mit dem Uebrigen wollte man das Deficit decken, die Salzſteuer abſchaffen, einen Tilgungsfond errichten, und die Inhaber einer Menge von aufgehobenen Amtsſtellen entſchädigen. Der Verkauf der geiſtlichen Güter in mäßigen Looſen werde auf dem platten Lande, ſo hoffte man, einen neuen Beſitzerſtand ſchaffen. Dieſe kleinen Eigenthümer, nicht mehr, wie die Pächter, der Kündigung ausgeſetzt, würden, ihres Beſitzes gewiß, deſſen Verbeſſerung ſich angelegen ſein laſſen, und der Staat ſich dadurch eine neue Quelle des Reichthums eröffnen.

Bei den Verhandlungen über dieſen Antrag, welche am 13. Oktober begannen, traten die verſchiedenſten Meinungen hervor. Die Einen (Abbé Maury) behaupteten, daß zwiſchen perſönlichem und korporativem Eigenthum kein weſentlicher Unterſchied beſtehe, und daß das eine ſo unverletzlich wie das andere ſei. Eine kleine, aber rege Partei in der Nationalverſammlung, die Janſeniſten genannt, den Deputirten Camus an der Spitze, Gegner des Reichthumes und Stolzes der Prälaten, aber der Religion zugethan, wollte die Einkünfte der Kirche gleichmäßiger vertheilt, aber nicht deren Beſitz angetaſtet ſehen. Noch Andere behaupteten, daß nicht die geſammte gallikaniſche Kirche, wohl aber die einzelnen Inſtitute, welchen die Güter einſt verliehen worden, deren rechtmäßige Nutznießer wären. Zuletzt ſiegte die Anſicht, daß das Eigenthum der Geiſtlichkeit von der bürgerlichen Geſellſchaft ausgegangen wäre, und unter gewiſſen Umſtänden und Bedingungen zu derſelben zurückkehren könne. Am 2. November (1789) wurde mit 568 gegen 346 Stimmen der Beſchluß gefaßt, die Kirchengüter zur Verfügung der Nation zu ſtellen.

Obgleich Talleyrand, durch ſeinen Antrag auf Einziehung der geiſtlichen Beſitzungen, den erſten Schritt zu einer der größten und einflußreichſten Maßregeln der Revolution gethan hat, ſo iſt doch von Mirabeau der dieſe Frage von aller fremden Zuthat entkleidete, und ihr eine be-

ſtimmte und klare Faſſung gab, am Meiſten zu deren Löſung beigetragen worden.

Es gab kein Land in Europa, in welchem ſo viele Widerſprüche und Gegenſätze, wie in Frankreich während des achtzehnten Jahrhunderts, vorhanden geweſen wären. Nirgends fanden ſo viele Ausnahmszuſtände ſtatt, nirgends beſaß die Willkühr einen freieren Spielraum. Abgeſehen von den großen und allgemeinen Kontraſten, welche die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts zu der Herrſchaft des Katholicismus, Montesquieu's konſtitutionelle und Rouſſeau's demokratiſche Ideen zu dem Abſolutismus und den Ueberreſten des Feudalweſens bildeten, ſo war auch in den, dem Volksleben zunächſt ſtehenden, ſtaatlichen Einrichtungen, in der Verwaltung und Rechtspflege, Alles von Ungleichartigkeit, Mißbrauch und Unordnung erfüllt.

Ungeachtet dem Princip nach die Juſtiz nur vom Könige ausgehen ſollte und das Recht der Geſetzgebung ihm allein angehörte, ſo war dennoch, bis zum Jahre 1789, die Patrimonialgerichtsbarkeit beſtehen geblieben. Es gab geiſtliche und weltliche Gerichte welche, je nach dem Rechtsfalle, oder der Gegend, in welcher die Parteien wohnten, nach römiſchen, kanoniſchen oder lokalen Geſetzen erkannten. Faſt alle Gerichts- und Verwaltungsſtellen, von den Parlamentspräſidenten an bis zu den blos vollziehenden Beamten hinab, waren mit der Zeit käuflich und großentheils erblich geworden. Die ſtädtiſchen Angelegenheiten wurden durch von dem begüterten Theile der Bevölkerung gewählte oder von der Regierung ernannte Behörden verwaltet, über deren Kompetenz aber nichts feſt beſtimmt war, die mit den gleichlaufenden Amtsſtellen unaufhörlich in Streit geriethen, von oben her Eingriffe zu dulden hatten, und nach unten hin Willkühr verübten. Verbindungen am Hofe oder mit mächtigen Körperſchaften, wie die Parlamente, ſicherten dem Schuldigen Strafloſigkeit zu, während die Feindſchaft einflußreicher Perſonen den Schuldloſen der ärgſten Verfolgung ausſetzen konnte. Es trat überall eine grenzenloſe Rechtsunſicherheit hervor. Nirgends war die Praxis von der Theorie ſo ſehr wie in Frankreich verſchieden, nirgends wurde Geſetz und Recht ſo oft und leicht gebeugt und gebrochen. Wer irgend einen Antheil an der öffentlichen Gewalt beſaß, dehnte ſeine Anſprüche ſo weit aus, als er nicht auf den Widerſtand eines Stärkeren ſtieß. Dieſe Uebelſtände waren mit der Zeit immer größer geworden, und wurden im achtzehnten Jahrhundert mehr als früher gefühlt. Es waren zuletzt von den konſtitutiven Elementen der franzöſiſchen Staatsgeſellſchaft nur die untauglichſten Beſtandtheile übrig geblieben. Das Königthum, die Kirche, der Adel, die

Parlamente hatten immer die ſchwächſten und ſchlechteſten Seiten ihres Weſens herausgekehrt. Der Geiſt, welcher einſt dieſe Inſtitutionen belebte, war allmälig verflogen und durch keinen friſchen Lebenshauch erſetzt worden. Alles hing nur locker mit dem Boden, auf welchem es ſich erhob, zuſammen, war hohl und welk geworden. Darum ſtürzte auch Alles ſo ſchnell zuſammen.

Schon die äußere Eintheilung des alten Frankreichs kann für einen entſprechenden Ausdruck ſeiner inneren Zerriſſenheit gelten. Die einzelnen Provinzen, welche nach und nach zu dem alten Kern der Monarchie hinzugekommen waren, hatten ihre früheren Einrichtungen, ihre beſonderen Verfaſſungen und Rechte beibehalten. Alles war von Privilegien und ſich gegenſeitig ausſchließenden Traditionen erfüllt, welche die, ſich ſonſt von ſelbſt nach Einheit drängenden, Verſchiedenheiten in ihrer Trennung künſtlich feſthielten. Das Königthum herrſchte unumſchränkt, berührte aber ſeit langer Zeit nur die Oberfläche des Volkslebens. Die altfranzöſiſche Staatsverfaſſung war ein unentwickeltes Chaos, geeignet, die Nation in einer immerwährenden Unmündigkeit und Abhängigkeit zu erhalten. Ohne den Einfluß einer das ganze Land überragenden Hauptſtadt, wie Paris, hätte es in Frankreich keinen wahrhaften Mittelpunkt gegeben. Während des achtzehnten Jahrhunderts war alle Bewegung, aller Fortſchritt, nicht von der Regierung, ſondern einzig von der Litteratur, welche in Paris ihren Sitz hatte, ausgegangen. Selbſt zu den wenigen in jener Epoche angeſtellten Reformverſuchen hatten immer Schriftſteller die erſte Anregung gegeben.

Frankreich war in Provinzen, Diöceſen, Gouvernements, Generalitäten und Intendanturen eingetheilt. Unter den Provinzen gab es ſolche, welche ſtändiſche Verſammlungen beſaßen, von welchen die Abgaben der Form nach bewilligt wurden, und andere, wo die Krone ein unbedingtes Steuerrecht ausübte. In gewiſſen Provinzen galt das römiſche, in anderen das Gewohnheitsrecht. In dem größten Theile der Diöceſen wurden die Beſtimmungen des zwiſchen Franz I. und Leo X. abgeſchloſſenen Konkordats angewandt, in manchen ſpäter hinzugekommenen Landestheilen dauerten die althergebrachten Verhältniſſe der Kirche fort. Dieſe oder jene Abgabe ward in einer Generalität erhoben, in der anderen nicht. Die politiſchen, adminiſtrativen, kirchlichen und gerichtlichen Inſtitutionen liefen bunt durcheinander und durchkreuzten ſich alle Augenblicke.

Die konſtituirende Nationalverſammlung ſtieß die alte Eintheilung des Landes mit allen dazu gehörigen Einrichtungen vollkommen um und ſtellte,

durch die Aufhebung der früheren Unterschiede, eine volksthümliche Einheit her, welche seitdem allen inneren und äußeren Stürmen unerschütterlich Trotz geboten hat. Schon im September 1789 hatte der Deputirte Thouret, einer der ersten Rechtskenner in der Versammlung, in Verbindung mit Sieyès, eine neue Eintheilung Frankreichs beantragt. Da die Berathungen über allgemeine Gegenstände, durch die Erledigung einzelner, die Bedürfnisse des Augenblicks betreffender, Fragen oft unterbrochen wurden, so ging fast der ganze Winter von 1789 zu 1790 mit den Vorbereitungen zur Ausführung dieses Planes vorüber. Dem von der Nationalversammlung angenommenen Entwurfe gemäß zerfiel Frankreich in Departements (83), Distrikte (574), Kantone (4730) und Kommunen (ungefähr 44,000). Die Departements wurden nach ihrer Lage und natürlichen Beschaffenheit, nach Bergen, Flüssen, Küsten u. s. w., die Distrikte und Kantone nach den Hauptorten derselben benannt.

Die gesammte männliche und mündige Bevölkerung wurde in Aktiv- und Passivbürger getheilt. Nur den Aktivbürgern stand das Wahlrecht zu. Nicht nur die Dienstboten und diejenigen, welche von öffentlichen Unterstützungen lebten, sondern auch Alle, welche nicht eine direkte, wenigstens drei Franken betragende, jährliche Steuer entrichteten, waren von den Wahlen ausgeschlossen. Es gab nach dieser Bestimmung immer noch etwas mehr als vier Millionen Aktivbürger.*)

Die Anzahl von Deputirten, welche ein Departement zu der Nationalversammlung zu entsenden hatte, ward nach einer dreifachen Kombination, der Ausdehnung, der Bevölkerung und dem Steuerquantum des Departements geregelt. Zur Zeit der Wahlen traten die Aktivbürger jeder Gemeinde in dem Distriktsort zu einer Urwählerversammlung (assemblée primaire) zusammen und ernannten hier diejenigen (auf 100 Köpfe in jedem Kanton einen), von welchen in dem Hauptort des Departements der Abgeordnete zur Volksvertretung gewählt wurde. An die Spitze des Departements ward ein Direktorium von 36, an die des Distrikts ein solches von 12 Personen gestellt, welche mit der Leitung der Verwaltungsangelegenheiten beauftragt waren. Alle Departements-, Distrikts- und Gemeindebeamten, denn die Kantone waren nur zur Erleichterung der, in den Hauptorten der Departements und Distrikte, vorzunehmenden Wahlhandlungen eingesetzt worden, und besaßen sonst keine

*) Wenn das Stimmrecht ganz unbeschränkt gewesen wäre, so würde es 1789 in Frankreich ungefähr 6 Millionen Wähler gegeben haben.

administrative Bedeutung oder amtliche Vertretung, konnten nur mit Aktivbürgern besetzt werden. In der Regel durften nur letztere in die Nationalgarde eintreten. Es wurden überall dieselben Wahl- und Verwaltungsformen eingeführt, so daß ein Bretagner in dieser Beziehung in der Provence, eben so wie bei sich selbst, zu Hause sein konnte, während vorher die Bewohner der verschiedenen Landestheile, in vielen bürgerlichen Verhältnissen, einander durchaus fremd gewesen waren. Die früheren Bezeichnungen nach Provinzen hörten im amtlichen Styl gänzlich auf, obgleich sie im gewöhnlichen Sprachgebrauch üblich blieben.

In derselben Zeit trat eine eben so durchgreifende Veränderung in dem Gerichtswesen ein. Die Parlamente, welche die nächste Veranlassung zur Einberufung der Reichsstände und dadurch zum Ausbruch der Revolution gegeben hatten, waren, während der großen Ereignisse im Junius und Julius 1789, wie nicht vorhanden gewesen. Um indessen vor ihren Einreden und Vorstellungen vollkommen sicher zu sein, hatte die Nationalversammlung die Gerichtsferien derselben verlängert. Da bei den Leitern der Volkspartei der Plan zur gänzlichen Aufhebung der Parlamente fest stand, so wurde durch ein Dekret vom 3. November ihre Wiedereröffnung in das Unbestimmte hinaus vertagt. Die erbliche Magistratur, welche in den letzten Jahren vor der Revolution der Regierung bei jeder Gelegenheit so hartnäckig entgegengearbeitet hatte, war gleichwohl, mit seltenen Ausnahmen, den neuen Grundsätzen entschieden abgeneigt. Es gab in jedem Parlament eine Abtheilung (chambre des vacations), welche, während der Gerichtsferien, um den Lauf der Justiz nicht zu unterbrechen, versammelt blieb, und während dieser Zeit das ganze Parlament vertrat. Diese Kammern weigerten sich in Rennes, Bordeaux, Rouen, Metz, dem Beschlusse der Nationalversammlung in Bezug auf die Verlängerung der Ferien zu gehorchen. Es wurden von ihnen heftige Beschwerden über die Beschränkung der königlichen Macht, über die Eingriffe der Volksvertretung in alle Verhältnisse des Staatslebens und überhaupt über alle Ereignisse der letzten Zeit erhoben. Die Ferienkammer des Parlaments von Bordeaux that, als bestände gar keine Nationalversammlung, indem sie dieselbe als „Abgeordnete der Amtsbezirke (députés des baillages)" bezeichnete.

Die später sich, als unwiderstehlich, offenbarende Gewalt der Revolution ward damals kaum von ihren Anhängern, geschweige denn von ihren Gegnern, in ihrer ganzen Bedeutung begriffen. Der Umsturz des Alten war so plötzlich eingetreten, daß man dem Neuen keine Dauerhaftigkeit beilegte. Mounier, welcher aus der Nationalversammlung geschieden,

wollte in seiner Heimath, der Dauphiné, einen Versuch machen, den Gang der Revolution aufzuhalten. Auf seine Veranlassung wurden die drei Stände der Provinz einberufen. Aber das Volk erhob sich dagegen und Mounier, der früher so geliebt und geehrt gewesen, mußte flüchtig werden. In Toulouse trat eine große Anzahl von Adeligen zusammen und erklärte, die Stände von Languedoc fortzusetzen. Dasselbe geschah in der kleinen Landschaft Cambresis, wo der Adel sich auf uralte Privilegien, aus der Zeit, wo Cambrai noch zum deutschen Reich gehört hatte, berief. Die Nationalversammlung hatte aber von dieser Seite her nichts zu fürchten. Die contrerevolutionaire Bewegung in den früher privilegirt gewesenen Klassen wurde von den Municipalitäten und Nationalgarden alsbald unterdrückt.

Die Ferienkammer des Parlaments von Rennes mußte vor den Schranken der Nationalversammlung erscheinen, einen Verweis wegen des bewiesenen Ungehorsams hinnehmen, und sich zur Strafe unter die Passivbürger versetzen lassen. Die Ferienkammer der Parlamente von Rouen und Metz blieben nur auf ausdrückliche Fürbitte Ludwig XVI. mit weiteren Verfolgungen verschont. So wie schon vorher die Nationalversammlung die Wiedereröffnung der Parlamentssitzungen in das Unbestimmte hinaus verschoben hatte, so wurde jetzt von ihr das Zusammentreten der Provinzialstände ausdrücklich verboten.

Die Verhandlungen über die Einführung des neuen Gerichtswesens dauerten acht Monate lang, und Frankreich blieb während dieser Zeit fast ohne Rechtspflege, was nicht wenig zur Vermehrung der inneren Unruhe und Gährung beitrug. Im December legte Thouret seinen Bericht über die Justizreform vor, der im Wesentlichen von der Nationalversammlung angenommen und den weiteren Arbeiten zu Grunde gelegt wurde. Außer der Gleichheit aller Staatsangehörigen vor dem Gesetz war darin die Wahl der Richter durch das Volk, und in Kriminalfällen die Zuziehung von Geschwornen ausgesprochen. Für die Ausübung der Civiljustiz sollte jeder Distrikt ein Tribunal besitzen, dessen Erkenntnisse die Parteien bei einem anderen Gericht von derselben Rangstufe angreifen konnten. Denn die Distriktstribunale standen sich unter einander gleich. Als dritte Instanz war ein Appellhof in Paris bestellt. In jedem Departement wurde ein Kriminalgericht eingesetzt, dessen Entscheidungen ein Kassationshof in Paris untersuchte. Aus diesem Kassationshofe wurden durch das Loos die Mitglieder eines Nationalgerichtshofes genommen, welches über die Verbrechen der beleidigten Nation zu erkennen hatte Es gab bei jedem Gericht einen vom Könige ernannten Kom-

missarius, welcher die Interessen des Staates wahrzunehmen hatte. Die Richter wurden auf sechs Jahre gewählt. Wie in der Verwaltung, so gingen auch in der Rechtspflege die Ernennungen zu allen Stellen von den Aktivbürgern aus. Es wurden außerdem Friedens-, Handels- und Familiengerichte eingesetzt. Da das obere Personal der bisherigen Justiz und Administration fast ganz bei Seite geschoben wurde, so mußten 350 Millionen Fr. zur Entschädigung der Inhaber der abgeschafften Amtsstellen ausgesetzt werden.

Diese neuen Einrichtungen waren, mit den bisherigen verglichen, in ihrem Kern unschätzbar. Die Gleichheit vor dem Gesetz, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, das Vertheidigungsrecht der Angeklagten reichten allein dazu hin, um ihren Werth einleuchtend zu machen. Dazu kam aber noch die Abschaffung der körperlichen Züchtigungen, der Folter, der grausamen Todesstrafen, wie Rädern, Verbrennen, Viertheilen, welche die französische Kriminaljustiz so lange entehrt hatten. So wie die allgemeine Bewaffnung dem französischen Volke ein Vertrauen in seine Kraft gegeben hatte, so flößte ihm jetzt das neue Gerichtswesen ein Gefühl seiner Würde ein, von welchem die niederen Klassen früher fast ganz entblößt gewesen waren. Aus diesen Reformen ging eine neue Nation hervor.

Die heilsamen Folgen der neuen Einrichtungen sollten jedoch erst später, nachdem die Erfahrung Manches an ihnen, ohne ihr Wesen zu verletzen, umgestaltet hatte, allgemein fühlbar werden. Einmal trat der Umschwung zu plötzlich ein. Das Alte ward aufgehoben, ehe noch das Neue gegründet war. Dann wurde die Vergangenheit, indem man sich einzig ihrer Uebelstände und Mißbräuche erinnerte, zu wenig berücksichtigt. Die Volkspartei glaubte, in jedem Falle das Gegentheil von dem früher Bestandenen einführen zu müssen. Früher war die Krone unumschränkt gewesen, jetzt wurde ihr jede Selbstständigkeit entzogen. Nicht nur, daß Ludwig XVI. keinen persönlichen Willen vollführen konnte, sondern auch seinen Ministern waren die Hände so gebunden, daß ihnen nicht nur aller Einfluß auf die inneren Zustände des Landes fehlte, sondern selbst eine Kenntnißnahme von denselben sehr erschwert wurde. Jede der 44,000 Kommunen war eine kleine Republik, die nur in einer lockeren Verbindung mit dem Distrikt und dem Departement stand, zwischen welcher und der Centralregierung so gut wie gar kein Zusammenhang vorhanden war. Die Minister konnten keinen Friedensrichter, keinen Schreiber ernennen.

Der ganze bisherige Zustand war, so zu sagen, auf den Kopf gestellt worden. Vorher waren alle Posten in der Justiz und Administration lebenslänglich, käuflich und zuletzt erblich gewesen. Jetzt ward der

Grundsatz der Wahl angenommen, und die Stellen in der Rechtspflege nur auf sechs, die in der Verwaltung sogar nur auf zwei Jahre vergeben. Es wurde von dem neuen System eine ungeheure Menge von schlecht besoldeten Beamten geschaffen, deren kurz dauernde, abhängige und beschränkte Wirksamkeit die befähigteren und wohlhabenderen Bürger eher abstieß als anzog, und die Leitung der Gemeindeangelegenheiten in rohe und unwissende Hände übergehen ließ *). Alles von der Wahl abhängen zu lassen, wie es die Revolution wollte, war fast eben so verfehlt, wie Alles, wie im Mittelalter geschehen, dem Recht der Geburt beizulegen und erblich zu machen. Vermöge des bei jeder Gelegenheit ausgeübten Wahlrechts, zu den Verwaltungs- und Gerichtsstellen, zu den Geschwornen, zu den Officieren der Nationalgarde, zu der Nationalversammlung, ward die Kraft zu sehr nach unten gelegt und der Anarchie das Thor geöffnet, aus welcher der Verlust der politischen Freiheit hervorgehen mußte

10. Die Assignaten. — Aufhebung der Klöster.

Ungeachtet der Einführung einer außerordentlichen Steuer (September 1789), den vierten Theil des Einkommens betragend, blieb der Staatsschatz leer, reichten die Einnahmen nicht zur Bestreitung der Ausgaben hin. Es war unter den vorhandenen Umständen unausführbar geworden, die Steuern zu erhöhen, dieselben in voraus einzufordern oder neue Anleihen abzuschließen. Ein Staatsbankerott, mit seinen gewöhnlichen Folgen von zahllosen Privatunfällen, diesmal, bei der herrschenden Gährung, wahrscheinlich auch von politischen Erschütterungen begleitet, schien jeden Augenblick eintreten zu können. Eine solche Möglichkeit wurde aber selbst von dem sonst so kühnen Mirabeau mit Schrecken betrachtet. „Wir schlafen am Fuß des Vesuvs!" rief der große Redner eines Tages, auf die Lage der Finanzen anspielend, aus.

Die alte Monarchie hatte, von Colbert's Tode an, in immer zunehmenden Verhältnissen, wie ein Verschwender gelebt, der, um die Zukunft unbekümmert, von seinen Interessen nicht nur nichts zurücklegt, sondern

*) Es gab in der neuen Organisation: 1,300,000 Verwaltungs- und Gerichtsbeamte — 5000 Friedensrichter — 80,000 Beisitzer derselben — alle gewählt.

das Kapital ſelbſt angreift. Als Necker, nach Brienne's Rücktritt, die Finanzverwaltung übernahm, hatte er im Schatze nur 400,000 Franks, d. h. ſo viel, als zur Beſtreitung der Staatsausgaben für den vierten Theil eines einzigen Tages nöthig war, vorgefunden. Seit dem Ausbruch der Revolution waren die Ausgaben geſtiegen und die Einnahmen hatten ſich vermindert. Die Steuern gingen, während der in ſo vielen Provinzen begangenen Unordnungen, unregelmäßig ein. Der Schleichhandel, beſonders mit Salz, wurde nach einem großen Maßſtabe betrieben. In den Städten arbeitete das Volk, von den politiſchen Neuerungen in Anſpruch genommen, weniger als ſonſt, und es fand ſich, bei dem Stocken aller Geſchäfte, auch weniger Gelegenheit zur Arbeit vor. Paris hatte eine ungeheure Menge von Hülfsbedürftigen, zum Theil dort einheimiſch, zum Theil aus allen Gegenden Frankreichs dahin gekommen, zu ernähren. Es wurden öffentliche Werkſtätten (ateliers nationaux) errichtet, welche aber dem Müſſiggange mehr Vorſchub leiſteten, als dem Elend abhalfen. Die pariſer Municipalität verlangte von Necker unaufhörlich Geld aus der Staatskaſſe, um den Bedürfniſſen der Hauptſtadt zu genügen. Die Summen, welche Paris in dieſer Zeit einzig zum Unterhalt ſeiner Armen verwandte, überſtieg die Geſammtheit ſeiner früheren Ausgaben.

Necker hatte ſich bei Behandlung der Einzelheiten in der Verwaltung immer als einen ſehr geſchickten Miniſter erwieſen, war aber unfähig, ein, den in Frankreich eingetretenen großen Veränderungen angemeſſenes, neues Finanzſyſtem aufzuſtellen. Er begriff und durchdrang nicht vollkommen die tiefe Bedeutung und unermeßliche Tragweite Deſſen, was in der letzten Zeit geſchehen war. Er glaubte immer noch mit den früheren Mitteln ausreichen zu können, und hätte gern, ſtatt einer gründlichen Umgeſtaltung des Steuerweſens, Anleihe auf Anleihe gehäuft, und ſo die Laſten der Gegenwart auf die Schultern der Zukunft geworfen. Aber dieſe Methode, die Löſung der ſchwebenden Fragen zu vertagen und aufzuſchieben, war jetzt unanwendbar geworden. Es mußte ein entſcheidender Entſchluß gefaßt werden.

So wie Necker, bei Einberufung der Reichsſtände, ſich aus Unentſchloſſenheit über den damals wichtigſten Streitpunkt, die gemeinſame oder getrennte Berathung der drei Stände, nicht mit Beſtimmtheit ausgeſprochen hatte, eben ſo hatte er ſpäter verſäumt, von dem Anerbieten des Klerus, ſeine Güter der Staatsſchuld zum Pfand zu ſtellen, zur rechten Zeit Gebrauch zu machen. Die Geiſtlichkeit hoffte durch dieſes Zugeſtändniß ihren Beſitz zu retten und den öffentlichen Bedürfniſſen abzuhelfen.

Necker, welcher einer gänzlichen Einziehung der geistlichen Güter, als einer zu großen Veränderung des Besitzstandes, abhold war, stimmte hierin mit dem Klerus überein, ließ aber den geeigneten Augenblick zu einer, den Staat und die Kirche befriedigenden, Erledigung dieser Angelegenheit unbenutzt vorübergehen.

Aus der von dem Berichterstatter des Finanzausschusses, Marquis von Montesquiou, entworfenen Schilderung des Staatsschatzes ging hervor, daß, außer dem laufenden Etat, noch 170 Mill. Fr., zur Befriedigung der aus 1789 herrührenden Forderungen, und zur Bestreitung außerordentlicher Ausgaben für 1790, herbeigeschafft werden müßten. Eine große Reform der Steuerverwaltung war unvermeidlich geworden. Aber es gehörte ein Kapital von 200 Mill. Fr. dazu, um die von den Generalpächtern und den Generalsteuereinnehmern geleisteten Kautionen denselben zurückzugeben, sobald man ihre Stellen aufheben wollte. Auf der bisher betretenen Bahn weiter fortzugehen, war unmöglich geworden Der Staat mußte sich neue Hülfsquellen eröffnen. Diese ließen sich nur in dem Verkaufe der Kirchengüter finden.

Bei den Berathungen über die Einziehung der geistlichen Güter während des Oktobers 1789 waren viele Mitglieder der Nationalversammlung diesem Plan durchaus entgegen gewesen; andere, selbst unter den Freisinnigen, hatten eine so große Neuerung bedenklich gefunden und mit ihrer Zustimmung so lange als möglich gezögert. Mirabeau, der die meisten großen Fragen entschied, wußte, durch eine Veränderung in der Redaktion des Dekrets, die Schwierigkeiten zu umgehen. Anstatt von Einziehung der geistlichen Güter zu sprechen, hieß es nur, daß dieselben zur Verfügung der Nation gestellt wären (2. November 1789). Die Sache blieb sich im Wesentlichen ganz gleich, ließ aber den Gegnern dieser Maßregel die Hoffnung übrig, daß dieselbe nicht zur Ausführung gebracht werden würde. Nachdem aber Necker's Vorschlag, die üble Lage der Finanzen durch Gründung einer Nationalbank zu verbessern, als unzureichend und selbst als gefährlich verworfen worden, erließ die Nationalversammlung am 19. December 1789 vier Dekrete folgenden Inhalts: die Abschließung einer Anleihe von 80 Mill. Fr. — Veräußerung der Staatsdomainen bis zum Betrage von 400 Mill. Fr. — Ausgebung eines Papiergeldes, Assignaten genannt, welchem die zu veräußernden Staatsdomainen zur Sicherheit dienen sollten. — Gründung einer Kasse (caisse de l'extraordinaire), einzig zur Tilgung der öffentlichen Schuld bestimmt. — Necker's Ansehen sank von dieser Zeit an, wo die Nationalversammlung die Finanzangelegenheiten durch ihren Ausschuß selbst in

die Hand nahm, so rasch, daß er nicht nur überflüssig erschien, sondern daß man auch sehr bald seine früheren unläugbaren Dienste vergaß.

Unter den Staatsdomainen wurden einmal die Besitzungen der Krone verstanden, welche bisher unveräußerlich gewesen und sich, besonders seit dem vierzehnten Jahrhundert, wo der Brauch aufkam, daß Alles, was ein König von Frankreich im Augenblick seiner Thronbesteigung besaß, zum Krongut geschlagen wurde, sehr vermehrt hatten, und dann die Kirchengüter, welche den bei weitem größten Theil dieser Staatsdomainen ausmachten. Dem Grundsatz gemäß, daß der König der erbliche Vertreter der Nation, aber nicht, wie im Feudalstaat, der oberste Besitzer des Bodens sei, sollte derselbe, wie Alle, welche mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt sind, ein seinem Wirkungskreise und seiner Würde angemessenes Salarium erhalten, welches unter dem Namen: Civilliste — später auf jährlich 25 Mill. Fr. festgesetzt wurde. Es wurde ihm außerdem zu seinem Vergnügen eine Anzahl von Lustschlössern und Jagdrevieren gelassen. Man berief sich, in Bezug auf den Verkauf der Kirchengüter, bis zum Betrage von 400 Mill. Fr. auf das Dekret vom 2. November, welches dieselben zur Verfügung der Nation gestellt hatte. Die geistlichen Mitglieder der Nationalversammlung waren überrascht und bestürzt, als jetzt die Folgerungen aus der sechs Wochen vorher abgegebenen Erklärung gezogen wurden, wagten es aber nicht, das Recht der Volksvertretung zu dieser Maßregel öffentlich zu bestreiten. Desto mehr wurde dieselbe im Geheimen, besonders in gewissen altgläubigen Landestheilen, angegriffen.

Es genügte aber nicht, die Staatsdomainen auszubieten und ein auf dieselben hypothecirtes Papiergeld zu schaffen, es mußten Käufer gefunden und die Assignaten in Umlauf gesetzt werden. Beides ging nicht nach Wunsch von statten. Die Kirchengüter blieben unverkauft und die Assignaten circulirten nicht, obgleich das Publikum an ihnen 5 Procent gewinnen konnte. Necker trat (6. März 1790) mit neuen Klagen über den Ausfall in der Salzsteuer, den verzögerten Eingang der Grundsteuern hervor, und rieth die Bildung eines Schatzbureau's (bureau de trésorerie), aus Mitgliedern der Nationalversammlung bestehend, an, welches die täglichen Ausgaben und die Art und Weise der Zahlungen festsetzen sollte. Necker, immer mehr an dem Gelingen seiner Pläne verzweifelnd, suchte jetzt jede Verantwortlichkeit von sich abzuwenden, und Alles der Volksvertretung zu überlassen. Seine Vorschläge wurden auf Montesquiou's Antrag verworfen. Aber die Noth drängte, und es war keine Zeit zu verlieren.

Die pariſer Municipalität, nächſt der Nationalverſammlung die mächtigſte Körperſchaft im Reiche, glaubte, um der Revolution Vorſchub zu leiſten, ſich bei dem Ankaufe der Kirchengüter betheiligen zu müſſen, und zugleich ihrer Kommune einen bedeutenden Vortheil zuwenden zu können. Sie ſchlug der Nationalverſammlung ein unfehlbares Mittel vor, um das Dekret vom 19. December 1789 raſch, wenigſtens zu einem Anfange von Ausführung, zu bringen. Paris bot ſich zur Uebernahme geiſtlicher Beſitzungen, im Werthe von 200 Mill. Fr., an, um dieſelben dann weiter in kleinen Partien an die Einzelnen zu überlaſſen. Dieſer Kaufpreis würde, in beſtimmten Raten, innerhalb 15 Jahren, an den Schatz abgetragen werden. Es ſollten zu dieſem Zweck ſtädtiſche Obligationen, unter dem Namen: „effets municipaux“, geſchaffen werden, mit welchen der Staat ſeine Gläubiger befriedigen könnte, und die, da ſie auf Grund und Boden baſirt waren, wie baares Geld circuliren würden. Es war zu erwarten, daß alle reicheren Kommunen dem Beiſpiel der Hauptſtadt folgen würden. Dieſe Maßregel, von Bailly, dem Maire von Paris, vorgeſchlagen, ward, auf Thouret's Rath, unter heftigem Widerſpruch Duport's, der Alles vom Staate unmittelbar ausgeführt wiſſen wollte, am 17. März (1790) angenommen. Um zu ſolchen Erwerbungen zu locken, wurde den Municipalitäten, welche den Verkauf an die Einzelnen übernahmen, ein Sechzehntheil des Reinertrags zugeſichert.

Als man aber an die Ausführung dieſes Beſchluſſes ging, ward bemerkt, daß die ſtädtiſchen Obligationen, zu deren Annahme Niemand verpflichtet war, im Grunde immer nur ein Vertrauenspapier waren, und die edlen Metalle, an welchen es fehlte, nicht erſetzen würde. An der Sicherheit der Municipaleffekten war nicht zu zweifeln, da ihnen ein unbewegliches und unzerſtörbares Pfand zu Grunde lag, aber ſie dienten einzig dazu, um Land anzukaufen. Zu dieſem Zweck wurden dieſelben in den Staats- und Gemeindekaſſen ohne Schwierigkeit angenommen Aber wer nichts von den Staatsdomainen erwerben wollte, fand ſich nicht zur Annahme von Papiergeld bewogen, das leicht verloren werden, oder ſonſt zu Grunde gehen konnte, und keinen von den gegenwärtigen Verhältniſſen unabhängigen Werth beſaß. Die Leiter der Volkspartei in der Nationalverſammlung fanden es deshalb für nöthig, die Circulation der Aſſignaten von jedem Hinderniß zu befreien und deren Annahme, im ganzen Umfange des Königreiches, bei Zahlungen aller Art für verbindlich zu erklären. Dieſer Antrag ward von der Rechten und dem zu ihr gehörigen Theile der Geiſtlichkeit mit Leidenſchaft bekämpft. Der Abbé Maury, welcher begriff, daß man mit dieſem Papier die Expropriation

des Klerus beschleunigen wollte, schilderte in ergreifenden Ausdrücken die Ungerechtigkeiten und Gefahren, welche von den mit Zwangkurs versehenen Assignaten herbeigeführt werden würden, die, wenn auch nicht gerade in der von Maury angegebenen Weise, später wirklich eingetreten sind. Aber die Volkspartei legte den Voraussehungen der Gegner der Revolution nur selbstsüchtige Beweggründe bei, beharrte, je heftiger der Widerstand war, um so nachdrücklicher auf ihrem Plan, und führte ihn ohne Zögerung aus. Unter den obwaltenden Verhältnissen konnte die Nationalversammlung des Verkaufes der Staatsdomainen nicht entbehren, und dieser wäre damals, ohne ein Papiergeld mit allgemein verbindlicher Annahme, unmöglich gewesen. Petion faßte endlich die Debatten in folgenden wesentlichen Punkten zusammen, welche von der Nationalversammlung angenommen wurden (17. April 1790): Kreirung von 400 Mill. Fr. Assignaten, auf die Kron- und Kirchengüter basirt — Zwangkurs derselben — ihre jährliche Verzinsung mit 3 Procent. — Am 22. April ward dieses Dekret von Ludwig XVI., mit Hinzufügung der nöthigen administrativen Bestimmungen, sanktionirt, und dadurch eine der größten und folgenschwersten Maßregeln der Revolution eingeleitet.

Unter den Kirchengütern, welche am 2. November (1789) zur Verfügung der Nation gestellt wurden, waren auch die Besitzungen der Klöster begriffen. Man begnügte sich aber damit nicht, sondern wollte dieselben ganz aufheben. Die Mönche hatten, von dem Untergange des römischen Reiches an, durch die Erhaltung der alten Litteratur, durch die Pflege der Wissenschaften und Künste, namentlich der Architektur und Musik, durch den Anbau des Landes, eine hervorragende Stelle in der Geschichte eingenommen, und sich große Verdienste um die Gesittung erworben. In den Frauenklöstern war die Erziehung der weiblichen Jugend besser geleitet worden, als es zu derselben Zeit in den Familien möglich gewesen wäre. Allmälig war aber das geistliche Ordenswesen, wie alle Einrichtungen, welche nicht in der menschlichen Natur selbst ihre Wurzel haben, ausgeartet, zuerst überflüssig und dann schädlich geworden.

Am 12. Februar (1790) legte Treilhard, im Namen des von der Nationalversammlung zur Regulirung der geistlichen Angelegenheiten niedergesetzten Ausschusses, einen Bericht vor, welcher die Aufhebung der Klöster empfahl. Der Abbé Gregoire, obgleich sonst ein eifriger Anhänger der Revolution, nahm dieselben in Schutz. Barnave, ein Protestant, griff sie, als mit der, an die Spitze des Verfassungswerkes gestellten, Erklärung der Menschenrechte unvereinbar, an. Andere wollten von ihnen als einer permanenten Verletzung der Natur, und Negirung

der Familie, und demnach auch des Staates, nichts wissen. Der Erzbischof von Paris, die Bischöfe von Clermont und Nancy, und besonders der Abbé Maury, stellten dagegen die geistlichen Orden als einen unentbehrlichen Bestandtheil der katholischen Hierarchie und als deren reinste Blüthe dar.

Es wurde von der kirchlichen Partei der Antrag gestellt, die katholische Religion ausdrücklich zu der des Staates zu erklären. Sowohl die Annahme als Ablehnung konnte bedenklich erscheinen. Mirabeau hielt eine leidenschaftliche Rede, in welcher er den religiösen Fanatismus als eine Pest der bürgerlichen Gesellschaft darstellte, und an die Bartholomäusnacht erinnerte. Charles von Lameth bemerkte, daß an der Anhänglichkeit der Nationalversammlung an die Kirche nicht gezweifelt werden könne, weshalb es keiner besonderen Erklärung derselben bedürfe. Die Nationalversammlung ging über den Antrag zur Tagesordnung über.

Am 13. Februar wurden die lebenslänglichen Gelübde für unverbindlich erklärt, und die Aufhebung der geistlichen Orden beiderlei Geschlechts beschlossen. Die Maßregel wurde damals mit Beobachtung schonender Rücksichten ausgeführt. Die Mönche, welche ihren Gelübden nicht entsagen wollten, konnten sich zur Fortsetzung ihres bisherigen Daseins in eigens dazu angewiesenen Gebäuden vereinigen. Die für Unterricht oder Krankenpflege bestimmten Kongregationen wurden nicht unterdrückt. Die Nonnen durften, wenn sie es vorzogen, in ihren Klöstern bleiben. Erst später hörten diese Begünstigungen auf. Der jüngere Theil der Mönche und Nonnen trat aber größtentheils in die bürgerliche Gesellschaft zurück. Sechszehn Millionen Franks wurden jährlich zur Pensionirung der Mitglieder der geistlichen Orden ausgesetzt. Am 17. April (1790) ward die Besoldung der Geistlichen und die Einziehung alles Kirchengutes endgültig ausgesprochen.

---

11. Verhandlungen über das Recht der Kriegserklärung. — Das rothe Buch. — Favras' Proceß und Hinrichtung.

Das Erwachen des französischen Volkes von den Wahlen zu den Reichsständen, besonders aber von der Einnahme der Bastille an, konnte von großen Erschütterungen nicht frei bleiben. Ueber hundert Jahre lang hatten der Geist und die Formen seiner Regierung dem natürlichen

Gange seiner Entwickelung, den in ihm sich regenden Ueberzeugungen und seinen moralischen und politischen Instinkten widerstrebt. Das Reich hatte sich unter Ludwig XIV., mehr als damals zu einer unabhängigen und einflußreichen Stellung in Europa nöthig gewesen wäre, vergrößert, aber die inneren Zustände waren schlechter und drückender als früher geworden. Alles war darauf berechnet gewesen, den Hof und die höheren Klassen zu begünstigen, in ihnen allein den Staat und die Nation zu sehen. Jedes Ministerium hatte von dem Kardinal Mazarin an, um sich Geld zu verschaffen, neue Staats- und Amtsstellen geschaffen, gegen Zahlung eines Kapitals verkauft und deren fortdauernden Besitz, bei Erfüllung gewisser Bedingungen, den betreffenden Familien zugesichert. Die Justiz, die Administration in allen Zweigen war das Eigenthum einiger Klassen geworden. Neben einem erblichen Adel hatte sich im alten Frankreich ein erblicher Beamtenstand erhoben. Selbst der unermeßlich zahlreiche königliche Hofstaat*) war großentheils aus Personen zusammengesetzt, welche ihre Stellen durch Kauf**) erworben hatten. Bei jedem Kriege und jeder Finanzverlegenheit hatte die Regierung neue Aemter oder Titel, oft ohne irgend eine Funktion, errichtet und an die Meistbietenden vergeben. Es waren damit für die Erwerber immer gewisse wenn auch oft unfruchtbare Vorrechte, Ausnahmen von den sonst üblichen Gesetzen und Einrichtungen, verbunden gewesen.

Die Kapitalien wurden auf solche Art dem Ackerbau und dem Kunstfleiße entzogen und in Paris und Versailles zu Bauten, Gartenanlagen, kostbaren Geräthschaften, sich unaufhörlich drängenden Festen, kurz, zu lauter solchen Dingen, welche den öffentlichen Wohlstand nicht vermehrten, verbraucht. Der höhere Adel brachte seine Tage am Hofe, der kleinere, so viel als möglich, in den Provinzialhauptstädten zu. Für das Emporkommen durch Verdienst und Thaten blieb nur in der Land- und Seemacht Gelegenheit übrig, obgleich auch da, durch die ausschließende Begünstigung des Adels, keine wahrhaft freie Bewerbung stattfand.

In der Kirche machten sich dieselben Uebelstände geltend. Seit Ludwig XIV. gingen die Bischöfe nur aus den ersten Familien des Landes, die Pfarrer aus dem Volke, die einen sehr reich, die anderen fast eben so arm, hervor. Die Geistlichkeit, obgleich dem Schein nach ein Ganzes

*) Man glaubt, daß zu dem „Maison du Roi", von dem „Grand-maître de France" an, bis zu dem letzten Küchenjungen hinab, unter zahllosen Abstufungen und Benennungen, an 20,000 Personen gehörten.

**) Je nach ihrer Bedeutung kosteten diese Stellen von 6000 bis 800,000 Franken.

bildend, war, in Wahrheit, wie die Nation, in Bevorzugte und Gedrückte getheilt.

Das franzöſiſche Volk hatte, von dem Aufhören des Mittelalters und dem Erlöſchen der Religionskriege an, nach ſtaatlicher Einheit und geſetzlicher Gleichheit geſtrebt und war dagegen in eine Menge einander fremd und zuweilen ſelbſt feindlich gegenüberſtehender Provinzen, Klaſſen und Korporationen getheilt geblieben. Es war zuletzt aus dem Allen eine ſolche Maſſe von, dem Begriffe des Staates und der bürgerlichen Geſellſchaft entgegengeſetzten, Mißbräuchen und Ungerechtigkeiten jeder Art, ein politiſches Chaos und eine moraliſche Anarchie entſtanden, welche, da die Meiſter des Staates keine weſentlichen Verbeſſerungen einführen wollten oder konnten, mit einer gänzlichen Umgeſtaltung dieſer Zuſtände endigen mußten. Eine tiefe Unzufriedenheit hatte ſchon gegen das Ende der Regierung Ludwig XIV. hin, aber ohne Gelegenheit zum Ausbruche zu finden, beſtanden. Dieſer König würde, wenn nicht die Uneinigkeit ſeiner Feinde ihm Gelegenheit zur Erlangung eines ehrenvollen Friedens gegeben hätte, zu einer Einberufung der Reichsſtände, als einzigem Rettungsmittel, genöthigt geweſen ſein. Es würde, wäre dies geſchehen, ſchon damals, allerdings kein ſo radikaler Umſturz wie 1789, aber immer eine große Veränderung in den inneren Zuſtänden eingetreten ſein.

Seitdem durch die Ereigniſſe des 17. und 23. Junius in Verſailles und des 14. Julius in Paris die ſo lange unſichtbar gebliebene Gährung gewaltſam hervorgetreten war, und alle Dämme der überlieferten Ordnung der Dinge überſtiegen und fortgeriſſen hatte, that ſich in den Maſſen eine tiefe Abneigung, ein unbegrenztes Mißtrauen gegen die höheren Stände, beſonders gegen Adel, Prälaten und Parlamente, kund. Es wurden, mit Ausnahme derjenigen Privilegirten, welche von Anfang an ſich auf Seite der Volkspartei geſchlagen hatten, alle anderen Großen und Vornehmen nicht blos als Gegner, ſondern auch als Schuldige angeſehen, welche bisher, gegen Vernunft und Recht, von der gebührenden Strafe frei geblieben wären. Das Volk ſchwelgte in dem Gedanken, daß die Stunde der Rechenſchaft, und die Gelegenheit, für die vielen erlittenen Demüthigungen und Einbußen Genugthuung zu fordern, gekommen war. Indeſſen blieb der erſte unter dieſen Privilegirten, der Vertreter der Feudalmonarchie, der, welcher ſo lange, ohne etwas an ihr zu verändern, regiert hatte, von der Achtserklärung befreit, welcher Alles, was neben und um ihn ſtand, verfallen war.

Ludwig XVI. war, als er drei Tage nach der Einnahme der Baſtille, mitten unter der größten Aufregung der Bevölkerung, nach Paris

kam, daſelbſt weder bedroht noch beleidigt, und am Ende ſogar mit großem Beifall aufgenommen worden. Der Angriff auf das verſailler Schloß am 6. Oktober hatte ſo wenig ihm gegolten, daß ſeine Umgebungen wahrſcheinlich nur durch ſeine Anweſenheit gerettet wurden. Die unteren Volksklaſſen, beſonders die Frauen darunter, konnten ihn, als er ſeine Reſidenz in den Tuileries genommen hatte, in der erſten Zeit nicht genug betrachten. Man ſah in ihm kein Hinderniß für die Revolution und glaubte, er ſtimme im Weſentlichen mit ihr überein. Das Einzige, was die Menge fürchtete, war, daß Ludwig XVI., von böswilligen Rathſchlägen verlockt, ſich heimlich auf die Flucht begeben könnte. Während es, wenn man nur den endlichen Ausgang dieſes Königs in Betracht zieht, erſcheinen kann, als hätte das Volk denſelben nur deshalb nicht aus den Augen gelaſſen, um ihn deſto ſicherer aufopfern zu können, ſo herrſchte in Wahrheit damals (1790) ein ganz entgegengeſetztes Gefühl vor. Die Anhänger der neuen Ideen wollten den König von dem Einfluſſe ſeines Hofes befreien, ihn ſich ſelbſt wiedergeben und der Nation näher bringen, hielten aber ſein Daſein für unzertrennlich von der öffentlichen Wohlfahrt und waren geneigt, ſeine Entfernung als das größte Unglück anzuſehen.

Dieſe Stimmung hing, was die Menge betrifft, mit der noch immer nicht ganz erſtorbenen Ehrfurcht vor der königlichen Würde und mit den perſönlichen Eigenſchaften Ludwig XVI. zuſammen, deſſen Herz von Milde und Wohlwollen erfüllt war, und der ſich, unter anderen Umſtänden, ſehr wohl an eine Beſchränkung ſeiner Gewalt gewöhnt haben würde. Unter den aufgeklärteren Freunden der Monarchie war allerdings der früher vom Königthum ausgeübte Zauber verſchwunden. Dieſelben ſahen aber die Krone als eine unentbehrliche Stütze der Erhaltung und Sicherheit für alle diejenigen an, welche etwas zu verlieren hatten. In ihren Augen war Ludwig XVI. nicht mehr „der Geſalbte des Herrn“, aber noch immer „der König der Eigenthümer und der Schlußſtein des geſellſchaftlichen Gebäudes.“

In der Nationalverſammlung war keine Spur von perſönlicher Abneigung gegen Ludwig XVI., ſelbſt nicht unter denjenigen ihrer Mitglieder, welche ſpäter als ſeine ärgſten Widerſacher (Robespierre, Petion, Barrere, Sieyès) auftreten ſollten, vorhanden. Als der König, auf Necker's Rath, ſein Erſcheinen in der Sitzung vom 4. Februar (1790) ankündigen ließ, ward dieſes Entgegenkommen mit der lebhafteſten Freude aufgenommen. Der Präſident der Verſammlung befahl, ſeinen Seſſel mit einem violetten, mit goldenen Lilien geſtickten, Sammetteppich zu

belegen, und hielt ſich, als der König erſchienen war, aufrecht zur Seite des Sitzes. Ludwig XVI. lehnte es aber ab, ſich niederzulaſſen, und ſprach ſtehend, in ſchwarzem Kleide und ohne Abzeichen ſeiner Würde, Worte, welche die größte Wirkung hervorbrachten. Er betheuerte ſeine Anhänglichkeit an die neuen Grundſätze und erklärte jeden Verſuch, den Ausbau der Verfaſſung zu verhindern, für ein gegen ihn ſelbſt gerichtetes Unternehmen. Als der König, in ſeiner gewöhnlichen einfachen Weiſe, die Bemerkung fallen ließ, daß er ſich für die ihm, von dem Umſchwunge der Zeit, auferlegten Verluſte durch die Ausſicht auf Vermehrung des Volkswohles hinlänglich entſchädigt fühle, und Andere zur Nachahmung ſeines Beiſpiels aufforderte, ließ ſich unter den Zuhörern ein allgemeiner Beifallsruf vernehmen. Manche Deputirte brachen bei der Rede Ludwig XVI. in Thränen aus. „Wie gut iſt dieſer König!“ ſagte Barrere. „Man ſollte ihm einen Thron von Gold und Diamanten errichten!“ — Im Schloſſe wiederholten ſich ähnliche Scenen, als eine Deputation dem Könige eine Dankadreſſe überreichte. Marie Antoinette verſprach, ihren Sohn in der Liebe zu den Freiheiten der Nation zu erziehen, damit er einſt ſeinem Vater gleiche.

Niemand zweifelte an der Wahrheit dieſer Erklärungen und Verheißungen, die von beiden Seiten damals aufrichtig gemeint waren. Die Nationalverſammlung ſah in dem Könige einen Mann, welcher ſich von den Vorurtheilen ſeiner Geburt und Stellung zu befreien im Begriff ſtehe und, wie ſie ſelbſt, für das Glück des Volkes begeiſtert ſei, und der König glaubte von einer Verſammlung, welche ihm ſo viele perſönliche Anhänglichkeit bewies, auch für das Daſein des Thrones nichts beſorgen zu dürfen, und hoffte, dieſelbe von einzelnen Uebertreibungen und Fehlgriffen durch Zeit und Erfahrung geheilt zu ſehen.

Aber ſobald ſolche augenblickliche Gefühlsergießungen vorüber waren, traten wiederum die unvereinbaren Erinnerungen und Anſprüche, die entgegengeſetzten Hoffnungen und Befürchtungen, trat, mit einem Worte, die Disharmonie der ganzen Situation hervor. In den Perſonen lag indeſſen nichts, was eine Ausſöhnung zwiſchen dem Alten und Neuen unmöglich gemacht hätte. Das Hinderniß kam von den Dingen ſelbſt her, welche, plötzlich aus der hergebrachten Bahn geriſſen, mit wilder Haſt, wie von einem Dämon getrieben, einem unbekannten Ziele zueilten, und unterweges Alles, was dieſem entgegenſtand, umſtürzten und niedertraten.

Ein ſchwer zu beſeitigender Uebelſtand, der großes Unheil verurſachte, war die Stimmung, welche in den Maſſen über Marie Antoinette

herrſchte. Die höheren und mittleren Klaſſen, beſonders in Paris, kannten die Vorzüge und Mängel der Königin, und wußten ſehr wohl, daß letztere von erſteren überwogen wurden. Aber bei der Menge, welche an den einmal gewordenen Eindrücken feſthält, war der Ruf der Königin dahin. Seit dem Halsbandproceſſe war die Verläumdung gegen dieſelbe im Zunehmen begriffen geweſen und hatte nur für Augenblicke ſtill geſtanden. Wenn ſich eine wahre oder falſche Nachricht über wirkliche oder vermeintliche Verſchwörungen gegen die neue Ordnung der Dinge verbreitete, ſo ward die Veranlaſſung zu denſelben immer Marie Antoinette beigemeſſen. Die Trauer, welche ſeit den Oktoberſcenen in Verſailles auf ihrem Antlitz lag und aus ihren Blicken ſprach, ward ihr zum Verbrechen angerechnet. Der Same zu den gegen ſie verbreiteten verläumderiſchen Gerüchten war urſprünglich vom Hofe ausgeſtreut worden, hatte aber ſeitdem im Herzen des Volkes eine bittere Erndte von Mißtrauen und Abneigung hervorgebracht. Man ſprach von ihren Liebeshändeln, ohne einen Beweis dafür zu haben, wie von einer ausgemachten Sache; man beſchuldigte ſie, ihren Bruder, den Kaiſer von Deutſchland, auf Frankreichs Koſten, mit Geld zu unterſtützen, was eine offenbare Unmöglichkeit war, aber doch geglaubt wurde. Ludwig XVI. hatte in den Augen der Menge den Vortheil, ein Franzoſe zu ſein, und flößte als ſolcher eine gewiſſe Theilnahme ein. Marie Antoinette war eine Fremde, und gehörte in ihrer doppelten Eigenſchaft als Habsburgerin und Lothringerin einem Hauſe an, welches Frankreich lange Zeit hindurch feindlich gegenübergeſtanden hatte.

Die gefühlvolle und ſanfte, der Liebe und Freundſchaft bedürftige, Marie Antoinette, welche aus Schwäche, aber nie aus Schlechtigkeit, fehlen konnte, wurde mit Katharina von Medicis, und noch ſchlimmeren Erſcheinungen der Geſchichte, verglichen. Sie, die mehr als eine andere Fürſtin ihrer Zeit den Reiz des Privatlebens empfand, wurde als herrſchſüchtig und ränkevoll verſchrieen. Der Wahn des Volkes ging ſo weit, ſie für den böſen Genius Ludwig XVI. zu halten, und alle Mißgriffe und Irrgänge ſeiner Politik auf ihre Rechnung zu ſchreiben. Das Vorurtheil gegen Marie Antoinette war ſo verbreitet, daß ſie, obwohl ohne Abſicht und Schuld, wirklich zum Verderben ihres Gemahls beigetragen hat. Der Haß, welchen die rohe Menge gegen ſie empfand, wandte ſich zuletzt auch gegen ihn. Es würde in der That Vieles anders geworden ſein, wenn es damals möglich geweſen wäre, Marie Antoinette aus Frankreich zu entfernen. Ludwig XVI., allein gelaſſen, würde von der Revolution wahrſcheinlich nicht aufgeopfert worden ſein.

Als die beiden mächtigsten Persönlichkeiten jener Zeit standen la Fayette und Mirabeau da. Ersterer ragte durch seine Popularität in der pariser Bürgerschaft, den Oberbefehl über die hauptstädtische Nationalgarde und die Achtung und das Vertrauen, welche sein Charakter und seine Grundsätze einflößten, hervor. Letzterer ließ durch seine Beredtsamkeit, seinen Einfluß in der Nationalversammlung, und das Ansehen von geistiger Ueberlegenheit, welches sich in seinem ganzen Wesen aussprach, alle anderen politischen Notabilitäten weit hinter sich. Beide wollten die Revolution gesichert und die Konstitution vollendet wissen, beide hätten um keinen Preis in eine Wiederherstellung des früheren Systems gewilligt. Aber Mirabeau, der die Natur der ihm vorliegenden Erscheinungen durchdrang, während la Fayette nur an deren Außenseite haftete, begriff, daß jetzt nicht mehr für die Revolution, wohl aber für die Monarchie, zu fürchten sei, daß jene an weiteren Ueberstürzungen gehindert werden müsse, und diese einer festeren Stütze als bisher bedürfe. Von Mirabeau wurde die monarchische Staatsform als unentbehrlich für die politische Freiheit in Frankreich angesehen, und eine Nationalversammlung, ohne ein gesichertes Königthum, schien ihm ein Spielball der Parteien werden zu müssen La Fayette vertraute zu sehr auf die in den mittleren Klassen, welche allein von ihm in Betracht gezogen wurden, herrschende Vorliebe für verfassungsmäßige Zustände. Der in dem hauptstädtischen Pöbel, ohne Unterlaß von Demagogen und Libellisten bearbeitet, und in den Massen sich regende Hang zur Anarchie entging ihm

Mirabeau hatte mehr als la Fayette zum Ausbruch der Revolution beigetragen, aber er war auch der Erste, welcher jetzt daran dachte, ihren Lauf, ohne sie zu einer Umkehr zu zwingen, zu mäßigen und ihr ein bestimmtes und erreichbares Ziel, die Errichtung der konstitutionellen Monarchie, anzuweisen. La Fayette, von Freiheitsliebe erfüllt, aber ohne politische Voraussicht, glaubte damals noch, dem Instinkte einer gemäßigten Demokratie vertrauen zu können, und wurde zu spät von den Gefahren einer unaufhörlich weiter schreitenden Umwälzung überzeugt.

Mirabeau war, aus Einsicht und Erfahrung, aber auch aus äußerer Verpflichtung, denn er hatte von Ludwig XVI. ein bedeutendes monatliches Gehalt und die Aussicht auf noch größere Vortheile angenommen, zur Unterstützung der Monarchie bereit. Er hatte sich aber überzeugt, daß, so lange der König und die Nationalversammlung in Paris, von einer zahllosen, durch Aufwiegler aller Art bearbeiteten Menge umgeben, verblieben, das königliche Ansehen immer tiefer herabkommen und die Volksvertretung nicht den Muth zu einer Stärkung desselben haben

würde. Er rieth deshalb Ludwig XVI., die Hauptſtadt ſobald als möglich zu verlaſſen und ſich in deren Nähe, z. B. in Rouen, unter einer ruhigeren Bevölkerung und zuverläſſigen Truppen niederzulaſſen, und den Sitz der Nationalverſammlung ebenfalls dahin zu verlegen. Die konſtitutionell-monarchiſche Majorität würde damals noch dem Rufe des Königs gefolgt ſein, und die neue Verfaſſung unabhängig von demagogiſchen Einflüſſen berathen haben.

Um aber die zu der Ausführung eines ſo wichtigen Schrittes nöthigen Vorbereitungen treffen zu können, glaubte Mirabeau, in den engeren Rath des Königs treten zu müſſen. Mitglied des Miniſteriums und Mitglied der Nationalverſammlung, hätte er Ludwig XVI. unermeßliche Dienſte leiſten können. Er näherte ſich zu dem Ende la Fayette, welcher, ebenfalls in das Miniſterium berufen, den Marſchallsſtab erhalten, und die geſammte bewaffnete Macht auf einen neuen Fuß einrichten ſollte Alle übrigen Stellen waren lauter konſtitutionellen Royaliſten zugedacht und Necker, welcher immer noch eine Partei, beſonders in der pariſer Bürgerſchaft, für ſich hatte, ſollte den Vorſitz führen. Mirabeau wollte kein beſonderes miniſterielles Departement übernehmen, ſondern überall mit Rath und That eingreifen. Sobald dieſes Miniſterium gebildet worden, hätten auch die Arbeiten zu einer Erweiterung der königlichen Prärogative begonnen.

Aber la Fayette ging auf Mirabeau's Abſichten nicht ein. Derſelbe konnte nur durch ſeine Popularität in der pariſer Nationalgarde eine große Rolle ſpielen und fürchtete, dieſelbe, durch die Entfernung des Königs und der Verſammlung aus der Hauptſtadt, zu verlieren. La Fayette, nur dazu gemacht, ſtoßweiſe in den Gang der Ereigniſſe einzugreifen, wäre zu einer fortlaufenden politiſchen Thätigkeit nicht geeignet geweſen. Er ſelbſt fühlte dies und beſorgte von Mirabeau, bei näherer Berührung, in Schatten geſtellt zu werden. Dieſer würde, bei ſeiner außerordentlichen praktiſchen Begabung, ſehr bald die oberſte Leitung der öffentlichen Angelegenheiten an ſich gezogen haben. Als Redner in der Nationalverſammlung und als Miniſter im Kabinet wäre ihm Gelegenheit gegeben worden, ſeine ganze Kraft zu entwickeln, von welcher er bisher nur eine theilweiſe Anwendung hatte machen können.

Mirabeau's Abſicht, in das Miniſterium zu treten, wurde während der darüber gepflogenen Unterhandlungen bekannt, und ſeine Gegner und Neider ſetzten ein Dekret durch (7. November 1789), vermöge deſſen die Stellung eines Miniſters und Deputirten für unvereinbar erklärt wurde.

Wie so oft in jener Zeit, hatten sich auch diesmal die antikonstitutionellen Royalisten in der Nationalversammlung mit den entschiedensten Neuerern für diesen Beschluß, zum Unglück der Monarchie, verbunden. Mirabeau, welcher, ohne den Boden seiner Macht zu verlieren, nicht aus der Volksvertretung scheiden konnte, war zur Aufgebung seines Planes gezwungen, obgleich er auf andere Weise an demselben im Stillen unaufhörlich fortarbeitete.

Einige Zeit nachher focht Mirabeau einen heftigen Kampf für eines der wesentlichsten Attribute des konstitutionellen Königthums, das Recht über Krieg und Frieden zu entscheiden, mit großer Anstrengung, nicht ohne persönliche Gefahr, und, Zeit und Umstände in Betracht gezogen, mit Erfolge aus.

Am 14. Mai (1790) ward die Nationalversammlung von dem Minister des Auswärtigen, Montmorin, benachrichtigt, daß, in Folge von zwischen englischen und spanischen Handelsschiffen, in dem Nootka-Sund in Kalifornien, vorgefallenen Streitigkeiten, Großbrittanien sich zum Kriege gegen Spanien anschicke und daß Ludwig XVI., durch den Familienpakt seinem Verwandten Karl IV. zu Hülfe zu kommen verbunden, die Ausrüstung einer französischen Flotte angeordnet habe. Alsbald erhob sich die Frage, wem, dem Könige oder der Volksvertretung, das Recht der Kriegserklärung zustehe.

Alexander und Charles de Lameth, Duport, Barnave, eng unter einander verbunden und mit einem zahlreichen Anhange versehen, waren gewohnt, das Princip der Volkssouverainetät auf die Spitze zu treiben, und die ohnedies schwach gewordenen monarchischen Institutionen durch ihre demokratische Systemssucht vollends auszuhöhlen. Die Lameth und Duport, weil sie immer zusammenstimmten, das Triumvirat genannt, waren keineswegs zur Aufhebung der Monarchie geneigt, sondern wollten dieselbe nur unter die Vormundschaft der Nationalversammlung gestellt wissen, ohne zu bedenken, daß sie in diesem Falle zuletzt überflüssig erscheinen mußte. Ihr Hauptfehler war, wie bei vielen ihres Gleichen, ein unmäßiges Haschen nach Volksgunst, welche damals nur durch Angriffe auf die Ueberreste der alten Einrichtungen erlangt werden konnte.

Barnave, der erste Redner in seiner Partei, sprach sich dafür aus, das Recht der Kriegserklärung ausschließend in die Hände der Volksvertretung zu legen. Er suchte alle möglichen Belege aus der Geschichte älterer und neuerer Zeiten hervor, um zu beweisen, daß die Oberhäupter der Staaten das Recht, Krieg zu führen und die dazu gehörigen Mittel zusammenzubringen, häufig zur Unterdrückung der inneren Freiheit der

Völker angewandt hätten. Mirabeau, der gegen Barnave auftrat, ließ sich auf keine in das Einzelne gehende Widerlegung dieser Meinung ein, sondern stellte den Grundsatz auf, daß, da die Nationalversammlung nicht im alleinigen Besitze der gesetzgebenden Gewalt sei, indem dem Könige die Sanktion ihrer Beschlüsse zustehe, dieselbe auch über keine das allgemeine Volkswohl angehende Frage, wie die über Krieg und Frieden, mit Ausschluß der Krone entscheiden könne. Die Stimme des Königs dürfe deshalb bei einer solchen Angelegenheit nicht umgangen werden. Mirabeau, der, im Gegensatz zu den meisten talentvollen Mitgliedern der Versammlung, Theorien nur als Stütze für die Praxis ansah, sonst aber immer nur die politische Brauchbarkeit der Ideen in Betracht zog, machte darauf aufmerksam, daß die Volksvertretung nicht eben so genau über die auswärtigen Verhältnisse wie die Regierung unterrichtet sein könne, daß ihre Entscheidung über die Zweckmäßigkeit eines Krieges zu spät getroffen werden, oder häufig auf einer mangelhaften Kenntniß der Umstände beruhen würde.

Die Verhandlungen über diesen Gegenstand dauerten acht Sitzungen hindurch. Während dieser Zeit ward Mirabeau nicht blos in der Nationalversammlung auf das Heftigste angegriffen, sondern die revolutionairen Tagesblätter stellten ihn als einen Verräther an der Sache des Volkes dar, und spielten darauf an, daß man sich seiner im Nothfalle mit Gewalt entledigen müsse. Im Garten der Tuileries war ein Baum bezeichnet, an welchem Mirabeau gehängt werden sollte. Derselbe trat aber nicht nur nicht zurück, sondern fiel über seine Gegner in der Nationalversammlung mit allen Waffen der Beredtsamkeit, mit Leidenschaft, Witz, selbst Hohn her, zwang Barnave zu verstummen, und schlug dessen Partei gänzlich aus dem Felde. Gegen die Menge, so aufgeregt sie auch war, schützte ihn seine imponirende Persönlichkeit, die von Kraft und Geist, so zu sagen, überströmte und Hoch und Niedrig zu ergreifen geeignet war. Mirabeau setzte es durch, daß die Initiative zu einer Kriegserklärung von der Krone ausgehen, und von der Volksvertretung geprüft und bestätigt werden solle. Die vorbereitenden Maßregeln, die Zusammenziehung der Truppen, die Ausrüstung von Kriegsschiffen, die Ernennung der Befehlshaber u. s. w. blieben der Regierung überlassen. Auf diese Art ward dem Könige ein Einfluß auf die bewaffnete Macht erhalten, der ihm, wenn das Recht der Kriegserklärung ausschließend der Nationalversammlung zugestanden hätte, gänzlich gefehlt haben würde.

Bei diesen schwierigen Verhandlungen hatte sich la Fayette auf Mirabeau's Seite gestellt. Dieser ging aus dem Kampfe mit einer ver-

mehrten Anerkennung seiner großen Gaben hervor, und sein Gedanke, die Revolution zum Stillstande zu bringen und dem Königthum in ihr eine angemessene Geltung zu verschaffen, konnte nach solchen parlamentarischen Siegen nicht mehr als ein leerer Traum erscheinen. Mirabeau strebte jetzt dahin, unter den aufgeklärten und gemäßigten Klassen in den Departements Anhang zu gewinnen und langsam, aber sicher, die Maßregeln zu einer Verbesserung in der Lage des Königs vorzubereiten.

Einer der größten Uebelstände in der alten Monarchie war die willkührliche Verwendung der Staatseinnahmen gewesen. Die damit verbundenen Mißbräuche waren unter Ludwig XV. am Höchsten gestiegen, hatten aber auch unter Ludwig XVI. bis zum Anfange der Revolution fortgedauert. In keinem anderen Lande der Welt waren so große Summen an Günstlinge, Hofleute, Buhlerinnen, als während des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich, verschwendet worden. Ein „rothes Buch," von seinem Einbande so genannt, enthielt das Verzeichniß der von dem Könige ertheilten Pensionen und Gratifikationen. Camus, ein Geistlicher, aber ein Gegner seines Standes, wenigstens in seiner damaligen Gestalt, gehörte zu den Ueberresten der Partei, welche man die Jansenisten nannte, die, der Prälatur und den Jesuiten feind, in dem niederen Klerus, der Magistratur und dem reichen Bürgerstande früher viele Anhänger gezählt hatte. Die Jansenisten in der Nationalversammlung zeichneten sich durch ihre strengen Grundsätze, ihre Abneigung gegen den Hof, besonders aber ihre Ueberwachung der Staatsausgaben, aus.

Schon im September 1789 hatte Camus, als Mitglied des Finanzausschusses, die Vorlegung des rothen Buches verlangt. Von Necker, welcher die öffentliche Meinung nicht noch mehr, als ohnedies geschah, gegen die früheren Zustände aufgeregt sehen wollte, war diesem Ansinnen unter allerlei Vorwänden ausgewichen worden. Es hätte in der That auch hingereicht, die Wiederkehr solcher Mißbräuche für die Zukunft unmöglich zu machen, und es war im höchsten Grade unpolitisch, die Schäden der Vergangenheit, ohne dieselben ungeschehen machen zu können, schonungslos vor den Augen der Menge zu enthüllen. Necker konnte zuletzt die Auslieferung des rothen Buches, welche von einem Dekret der Nationalversammlung ausdrücklich anbefohlen wurde, nicht länger verweigern. Aber der Finanzausschuß begnügte sich nicht damit, von diesem Denkmal der Verschwendung des alten Königthums Einsicht zu nehmen, was vielleicht zu einer Regulirung der beizubehaltenden Hof- und Staatspensionen unentbehrlich war, sondern das rothe Buch wurde auf

Camus' Veranlaſſung gedruckt, und dadurch den Demagogen Gelegenheit zu erneuerten Angriffen auf den Hof und zu Verunglimpfungen der Monarchie gegeben.

Ludwig XVI. hatte den Theil des rothen Buches, welcher die geheimen Ausgaben unter ſeinem Vorgänger betraf, verſiegeln laſſen, aber Das, was unter ihm in dieſer Beziehung geſchehen war, der Neugierde ungehindert Preis gegeben. Es konnte aus dem Etat der regelmäßigen Penſionen, beſonders aber der außerordentlichen Gratifikationen, erſehen werden, welche Macht Herkommen und Gewohnheit, beſonders auf ſchwache Charaktere, auszuüben vermögen. Ludwig XVI., für ſeine Perſon in nicht gewöhnlichem Grade einfach und ſparſam, war, mit Ausnahme, daß er keine Buhlerinnen und deren Anhang zu unterhalten hatte, im Uebrigen, in Ertheilung von Geldſpenden, faſt eben ſo freigebig wie Ludwig XV. geweſen. Die Gewohnheit der höheren Klaſſen, bei dem Könige, in mittelbarer oder unmittelbarer Weiſe, Wohlthaten nachzuſuchen, war ſo eingewurzelt, ſo allgemein geworden, daß Niemand darin etwas Auffallendes gefunden hatte.

Die Prinzen und Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes, obgleich durch Privatbeſitz reich und zum Theil ſehr reich, hatten gleichwohl jährlich noch 2,500,000 Fr. aus dem Staatsſchatze bezogen. An den Grafen von der Provence und den Grafen von Artois, beide mit großem Grundbeſitz verſehen, waren an erſteren 13, an letzteren 14 Millionen Fr., allein unter Calonne's Finanzminiſterium, ausgezahlt worden. Die Familie Polignac bezog jährlich 700,000 Fr. außerordentliche Penſionen, ohne die regelmäßigen Gehälter einiger ihrer Mitglieder zu rechnen. Es gab Große am Hofe, welchen der König das Recht ertheilte, von Fleiſch, Fiſchen oder anderen häufigen Verbrauchsgegenſtänden in dieſer oder jener Stadt eine Steuer zu ihrem eigenen Vortheil zu erheben. Der Kriegsminiſter Marſchall von Segur, welcher beinahe 100,000 Fr. Gehalt erhielt, hatte außerdem elf Mitgliedern ſeiner Familie jährliche Penſionen zuzuwenden gewußt, und ſelbſt noch nach der Einnahme der Baſtille die Verleihung einer großen Herrſchaft, an welche der Herzogstitel geknüpft war, und andere Geldvortheile für ſich und ſeine Kinder nachgeſucht. Die reiche Familie Noailles war mit jährlich 2 Mill. Fr. aus dem Staatsſchatze bedacht worden. Neben der Verſchwendung herrſchte in dieſem Zweige der Verwaltung eine ſolche Unregelmäßigkeit und Verwirrung, daß ſehr oft von dem Tode der Penſionaire keine Kunde genommen und deren lebenslängliche Gehälter den Hinterbliebenen noch lange Zeit nachher verabfolgt wurden. Es gab einen

Haarkünſtler, Namens Ducrot, der eine Penſion von 1700 Fr. bezog, weil er eine Tochter des Grafen von Artois friſirt haben ſollte, welche Prinzeſſin aber in einem Alter geſtorben war, wo ſie noch kein langes Haar gehabt hatte. Vom 19. Mai 1774 bis zum 16. Auguſt 1789 waren für Penſionen und Gratifikationen 290,995,517 Fr. verausgabt worden.

Unter den Gnadengehältern gab es aber auch ſolche, welche für wirkliche und ausgezeichnete, dem Könige und Staate, geleiſtete Dienſte ausgeſetzt worden waren. Die kleineren darunter wurden von der Nationalverſammlung ungeſchmälert beibehalten, die größeren aber, oft ohne Rückſicht auf die Vermögensverhältniſſe der Betreffenden, ſehr verkürzt. Es gab im alten Frankreich keinen regelmäßigen Penſionsetat. In der Juſtiz und Adminiſtration wäre, bei der Käuflichkeit und Erblichkeit der Stellen, eine eigentliche Penſionirung unſtatthaft geweſen. Anders verhielt es ſich aber mit der Land- und Seemacht, wo es viele in Ruheſtand verſetzte Officiere ohne Vermögen gab, welche mit ihren Familien durch die Reduktionen des Finanzausſchuſſes oft in große Dürftigkeit geriethen.

Während die legislativen und adminiſtrativen Maßregeln der Nationalverſammlung, welche den inneren Zuſtand Frankreichs von Grund aus veränderten, bei den Maſſen ein unbedingtes Vertrauen und eine ungetheilte Bewunderung fanden, wurden dieſelben von der großen Mehrheit der früher Bevorrechteten mit dem äußerſten Unwillen betrachtet. Die bedeutenden Verluſte, welche Adel und Geiſtlichkeit in ihren Einnahmen erlitten, die gänzliche Umſchmelzung der Rechtspflege und Verwaltung, welche die Stellung ſo vieler Familien bedrohte, und die Reformen, welche in der Armee bevorſtanden, hatten eine kompakte Maſſe von Unzufriedenen unter denen gebildet, welche ſich bisher im Beſitze aller Vortheile befunden hatten, und noch immer über viele Mittel des Einfluſſes geboten. Aber mit offener Gewalt war dem Geiſte der Neuerung nicht wohl zu widerſtehen. Die Gegner ſuchten deshalb durch geheime Geſellſchaften, Pläne und Ränke aller Art, eine Rückkehr zu den früheren Verhältniſſen vorzubereiten.

Wenn damals in ganz Frankreich die Revolution mit Sturmesſchritten einherging, ſo wurde dagegen auf allen Punkten des Landes, unter den Prälaten, Adeligen, den Mitgliedern der Parlamente, den zahlreichen Anhängern des ehemaligen Standes- und Korporationsweſens die Hoffnung auf eine Reaktion unterhalten. Die Anhänger des Alten traten durch alle möglichen Mittel unter einander in Verbindung und hofften durch die Flucht des Königs, die Auflöſung der Nationalverſammlung und den Einmarſch fremder Truppen die Revolution über den

Haufen geworfen zu ſehen. Es beſtanden unter den früher privilegirten Klaſſen überall mehr oder weniger organiſirte Komplotte, auf Wiederherſtellung der alten Einrichtungen gerichtet. Aber die Revolution war eben ſo wachſam, als ihre Gegner ſich thätig zeigten. Die Nationalverſammlung hatte in ihrer Mitte einen Unterſuchungsausſchuß, dazu beſtimmt, den politiſchen Intriguen auf die Spur zu kommen, errichtet, dem alle Behörden des Reiches Berichte einzuſenden hatten, und ein ähnliches Inſtitut machte einen Theil der hauptſtädtiſchen Verwaltung aus. Außerdem gab faſt jedes den neuen Ideen zugewandte Tagesblatt eine Art von Sicherheitswache ab, der keine Bewegung des Feindes entging, und die in der Beobachtung der Verdächtigen, Unzufriedenen, Zweideutigen eher zu weit ging, als dieſelbe vernachläſſigte.

Ein Adeliger von altem Namen, aber ohne Vermögen, von unternehmendem jedoch abentheuerlichem Charakter, Thomas von Mahy Marquis von Favras, ſollte eine Verſchwörung zum Umſturze der beſtehenden Ordnung der Dinge gebildet haben. Man beſchuldigte ihn eines Planes, der zum Ziele hatte, den König aus der Hauptſtadt nach der Grenze zu entführen, ihn dort von Schweizern und Sardiniern in Empfang nehmen zu laſſen und dann an der Spitze dieſer fremden Truppen mit Gewalt nach Paris, zum Umſturz der neuen Einrichtungen, vorzudringen. Er wurde, nachdem ihn die geheime Polizei lange beobachtet hatte, auf die Ausſagen mehrer Zeugen hin feſtgenommen und die Unterſuchung gegen ihn dem Châtelet aufgetragen.

Favras war ſehr jung in Militairdienſt getreten und hatte, während ſeines Aufenthalts in Deutſchland, von einem ausgezeichneten Aeußern begünſtigt, ſich mit einer Prinzeſſin von Anhalt vermählt. Später war er Officier in der Garde des Grafen von der Provence geworden, der ihm, um ſeiner Armuth zu Hülfe zu kommen, eine außerordentliche Unterſtützung zufließen ließ. Da ihn der Dienſt während des Friedens langweilte, ſo nahm er ſeine Entlaſſung und wollte, als 1785 die Unruhen in Holland ausbrachen, eine Legion zu Gunſten der dortigen Patrioten errichten, was aber nicht gelang. Als von der Berufung der Notabeln an der Gedanke an Finanzreformen und Deckung des Deficits alle Köpfe beſchäftigte, machte Favras eine Denkſchrift über die Tilgung der Staatsſchuld bekannt, welche ſich Necker's Beifall erwarb. Am 6. Oktober 1789 im Schloſſe von Verſailles anweſend, rieth er dem Miniſter Grafen von St. Prieſt, den Angriff des pariſer Volkes mit Aufbietung aller Kräfte zurückzuweiſen.

Favras, von Unruhe, Ehrgeiz und Theilnahme für die unglückliche Lage der königlichen Familie entflammt, glaubte, daß in einer ſo bewegten Zeit ein kühnes Wageſtück gelingen könne. Er ließ ſich mit Unzufriedenen, wie er ſelbſt war, aber auch mit mehrern ihm Unbekannten, mit von der Polizei bezahlten Spähern und Angebern in ein Komplot ein, das zunächſt den Zweck hatte, die in die Nationalgarde eingetretenen ehemaligen Gardes françaiſes für den Hof zu gewinnen und dann zu ſehen, was weiter zu thun wäre. Auf ſeine Veranlaſſung wurde eine aufrühriſche Schrift: „Macht endlich die Augen auf!“ betitelt, in welcher die Nationalverſammlung und die neuen Inſtitutionen heftig angegriffen waren und zu deren Umſturz aufgefordert wurde, unter der bewaffneten Bürgerſchaft vertheilt.

Um ſich die nöthigen Geldmittel zur Ausführung ſeiner Abſichten zu verſchaffen, ſuchte Favras, im Namen des Grafen von der Provence, bei einem holländiſchen Banquier, Namens Thomel, eine Anleihe von 2 Mill. Fr. abzuſchließen. Thomel hat ſeitdem für einen geheimen Agenten des Unterſuchungsausſchuſſes, welcher wahrſcheinlich durch ihn von dieſer Finanzoperation in Kenntniß geſetzt wurde, gegolten. Aber ſchon vorher hatten zwei ehemalige Militairs, Tourcaty und Morel, welche Favras für Geſinnungsgenoſſen hielt, die Behörde von ſeinen Abſichten benachrichtigt. Favras wurde in der Nacht vom 24 zum 25. December (1789) nach dem Gefängniß der Abtei gebracht.

Alsbald verbreitete ſich in Paris das Gerücht, daß der Graf von der Provence mit contrerevolutionairen Plänen umgehe, und einen ſeiner ehemaligen Officiere, den Marquis von Favras, zur Abſchließung einer Anleihe ermächtigt habe, um damit eine bewaffnete Bande zu bezahlen, welche den Oberbefehlshaber der Nationalgarde, la Fayette, und den Maire von Paris, Bailly, ermorden und der Hauptſtadt die Zufuhr abſchneiden ſollte. Dieſe Anklage gegen den Bruder des Königs wurde in unzähligen gedruckten Anſchlägen wiederholt.

Der Graf von der Provence begab ſich nach dem Hotel de Ville, in eine Sitzung der ſtädtiſchen Behörden, wies dort die ihm Schuld gegebenen Abſichten mit Entrüſtung zurück, erklärte, mit Favras ſeit Jahren nie mehr ſelbſt geſprochen, ſondern denſelben nur durch einen Dritten zur Abſchließung einer Anleihe ermächtigt zu haben, die ihm bei dem unregelmäßigen Eingehen ſeiner Einkünfte wünſchenswerth geworden wäre. Er ſprach von ſeiner Liebe für die Freiheiten der Nation und wie er den Geſinnungen und Abſichten Derer, welche ſich in dieſer Angelegenheit für ſeine Werkzeuge ausgegeben hätten, vollkommen fremd und entgegen ſei. Die

Municipalität fand ſich durch das Erſcheinen und die Rechtfertigung eines Bruders des Königs geſchmeichelt, empfing denſelben mit großer Achtung, und legte ſeinen Aeußerungen unbedingt Glauben bei. Im Volke war das Votum des Grafen von der Provence für eine verdoppelte Vertretung des Tiersetat, als die zweite Verſammlung der Notabeln über dieſen Gegenſtand berieth, noch nicht vergeſſen, und der Prinz wurde, als er das Stadthaus verließ, mit lautem Beifall empfangen.

Um ſo mehr war die Menge gegen Favras erregt. Tag und Nacht blieb ſein Gefängniß von tobenden Maſſen umringt, die unaufhörlich: „Favras an die Laterne!" riefen. Der General von Beſenval war kurz vorher von den, gegen ihn ſeit der Einnahme der Baſtille erhobenen, Anklagen freigeſprochen worden. Der Pöbel glaubte in Favras einen Erſatz für die ihm entgangene Beute zu finden. Das Châtelet verurtheilte Favras zum Tode, der am Abend des 19. Februar (1790), bei Fackelſchein, mit dem Strange hingerichtet wurde. Er zeigte große Feſtigkeit, behauptete bis zum letzten Augenblick ſeine Unſchuld, und ließ in dem Volke Zweifel an der Rechtmäßigkeit des gegen ihn ausgeſprochenen Urtheils zurück.

Es hat nie an Perſonen gefehlt, welche, aus mancherlei Gründen, den Grafen von der Provence für den erſten Anſtifter der von Favras verſuchten Verſchwörung gehalten haben. Nach ihnen wäre die von dem Prinzen im Stadthauſe abgegebene Erklärung durchaus falſch geweſen Weil es in der Geſchichte mehr wie einmal vorgekommen iſt, daß untergeordnete Werkzeuge von ihren Leitern im Stiche gelaſſen und verläugnet worden ſind, ſo hat man auch in dem vorliegenden Falle eine ähnliche Erſcheinung erkennen wollen. Da aber dieſer Annahme wiederum ſo Manches entgegenſteht, ſo wird dieſes traurige Ereigniß, ſo lange nicht, unerwarteter Weiſe, neue Dokumente darüber aufgefunden werden ſollten, ſeinen erſten Urſachen nach, immer unaufgeklärt bleiben. Favras' Tod hatte indeſſen ſo großen Eindruck gemacht, daß während einer verhältnißmäßig langen Zeit in Paris keine Hinrichtung aus politiſchen Beweggründen ſtattfand. Als dies endlich geſchah, war auch die Zeit allgemeinen Schreckens und Blutvergießens gekommen.

12. Föderationen. — Abschaffung des Adels. — Großes Föderationsfest in Paris.

Das achtzehnte Jahrhundert ist von philanthropischen und humanitairen Ideen, von der Vorstellung allgemein menschlicher Gleichberechtigung, von der Aufhebung der, unter den Völkern durch Willkühr oder Aberglauben errichteten, Schranken und Trennungen, mehr als irgend eine andere Epoche erfüllt gewesen. Diese Meinungen bildeten die theoretische Grundlage der Revolution, welche dieselben in ihrer Anwendung übertrieb und entstellte, sie aber nie ganz aus den Augen verlor, und in einigen ihrer wesentlichsten Beziehungen verwirklicht hat. Die Erklärung der Menschenrechte, die Beschlüsse der Nacht vom 4. August, die Aufhebung der alten Eintheilung des Landes hatten in den Massen, außer dem Gefühl ihrer Rechte, den Drang zu gegenseitiger Annäherung und Verbrüderung, zu Abschließung von Schutz- und Trutzbündnissen gegen den gemeinsamen Feind, d. h. die Anhänger der Privilegien und des Unterdrückungssystems, hervorgerufen.

Die äußere Nothwendigkeit trug zu dieser im französischen Volk vorher nie dagewesenen, und später nie mit solcher Kraft und Einmüthigkeit wiedergekehrten, Erscheinung bei. Es zogen, besonders in den Monaten Julius, August und September des Jahres 1789, überall Banden von müssigen Tagelöhnern, Bettlern und Landstreichern, deren es damals in Frankreich einige Hunderttausend gab, umher und bezeichneten ihren Weg mit Gewaltthätigkeiten gegen Personen und Eigenthum. Zu diesen gesellten sich geheime Sendlinge des Hofes und der Bevorrechteten, welche die Unordnung in der Absicht, die neuen Zustände in einem gehässigen Licht zu zeigen und unerträglich zu machen, absichtlich vermehrten und eine allgemeine Unsicherheit hervorbrachten. Ueberall wurden in jener Zeit Handel und Verkehr gestört, überall waren Brandstiftungen und nächtliche Ueberfälle häufig gewesen. Das Landvolk wüthete gegen die ihm verhaßten Gutsherren, und die umher schweifenden Banden plünderten wiederum die Bauern, nahmen ihnen ihre Lebensmittel fort, zerstörten ihre Vorräthe, mähten Felder und Wiesen ab. Die ländlichen Gemeinden verbanden sich gegenseitig zur Abwehr gegen diese räuberischen Angriffe und zogen einander zu Hülfe. Die städtischen Nationalgarden eilten in vielen Fällen zur Rettung der bedrängten Gutsherren herbei, und suchten den Ausschweifungen des Landvolkes Grenzen zu setzen, erhoben sich dann aber auch wieder, in entgegengesetzter Richtung, gegen die von der Hofpartei, von Prälaten, Adeligen und Parlaments-

mitgliedern, zum Sturze der neuen Einrichtungen, angeſtifteten Umtriebe und Verſchwörungen.

Aber im Weſentlichen ging damals die Neigung der Maſſen, ſich einander zu nähern und gegenſeitig zu unterſtützen, weniger aus einem äußeren Bedürfniß, als aus einem Gefühl menſchlicher und bürgerlicher Verbrüderung hervor. Denn dieſe Bündniſſe haben erſt, als die Leben und Eigenthum bedrohenden Gefahren ſchon vorüber waren, ihre größte Ausdehnung und Stärke erreicht.

Die erſte über die Grenzen der nächſten Nachbarſchaft hinausgehende Verbindung (fédération) fand am 29. November 1789 nicht weit von der Rhone, zwei Stunden von Valence, in der Ebene von Etoile, ſtatt Daſelbſt gelobten die Nationalgarden von vierzehn Gemeinden, die von der Nationalverſammlung gegebenen Geſetze gegen alle inneren und äußeren Angriffe zu vertheidigen, dem Könige, welcher ſo viele Anſprüche auf ihre Liebe habe, treu zu ſein und die Freiheit überall, wo ſie bedroht werde, zu vertheidigen. Sie ſchworen zugleich alle provinziellen Unterſchiede ab und erklärten, nur Frankreich angehören zu wollen. Am 13. December (1789) wurde dieſelbe Scene in größerem Maßſtab in Montelimart wiederholt. Den 31. Januar 1790 legten in Valence 10,000 Nationalgarden, im Beiſein einer unermeßlichen Volksmenge, denſelben Eid ab. Am anderen Ende Frankreichs, in der Bretagne, traten zu derſelben Zeit, in der Stadt Ponrivy, die Bevollmächtigten von 150,000 Nationalgarden zuſammen, ſagten ſich in allen gefährlichen Lagen treulichen Beiſtand zu, und forderten ſämmtliche Municipalitäten des Reiches zu einer ähnlichen Erklärung auf. Keine Hinderniſſe, weder die ſchlechte Jahreszeit noch die Entfernungen, die Zeitverſäumniſſe und Koſten hielten von ſolchen Zuſammenkünften ab, wo die Anhänglichkeit an die neue Ordnung der Dinge ſich mit Kraft und Entſchloſſenheit, aber auch mit Mäßigung und Ordnung, ausſprach.

Im Frühjahr 1790 nahmen dieſe Kundgebungen einen großartigeren und allgemeineren Charakter an, blieben aber dem im Anfange angegebenen Grundtone treu. Am 4. Mai kamen die Nationalgarden von Metz und der Umgegend, am 9. die von Orleans und gleichzeitig die von Limoges zuſammen, und am 12. und 30. Mai fand daſſelbe in Straßburg und Lyon ſtatt. In letzterer Stadt legten 50,000 Nationalgarden den Eid auf Gehorſam gegen die Geſetze, Vertheidigung der Freiheit und gegenſeitige Verbrüderung ab. Die ſpäter durch ihren Einfluß auf eine zahlreiche Partei, ihr tragiſches Ende und ihre zurückgelaſſenen Denkwürdigkeiten berühmt gewordene Frau Johanna Roland trat bei der Föderation

von Lyon zum ersten Mal öffentlich hervor. In allen Theilen des Landes gab sich eine ähnliche Begeisterung kund. Korsika, welches seit kaum zwanzig Jahren zu Frankreich gehörte, hatte eine zahlreiche Deputation nach Lyon geschickt. Die celtischen, baskischen, provençalischen, italienischen und deutschen Bevölkerungen legten dieselbe Anhänglichkeit an das gemeinsame Vaterland, wie dessen ursprüngliche Bestandtheile dar. Ohnedies schon vor der Revolution von Frankreichs Macht und Gesittung angezogen, wurden sie jetzt mit demselben vollkommen verschmolzen.

Diese Föderationsfeste haben keine Aehnlichkeit mit den späteren revolutionairen Feierlichkeiten gehabt. Letztere waren hohle Schaugepränge, von der extremsten Partei und deren Führern angestellt, um einen Sieg über Nebenbuhler oder Gegner zu feiern oder vorzubereiten, um den pariser Pöbel zu unterhalten oder aufzuregen, und wurden im Angesicht der Blutgerüste und mitten unter den wildesten Unordnungen begangen. Die Verbrüderungsfeste von 1789 und 1790 gingen dagegen aus den Gesinnungen der Massen selbst, ohne fremde Anreizung, als der Ausdruck einer nationalen, politischen und moralischen Solidarität der Gesinnung unter den betreffenden Bevölkerungen hervor. Sie waren nicht von Haß oder Furcht, sondern von Vertrauen und Hoffnung eingegeben worden. Alle Klassen und Alter wohnten ihnen bei und es werden, in den noch vorhandenen gleichzeitigen Berichten, in allen Gegenden des Landes, viele Geistliche und Adelige als eifrige Theilnehmer aufgeführt. Es herrschte bei diesen Festen ein friedlicher, fast idyllischer Charakter vor, der aber durch die große Sache, um welche es sich handelte, und die Anwesenheit der vielen Bewaffneten, welche andeuteten, daß es nicht einem harmlosen Spiele galt, sondern der Ernst hoher Entscheidungen im Hintergrunde stand, gehoben wurde. Da das kräftige Mannesalter dabei handelnd auftrat, so waren die eigentlichen Zuschauer meist aus Greisen, Frauen und Kindern zusammengesetzt. Aber in manchen an der Grenze gelegenen Orten, wo man sich in der Nähe von Andersgesinnten und der Ausgewanderten wußte, erschienen auch die Frauen mit Degen oder Lanzen bewaffnet, und selbst die Knaben schritten kriegerisch gerüstet einher. Im Innern fielen aber dergleichen drohende Kundgebungen fort, und das weibliche Geschlecht zeigte sich bei diesen Aufzügen, je nach der Beschaffenheit des Bodens und der Jahreszeit, mit Palmzweigen in der Hand, oder das Haupt in der Provence mit Veilchen, in Langnedoc mit Rosen, in der Bretagne mit Eichenlaub bekränzt.

Das erhebende Gefühl, welches man zu diesen Feierlichkeiten mitbrachte, sprach sich schon in der Wahl der Oertlichkeiten aus, die zu ihrer

Begehung dienten. Bei den in Städten abgehaltenen Föderationen wurden im Süden die Ueberreſte römiſcher Herrlichkeit, die Triumphbögen und Tempel, im Norden die Plätze vor den gothiſchen Kathedralen vorgezogen. Fanden die Zuſammenkünfte auf dem Lande, wie meiſt geſchah, ſtatt, ſo wurde dazu die Nähe großer Ströme oder Inſeln in denſelben, Berge oder wenigſtens Punkte mit einer weiten Ausſicht gewählt, damit der Blick ſo viel als möglich vom Vaterlande umfaſſen konnte.

Dieſe große Bewegung war nicht von Paris ausgegangen, mußte aber, wie ſchon längſt Alles, was in Frankreich geſchah, dort ihre Vollendung erreichen. Die Nationalverſammlung war von den Föderationen in den Provinzen genau unterrichtet, denn die Leiter derſelben hatten ſie regelmäßig von deren Verlaufe in Kenntniß geſetzt. In der Bretagne war ſchon im März (1790) das Verlangen ausgeſprochen worden, daß Deputationen der Nationalgarden aller Departements ſich zum Jahrestage der Einnahme der Baſtille in Paris verſammeln möchten.

Auf Bailly's Antrag wurde aus Mitgliedern der hauptſtädtiſchen Municipalität ein Ausſchuß gebildet, welcher die Diſtrikte der verſchiedenen Departements einladen ſollte, Vertreter ihrer Nationalgarde nach Paris zu ſchicken, um mit der dortigen Bevölkerung, am 14. Julius, auf dem Marsfelde, eine volksthümliche Verbrüderung einzugehen. Die Nationalverſammlung, welche in den Föderationen mit Wohlgefallen eine Beſtätigung der von ihr gegebenen Geſetze erkannte, und durch eine ſolche in der Hauptſtadt abgehaltene große Zuſammenkunft die Departements noch enger an die neuen Einrichtungen zu feſſeln hoffte, pflichtete Bailly's Antrage gern bei. Dieſelbe erließ eine Proklamation an die Franzoſen, in welcher es, unter Anderem, hieß: „Zehn Monate ſind kaum ſeit dem Augenblick verfloſſen, als von den Mauern der eroberten Baſtille ſich der Ruf erhob: Wir ſind frei! Möge ſich an dieſem Jahrestage der noch ſchönere Ruf vernehmen laſſen: Wir ſind Brüder!“ — Es wurde zugleich beſchloſſen, aus den Departements von je zweihundert Nationalgardiſten einen nach der Hauptſtadt zu rufen, ſo daß die bewaffnete Vertretung der Nation 15,000 Mann, die Nationalgarde von Paris und der Umgegend ungerechnet, betragen würde. Außerdem ſollten 11,000 Linien- und Marinetruppen die Feierlichkeit verherrlichen. Die Koſten für die Reiſe und Ausrüſtung der Nationalgarden hatten die Diſtrikte der Departements, diejenigen für die Land- und Seeſoldaten der Staat zu tragen.

Dieſer an und für ſich ſchöne Gedanke einer allgemeinen Verbrüderung, der ſich in den Föderationen der Departements ausgeſprochen

hatte, nahm in der Hauptstadt einen übertriebenen und theatralischen Charakter an. Ein reicher deutscher Baron, der aber in Frankreich erzogen worden, Johann Baptist von Klootz, seit dem Anfange der Revolution nach eigener Wahl Anacharsis Klootz genannt, versammelte eine gewisse Anzahl in Paris anwesender Fremden aus verschiedenen Nationen, und andere ihm bekannte Personen, und veranlaßte dieselben, unter seiner Führung, der Nationalversammlung eine Adresse des Inhalts zu überreichen, daß die auf den 14. Julius angesetzte Föderation des französischen Volkes auch eine solche des menschlichen Geschlechts selbst sein müsse. Frankreich habe durch die Einnahme der Bastille für alle Nationen ein Beispiel der Nachahmung aufgestellt, und alle wären von denselben Wünschen und Hoffnungen durchdrungen. Am festgesetzten Tage erschien Klootz an der Spitze einer Menge in alle Trachten der alten und neuen Welt gekleideter Leute vor den Schranken der Nationalversammlung. Er erklärte in einer schwülstigen Rede, daß diese fremden Patrioten und Philanthropen in der Absicht nach Paris gekommen wären, um dem großen Bundesfeste der Franzosen beizuwohnen, bei demselben ihre unterdrückten Landsleute zu vertreten, und die Verbrüderung aller Familien des menschlichen Geschlechts einzuleiten. Klootz erging sich in pomphaften Ausdrücken über die Großmuth der Nationalversammlung, und in Drohungen gegen die fremden Könige, welche seiner Meinung nach, noch Alles unter dem Joch hielten.

Der Baron von Menou, der an diesem Tage den Vorsitz in der Versammlung führte, erwiederte Klootz' Rede in einem ähnlichen Tone, rühmte die Freiheitsliebe dieser Art von Völkervertretung, welche die Vollmacht zu ihrer Mission nur von sich selbst erhalten hatte, und sprach die Uebereinstimmung der Nationalversammlung mit den Gesinnungen des Redners und seiner Gefährten aus. Es wurde dieser sogenannten Botschaft des menschlichen Geschlechts bei der Procession am 14. Julius ein besonderer Platz zugesagt. Manche unter Klootz' Begleitern gehörten wirklich zu den Nationen, welche sie repräsentiren wollten, andere aber waren in Opern- und Karnevalskostüme gesteckte Franzosen der untersten Klasse und von Klootz gemiethet und bezahlt worden. Das Ganze war eine anstößige und der Vertretung eines großen Volkes unwürdige Komödie, welche aber bei der leichtgläubigen und beweglichen Mehrheit des pariser Volkes Beifall fand, und für eine bedeutsame Erscheinung galt.

Die, mit der Annäherung des großen Bundesfestes, in der Nationalversammlung zunehmende Aufregung und das in ihr immer mehr hervortretende Jagen nach Volksgunst ließen jeden Antrag, welcher den

neuen Ideen ein wirkliches oder scheinbares Zugeständniß machte, willkommen heißen.

Auf dem Platze Notre Dame des Victoires in Paris stand eine Reiterstatue Ludwig XVI., an deren Sockel sich Figuren, welche Ketten trugen, befanden. Dieselben stellten einige von diesem Könige eroberte Provinzen, welche schon unter ihm mit Frankreich vereinigt worden waren, vor. Am 19. Junius ward in der Nationalversammlung vorgeschlagen, die mit Fesseln versehenen Erzbilder von dem Denkmal zu entfernen, weil sie die Blicke der jenen Provinzen angehörigen Föderirten verletzen könnten, und überhaupt als Symbole des Despotismus unstatthaft wären. Dieser Antrag ward mit großer Stimmenmehrheit angenommen und befohlen, denselben vor dem 14. Julius zur Ausführung zu bringen. Der Einwand, daß diese Figuren ohne geschichtliche Bedeutung wären, dagegen aber immer Kunstwerth besäßen, blieb unberücksichtigt.

Am 4. August 1789 waren die Feudalrechte abgeschafft worden, und es hatte seitdem in Frankreich keine Grundherren, keine Stadtbürger, keine Bauern, als politische Klassen, sondern nur Staatsbürger (citoyens) gegeben. Aber die Adelstitel hatten bisher fortbestanden. Die Revolution, welche, um folgerecht zu sein, so oft unweise wurde, glaubte, diesen Widerspruch zwischen den, in der Erklärung der Menschenrechte niedergelegten, Grundsätzen und den Erinnerungen an das Mittelalter nicht länger dulden zu dürfen. In der Abendsitzung des 19. Junius trat ein sonst unbekannter, dem Süden angehöriger, Deputirter, Namens Lambel, auf und rief, auf die von dem Denkmal Ludwig XVI. fortzunehmenden gefesselten Figuren anspielend, aus: „Heute ist das Grab aller Eitelkeiten! Ich trage auf die Abschaffung der Adelstitel an." — Von Charles de Lameth und la Fayette, welche sich nach der Rednerbühne drängten, ward der Antrag mit Eifer unterstützt. Vergebens machte man von der Gegenpartei auf die Rechtmäßigkeit und Unschädlichkeit der angegriffenen Bezeichnungen aufmerksam, vergebens suchten die Vertheidiger dieses Ueberrestes der alten Einrichtungen die Berathung auf den folgenden Morgen zu verschieben, um dieselbe nicht den leidenschaftlichen Eingebungen einer Abendsitzung überlassen zu sehen. Die Mehrheit der Versammlung, und namentlich die Mehrheit der Adeligen in ihr, wollte von keinem Aufschube wissen. Lepelletier de St. Fargeau verlangte nicht blos die Abschaffung der Titel, sondern auch die Aufhebung aller von Lehns- und anderen Gütern hergenommenen Benennungen, und die einfache Wiederherstellung der ursprünglichen Familiennamen, ohne Zusatz oder Verlängerung. Mathieu von Montmorency schlug die Abschaffung

der Wappen und Livreen vor. Bei jedem solchen Antrage erhoben die zu der Linken gehörigen Adeligen einen stürmischen Beifallsruf, so als hätten sie ihre eigene Vergangenheit bis auf die letzten Spuren auslöschen wollen, während ihre Gegner vor Unwillen und Erstaunen verstummten.

Diese Anträge wurden sämmtlich angenommen und in einem Dekret zusammengefaßt, welches folgendermaßen lautete: „Die Nationalversammlung erklärt den Adel in Frankreich für immer aufgehoben. Demnach dürfen die Titel: Herzog, Fürst, Marquis, Graf, Vidame, Messire, Vicomte, Baron, Ritter und ähnliche Bezeichnungen von Niemand mehr geführt und Niemand fortan beigelegt werden. Nur die wirklichen Familiennamen sind erlaubt. Der Gebrauch der Wappen und Livreen ist untersagt. Der Weihrauch*) in den Kirchen darf nur zu Ehren der Gottheit angezündet werden.“ —

Diese Neuerung brachte unter dem Adel, besonders dem kleineren, welcher sich blos durch seine Titel auszeichnete, aber keine bekannten Namen führte, eine große Unzufriedenheit und tiefe Bestürzung hervor. Manche Adelige, welche bisher mit der Revolution gegangen, trennten sich jetzt von ihr, und die Auswanderung nahm von da an zu. Mirabeau, der so viel zu der Abschaffung aller politischen Vorrechte des Adels beigetragen, war der Unterdrückung der Titel, an welchen keine Privilegien mehr hafteten, entgegen, und hielt das Dekret der Nationalversammlung für eine kleinliche und thörichte Maßregel, nur geeignet, den neuen Ideen Feinde zu erwecken, und ohne dieselben in sich zu kräftigen.

So wie der Adel nicht durch ein Dekret errichtet worden, so konnte er auch nicht durch ein Dekret abgeschafft werden. Er war von der Zeit geboren worden und konnte auch nur von ihr zu Grabe getragen werden. Der Beschluß der Nationalversammlung bereitete, anstatt dieses Institut, wie sie beabsichtigte, von Grund aus zu zerstören, dessen spätere künstliche Wiederbelebung vor. Der 4. August 1789 hatte dem Adel alle wesentliche Bedeutung genommen und er würde allmälig von selbst aufgehört haben. Der 19. Junius 1790, welcher seine Erinnerungen vertilgen wollte, legte diesen dadurch mehr Werth bei, als sie in den meisten Fällen wirklich besaßen.

Eine fast komische Wirkung brachte besonders die Zurückführung auf die ursprünglichen Familiennamen vor. Viele berühmte Personen,

*) Das Räuchern vor dem adeligen Grundbesitzer, als Kirchenpatron, war eines der Herrenrechte im alten Frankreich.

unter ihnen die hervorragendsten Mitglieder der Nationalversammlung, wurden dadurch für das Publikum eine Zeit lang unkenntlich gemacht. Montmorency*) sollte fortan: Bouchard — Richelieu: Vignerot — de la Rochefoucauld: Vert — Saint-Priest: Guignard — la Fayette**): Mottier — Mirabeau: Riquetti heißen. „Mit eurem Riquetti," sagte Mirabeau eines Tages verdrießlich zu den Stenographen des Moniteur, „habt ihr Europa mehre Tage lang irre geführt!" —

Sobald der Beschluß der Nationalversammlung, in Paris ein großes Verbrüderungsfest der Nationalgarden aller Departements abzuhalten, erlassen war, hatten auch die Vorarbeiten dazu angefangen. Das Marsfeld, wo die Föderation stattfinden sollte, war damals ein durchaus flacher Raum, einzig zu militairischen Uebungen bestimmt. Man wollte aus ihm eine Art von Circus, mit einer Erhöhung von Rasen auf beiden Seiten für die Zuschauer, machen. Fünfzehn tausend Arbeiter waren zu diesem Zweck von der Municipalität in Sold genommen worden. Am 7. Julius ward aber erkannt, daß man auf diesem Wege zum festgesetzten Tage nicht fertig sein würde. Da wurde, in Folge der, von einem einfachen Nationalgardisten in einem Journal erlassenen, Aufforderung, die pariser Bevölkerung in eine Arbeiterkolonie verwandelt. Vom 9. Julius an zogen mit Tagesanbruch viele Tausende nach dem Marsfelde, um das Innere desselben zu ebenen, und den Rand zu erhöhen. Alle Stände traten mit wetteifernder Eile zusammen. Mitglieder der Nationalversammlung, Welt- und Ordensgeistliche, Kaufleute, Künstler u. s. w. nahmen an dieser Arbeit Theil. Alles regte sich, Schaufeln, Karren, Hacken handhabend, bunt aber friedlich, wie ein Bienenschwarm, durch einander. Eine heitere Stimmung hatte alle Herzen durchdrungen, und theilte sich selbst Denen mit, welche der ersten Ursache dieser ganzen Bewegung fremd oder entgegengesetzt waren. Nach Sonnenuntergang kamen erst die eigentlichen Arbeiter, Handwerker, und selbst Bauern der benachbarten Dörfer, an, welche den Tag über nicht hatten abkommen können, und jetzt das Werk bei Fackellicht einen Theil der Nacht hindurch fortsetzten. Viele Frauen aus den wohlhabenden und gebildeten Klassen arbeiteten wie die Männer und hatten in dieser Absicht eine eigene Tracht für sich

*) Ludwig VI. hatte, im Anfange des zwölften Jahrhunderts, das Raubschloß eines Bouchard, welches bei St. Denis lag, zerstört, und denselben sich im Thal von Montmorency, nach welchem seine Nachkommen sich benannt haben, niederzulassen gezwungen.

**) La Fayette's Vorfahren hatten diesen Namen in alter Zeit von dem Besitz eines Ortes hergenommen, wo es viele Buchen (fagus) gab.

erfunden. Selbſt die ärmſten Leute nahmen für Das, was ſie thaten, keine Bezahlung an. Die Reichen theilten von den Vorräthen, welche ſie bringen ließen, den Uebrigen mit. Dieſe gemeinſame, freiwillige Arbeit, unter ganz gleichen Bedingungen vollbracht, war ſchon an und für ſich ein Verbrüderungsfeſt, wie man in ſo großartigen Verhältniſſen noch kein anderes geſehen hatte.

Alle Straßen waren in jenen Tagen mit Nationalgarden, Linientruppen, Marineſoldaten und Reiſenden bedeckt, welche nach der Hauptſtadt, wie ihre Vorfahren im Mittelalter nach einem Wallfahrtsort, ſich begaben. Sehr viele darunter wurden unterweges von der Bevölkerung freigehalten. In Paris hatten die Gaſtwirthe ihre Preiſe für die Sendlinge der Departements herabgeſetzt, und wollten aus dieſer Gelegenheit keinen Geldgewinn ziehen. Die reicheren Einwohner boten ſich zu unentgeldlicher Aufnahme von Föderirten an. Manche große pariſer Familie ſah täglich hundert dieſer Ankömmlinge an ihrer Tafel. Die Gaſtfreundſchaft der Alten ſchien wiedergekehrt zu ſein. Nie hatte Paris eine ſolche Menge von Leuten aus den verſchiedenſten Gegenden des Landes in ſeinen Mauern vereinigt.

Mirabeau war ſchon ſeit einiger Zeit gewohnt, dem Könige in geheimen Denkſchriften die Lage der Dinge, den Stand der öffentlichen Meinung, die zu ergreifenden Maßregeln auseinander zu ſetzen, und ſich über Perſonen und Zuſtände mit einer Tiefe und Klarheit zu verbreiten, die, wenigſtens eben ſo ſehr als Das, was er öffentlich ſagte, ſein politiſches Genie beweiſt. Er drang jetzt in Ludwig XVI., bei der bevorſtehenden Feier ſo ſehr als möglich hervorzutreten. Wenn ſelbſt in Paris, welches die Einnahme der Baſtille und die Wegführung der königlichen Familie aus Verſailles erlebt hatte, der Zauber des Königthums noch nicht ganz verſchwunden war, ſo fand dies in den Departements noch viel weniger ſtatt. Die Idee der Freiheit ſtand dort der der Monarchie keinesweges feindlich gegenüber. Man wollte von der früheren Willkührherrſchaft nichts wiſſen, ſah aber den König als ein weſentliches und unentbehrliches Glied in dem neuen Verfaſſungswerke an.

Mirabeau rieth Ludwig XVI., am Tage der Föderation, von den Geſandten der fremden Mächte umgeben, auf dem Marsfelde zu dem Volke zu ſprechen, und erbot ſich zu der Abfaſſung der zu haltenden Rede, welche wahrſcheinlich ein Meiſterwerk geweſen wäre, und eine angemeſſene Wirkung nicht verfehlt haben würde. Mirabeau ſtellte dem Könige in den wärmſten und überzeugendſten Ausdrücken vor, daß er ſich der Revolution offen und aufrichtig anſchließen müſſe, oder allen Einfluß auf

ſie verlieren, und ſich den größten Gefahren ausſetzen würde. Ludwig XVI. war aber zu ſcheu und unentſchloſſen, um öffentlich auftreten zu können. Alles, was man von ihm erreichen konnte, war, daß er am Abend des 13. Julius eine zahlreiche Deputation der Föderirten in den Tuileries empfing und an dieſelbe Worte richtete, welche, wie immer, wohlgemeint und verſtändig waren, aber des Feuers und Schwunges entbehrten, welche die Umſtände erheiſchten. Gleichwohl legten die Nationalgarden der Departements große Liebe und Verehrung gegen ihn dar, und er ſchien nicht nur der erbliche Monarch, ſondern auch der König ihrer Wahl und ihrer Hoffnungen zu ſein.

Endlich brach der erſehnte 14. Julius heran. Alle Vorbereitungen dazu waren glücklich beendigt worden. Vor der am Marsfelde liegenden Militairſchule hatte man für den König, ſeine Familie, die Nationalverſammlung und die oberſten Behörden Gerüſte errichtet und glänzend ausgeſchmückt. In der Mitte des weiten Platzes befand ſich ein Altar, der des Vaterlandes genannt, reich mit Blumen und ſeltenen Gewächſen geſchmückt. Der ganze Raum war dicht mit Bäumen und Sträuchern umgeben worden, die ſich wie ein Meer von Grün ausnahmen. Ueber die Seine, am nördlichen Eingange des Marsfeldes, führte eine Schiffsbrücke.

Die Föderirten hatten ſich auf dem Boulevard du Temple verſammelt. Um acht Uhr Morgens ſetzte ſich der Zug, von 83 Fahnen, nach der Zahl der Departements, begleitet, in Bewegung. Auf ihrem Wege kamen ihnen überall die Frauen mit Brodt, Wein und Früchten entgegen Vor ihnen ſchritt eine Abtheilung bejahrter Männer, hinter ihnen eine ſolche von Knaben einher, beide bewaffnet, und die Bataillone der Greiſe und der Kinder genannt. Die Nationalverſammlung nahm zu Fuß in der Mitte des Zuges Platz. Man hatte gewünſcht, daß der König ein Gleiches thun möchte. Aber Ludwig XVI., der eine zu nahe Berührung mit der Menge vermeiden wollte, begab ſich mit ſeiner Familie zu Wagen nach dem Marsfelde.

Daſelbſt bot ſich ein außerordentlicher Anblick dar. Die Raſenerhöhungen waren mit mehr als 400,000 Zuſchauern bedeckt. Um den Altar des Vaterlandes ſtanden, Talleyrand, Biſchof von Autun, an der Spitze, zweihundert Geiſtliche, welche über ihrer kirchlichen Kleidung Gürtel mit den Nationalfarben trugen. Das Innere des Marsfeldes wurde von wenigſtens 60,000 Nationalgarden, Linientruppen und Seeſoldaten eingenommen.

Talleyrand hielt ein von militairiſcher Muſik begleitetes Hochamt und ſegnete während deſſelben die 83 Fahnen ein. Der Präſident der Nationalverſammlung befand ſich mit dem Könige in derſelben Loge. Ludwig XVI. trug ein reich geſticktes Hofkleid, aber weder Krone, noch Scepter, noch den königlichen Mantel. Auf dem Kopfputze der Königin waren Federn mit den Nationalfarben angebracht. Nach Beendigung des Hochamtes ritt la Fayette auf einem prächtig ausgerüſteten weißen Pferde nach der königlichen Loge, ſenkte den Degen, ſtieg ab und begab ſich dann zu Fuß nach dem Altar, welchen er mit der Waffe berührte und ſchwor: der Nation, dem Geſetz und dem Könige treu zu ſein. In demſelben Augenblick erhob ſich Ludwig XVI. von ſeinem Sitz, ſtreckte die Hand aus und ſprach mit lauter Stimme und, wie es ſchien, mit heiterer Miene: „Ich, der König der Franzoſen, gelobe, die mir anvertraute Macht zur Aufrechthaltung der von der Nationalverſammlung gegebenen und von mir angenommenen Verfaſſung anzuwenden!“ — In dieſem Augenblick rief eine halbe Million Menſchen, die Rechte zum Himmel erhebend: „Wir ſchwören es! Es lebe der König!“ — Die Königin ſtand auf und hielt ihren Sohn dem Volke entgegen, welches in unermeßlichen Jubel ausbrach. Die Muſik fiel ein. die Kanonen donnerten. Alles umarmte ſich, Bewaffnete und Unbewaffnete, Männer und Frauen, Franzoſen und Fremde. Es hatte den ganzen Tag über geregnet. Erſt im Augenblick der Eidesleiſtung wurden die Wolken von der Sonne durchbrochen. Alle Gemüther wurden mit oder ohne Willen von der Größe dieſes Schauſpiels ergriffen, welches ſelbſt in Paris, der Stadt außerordentlicher Ereigniſſe und prachtvoller Feſtlichkeiten, nie ſeines Gleichen gehabt hat und wahrſcheinlich nie haben wird, da ſolche Momente ſich im Leben der Völker nicht zu wiederholen pflegen.

Als die Föderirten an der königlichen Loge vorbeidefilirten, konnten ſie den König nicht genug betrachten, und riefen ihm unaufhörlich Lebehoch zu. Die Schönheit und Anmuth der Königin wurde von ihnen ebenfalls mit Bewunderung bemerkt. Marie Antoinette zeichnete beſonders die Nationalgarden von Lothringen, dem Stammlande ihrer Familie, wo noch ihr Vater geboren war, aus. Für den Abend waren Luſtbarkeiten im größten Styl angeordnet. In einem weiten Garten, la Muette genannt, ſpeiſten 22,000 Föderirte auf Koſten der Stadt. Eine prachtvolle Beleuchtung verwandelte die Nacht in Tag. Auf dem Platze, wo die Baſtille geſtanden hatte, wurde drei Nächte hindurch getanzt. Man hatte daſelbſt drei und achtzig mit den Nationalfarben gezierte Bäume gepflanzt, welche die Eintheilung und Geſtalt des neuen

Frankreichs verſinnlichten. Ungeachtet der Abweſenheit alles Zwanges und der ſtürmiſchen Freude, fielen keine Unordnungen und Störungen vor. Die Bevölkerung ſchien anders und beſſer zu ſein, als früher oder ſpäter der Fall geweſen iſt.

---

13. Civilverfaſſung des Klerus. — Eidesweigerung deſſelben. — Spaltungen in der franzöſiſchen Geiſtlichkeit.

Nachdem die Nationalverſammlung die altſtändiſche Verfaſſung des Reiches umgeſtoßen, die Stellung des Königthums, die Formen der Rechtspflege und Verwaltung von Grund aus verändert, die frühere Eintheilung des Landes aufgehoben und die ſtaatlichen Zuſtände durchaus umgeſchmolzen hatte, ſo glaubte ſie auch die Kirche zu einer genaueren Uebereinſtimmung mit dem neuen Syſtem heranziehen zu müſſen. Ein beſitzloſer Klerus aber, vermöge der Verbindung mit dem päbſtlichen Stuhle, der kanoniſchen Beſtätigung der Biſchöfe, der Ernennung der Pfarrer durch die letzteren, in ſich unabhängig und eine Geſellſchaft in der Geſellſchaft bildend, ſchien ihr im Widerſpruch zu den, in allen übrigen Verhältniſſen, von ihr befolgten Principien zu ſtehen. Sie ging deshalb, von der Einziehung der geiſtlichen Güter und der Aufhebung der Klöſter, zu einer Umgeſtaltung der inneren Verhältniſſe des Klerus, zu einem Angriff auf ſeine Hierarchie und Disciplin, über. Mit Ausnahme des Königthums, welches, inſofern daſſelbe für erblich erklärt worden, ungeachtet der ihm auferlegten Beſchränkungen, aus eigenem Recht zu beſtehen ſchien, ſollte alle öffentliche Gewalt, von der Nationalverſammlung an bis auf die geringſten Gemeindebehörden hinab, von der Wahl des Volkes abhängig gemacht werden. Dieſen Grundſatz wollte die Nationalverſammlung jetzt auch auf die kirchlichen Stellen angewandt wiſſen.

Der von der Nationalverſammlung zu Regulirung der geiſtlichen Angelegenheiten niedergeſetzte Ausſchuß (comité ecclésiastique) hatte einen Geſetzentwurf über die Einrichtungen der Kirche, nicht blos in ihren äußeren Beziehungen zum Staate, ſondern auch über ihre eigene innere Organiſation, ausgearbeitet. Faſt den ganzen Monat Junius hindurch ward über dieſen Gegenſtand berathen, und derſelbe endlich am 12. Julius (1790) durch ein Dekret erledigt. Das von der Nationalverſamm-

lung für die kirchlichen Verhältnisse erlassene Gesetz ward „die Civilverfassung des Klerus (la constitution civile du clergé)" genannt, weil dabei das Dogma unberührt gelassen, und nur die formelle Stellung der Geistlichkeit in Betracht gezogen worden.

Der wesentliche Inhalt dieses Dekrets war folgender: Jedes Departement wird fortan einen Bischof, nicht mehr, nicht weniger, haben, dessen Jurisdiktion nicht über die Grenzen des Departements hinausgeht. — In jeder Gemeinde wird es einen Pfarrer, je nach ihrer Größe, mit mehr oder weniger Vikarien, geben. — Alle Geistlichen werden vom Volke, die Bischöfe von den Aktivbürgern des Departements, die Pfarrer und Vikarien von denen des Distrikts gewählt. — Der Klerus darf für seine Arbeiten nichts von der Bevölkerung fordern, sondern wird einzig vom Staate bezahlt. — Die geistlichen Gehälter richten sich nach der Seelenzahl der betreffenden Städte und Dörfer, können aber, die der Bischöfe nicht unter 12,000 Fr., der Pfarrer nicht unter 1200 Fr., der Vikarien nicht unter 700 Fr. betragen. — Jeder Erwählte muß schwören: der Nation, dem Gesetz, dem König treu zu sein.

Durch dieses Gesetz wurde allerdings nicht unmittelbar in die unterscheidenden Lehren der katholischen Kirche eingegriffen, ward nichts gegen die Sakramente, die Verehrung der Heiligen, die Formen des Kultus, das Cölibat unternommen. Aber das Dekret vom 12. Julius schien das Pabstthum und das zwischen Franz I. und Leo X. abgeschlossene Konkordat, nach welchem bisher die kirchlichen Verhältnisse geordnet worden, als nicht vorhanden anzusehen. Insofern aber die Anerkennung der geistlichen Suprematie des römischen Stuhles im Katholicismus ein Glaubensartikel ist, so waren durch die Civilverfassung des Klerus nicht blos Aeußerlichkeiten und Förmlichkeiten, sondern auch eines der Principien der katholischen Kirche verletzt worden.

Es liegt in dem Wesen einer römisch-katholischen Staatsgesellschaft, daß in ihren kirchlichen Verhältnissen nichts ohne Zustimmung des Pabstes verändert werden darf. Da aber Frankreich ein katholisches Land war und nach dem Dekret der Nationalversammlung ein solches bleiben sollte, so hatte die weltliche Macht kein Recht, auf eigene Hand die Grenzen der Diöcesen zu verändern, den Nexus zwischen den Metropoliten und Suffraganen abzuschaffen, da, wo bischöfliche Sitze bestanden, dieselben aufzuheben, oder solche, wo es deren keine gab, zu errichten. Nach dem Dekret vom 12. Julius sollte es keine Erzbischöfe, keine Priorate, Präbenden u. s. w. mehr geben. Die Einziehung der geistlichen Güter war allerdings eine Schmälerung des äußeren Ansehens des

Klerus, griff aber nicht in deſſen inneres Leben ein, und ſelbſt die Klöſter werden nicht zu den Fundamentalinſtitutionen der Kirche gerechnet, welche ohne dieſelben beſtehen kann. Aber die geiſtliche Oberherrſchaft des Pabſtthums, ſein Recht, die Biſchöfe zu beſtätigen, und die letzteren in ihren Sprengeln zuſtehende Gewalt, werden im Katholicismus als ein Werk göttlicher Einſetzung betrachtet.

Die Majorität in der Nationalverſammlung beſtand aus Perſonen, welche dem Katholicismus nicht geradezu feindlich waren, ſich aber gleichgültig zu demſelben verhielten, nur ſein Verhältniß zum Staate im Auge hatten, und ihn letzterem anbequemen wollten. Seine Macht über die Gemüther der Maſſen war ihnen unbekannt. Eine wenig zahlreiche, aber regſame Partei in der Verſammlung, die Janſeniſten genannt, Camus, welcher bei Gelegenheit des „rothen Buches" erwähnt worden, an der Spitze, beſaß im kirchlichen Ausſchuß die Mehrheit der Stimmen, und von da gingen die Angriffe auf die Geiſtlichkeit aus. Die Janſeniſten waren, im Gegenſatz zu den meiſten Mitgliedern der Volksvertretung, von der Göttlichkeit des Chriſtenthums überzeugt, und genoſſen, wegen ihres ſittlichen Wandels, großer Achtung, waren aber leidenſchaftliche Gegner der Gebrechen der kirchlichen Zuſtände, der Laſter ſo vieler Prälaten, vor Allem aber Feinde des römiſchen Hofes, ſeiner geiſtlichen Oberherrſchaft und überhaupt der Hierarchie, welcher von ihnen eine blos äußere Bedeutung, wie der Verwaltung, der Rechtspflege, dem Heerweſen, ohne höhere Weihe, beigelegt wurde.

Die Janſeniſten waren, ohne es zu wiſſen, in Bezug auf das Königthum Republikaner, und in ihrem Verhältniß zum Chriſtenthum Kalviniſten, beides unter einigen monarchiſchen und katholiſchen Formen verhüllt. Die Janſeniſten, auch die Layen unter ihnen, hatten ſich mit der Religionsgeſchichte mehr als die meiſten übrigen Deputirten beſchäftigt. Sie nahmen einen urſprünglichen, von dem ſpäteren ganz verſchiedenen, Zuſtand der Kirche an, wo die geiſtlichen Oberen von dem Volke gewählt, von den Gemeinden unterhalten worden waren, und wo denſelben keine andere Macht, als die der Unterredung und Ermahnung, zu Gebot geſtanden hatte. Die Janſeniſten bedachten aber nicht, daß, wie auch die älteſten Formen des Chriſtenthums beſchaffen geweſen, der Katholicismus ſeinen unterſcheidenden Charakter ſchon vor Jahrhunderten empfangen, daß er zu einer feſten, abgeſchloſſenen und, in den Augen ſeiner Anhänger, unverletzlichen Thatſache geworden war.

Frankreich vom Katholicismus loszureißen, war ſchon im ſechszehnten Jahrhundert mißlungen, und konnte im achtzehnten Jahrhundert noch

weniger glücken. Die Janſeniſten hätten ſich deshalb damit begnügen ſollen, die Geiſtlichkeit als politiſchen Stand, wie geſchehen, aufzuheben, dieſelbe, durch Einziehung ihrer Güter und Gewährung eines Gehalts, ſo nahe als möglich an den Staat zu knüpfen, und ſie denſelben bürgerlichen Geſetzen, wie alle übrigen Klaſſen, zu unterwerfen. Es war aber im höchſten Grade unweiſe und ungerecht, ſich in ihre inneren Einrichtungen und ihr Verhältniß zum päbſtlichen Stuhle zu miſchen. Die Abſicht, die Kirche in der bürgerlichen Ordnung aufgehen zu laſſen, konnte, ohne den Glauben ſelbſt zu verändern, nicht erreicht werden. Wenn man die Kirche damals innerhalb ihrer Grenzen ruhig hätte gewähren laſſen, ſo würde ſie ſich ſtill und leidend verhalten, und die Revolution wenigſtens nicht offen bekämpft haben. Dieſelbe aber mit Gewalt umformen wollen, hieß, ſie in einen unverſöhnlichen Gegenſatz zu den neuen Einrichtungen ſtellen. Ihr ſeit lange geſunkener Einfluß ward durch die widerfahrene Verfolgung plötzlich in ungeahnter Weiſe erhöht.

Die geiſtlichen Mitglieder der Nationalverſammlung, namentlich die Biſchöfe von Clermont und Nancy und der Abbé Maury, hatten die Civilverfaſſung des Klerus auf das Aeußerſte bekämpft, waren aber unter den Schlägen der Majorität erlegen. Einige kirchliche Redner gaben einzelne in der gallikaniſchen Kirche eingeriſſene Uebelſtände, wie die auffallende Ungleichheit der Diöceſen*), die übergroße Anzahl der geiſtlichen Würdenträger**), und manche Mißbräuche in der bisherigen geiſtlichen Gerichtsbarkeit zu, verlangten aber, daß, bei jeder in dieſen Dingen vorzunehmenden Veränderung, die Genehmigung des Pabſtes nachgeſucht und deſſen Meinung in Betracht gezogen werde. Die Wahl der Biſchöfe und der Pfarrer durch das Volk ward aber von der großen Mehrheit der geiſtlichen Deputirten, als der Natur dieſer Funktionen, und der, nach den Grundſätzen des Katholicismus, von Gott ſelbſt eingeſetzten Hierarchie entgegen, unbedingt verworfen.

Noch fehlte dem Dekret vom 12. Julius die königliche Sanktion Ludwig XVI. war im höchſten Grade beſtürzt, als ihm ſeine Genehmigung abgefordert wurde. Er hatte dem Sturz der alten Einrichtungen mit Schmerz, aber ohne äußeres Widerſtreben zugeſehen. Die Einziehung der geiſtlichen Güter war für ihn eine peinliche Maßregel geweſen, er hatte aber ſein Gewiſſen damit beruhigt, daß für den Klerus ſonſt geſorgt worden, und daß dieſer Verluſt nur die weltliche Seite ſeines Da-

*) Es gab biſchöfliche Sprengel mit 1400 und andere mit nur 20 Kirchſpielen.
**) 138 Erzbiſchöfe und Biſchöfe.

seins betraf. Aber dem Pabst das Recht der kanonischen Bestätigung der Bischöfe, diesen die Ernennung der Pfarrer zu entreißen, und beide durch das Volk wählen zu lassen, erschien ihm als ein Abfall von der Kirche, als eine Sünde gegen den heiligen Geist. Zu wenig selbstsüchtig, um seine verlorene Allgewalt lebhaft zurückzuwünschen, aber auch zu sehr von der Gewohnheit und dem Herkommen abhängig, um sich den neuen Einrichtungen aufrichtig anzuschließen, war Ludwig XVI. dagegen in religiösen Dingen fest, und seine Hingebung an die Kirche um so unerschütterlicher, da sie von jeder Schwärmerei und Uebertreibung entfernt blieb. Er sah die Unterwerfung unter den Pabst und den Klerus, auf dem ihnen zugehörigen Gebiete, als eine sittliche Nothwendigkeit, als ein naturgemäßes Gebot an. Die geringe Beweglichkeit seines Geistes hatte ihn nie dem Zweifel ausgesetzt.

Ludwig XVI. gab auf das Verlangen der Nationalversammlung nach Bestätigung ihres Dekrets eine ausweichende Erklärung, die weder annahm noch ablehnte. Er wandte sich während dieses Aufschubes, zu welchem ihm die Verfassung ein Recht gab, an den Pabst Pius VI., um von diesem nicht sowohl Rath, als vielmehr eine bestimmte Vorschrift in dieser Angelegenheit einzuholen. Er stellte Pius VI. die Gründe vor, welche ihn zu einer Zögerung veranlaßten, indem er, im Fall einer unbedingten Verwerfung des Dekrets vom 12. Julius, den Ausbruch neuer Unruhen und noch gewaltsamere Angriffe auf die Geistlichkeit fürchtete, erklärte aber zuletzt, als erstgeborener Sohn der Kirche, der Entscheidung des Statthalters Christi nachkommen zu wollen. Er gab zugleich die Hoffnung zu erkennen, daß das französische Volk nicht mit dem Glauben seiner Väter brechen werde.

Die Antwort des Pabstes ließ wie es Ludwig XVI. im Grunde selbst wünschte, um den Gemüthern Zeit zu ihrer Beruhigung zu lassen, auf sich warten, durfte aber vorausgesehen werden. Der Pabst konnte nicht, ohne sich selbst aufzugeben, die Civilverfassung des Klerus anerkennen, die ihm diejenigen Rechte entziehen wollte, welche zum Wesen seiner Stellung gehörten, und zu deren Ausübung und Vertheidigung er ausdrücklich eingesetzt war.

Der vom Könige in dieser Beziehung gethane Schritt war der Volkspartei nicht unbekannt geblieben. Die Nationalversammlung, gewohnt, daß der König, seit seiner Wegführung nach Paris, ihr in Allem zu Willen war, empfand seine Zögerung in diesem Falle so übel, und forderte die Sanktion ihres Dekrets vom 12. Julius so laut, daß Ludwig XVI. nicht länger widerstehen zu können glaubte. Es war unter-

dessen die Antwort Pius VI. auf das Schreiben Ludwig XVI., und die unbedingte Verwerfung der Civilverfassung des Klerus durch den römischen Hof, in Paris eingelaufen. Es hieß, unter Anderem, in der päbstlichen Erwiederung: „Wenn sich auch der König zur Entsagung auf die Rechte seiner Krone veranlaßt fühlen kann, so giebt es gleichwohl keine Rücksicht, welche ihm Das, was er Gott und der Kirche, deren Erstgeborenen er sich nennt, schuldig ist, aufzuopfern erlaubt." Diese Antwort demüthigte und beunruhigte Ludwig XVI., bewog aber die Leiter der kirchlichen Partei, welche jetzt der Billigung des römischen Stuhles vollkommen gewiß waren, den Eingriffen in die päbstlichen Verhältnisse um so nachdrücklicher zu widerstehen.

Die Stimmführer des Klerus setzten alle Mittel in Bewegung, um das Volk gegen die Nationalversammlung einzunehmen. Zahllose Pamphlets, welche die Beschlagnahme der geistlichen Güter und das Dekret vom 12. Julius angriffen, wurden verbreitet, aber auch der Beichtstuhl und die Kanzel zu diesem Zweck benutzt. In Rouen predigte man gegen die Assignaten, weil dieselben auf die kirchlichen Besitzungen hypothecirt waren, als gegen eine Erfindung des Teufels. In Chartres mahnte die Geistlichkeit von der Bezahlung der Steuern ab. In Arras ward öffentlich erklärt, daß die Käufer der Kirchengüter sammt ihrer Nachkommenschaft ewig verdammt wären, und daß sie Niemand, selbst nicht einmal der Pabst, lossprechen könne. Die klerikale Opposition hütete sich indessen, in ihre Verwerfung der Maßregeln der Nationalversammlung, die Beschlüsse der Nacht vom 4. August einzubegreifen. Das Volk würde sich, selbst in den kirchlichst gesinnten Landestheilen, gegen Jeden, welcher an eine Wiederherstellung der gutsherrlichen Rechte oder eine Erneuerung des Zunftzwanges gedacht hätte, erhoben haben. Die Geistlichkeit verurtheilte nur Das, was gegen sie selbst, als eine Verletzung der göttlichen Ordnung, unternommen worden, ließ aber die übrigen von der Revolution eingeführten Veränderungen, insofern sie nur den Staat betrafen, in jener Epoche noch unangefochten.

Die Nationalversammlung, von der Stimmung der Geistlichkeit unterrichtet, ging jetzt in dem Angriff auf dieselbe einen Schritt weiter vor, und am 26. November (1790) ward der Antrag gestellt, daß alle Bischöfe, Pfarrer und Vikarien, im ganzen Reiche, den Eid auf die Verfassung ablegen sollten. Das Dekret vom 12. Julius, welches der Pabst verworfen hatte, ward für einen integrirenden Theil der Konstitution erklärt. Die Geistlichkeit wäre demnach gezwungen gewesen, sich gegen den aus-

drücklichen Willen ihres Oberhauptes, gegen die Disciplin und die Traditionen ihres Standes auszusprechen, und ihre Unterdrückung eigenhändig zu besiegeln. Diese Anordnung der Nationalversammlung erweiterte den Bruch, welcher zwischen der Kirche und der Revolution ohnedies schon bestand.

Der Klerus hatte bisher dem, von allen Behörden abgelegten, Eide auf die Verfassung sich unter dem Vorwande zu entziehen gewußt, daß dieselbe noch nicht vollendet sei, und in ihr zwischen geistlichen und weltlichen Dingen schärfer unterschieden werden müsse. Jetzt sollte der Anfang dazu von den geistlichen Mitgliedern der Nationalversammlung gemacht, und dieser Eid dann von allen Klerikern, sobald sie dazu aufgefordert worden, geleistet werden. Wer sich weigerte, wurde mit dem Verlust seiner Stelle, wer, nachdem er den Eid geleistet hatte, demselben entgegenhandelte, mit gerichtlichen Verfolgungen, als Rebell und Friedensstörer, bedroht.

Der Kampf in der Nationalversammlung über den Antrag auf die Eidesleistung des Klerus wurde von beiden Parteien, obgleich der Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte, mit großer Hartnäckigkeit geführt. Der Abbé Maury überließ sich seiner ganzen Leidenschaftlichkeit, und suchte seine Gegner durch seine Ausfälle in Harnisch zu jagen, damit dieselben ebenfalls einen ungebührlichen Ton annähmen, und die Berathung in den Augen des Volks einen gewaltsamen Charakter erhielt. Aber die Gegner des Klerus gingen nicht in diese Falle und es ward von ihnen, während dieser Verhandlungen, was die Form betrifft, mehr Ruhe und Mäßigung als gewöhnlich beobachtet. Sie waren ihres Sieges zu gewiß, um erregt zu sein.

Von Mirabeau ward auch bei dieser Gelegenheit, wie gewöhnlich, die bedeutendste Rede gehalten. Er wies den Verdacht, welchen die Feinde der Revolution gegen die Nationalversammlung ausgestreut hatten, als wolle dieselbe den Katholicismus abschaffen, mit dem größten Nachdruck zurück, indem er auf die von ihr beschlossene Dotation des Klerus und die Pensionirung der Mönche und Nonnen aufmerksam machte. Mirabeau war, wie überhaupt die aufgeklärtesten Mitglieder der Versammlung, dem Eide und dem dadurch der Geistlichkeit auferlegten Zwange entgegen, und sah die üblen Folgen voraus Da aber die Majorität an ihrer Meinung unwiderruflich festhielt, so schloß er sich ihr, um nicht seine Popularität und damit die Mittel zur Ausführung seiner weiteren Pläne zu verlieren, an. Alle Vorschläge, dem Eide eine etwas

andere Fassung zu geben, welche, ohne den Staat zu verletzen, die Unabhängigkeit der Kirche gewahrt hätten, wurden verworfen, und der Antrag, in seiner ursprünglichen Form, mit großer Stimmenmehrheit angenommen.

Ludwig XVI. zögerte, so lange als möglich, mit der Sanktion des von der Nationalversammlung erlassenen Dekrets, und antwortete einer zu diesem Zweck an ihn abgesendeten Deputation, daß er, im Interesse der Kirche wie des Staates, diese Angelegenheit einer reiflichen Prüfung unterwerfen müsse. Aber die Ungeduld der Volkspartei war nicht zu zügeln. Camus griff Pabstthum und Hierarchie in den heftigsten Ausdrücken an, und erklärte, daß das Dekret der Genehmigung des Königs gar nicht bedürfe, da dasselbe einen Theil der Verfassung ausmache, welche von der Nationalversammlung ohne irgend Jemandes Einmischung berathen werden könne. Da im pariser Pöbel, bei längerer Zögerung, Unruhen auszubrechen drohten, so fügte sich Ludwig XVI. endlich dem Ansinnen der Majorität, und das Dekret wurde von ihm am 26. December 1790 unterzeichnet.

Aber dieses ihm abgedrungene Zugeständniß war für ihn ein schwererer Schlag, als die Anerkennung der Nationalversammlung in Folge des 23. Junius 1789, als seine Wegführung nach Paris, die Einziehung seiner Domainen und Alles, was man ihm sonst zugemuthet hatte. Bisher war ihm ein leidliches Verhältniß zu der Volksvertretung immer noch als möglich erschienen. Jetzt aber, wo er, um noch größeres Unheil zu vermeiden, zu einer Beschwerung seines Gewissens gezwungen worden, ward ihm sein ganzer Zustand unerträglich, und er fing seitdem den früher von ihm immer verworfenen Rath, sich von seiner Lage durch die Flucht zu befreien, in Erwägung zu ziehen an.

Die Eidesleistung der geistlichen Mitglieder der Nationalversammlung war auf den 4. Januar (1791) angesetzt worden. Es hatten sich große Volkshaufen um das Sitzungslokal aufgestellt. Der Namensaufruf geschah nach dem Alphabet. Bonnac, Bischof von Agen, bestieg zuerst die Rednerbühne und wollte seine Weigerung begründen. „Keine Worte mehr!" rief man ihm von allen Seiten zu, „wollen Sie den Eid leisten, ja oder nein?" — „Ich bedauere den Verlust meiner Stellung nicht. Es liegt mir aber an Ihrer Achtung, die ich verlieren müßte, wenn ich Ihren Willen erfüllte!" antwortete Bonnac. — Aehnliche Erklärungen wiederholten sich unaufhörlich, mit dem besonders betonten Zusatze: „Ich kann und darf den Eid nicht leisten!" Von Zeit zu Zeit erklang in das Innere der Versammlung der wilde Ruf des draußen stehenden Pöbels: „An die Laterne mit den Eidesweigerern! An die

Laterne!" worauf die Aufgerufenen ihre Weigerung gewöhnlich noch lauter und nachdrücklicher ausſprachen.

Um den Geiſtlichen keine Gelegenheit zu weiteren Einreden zu geben, welche ſelbſt auf die Zuhörer nicht ohne Eindruck blieben, und in den Departements einen großen Wiederhall finden würden, mußten dieſelben zuletzt ihr Ja oder Nein einfach von ihren Sitzen aus abgeben. Von 300 anweſenden Geiſtlichen leiſteten nur 65 den Eid, unter welchen Talleyrand, Biſchof von Autun, und der Abbé Gregoire die bekannteſten waren. Die übrigen blieben unbeugſam und mußten ihre Sitze in der Nationalverſammlung und ihre Aemter in der Kirche aufgeben. Am 27. Januar erſchien ein Dekret, welches neue Wahlen für die ausgeſchiedenen geiſtlichen Deputirten anordnete.

Durch den Austritt von 235 Klerikern ward der Charakter der Nationalverſammlung in mancher Beziehung verändert, und dem demokratiſchen Element in ihr ein gefährliches Uebergewicht gegeben. Unendlich mächtiger war aber die Aufregung, welche durch die Civilverfaſſung des Klerus im Volke ſelbſt entſtand. Jeder Biſchof, Pfarrer und Vikar, welcher nicht den Eid, ſobald er dazu von dem Maire ſeines Wohnortes aufgefordert worden, binnen acht Tagen leiſtete, wurde als entlaſſen angeſehen. Unter 138 Erzbiſchöfen und Biſchöfen unterwarfen ſich aber nur 4 dem Dekret der Nationalverſammlung, und faſt 50,000 Pfarrer und Vikarien verweigerten den Eid. Eine ſolche Veränderung im geiſtlichen Perſonal war ſeit den Zeiten der Reformation nirgends mehr geſehen worden. Damals hatte aber in ſolchen Fällen eine wirkliche Glaubensveränderung ſtattgefunden. Diesmal blieb dagegen die Religion durchaus dieſelbe, und der Zwieſpalt wurde von einer rein weltlichen Macht, um ganz äußerer Zwecke willen, hervorgerufen. Es trat alsbald eine Menge von ſtörenden Vorfällen ein, die nach und nach zu Unruhen und zuletzt zum Bürgerkriege führten.

Sehr oft gaben die Eidesweigerer ihre Stellen nicht freiwillig auf, ſondern es mußten ihnen dieſelben durch militairiſchen Zwang entriſſen werden. Sehr oft wollten dieſelben, nachdem ſie ihre Amtswohnungen verlaſſen hatten, den Gottesdienſt, wie bisher, in den ihnen zugehörig geweſenen Kirchen fortſetzen, wurden aber daran mit Gewalt gehindert. Es kam vor, daß Geiſtliche bei ſolchen Gelegenheiten getödtet oder verwundet wurden. Pfarrer und Vikarien, welche ihre Aemter aufgaben, aber in der Nähe ihrer Gemeinden blieben, ſtellten dieſen vor, daß die neuen Geiſtlichen Eindringlinge (intrus) wären, welche durch ihren Ungehorſam gegen den Pabſt ihre prieſterlichen Vollmachten verloren hätten,

daß die von ſolchen vollzogenen Losſprechungen, Taufen, Trauungen ꝛc. ungültig wären. Die vertriebenen Prälaten exkommunicirten ihre Nachfolger als Uſurpatoren, und verweigerten ihnen die Weihe und Salbung, ohne welche ſie nicht für ächte Biſchöfe galten.

Es war ſchwer, zur Beſetzung einer ſo großen Anzahl von geiſtlichen Stellen nur einigermaßen befähigte Individuen zu finden, und der neue Klerus (le clergé constitutionnel) mußte eine Menge durch ihre Sitten und ihren Bildungsgrad untauglicher Mitglieder enthalten. Scheu vor den Kirchengeſetzen und Rückſichten auf die öffentliche Meinung hielten viele gute Geiſtliche ab, ſich in die Aemter Derer zu drängen, welche den Eid verweigert hatten. Manche Stellen mußten fünf- bis ſechsmal ausgeboten werden, ehe ſich Jemand zu ihrer Uebernahme fand. Nur in gewiſſen, der Religion ſyſtematiſch abgeneigten Kategorien des Mittelſtandes, und unter dem fanatiſchen Pöbel der größeren Städte hatte dieſe Maßregel der Nationalverſammlung Beifall gefunden. Es entſtand ein Schisma in der gallikaniſchen Kirche, wie ſie in ſolcher Ausdehnung noch nie dageweſen. Denn die Proteſtanten im ſechszehnten Jahrhundert hatten ſich überhaupt vom Katholicismus getrennt, während jetzt ſowohl diejenigen, welche den Eid verweigert, als diejenigen, welche ihn geleiſtet hatten, die einen in den Augen des Pabſtes und der ganzen übrigen katholiſchen Welt, die anderen nach den Geſetzen ihres Landes, für Katholiken und Kleriker galten. Die entlaſſenen Geiſtlichen wurden von den Behörden „Widerſpänſtige (réfractaires)" — die in ihre Stelle getretenen „Vereidigte (assermentés)" genannt, und beide von ihren Gegnern gehaßt und verfolgt.

Schon die Aufhebung der adeligen Titel war ein Eingriff in perſönliche Rechte geweſen, die, als mit dem Gemeinwohl nicht unverträglich, ruhig hätten fortbeſtehen können. Die Civilverfaſſung des Klerus muß aber als eine noch viel ungerechtere und beſonders viel unpolitiſchere Maßregel angeſehen werden. Der Klerus ſtand durch ſeine Hierarchie, ſeine Disciplin und das Cölibat in Frankreich weit unabhängiger und bedeutender als der Adel da. Letzterer war eine von der Maſſe getrennte und ihr zum Theil verhaßte Kaſte geweſen. Die unendliche Mehrheit der Geiſtlichkeit ging aber aus dem Volke hervor, war ihm blutsverwandt und zugleich ein Gegenſtand ſeiner Verehrung. Es war vorauszuſehen, daß die von ihren Stellen vertriebenen Geiſtlichen, d. h. faſt der ganze franzöſiſche Klerus, fortan ihren Einfluß gegen die neuen Staatsgewalten anwenden würden, und daß dieſe von ihrer Seite zu immer ſtrengeren Maßregeln gegen ihre Gegner veranlaßt werden würden. In der

Civilverfassung des Klerus lag der erste Grund zu den späteren Deportirungen und Niedermetzelungen der Geistlichkeit. Von da an sollte die Revolution in Widerspruch zu einer ihrer Fundamentalideen, der Religionsfreiheit und der Trennung der Kirche von dem Staate, treten.

Die Philosophen und Doktrinaire in der Volksvertretung hatten keine Ahnung davon, daß die Kirche in Frankreich, ungeachtet ihres Sinkens, immer noch mächtiger als Dynastie, Adel, und alle früheren Einrichtungen zusammen genommen, war, daß sie ihre Wurzel nach wie vor in dem Herzen des Volkes selbst besaß. Camus sagte in der Sitzung vom 1. Junius 1790 zu dem Bischof von Clermont, welcher die Einberufung eines Nationalconcils zur Entscheidung über die kirchliche Frage vorschlug: „Wir sind die Repräsentanten der Nation! Wir könnten, wenn wir wollten, auch die Religion ändern!" — Ein solcher Ausspruch war eine thörichte Vermessenheit, und aus einem groben Irrthum über die in den Massen herrschende Gesinnung hervorgegangen. Diese räumten der Nationalversammlung, bei dem tiefen Verfalle der alten Einrichtungen und der Ohnmacht der Krone, eine unbedingte Befugniß zur Gründung eines besseren staatlichen Zustandes ein, wollten aber die Religion und ihre Diener nicht von der weltlichen Macht abhängig wissen. Das Volk glaubte die politischen Reformen mit der Erhaltung seines Glaubens vereinbar, wie sich dies in der That auch später als möglich erwiesen hat. Denn der Katholicismus und der Klerus sind in Frankreich, ungeachtet der Religionsfreiheit und der gesetzlichen Gleichberechtigung aller Konfessionen, jetzt moralisch mächtiger, als sie vor 1789 waren. Eine kurze Zeit über sollte später Alles von der Schreckensherrschaft der Demagogen betäubt, und die Kirche von ihnen unterdrückt werden. Aber kaum war jener Taumel vorüber, so trat auch wieder das religiöse Bedürfniß mit den, von den Gegnern der Civilverfassung des Klerus, aufgestellten Grundsätzen hervor.

Die Nationalversammlung hatte, bei dem Weltleben so vieler Prälaten, und der Beschränktheit und Abhängigkeit der unteren Geistlichkeit, auf keinen ernsten Widerstand gegen ihre kirchlichen Neuerungen gerechnet. Aber die Bischöfe blieben, wie auch ihre persönlichen Ueberzeugungen beschaffen sein mochten, aus Furcht, sich in der öffentlichen Meinung zu erniedrigen, in ihrem äußeren Bekenntniß unerschütterlich, und die Pfarrer und Vikarien, welche die Revolution, so lange sie sich nicht gegen die Kirche wandte, unterstützt hatten, ahmten jetzt das Beispiel ihrer geistlichen Oberen nach. Bei Beiden trat das unter den Franzosen besonders mächtige Ehr- und Selbstgefühl hervor. Prälaten und Priester wollten, als sie mit Zwang und

Gefahren bedroht wurden, um keinen Preis ſchwach und kleinmüthig erſcheinen. Der Erzbiſchof von Narbonne drückte dieſe Stimmung, in Beziehung auf ſeine vornehmen Standesgenoſſen, bezeichnend aus, als er viele Jahre ſpäter, unter dem Kaiſerreich, auf jene Zeit anſpielend, ſagte: „Wir haben damals als ächte Edelleute gehandelt und es muß uns Dies um ſo mehr zum Verdienſt angerechnet werden, da in Vielen unter uns der Glaube nicht beſonders ſtark war!“ — Die große Mehrheit des niederen Klerus war dagegen der Kirche, um ihrer ſelbſt willen, ohne Rückſicht auf Ehre bei der Welt, zugethan.

Die Civilverfaſſung des Klerus iſt eine von den wenigen Maßregeln der Nationalverſammlung geweſen, die blos Unglück hervorgebracht haben, ohne den Samen zu irgend einem Fortſchritt oder zu irgend einer Verbeſſerung auszuſtreuen. Man iſt auch deshalb, ungeachtet der vielen Neuerungen und Umwälzungen, nie mehr auf dieſelbe zurückgekommen, und ſie hat nur für ihre Zeit eine Bedeutung gehabt, während ſonſt viele der damals getroffenen Einrichtungen, wenn auch ſpäter umgeſtaltet, von dauernder Wirkung auf das geſammte Volksleben geweſen ſind

14. Necker's Rücktritt.

Die großen organiſatoriſchen Arbeiten der Nationalverſammlung, die Aufhebung des Feudalweſens, die neue Eintheilung des Landes, die gänzliche Umgeſtaltung des früheren Gerichts- und Verwaltungsweſens u. ſ. w. waren ohne erhebliche Schwierigkeiten ausgeführt worden. Die Volksvertretung hatte nur zu wollen gebraucht, um Alles, was ſie in dieſer Weiſe beabſichtigte, durchzuſetzen. Die in der großen Mehrheit der Bevölkerung herrſchende Stimmung war dieſen Veränderungen entgegengekommen, hatte dieſelben zuweilen gefordert, ſie wenigſtens immer ſchnell begriffen. Anders verhielt es ſich mit dem Steuerweſen und den Geldangelegenheiten. Ueber dieſe Dinge gab es keine ſo vollkommen entſchiedene Meinung. Sie waren zu verwickelter Natur und die Wünſche der Menge ſtanden hierbei mit den Bedürfniſſen des Staates, die Intereſſen der Einzelnen mit den Bedingungen, unter welchen das Ganze allein beſtehen konnte, in zu großem Widerſpruch. Die Nationalverſammlung beſaß nicht genug Unbefangenheit, Ruhe und Erfahrung, um dieſe ſchwie-

rigen Verwickelungen angemeſſen zu löſen. Die Aufhebung der Frohndienſte, des Zehnten, der gutsherrlichen Rechte, des Zunftzwanges, der Käuflichkeit und Erblichkeit der Gerichts- und Verwaltungsſtellen war ein unermeßlicher Fortſchritt, und mußte in der Zukunft dem Ackerbau, dem Kunſtfleiße, überhaupt der Arbeit, und damit der öffentlichen Wohlfahrt, unfehlbar förderlich werden. Aber um die Früchte dieſer Maßregeln zu erndten, hätte es vor Allem einer ruhigen Entwickelung im Innern bedurft. Statt deſſen verlangte der ungeduldige Drang des Volkes eine augenblickliche Verwirklichung ſeiner Hoffnungen, und die entfeſſelten Leidenſchaften ſetzten ſich über die von dem Recht und der Klugheit vorgeſchriebenen Grenzen hinaus.

Man hatte durch die Aufhebung der Steuerfreiheit des früher bevorzugt geweſenen Eigenthums neue Hülfsquellen zu erlangen und die Einnahmen und Ausgaben ins Gleichgewicht zu bringen gehofft. Es war dies aber nicht erreicht worden. Denn die eine Zeit lang faſt allgemein geweſenen inneren Unruhen, welche ſich ſpäter auf vielen Punkten des Landes unaufhörlich wiederholten, hatten die Erhebung der Abgaben gehindert, und deren vollſtändige und rechtzeitige Entrichtung faſt unmöglich gemacht. Da zu derſelben Zeit das geſammte Gerichtsweſen umgeſtaltet wurde, ſo waren keine durchgreifenden Mittel vorhanden, um dieſen Uebelſtänden zu begegnen, und den ſaumſeligen oder ſich weigernden Steuerpflichtigen durch Zwangsmaßregeln beizukommen. Die Nationalverſammlung hatte einige der ergiebigſten indirekten Steuern des alten Finanzſyſtems, die Abgaben auf Salz (60 Mill. Fr. jährlich), auf Getränke (50 Mill.), Tabak (27 Mill. Fr.) und mehre andere aufgehoben. Einige den Maſſen weniger empfindliche indirekte Steuern waren beibehalten, manche ſogar erhöht worden. Es blieb aber immer ein Ausfall, mit der früheren Einnahme in Bezug auf dieſe Gegenſtände verglichen, von 60 Mill. Fr. übrig. In derſelben Zeit, wo die Einnahmen des Staates ſich verminderten, fand eine ähnliche Abnahme in den größeren Städten ſtatt, wo eine Menge von Lokalſteuern aufgehoben oder ermäßigt werden mußte, weil das Volk, welches auf einmal, wie früher die Regierung, allgewaltig geworden war, ſie nicht mehr entrichten wollte. Da die Reichen ſich entweder außerhalb Landes begeben hatten, oder ihre Ausgaben beſchränkten und ihr Geld zurückhielten, ſo ward von den arbeitenden Klaſſen weniger als ſonſt erworben. Hierzu kam noch die zum Theil durch Mißerndten, mehr aber noch von der Unſicherheit des Verkehrs herbeigeführte Theuerung der nothwendigſten Lebensmittel, welche die Zahl der Armen vermehrte, die, nicht nur in Paris, ſondern in allen größeren

Städten, auf Kosten der Gemeinden, und da deren Mittel hierzu nicht lange ausreichten, durch Zuschüsse von Seiten des Staates erhalten werden mußten.

Die Nationalversammlung zeigte sich allerdings der Aufgabe nicht gewachsen, dem Hange zu Unruhe und Willkühr durch strenge Handhabung der Gesetze zu steuern, die Nationalgarde zur Unterstützung der Behörden und zur Wiederherstellung der Ordnung zu verwenden, die Ausschweifungen der Presse zu zügeln, und den Uebergang von der alten zu einer neuen Ordnung der Dinge in einem regelmäßigen Gleise zu erhalten. Die Hauptschuld trifft aber immer das frühere Regierungssystem, welches eine so ungeheure Staatsschuld aufgehäuft, ein solches Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe herbeigeführt, und durch seinen Druck und seine Ungerechtigkeiten das Volk zu dem Wahn, in jeder Unterordnung ein Joch und eine Erniedrigung zu sehen, veranlaßt hatte.

Der Finanzausschuß der Nationalversammlung hatte, um das Deficit zu decken, besonders auf den Verkauf der geistlichen Güter und die auf dieselben hypothecirten Assignaten gerechnet. Da aber die Bedürfnisse sich außerordentlich vermehrten und die Einnahmen sich fast in demselben Grade verminderten, so blieb diese Hoffnung unerfüllt. Die erste Ausgebung von 400 Mill. Fr. Assignaten war erschöpft, ohne daß sich in dem Staatshaushalt eine Verbesserung gezeigt hätte. Das erste Jahr der Revolution hatte mit einem Rückstande von 177 Mill. Fr. Einnahme geendigt.

Zum Unglück war damals Niemand vorhanden, der für Steuer- und Geldwesen, und was damit zusammenhängt, einen schöpferischen Geist besessen hätte. Mirabeau warf auf diesen Gegenstand, wie auf Alles, was er in Betracht zog, dann und wann gewaltige Schlaglichter, hatte es aber dabei meist nur mit den Bedürfnissen des Augenblicks zu thun, und war zu vielfältig in Anspruch genommen, um irgend eine einzelne Materie erschöpfen zu können. Talleyrand, Dupont de Nemours, Montesquiou und die übrigen Financiers in der Nationalversammlung stimmten nicht immer unter einander überein, und flößten, aus Mangel an praktischer Bewährung, kein vollkommenes Vertrauen ein.

Necker, der früher für ein Orakel in dieser Sphäre gegolten, war allmälig um alle Bedeutung in der Volkspartei gekommen. Wenn das Finanzdepartement auch unter allen Umständen eine große Wichtigkeit besaß, so war die Revolution in den Augen ihrer Anhänger doch immer vorzugsweise ein rein politisches Ereigniß, dem sich alle anderen Seiten des Staatslebens unterordnen mußten. Die Nationalversammlung hatte

gewiſſe allgemeine Grundſätze, wie die Gleichheit der Beſteuerung, die Erleichterung der Maſſen u. ſ. w. ausgeſprochen, und verlangte deren Ausführung von dem Finanzminiſter, räumte ihm aber, eben ſo wenig, wie überhaupt den Räthen der Krone, das Recht ein, die principiellen Fragen einer freien Erwägung zu unterwerfen. Necker ſollte, wie die anderen Miniſter, nur ein Werkzeug der Volksvertretung, ohne eigenen Plan und ſelbſtſtändige Richtung, ſein. Sein Stolz fühlte ſich dadurch gedemüthigt, denn er war lange an eine wirkliche Leitung der Verwaltung gewöhnt geweſen, und hatte im Rathe des Königs zu verſchiedenen Malen eine vorwiegende Stimme beſeſſen.

Necker hatte, obgleich innerlich mit der alten Monarchie zerfallen, ſein ganzes Leben hindurch nur unter ihren Formen gewirkt, und konnte ſich in den Geiſt einer ganz anderen Zeit, zu deren Anbruch er gleichwohl beigetragen, nicht recht hineinfinden. Es kam ihm unter den neuen Verhältniſſen Alles maß- und grenzenlos vor. Er war, obwohl von der Unmöglichkeit des Fortbeſtehens der alten Zuſtände überzeugt, doch für keine der großen Maßregeln der Revolution in ihrer vollen Ausdehnung, ſelbſt nicht für die Säkulariſirung der Kirchengüter, geweſen. Er ſchloß ſich keiner Partei an und konnte deshalb auch von nirgends her auf Unterſtützung rechnen. Der Widerſpruch, in welchem er ſich zu der politiſchen Seite der Revolution befand, ging auch auf ſeine Behandlung der Finanzen über. Er tadelte immer Das, was geſchah, ohne etwas Beſſeres anzugeben, und ſchwankte zwiſchen dem Erſterbenden und dem Entſtehenden unbeſtimmt hin und her. Necker ſtand jetzt in der Meinung nicht nur den Koryphäen der Revolution, wie Mirabeau, Sieyès, la Fayette u. ſ. w., weit nach, ſondern ſelbſt die einfachen Mitglieder des Finanzausſchuſſes wurden mit mehr Aufmerkſamkeit als der Miniſter angehört. Dieſer konnte das Mißvergnügen über die Veränderung ſeiner Lage nicht verbergen, was ihm nur neue Nichtbeachtungen zuzog. Er galt ſchon für überflüſſig, bald wurde er auch als läſtig angeſehen.

Necker hatte nicht nur ſeinen Kredit in der Nationalverſammlung verloren, ſondern er wurde auch in den Journalen der extremen Partei verdächtig gemacht, und von Camille Desmoulins, Marat u. ſ. w. dem Volke als ein Feind bezeichnet. Die einfachſten und natürlichſten Maßregeln ſeiner Verwaltung wurden ihm zum Vorwurf gemacht. Schickte er z. B. Geld zur Beſoldung der Flotte nach Breſt oder Toulon, ſo hieß es alsbald, dieſe Summen würden in das Ausland, zur Unterſtützung der Ausgewanderten, gehen. Weil er einmal früher für die Bezahlung der Schulden des Grafen von Artois, mehr wegen Befriedigung der Gläu-

biger dieſes Prinzen, als zu deſſen eigenem Vortheil, geſprochen, ſo wurde auch gleich angenommen, daß er mit demſelben in geheimer Verbindung ſtände. Es kam zuletzt ſo weit, daß er von dem Pöbel perſönlich bedroht wurde, und in ſeiner Wohnung nicht mehr ſicher war.

Necker reichte am 4. September (1790) ſeine Entlaſſung ein, die von der Nationalverſammlung, ohne ein Zeichen der Theilnahme oder Erinnerung für früher geleiſtete Dienſte, mit einer eiſigen Gleichgültigkeit angenommen wurde. Eine Stelle in ſeinem Schreiben, wo er von den Beſorgniſſen ſeiner Gemahlin ſprach, rief ſogar Lachen und Hohn hervor. Am 8. September verließ Necker Paris, um es nicht wieder zu betreten. Er war dahin als ein unbekannter und armer Handelsgehülfe gekommen, hatte ſich in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu der Stellung eines großen Bankherrn emporgeſchwungen, und dreimal das Finanzminiſterium bekleidet. Abwechſelnd war er vom Volke geliebt und verfolgt worden, dem Hofe unentbehrlich und von demſelben gehaßt geweſen.

Unterweges wurde Necker, in der kleinen Stadt Arcis-ſur-Aube, angehalten und beſchuldigt, mit dem Staate angehörigen Geldern heimlich davon gehen zu wollen, er, der nicht nur ohne Gehalt gedient, ſondern den größten Theil ſeines Vermögens in Frankreich ſtehen gelaſſen hatte. Er durfte erſt auf einen ausdrücklichen, aber im Ton der Geringſchätzung erlaſſenen, Befehl der Nationalverſammlung ſeine Reiſe fortſetzen. In Veſoul, wo er ein Jahr vorher, bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich, mit der größten Begeiſterung empfangen worden, wollte ihn ein Pöbelhaufe aufhängen, und er konnte nur mit großer Mühe die Schweiz erreichen.

Necker war durch die Revolution aus der ihm angemeſſenen Lage eines großen philanthropiſchen Kapitaliſten, und Finanzminiſters eines unumſchränkten Fürſten und friedlichen Landes herausgeriſſen, und ihm die ſeine Kräfte überſteigende Aufgabe, der Lenker eines von Sturm und Wogen bedrängten Staatsſchiffes und der Vermittler zwiſchen unverſöhnlichen Parteien zu ſein, geſtellt worden. Er ſtand als Privatmann in jeder Beziehung ausgezeichnet da, war arbeitſam, ſittenrein, großmüthig, geiſtreich, beſaß aber keine der Eigenſchaften, welche in bewegten Zeiten einen öffentlichen Charakter ausmachen. Necker's Name kann, da derſelbe an ein ſo großes Ereigniß, wie den Ausbruch der franzöſiſchen Revolution, geknüpft iſt, nie ganz vergeſſen werden. Seine Schriften haben ihm jedoch bei der Nachwelt mehr Ruf, als ſeine politiſche Thätigkeit erworben, wo er nicht über das Gewöhnliche und Mittelmäßige hinausgekommen iſt.

Außer dem laufenden Deficit und der alten schon vor der Revolution bestandenen Staatsschuld, zu deren Verzinsung jährlich über 167 Mill. Fr. gehörten, sollten auch noch die Mittel zur Entschädigung der Besitzer von mehren tausend aufgehobenen Amtsstellen aller Art, zu der Besoldung der Weltgeistlichkeit und der Pensionirung der Mönche und Nonnen, zu der Wiedererstattung der von den Generalpächtern und anderen Finanzbeamten niedergelegten Kautionen, und zur Bestreitung einer Menge von außerordentlichen Ausgaben herbeigeschafft werden. Es wurde dies Alles auf beinahe 2000 Mill. Fr. veranschlagt. Nie hat ein anderes Volk eine solche Masse von alten und neuen Lasten zugleich zu tragen gehabt. Eines Tages, bald nach Necker's Rücktritt, erklärte einer der ersten Schatzbeamten, Dufresne de Saint-Léon, dem Finanzausschusse, daß das letzte Geld ausgegeben worden, und von morgen an keine Zahlungen mehr geleistet werden könnten. Die Nationalversammlung befahl, von dieser Enthüllung erschreckt, auf der Stelle dem Schatze 10 Mill. Fr. in Assignaten zu überweisen.

Diese ungewisse, schwankende Lage konnte, ohne daß aller Kredit aufhörte, nicht länger fortdauern. Mirabeau hatte schon früher zu erkennen gegeben, daß er einen Bankerott mehr als alles Andere, mehr als jeden Kampf im Innern oder mit dem Auslande fürchtete. Ein Bankerott mußte, nach seiner Meinung, nicht nur eine unerhörte Erschütterung in allen Verhältnissen herbeiführen, sondern auch den Nationalcharakter in den Augen der Welt herabsetzen und dessen Schwung lähmen, während ein Angriff fremder Mächte und selbst der Bürgerkrieg ihn zu stählen vermochte. Außerdem hielt Mirabeau die Assignaten für ein Mittel, die der Revolution am Meisten widerstrebenden Stände, wie die Geistlichkeit, die alte Magistratur, die frühere Verwaltung u. s. w., für die neue Ordnung der Dinge unschädlich zu machen. Wenn die Auszahlung der geistlichen Gehälter und Pensionen, die Zurückerstattung der Kautionen, die Entschädigung für die aufgehobenen Aemter in Assignaten bewerkstelligt wurde, so konnten die dabei betheiligten Klassen der Revolution nicht, ohne sich selbst zu verwunden, entgegenwirken. Denn die Unmöglichkeit, auf die früheren Verhältnisse zurückzukommen, war handgreiflich, und das Vermögen und die Einnahme aller Derer, welche die Revolution für ihre Verluste entschädigen wollte, hing jetzt von deren regelmäßigem Verlaufe ab. Bei der von einem Bankerott damals unzertrennlichen Anarchie wären auch alle von dem Staate anerkannten Forderungen unerfüllt geblieben. Die Assignaten sollten, wie Mirabeau beabsichtigte, den neuen Zuständen nicht nur eine Sicherheit gegen ihre

natürlichen Gegner gewähren, ſondern auch den Zuſammenſtoß der einander widerſtreitenden Intereſſen vermindern, und die Wiederherſtellung der Ordnung erleichtern. Der große Staatsmann der Revolution hatte hierin richtig geſehen, und ohne Umſtände, welche erſt nach ſeinem Tode eintraten, und außer aller Berechnung und Vorausſicht lagen, hätte es auch ſo, wie er erwartete, kommen müſſen.

Mirabeau trug demnach auf eine neue Ausgebung von Aſſignaten an, wobei ihm aber von allen Seiten her (Talleyrand, Dupont de Nemours, Cazalès, d'Eſprémenil) heftig widerſprochen wurde. Seine Gegner hoben alle überhaupt gegen das Papiergeld zu machenden Einwürfe hervor. Mirabeau erwiderte, daß, im vorliegenden Falle, die Nationalgüter eine hinlängliche Sicherheit gewährten, daß, ſo lange die Aſſignaten nicht dieſe Hypothek überſtiegen, keine Gefahr vorhanden wäre, daß die laufenden Bedürfniſſe nicht anders beſtritten werden könnten, und daß eine ächte Staatskunſt in der Beſeitigung der zunächſt liegenden Schwierigkeiten beſtände. Wer in der Zukunft Alles ſchwarz ſähe, ſei zur Unthätigkeit in der Gegenwart verdammt. Mirabeau entwickelte bei der Vertheidigung ſeines Antrages, der anſcheinend nur materielle Intereſſen berührte, in Wahrheit aber die höchſten moraliſchen Probleme des damaligen Zuſtandes enthielt, noch mehr Feuer und Kraft, als gewöhnlich an ihm bemerkt wurde.

Am 29. September (1790) erließ die Nationalverſammlung mit 518 gegen 423 Stimmen folgendes Dekret: Die Auszahlung der Gehälter und Penſionen des Klerus, die Zurückgabe der Kautionen, die Erſtattung des Kaufpreiſes der aufgehobenen Aemter (dette exigible, im Gegenſatz zu der alten Nationalſchuld: dette constituée, genannt) wird in Aſſignaten geleiſtet. — Es werden den bereits für 400 Mill. Fr. kreirten Aſſignaten für 800 Mill. Fr. neue hinzugefügt. — Ueber dieſe Summe hinaus dürfen Aſſignaten nur nach einem ausdrücklichen Beſchluß der Volksvertretung, und nur in gleichem Verhältniß zu den noch vorhandenen, unverkauft gebliebenen, Nationalgütern ausgegeben werden. — In keinem Falle dürfen für mehr als 1200 Mill. Fr. Aſſignaten auf einmal in Umlauf kommen. — Die Aſſignaten werden, je nachdem ſie in den Staatsſchatz zurückkehren, verbrannt.

An und für ſich war die Vermehrung der Aſſignaten von 400 auf 1200 Mill. Fr. kein verwegenes Beginnen, da die eingezogenen königlichen Domainen und die ſäkulariſirten Kirchengüter dieſe Summe weit überſtiegen. Das Gefährliche lag nur darin, daß die Revolution nicht, wie es Mirabeau beabſichtigte und bei längerem Leben vielleicht erreicht

haben würde, zum Stillstand gebracht werden konnte, und daß das von der ersten Nationalversammlung gegebene Beispiel von den nachfolgenden revolutionairen Regierungen in unerhörter Weise gemißbraucht wurde. Im September 1790 konnte Niemand ahnen, daß innerhalb der nächsten zehn Jahre für 49,000 Mill. Fr. Assignaten fabricirt werden würden. Im Vergleich dazu müssen die beiden ersten Ausgebungen von 400 und 800 Mill. Fr. für bescheiden gehalten werden. Außerdem ist es noch sehr zweifelhaft, ob, in Ermangelung der Assignaten, die Revolution nicht zu noch zerstörenderen und gewaltsameren Mitteln, um ihre Zwecke durchzusetzen, gegriffen haben würde. Denn es ist kaum denkbar, daß sie, einmal ihr Ziel überschreitend, und die dunkle Seite in ihr zur Herrschaft gekommen, vor irgend einem Hinderniß zurückgebebt sein würde.

---

15. Innere Zustände bis zu Mirabeau's Tode.

Die Freude und Begeisterung, das Verlangen nach Annäherung und Verbrüderung, die Hoffnung auf eine friedliche Ausgleichung der widerstrebenden Ideen und Interessen, welche die Föderationsfeste im Frühling und Sommer 1790 so lebhaft erregt hatten, war bald verschwunden, und hatte bei den Einen dem Schmerz über die erlittenen Verluste, bei den Anderen dem Drange noch fortschreitender Zerstörung des Alten, bei Allen dem Gefühl gegenseitigen Mißtrauens und Hasses Platz gemacht. Zu den ursprünglichen Gegensätzen, welche die Revolution hervorgerufen hatte, zu dem Gegensatze zwischen dem Absolutismus und der Volkssouverainetät, den Standesvorrechten und der Gleichheit vor dem Gesetz, kam noch die Unzufriedenheit und Gährung, welche die Abschaffung des Adels, die Civilverfassung des Klerus und die gänzliche Umgestaltung des früheren Gerichts- und Verwaltungswesens verursachte. Die Lage der Dinge war von der Art, daß eine Neuerung immer eine andere nach sich zog, und daß die Bewegung, an einer Stelle einen Augenblick lang gehemmt, an einer anderen alsbald mit vermehrter Macht hervorbrach.

Am Hofe war man von den sich unaufhörlich erneuernden Eingriffen in die königliche Gewalt, von der in den Massen immer mehr um sich greifenden Unruhe und Willkühr erschreckt, und fühlte bei jedem Tritt den Boden schwanken. Die Volkspartei glaubte aber ihre natürlichen

Gegner, alle Diejenigen, welche vor der Revolution bevorrechtet geweſen, noch nicht genug unſchädlich und ohnmächtig gemacht zu haben, und wurde von jeder Mißbilligung des Geſchehenen, wie von einer Drohung, gereizt. Der Adel war in Anhänger des Alten und des Neuen, die ſich gegenſeitig verdächtigten und anfeindeten, geſpalten, und in der Geiſtlichkeit ſtanden ſich vereidigte und unvereidigte Prieſter unverſöhnlich gegenüber. In der Land- und Seemacht erweiterte ſich der zwiſchen Officieren und Soldaten beſtehende Bruch, und zwiſchen der Nationalgarde und den Proletariern, welchen, da ſie keine Aktivbürger waren, das Recht der Waffenführung entzogen worden, kündigte ſich eine nicht zu verkennende Spannung an. Das neue Gerichts- und Verwaltungsweſen entwickelte ſich langſam, und ließ noch viele Lücken übrig. Es war überall ein Chaos vorhanden, und nur einige große Verbeſſerungen, wie die geſetzliche Gleichheit und die Befreiung des Bodens und der Gewerbe von dem früher auf ihnen laſtenden Drucke, konnten für unverlierbare Errungenſchaften gelten. Alles Andere ſchien ungewiß zu ſein.

Ueber dem gewaltſamen Toſen und Brauſen jener Zeit ging ein Ereigniß, das früher Alles in die äußerſte Aufregung verſetzt haben würde, faſt unbemerkt vorüber. Die Nationalverſammlung hatte, wie oben bemerkt worden, am 3. November 1789 die Gerichtsferien der Parlamente auf unbeſtimmte Zeit hinaus verlängert. Sie wollte dadurch die Einreden und Vorſtellungen (rémontrances) vermeiden, welche die Parlamente ſo oft gegen die königlichen Verordnungen gerichtet hatten, und die jetzt wahrſcheinlich auch gegen die neuen Geſetze erhoben worden wären. Die, von Einigen unter ihnen, während dieſer Zeit angeſtellten Verſuche, wieder zuſammen zu treten, waren durch ein ausdrückliches Verbot, und die Drohung der Anklage auf Beleidigung der Nation (lèse-nation) gehindert worden.

Am 6. September (1790) erließ endlich die Nationalverſammlung ein Dekret, welches die Parlamente, die Steuer- und Rechnungskammern, ſammt allen Unterbehörden und Kanzeleien, welche unter der alten Monarchie beſtanden hatten, für immer aufhob. Es wurden 450 Millionen Franken zur Entſchädigung des früheren Gerichts- und Verwaltungsperſonals ausgeſetzt. Die Nationalverſammlung ſtand ſo allgewaltig und die erbliche Magiſtratur ſo vereinſamt da, daß die mit der Vollziehung dieſes Dekrets beauftragten Kommiſſarien der pariſer Municipalität, bei ihrem Eintritt in das Parlamentsgebäude, eine Todtenſtille vorfanden. Die Sitzungsſäle waren geöffnet, aber von den Räthen und Schreibern ließ ſich Niemand blicken. Die von einigen Parlamenten

erlassenen Einwendungen verklangen ohne Widerhall. Eine geheime Protestation, die eine gewisse Anzahl von Mitgliedern des pariser und toulouser Parlaments aufgesetzt hatte, führte einige Jahre später, zur Schreckenszeit, als dieselbe entdeckt wurde, die Hinrichtung der Unterzeichner herbei. Das pariser Parlament, das erste und mächtigste unter allen, welches 1789 aus 160 Räthen bestand, bei welchem 400 Advokaten angestellt waren, das Heer von Unterbeamten aller Art nicht zu rechnen, hatte früher über Gesetzgebung, Steuerwesen, Ministerwechsel, Regentschaften, kurz über die größten und wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten entschieden, war aber in der Meinung so gesunken, daß seine Aufhebung, nach fünfhundertjährigem Bestehen, nicht die geringste Bewegung verursachte.

Die Disciplin in der Armee ging, wenn nicht bald kräftige Maßregeln getroffen wurden, ihrer Auflösung entgegen. Die Nationalversammlung hatte ein neues Reglement für das Heer und die Flotte, eine mit den Grundsätzen der Revolution übereinstimmende bessere Behandlung und Verpflegung der Land- und Seesoldaten, Aussicht auf Beförderung für dieselben u. s. w. entworfen. Aber die Einführung dieser Reformen verlangte Zeit, und entsprach den übertriebenen Erwartungen der Betheiligten nicht. Es war nicht möglich, die alten Mißbräuche auf einmal auszurotten, die aber jetzt nicht nur schonungslos an das Licht gezogen, sondern von der Meinung noch übertrieben wurden.

Die Unterofficiere und Soldaten waren seit einiger Zeit gewohnt, sich aus eigener Macht zu versammeln, und über das Verhalten ihrer Officiere, die Angemessenheit der Beförderungen, die Rechtmäßigkeit der Strafen zu verhandeln. Es hatten sich daraus große Unordnungen ergeben. Eine der, seit der Revolution häufig gewordenen, Veranlassungen zu Beschwerden und Streitigkeiten bildeten die den Soldaten gemachten Abzüge, und die Verwendung der in dem Korps gemachten Ersparnisse. Die Kommandeurs und höheren Officiere wurden oft beschuldigt, dieselben ausschließlich zu ihrem Vortheil zu verwenden. Die Soldaten mehrer in Nancy liegender Regimenter, Franzosen und Schweizer, schon längst unzufrieden, und in der letzten Zeit von Sendlingen der Volkspartei aufgereizt, verlangten, unter Verletzung aller Formen militairischer Subordination, eine Rechnungsablegung von Seiten ihrer Vorgesetzten. Es kam zu einem Aufstande, der von dem in den östlichen Departements kommandirenden General Marquis von Bouillé nur mit Hülfe der benachbarten Besatzungen, zahlreicher Artillerie und einem Aufgebot der Nationalgarden der Umgegend gedämpft werden konnte. Es war dabei viel Blut geflossen (August 1790). Die Rädelsführer unter den Auf-

ſtändiſchen wurden mit dem Tode, die minder Schuldigen zur Zwangsarbeit in den Kriegshäfen verurtheilt. Beſonders ward gegen die Schweizer, welche unter einer härteren Disciplin als die Franzoſen ſtanden, gewüthet. Viele von ihnen wurden mit dem Strange hingerichtet, einer darunter ward ſogar lebendig gerädert.

Faſt um dieſelbe Zeit brachen unter den Matroſen der Breſter Flotte Unruhen aus. Die Nationalverſammlung hatte in der Landmacht alle entehrenden Strafen abgeſchafft, und dieſelben durch leichtere oder ſchwerere Haft erſetzt. Für das Seevolk waren aber in gewiſſen Fällen, wegen der größeren Roheit der Matroſen, beſonders wegen ihres Hanges zu Trunk und Händeln, die früheren körperlichen Züchtigungen, wenn auch ermäßigt und der Willkühr der Vorgeſetzten entzogen, beibehalten worden. Dieſer Umſtand, und die überhaupt in allen Klaſſen vorhandene Neigung zu Auflehnung und Widerſtand bewirkte, daß die Flottenmannſchaft in Breſt den von Paris aus geſchickten Aufwieglern Gehör gab. Die Empörung der Matroſen war jedoch weniger gefährlich und blutig als die der Landſoldaten in Nancy geweſen, und wurde auch durch mildere Mittel als dort geſtillt.

Das nach der Einnahme der Baſtille gebildete Miniſterium hatte nie Kraft und Leben gezeigt, war aber nach Necker's Entfernung noch ſchwächer als ſonſt aufgetreten. Mirabeau, welcher bis zum letzten Augenblick ſeines öffentlichen Wirkens hoffte, das Geſetz über die Unvereinbarkeit der Stellung eines Deputirten mit der eines Miniſters von der Nationalverſammlung zurückgenommen und ſich an die Spitze der vollziehenden Gewalt geſtellt zu ſehen, hatte das Miniſterium bei jeder Gelegenheit angegriffen, und deſſen Halbheit und Ohnmacht ſchonungslos enthüllt. La Fayette war ebenfalls von der Unzulänglichkeit der gegenwärtigen Räthe der Krone überzeugt, aber ſein Mangel an Entſchiedenheit und ſeine Eiferſucht auf Mirabeau hatte ihn abgehalten, die Pläne dieſes letzteren zu unterſtützen.

Die bei der Unterdrückung des Aufſtandes in Nancy gegen die Gefangenen bewieſene Strenge brachte in Paris einen für den Hof äußerſt nachtheiligen Eindruck hervor. Bouillé, der, wegen ſeiner Anhänglichkeit an Ludwig XVI., der Volkspartei verdächtig war, wurde der Härte und Ueberſchreitung ſeiner Vollmachten beſchuldigt und ſeine Beſtrafung verlangt. Ein Schrei des Mitleides und der Rache erhob ſich im Volke, bei Erwähnung der vielen unter den Aufſtändiſchen vollzogenen Hinrichtungen, den Ungerechtigkeiten, welche ſie vorher zu erdulden gehabt, und der Verurtheilung ganzer Maſſen zu den Galeeren. Von allen Seiten

ward dem Miniſterium vorgeworfen, durch ſeine Fahrläſſigkeit den Verfall der Disciplin herbeigeführt zu haben, und ſie dann durch Anwendung grauſamer Mittel wiederherſtellen zu wollen.

Die Aufregung nahm ſo zu, daß ſelbſt diejenigen Mitglieder der Nationalverſammlung, welche die verurtheilten Soldaten für Rebellen und nicht für Patrioten, wie die Menge ſich überreden ließ, hielten, in die Anklagen gegen das Miniſterium einſtimmen zu müſſen glaubten. Am 18. Oktober ſchlug der Baron von Menou, im Namen des Ausſchuſſes für Diplomatie, Kolonien, Land- und Seemacht, eine Adreſſe an den König auf Entlaſſung der Miniſter vor. Cazalès hielt bei dieſer Gelegenheit eine der letzten glänzenden Reden, welche von der immer mehr ſinkenden rechten Seite der Nationalverſammlung ausgingen, in welcher er ſich den Vorwürfen gegen das Miniſterium anſchloß, aber die Adreſſe an den König, als einen Eingriff in das Recht der Krone, ihre Miniſter nach eigenem Ermeſſen zu ernennen, auf das Heftigſte bekämpfte. Die Verletzung der konſtitutionellen Grundſätze war in dieſem Falle ſo augenſcheinlich, und Cazalès, nächſt Mirabeau der größte Redner in der Verſammlung, ſprach mit ſolcher Kraft, daß Menou's Antrag mit 405 gegen 340 Stimmen verworfen wurde. Aber acht Tage nachher zog ſich der Marineminiſter Graf de la Luzerne freiwillig zurück.

Aber das pariſer Volk ließ ſich hiervon nicht befriedigen. Ueberall wurden die Vorfälle in Nancy, vergrößert, in das gehäſſigſte Licht geſtellt, und dem Miniſterium alle Schuld dabei aufgebürdet. Am 10. November erſchien Bailly, Maire von Paris, obwohl ungern, und nachdem er ſich zweimal geweigert hatte, mit einer Deputation, welche die 48 Sektionen der Hauptſtadt vertrat, vor den Schranken der Nationalverſammlung und übergab eine Petition, worin die Entſetzung der Miniſter und die Gründung eines Hohen Gerichtshofes, um dieſelben zu richten, verlangt wurde. Der ſpäter oft zu erwähnende Danton, welcher ſich, neben Camille Desmoulins, bei den, dem Ausbruch der Revolution unmittelbar vorangegangenen, Unruhen im Garten des Palais royal hervorgethan hatte, war ein Mitglied dieſer Deputation, und las die betreffende Petition vor.

Der Präſident der Nationalverſammlung ertheilte eine ausweichende Antwort, aber das Miniſterium war nicht länger zu halten. Der wegen der Ereigniſſe in Nancy dem Volke beſonders verhaßt gewordene Kriegsminiſter Graf de la Tour du Pin reichte ſeine Entlaſſung ein, und ward durch den General Duportail, welcher ſich im nordamerikaniſchen Kriege ausgezeichnet hatte, erſetzt. Der Siegelbewahrer Champion de Cicé hatte

den Advokaten Duport du Tertre zum Nachfolger. Fleurieu, ohne bestimmt ausgesprochene politische Grundsätze, aber durch seine Kenntnisse im Seewesen bekannt, wurde an die Spitze des Marinedepartements gestellt. Necker hatte einen seiner bisherigen Unterbeamten, Dufresne de Saint-Léon, zum Nachfolger, aber mit sehr eingeschränkten Vollmachten, erhalten. Denn die Nationalversammlung zog die Verwaltung des Schatzes an sich. Von den früheren Ministern blieben nur Montmorin für das Auswärtige, St. Priest für das Innere, beide Ludwig XVI. sehr ergeben, ohne deshalb damals bei der Volkspartei übel angeschrieben zu sein, zwei wohlgesinnte Männer, aber ohne den Grad von Befähigung, welchen die Umstände verlangten. Mirabeau allein wäre im Stande gewesen, die sinkende Monarchie zu stützen. Es war sonst Niemand vorhanden, der dazu in solchem Maße die Mittel und den Willen vereinigte

Die allgemeine Aufregung der Gemüther, die, durch den Zusammenstoß entgegengesetzter Meinungen, entstandene Gährung in den Charakteren sprach sich in zahllosen einzelnen Kollisionen, in Beleidigungen und Drohungen, in häufigen Zweikämpfen, in wilden Angriffen des Pöbels auf ihm mißliebige Personen aus. Die Revolution veränderte zwar nicht in dem Grade, wie die Einrichtungen, die Sitten der Nation, entstellte aber, ungeachtet der großen Eigenschaften, zu deren Entwickelung sie Gelegenheit bot; einige hervorstechende Züge der französischen Volksindividualität, verdunkelte in etwas das glänzende Gemälde, welches früher die Franzosen, durch eine seltene Vereinigung von Kraft und Anmuth, von Offenheit und Zartgefühl, von Würde und Feinheit, vor den Augen des bewundernden Europa's dargestellt hatten. Die politische Umwälzung führte, selbst ehe sie noch ihren Gipfel erreicht hatte, etwas Gewaltsames, Ueberspanntes und Verkehrtes in die Ausdrucksweise und die Formen des gesellschaftlichen Lebens ein.

In den Garnisonsstädten kam es zwischen den Regimentern, in welchen die Grundsätze der Revolution herrschten, und denen, wo sie ausgeschlossen waren, oder oft nur wegen bloßer Korpsrivalität, zu blutigen Streitigkeiten. Die den neuen Ideen abholden Officiere beleidigten ihre politischen Gegner, um sie zum Zweikampf zu zwingen, oder stifteten dazu gelernte Fechtmeister und Händelsucher von Profession, wie es deren in Frankreich viele gab, an. Selbst in der Nationalversammlung wurden die sonst so streng beobachteten Regeln des Anstandes und der Sitte häufig verletzt. Mirabeau drückte einmal in öffentlicher Sitzung dem Marquis von Foucauld unumwunden seine Verachtung aus, was früher unerhört gewesen wäre. Ein ultraroyalistischer Deputirter, Namens

von Guilhermy, rief eines Tages bei einer gewiſſen Gelegenheit: „Mirabeau ſpricht wie ein Straßenräuber und Meuchelmörder!“ — Mirabeau ging für Das, was er geſagt hatte, frei aus, aber Guilhermy wurde zu einer mehrtägigen Haft in ſeiner Wohnung verurtheilt. Der Oberſt Vicomte von Mirabeau, ein jüngerer Bruder des berühmten Redners und Mitglied der äußerſten Rechten, erlaubte ſich zuweilen Ausdrücke, die man nur aus ſeinem Hange zum Trunk erklären konnte. Der Abbé Maury, welcher groß und ſtark war, machte von dieſem Vortheil inſofern Gebrauch, als er die Rednerbühne länger als gebührlich einnahm, die Gegner an deren Beſteigung hinderte u. ſ. w. Barnave und Cazalès, Charles de Lameth und der Herzog von Caſtries ſchlugen ſich auf Degen. Als Lameth verwundet worden, erſtürmte ein Volkshaufe das Hotel Caſtries' und zerſtörte Alles, was ſich darin vorfand, ohne aber etwas für ſich zu nehmen. Mirabeau erhielt von den Mitgliedern der rechten Seite ſo viele Kartels zugeſchickt, daß er dieſelben einmal in der Nationalverſammlung, wie ein Aktenſtück, mit der Bemerkung vorzeigte, daß er deren Erledigung bis nach dem Schluſſe der Sitzungen hinausſchiebe Niemand zweifelte an ſeinem Muth.

Außer der ganz veränderten Geſetzgebung, der freien Preſſe, den principiellen und perſönlichen Reibungen und Streitigkeiten, übte das, ſeit der Erklärung der Menſchenrechte anerkannte, Vereinsrecht einen großen Einfluß auf Denkungsart und Sitte aus, ſelbſt ehe daſſelbe in politiſcher Beziehung von Wichtigkeit geworden war.

Schon als die Nationalverſammlung ſich noch in Verſailles befand, war daſelbſt ein Verein von zu der Volkspartei gehörigen Deputirten errichtet worden, welcher, da anfänglich Bretagner in ihm die Mehrheit bildeten, der „club breton“ genannt wurde. Bald traten aber auch Abgeordnete aus anderen Gegenden in ihn ein. Als die Nationalverſammlung nach Paris übergeſiedelt war, nahm dieſer Verein ſo raſch zu, daß bald über 400 Deputirte zu ihm gehörten. Es war ein größerer Raum als bisher zu den Zuſammenkünften nöthig, und der Vorſtand des Vereins miethete einen Saal in dem Dominikanerkloſter der Straße St. Honoré. Da dieſe Mönche in Frankreich gewöhnlich „Jacobins“ nach ihrem älteſten, im Faubourg St. Jacques gelegenen, Kloſter genannt wurden, ſo hieß dieſer Verein im Publikum „der Jakobinerklub“ — obgleich er ſich ſelbſt „die Geſellſchaft der Verfaſſungsfreunde (la société des amis de la constitution)“ nannte. Es wurden zu den Sitzungen Zuhörer zugelaſſen und, gegen den urſprünglichen Zweck, auch Nichtdeputirte aufgenommen.

In diesem Klub saßen anfänglich Personen friedlich beisammen, welche später die verschiedensten Schicksale erfahren, von denen nicht wenige auf dem Blutgerüst endigen, und dahin mitunter von ihren gegenwärtigen Genossen und Freunden geschickt werden sollten. Es gehörten dazu: Robespierre, Barnave, Petion, Buzot, Vadier, Barrere, Camus, Sieyès, Rewbel, Lareiveillère-Lépaux, Boissy d'Anglas, Talleyrand ꝛc. Zu diesem Klub, welcher später den Brennpunkt der Revolution bildete, und von welchem die Zerstörung der letzten Ueberreste des alten Frankreichs mit der größten Leidenschaft unternommen wurde, drängten sich die berühmtesten historischen Namen Frankreichs, wie: de la Rochefoucauld, Broglie, Aiguillon, Biron, Noailles, Montmorency, la Fayette, Castellane, Mirabeau und überhaupt viele Personen ersten Ranges. Selbst der Herzog von Orleans ließ sich aufnehmen, und sein ältester Sohn, der Herzog von Chartres, später König Ludwig Philipp I., that sich, obgleich damals kaum 17 Jahre alt, durch seine Begeisterung für die neuen Ideen hervor.

Die Aufgabe, welche der Klub sich stellte, war, in voraus über die der Nationalversammlung vorliegenden Fragen zu berathen, den Ausbau der Konstitution zu beschleunigen, und mit gleichgesinnten Vereinen, welche sich, wie in der That auch bald geschah, aufthun würden, in Austausch der Meinungen, Mittheilung von Nachrichten u. s. w. zu treten. Mehr beabsichtigten die eigentlichen Gründer nicht. Aber die Jakobiner sind, vom Ehrgeiz ihrer Leiter und der Alles mit sich fortreißenden Bewegung getrieben, schon während der ersten Nationalversammlung weit über ihre ursprünglichen Zwecke hinausgegangen und haben später, bei Allem, was die Revolution betraf, die Initiative ergriffen. Dieser Verein war von Hause aus nach einem großen Maßstab angelegt. Es gab in ihm Präsidenten, Sekretaire, Inspektoren (zur Aufrechthaltung der inneren Ordnung), Censoren (zur Rüge gegen Ueberschreitungen), einen Schatzmeister, einen Archivarius u. s. w. Der Klub besaß, wie die Nationalversammlung, Ausschüsse, welche sich mit der Korrespondenz, der Berichterstattung, Verwaltung, Beaufsichtigung beschäftigten. Man versammelte sich anfänglich nur dreimal in der Woche, bald nachher aber jeden Abend. Im December 1790 bestand der pariser Jakobinerklub schon aus 1120 Mitgliedern, welche, mit Ausnahme des Fleischers Legendre und des Tischlers Duplay, bei welchem später Robespierre bis zu seinem Tode wohnte, sämmtlich den höheren und mittleren Klassen angehörten, und in dieser oder jener Weise Einfluß und Bedeutung besaßen.

Es war für dieſen Verein ein genaues Reglement angenommen worden. Jeder, welcher einzutreten wünſchte, mußte ſeine Abſicht ſchriftlich erklären und von einem Mitgliede vorgeſchlagen werden. Zwei Andere mußten für ihn gut ſagen. Die Namen der Kandidaten blieben eine Zeit lang im Sitzungsſaale angeſchlagen, und Jeder konnte über die Angemeſſenheit der Wahl ſeine Bemerkungen mittheilen. Wer zu der Aufnahme Jemandes, den er nicht genau kannte, beigetragen hatte, wurde ausgeſchloſſen. Daſſelbe traf diejenigen, welche die, zu dem Beſtehen des Vereines nothwendigen, Beiträge nicht regelmäßig entrichteten.

Ungeachtet der vielen bedeutenden Namen, welche die Jakobiner in ihrer Mitte zählten, war dem politiſchen Talent und der Beredtſamkeit daſelbſt kein ſo weiter und freier Spielraum, wie in der Nationalverſammlung, eingeräumt. Es herrſchte in dem Klub eine engherzige Selbſtſucht, eine kleinliche Beneidung vor. Die Lameth, Duport und ihre Anhänger gaben den Ton an, und ließen Niemand, der ſich nicht zu ihnen hielt, aufkommen. Mirabeau beſuchte den Klub nur, um auf dieſe Seite der öffentlichen Meinung nicht ohne Einfluß zu ſein. Seine großen Gaben leuchteten aber in der Nationalverſammlung viel heller, und wurden dort mehr als von den Jakobinern anerkannt. Er fühlte ſich unter dieſen nie einheimiſch. Dagegen trat Robespierre, der in der Volksvertretung bisher nicht bemerkt worden, in dieſem Klub hervor. Derſelbe wurde von ihm täglich beſucht, und er verſäumte eher eine Sitzung in der Nationalverſammlung, als eine ſolche bei den Jakobinern. Er zog die Aufmerkſamkeit, durch die Darlegung ſeiner abſoluten Theorien, und die Unermüdlichkeit bei ſeiner Berichterſtattung und Korreſpondenz, auf ſich. Robespierre fühlte entweder inſtinktartig, oder Nachdenken und Beobachtung hatte ihn zu der Ueberzeugung geführt, daß die Jakobiner beſtimmt wären, das Centrum der Revolution zu werden, daß ſie die Nationalverſammlung überleben würden, und daß eine ausgezeichnete Stellung im Klub, über kurz oder lang, auch einen Einfluß auf den Gang der Ereigniſſe verſchaffen müſſe.

Im Jakobinerklub wurden viel weiter gehende Meinungen als in der Nationalverſammlung vernommen. Die Ausartung der Revolution wurde vornehmlich dort vorbereitet. Diejenigen politiſchen Notabilitäten, wie Mirabeau, Sieyès, Talleyrand u. ſ. w., welche am Meiſten zum Ausbruch der Revolution beigetragen, ſie aber zu ſichern und deshalb in gewiſſen Grenzen zu halten beabſichtigten, fühlten ſich durch Lameth's und Barnave's Deklamationen, und Robespierre's und Prion's Sophismen verletzt und beunruhigt, und gründeten im Palais royal einen

neuen Verein (April 1790), der Klub von 1789 genannt, welcher die konſtitutionelle Monarchie als das Ziel ſeines Wirkens aufſtellte. Mirabeau und ſeine Freunde brachen jedoch, obgleich ſie ſich in einem eigenen Lokal verſammelten, äußerlich nicht ganz mit den Klubiſten im Dominikanerkloſter der Straße St. Honoré, und erſchienen von Zeit zu Zeit in deren Sitzungen, arbeiteten ihnen aber in der Preſſe, in der Nationalverſammlung, und durch ihre Korreſpondenzen mit der gemäßigten Partei in den Departements entgegen. Der Klub von 1789 breitete ſich nicht aus, ſondern war für Mirabeau nur ein Mittel, dort ungeſtört ſeine Anſichten zu entwickeln, und das Publikum auf ſeine weiteren Pläne vorzubereiten. Der pariſer Jakobinerklub ſtand dagegen ſchon 1790 mit 140 auf denſelben Fuß in den Departements eingerichteten Vereinen in Verbindung, und verzweigte ſich bald über ganz Frankreich.

Der Jakobinerklub, welcher ſpäter der Hebel wurde, mit dem die Demagogen die Menge in Bewegung ſetzten, die Volksvertretung beherrſchten, Aufſtände vorbereiteten, iſt anfänglich vor Allem eine Anſtalt zur Beaufſichtigung aller wirklichen oder vermeintlichen Gegner der Revolution geweſen. Unter dem Vorwande, die neuen Einrichtungen vor Verrath und Angriff zu ſchützen, wurde ein weites Netz von Kundſchaft und Angeberei über das Land verbreitet, und eine dem Nationalcharakter ſonſt fremde Neigung, ſich in Alles zu miſchen, Alles erſpähen und erforſchen zu wollen, in die öffentlichen Sitten eingeführt. Die Jakobiner übten die Polizei der Revolution und eine Art von politiſcher Inquiſition aus. Sie beobachteten und überwachten aber nicht blos ihre Feinde, ſondern auch ſich ſelbſt unter einander ſehr genau, und hierin lag der Grund, daß ſie ſpäter ſo viele von ſich ausſtießen, und nach einigen Jahren nur ſehr wenige der urſprünglichen Mitglieder ihres Klubs in ihrer Mitte zählten.

Einige Demagogen, wie Danton, Camille Desmoulins, Marat, die ſich der unter den Jakobinern eingeführten Disciplin nicht unterwarfen, und ſich nach eigenem Ermeſſen bewegen wollten, gründeten den Klub der Cordeliers, nach ſeinem Verſammlungsorte, einer ehemaligen Franziskanerkirche, genannt. Dieſe Geſellſchaft ging mit der der Jakobiner Hand in Hand, ſo daß die Eintrittskarten der Einen auch bei den Anderen galten. Die Cordeliers verfuhren bei ihrer Agitation weniger ſyſtematiſch als die Jakobiner, und gingen gewöhnlich über Das, was dieſe der augenblicklichen Lage der Dinge für angemeſſen hielten, noch hinaus. Von Robespierre ward dieſe Ueberſtürzung getadelt. Die Cordeliers ſuchten nur auf die pariſer Menge zu wirken, und haben ſich deshalb auch nicht, wie die Jakobiner, über die Departements verbreitet.

Es gab in der ersten Zeit der Revolution noch einige andere Klubs, wie der „club français", aus entschiedenen Gegnern der Revolution bestehend, wo der Abbé Maury hervortrat, der „club monarchique", von dem Grafen Clermont-Tonnerre, einem Freunde Lally-Tollendal's, Mounier's und Malouet's, gestiftet und zur Vertheidigung der königlichen Prärogative bestimmt, der Klub der Föderirten u. s. w., die aber alle nicht lange gedauert haben, und weder auf den Lauf der Begebenheiten, noch auf die Gesinnung des Volkes von Wirkung gewesen sind. Nur der Jakobinerklub hat einen großen Einfluß ausgeübt.

Die Lage der königlichen Familie gestaltete sich unterdessen immer mißlicher. Ludwig XVI. war in den Augen des Volkes, da er kein Lebenszeichen von sich gab, wie nicht vorhanden, und Mißtrauen und Abneigung gegen Marie Antoinette griff, von öffentlichen und geheimen Anschuldigungen genährt, in der rohen Menge um sich. Die Unordnungen im Innern vermehrten sich, und nahmen einen principielleren Charakter als früher an. Das päbstliche Breve, welches die Civilverfassung des Klerus verwarf, ward veröffentlicht und steigerte die Gährung. An vielen Orten wurden die Eidesweigerer verfolgt und gemißhandelt, an anderen geschah dasselbe mit ihren vereidigten Nachfolgern. Der Verdacht der Massen gegen die ausgewanderten Adeligen wuchs mit der Zahl derselben. In allen Klubs war die Rede von Komplotten, welche die Ausgewanderten gegen die neuen Einrichtungen und die Sicherheit Frankreichs schmiedeten. Ohne etwas Bestimmtes zu wissen, ahnte das Volk, daß der König im Geheimen mit den fremden Höfen unterhandelte. Erwartung, Furcht, Zorn hatten sich aller Gemüther bemächtigt, Alles war getheilt, zerrissen, und hing wie in der Schwebe.

Mirabeau hatte unausgesetzt in sorgfältig erwogenen, die tiefste Kenntniß der Personen und Dinge bezeugenden Noten dem Hofe seine Meinung über alle wichtigeren Ereignisse, und die denselben gegenüber anzunehmende Haltung mitgetheilt. Er war sogar, im Geheimen, von Marie Antoinette im Garten zu St. Cloud empfangen worden. Die Königin war, bei Mirabeau's erstem Anblick, in Erinnerung an die Uebel, welche er dem Königthum beim Ausbruch der Revolution zugefügt hatte, von Schrecken ergriffen gewesen. Er hatte sie aber, wie so viele Andere, durch kräftige und kluge Worte zu gewinnen gewußt. Aber Mirabeau konnte Ludwig XVI., bei dessen unheilbarer Unentschlossenheit, welche in manchen Fällen den Schein der Falschheit auf ihn warf, nie vollkommen gewiß sein. Der König nahm wohl die Mittheilungen des großen Staatsmannes entgegen, ging einen Augenblick lang auf dessen

Anſichten ein, ſchwankte dann aber wieder, und ſah ſich nach anderer Meinung um. So wie Andere ein weiter Blick, ſo machte dieſen König ſeine Kurzſichtigkeit mißtrauiſch. Da er außer Stande war, Mirabeau's ſeltene Gaben recht zu würdigen, ſo nahm er zuweilen zu dem Rath geiſtig beſchränkter Perſonen ſeine Zuflucht, weil er ſich ſolchen näher fühlte und ſie beſſer verſtand. Mirabeau, hierüber beſorgt und erzürnt, vergaß ſich einmal in ſeiner Korreſpondenz mit ſeinem Freunde, dem Grafen de la Marck, auf Ludwig XVI. Schwäche und Unzuverläſſigkeit anſpielend, ſoweit, denſelben „le betail royal" zu nennen. Von allen Seiten kamen dem Könige Rathſchläge zu, von welchen er oft gerade den am Wenigſten geeigneten wählte. In manchen Augenblicken ſah Mirabeau, bei der Verkehrtheit des von Ludwig XVI. beobachteten Verhaltens, mit prophetiſchem Blick deſſen Schickſal voraus, und ſagte eines Tages zu de la Marck: „Wenn dies ſo fortgeht, ſo müſſen der König und die Königin zu Grunde gehen, und der Pöbel wird ihre Leichname mit Füßen treten" — und wiederholte dieſe Aeußerung, als ſein Freund eine ſolche Möglichkeit mit Schaudern beſtritt.

Mirabeau ließ ſich jedoch von dieſen Hinderniſſen in der Verfolgung ſeiner Pläne nicht aufhalten. Sein Einfluß in der Nationalverſammlung war im Steigen begriffen. Er machte bei allen wichtigen Fragen ſeine Anſicht geltend, ſchlug die Gegner durch die Schärfe ſeiner Gründe, die Gewalt ſeiner Worte aus dem Felde, und zog die Schwankenden auf ſeine Seite hin. Bei den Verhandlungen über ein gegen die Auswanderung zu erlaſſendes Geſetz riß er die Verſammlung wider ihre urſprüngliche Ueberzeugung mit ſich fort, und verhinderte eine Maßregel, welche ſchon damals zu großen Ungerechtigkeiten und Uebertreibungen geführt haben würde. In manchen Sitzungen nahm er vier bis fünf Male das Wort, und kein bedeutender Gegenſtand wäre für erledigt gehalten worden, über den er nicht ſeine Meinung abgegeben hätte. Aber Mirabeau's große Stellung in der Volksvertretung war nicht ſein letzter Zweck, ſie ſollte ihm nur als Mittel zur Ausführung weiterer Abſichten dienen.

Mirabeau hatte ſeit einem Jahre unabläſſig den Plan, die Revolution zum Stillſtand zu bringen und Ludwig XVI. in eine ihm und dem Lande vortheilhaftere Lage zu verſetzen, verfolgt. Zu dem Ende ſollte eine neue Verfaſſung mit zwei Kammern und dem abſoluten Veto der Krone eingeführt, und die Ernennung aller Richter und Beamten dem Könige zurückgegeben werden. Eine äußerſt thätige geheime Korreſpondenz hatte ihn davon überzeugt, daß er auf die Mehrheit der Wähler und Nationalgarden von 36 Departements zählen könne. Früher hatte

Mirabeau auf la Fayette's Mitwirkung gehofft, ſich aber allmälig von deſſen Untauglichkeit zur Ausführung eines ſo kühnen Unternehmens überzeugt. Er war dagegen mit Bouillé in Verbindung getreten, der den Aufſtand in Nancy mit großer Kraft überwältigt hatte, und dieſer hatte ſich Mirabeau's Ideen mit Eifer angeſchloſſen. Bouillé ſollte mit den Truppen, deren Zuverläſſigkeit er in Nancy erprobt hatte, nach Compiegne ziehen, und der König mit ſeiner Familie und den Miniſtern ſich dahin begeben. Von Compiegne aus hätte Ludwig XVI. eine Anſprache an das Volk erlaſſen, die Nationalverſammlung zu einer Modifikation der Verfaſſung in dem oben angegebenen Sinne aufgefordert, im Weigerungsfalle dieſelbe aufgelöſt und alsbald neue Wahlen angeordnet.

Die Mehrheit der Nationalverſammlung war gewohnt, Mirabeau's Stimme zu folgen, die mittleren und überhaupt die beſitzenden Klaſſen ſeufzten nach Wiederherſtellung der Ordnung, und die unruhigen Proletarier würden durch die bewaffnete Macht in Zaum gehalten worden ſein. Selbſt in Paris war Mirabeau mit einflußreichen Publiciſten, ſogar mit Volksrednern und Aufwieglern in Verbindung getreten, und hatte ſie, durch Ausſicht auf Belohnung, für ſeine Abſichten zu gewinnen gewußt. Mirabeau war damals in den Maſſen populair, die Marktfrauen (dames de la halle) nannten ihn nie anders, als „ihren lieben Grafen Mirabeau.“ Wo er ſich ſehen ließ, wurde von der Menge auf ihn mit Beifall und Bewunderung gezeigt. Den unverbeſſerlichen Demagogen ſtand damals noch keine organiſirte Macht zu Gebote. Wer Robespierre's, Danton's u. ſ. w. Verhalten, in einer ſchon vorgeſchrittneren Epoche der Revolution, bei Annäherung einer wirklichen Gefahr kennt, begreift, daß dieſelben damals (Frühjahr 1791) keinen Widerſtand verſucht haben würden. Mirabeau hatte ſich die politiſche Leitung des von ihm beabſichtigten großen Staatsſtreiches allein vorbehalten, und wollte Bouillé nur die militairiſchen Anordnungen überlaſſen. Mirabeau, in der Ausführung ſeiner Pläne kühn, war in deren Entwerfung ſehr behutſam und glaubte, Alles für den geeigneten Moment vorgeſehen zu haben. Das Einzige, was ihn zuweilen beſorgt machte, war die Unentſchloſſenheit des Königs, der jetzt an Flucht oder Hülfe vom Auslande her dachte, wogegen Mirabeau ſich auf das Entſchiedenſte erklärt hatte. Nach ihm ſollte Alles in Frankreich durch Franzoſen und öffentlich vollbracht werden. Mirabeau hoffte, daß Ludwig XVI., von Paris entfernt und von treuen Truppen und Nationalgarden umgeben, ſeine natürliche Schwäche überwinden und, wenn er nicht mehr zurück konnte, rüſtig vorwärts gehen würde.

Aber in Mirabeau's Absichten lag keineswegs eine Reaktion, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, er wollte blos die Revolution von dem Abgrunde, in den sie zu stürzen drohte, zurückhalten. Er dachte die Freiheit und das Königthum nicht nur mit einander zu verbinden, sondern sie sollten sich gegenseitig auf einander stützen und sich einander ergänzen. Man hat über den Erfolg von Mirabeau's Absichten verschiedenartig geurtheilt. Da es beim Wollen und Vorbereiten geblieben, so ist ein bestimmtes Urtheil über den Ausgang unmöglich. Waren die königliche Familie und der französische Thron zu retten, so hätte dies nur durch Mirabeau geschehen können, der, durch seinen festen Willen, seinen tiefen Blick und seine flammende Beredtsamkeit, alle Eigenschaften in sich vereinigte, welche damals zur Vollbringung großer Dinge geschickt machten. Wie dem auch gewesen sein möchte, ob Mirabeau oder die Anarchie in dem zu erwartenden Kampfe gesiegt haben würden, es war dem großen Manne vom Schicksal versagt worden, die ausführende Hand an seinen Plan zu legen.

Mirabeau's Gesundheit war seit lange untergraben. Er hatte Anfälle von Ohnmacht, und wurde zuweilen plötzlich von einer solchen Schwäche überfallen, daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte. Aber wenn er die Rednerbühne betrat, so schien sich sein ganzes Wesen zu verjüngen. Die Klarheit und Kraft, mit welcher er sprach, ließ ihn und Andere seine Hinfälligkeit vergessen. Obgleich an Augen und Nerven leidend, beschäftigte er unausgesetzt mehre Sekretaire, welche der Arbeit kaum genügen konnten. Er war überall zu finden, in der Nationalversammlung, in den Klubs, in der Oper, auf Spaziergängen, zerstörte aber den Ueberrest von Gesundheit durch den Umgang mit Tänzerinnen, und blieb zuweilen ganze Nächte über an der Tafel sitzen, wobei seine feurige und unausgesetzte Unterhaltung ihn fast eben so sehr wie die Arbeit des Tages erschöpfen mußte. Den Leidenschaften und Anstrengungen aller Art konnte selbst eine so mächtige Natur nicht lange widerstehen.

Mirabeau befand sich an einem Sonntage (27. März) in seinem Landhause zu Argenteuil, als er von einem heftigen Krankheitsanfalle ergriffen wurde. Er war gewohnt, sich dort von seinen Geschäften zu erholen, und hatte sich, durch seine Wohlthätigkeit gegen die Ortsarmen, die Liebe der Bevölkerung erworben. Gegen Abend nach Paris gebracht, begab er sich am anderen Tage zum letzten Mal nach der Nationalversammlung, wo er über eine wichtige Verwaltungsfrage, die Concession von Bergwerken an Privatleute, mehre Stunden lang sprach und, wie gewöhnlich, mit seiner Ansicht durchdrang. Am Abend desselben Tages

besuchte er das Theater, befand sich aber plötzlich so übel, daß er nur mit Mühe nach seiner Wohnung zurückkehren konnte. Der erste der damaligen französischen Aerzte, Cabanis, Mirabeau's vertrauter Freund, erschien, linderte die Schmerzen des Kranken, erkannte aber auch sogleich die Gefahr, in welcher sich derselbe befand.

Am 29. März verbreitete sich die Nachricht von Mirabeau's Zustande in Paris, und rief eine allgemeine Theilnahme hervor. Der Jakobinerklub schickte eine Deputation, Barnave an der Spitze, um sich nach Mirabeau's Befinden zu erkundigen. Die Demagogen fürchteten, daß sich Ludwig XVI. in Person zu dem Kranken begeben könnte, weil dies dem Könige und seiner Sache bei dem Volke eine unermeßliche Gunst verschafft haben würde. Aber Ludwig XVI., der Mirabeau's Bedeutung nie vollkommen gefühlt hatte, begnügte sich, wie der übrige Hof, Nachricht über seinen Zustand einholen zu lassen.

Mirabeau sprach, von seinen zahlreichen Freunden, die ihm alle sehr zugethan waren, umgeben, in großartiger Weise über die öffentlichen Angelegenheiten, über die Gefahren, welche Frankreich bedrohten, und rief, einen Blick in die Zukunft werfend: „Ich nehme die Trauer um die Monarchie mit mir ins Grab, nach mir werden die Aufrührer dieselbe in Stücke reißen!" — Auf das Verhältniß Englands zu Frankreich anspielend, sagte er: „Pitt bereitet sich im Stillen zum Kampfe vor. Wenn ich länger leben könnte, würde ich ihm zu thun geben!" — Am 2. April, einem hellen und warmen Tage, ließ er, um noch einmal das Sonnenlicht zu genießen, die Fenster seines Gemaches öffnen, und sagte, zu Cabanis gewandt: „Ich sterbe heute! Es ist jetzt Zeit, von Blumen und Musik umgeben, in das Reich des ewigen Schlafes einzugehen!" — Er richtete an seine Freunde die liebevollsten Worte, ertheilte ihnen Rath über ihre Verhältnisse, und bat sie, unter einander verbunden zu bleiben. Bei dem Geräusch, welches die seine Wohnung umgebende Menge verursachte, äußerte er: „Ich habe für das Volk gelebt und bin glücklich, in seiner Mitte sterben zu können!" — Auf einen Haufen von Papieren, welche eine Darstellung seiner politischen Thätigkeit enthielten, zeigend, sagte er zu dem Grafen de la Marck: „Nehmen Sie diese Schriften an sich. Es ist da Manches, was meinem Namen bei der Nachwelt Ehre machen wird!" Als er nicht mehr sprechen konnte, drückte die Bewegung seiner Augen und Hände die Befriedigung aus, welche ihm die Theilnahme seiner Freunde einflößte. Der Moment seines Todes ging unbemerkt vorüber. Um acht und ein halb Uhr Abends erkannten die anwesenden Aerzte, daß er verschieden war.

Als Mirabeau's Tod bekannt wurde, verbreitete sich eine allgemeine Bestürzung in der großen Stadt und der, obwohl unbegründete, Verdacht, daß er von seinen Feinden vergiftet worden. Einer seiner Sekretaire wollte sich aus Verzweiflung selbst entleiben. Alle Straßen, welche zu seiner Wohnung führten, waren von dichten Volkshaufen erfüllt. An allen öffentlichen Orten sprach sich die Klage über diesen unersetzlichen Verlust aus. Die Theater wurden geschlossen und alle Lustbarkeiten eingestellt. Die Municipalität und die Sektionen legten eine achttägige Trauer an. Die Nationalversammlung erließ ein Dekret, nach welchem Mirabeau in der ehemaligen Kirche der heiligen Genoseva, welche jetzt das Pantheon genannt und zur Grabstätte berühmter Männer bestimmt wurde, auf Staatskosten beigesetzt werden sollte. Am 4. April fand die Leichenfeier statt, bei welcher die Nationalversammlung, alle Behörden, die Klubs, der Generalstab der Nationalgarde erschienen, und die eine unermeßliche Volksmenge herbeizog. Die Ceremonie hatte um drei Uhr Nachmittags angefangen und war erst um Mitternacht beendigt.

Obgleich Mirabeau manche Irrthümer und Gebrechen seiner Zeit theilte, so ist er doch, Alles zu Allem gehalten, eine seltene und, in mancher Beziehung, unvergleichliche Erscheinung gewesen. Er stand, was schon viel sagen will, nicht nur als der erste Redner in einer Versammlung da, wo oratorisches Talent häufig war, sondern er kann auch für einen großen Staatsmann gelten, der, bei längerem Leben, die Revolution wahrscheinlich gezügelt und vor Ausartung bewahrt haben würde. Mirabeau hatte der Bewegung insoweit Vorschub gethan, als die Gründung eines besseren Zustandes die Zerstörung des Alten unvermeidlich machte, hielt aber auf dem Punkte an, wo der neu aufgegangene Geist sich selbst untreu zu werden, und seine natürlichen Schranken zu durchbrechen drohte. Mirabeau wollte schon damals für Frankreich Das, wonach dieses seitdem immer gestrebt hat, eine Ordnung der Dinge, in welcher die politische Freiheit der Nation mit dem Bestehen der Monarchie und, wo möglich, der alten Dynastie, vereinbar ist. Ungeachtet aller Um- und Irrwege, wird Frankreich der Erreichung dieses Zieles nicht entsagen, denn die Freiheit macht seine Ehre aus, und die Monarchie ist von seinem Glück unzertrennlich.

Napoleon hat ein außerordentliches, aber rein persönliches Dasein geführt. Die Ideen der Revolution sind von ihm nur als ein Mittel für seine Herrsch- und Eroberungssucht gebraucht worden. Was sich davon durch seine Kriege über Europa verbreitet hat, ist wider seine Absicht geschehen, und ihm zuletzt selbst gefährlich geworden. Mirabeau dagegen

hat denjenigen Grundsätzen, von deren Verwirklichung die Zukunft der Menschheit abhängt, zu ihren ersten Siegen verholfen, und in ihnen das Wahre vom Falschen, das Erreichbare vom Unmöglichen zu unterscheiden gewußt. Das Feuer und die Kühnheit seines Charakters waren mit einer großen Tiefe und Ruhe des Urtheils verbunden. Mirabeau gehört zu den wenigen historischen Erscheinungen, welche unter dem Probierstein der Zeit Stich halten, und dabei, anstatt zu verlieren, gewinnen. Lange hat er, bei dem Gewühl der Parteien und den sich überstürzenden Ereignissen, nur für einen hinreißenden Redner gegolten. Allmälig ist aber sein Bild in das gehörige Licht gebracht worden, und er steht jetzt als der Größte unter denen da, welche in den Augen der Nachwelt die ideelle Seite der französischen Revolution vertreten.

---

16. Beleidigungen und persönlicher Zwang, denen Ludwig XVI. ausgesetzt ist.

Mirabeau's Tod brachte eine nicht alsbald gefühlte, aber gleichwohl bedeutende, Veränderung in der Lage Ludwig XVI. und in der Stellung der Parteien hervor. Der König besaß zwar viele treue Anhänger, die in jedem Augenblick bereit gewesen wären, ihr Leben für ihn aufzuopfern, aber Niemand, der ihn mit Mirabeau's Einsicht und Kraft zu berathen verstanden hätte, Niemand, der, wie dieser, bei dem Volke, als einer der Gründer der Revolution, in hohem Ansehen stand, und zugleich seine Popularität zur Unterstützung der Monarchie anzuwenden geneigt war. Die übrigen ausgezeichneten Persönlichkeiten waren entweder Gegner der Revolution, und deshalb ohne Mittel, auf sie zu wirken, oder wandten, wenn auch von der Unentbehrlichkeit des Königthums für Frankreich überzeugt, zu dessen Vertheidigung nicht den nöthigen Eifer an. Was Mirabeau's Verlust damals unersetzlich machte, war, daß er allein die beiden Seiten der Frage, um welche es sich handelte, vollkommen begriffen hatte, einmal, daß die Revolution schon zu mächtig geworden, um dieselbe rückgängig machen zu können, daß sie sich aber noch aufhalten und modificiren lasse, und dann, daß die Monarchie, ohne eine Sicherstellung ihres Daseins, und eine Vermehrung ihrer Macht, zu Grunde gehen müsse. Die Nationalversammlung war allgewaltig, und stellte in den Augen des Volkes die Revolution selbst dar. War es möglich, die Majorität derselben

wie Mirabeau gewollt und gehofft hatte, zu einer Stärkung des monarchischen Elements in der Verfassung zu bestimmen, so konnte der Thron gerettet, und zugleich die Revolution in ihren wesentlichsten Resultaten gesichert werden. Die Demagogen, die Klubs, die dem Königthum feindliche Presse hätten damals nichts gegen einen festen Anschluß der Volksvertretung an das, von Mirabeau angenommene, System vermocht. Aber es lag Gefahr im Verzuge, und die Führung der Revolution mußte, bei längerem Zögern und Schwanken der Konstitutionellen, den Demagogen zufallen.

La Fayette, der in der letzten Zeit von Mirabeau verdunkelt worden, und voll von Eifersucht und Mißtrauen gegen denselben gewesen, hätte jetzt in dessen Stelle treten und Ludwig XVI. zum Schilde dienen können. Wenn auch la Fayette von der Natur Mirabeau's scharfer und weiter Blick versagt worden, so hätte er doch, wenn er sich einigermaßen von seinen Vorurtheilen befreien wollte, wissen können, daß jetzt nicht mehr die Revolution, sondern das Königthum bedroht war, und daß dieses und nicht jene einer Stütze bedurfte. Außer seinem Ruhm, ein Mann der Freiheit zu sein, besaß la Fayette einen Vortheil, der Mirabeau gefehlt hatte, nämlich an der Spitze der pariser Nationalgarde, welche ihm damals noch vollkommen ergeben war, zu stehen. Anstatt die, von der Nothwendigkeit der Monarchie im Interesse der Freiheit überzeugten, Mitglieder der Nationalversammlung an sich zu ziehen, und mit ihnen einen festen Plan zu einer Modifikation der Verfassung und einer Vergrößerung der königlichen Gewalt zu verabreden, erlaubte er den Demagogen, die Krone immer mehr in den Staub zu ziehen, duldete die gegen ihn selbst ausgestreuten Anschuldigungen und Verläumdungen, und ließ sich so viele Halbheiten und Widersprüche zu Schulden kommen, daß er zuletzt weder den Untergang des Königthums, noch seinen eigenen Sturz abwehren konnte.

La Fayette war sehr thätig, wußte aber selten den rechten Punkt, auf welchen es ankam, zu treffen, und opferte Zeit und Kraft in einer Menge von nichts entscheidenden Nebendingen auf. Aeußerlich beweglich, aber innerlich starr, konnte er sich von den ihm einmal gewordenen Eindrücken nicht mehr los machen. Seit seiner Theilnahme am nordamerikanischen Kriege schwebte ihm die Republik als ein politisches Ideal vor, obgleich er wohl wußte, daß diese Staatsform auf Frankreich nicht anwendbar war. Seine Ueberzeugung und sein Gefühl stimmten nicht zusammen, und seine Hinneigung zu rein demokratischen Institutionen, welche ihm in seinem Vater-

lande als unmöglich erſchienen, verhinderte ihn an einer nachdrücklichen Vertheidigung des Königthums, ungeachtet er daſſelbe für nothwendig hielt.

Mirabeau hatte eine ſo große Stelle in der Nationalverſammlung eingenommen, daß er allein für eine ganze Partei gelten konnte. Nach ſeinem Tode traten Perſonen als bedeutend hervor, die er bei jeder Meinungsverſchiedenheit widerlegt und beſiegt hatte, und Andere, die vorher außer Acht gelaſſen worden, zogen jetzt die Aufmerkſamkeit auf ſich. Zu letzteren gehörte Robespierre, der, obgleich er bei jeder Gelegenheit das Wort ergriff, gewöhnlich auf zerſtreute oder ihm abgeneigte Zuhörer ſtieß. Aber als Mirabeau's Stimme nicht mehr vernommen, und ſeine Ueberlegenheit nicht mehr gefühlt wurde, ſchien eine gewiſſe Gleichheit in der Verſammlung zu entſtehen, und der Unterſchied des Talents weniger beachtet zu werden. Seitdem der, welcher alle Anderen überragt hatte, verſchwunden war, glaubte auch der mit nur mittelmäßigen Gaben ausgeſtattete Ehrgeiz emporkommen zu können.

Robespierre hatte bis dahin unter ſeinen Kollegen eher eine ſpöttiſche Geringſchätzung, als irgend eine Art von Anerkennung gefunden. Sein Streben, ſich um jeden Preis hervorzuthun, war wohl bemerkt worden, aber auch, daß es ihm dazu an den nöthigen äußeren Mitteln fehlte. Seine Reden waren höchſt ſorgfältig ausgearbeitet, die Perioden wohl abgerundet, und wie nach einem akademiſchen Muſter zugeſchnitten, machten aber den Eindruck der Einförmigkeit und Trockenheit, indem ſie gewöhnlich nur Allgemeinheiten enthielten und nicht in das Innere des behandelten Gegenſtandes eindrangen. Robespierre's Stimme war dünn und wurde, wenn er ſie anſtrengte, ſchreiend, ſeine Züge mißfielen, ſein Blick, ohnedies unſtät und finſter, nahm, wenn er zu Gegnern ſprach, einen unheimlichen Ausdruck an. In der erſten Zeit der Nationalverſammlung war von Robespierre, außerhalb des Kreiſes ſeiner perſönlichen Bekanntſchaften, nie etwas vernommen worden, und ſelbſt die Stenographen des Moniteurs kannten ſeinen Namen nicht, oder thaten wenigſtens, als ob derſelbe ihnen unbekannt wäre, und es hieß oft ſtatt: Robespierre äußerte, „ein Redner äußerte", oder ſie ſchrieben ſeinen Namen falſch. Nur Mirabeau's Alles durchdringendem Blicke waren die Kennzeichen des Fanatismus in Robespierre's Weſen nicht entgangen, und er hatte, auf den in den Gedanken und Worten des Deputirten von Arras hervortretenden Ausdruck von unerſchütterlicher Ueberzeugung anſpielend, bei einer gewiſſen Gelegenheit geäußert: „Dieſer Mann kann es weit bringen, denn er glaubt an Das, was er ſagt." — Der in Robes-

pierre nicht weniger bedeutende Hang zu Selbſtſucht und Argliſt hatte damals noch keine Gelegenheit gehabt, ſich zu zeigen, und von Mirabeau nicht bemerkt werden können.

Robespierre hatte ſich, wie oben bemerkt worden, im Jakobinerklub, wo ſeine theoretiſche und dogmatiſche Natur ſich zu entwickeln Gelegenheit fand, und, wo keine praktiſche Befähigung und nähere Kenntniß des Einzelnen verlangt wurde, Anſehen verſchafft. Beſonders war er durch ſeine Bemerkungen über die in der revolutionairen Geſetzgebung vorhandenen Lücken, durch Vergegenwärtigung der die neue Ordnung der Dinge bedrohenden Gefahren, und Verdächtigung Andersgeſinnter, in der Meinung ſeiner Partei geſtiegen. Der Einfluß, welchen ſich Robespierre dort erwarb, wirkte, bei der zunehmenden Bedeutung des Klubs, auf ſeine Stellung in der Nationalverſammlung zurück. Außerdem wurde von der eigenthümlichen Sphäre, in welcher er lebte, ſein Talent wirklich erhöht. Die unaufhörliche Beſchäftigung mit ſtaatlichen Fragen, die täglich wiederkehrende Bekämpfung Anderer und Vertheidigung ſeiner ſelbſt, die Beobachtung des öffentlichen Lebens und einſame Verarbeitung der gewordenen Eindrücke, die Richtung des ganzen Weſens auf einen einzigen Punkt hin, konnten da, wo ein gewiſſer Fond von Gedanke und Urtheil vorhanden war, nicht ohne Gewinn für eine ſo geartete Perſönlichkeit bleiben. Robespierre, von Gefühl und Einbildungskraft entblößt, war jedoch im Stande, Das, was um ihn her vorging, ſcharf in das Auge zu faſſen, vermochte aus den aufgeſtellten Grundſätzen die entſprechenden Folgerungen zu ziehen, ließ ſich durch nichts innerlich beirren, und beſaß über die meiſten unter ſeinen Gegnern und Nebenbuhlern den Vortheil, die Revolution, obgleich ſie noch im Werden begriffen war, als ein Ganzes aufzufaſſen. Von Mißtrauen und Argwohn gegen Andere erfüllt, war er in ſeinem perſönlichen und politiſchen Verhalten äußerſt vorſichtig, mäßig, arbeitſam, zurückgezogen, ging nicht leicht über die Fragen und Forderungen des Augenblicks hinaus, und griff deshalb ſelten fehl. Ein beſchränktes, aber in unausgeſetzter Thätigkeit gehaltenes Talent mußte ihm zuletzt über Andere, die von Natur begabter waren, aber ihre Kräfte zerſplitterten oder vergeudeten, den Sieg verſchaffen. Robespierre lebte nur für den Jakobinerklub und die Nationalverſammlung. Er kannte keine anderen Genüſſe und Zerſtreuungen, und bezog Alles auf den einzigen Zweck hin, die Gunſt und das Vertrauen der Menge zu gewinnen. Seine Gaben waren von gewöhnlicher Art, während ſein Charakter das Gepräge einer unglücklichen, aber auffallenden Originalität an ſich trug, und ſich durch eine große Zähigkeit des Willens und eine gänz-

liche Gleichgültigkeit bei Anwendung der, zu ſeinem Zwecke führenden, Mittel bemerkbar machte.

Gleich nach Mirabeau's Tode nahm Robespierre einen höheren Ton an. Er griff den Verfaſſungsausſchuß an, und ſprach ſeine Unzufriedenheit über den in den Berathungen der Nationalverſammlung herrſchenden Geiſt aus, was er ſonſt nicht gewagt haben würde, oder was nicht ohne Gegenerklärungen geblieben wäre, jetzt aber keinen Widerſtand hervorrief. Schon früher war, auf Antrag der Lameth und ihrer Genoſſen, dabei vornehmlich gegen Mirabeau gerichtet, die Unvereinbarkeit der Stellung eines Deputirten mit der eines Miniſters, aber nur für die gegenwärtige Legislaturperiode, ausgeſprochen worden. Robespierre ging einen Schritt weiter, und beantragte, daß kein Mitglied der Verſammlung, innerhalb der nächſten vier Jahre, in das Miniſterium eintreten dürfe. Er ſetzte ſeine Meinung durch. Lameth, Barnave, Duport, welche jetzt, wie früher Mirabeau, die Revolution zum Stillſtand bringen wollten, und dem Könige, den ſie im Geheimen zu berathen anfingen, gern in einer amtlichen Stellung gedient hätten, ſahen ſich dadurch vom Ziele ihrer Hoffnungen entfernt.

Einige Wochen ſpäter wurde, auf Robespierre's Veranlaſſung, ein noch viel wichtigerer, und für den Gang der Revolution folgenreicherer, Beſchluß gefaßt, und die Mitglieder der gegenwärtigen Nationalverſammlung von der nächſtfolgenden für ausgeſchloſſen erklärt. Robespierre ging dabei von dem Geſichtspunkt aus, daß in einem, auf einer demokratiſchen Grundlage ruhenden, aber ausgedehnten Gemeinweſen, wo das Volk ſeine Souverainetätsrechte nur durch Stellvertreter ausüben kann, dieſe oft gewechſelt werden müßten, damit möglichſt Viele Gelegenheit zur Betheiligung an der geſetzgebenden Gewalt bekämen, und Niemand veranlaßt werde, dieſelbe durch längere Ausübung als einen perſönlichen Beſitz anzuſehen. Robespierre forderte die Verſammlung auf, ein Beiſpiel von Entſagung für diejenigen aufzuſtellen, welche nach ihr kommen würden. Er ſprach in entſcheidender, belehrender Weiſe, was früher nicht geduldet worden wäre. Sein Antrag ging faſt einſtimmig durch (16. Mai 1791).

Dem freiſinnigen, aber kurzſichtigen Theile der Verſammlung ſchien Robespierre's Meinung mit den Principien der Revolution übereinzuſtimmen. Andere fühlten ſich von den anhaltenden Arbeiten erſchöpft. Von Manchen, die nicht hoffen konnten, wieder gewählt zu werden, wurde, aus Neid gegen ihre populaireren Kollegen, eine allgemeine Ausſchließung gern geſehen. Robespierre ſelbſt verlor durch dieſe Maßregel nichts.

Er übte in dem, an Bedeutung täglich wachsenden, Jakobinerklub einen unbestrittneren Einfluß aus, als er, selbst im glücklichsten Falle, in der nächsten gesetzgebenden Versammlung hätte in Anspruch nehmen können.

Mirabeau's Tod hatte Ludwig XVI. ohne Leitung gelassen. Duport, Lameth, Barnave waren, so geistreich und scharfsinnig sie sonst sein mochten, nicht im Stande, Mirabeau zu ersetzen. Die von diesem, zu einer Umgestaltung in der Verfassung und Sicherstellung des Thrones, vorbereiteten Maßregeln hätten nur von ihm ausgeführt werden können. Kein anderer Kopf wäre dazu klar genug, keine andere Hand sicher genug gewesen. Ludwig XVI., der, bei seinem aus Schwäche herrührenden Mißtrauen, sich zuweilen selbst Mirabeau's Einfluß entzogen und fremde Meinungen angehört hatte, war jetzt noch weniger zur Annahme eines festen Planes zu bewegen. Er schwankte hin und her, horchte auf alle ihm zukommenden Einflüsterungen, und sah sich überall, obwohl vergeblich, nach Hülfe um. Die Einen drangen in ihn, Frankreich heimlich zu verlassen, die Anderen riethen ihm davon auf das Aeußerste ab. Er, der bei seiner Kenntniß der englischen Geschichte, seit dem Ausbruch der Revolution, beständig an Karl I. und Jakob II. dachte, glaubte deren Schicksal zu vermeiden, indem er nicht in ihre Fußtapfen trat. Er wollte nicht, wie Karl I., seine Gegner mit bewaffneter Hand angreifen, sondern sich nur durch gesetzliche Mittel vertheidigen, und war überzeugt, daß Jakob II. die Krone nur wegen seiner Entfernung aus England verloren hatte. Der Bürgerkrieg und die Flucht schienen ihm gleich gefährlich zu sein.

Die, seit der Civilverfassung des Klerus, in den kirchlich gesinnten Provinzen, besonders unter dem Landvolke, entstandene Gährung hatte eher zu- als abgenommen. Die Anhänger des Alten dachten jetzt daran, diese Gesinnung zu einem Angriff auf die Revolution zu benutzen, und den politischen Fanatismus durch den religiösen zu bekämpfen. Es wurden dem in Turin anwesenden Grafen von Artois Eröffnungen in diesem Sinne gemacht. Eine contrerevolutionaire Bewegung sollte in den an die Schweiz, Savoyen und Piemont grenzenden Departements ausbrechen, und mit Hülfe der Geistlichkeit, des Adels, der Parlamente und aller Unzufriedenen verbreitet werden. Zu derselben Zeit wäre eine Anzahl schweizerischer und sardinischer Truppen, zur Unterstützung des Aufstandes, in Frankreich eingefallen. Man hoffte, daß der Süden und Westen sich in Masse gegen die Nationalversammlung erklären würden. Aber der Graf von Artois hielt die Ausführung dieses Planes für zu langsam, und wollte lieber durch eine große Koalition der fremden Mächte

ſeinen Zweck erreichen. Der entflohene Bruder Ludwig XVI., welchen die perſönliche Sicherheit, deren er genoß, und ſeine Unbekanntſchaft mit den inneren Zuſtänden Frankreichs bis zur Verblendung zuverſichtlich machte, glaubte, daß die Truppen des Auslandes, bei der im franzöſiſchen Heere eingeriſſenen Zuchtloſigkeit, auf keinen erheblichen Widerſtand ſtoßen, und ihn und ſeine Anhänger im Triumph nach Paris zurückführen würden. Der Graf von Artois und die ihn umgebenden Ausgewanderten ſtrebten nach einer vollkommenen Wiederherſtellung der vorrevolutionairen Inſtitutionen, und hielten dies nur für möglich, wenn das Unternehmen durch eine auswärtige Kriegsmacht vollbracht würde. Denn es gab unter den im Lande gebliebenen Freunden der königlichen Sache eine zahlreiche Partei, welche zwar die Eingriffe in die Prärogative der Krone verwarf, aber keineswegs Alles, was ſeit der Einberufung der Reichsſtände geſchehen war, rückgängig machen wollte. Auf die Meinung dieſer Partei hätte der Graf von Artois, wenn er ihre Hülfe annahm, ſelbſt nach den glücklichſten Erfolgen, Rückſicht nehmen müſſen. Er glaubte deshalb, dieſe gemäßigten Royaliſten, welche in ſeinen und der Ausgewanderten Augen halbe Verräther waren, von dem Werk einer Reſtauration ausſchließen zu müſſen.

Ludwig XVI. war, obwohl aus anderen Gründen, einer Erhebung ſeiner Anhänger im Innern des Landes entgegen. Er verſprach ſich von einem ſolchen Unternehmen keinen Erfolg, und fürchtete, daß die Revolution dadurch geſteigert werden würde. Er wünſchte damals noch keinen Angriff des Auslandes auf Frankreich zu ſeinen Gunſten, würde aber eine gemeinſame Erklärung der größeren Mächte zu einer Wiederherſtellung ſeiner Rechte gern geſehen haben. Er glaubte, daß eine bedeutende, zu dieſem Zweck unternommene, militairiſche Demonſtration die Nationalverſammlung einſchüchtern, und die gemäßigte Partei an das Ruder bringen würde. Der König dachte mit lebhaften Beſorgniſſen nicht nur an ſeine und ſeiner Familie Zukunft, ſondern auch an Das, was dem Lande bevorſtand. Die gegenwärtigen Zuſtände ſchienen ihm nicht nur für ihn gefährlich, ſondern auch in ſich ſelbſt unhaltbar zu ſein, und doch konnte er nicht darüber mit ſich einig werden, wie viel, unter veränderten Umſtänden, von dem Alten aufgeopfert und von dem Neuen bewahrt werden ſollte. Er beſaß ſeit Mirabeau's Tode Niemand, der ihn in dieſer Beziehung aufklären konnte. Seine Lage war unerträglich geworden, und doch fürchtete er, wenn die Revolution unterläge, ein Spielball der Reaktion zu werden. Ludwig XVI. fühlte ſelbſt, daß er unter Verhältniſſen, wie ſie geworden, nicht durch ſich ſelbſt regieren könne, und wußte,

daß, wenn es unter den Anhängern der Revolution eine Partei gab, welche den Herzog von Orleans auf den Thron setzen wollte, es unter den Royalisten nicht an solchen fehlte, welche die Ausübung der königlichen Gewalt, mit dem Titel eines Generalstatthalters, dem staatsklügeren Grafen von der Provence oder dem gegen die neuen Ideen entflammten Grafen von Artois zuzuwenden wünschten. Er sah deshalb unter allen Umständen Abhängigkeit und Demüthigungen für sich voraus, kam zu keinem Entschluß, und nahm nicht selten seine eben erst gefaßten Entschlüsse ohne Weiteres zurück. Zuweilen gab er in seinen geheimen Mittheilungen an die fremden Höfe zu verstehen, daß er ohne Hülfe des Auslandes zu Grunde gehen müsse, und dann machte er wieder auf die Gefahren einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs aufmerksam. Einmal billigte er den Eifer, welchen der Graf von Artois und die Ausgewanderten gegen die Revolution bewiesen, ein anderes Mal klagte er sie des Ehrgeizes an, und gab ihnen die Verschlimmerung seiner Lage Schuld.

Nur in einer Beziehung wankte Ludwig XVI. nie. Es war dies in seiner Stellung zu der kirchlichen Frage. Er konnte sich die ihm abgedrungene Sanktion des die Civilverfassung der Geistlichkeit betreffenden Dekrets nicht verzeihen. Die Gründe, mit welchen er vor sich und Anderen diese Handlung entschuldigen wollte, daß dadurch nämlich noch größere Uebel vermieden worden, erschienen ihm selbst nicht stichhaltig, und sie wurden von den Prälaten, deren Meinung er im Stillen einholte, unbedingt verworfen. Er fühlte, Angesichts des päbstlichen Breve's, welches die Civilverfassung des Klerus verdammte, und die konstitutionellen Bischöfe und Pfarrer mit dem Bann bedrohte, sich eines Vergehens gegen seine Kirche schuldig. Dies beunruhigte ihn, der von den Rechten der Hierarchie noch tiefer als von denen des Königthums durchdrungen war, im höchsten Grade, und war der Punkt, wo er zu den Ideen der Revolution in einen unausgleichbaren Gegensatz gerieth. Er wünschte vornehmlich deshalb frei zu sein, um sich gegen die von ihm scheinbar gebilligte Maßregel erklären, und den ihm dabei angethanenen Zwang nachweisen zu können. Es war ihm damit so sehr Ernst, daß er sich hierüber noch in seinem Testament, wenige Wochen vor seinem Tode, sich selbst anklagend, aussprach.

Zu dem allgemeinen Drucke, welchen Ludwig XVI. seit dem Ausbruch der Revolution empfand, kamen im Anfange des Jahres 1791 noch besondere Kränkungen, welche ihm den Aufenthalt in Paris unerträglich machten, und ihn zu einem verzweifelten Entschlusse trieben, hinzu. Am 28. Febr. hatte sich ein Volkshaufe auf die Citadelle von Vincennes gestürzt,

um vermeintliche Anſchläge auf die Sicherheit der Hauptſtadt, welche dort vorbereitet werden ſollten, zu verhindern. La Fayette hatte mit Hülfe der Nationalgarde dieſen Tumult unterdrückt. Es war aber unterdeſſen das Gerücht entſtanden, daß die von Vincennes zurückgewieſene Menge ſich, bei ihrer Rückkehr, gegen die Tuileries wenden werde. Einige hundert Anhänger des Königs eilten, mit Degen und Piſtolen bewaffnet, nach dem Schloſſe, um nöthigenfalls zu deſſen Vertheidigung beizutragen. Die daſelbſt wachehaltenden Nationalgarden nahmen dieſe Einmiſchung in ein ihnen, wie ſie behaupteten, allein zukommendes Recht übel auf, und klagten die Ankömmlinge, deren Zahl nicht dreihundert überſtieg, feindlicher Abſichten gegen die Freiheit und des Plans, den König entführen zu wollen, an. La Fayette, der eben von ſeinem Zuge nach Vincennes zurückgekommen war, ſchien die Meinung der Nationalgarde zu theilen, und befahl, dieſe beſorgten Freunde des Königs zu entwaffnen. Man fand bei einem derſelben ein in der Form eines Dolches gearbeitetes Jagdmeſſer. Dies veranlaßte die aufgeregte Bürgermiliz, jene Getreuen als Verräther und Nichtswürdige zu behandeln und dieſelben, nach Durchſuchung ihrer Taſchen, mit beleidigenden Worten, ſelbſt mit Stößen und Tritten, aus dem Schloſſe zu entfernen. Da es meiſt Adelige waren, ſo wurden ſie zum Hohn vom Volke „die Ritter vom Dolche (les chevaliers du poignard)“ genannt. Auf Ludwig XVI. machte dieſer Auftritt, wo ſo viele durch Rang und Namen ausgezeichnete Perſonen, in ſeiner eigenen Wohnung und unter ſeinen Augen, Mißhandlungen erfahren hatten, einen tiefen Eindruck. Er fühlte noch mehr als vorher, in welcher Lage er ſich befand, indem der Eifer für ihn als ein Verbrechen behandelt wurde.

Nachdem der König die Erfahrung gemacht hatte, daß er Niemand mehr zu ſchützen vermochte, drängte ihm einige Zeit nachher ein anderer Vorfall die Ueberzeugung auf, daß er, in den geringſten wie in den größten Dingen, aller Unabhängigkeit und Selbſtbeſtimmung entbehre.

Es war von der Nationalverſammlung die Religionsfreiheit und die bürgerliche Gleichberechtigung der verſchiedenen Konfeſſionen, als ein Grundgeſetz für das neue Frankreich, ausgeſprochen worden. Dazu bildete die Civilverfaſſung des Klerus, welche eine Art von revolutionairer Staatskirche ſchaffen wollte, allerdings einen argen Widerſpruch. Indeſſen war den unvereidigten Prieſtern noch nicht die Ausübung des Kultus überhaupt, ſondern nur in den der konſtitutionellen Geiſtlichkeit zugehörigen Kirchen verboten. Sie konnten, mit Erlaubniß der Behörden, ſich beſondere Lokale zur Abhaltung ihres Gottesdienſtes miethen. Dies

geschah, und verursachte in der Osterzeit von 1791, namentlich in Paris selbst, eine große Bewegung. Viele Royalisten und Frauen aus allen Klassen wollten nur bei unvereidigten Priestern die Messe hören, und nur bei solchen beichten. Die von den Demagogen aufgereizte Menge glaubte hierin einen Angriff auf die Revolution zu sehen, obgleich gerade von dieser die Religionsfreiheit als eines der Grundrechte anerkannt worden war. Es fielen bei dieser Gelegenheit die abscheulichsten Ausbrüche der Roheit vor. Es wurden Frauen, welche an den alten Formen des Glaubens fest hielten, öffentlich ausgepeitscht. Weiber aus dem Pöbel drangen in die noch übrig gebliebenen Nonnenklöster, und verübten an den Bewohnerinnen derselben die empörendsten Mißhandlungen.

Ludwig XVI. machte von der Religionsfreiheit Gebrauch, indem er in seiner Schloßkapelle der Messe eines unvereidigten Priesters beiwohnte. In den demagogischen Tagesblättern und in den Klubs, besonders in dem der Cordeliers, wurde sein Verhalten dem Volke in dem gehässigsten Lichte dargestellt, und für eine Verletzung der Gesetze ausgegeben, während es nur die Ausübung eines von der Verfassung allen Franzosen verliehenen Rechtes war. Es versammelte sich täglich eine wilde Menge um die Tuileries, und stieß gegen die ein- und ausgehenden Geistlichen Drohungen aus.

Als sich Ludwig XVI. am 18. April (1791) mit seiner Familie, zur Erholung und auch zu ungestörterer Abhaltung des Gottesdienstes, nach St. Cloud begeben wollte, und schon im Wagen saß, stellte sich ein Volkshaufe seiner Abreise entgegen. La Fayette eilte herbei und forderte die Nationalgarde zum Schutze des Königs auf. Zum ersten Mal verkannte die Bürgermiliz die Stimme ihres Befehlshabers, und schloß sich den Meuterern an, so daß der König unverrichteter Sache in sein Schloß zurückkehren mußte. La Fayette, über das Verhalten der Nationalgarde empört, legte das Kommando nieder, ließ sich jedoch, als eine Deputation mit Entschuldigungen über das Vorgefallene und Versprechungen für die Zukunft bei ihm erschienen war, erbitten und trat in seine frühere Stellung zurück. Er hätte jetzt die Anhänglichkeit der Nationalgarde an seine Person zum Vortheile des Königs, und Einführung einer besseren Ordnung der Dinge benutzen sollen, konnte aber, von verschiedenen Einflüssen hin und her gezogen, nach wie vor zu keinem festen Entschlusse kommen.

Jetzt war Ludwig XVI. Geduld erschöpft. In seinem Gewissen durch die ihm aufgedrungene Civilverfassung des Klerus, in seiner Würde als König und in seiner Freiheit als Mensch durch den ihm am

18. April angethanenen Zwang verletzt, überall von Argwohn und Beleidigung umgeben, beſchloß er, ſich einem ſolchen Zuſtande durch die Flucht zu entziehen.

---

17. Flucht des Königs. — Verhaftung in Varennes. — Rückkehr nach Paris.

Es war unter den Anhängern Ludwig XVI. ſchon oft von Flucht für ihn die Rede geweſen. Er hatte aber alle Vorſchläge der Art früher immer abgelehnt, und von der Zeit und einer Umwandlung in den Geſinnungen der Nation eine Verbeſſerung ſeiner Lage erwartet. Ludwig XVI. Schwager, der Kaiſer Leopold II. von Deutſchland, war ebenfalls jedem Fluchtverſuch entgegen, indem er ein mögliches Mißlingen für die größte aller Gefahren hielt. Nach Mirabeau's Plan ſollte ſich der König zwar von Paris entfernen, aber nicht entfliehen, ſondern, nachdem Alles vorbereitet worden, von ſeinen Anhängern in der Nationalverſammlung und in der Nationalgarde umgeben, ſein Schloß am hellen Tage verlaſſen, und ſich zu den bei Compiegne ſtehenden Truppen begeben. Dem General Bouillé, welcher in den öſtlichen Departements kommandirte, war von Mirabeau die militairiſche Ausführung des Entwurfes zugedacht geweſen. Nach Mirabeau's Tode fand ſich Niemand, der das Schwierigſte bei dem Werke, die Bildung einer kompakten konſtitutionell-monarchiſchen Partei in der Volksvertretung und in der bewaffneten Bürgerſchaft der Hauptſtadt, und die Bearbeitung der öffentlichen Meinung zu Gunſten eines beſchränkten aber wirkſamen Königthums, hätte über ſich nehmen können.

Ludwig XVI. war mit Bouillé, ſeit dem von demſelben in Nancy unterdrückten Soldatenaufſtande, in beſtändiger brieflicher Verbindung geblieben, und ſetzte ſeine letzte Hoffnung auf dieſes Generals bewährte Treue und Entſchloſſenheit. Er theilte ihm jetzt ſeine Abſicht mit, Paris, ſo bald als möglich, heimlich zu verlaſſen, um ſich über Chalons an der Marne nach der franzöſiſchen Grenzfeſtung Montmedy zu begeben, und von dort aus in Unterhandlungen mit der Nationalverſammlung über Modifikationen in der Verfaſſung zu treten. Er erklärte aber zugleich ausdrücklich, ſich nicht in das Ausland begeben zu wollen. Bouillé war, obgleich ein Mann von kräftigem und unternehmendem Weſen, einer

Flucht abgeneigt, als er hörte, daß der König dabei von seiner Gemahlin, seiner Schwester und seinen beiden Kindern begleitet sein wollte. Auch schlug er dem Könige eine andere Straße und Veränderungen in den von diesem beschlossenen Vorbereitungen vor. Aber von Ludwig XVI. ward mit der, schwachen Charakteren in gewissen Fällen eigenen, Hartnäckigkeit auf seinem ersten Vorhaben beharrt.

Ludwig XVI., einmal zur Flucht entschlossen, dachte jetzt an nichts, als die entgegenstehenden Hindernisse fortzuräumen, den Argwohn der Volkspartei abzuleiten, und seine Gegner in Sicherheit zu wiegen. Er ließ zu dem Ende von dem Grafen von Montmorin, Minister des Auswärtigen, ein Rundschreiben an die diplomatischen Agenten Frankreichs im Auslande aufsetzen, in welchem die Uebereinstimmung des Königs mit allen Beschlüssen der Nationalversammlung, seine Vorliebe für die Konstitution, und daß er sich der Revolution aus Ueberzeugung und freiem Willen anschließe, versichert wurde (26. April). Dieses Rundschreiben war in so übertriebenen Ausdrücken abgefaßt, daß es fast wie eine Parodie der darin aufgestellten Behauptungen aussah. Die Nationalversammlung war aber von dem Stolz auf ihre Macht und der Zuversicht auf ihre Grundsätze so verblendet, daß sie die ihr mitgetheilte Erklärung des Königs mit lautem Beifall aufnahm, und kein Mißtrauen in dessen Wahrhaftigkeit setzte. Wenige Tage vor seiner Flucht erließ Ludwig XVI. ein ebenfalls veröffentlichtes Schreiben an den Prinzen von Condé, in welchem er diesem die neue Ordnung der Dinge anpries und ihn zur Rückkehr einlud.

Zu derselben Zeit, wo der König seine angebliche Anhänglichkeit an die Konstitution so laut zu erkennen gab, ließ er durch seine geheimen Unterhändler die fremden Höfe versichern, daß er nicht frei sei, daß keine seiner Handlungen Gültigkeit besäße, daß er die Dekrete der Nationalversammlung nur gezwungen bestätigt habe, und daß, je bestimmter und feierlicher er etwas erkläre, man um so mehr die entgegengesetzte Gesinnung bei ihm voraussetzen könne.

Nicht blos die Anhänger der Revolution, sondern auch eifrige Royalisten haben diese Doppelzüngigkeit Ludwig XVI. getadelt. Aber von Natur schwach und in eine so furchtbare Bewegung geworfen, aus jeder Stellung, in welcher er Fuß fassen wollte, verdrängt, nach und nach ganz wehrlos geworden, blieb ihm zu seiner Rettung kein anderes Mittel, als seine Feinde zu hintergehen, übrig. Er war außer Stande, sich mit Gewalt in eine bessere Lage zu versetzen. Selbst eine Abdankung zu Gunsten seines Sohnes würde ihm keine Ruhe verschafft, und ihn nur noch ohnmächtiger gemacht haben. Da er den gegen ihn ausgeübten Zwang weder

als rechtmäßig anerkennen, noch ihm widerſtehen konnte, ſo mußte er ſich zur Flucht entſchließen, welche ohne Täuſchung ſeiner Gegner nicht zu bewerkſtelligen war.

Eine nicht unbedeutende Anzahl von Perſonen, deren Mitwirkung unentbehrlich war, hatte von dem Plane der Flucht unterrichtet werden müſſen. Außer Bouillé waren der ſchwediſche Graf Axel von Ferſen, welcher für einen Günſtling Marie Antoinette's galt, der junge Herzog von Choiſeul, Graf Damas, Baron von Goguelas, Officier und Sekretair der Königin, Graf von Agoult, drei Gardes du Corps, und mehre andere Freunde der königlichen Familie in das Geheimniß gezogen worden. Von dieſen Allen ließ ſich Niemand weder einen Verrath noch eine Unvorſichtigkeit zu Schulden kommen. Aber der weiblichen Dienerſchaft der Königin waren die Vorbereitungen nicht entgangen, und eine dieſer Perſonen, welche einen Adjutanten la Fayette's zum Liebhaber hatte, ließ dieſen von den Vorgängen im Schloſſe unterrichten. Bailly, Maire von Paris, hatte ebenfalls Mittheilungen der Art erhalten. Bailly ſchwieg. La Fayette wandte ſich, um zu wiſſen, woran er wäre, an den König ſelbſt, welcher ſo beſtimmt das Gegentheil von Dem, deſſen er beſchuldigt wurde, verſicherte, daß la Fayette jeden Verdacht aufgab. Die Miniſter, ſelbſt die ergebenſten unter ihnen, wie Montmorin, waren mit den Abſichten Ludwig XVI. unbekannt geblieben.

Ferſen hatte es über ſich genommen, die königliche Familie bis nach der nächſten Poſtſtation zu bringen. Auf ſeine Veranlaſſung hatte ſich eine ruſſiſche Dame, die Baronin von Korff, welche nach ihrer Heimath zurückkehren wollte, einen Reiſepaß auf ſo viele Perſonen ausſtellen laſſen, als die königliche Familie und deren Gefolge ausmachten. Frau von Korff übergab dieſen Paß an Ferſen, und ließ ſich, unter dem Vorwande, daß derſelbe verloren gegangen, einen zweiten ausfertigen.

Die königliche Familie beging bei der Ausführung ihres Plans eine unglaubliche Unklugheit, und häufte Mißgriff über Mißgriff. Anſtatt daß der König mit dem Dauphin allein abgereiſt wäre, und die Königin mit ihrer Tochter und ihrer Schwägerin, zu derſelben Zeit, einen andern Weg als ihr Gemahl nach der Grenze eingeſchlagen hätte, anſtatt die Wagen und die Begleitung ſo unſcheinbar als möglich einzurichten, geſchah von dem Allen das Gegentheil. Ludwig XVI., der an ſeinen Gewohnheiten hing, hatte ſich von den Seinigen auch nicht auf einige Tage trennen wollen. Marie Antoinette, welche die Stimmung des Volkes gegen ſie kannte, fühlte ſich nur in der Nähe ihres Gemahls ſicher, und beſtand darauf, bei ihm zu bleiben.

Ferſen hatte auf Befehl des Königs einen Wagen von ungewöhnlicher Größe bauen laſſen. Die die königliche Familie, in der Eigenſchaft als Kurriere, begleitenden Gardes du Corps mußten eine neu angefertigte Livrée von auffallender Farbe anlegen. Dieſe Gardes du Corps, welche auf den Stationen die Pferde zu beſtellen, dafür zu bezahlen, die Trinkgelder auszutheilen hatten, waren in ſolchen Verrichtungen ganz unerfahren, und konnten dadurch bei den Poſtmeiſtern und Poſtillonen Verdacht erregen. Es war dem Könige dringend angerathen worden, den Grafen von Agoult, einen Officier von erprobter Feſtigkeit und Gewandtheit, in ſeinen Wagen aufzunehmen, weil Niemand beſſer unerwartete Hinderniſſe zu beſeitigen im Stande ſein würde. Zu dem Ende ſollte Frau von Tourzel, die Oberaufſeherin der königlichen Kinder, von der Reiſe ausgeſchloſſen werden. Dieſelbe wollte ſich aber von ihren Zöglingen nicht trennen, warf ſich der Königin zu Füßen, berief ſich auf die Rechte ihrer Stelle, und der König, von den Gebräuchen des Hoflebens beherrſcht, ſtimmte ihr bei. Agoult mußte zurückbleiben, und ſtatt eines tüchtigen Mannes gab es, bei einem ſo gefährlichen Unternehmen, eine hülfloſe Frau mehr.

Von den auf der Straße von Chalons aufgeſtellten Kavalerieposten wurde die ohnedies unruhige Aufmerkſamkeit des Volkes auf Alles, was auf dem Wege vorfiel, noch vermehrt. Vergebens hatte Bouillé vorgeſtellt, daß dieſe Piquets zu ſchwach wären, um, beim Eintreten ernſter Hinderniſſe, eine wirkſame Hülfe zu leiſten, und daß ſie jedenfalls Verdacht erregen müßten. Der König hatte auf dieſer Maßregel beſtanden. Wenn die Ortsbehörden ſich unterweges, wie erwartet werden konnte, den Paß vorzeigen ließen und die Reiſenden muſterten, ſo mußte es auffallen, daß Ludwig XVI., der als Kammerdiener aufgeführt war, ſeiner angeblichen Gebieterin, der Frau von Korff, in demſelben Wagen gegenüber ſaß, anſtatt in dem zweiten Fuhrwerk untergebracht zu ſein. Der König war ungenügend verkleidet. Seine Geſichtsbildung, ohnedies etwas auffallend, war durch die Münzen und die Aſſignaten die verbreitetſte im ganzen Lande. Jedermann war mit der Zahl und der Zuſammenſetzung der königlichen Familie bekannt, die, ſo vollſtändig bei einander, der Beobachtung kaum entgehen konnte. Der flüchtigſte Blick auf die Reiſenden konnte zu einer Entdeckung führen.

Der Graf von der Provence, der um dieſelbe Zeit, wie ſein Bruder die Tuileries, den Luxemburg verließ, hatte ſich von ſeiner Gemahlin getrennt, die eine andere Straße einſchlug. Da dieſer Prinz mit den Gewohnheiten und Forderungen des Privatlebens eben ſo unbekannt wie der

König war, so hatte er sich von einem geschickten und auf Alles eingerichteten jungen Officier, dem Grafen von Avaray, begleiten lassen, der ihn ohne Schwierigkeit über die niederländische Grenze brachte. Seine Gemahlin erreichte ebenfalls ihr Ziel. Ludwig XVI. würde, mit seinem Sohn allein reisend, wahrscheinlich eben so glücklich gewesen, und die Königin auf nicht mehr Hindernisse als die Gräfin von der Provence gestoßen sein.

Außer diesen unzweckmäßigen Veranstaltungen hatte die königliche Familie, um der Beobachtung einer Frau zu entgehen, die zu der Dienerschaft Marie Antoinette's gehörte, aber für treulos galt, die Abreise von Paris 24 Stunden später, als mit Bouillé verabredet worden, am 20. statt am 19. Junius, kurz vor Mitternacht, angetreten. Der Dienst jener Person war erst am Morgen des 20. Junius beendigt gewesen, und die Königin hätte dieselbe, ohne Verdacht zu erregen, nicht eher entfernen können. Daraus war eine Verwirrung in den von Bouillé auf der Straße getroffenen Sicherheitsmaßregeln entstanden. Indessen war die Entfernung der königlichen Familie aus Paris, mit Fersen's Hülfe, ohne weitere Hindernisse bewerkstelligt worden.

Das Gefühl, dem seit beinahe zwei Jahren erlittenen Drucke entgangen zu sein, das ungestörte Zusammensein, das herrliche Wetter ließen die königliche Familie für den Augenblick Alles, was sie bedrohen konnte, vergessen. Marie Antoinette war heiter und gesprächig, Ludwig XVI. nach seiner Art still, aber zufrieden. Ein Unfall stellte sich jedoch bald ein. In Etoyes brach ein Rad an dem großen Reisewagen, über dessen Ausbesserung eine kostbare Zeit verloren ging. Der König, welcher oft zum Wagen hinaussah, zuweilen sogar, wenn es bergan ging, ausstieg, wurde in Chalons, wo es viele Royalisten gab, erkannt, aber nicht verrathen. In Pont de Sommevelle angekommen, war Ludwig XVI. erstaunt, kein Piquet zu seiner Sicherheit zu finden. Er hatte es versäumt, Bouillé von dem Aufschube seiner Abreise zu benachrichtigen, obgleich dies möglich gewesen wäre.

Die Ankunft einer Abtheilung Husaren unter Choiseul hatte in Pont de Sommevelle eine große Bewegung unter der Bevölkerung verursacht. Hierzu kam der Umstaud, daß die Bauern in der Nachbarschaft, auf den Besitzungen einer Frau von Elboeuf, die derselben schuldigen Leistungen verweigert hatten, und mit militairischer Exekution bedroht worden waren. Als sie die auf der Straße aufgestellten Reiterpiquets sahen, glaubten sie dieselben gegen sich bestimmt, läuteten die Sturmglocken, und rotteten sich zusammen. Bouillé hatte, in der Voraussetzung, daß die Abreise der königlichen Familie in der Nacht vom 19. Junius erfolgen würde, den in das Vertrauen gezogenen Officieren die Zeit der

Ankunft Ludwig XVI. auf jeder Station genau angegeben. Choiseul, der den König, lange über die festgesetzte Stunde hinaus, vergeblich in Pont de Sommevelle erwartet hatte, glaubte, daß die Reise nicht angetreten worden sei. Da außerdem das immer zahlreicher herbeiströmende Landvolk die aus nur 40 Mann bestehende Abtheilung Husaren zu umringen drohte, so zog sich Choiseul mit seinen Leuten, deren längere Anwesenheit auf diesem Punkte er für unnütz und selbst gefährlich hielt, auf Nebenwegen nach Varennes zurück.

Die königliche Familie legte den Weg von Pont de Sommevelle bis Sainte-Menehould ohne Hinderniß zurück. In den Straßen dieses Ortes war viel Volk versammelt, das sich über die unerwartete Ankunft von Husaren und Dragonern lebhaft unterhielt, und darunter irgend ein gefährliches Unternehmen verborgen glaubte. Als plötzlich der große königliche Reisewagen mit seinem vielen Gepäck und den Kurrieren in ihrer glänzenden Livrée erschien, ward der Argwohn noch vermehrt. Indessen wäre Ludwig XVI. unerkannt geblieben, wenn er nicht in dem Augenblick, wo die Pferde gewechselt wurden, das Wagenfenster aufgezogen und hinausgesehen hätte. Drouet, der Sohn des Postmeisters, ein ehemaliger Soldat, aber eifriger Anhänger der Revolution, ward von der Aehnlichkeit der Züge des Reisenden mit denen des Königs auf den Assignaten überrascht, trat näher an den Wagen heran, faßte die darin befindlichen Personen scharf in das Auge, und begriff, daß er die königliche Familie vor sich habe, und daß sie sich auf der Flucht befinde. Es war dies einer der hochtragischen Momente in der neueren Geschichte, und derselbe steht durch die in ihm enthaltenen Gegensätze, und seine großen Folgen, als einzig da. In einer kleinen Stadt wird, von einem Menschen von dunkler Stellung, ein Blick auf einen verkleideten Reisenden geworfen, und damit über das Schicksal des ältesten Königshauses und das Leben so vieler erlauchten Personen entschieden.

Drouet ließ den Gemeinderath von der Entdeckung, welche er gemacht, benachrichtigen, stieg mit einem seiner Freunde, Namens Guillaume, zu Pferde und eilte nach Varennes, um die schmale, über den Fluß Aire gehende Brücke, welche zu der Straße nach Montmedy führte, zu verrammeln, und die königliche Familie anzuhalten. Der das Dragonerpiquet in Sainte-Menehould kommandirende Officier hatte das Beginnen Drouet's bemerkt, die Absicht errathen, und befahl einem Wachtmeister, die Beiden zu verfolgen, und sie, um ihre Ankunft in Varennes zu hindern, im Nothfall zu tödten. Der Wachtmeister, ein entschlossener Mann, jagte ihnen, den Zügel zwischen den Zähnen und in jeder Hand eine

Piſtole haltend, nach, bis ſie einen Seitenweg einſchlugen, und, von der beginnenden Dämmerung und dem Gehölz begünſtigt, vor ſeinen Blicken verſchwanden. Der Wachtmeiſter mußte unverrichteter Sache nach Sainte-Menehould zurückkehren. Abermals ging bei Clermont eine unerſetzliche Zeit verloren. Die als Kurriere verkleideten Gardes du Corps mußten lange nach dem Vorſpann ſuchen, welcher bereit gehalten geweſen, aber bei der verſpäteten Ankunft des Königs wieder fortgeſchickt worden war. Bei Clermont ſprengte ein Unbekannter an dem königlichen Wagen vorbei und rief: „Sie ſind entdeckt!" Der König hätte jedoch noch gerettet werden können, wenn nicht eine Abtheilung Dragoner, welche der Graf von Damas von Sainte-Menehould aus der königlichen Familie zu Hülfe ſchickte, aus Unbekanntſchaft mit dem Wege und von der Dunkelheit getäuſcht, die Straße nach Verdun ſtatt der nach Varennes eingeſchlagen hätte, und ihres Irrthums zu ſpät gewahr geworden wäre.

An der Brücke über den Fluß Aire angelangt, fand die königliche Familie dieſelbe durch einen umgeworfenen Wagen unwegſam gemacht. Die Gardes du Corps ſtiegen ab, um das Hinderniß zu beſeitigen, als zwei mit Flinten bewaffnete Männer an den Reiſewagen traten, und nach dem Paſſe verlangten. Es waren dies Drouet und Guillaume. Der Prokurator der Gemeinde, ein Gewürzkrämer Namens Sauſſet, von ihnen benachrichtigt, kam ebenfalls herbei, und lud die Reiſenden ein, ihm zur Unterſuchung des Paſſes nach ſeiner Wohnung zu folgen. Der entſcheidende Augenblick war gekommen. Die drei Gardes du Corps, ſtarke und unerſchrockene Männer, hätten, wären dieſelben mit Piſtolen bewaffnet geweſen, Drouet und Guillaume niedermachen, den umgeworfenen Wagen fortſchaffen und die königliche Familie über die Brücke bringen können. Auf der anderen Seite des Fluſſes angekommen, wäre Ludwig XVI. jedenfalls in Sicherheit geweſen. Niemand hätte in Varennes daran gedacht, ihm nachzuſetzen, und er würde in kurzer Zeit die nächſten unter den von Bouillé aufgeſtellten Kavalerieposten erreicht haben. Aber die Fahrläſſigkeit war ſo weit gegangen, daß die Gardes du Corps ohne Feuergewehr gelaſſen worden. Man hatte vor der Abreiſe davon geſprochen, Piſtolen in dem Reiſewagen mitzunehmen, aber dies unter ſolchen Umſtänden unentbehrliche Schutzmittel vergeſſen.

Sauſſet ging der königlichen Familie mit einer Laterne voran, und führte ſie in einen niedrigen, im erſten Stockwerk ſeines Hauſes befindlichen Saal. Die Anweſenden ſtellten ſich, als wüßten ſie nicht, mit wem ſie zu thun hatten. Drouet war unterdeſſen hinausgegangen, um die Sturmglocken zu läuten. Daſſelbe war, nach ſeiner Entfernung und auf

seine Veranlassung, in Sainte-Menehould und Clermont geschehen. Stadt und Land erhoben sich, ungewiß, ob Feuersgefahr oder ein Feind drohe. In einem Augenblick waren alle Fenster in Varennes erleuchtet und die ganze Bevölkerung auf den Beinen. Eilboten flogen nach verschiedenen Seiten hin, um die Nationalgarden der benachbarten Ortschaften herbeizurufen. Nachdem dies geschehen, wandte sich Sausset plötzlich an den König, und sagte, auf ein an der Wand hängendes Bild zeigend: „Sire! Das ist Ihr Portrait!" — „Ja wohl, mein Freund, ich bin der König!" rief Ludwig XVI. lebhaft aus.

Choiseul hatte seine vierzig Husaren von Pont de Sommevelle nach Varennes zurückgebracht, und dieselben waren, ungeachtet des verlockenden Beispiels so vieler abtrünnigen Kameraden, ihrer Pflicht treu geblieben. Er begab sich nach ihrer Kaserne, ließ sie aufsitzen, und sagte zu ihnen mit bewegter Stimme: „Der König und die Königin sind hier und gefangen! Wir müssen sie befreien oder sterben!" — Die Soldaten waren erstaunt, aber bereit zu gehorchen. Choiseul führte sie in scharfem Trabe vor das Haus des Prokurators Sausset, stieg, von Damas, der von seinen Truppen verlassen worden, und Goguelas begleitet, die Treppe hinauf, und sprach, sich zu Ludwig XVI. wendend: „Sire! Wir kommen, um Sie zu retten! Mir stehen 40 Husaren zur Verfügung. Ich werde sieben davon absitzen lassen. Eure Majestät besteigen, den Dauphin im Arm, eines dieser Pferde, die Königin, die Prinzessin Elisabeth, Ihre Tochter und die Damen Ihres Gefolges bedienen sich der übrigen Pferde. Mit 33 gut berittenen Husaren, den Säbel in der Hand, werden wir Sie über den Fluß bringen, aber es ist keine Minute Zeit zu verlieren!" — Der Plan war ausführbar. Die Husaren hätten das andere Ufer erreichen können. Der Fluß bot einige seichte Stellen dar. Die in Varennes versammelten Nationalgarden und Bauern waren schlecht, viele gar nicht bewaffnet. Sie würden keinen Angriff auf die Husaren gewagt haben. Die königliche Familie und ihr Gefolge waren alle des Reitens kundig. Das Unternehmen wurde von der Nacht begünstigt. Aber Ludwig XVI. war keiner kühnen That fähig, und fürchtete, die Seinigen den Flintenschüssen, welche das Volk den Fliehenden nachschicken könnte, auszusetzen. Außerdem hoffte er auf Bouillé's und seiner Truppen baldige Ankunft, wo er dann die Reise ohne alle Gefahr fortzusetzen im Stande sein würde.

Die Zeit drängte. Die Nationalgarden der Umgegend kamen immer zahlreicher herbei. Da es sich aber nicht darum handelte, dieselben anzugreifen, sondern nur den König und seine Familie nach dem nahe gelegenen

Fluſſe zu bringen und dort überzuſetzen, ſo wäre dazu eine kleine entſchloſſene Abtheilung Reiterei hinlänglich geweſen. Ein Officier, Namens Deslon, der eines von den auf der Straße nach Montmedy aufgeſtellten Huſarenpiquets befehligte, ſetzte ſich mit demſelben, als er von Ludwig XVI. Anweſenheit in Varennes hörte, in Bewegung, legte mit ſtürmiſcher Eile fünf Meilen in zwei Stunden zurück, und kam an der verrammelten Brücke an. Er ließ ſeine Soldaten mit dem Bedeuten, ſich zu deſſen Uebergang in Bereitſchaft zu halten, ſtehen, kam glücklich über den Fluß, und eilte zu dem Könige, um ſich von der Lage der Dinge aus eigener Anſchauung zu überzeugen, und demgemäß weiter zu handeln.

Deslon trat in das Haus des Prokurators Sauſſet, wo ſich ihm ein trauriger und niederſchlagender Anblick darbot. Der König, welcher jetzt an Bouillé's Ankunft zu zweifeln anfing, und ſeine hoffnungsloſe Lage überſah, war wie vom Donner gerührt, und verſtand kaum, was ihm geſagt wurde. Als ihn Deslon um Aufträge an Bouillé, zu welchem er ſich zurückbegeben wollte, bat, antwortete der König, nachdem der Fragſteller ſeine Worte mehrmals wiederholt hatte, wie aus dem Schlaf auffahrend: „Ich bin gefangen, und habe keine Befehle mehr zu ertheilen. Sagen Sie Herrn von Bouillé, zu thun, was möglich iſt!“ — Die Königin ſaß auf einer hölzernen Bank zwiſchen zwei Kiſten mit Talglichtern, die Züge entſtellt, die Bruſt von Seufzern geſchwellt, und ging mit gefalteten Händen die Frau des Gewürzkrämers an, ihren Einfluß bei ihrem Gatten zur Rettung der königlichen Familie anzuwenden. Es war aber auf dieſem Wege nichts zu erlangen. Von Zeit zu Zeit erſcholl von der Straße her der Ruf: „Es lebe die Nation! Nach Paris! Nach Paris!“ Einen Augenblick lang, als der König bei anbrechendem Morgen an ein Fenſter trat, als Diener verkleidet, bleich vor Gram und Schlafloſigkeit, wurde die draußen ſtehende Menge von Rührung ergriffen. Manche weinten über den Sturz dieſer tief gefallenen Größe, Andere ſuchten den königlichen Dulder zu tröſten, indem ſie ihm ein Lebehoch zuriefen.

Zwiſchen fünf und ſechs Uhr Morgens wurden plötzlich Hufſchläge und Wagengeraſſel vernommen. Es waren dies Sendboten, welche von Paris kamen. Der, welcher zuerſt an die königliche Familie herantrat, hieß Baillon, und war von dem pariſer Gemeinderath abgeſchickt worden. Gleich nach ihm kam ein Adjutant la Fayette's, Namens Romoeuf, an, der ein Dekret der Nationalverſammlung mitbrachte, welches den König und ſeine Familie überall, wo man ſie treffen würde anzuhalten, und nach der Hauptſtadt zurückzuführen befahl. „Ach, la Fayette!“ rief die Königin mit leidenſchaftlichem Ton, als Romoeuf ſich ſeines Antrages entledigt

hatte, „er hat nichts als seine amerikanische Republik im Kopfe.... Aber er wird schon sehen, was eine Republik ist.... O die Unverschämten!" — Ludwig XVI. las das Dekret, legte es auf das Bett seiner schlafenden Kinder, und sagte: „Es giebt in Frankreich keinen König mehr!" — Die Königin warf das Papier mit den Worten zur Erde: „Ich will nicht, daß es das Ruhelager meiner Kinder befleckt!" —

Ueber zehntausend städtische und ländliche Nationalgarden standen in und um Varennes. Das Tosen der Menge nahm mit jedem Augenblick zu. Die Linientruppen hatten sich dem Volke angeschlossen. Um acht Uhr ward, nachdem die königlichen Wagen in Bereitschaft gesetzt worden, der Rückweg angetreten. So endigte dieser unglückliche Fluchtversuch, zu dessen Mißlingen Unklugheit und Mangel an Erfahrung, aber auch eine verhängnißvolle Kette ungünstiger Umstände beigetragen hatten. Man hätte glauben sollen, und glaubte damals auch wirklich, daß die Leiden der königlichen Familie ihren Gipfel erreicht hätten, und daß von da an eine Linderung eintreten würde. Aber das bisher Geschehene war nur das einleitende Vorspiel zu der nachfolgenden Tragödie gewesen.

Bouillé, der lange Zeit ohne Nachricht von Ludwig XVI. geblieben, hatte, als er dessen Gefangenschaft in Varennes erfuhr, in größter Eile alles Mögliche zur Rettung in Bereitschaft gesetzt. Um den Eifer seiner Leute zu spornen, theilte er 400 Goldstücke, die er bei sich trug, unter sie aus. Aber Verzögerungen, Mißverständnisse, Fehlgriffe, die er nicht hatte verhindern können, bewirkten, daß er erst eine Stunde nach der Abreise der königlichen Familie vor Varennes ankam. Bouillé wollte, nur seinen Muth und seine Treue zu Rathe ziehend, dem Könige, obgleich das ganze Land umher sich im Aufstande befand, und die Besatzung von Verdun mit Artillerie herbeizog, mit dem einzigen Reiterregiment Royal-Allemand nachjagen und ihn befreien. Aber die Pferde, welche neun Stunden lang in Bewegung gewesen, waren zu weiterer Anstrengung unfähig geworden. Bouillé drückte sich mit einer verzweifelnden Gebehrde den Hut in den Kopf, kehrte um, und verließ Frankreich.

In Paris hatte die Abreise des Königs, als sie am Morgen des 21. Junius bekannt wurde, eine außerordentliche Aufregung verursacht. Im ersten Augenblick war man geneigt gewesen, la Fayette für einen Verräther an der Sache des Volkes zu halten, gab jedoch diesen Verdacht bald wieder auf. La Fayette hätte damals die Rache der Hofpartei, wenn derselben ihre Macht zurückgegeben worden wäre, mehr als ein Anderer zu fürchten gehabt. Die Municipalität ließ das Ereigniß der Bevölkerung durch drei Kanonenschüsse verkündigen. Die Nationalversammlung wurde in größter Eile

zuſammenberufen. Die Klubs erklärten ſich in Permanenz. Es ward verboten, Paris zu verlaſſen, und der Generalmarſch in allen Stadttheilen geſchlagen. Die Pickenmänner des 14. Julius 1789, welche ſeitdem entwaffnet worden, kamen wieder zum Vorſchein.

Die Mehrheit der Nationalverſammlung war anfangs über die Flucht des Königs erſtaunt und betroffen. Der Zwang, welchen ſie ihm bei ſo vielen Gelegenheiten angethan, die ihm widerfahrenen Beleidigungen, welche ſie nicht verhindert oder nicht gerächt hatte, kamen ihr jetzt in das Gedächtniß zurück. Die Führer der Volkspartei glaubten, daß Ludwig XVI. nicht ohne Verabredung mit den auswärtigen Mächten und ohne ihrer Hülfe gewiß zu ſein, gehandelt habe, und fürchteten, daß er mit einer fremden Kriegsmacht nach Frankreich zurückkehren könne Die Furchtſamen und Argwöhniſchen, unter ihnen Robespierre, träumten von einer großen royaliſtiſchen Verſchwörung, welche gegen die Patrioten eine zweite Bartholomäusnacht ausführen werde. Die Mitglieder der rechten Seite konnten ihre Zufriedenheit über die Flucht des Königs nicht verbergen, und freuten ſich über die Beſorgniſſe ihrer Gegner Ein im Intereſſe der Hofpartei redigirtes Tagesblatt war ſo vermeſſen, ſchon von einer Amneſtie für die Anhänger der Revolution, von welcher aber 150 Perſonen ausgenommen werden ſollten, zu ſprechen. Eine in der Nationalverſammlung nicht vertretene, aber in den Klubs und in der demagogiſchen Preſſe ſich regende, Partei hoffte, daß die heimliche Abreiſe der königlichen Familie Veranlaſſung zur Einführung der Republik werden würde.

Die Nationalverſammlung, ſeit ſo langer Zeit gewohnt, Alles ſelbſt zu entſcheiden, hatte, nach der erſten Ueberraſchung, ihre gewöhnliche zuverſichtliche Haltung wieder angenommen. Sie rief die Miniſter in ihre Mitte, forderte dieſelben zur Fortſetzung ihrer Wirkſamkeit auf, und befahl ihnen, nur auf ſie zu hören. Der Juſtizminiſter wurde ermächtigt, die Dekrete der Nationalverſammlung, wie früher nach erfolgter königlicher Sanktion geſchehen, jetzt ohne dieſelbe mit dem Staatsſiegel zu verſehen. Der Ausſchuß für Militairangelegenheiten ward mit der Erhaltung der inneren Sicherheit des Landes beauftragt. Die in Paris anweſenden Generale erſchienen, den aus dem nordamerikaniſchen Kriege her bekannten General Rochambeau an der Spitze, vor den Schranken der Verſammlung, und boten ihre Dienſte an. Es wurden alle Unordnungen und Gewaltthätigkeiten gegen Perſonen oder Eigenthum mit den ſtrengſten Strafen bedroht. Der Miniſter des Auswärtigen, Montmorin, erhielt den Auftrag, die fremden Mächte der friedfertigen Geſinnungen der

Nationalverſammlung zu verſichern, und daß in den Beziehungen zum Auslande keine Veränderung eintreten werde. Die Flucht des Königs wurde in der amtlichen Sprache eine Entführung genannt, deren böswillige Anſtifter zur Verantwortung gezogen werden ſollten, aber es ward Alles, was wie eine Drohung gegen die königlichen Perſonen hätte ausſehen können, ſorgfältig vermieden.

De Laporte, Intendant der Civilliſte, ein Anhänger der königlichen Sache, der aber nicht in das Geheimniß der Flucht gezogen worden, überreichte dem Präſidenten der Nationalverſammlung ein verſiegeltes, von Ludwig XVI. an ſie gerichtetes Schreiben. Daſſelbe enthielt eine Proklamation*) des Königs an das Volk bei Gelegenheit ſeiner Abreiſe von Paris, worin die, ſeiner Perſon, ſeiner Familie und ſeinen Rechten ſeit dem 6. Oktober 1789 zugefügten, Verletzungen aufgezählt waren. Es ward in dieſem Schriftſtück, in geſchickter und nachdrücklicher Weiſe, die Unvereinbarkeit der gegenwärtigen Verfaſſung mit dem Beſtehen der Monarchie und dem Glücke der Nation hervorgehoben, und auf Inſtitutionen hingedeutet, welche die Freiheit mit der Ordnung verbinden könnten. Dieſe Proklamation enthielt aber nichts, was die Abſicht verrathen hätte, Alles, was ſeit dem Anfang der Revolution geſchehen, rückgängig machen zu wollen. Es lag dies auch keineswegs weder in den Abſichten des Königs noch der Königin, ſondern nur in denen der Ausgewanderten. Als Dekrete, deren Sanktion Ludwig XVI. mit Gewalt abgenöthigt worden, wurden nur die, ſeit der Wegführung der königlichen Familie von Verſailles nach Paris, erlaſſenen bezeichnet. Das Daſein der Nationalverſammlung, die Erklärung der Menſchenrechte, die Aufhebung des Feudalweſens, das Steuerbewilligungsrecht, das Suspenſivveto, die Verantwortlichkeit der Miniſter waren nicht angefochten. Dagegen würden die Dekrete der Nationalverſammlung, betreffend die Abſchaffung des Adels, die Civilverfaſſung des Klerus, die Ernennung aller Richter und Beamten durch das Volk, aus einer Verfaſſung, wie ſie Ludwig XVI. wollte, fortgefallen, und demſelben der nöthige Einfluß auf das Heer, die Gerichte und die Verwaltung zurückgegeben worden ſein. Der König war in ſeinen Zugeſtändniſſen weiter als Mirabeau bei ſeinem Plan einer Kräftigung des Königthums gegangen, der das abſolute Veto der Krone für unerläßlich gehalten hatte.

Die Nationalverſammlnng konnte auf dieſe, im Ganzen durchaus

*) Déclaration du Roi adressée à tous les Français à sa sortie de Paris.

wahren und gemäßigten, Anklagen des Königs gegen ihr Verfahren nichts Gründliches erwidern. Sie erließ jedoch eine Gegenerklärung*), worin, außer einer Menge von in ihr vorgebrachten Gemeinplätzen, einige ſchwache Stellen der königlichen Proklamation, wie die Beſchwerde über die Geringfügigkeit der Civilliſte (25 Mill. Fr. jährlich, was damals bedeutend mehr als heute war), welche Ludwig XVI. ſelbſt beſtimmt hatte, und über die mangelhafte Einrichtung der Tuileries, widerlegt wurden.

Zwei Tage lang blieb Paris ohne alle Nachricht über das Schickſal der königlichen Familie. Das Volk hatte anfänglich große Erbitterung gezeigt, aber keine Gewaltthätigkeiten begangen. In den aufgeklärten Kreiſen herrſchte der Wunſch vor, daß der König eine der Grenzſtädte erreichen möchte, weil ſeine Verhaftung zu große Schwierigkeiten herbeiführen könnte. Man glaubte, daß Ludwig XVI. und die Nationalverſammlung, eine Zeit lang von einander getrennt, aus der Ferne eher als in der Nähe zu einer Uebereinkunft gelangen würden. Denn mit Ausnahme der rohen Menge und ihrer demagogiſchen Führer trat jeder vor dem Gedanken an einen unheilbaren Bruch mit Scheu zurück. Alles hing indeſſen, bis beſtimmte Kunde von der Reiſe des Königs eingelaufen, in der Schwebe. Es ward viel hin und her geſprochen, aber nichts entſchieden. Am 22. Junius, 9 Uhr Abends, rief, als die Nationalverſammlung eben eine Sitzung hielt, plötzlich eine Donnerſtimme in den Saal hinein: „Er iſt verhaftet!“ — Die Zuſchauer auf den Gallerien klatſchten Beifall, aber die Deputirten verhielten ſich ſtill, und die Meiſten unter ihnen ſchienen eher beſtürzt als erfreut zu ſein.

Sobald die Nachricht von der Verhaftung des Königs in Varennes nach Paris gekommen, ernannte die Nationalverſammlung drei Kommiſſarien, aus den drei Parteien genommen, welche in ihr hervortraten, Latour-Maubourg, Barnave und Petion, um der königlichen Familie entgegenzugehen, und ſie nach Paris zu begleiten. Es ward ihnen der General Mathieu Dumas, um die während der Reiſe erforderlichen militairiſchen Vorkehrungen zu leiten, zugegeben. Latour-Maubourg, ein perſönlicher Freund und Geſinnungsgenoſſe la Fayette's, wollte die Verfaſſung, zu welcher die Nationalverſammlung die Grundlagen bereits längſt entworfen, vollendet wiſſen, und war, wie la Fayette, von der Idee einer demokratiſchen Monarchie erfüllt. Barnave, der ſeit Mirabeau's Tode in deſſen Fußtapfen getreten, hielt, im Intereſſe der

*) Adresse de l'Assemblée nationale aux Français à l'occasion du départ du Roi

Revolution ſelbſt, eine Verſtärkung der königlichen Gewalt, und demnach eine Modifikation der Verfaſſung für nothwendig. Petion neigte ſich, obgleich in unbeſtimmter Weiſe, zu der reinen Demokratie hin, womit er aber nur im Klub der Cordeliers, nicht einmal in dem der Jakobiner, und noch weniger in der Nationalverſammlung, Anklang fand.

Als die königliche Familie den Rückweg antreten mußte, war die Straße von einer unermeßlichen Menge, Nationalgarden und Bauern, letztere meiſt mit Senſen und Heugabeln verſehen, bedeckt. Gegen die königlichen Perſonen wurden keine Beleidigungen verübt. Aber die drei auf dem Wagenbock ſitzenden Gardes du Corps befanden ſich in einer gefährlichen Lage. Schon am Abend des vorigen Tages war in Varennes Blut gefloſſen. Roland, Major der dortigen Nationalgarde, hatte den Baron von Goguelas, der die anweſende Reiterabtheilung zur Rettung des Königs aufforderte, durch einen Piſtolenſchuß verwundet. Am erſten Tage der Rückkehr ritt, als die königliche Familie ſich Sainte-Menehould näherte, ein benachbarter Gutsherr, der Marquis von Dampierre, durch das wogende Volk an den königlichen Wagen heran, grüßte Ludwig XVI. und bat um die Erlaubniß, ihm die Hand küſſen zu dürfen. Dampierre wollte dadurch zeigen, daß noch nicht Jedermann die dem Könige ſchuldige Ehrfurcht vergeſſen habe. Die wilde Menge ſah dies aber als einen Hohn und eine Herausforderung an, und Dampierre koſtete ſeine Ergebenheit das Leben. Er wurde vom Pferde geſchoſſen, die Leiche in Stücke geriſſen, der Kopf abgehauen und auf eine Picke geſteckt.

In Chalons, welches damals die Stadt in Frankreich war, wo die Revolution die Geſinnungen der Bevölkerung am Wenigſten verändert hatte, wurde die königliche Familie mit großen Beweiſen der Liebe und Verehrung empfangen. Die Einwohner ſtellten ſich in Maſſe vor dem Hauſe auf, in welchem Ludwig XVI. abgeſtiegen war, und drängten ſich nach ſeinem Anblick. Mädchen aus den höheren Klaſſen brachten dem Könige und der Königin Blumen dar, und brachen bei ihrem Anblick in Thränen aus. In der Nationalgarde von Chalons war einen Augenblick lang die Rede davon geweſen, zu Pferde zu ſteigen, und die königliche Familie mit Gewalt nach Montmedy zu führen.

Am 23. Junius begegnete die königliche Familie, zwiſchen Chateau-Thierry und Chalons, den drei Kommiſſarien der Nationalverſammlung, und dem ihnen beigegebenen General Mathieu Dumas. Barnave überreichte Ludwig XVI. das Dekret der Nationalverſammlung, der, ruhiger und gefaßter als den Tag vorher, ſich in ſein Schickſal zu finden ſchien. Er verſicherte den Kommiſſarien, daß er keineswegs beabſichtigt habe,

Frankreich zu verlaſſen, ſondern geſonnen geweſen wäre, in Montmedy zu bleiben, um dort in Ruhe und Freiheit über die Annahme der Verfaſſung zu berathen.

Der König und die Königin hätten es gern geſehen, wenn Latour-Maubourg, den ſie ſchon von früher her kannten, in ihren Wagen geſtiegen wäre. Der Freund la Fayette's bemerkte aber der Königin, daß es zweckmäßiger wäre, dieſe Auszeichnung Barnave zu gewähren, der eines der einflußreichſten Mitglieder der Nationalverſammlung ſei, und ſich durch dieſe Ehre geſchmeichelt finden würde. Barnave nahm demnach zwiſchen dem Könige und der Königin Platz, Petion ſetzte ſich zwiſchen die Schweſter und Tochter*) des Königs. Der Dauphin wurde abwechſelnd in den Armen der Anweſenden gehalten. Latour-Maubourg und Mathieu Dumas waren in den zweiten Wagen zu Frau von Tourzel geſtiegen.

Marie Antoinette benahm ſich anfangs kalt und zurückhaltend gegen die beiden Kommiſſarien, fühlte ſich aber ſehr bald zu Barnave hingezogen. Dieſer vereinigte mit einem edlen Aeußern, mit einem Ausdruck von Offenheit und Wohlwollen, eine ſeltene Anmuth der Unterhaltung, und legte gegen die königliche Familie eben ſo viel Theilnahme als Ehrerbietung dar. Barnave, der ſchon ſeit einiger Zeit dem Uebermaß der Revolution entgegenzuwirken geſucht, ward durch den perſönlichen Einfluß der Königin in dieſer Abſicht noch beſtärkt. Beide traten ſich während dieſer Reiſe ſo nahe, daß Marie Antoinette fortan den früheren Volksmann für einen entſchiedenen Freund hielt, und Barnave ſein ganzes übriges Leben über für die Königin von Anhänglichkeit und Bewunderung erfüllt blieb. Petion dagegen zeigte ſich gefühllos, rauh, und ſpielte, ſehr zur Unzeit, dem Unglück der königlichen Perſonen gegenüber, den Mann der Freiheit und Gleichheit, welcher in ſeiner Unterhaltung merken ließ, daß er die Monarchie nur als eine traurige, hoffentlich bald vorübergehende Nothwendigkeit anſah.

Die königlichen Wagen waren im Anfange der Reiſe von einer zahlreichen Begleitung von Nationalgarden, zuletzt aber nur von Kavalerie umgeben. Vor den Thoren und auf den Plätzen der Städte war überall die bewaffnete Macht aufgeſtellt, welche, ungeachtet des offenbaren Zwanges, welcher der königlichen Familie angethan wurde, derſelben, theils aus alter Gewohnheit, theils aus Mitgefühl, die militairiſchen Ehrenbezeugungen erwies. Wenn Ludwig XVI. erſchien, präſentirten

*) Von den Franzoſen Madame Royale genannt.

Linientruppen und Nationalgarden das Gewehr, die Musik erklang und die Fahnen wurden gesenkt.

Aber in Paris herrschte eine feindseligere Stimmung als in den Städten, welche auf der Reise berührt wurden. Die hauptstädtische Bevölkerung war, von der demagogischen Presse aufgereizt, zu keiner theilnehmenden Rücksicht auf die königlichen Personen geneigt. Die Kommissarien der Nationalversammlung fanden es für nöthig, die königliche Familie auf einem großen Umwege über die äußeren, damals wenig bewohnten Boulevards, durch die Barriere de l'Etoile und die Champs elysées nach den Tuileries zu führen. Es geschah dies, um die bevölkertsten Stadttheile, aus Besorgniß vor dem Pöbel, zu vermeiden. Schon vor Paris, zwischen Livry und Bondy, hatte eine bewaffnete Bande Miene gemacht, auf die Wagen loszustürzen, und von einer Menge weiblichen Gesindels war bald nachher, in der Nähe der großen Straße, beim Anblick der königlichen Familie, ein wüthendes Geschrei ausgestoßen worden.

Die gesammte Nationalgarde war aufgeboten, und bildete vor der Barriere de l'Etoile bis zu dem Schlosse ein Spalier, hinter welchem eine ungeheure Menschenmasse hin und her wogte (25. Junius). Die dem Volke von der Presse und den Klubs gegebene Losung war: „Tiefe Stille! Wer vor dem Könige den Hut abzieht, wird geschlagen, wer ihn beleidigt, wird gehängt!"*) — Als die königliche Familie erschien, drehte die Nationalgarde die Gewehre wie bei einem Leichenzuge um. Kein Laut ward ausgestoßen. Die große Hitze und ein brennender Staub, der die Luft erfüllte, stimmten mit der leidenschaftlichen Stille des Volkes überein. Die Ruhe war während des ganzen Zuges nicht gestört worden. Aber in dem Augenblick, als die königliche Familie das Schloß zu betreten im Begriff stand, suchte eine blutdürstige Rotte die Reihen der Nationalgarde zu durchbrechen, um an Marie Antoinette heranzukommen. Die Nationalgarde widerstand glücklicher Weise dem Andrange. Die Königin hatte große Festigkeit bewiesen, und war zuletzt unter den Ihrigen aus dem Wagen gestiegen. Zwei Adelige aus der Volkspartei, der Herzog von Aiguillon und der Vicomte von Noailles, denen Marie Antoinette abgeneigt war, standen in ihrer Nähe zu ihrem Schutz bereit, und zogen dieselbe halb wider deren Willen in das Schloß hinein. Der Baron von Menou hielt den Dauphin in seinen Armen.

*) Der oben erwähnte royalistische Deputirte Guilhermy (siehe Seite 207) warf seinen Hut weit von sich weg und rief: „Wer wagt es, ihn mir zu holen?" Eine Kühnheit, die, obgleich allgemein bemerkt, für den Herausforderer keine üblen Folgen hatte.

Die Nachricht von der Flucht des Königs hatte ganz Frankreich erschüttert. Selbst in den Städten, wo die Monarchie zahlreichen Anhang besaß, griff die Nationalgarde zu den Waffen, und erklärte, im Nothfalle zur Vertheidigung der Grenze ausziehen zu wollen. Ueberall fürchtete man, daß der König sich von seiner Gemahlin und den Ausgewanderten bestimmen lassen werde, außer Landes zu gehen, und an der Spitze fremder Truppen in Frankreich einzufallen. Jetzt weiß man mit Zuverlässigkeit, daß Marie Antoinette der Flucht entgegen war, und daß weder sie noch Ludwig XVI. den Ausgewanderten als Partei und der Emigration als politischer Maßregel beipflichteten, sondern sie vielmehr als gefährlich ansahen. Damals wurde aber im Volke allgemein das Gegentheil angenommen. Die Landleute fürchteten die Wiederherstellung des Zehnten und der herrschaftlichen Rechte, die Bürger sahen im Geiste den Uebermuth des Adels voraus, die Soldaten fühlten sich von der Erneuerung der entehrenden Strafen, und der Ausschließung von den Officiersstellen bedroht, die Käufer der geistlichen Güter, von welchen schon für mehre hundert Millionen Franken veräußert worden, zitterten für ihren neu erworbenen Besitz. Die Freude war deshalb groß, als sich die Kunde von der Verhaftung und Rückkehr der königlichen Familie nach Paris im Lande verbreitete. Gleichwohl wollte die unendliche Mehrheit der Bevölkerung die Wiederherstellung der Ordnung und Ruhe, welche man gerade durch das Entrinnen Ludwig XVI. gefährdet glaubte. Aber selbst der gut gesinnte Theil begriff nicht, daß eine Verfassung, welche einen König für nothwendig hielt, ihm aber alle Wirksamkeit entzog, welche für die oberste Stelle im Staate die Erblichkeit anerkannte, alle anderen Gewalten aber von der Wahl abhängig machte, nicht dauern konnte, und zu neuen Erschütterungen führen mußte.

---

18. Von der Rückkehr Ludwig XVI. nach Paris bis zur Auflösung der ersten Nationalversammlung.

Die Mehrheit der Nationalversammlung würde Ludwig XVI, wenn es möglich gewesen wäre, gern alsbald in seine verfassungsmäßige Stellung wieder eingesetzt haben. Aber die öffentliche Meinung, welche von dem unglücklichen Fluchtversuch so tief erregt worden, legte den Konstitutionellen beschränkende Maßregeln gegen den König auf. Es stand jedoch

bei ihnen feſt, es zu keiner eigentlichen Unterſuchung und Anklage gegen Ludwig XVI. kommen zu laſſen. Auf Thouret's Veranlaſſung, der einer der Führer der konſtitutionell-monarchiſchen Partei war, erließ die Nationalverſammlung am Tage der Rückkehr der königlichen Familie ein Dekret, in welchem eine angeblich zu der Sicherheit des Königs, der Königin und des Thronerben beſtimmte Bewachung derſelben angeordnet wurde. — Eine beſondere Kommiſſion, hieß es ferner, wird die Erklärungen des Königs und der Königin über den Zweck ihrer Entfernung von Paris entgegennehmen. — Die übrigen, in dieſe Angelegenheiten verwickelten, Perſonen ſollen verhört und gerichtet werden. — Der Juſtizminiſter wird, bis auf weitere Verfügung, fortfahren, die Dekrete der Nationalverſammlung, ohne königliche Sanktion, mit dem Staatsſiegel zu verſehen.

Die Bewachung des Königs und der Königin, obgleich in einem Pallaſt vollzogen, kam gleichwohl einer wirklichen Gefangenſchaft gleich. An den Thüren ihrer Zimmer ſtanden Schildwachen, die Niemand, ohne la Fayette's Erlaubniß, zu ihnen ließen. Die königlichen Gatten konnten nur flüchtig und im Geheimen mit einander in Berührung treten. Eine Zeit lang wurde Marie Antoinette ſo eng bewacht, daß ſie ſich ohne Zeugen kaum an- und auskleiden konnte.

Die Nationalverſammlung ernannte drei ihrer Mitglieder, Tronchet, d'André und Duport, um den König und die Königin zu vernehmen. Ludwig XVI. antwortete, daß er ſich von Paris entfernt habe, um zu beweiſen, daß er frei wäre, und daß die von ihm zurückgelaſſene Proteſtation nicht gegen die Principien der Konſtitution, ſondern nur gegen die Form, unter welcher ſie ſanktionirt werden ſollten, gerichtet geweſen. Seine Reiſe habe ihm übrigens bewieſen, wie ſehr das Volk den neuen Zuſtänden zugethan ſei. Die Königin begründete ihre Entfernung von Paris mit dem Gehorſam, welchen ſie dem Könige ſchuldig wäre. Von Barnave war im Geheimen den königlichen Perſonen Alles, was ſie bei dieſer Gelegenheit zu ſagen hatten, an die Hand gegeben worden. Obgleich dieſe Erklärung, wenigſtens in Dem, was Ludwig XVI. betrifft, die Wahrheit und Wirklichkeit der Umſtände in Betracht gezogen, wenig ſtichhaltig erſcheinen mußte, ſo zeigten ſich die Konſtitutionellen gleichwohl davon befriedigt. Mehre unter ihren Führern hoben, als ſich Robespierre dagegen auflehnte, daß die drei Gardes du Corps und andere untergeordnete Theilnehmer des Fluchtverſuches gerichtlich verfolgt, die Hauptanſtifter aber frei ausgehen ſollten, den Grundſatz hervor, daß die Perſon des Königs unverletzlich und die königliche Würde geheiligt ſei. „Der König iſt nicht ein Menſch, ſondern eine Macht!" rief Duport. — „Ja! Eine unver-

antwortliche Macht", ſetzte Malouet hinzu, „die weder ein Verbrechen begehen, noch einer Unterſuchung ausgeſetzt werden kann."

Während die Konſtitutionellen ſich die äußerſte Mühe gaben, um von Ludwig XVI. jede Gefahr zu entfernen, handelte die rechte Seite der Nationalverſammlung ſo, als wäre von ihr das Verderben des Königs beabſichtigt worden. Um den Demagogen zu widerſtehen und der Anarchie vorzubeugen, hätte die Majorität gern alle Fraktionen der monarchiſchen Partei gegen den gemeinſamen Feind vereinigt. Aber die rechte Seite, welche die thörichte Hoffnung hegte, daß von einer Steigerung des Uebels eine gänzliche Heilung herbeigeführt werden würde, war jeder Uebereinkunft mit den Konſtitutionellen entgegen. Hundert und neunzig Deputirte ſetzten eine Proteſtation gegen die Suspendirung und Gefangenſchaft des Königs auf, und erklärten, an den Berathungen keinen Antheil mehr zu nehmen, ausgenommen, wenn es ſich um die Perſon Ludwig XVI. handelte. Durch dieſes Verhalten der Rechten ward die Gährung im Volke vermehrt, während Alles darauf angekommen wäre, dieſelbe zu beſchwichtigen. Wenn die Rechte ſich mit dem Centrum vereinigt hätte, ſo würde eine Modifikation der Verfaſſung ausführbar geweſen ſein.

In den Klubs und in der demagogiſchen Preſſe wurden Ludwig XVI. und Marie Antoinette bei jeder Gelegenheit angegriffen, verdächtig gemacht, mit Anſchuldigungen und Beleidigungen überhäuft. Das Centrum der Nationalverſammlung hielt ſich, bei der offen ausgeſprochenen Feindſeligkeit der Rechten, nicht für ſtark genug, um der ultrarevolutionairen Faktion entſchieden entgegentreten zu können. Im Klub der Jakobiner und Cordeliers ward von mehren Rednern das Königthum ohne Weiteres verworfen. Es wurde ſogar hier und da auf eine, der Zukunft vorbehaltene, Verurtheilung Ludwig XVI. angeſpielt. Der Gedanke an die Republik machte ſich laut. Briſſot, der Sohn eines Paſtetenbäckers in Chartres, welcher eine Stelle im Hofſtaate des Herzoges von Orleans bekleidet, und als Journaliſt in England und Nordamerika gelebt hatte, gab ſchon im Anfang der Revolution ein viel geleſenes Blatt: „Der franzöſiſche Patriot", heraus. Jetzt ward von ihm „Der Republikaner" gegründet. Der Marquis von Condorcet, Mathematiker, Freund und Zögling d'Alembert's, und Anhänger der Revolution, welcher aber bisher keinen thätigen Antheil an ihr genommen, trat jetzt als ein Lobredner der Republik, nicht blos im Allgemeinen, ſondern für Frankreich und deſſen eigenthümliche Lage auf. Er ſuchte die Anſicht durchzuführen, daß der Thron zu untergraben und zu erniedrigt ſei, um noch lange gehalten

werden zu können. Seine Aufhebung durch ein Dekret der Nationalversammlung würde aber eine geringere Erschütterung als sein Sturz durch einen Volksaufstand, der außerdem das Leben der königlichen Personen bedrohen könnte, hervorbringen. Robespierre und Danton machten bei den Jakobinern und den Cordeliers auf die Mängel der Monarchie aufmerksam, aber ohne einen entscheidenden Beschluß zu fassen, ohne sich ausdrücklich für deren Abschaffung zu erklären. Beide Demagogen ließen von ihren Gesinnungsgenossen den Untergang des Bestehenden vorbereiten, waren aber nicht geneigt, der Bewegung voranzugehen, sondern wollten derselben nur folgen, und sie für sich ausbeuten.

Wenn drei Monate vorher Mirabeau's Tod die Parteikämpfe einen Augenblick lang unterbrochen, und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, so fand dies jetzt mit Voltaire's Beisetzung im Pantheon statt (11. Julius). Die Nationalversammlung hatte durch ein Dekret die Abholung der Ueberreste des Schriftstellers, von dessen Ideen fast das ganze achtzehnte Jahrhundert in Bewegung gesetzt worden, aus der Abtei Sellières und deren feierlichen Einzug in Paris angeordnet. Zwölf weiße Pferde zogen den Wagen, auf welchem der Sarkophag stand. Seine berühmtesten Werke wurden in einem vergoldeten Behältniß nachgetragen. Es ward aber bei dieser Feierlichkeit zu viel theatralischer Pomp, es wurden zu viele antike Symbole und Kostüme angewandt. Voltaire's Adoptivtochter, Frau von Villette, die nicht mehr jung war, erschien als Iphigenia gekleidet. Die Musen und Grazien waren nicht vergessen. Auch konnte die Bestattung Voltaire's, der schon seit dreizehn Jahren todt war, nicht dieselbe Bedeutung wie Mirabeau's Abscheiden haben, der eine so große Stelle in der Gegenwart eingenommen hatte. Aber diese Festlichkeit trug dazu bei, Alles, was Voltaire in seinen Schriften gegen Hierarchie und Despotismus aufgestellt hatte, in der Erinnerung des Publikums zu erneuern. Auf den zahllosen Fahnen, welche dem Sarkophage folgten, waren überall aus Voltaire's Dichtungen in diesem Sinne gewählte Verse angebracht.

Unterdessen waren die Arbeiten der Ausschüsse, die Lage des Königs betreffend, beendigt worden. Am 13. Julius fingen die Berathungen über dieselben in der Nationalversammlung an. Barnave wies mit großer Kraft und Klarheit nach, daß, das Königthum beseitigt, die Revolution selbst gefährdet sein würde. Sie könne nicht ohne eine vermittelnde und von den Parteien unabhängige Macht bestehen, und würde sich, wenn diese fehlte, aus einem Aeußersten in das andere werfen. Wenn man heute, sagte Barnave, den Grundsatz der Unverträglichkeit der Monarchie

mit der Freiheit aufſtellt, ſo könne morgen das Eigenthum als der Feind der Gleichheit bezeichnet werden. Was bliebe nach der Aufhebung des Feudalweſens, der Einziehung der geiſtlichen Güter, der Abſchaffung des Adels, der Parlamente, der Korporationen und Innungen von den früheren Einrichtungen als das Königthum und das Eigenthum übrig? Dies ſeien aber die beiden Säulen der öffentlichen Ordnung. Die Revolution müſſe anhalten oder ſie werde in einen Abgrund ſtürzen.

Nach dieſer Rede Barnave's erklärte Muguet de Nanthou, im Namen der Ausſchüſſe (15. Julius), daß Ludwig XVI. ſich durch ſeine Entfernung von Paris keines Vergehens ſchuldig gemacht habe. Die franzöſiſche Grenze ſei von ihm nicht überſchritten worden. Zwar beſtehe ein Geſetz, welches dem König verbietet, ſich über zwanzig Stunden vom Sitze der Nationalverſammlung zu entfernen, aber es ſei dieſem Verbot keine Strafbeſtimmung hinzugefügt worden. Es wurde demnach vorgeſchlagen, gegen Ludwig XVI. kein Verfahren einzuleiten, aber die Theilnehmer an dem Fluchtverſuche, oder die den Plan dazu entworfen und die Ausführung begünſtigt hatten, vor den Hohen Nationalgerichtshof in Orleans zu ſtellen. Dieſer Antrag wurde faſt einſtimmig angenommen.

Um jedoch dem Princip der Volksſouverainetät zu huldigen und eine Drohung über dem Haupte Ludwig XVI. ſchweben zu laſſen, wurde folgendes Dekret erlaſſen: Wenn der König ſich in das Ausland begeben, und nach der ihm von der Nationalverſammlung geſtellten Friſt nicht zurückkehren ſollte, ſo wird angenommen, daß er abgedankt habe. — Wenn der König die Nation mit Krieg überzieht, oder einem von außen her kommenden Angriffe nicht nach Kräften entgegentritt, ſich mit dem Feinde offentlich oder heimlich verbündet, ſo wird er des Thrones verluſtig erklärt. — Der König kann für die nach ſeiner Entſetzung begangenen Verbrechen wie jeder andere Franzoſe gerichtet werden.

Die Erklärung der Nationalverſammlung, daß Ludwig XVI. durch ſeine Entfernung von Paris kein Verbrechen begangen, und demnach ſeiner Wiedereinſetzung nach Vollendung der Konſtitution nichts im Wege ſtehe, ward von den Klubiſten, der demagogiſchen Preſſe und dem Pöbel mit äußerſtem Unwillen aufgenommen. Marat und Freron kannten in ihren Angriffen auf den König, die Nationalverſammlung, die Nationalgarde, die Municipalität und beſonders auf la Fayette keine Grenzen. Briſſot lud das Volk zu einer großen Verſammlung auf dem Marsfelde ein, wo auf dem Altar des Vaterlandes eine Petition um Einführung der Republik unterzeichnet werden ſollte. Die im Stillen thätigſten Aufwiegler hatten ſich jedoch perſönlich fern gehalten. Robespierre erſchien

nicht, Danton, Camille Desmoulins, Freron begaben sich auf das Land und warteten dort, nachdem sie Andere vorgeschoben, ruhig den Ausgang ab.

Auf dem Marsfelde war vom frühen Morgen an (17. Julius) eine große Menschenmenge versammelt. Der Auftritt begann damit, daß zwei Männer, welche verdächtig erschienen, aber keines Vergehens überführt werden konnten, ermordet, ihre Köpfe auf Spieße gesteckt und in Paris umhergetragen wurden. La Fayette eilte mit der Nationalgarde zur Wiederherstellung der Ordnung herbei. Das Martialgesetz wurde verkündigt und die rothe Fahne aufgepflanzt. Da die Aufständischen sich zur Wehre setzten, la Fayette bedroht und einer seiner Adjutanten sogar verwundet wurde, so feuerte die Nationalgarde erst blind und dann, da dies mit Hohn aufgenommen wurde, scharf, so daß das Marsfeld bald mit Todten und Verwundeten bedeckt war. Die Zahl derselben ist nie genau ermittelt worden.

Die Kraft, welche die pariser Municipalität und Nationalgarde am 17. Julius entwickelt hatte, verbreitete großen Schrecken unter den Demagogen. Robespierre veränderte im Geheimen seine Wohnung. Danton, Freron, Camille Desmoulins. Legendre, gegen welche Verhaftsbefehle erlassen worden, verbargen sich. Marat floh mit seiner Handpresse aus einer Kellerwohnung in die andere. Hebert, Redakteur eines eben so blutdürstigen und wo möglich noch roher gehaltenen Blattes als Marat's „Ami du Peuple", der „Père Duchêne", wurde verhaftet. Aber die Konstitutionellen, mit diesen augenblicklichen Erfolgen zufrieden, standen, unglücklicher Weise, in dem Kampfe gegen die Anarchie bald still, und ließen ihre Gegner wieder zu Athem kommen. Marat, Freron, Hebert, Camille Desmoulins, Carra u. s. w. hatten in ihren Blättern Mord, Plünderung, Gewaltthätigkeiten aller Art so vielfältig gepredigt, es lag dies so offen am Tage, daß ihre Verurtheilung unfehlbar gewesen wäre. Sie würden dadurch wenigstens für einige Zeit, und zwar für die kritischste Epoche, welche es seit 1789 gegeben, für die der Suspendirung Ludwig XVI., unschädlich gemacht worden sein. Aber die Verhaftungen waren zu spät angeordnet worden, den Betheiligten ward Zeit gelassen, sich in Sicherheit zu setzen, und es wurden überhaupt keine nachdrücklichen Maßregeln gegen sie genommen. Hebert kam bald wieder frei. Die gemäßigte Partei ließ die Gelegenheit vorübergehen, die Masse von Abscheulichkeiten, welche die Volksaufwiegler in ihren Blättern und Reden in der letzten Zeit aufgehäuft hatten, an das Licht zu ziehen, und dieselben in einer zusammenhängenden, eindringlichen Darstellung vor ganz Frank-

reich darzulegen. Der Nation wären noch die Augen zu öffnen gewesen. Die Bosheit und Verderbtheit waren damals der Strafloſigkeit noch nicht ſo gewiß, wie dies ſpäter unglücklicher Weiſe ſtattfand.

Aber die Konſtitutionellen fürchteten immer, in ihrer Beſchränkung der Revolution zu weit zu gehen. Sie hielten die Contrerevolution, ſei es durch den Einfluß der zahlreichen Klaſſen, welche durch die Neuerungen verloren hatten, ſei es durch einen Angriff des Auslandes, in Verbindung mit den reaktionairen Elementen im Innern herbeigeführt, noch für möglich. Sie glaubten deshalb, die öffentliche Meinung ſich nicht zu ſehr entfremden zu dürfen. Die Haltung der rechten Seite und die Kunde von den Plänen der Ausgewanderten lähmte die Gemäßigten in ihren Maßregeln gegen die Anarchie.

Bei den immerwährenden Parteikämpfen in der Nationalverſammlung, bei dem Tumult, den die Preſſe und die Klubs erregten, bei dem chaotiſchen Geiſte jener Zeit, in der alle Elemente, von den früheren Schranken befreit, wild durch einander wogten, bei der Stellung zwiſchen zwei Abgründen, dem der Vergangenheit, welcher noch nicht geſchloſſen war, und dem der Zukunft, der ſich aufzuthun anfing, waren eine klare Einſicht und ein abwägendes Maßhalten in der Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten ſchwerer als je geworden. Aber ſo viel hätten die Konſtitutionellen aus ihrer eigenen Erfahrung, und dem Anblick der Dinge um ſie her gelernt haben können, daß, wenn auch die Revolution jetzt aufgehalten werden müſſe, eine Rückkehr zu den früheren Zuſtänden unmöglich geworden war. Die franzöſiſche Revolution war nicht das Werk einer Partei, ſelbſt nicht das des augenblicklichen Aufſchwunges eines ganzen Volkes, ſondern die letzte Wirkung einer langen Kette von Urſachen, eine im Schoße der Zeiten langſam gereifte Nothwendigkeit, ein in den Vorſtellungen und Sitten ſo tief vorbereitetes Ereigniß, daß keine menſchliche Macht im Stande geweſen wäre, dieſelbe vollſtändig rückgängig zu machen. Auch war die Revolution nicht einzig in den Dekreten der Nationalverſammlung enthalten, und es hätte von dieſen ſehr Vieles fortgenommen werden können, ohne ſie ſelbſt zu gefährden.

Eine Erweiterung der königlichen Stellung, die Abſchaffung der Civilverfaſſung des Klerus, die Wiederherſtellung der beſtehenden adeligen Titel, aber ohne neue Verleihung ſolcher, die Ernennung der Beamten durch die Krone würde die Grundfeſten der Revolution: die Gleichheit vor dem Geſetz, die Freiheit des Eigenthums und der Gewerbe, die oberſte Entſcheidung der Nation über ihre eigenen Angelegenheiten durch von ihr gewählte Vertreter, nicht im Entfernteſten berührt haben. Eine

Beschränkung der Revolution auf den Standpunkt, auf welchem sie damals (1791) angekommen war, würde nicht nur zahlloses Unglück verhindert, sondern auch die politische Freiheit möglich gemacht haben, welche mit der Demagogie eben so unvereinbar wie mit dem Absolutismus ist.

Ein großes Hinderniß für die Nationalversammlung auf dem Wege der Mäßigung, welchen sie jetzt gern eingeschlagen hätte, war das Beispiel, welches sie selbst im Anfange der Revolution gegeben hatte. Aber sie hätte sich dadurch nicht irre machen lassen sollen. In der Staatskunst muß sich das Verhalten nach der Lage der Dinge richten. Wie es früher nothwendig gewesen, die Allgewalt der Krone und die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit zu brechen, um einen besseren Zustand vorzubereiten, eben so unerläßlich war jetzt eine Eindämmung der losgelassenen Fluth geworden, wenn sie nicht die neuen wie die alten Schöpfungen fortschwemmen, und zuletzt, immer weiter gehend, in sich selbst versiegen sollte.

Der größte Mißgriff der Konstitutionellen nach dem Schlage, welchen sie am 17. Julius den Demagogen und dem Pöbel beigebracht, bestand in der weiteren Zulassung der Klubs. Diese waren im Anfange der Revolution Vereine zur Berathung über die öffentlichen Angelegenheiten gewesen, die, in einem freien Lande, wenn sie sich in gewissen Schranken halten, nicht durchaus untersagt werden können. Sie hatten sich aber allmählig in Werkstätten für verderbliche Grundsätze und aufrührerische Pläne umgewandelt. Jakobiner und Cordeliers enthielten sich nach dem 17. Julius eine Zeit lang alles öffentlichen Auftretens. Sie wollten sehen, ob die Nationalversammlung gegen sie einschreiten, und ihre Drohungen zur Ausführung bringen werde, während dessen aber keine Ursache zu neuen Klagen geben. Auch warteten sie auf Nachrichten von den Töchterklubs in den Departements.

Unerklärbar ist es ebenfalls, daß die Konstitutionellen einen Mann wie Robespierre, dessen doppelte, aus Ueberspanntheit und Arglist zusammengesetzte, Natur schon deutlich hervorzutreten anfing, nicht zur Verantwortung zogen. Robespierre hatte, obgleich ein Mitglied der Nationalversammlung, es sich zur Aufgabe gemacht, seine Kollegen jeden Abend bei den Jakobinern als Feinde der Nation, als Verblendete des Auslandes, als Verräther an der Sache der Freiheit darzustellen. Da ihm dies leicht bewiesen werden konnte, so hätte den Konstitutionellen Pflicht und Klugheit geboten, den Verläumder von der Volksvertretung, als ihrer unwürdig, auszuschließen. Robespierre mußte furchtbar wer-

den, wenn man ihn walten ließ. Er war es aber damals noch nicht. Es hätten ihm zur rechten Zeit die Flügel gebrochen werden können.

Die Konstitutionellen besaßen die Majorität in der Nationalversammlung, hatten die Nationalgarde, die Municipalität und alle konstituirten Autoritäten für sich. Daß die Demagogen ohnmächtig waren, wenn ernst gegen sie eingeschritten wurde, hatte der 17. Julius bewiesen. Die Nationalgarde hatte am Abend dieses Tages, bei der Rückkehr von dem Marsfelde, Drohungen gegen die Jakobiner ausgestoßen und würde dieselben noch leichter als jene Zusammenrottirung aus einander gesprengt haben.

Aber der unglückliche Irrthum, nicht zwischen dem Ursprunge und dem Verlaufe der Revolution, zwischen ihrem Stamm und ihren Auswüchsen zu unterscheiden, veranlaßte die Konstitutionellen, anstatt der Demagogie, durch die Schließung der Jakobiner, Cordeliers und aller Vereine, wo aufrührische Reden vernommen worden, Luft und Wiederhall zu entziehen, das Klubwesen zur Verbreitung gemäßigter Grundsätze benutzen zu wollen. D'André, der kein Redner, aber, durch seine Thätigkeit in den Ausschüssen, eines der einflußreichsten Mitglieder der Nationalversammlung war, drang darauf, die Klubs, wenigstens für eine Zeit lang, ganz und gar zu untersagen. Duport, der im Anfange der Revolution durch die politischen Vereine viel gewirkt hatte, glaubte auch jetzt noch, auf diesem Wege seine Zwecke erreichen zu können. Aber die Umstände waren nicht mehr dieselben. Was früher zum Aufschwunge der Freiheit beigetragen, sollte jetzt deren Ausartung und damit ihren Untergang verursachen.

Die Führer der konstitutionellen Partei, Barnave, die Lameth, Duport, Thouret, d'André u. s. w., stifteten in einem ehemaligen Bernhardinerkloster (convent des Feuillants), in der Straße St. Honoré, nahe am Vendomeplatz, einen Klub, der von dem Orte seinen Namen erhielt. Dieser Verein sollte nicht, wie der der Jakobiner und Cordeliers, einen Angriffsplatz gegen die Nationalversammlung abgeben, sondern war zu einer Rüstkammer für die Vertheidigung der Verfassung und zu einer Stütze für das konstitutionelle Königthum bestimmt.

Die Feuillants erließen Schreiben an die Klubs in den Departements, worin dieselben zum Anschluß an sie und zur Trennung von den Jakobinern aufgefordert wurden. Die Feuillants rühmten sich des Festhaltens an den ursprünglichen Grundsätzen der Revolution, und stellten die Jakobiner als Feinde der Verfassung und der Gesetze, als ein Gemisch

unreiner, zum Theil ausländischer*), Bestandtheile hin. Die Feuillants hatten früher sämmtlich zu den Jakobinern gehört, und Duport und die Lameth lange an der Spitze dieser letzteren gestanden. Dort war es gewesen, wo Mirabeau, seitdem er sich dem Hofe zugeneigt, von ihnen noch mehr als in der Nationalversammlung angegriffen worden war. Als aber nach Mirabeau's Tode die Führer der Konstitutionellen in dessen Fußtapfen getreten, hatte Robespierre, statt Duport's, das Ruder bei den Jakobinern ergriffen. Die Parteistellungen waren demnach wesentlich verändert worden.

Die pariser Jakobiner forderten die Filialklubs in den Departements zum Beharren in der Gemeinschaft mit ihnen auf, widerlegten, obwohl in gemäßigtem Ton, denn dies war nach dem Ereigniß auf dem Marsfeld eine Zeit lang ihre Losung, die Beschuldigungen der Feuillants, hoben ihre der Revolution geleisteten Dienste hervor und betheuerten, derselben unverbrüchlich treu bleiben zu wollen.

Die Feuillants hatten bei der Bildung ihres Klubs mit der Bestimmung großen Anstoß gegeben, nur Aktivbürger oder Söhne solcher unter sich aufzunehmen. Es war dies ein seltsamer Mißgriff im Vergleich zu dem in jener Epoche herrschenden Geiste, und um so ungeeigneter, als es von der Gesellschaft, ohne irgend eine bindende Erklärung, immer abgehangen hätte, nach ihrem Gefallen aufzunehmen oder abzuweisen. Die Jakobiner waren verhältnißmäßig alt, die Feuillants ganz neu, erstere schienen zur Revolution selbst zu gehören, letztere ihr entgegen zu sein. Obgleich die Feuillants jetzt die ersten und größten Leiter der Bewegung, ihre ursprünglichen Hebel, die Begründer der Beschlüsse der Nacht vom 4. August (1789), des neuen Gerichts- und Verwaltungswesens, der neuen Eintheilung des Landes u. s. w., enthielten, so trug in den Augen der Menge der Name des einen Vereins über die ausgezeichnetere Zusammensetzung des andern den Sieg davon. Aber der aufgeklärtere und bessere Theil der Nation hatte nichts mit den Jakobinern gemein, und war den Grundsätzen der Feuillants zugethan.

Die jakobinischen Filialklubs, aus den Demagogen in den Departements bestehend, blieben der Mutterloge in Paris treu. Der reaktionairen Partei in und außerhalb der Nationalversammlung waren die Feuillants eben so verhaßt wie die Jakobiner selbst. Die rechte Seite

*) Unter den Jakobinern selbst befanden sich nur wenige, unter ihren Anhängern und Werkzeugen aber viele Fremde: Deutsche, Polen, Italiener, Engländer, Spanier, Belgier.

ließ das Centrum bei dem Kampfe gegen die Demagogen im Stich. Außerdem ſtand das Verhalten der Feuillants nicht auf der Höhe ihres Zieles. Sie waren uneinig, zögernd und unentſchloſſen, gingen bald vor, bald wieder zurück. Die Jakobiner breiteten ſich raſch aus, gewannen die Oberhand, und Robespierre, der eine Zeit lang ganz kleinlaut geweſen, und ausdrücklich den Namen eines Republikaners von ſich abgelehnt hatte, war wieder ſo zuverſichtlich geworden, daß er in der Sitzung der Nationalverſammlung vom 1. September Duport und deſſen Freunde heftig anzugreifen wagte, und keinen Widerſpruch fand. In dem Munde der Demagogen und des Pöbels wollte Feuillant zuletzt eben ſo viel wie Ariſtokrat und Contrerevolutionair bedeuten.

Die Nationalverſammlung war, wegen Aufhebung der Feudalrechte auf den franzöſiſchen Beſitzungen mehrer deutſchen Reichsfürſten, mit dieſen in Streit gerathen, hatte aber nicht die Abſicht verrathen, Frankreich auf Koſten anderer Regierungen vergrößern zu wollen. Es würde dies auch einer von ihr in der Konſtitution*) niedergelegten Erklärung, in welcher es hieß, daß das franzöſiſche Volk keine Eroberungskriege unternehmen werde, entgegen geweſen ſein. Beſondere Umſtände führten jedoch bald einen Bruch dieſer Verheißung herbei, welche von den ſpäteren geſetzgebenden Verſammlungen der Revolution ſo ganz vergeſſen worden iſt.

Frankreich, wenn auch gleichartiger als die meiſten anderen großen Staaten geſtaltet, enthielt vor der Revolution in der Provence zwei Landſchaften, Avignon**) und Venaiſſin, 45 Quadratmeilen groß, welche dem päbſtlichen Stuhle gehörten. Was Avignon betrifft, ſo waren Stadt und Gebiet im Jahre 1348 von der Königin Johanna von Neapel, welche zugleich Gräfin von der Provence war, dem römiſchen Hofe käuflich überlaſſen worden. Man hat ſpäter behauptet, daß Johanna von Neapel zu dieſer Veräußerung kein Recht beſaß, indem ſie im Anfange ihrer Regierung die Untheilbarkeit der Provence anerkannt hatte. Die Grafſchaft Venaiſſin war ſchon früher, in Folge des Krieges gegen die Albigenſer, unter päbſtliche Bothmäßigkeit gekommen, und 1274 dieſe Gegend von dem Könige Philipp III. von Frankreich der römiſchen Kirche übertragen worden. Einige Publiciſten haben auch dieſem Könige das Recht zu einer ſolchen Verleihung beſtritten. Indeſſen war der päbſtliche Beſitz jedenfalls ein alter, und die dagegen dann und wann von franzöſiſcher

*) Constitution française. Titre VI. La nation française renonce à entreprendre aucune guerre dans la vue de faire des conquêtes.....

**) Im heutigen Departement Vaucluſe gelegen.

Seite erhobenen Einwendungen hatten darin keine Unterbrechung hervorgebracht.

Die Herrschaft der Päbste in ihren französischen Besitzungen konnte insofern für mild gelten, als die Abgaben gering waren, und die unteren Klassen fast gar nichts zu entrichten hatten. Die große Fruchtbarkeit des Bodens und der Mangel an Ausfuhr hielt den Preis aller nothwendigen Dinge auf einem niedrigen Fuße, und machte der Masse das Leben leicht. Aber alle mit der päbstlichen Verwaltung verbundenen Uebelstände hatten sich auch dort eingestellt. Die Rechtspflege war feil und unsicher, der öffentliche Unterricht vernachlässigt, dem Gewerbe- und Handelsfleiße ward keine Aufmunterung zu Theil. Das Beispiel der italienischen Machthaber hatte die Sitten verdorben. Das niedere Volk war die zügelloste und wildeste Menschenart im gesammten Umfange des alten Frankreichs. Der lähmende Einfluß der päbstlichen Regierung auf ihre Unterthanen hatte sich auch in diesen Gegenden geltend gemacht. Es war dort von der alten Kulturblüthe der Provence keine Spur übrig geblieben.

Indessen hatten, ungeachtet der entgegengesetzten Einflüsse und Gewohnheiten, die Ereignisse in Paris und die in ganz Frankreich zur Geltung gekommenen Grundsätze auch in diesem päbstlichen Theile der Provence rasch Eingang gefunden. Zwei Parteien traten einander gegenüber. Geistlichkeit, Adel und deren Anhänger und Diener stellten sich, mit seltenen Ausnahmen, auf die Seite des Alten, während der Mittelstand und ein Theil des Volkes die neuen Ideen mit südlicher Leidenschaft ergriff. Es brach in Avignon, unter Anlegung der französischen Nationalfarben, ein Volksaufstand aus (Junius 1790), welcher den päbstlichen Vicelegaten zur Flucht zwang, und der geistlichen Regierung, nachdem sie über 400 Jahre bestanden, für immer ein Ende machte. Einige kühne, junge Leute, unter denen Duprat, Rovere und Mainvielle sich durch ihren Haß gegen die päbstliche Herrschaft, später durch ihre Grausamkeiten hervorthaten, bewaffneten ihre Anhänger, führten die französischen Einrichtungen ein, und forderten zum Anschlusse an Frankreich auf. Bei den in allen Gemeinden gehaltenen Abstimmungen über diese Frage sprach sich die große Mehrheit für die Neuerer aus. Die Nationalversammlung ward von diesem Entschluß in Kenntniß gesetzt.

Aber von der päbstlichen Regierung war durch das, von ihr bisher befolgte, System eine wahrhafte Einheit des Volksgeistes in diesen Gegenden schwer gemacht worden. Obgleich sie Alles von ihrer obersten Leitung in gleichmäßiger Abhängigkeit zu halten gewohnt gewesen, so hatte sie doch zugleich, wie in Italien, alle lokalen Unterschiede, die aus

dem Mittelalter ſtammenden Trennungen, die Bevorrechtungen und Beneidungen der Einen durch die Anderen, die Eiferſucht der Städte und Landſchaften auf einander beſtehen laſſen. Dieſe Politik trug jetzt ihre Früchte. Als Avignon, wo die Bewegung ausgebrochen, deren Leitung an ſich nehmen wollte, trat Carpentras, der Hauptort der Grafſchaft Venaiſſin, dieſer Abſicht feindlich entgegen.

Beide Städte zogen die zu ihnen gehörigen Landſchaften nach. Es kam zu einem Kriege, der, obgleich nur von einigen tauſend Mann geführt, von Unmenſchlichkeiten aller Art befleckt wurde. Die Gefangenen wurden, oft unter Martern, umgebracht. Die ſittliche Entartung der Bevölkerung kam dabei mehr als je an den Tag. Die neuen Behörden in Avignon hatten ſchon mehrmals an die Nationalverſammlung die Bitte um Aufnahme in den franzöſiſchen Staatsverband gerichtet, waren aber immer abſchläglich beſchieden worden. Man fürchtete das Urtheil des übrigen Europa über eine mitten im Frieden vollzogenen Okkupation eines fremden Gebietes. Als die Machthaber in Paris von den vielen in jenen Gegenden verübten Gräueln hörten, ſchickten ſie Kommiſſarien ab, die zwiſchen den Parteien vermitteln, und dem Blutvergießen ein Ende machen ſollten. Dieſen gelang es während ihrer Anweſenheit, den Sturm zu beſchwichtigen.

Nach Abzug der franzöſiſchen Kommiſſarien brachen aber in Avignon ſelbſt heftige Parteikämpfe aus. Dieſe Stadt, welche früher in ſinnlichem Wohlbehagen geſchwommen, fing jetzt die Folgen innerer Zerwürfniſſe zu fühlen an. Der Handel hatte aus Mangel an Nachfrage aufgehört, die Felder waren verheert worden, und die Lebensmittel unerhört im Preiſe geſtiegen. Es fehlte den arbeitenden Klaſſen an Verdienſt, indem alle Reichen Avignon verlaſſen hatten. Die Anhänger Frankreichs und des Pabſtes maßen ſich gegenſeitig die Urſachen des herrſchenden Elends bei. Das niedere Volk ſchlug ſich, von der Noth gedrängt, auf die Seite der Vertreter der früheren Zuſtände, unter denen es ſich wohler befunden hatte. Ein neuer Kampf hätte das Daſein der franzöſiſchen Partei bedroht. Hiervon unterrichtet, ſprach die Nationalverſammlung am 13. September 1791 die Vereinigung Avignon's und Venaiſſin's mit Frankreich aus. Ludwig XVI. ſanktionirte das Dekret, weil er auf deſſen ſpätere Zurücknahme hoffte, ſobald eine neue geſetzgebende Verſammlung die Unrechtmäßigkeit dieſer Erwerbung in Betracht gezogen haben würde. Dies ſollte zwar nie geſchehen, der Parteikampf aber in Avignon noch einmal zu einem blutigen Ausbruch kommen.

Die Wirkungen der Erklärung der Menſchenrechte und des Grundſatzes allgemeiner Freiheit und Gleichheit hatten ſich nicht auf Europa beſchränkt, ſondern waren in die reichſte und ſchönſte aller franzöſiſchen Kolonien, die Inſel San Domingo, gedrungen. Die Sklaverei der Schwarzen war für alle franzöſiſchen Beſitzungen durch eine Ordonnanz Ludwig XIV. (1672) und ſpäter durch ein Statut unter Ludwig XV., „code noire" genannt (1724), geregelt, und in einigen Nebendingen ermäßigt, im Weſentlichen aber mit allen ihren Ungerechtigkeiten und Schreckniſſen aufrecht erhalten worden. Vom Anfange der Regierung Ludwig XV. bis zum Ausbruche der franzöſiſchen Revolution waren, ungeachtet der philanthropiſchen Richtung der Zeit, in den Zuſtänden der Sklaven keine Verbeſſerungen eingetreten, ſondern Herkommen und Willkühr hatten ſich ungehindert geltend gemacht.

Die erſten in San Domingo gegen die Herrſchaft der Weißen gerichteten Bewegungen brachen jedoch nicht unter den Schwarzen, ſondern unter den Mulatten aus. Dieſe, perſönlich frei und ſelbſt Sklavenbeſitzer, waren jedoch von allen Aemtern und Würden in der Kolonie, und ſelbſt von dem Umgange mit den Weißen ausgeſchloſſen. Schon 1789 hatten die Mulatten eine Deputation nach Paris geſchickt, welche Gleichheit der Rechte mit den Weißen verlangte, ein patriotiſches Geſchenk von 6 Mill. Franken übergab und von der Nationalverſammlung eine günſtige Antwort in die Heimath zurückbrachte.

Ein junger Mulatte, Namens Vincent Ogé, war im Oktober 1790 aus Frankreich nach der Kapſtadt zurückgekommen. Er verlangte die Gleichheit der Mulatten mit den Weißen, und verſuchte, dieſelbe mit Gewalt zu erringen. Er wurde aber überwältigt und zur Flucht nach dem ſpaniſchen Antheil von San Domingo gezwungen. Ausgeliefert und verurtheilt, ward er mit einem ſeiner Anhänger lebendig gerädert. Eine große Anzahl verdächtiger Mulatten erlitt weniger grauſame, aber immer ſchwere Strafen.

Von der unter den Weißen von San Domingo, von welchen die Einen die Kolonie für unabhängig erklären, die Anderen dem Mutterlande treu bleiben wollten, herrſchenden Spaltung begünſtigt, und von dem Beiſpiel der Mulatten entflammt, erhoben ſich Ende Auguſt 1791 über hunderttauſend Neger, und es wurden innerhalb weniger Tage von ihnen 200 Zucker- und 600 Kaffeeplantagen zerſtört. Die Brandfackel in der einen und den Dolch in der anderen Hand übten die aufgeſtandenen Sklaven gegen die Perſonen und Beſitzungen ihrer Herren die furchtbarſten Gewaltthätigkeiten aus. Der Druck, unter welchem die

Schwarzen ſo lange gehalten worden, hatte in ihnen jedes menſchliche Gefühl erſtickt. Der Kampf zwiſchen der weißen und ſchwarzen Bevölkerung ſollte mit abwechſelnden Erfolgen noch mehre Jahre lang dauern, zuletzt aber mit der gänzlichen Vertreibung der Weißen, und dem Verluſte dieſer Kolonie für Frankreich endigen.

Die Nationalverſammlung hatte bei Gelegenheit San Domingo's große Halbheit und Unbedachtſamkeit bewieſen. Sie hätte eine ſtufenweiſe Befreiung der Sklaven anordnen, erſt ihre Arbeitszeit verkürzen, ihnen dadurch Gelegenheit zu eigenem Verdienſte verſchaffen, und ihnen das Recht ſich loszukaufen beilegen müſſen. Die Abſendung zuverläſſiger Beamten, um die Sklaven dieſer Verbeſſerungen wirklich theilhaftig werden zu laſſen, und einer hinlänglichen Militairmacht, um Unordnungen zu verhindern, wäre unentbehrlich geweſen. Statt deſſen ſah die Nationalverſammlung erſt eine Weile ruhig zu, wie geheime Sendlinge, von den philanthropiſchen Geſellſchaften in Paris nach San Domingo geſchickt, die Sklaven gegen ihre Herren aufregten, ließ die Inſel ohne hinreichende Beſatzung, und that zuletzt für die Schwarzen gar nichts, indem ſie die Initiative zu Reformen in deren Zuſtande den Pflanzern, das heißt den Unterdrückern, überließ. Nur der verhältnißmäßig geringen Zahl der Mulatten kam die neue Geſetzgebung zu ſtatten. Die Koloniſten, welche nichts von ihren Vorrechten aufopfern wollten, verloren zuletzt Alles, und büßten ihre Selbſtſucht mit ihrer gänzlichen Niederlage.

Die Nationalverſammlung ging ihrem Ende entgegen. Die Nachrichten von den letzten Ereigniſſen in San Domingo kamen erſt nach ihrer Auflöſung in Paris an. Sie hatte durch die Erklärung der Menſchenrechte zwei Jahre vorher den Grund zu der neuen Verfaſſung gelegt, und an derſelben ohne Unterlaß fortgearbeitet. Zahlloſe Dekrete, die höchſten und allgemeinſten Fragen über Königthum, Volksvertretung, Wahlrecht, wie die untergeordnetſten Gegenſtände der Rechtspflege und Verwaltung behandelnd, waren von ihr erlaſſen worden. Sie hatte häufig innerhalb vierundzwanzig Stunden zwei Sitzungen gehalten, gleichwohl waren die Hauptarbeiten immer in den Ausſchüſſen erledigt worden. Die Fachmänner, welche in dieſen ſaßen, ſchlugen der Verſammlung die einzelnen, mit den von ihr aufgeſtellten Grundſätzen übereinſtimmenden, Geſetze vor, welche im Laufe der Sitzung in Dekrete verwandelt, von dem Könige ſanktionirt, und von den Miniſtern ausgeführt wurden.

Es war aber ſchwierig, ein ſo ungeheures Material einer endgültigen Redaktion zu unterwerfen, und in daſſelbe eine angemeſſene Ordnung zu bringen. Der Verfaſſungsausſchuß, zu welchem Sieyès, Talleyrand, Thouret gehörten, wurde jetzt durch mehre Deputirte, unter Anderen Duport, Barnave, Alexander Lameth, verſtärkt. Malouet hatte mit letzteren eine Verabredung getroffen, deren Gelingen von großen Folgen geweſen ſein würde. Malouet wollte diejenigen Artikel der Verfaſſung, welche die königliche Gewalt zu ſehr beſchränkten, angreifen. Dupert und ſein Anhang ſollten ſich dem anfänglich heftig entgegenſetzen, ſich dann aber im Verlauf der Diskuſſion für überwunden erklären, und eine auf der Stelle zu bewerkſtelligende Durchſicht der fraglichen Artikel beantragen. Der Plan wäre ausführbar geweſen, wenn ſich die Rechte den Konſtitutionellen angeſchloſſen hätte. Die Contrerevolutionaire weigerten ſich aber und ſahen es nicht ungern, als die Feuillants bei dieſer Gelegenheit von Robespierre geheimer Verbindungen mit dem Hofe und freiheitsfeindlicher Abſichten beſchuldigt wurden. Vergebens machte Barnave mit eindringlicher Beredtſamkeit auf den Unterſchied zwiſchen einer repräſentativen und einer demokratiſchen Konſtitution aufmerkſam, und wie nur erſtere ſich für Frankreich eigene. Rein demokratiſche Zuſtände, auf welche die Demagogen hinarbeiteten, wären, wie er behauptete, nur da möglich, wo, wie im alten Griechenland und Rom, der bevorrechtete Theil der Bevölkerung einen unfreien unter ſich habe, der ihm die Mühen des gewöhnlichen Lebens abnehme, und es ihm möglich mache, nur für Krieg und Politik zu leben. Barnave klagte die Demagogen an, die öffentliche Ordnung und den regelmäßigen Verlauf der Staatsmaſchine ſtören, den Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht verwiſchen, und Alles in Verwirrung ſtürzen zu wollen.

Neben den großen Parteien der Contrerevolutionaire, Konſtitutionellen und Demokraten lief die nicht zahlreiche, aber thätige und ränkeſüchtige Faktion der Orleaniſten hin. Dieſelben hatten vom erſten Anfang der Revolution an die Erhebung der jüngeren Linie auf den Thron gedacht. Schon bei der Proceſſion der Reichsſtände (5. Mai 1789) war der Herzog von Orleans von einem Theil der Zuſchauer mit mehr Auszeichnung als der König und die Königin aufgenommen worden. Bei der Wegführung des Königs nach Paris (Oktober 1789) war der geheime Einfluß des Herzoges unverkennbar geweſen. Während der Flucht des Königs nach Varennes hatte Orleans, um auf Ludwig XVI. Entſetzung hinzudeuten, erklärt, daß er die Regentſchaft vorkommenden Falles nicht annehmen werde, obgleich ihm ſolche von Niemand angetragen worden

war. Während der Reviſion der Verfaſſung wurde der vorher abgeſchaffte Titel: „franzöſiſcher Prinz" wiederhergeſtellt. Dagegen ſollten die Prinzen nicht die Rechte der Aktivbürger ausüben dürfen. Der Herzog von Orleans ließ durch einen ſeiner Vertrauten, den Grafen von Sillery, in der Nationalverſammlung erklären, daß er die Stellung eines Aktivbürgers der eines Mitgliedes des königlichen Hauſes vorziehe.

Am 3. September war die Durchſicht der Verfaſſung beendigt. Abends um 9 Uhr begab ſich eine Deputation von 60 Mitgliedern bei Fackelſchein nach dem Schloſſe, um den König hiervon zu benachrichtigen. Ludwig XVI. verſprach eine ſorgfältige Prüfung des Gegenſtandes, und eine baldige Erklärung von ſeiner Seite.

Die urſprünglichen Mängel in dieſem Werk waren dieſelben geblieben. Die Schwächung der oberſten Gewalt, und die Willkühr in den unteren Kreiſen hatten keine Abänderung erfahren. Die Gefangenſchaft der königlichen Familie wurde jetzt ermäßigt, und ſie konnte ſich leichter als bisher mit ihren Anhängern in Verbindung ſetzen. Vergebens riethen Malouet, Clermont-Tonnere u. ſ. w. Ludwig XVI., die Verfaſſung, ſo, wie ſie vorlag, abzulehnen, auf die Fehler derſelben aufmerkſam zu machen, und Verbeſſerungen vorzuſchlagen. Aber Barnave und ſeine Freunde, welche ſich von der Rechten verlaſſen ſahen, fürchteten, im Falle einer Verzögerung oder Verwerfung der Konſtitution durch Ludwig XVI., ſich den Haß des Volkes zuzuziehen, und riethen zur Annahme. Die Verfaſſung war außerdem vornehmlich ihr Werk, deſſen Unvollkommenheit ſie zu ſpät begriffen hatten. Von Oeſterreich her kam derſelbe Rath. Kaiſer Leopold II. hoffte auf dieſe Art der Nothwendigkeit eines Krieges überhoben zu werden.

Ludwig XVI. erließ am 13. September eine Botſchaft an die Nationalverſammluug, worin er ſich zur Sanktionirung der Konſtitution erbot, aber bemerkte, daß dieſelbe nicht alle Mittel zur Wiederherſtellung der Ordnung und Vollziehung der Geſetze enthalte. Da indeſſen die Meinungen hierüber getheilt wären, ſo wolle er die Erfahrung entſcheiden laſſen. Zugleich ſprach er den Wunſch einer allgemeinen Amneſtie für politiſche Vergehen aus, auf den die Nationalverſammlung einging, und wodurch viele Anhänger der königlichen Familie gerettet wurden.

Am 30. September begab ſich Ludwig XVI. in die Sitzung der Nationalverſammlung, und beſchwor den neuen, zwiſchen ihm und der Nation abgeſchloſſenen Pakt, wobei er die Demüthigung erfuhr, daß die Deputirten ſitzen blieben, während er den Eid anfangs ſtehend ablegte, und ſich erſt niederließ, als er die Haltung der Verſammlung gewahr

wurde. Dieſes äußere Kennzeichen ſeiner geſunkenen Macht brachte auf ihn einen erſchütternden Eindruck hervor. Nach der Entfernung des Königs ſchloß Thouret die Sitzung mit den Worten: „Die Nationalverſammlung erklärt, daß ihre Miſſion beendigt iſt!“ — Die Deputirten gingen ſtumm und nachdenklich auseinander. Der Gedanke an die Zukunft drängte ſich ihnen auf. Als Robespierre und Petion erſchienen, wurden ſie von dem Volke mit lautem Zuruf empfangen. Diejenigen, welche ſich an der großen gethanenen Arbeit am Meiſten betheiligt hatten, wurden von der Menge am Wenigſten beachtet. Ludwig XVI. ließ zur Begehung der Konſtitution prachtvolle Feierlichkeiten, eine vorher nie geſehene Beleuchtung, Luſtbarkeiten aller Art veranſtalten, welche aber nicht die lebendige Theilnahme wie an dem großen Föderationsfeſte erregten. Eine beſorgte, ahnungsvolle Stimmung hatte ſich der Gemüther bemächtigt. Die Beſſergeſinnten fühlten, daß die Revolution nicht, wie ſie gehofft, beendigt ſei, ſondern daß eine Steigerung derſelben bevorſtehe.

Die Nationalverſammlung*) hatte innerhalb zweier Jahre das Werk von Jahrhunderten vollbracht. Eine ſo raſche Umgeſtaltung uralter Zuſtände iſt in der Geſchichte ſonſt nie geſehen worden. Ohne Zweifel iſt dabei zu viel zerſtört, und das Alte zu plötzlich und zu gewaltſam, oft der bloßen Neuerungsſucht wegen, aufgeopfert worden. Indeſſen ſind die Grundlagen der neuen Verfaſſung: die Gleichheit vor dem Geſetz — die Freiheit des Eigenthums und Gewerbes — die Aufhebung der mittelalterthümlichen Standesunterſchiede — dem franzöſiſchen Volke, ungeachtet alles Wechſels auf der Oberfläche ſeiner Geſchicke, geblieben, und mit ihnen hat überhaupt eine neue Epoche in der Entwickelung der Staaten begonnen. Aber die zu große Schwächung der königlichen Macht, der Widerſpruch zwiſchen der Abſicht, die erbliche Monarchie zu erhalten, und der Ernennung aller übrigen öffentlichen Gewalten durch die Wahl, hat zu der Ausartung der Revolution, zur Unterdrückung des beſſeren Theiles der Nation durch das Proletariat und die Demagogen, und zuletzt zum Hervortreten des Militairdespotismus und der Eroberungskriege Veranlaſſung gegeben. Indeſſen ſind, Alles zu Allem gerechnet, die Dienſte, welche jene denkwürdige Verſammlung Frankreich und Europa geleiſtet, größer und dauernder als die von ihr herbeigeführten Uebelſtände geweſen.

*) Sie hat 2500 Dekrete erlaſſen.

19. Stellung der fremden Mächte zu der franzöſiſchen Revolution.

Die Revolution war, obgleich in den Ideen längſt vorbereitet, als eine äußere Begebenheit für das Ausland ganz unerwartet eingetreten. Erſt ſpäter begriff man die Wurzeln, welche ſie in der Vergangenheit beſaß. Die Umwandelung der Reichsſtände in eine Nationalverſammlung, die Erklärung der Menſchenrechte, die Einnahme der Baſtille hatten jedoch im erſten Augenblicke auf die fremden Höfe mehr den Eindruck einer überraſchenden als drohenden Erſcheinung gemacht. Das, was in der neuen Verfaſſung dem Königthum am Meiſten widerſprach, das Princip der Volksſouverainetät, mißfiel zwar in hohem Grade, erregte aber nicht die Beſorgniß der Verbreitung über andere Völker, weil dieſem Grundſatz für Frankreich ſelbſt keine thatſächliche Bedeutung und keine Dauer beigelegt wurde. Außerdem konnte der Gedanke an eine Beſchränkung der oberſten Gewalt nirgends durchaus neu erſcheinen. Europa hatte ſich ſeit lange an ſo verſchiedene Staatsformen gewöhnt, daß keine derſelben für ausſchließend berechtigt galt. Es waren weniger die Ideen der franzöſiſchen Revolution als die Mittel, durch welche dieſelben in das Leben eingeführt wurden, was ſpäter ſo großen Widerſpruch hervorrief. Waren nicht Deutſchland, Polen, der Kirchenſtaat Wahlreiche, England und Schweden beſchränkte Monarchien? Gab es nicht mitten in Europa Republiken, wie die Vereinigten Provinzen, Schweiz, Venedig, Genua, deren Rechtmäßigkeit außer Zweifel ſtand? Die Entſtehung eines neuen Freiſtaates jenſeits des Oceans war, außer in England, von ganz Europa mit Theilnahme betrachtet worden.

Ein halbes Jahrhundert hindurch waren die Meinungen, welche 1789 in Frankreich verwirklicht zu werden anfingen, von den höchſten Kreiſen in Nord- und Mitteleuropa mit Beifall aufgenommen worden, und hatten hier und da auch den Weg über die Alpen und Pyrenäen gefunden. Alle franzöſiſchen Schriftſteller erſter Klaſſe waren mehr oder weniger als Gegner der Hierarchie, des Abſolutismus und Feudalweſens aufgetreten, und hatten nichts deſto weniger an den fremden Höfen Bewunderer gefunden. Montesquieu's, Voltaire's, Rouſſeau's politiſche Meinungen waren jedoch immer nur Gegenſtand der Unterhaltung und Betrachtung geblieben. Darauf, daß ſolche Anſichten jemals in die Wirklichkeit eingreifen könnten, war, bei der Einrichtung der damaligen Staaten, der Abweſenheit alles öffentlichen Lebens, dem Daſein einer

überall eingreifenden Verwaltung, und eines von dem Volke getrennten stehenden Heeres, Niemand gefallen.

Da es für geistreich und edel galt, sich über das Bestehende zu erheben, und an eine Art von politischem Ideal zu glauben, so hatten viele größere und kleinere Fürsten, besonders aber Friedrich II. und Joseph II., allerdings nicht in ihrer Praxis, aber wohl in ihren Theorien, sich nicht als die Herren ihrer Staaten und Völker, sondern als die obersten Diener der Gesellschaft, als Vollstrecker eines allgemeinen Willens, als Werkzeuge des öffentlichen Wohles hingestellt. Von Katharina II. war zuweilen in vertraulichen Unterhaltungen die Meinung, daß die Republik die natürlichste aller Staatsformen sei, hingeworfen worden. Die Idee von einer Verbrüderung der Menschen unter einander, aber nicht im Sinne des Christenthums, sondern in dem der Philosophie, hatte bei den Großen im 18. Jahrhundert vielfachen Anklang gefunden. Es waren dies theils Vorspiegelungen, theils Selbsttäuschungen gewesen, die aber, wie Alles, was von Mächtigen ausgeht, besonders wenn es mit der Richtung einer gewissen Zeit übereinstimmt, großen Einfluß ausgeübt hatten.

Manche von den im Anfange der französischen Revolution getroffenen Maßregeln hatten im Auslande eher Beifall als Tadel gefunden. Die Aufhebung des Feudalwesens in der Nacht vom 4. August 1789 entsprach dem von den meisten fremden Regierungen, nur nicht in dieser Ausdehnung, befolgten System. Schon seit langer Zeit hatte die Fürstengewalt die Lage der Massen auf Kosten der bevorrechteten Stände zu verbessern gesucht. Die Nationalversammlung schien in dieser Beziehung Dasselbe, nur mit größerer Kraft, zu wollen, was fremde Monarchen, wie ganz neuerdings Joseph II., mit geringerem Erfolge unternommen hatten. Daß durch die Einziehung der geistlichen Güter der Klerus als politischer Stand in Frankreich aufhörte, und die Wiederherstellung der alten Verfassung dadurch unmöglich geworden, ward wenig beachtet, die Maßregel vielmehr, als den Staat und die Aufklärung begünstigend, mit Wohlgefallen betrachtet. Hatte doch Kaiser Joseph die Macht des römischen Hofes in seinen Staaten vermindert, die geistliche Gerichtsbarkeit beschränkt, und 624 Klöster aufgehoben (1781).

Die Tragweite der Civilverfassung des Klerus, daß dieselbe den Samen zu inneren Unruhen und zur Entsittlichung des Volkes enthielt, ward im Auslande nicht begriffen. Man sah darin nicht einen Eingriff in die Gewissensfreiheit, was sie im Grunde war, sondern nur eine Schwächung des päbstlichen Einflusses, wonach von allen Regierungen gestrebt worden. Hatten nicht die bourbonischen Höfe Clemens XIV.

zur Aufhebung des Jesuitenordens gezwungen (1773)? War nicht Pius VI. vergeblich nach Wien zur Abwendung der von Joseph II. unternommenen Eingriffe in die Kirchenrechte gekommen (1782)? Hatten nicht die ersten unter den geistlichen deutschen Fürsten, wenige Jahre vor Ausbruch der französischen Revolution, der päbstlichen Gewalt in dem katholischen Deutschland Grenzen zu setzen gesucht (Kongreß in Ems 1786)? Was 1789 und 1790 in Frankreich in ähnlicher Weise vorging, schien nur eine verstärkte Fortsetzung des früher Begonnenen zu sein.

Die französische Aristokratie, Hof, Adel, Prälaten, waren im übrigen Europa nicht beliebt. Ihr Uebermuth, ihr Leichtsinn, ihre Sittenlosigkeit wurden für noch größer und allgemeiner, als wirklich der Fall war, gehalten. Die französischen Ausgewanderten fanden diese Meinung im Auslande selbst bei ihren Standesgenossen vor, und hatten von derselben mitunter zu leiden. Daß der Sturz der privilegirten Klassen in Frankreich den Thron selbst erschüttere, und über kurz oder lang die alten Einrichtungen im größten Theil Europa's berühren würde, ward im ersten Augenblick nicht geahnt. Die humanitairen und philanthropischen Ideen, welche während des achtzehnten Jahrhunderts verbreitet worden, ließen den Untergang der klerikalen und feudalen Institutionen in Frankreich mit Beifall ansehen. Das große Föderationsfest in Paris und die dabei kund gegebenen Gesinnungen hatten selbst die nüchternsten und kältesten unter den vielen fremden Zuschauern ergriffen. Von der Einstimmigkeit des Volkswillens waren alle Zweifel und Widersprüche übertönt worden. Außer den allgemeinen moralischen und litterarischen Influenzen, waren die Gemüther noch durch besondere Erscheinungen für die Meinungen der französischen Revolution, so wie dieselbe in der ersten gemäßigten Phase ihrer Entwickelung auftrat, gewonnen worden. Der in fast allen Ländern europäischer Bildung verbreitete Freimaurerorden, und die Illuminaten in Deutschland, welche auch außerhalb Einfluß ausgeübt, hatten im Stillen den Ideen vorgearbeitet, welche in der Erklärung der Menschenrechte und den Grundsätzen der neuen französischen Verfassung niedergelegt waren.

Abgesehen von der öffentlichen Meinung, welche dem in Frankreich 1789 sich regenden Geiste theilnehmend entgegenkam, hatte die Revolution im Anfange ihrer Entwickelung auch nichts von der Politik der Regierungen zu besorgen. Von Großbrittanien war die von Ludwig XVI. den nordamerikanischen Kolonien geleistete Hülfe, ohne welche dieselben sich schwerlich von der Herrschaft des Mutterlandes ganz befreit haben würden, nicht vergessen worden. William Pitt hatte seines Vaters

Abneigung und Mißtrauen gegen den französischen Hof geerbt. Die innere Zerrüttung Frankreichs schien diesem Minister ein Zuwachs für Englands Macht zu sein. Der jüngste und lebenskräftigste Kontinentalstaat, Preußen, sah anfänglich die Schwächung einer Regierung, wie die französische, nicht ungern, welche mit Oesterreich, Preußens natürlichem Nebenbuhler, durch die Theilnahme am siebenjährigen Kriege, und dann durch Verwandtschaft verbunden war. Joseph II. und nach ihm sein Bruder Leopold II. hatten während des Ausbruches der Revolution mit inneren Unruhen und äußeren Verwickelungen zu viel zu thun, um den Vorgängen in Frankreich alsbald entgegentreten zu können. Rußland lag zu fern, und hatte sein Augenmerk auf die Schwächung Polens und der Türkei gerichtet. Die übrigen Staaten waren zu ohnmächtig, um ein Land, wie Frankreich, bedrohen zu können. Die Revolution fand demnach Zeit, sich zu befestigen, während ein früheres Einschreiten dieselbe, wenn auch nicht vollkommen rückgängig gemacht, doch ohne Zweifel sehr beschränkt haben würde.

Aber die näheren Nachrichten von den Vorgängen in Frankreich, welche sich im Auslande verbreiteten, die in den Massen zunehmende Gährung und deren allgemeine Bewaffnung, die Vernichtung der königlichen Gewalt, der persönliche Zwang, welchem Ludwig XVI. ausgesetzt war, seine und seiner Gemahlin geheime Gesuche an die fremden Mächte um Hülfe, mehr noch vielleicht als dies Alles der wilde, herausfordernde Ton der jakobinischen Presse und der Klubs, welche alle Grundsätze der Moral und Politik mit Füßen traten, und mit einem gänzlichen Umsturz des Bestehenden drohten, hatten die Gesinnungen der fremden Regierungen gegen das revolutionaire Frankreich bald umgewandelt. Wenn man im Anfange die neuen Ideen und deren theoretische Darlegung nicht gefürchtet hatte, so fühlte man jetzt, daß, durch die Angriffe auf die Monarchie in Frankreich, alle Throne gefährdet wurden.

Die selbstsüchtige Kabinetspolitik der meisten Staaten hatte bisher die Sicherheit der Revolution ausgemacht. Oesterreich und Preußen waren einen Augenblick lang nahe daran gewesen, in Kampf gegen einander zu gerathen. Rußland war gegen Schweden und Türken, Oesterreich gegen letztere in Krieg verwickelt. Katharina II. und Leopold II. wollten sich auf Kosten der Türkei, Friedrich Wilhelm II. zum Nachtheil Polens und Schwedens*) vergrößern. England und Holland, die zuerst

*) Absicht Preußens, Danzig und Thorn und einen Theil von Schwedisch-Pommern mit sich zu vereinigen.

auf Seite Preußens gestanden, neigten sich später zu Oesterreich hin. Aber der Wunsch, Ludwig XVI. zu Hülfe zu kommen, bewog Friedrich Wilhelm II., alle zwischen ihm und Leopold II. schwebenden Fragen auszugleichen, und sich Oesterreich anzuschließen. Gustav III. versöhnte sich mit Katharina II.*), und Oesterreich schloß mit der Türkei Frieden**). Leopold II. hatte unterdessen Belgien wieder seiner Herrschaft unterworfen, und die Unzufriedenheit in Ungarn gedämpft. Die wesentlichsten Hindernisse einer bewaffneten Dazwischenkunft zu Gunsten des monarchischen Princips in Frankreich schienen demnach fortgeräumt zu sein. Aber Oesterreich war nicht in demselben Grade, wie Preußen und Schweden, zum Kampfe gegen die Revolution entschlossen.

Leopold II. wollte, obgleich durch die nahe Verwandtschaft mehr als ein anderer Souverain zur Rettung Ludwig XVI. verpflichtet, dabei nichts dem Kriegsglück und dem Zufall überlassen, und suchte erst alle größeren Staaten gegen Frankreich zu vereinigen, bevor er einen entscheidenden Schritt unternahm. Aber über diesen diplomatischen Vorbereitungen ging eine unersetzliche Zeit verloren. Friedrich Wilhelm II. hatte Ludwig XVI. eine schleunige Hülfe angeboten, und Gustav III. hegte die Absicht, an der Nordküste Frankreichs zu landen, nach Paris zu ziehen, und den unglücklichen König zu befreien. Aber Leopold II. glaubte, wie Ludwig XVI. selbst, daß die Revolution, ohne einen Angriff von Außen her, bald ermatten und in sich selbst still stehen müsse, und daß ein bewaffnetes Zuwarten sicherer als der Krieg zum Ziele führen werde.

Die Ausgewanderten, welche anfänglich wenig Theilnahme erregten, deren Lage das Ausland als ein selbst verschuldetes Unglück zu betrachten geneigt war, hatten an den fremden Höfen, als die Revolution immer mächtiger hervortrat, nach und nach mehr Einfluß gewonnen. Besonders waren es die kriegerischen unter den Monarchen, wie Friedrich Wilhelm von Preußen und Gustav von Schweden, welche den Eröffnungen der Häupter des ausgewanderten Adels über die Gefahren der königlichen Familie in Paris, und über die Nothwendigkeit, die Revolution zu bekämpfen, ein williges Gehör liehen. Leopold II. sah, obgleich ein Bruder Marie Antoinette's, die Vorgänge in Frankreich mit kälterem Auge als die meisten übrigen Fürsten an. Er konnte sich jedoch zuletzt dem Andringen der Ausgewanderten, und der an allen Höfen herrschenden

*) Im Frieden zu Warelä 14. August 1790.
**) Zu Sziſtowa 4. August 1791.

Stimmung nicht ganz entziehen, und hielt mit dem Grafen von Artois eine Zusammenkunft in Mantua ab (20. Mai 1791). Auf dieser wurde, aber nur ganz im Allgemeinen, ein Angriffsplan gegen Frankreich, von Oesterreichern, Schweizern, Sardiniern und Spaniern ausgeführt, zu Gunsten Ludwig XVI. und der Wiedereinsetzung in seine Rechte, verabredet. Leopold II. hielt aber an der Ansicht fest, daß vorher ein Kongreß aller Mächte stattfinden sollte. Er hoffte, daß die Rüstungen und Drohungen des Auslandes die Nationalversammlung einschüchtern, zur Nachgiebigkeit veranlassen, und dadurch den Krieg abwenden würden.

Die Verhaftung der königlichen Familie in Varennes und ihre Gefangenschaft in den Tuileries brachten auf das Ausland einen tiefen Eindruck hervor, und trugen zu der feindseligen Stimmung der Höfe gegen Frankreich bei. Die Auswanderung nahm zu. Der Graf von der Provence, welcher mehr staatliche Einsicht und Gewandtheit als sein Bruder, der Graf von Artois, besaß, begab sich von Brüssel nach Koblenz, und suchte den Ausgewanderten eine bestimmte Organisation zu verleihen. Der Ausdruck: „das auswärtige Frankreich," mit welchem die Emigration sich bezeichnete, ward von da an in Umlauf gebracht. Calonne, der aus London herbeigeeilt, ward der vertrauteste Rathgeber des Grafen von Artois, und setzte alle Mittel in Bewegung, um ein großes Bündniß gegen die Revolution zu Stande zu bringen.

Am 6. Julius erließ Leopold II. von Padua aus ein Rundschreiben an alle Höfe, worin er dieselben aufforderte, sich mit ihm über die zur Rettung Ludwig XVI. zu treffenden Maßregeln zu verständigen. Als der Kaiser aus Italien nach Wien zurückgekehrt war, schloß der General Bischoffswerder, ein Günstling Friedrich Wilhelm II., mit dem Fürsten Kaunitz die Präliminarien zu einem Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen ab (25. Julius), welches zur Ausführung kommen sollte, sobald der Krieg zwischen Rußland und der Pforte beendigt sein würde.

Gustav III. traf mit dem General Bouillé, welcher sich, nach Ludwig XVI. Verhaftung in Varennes, nach Luxemburg geflüchtet hatte, in Aachen zusammen. Daselbst wurde zwischen ihnen über den Plan einer Landung von 16,000 Schweden und eines Korps französischer Ausgewanderter in Ostende, um in Frankreich einzufallen, verhandelt. Gustav III. hatte zu demselben Zweck von Georg III., als Mitglied des deutschen Reichsverbandes, 12,000 Hannoveraner verlangt.

Um den Bestrebungen der Ausgewanderten entgegenzuwirken, hatte die Nationalversammlung am 17. August ein Dekret erlassen, in welchem jeder abwesende Franzose zur Rückkehr binnen Monatsfrist aufgefordert

wurde. Im Weigerungsfalle ſollte derſelbe, weil er dem Vaterlande ſeine perſönlichen Dienſte entzog, einer dreifachen Grundſteuer unterworfen werden. — Niemand dürfe Frankreich verlaſſen, ohne den vorgeſchriebenen Förmlichkeiten genügt zu haben. — Im Fall eines Angriffs auf Frankreich würden über die Ausgewanderten noch beſondere Maßregeln verhängt werden.

Die Führer der Konſtitutionellen, Barnave, die Lameth, Duport, hatten durch den Marquis von Noailles, franzöſiſchen Botſchafter in Wien, einen Verwandten des Vicomte deſſelben Namens, welcher Mitglied der Nationalverſammlung war, und zu dieſer Partei gehörte, dem Kaiſer Leopold eine Denkſchrift übergeben laſſen, worin ſie ihm ihre Abſicht, den Thron zu erhalten und Ludwig XVI. und ſeine Familie zu ſchützen erklärten, und auf die Gefahren hinwieſen, denen der König, im Falle eines Krieges, von Seiten der Jakobiner und der aufgeregten Maſſen ausgeſetzt ſein würde. Dieſe Anſicht ſtimmte zu ſehr mit den Wünſchen und Ueberzeugungen des Kaiſers überein, um nicht von ihm berückſichtigt zu werden.

Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. hatten ſchon früher eine perſönliche Zuſammenkunft verabredet, welche in den letzten Tagen des Monats Auguſt im Luſtſchloſſe Pillnitz, bei dem Churfürſten von Sachſen, ſtattfand. Der Graf von Artois ſtellte ſich ungeladen ein. Bouillé war von Guſtav III. abgeſchickt worden. Beide Souveraine ließen ſich von ihren Thronerben begleiten. Der König von Preußen hatte ſich mit der Erwartung nach Pillnitz begeben, daß daſelbſt die letzten Verabredungen zur Eröffnung eines Feldzuges getroffen werden würden. Es waren von ihm in dieſem Sinne Mittheilungen an die Brüder Ludwig XVI. gemacht worden. Aber der Kaiſer wußte den König zum Einhalten derſelben Politik, welche ihm die Konſtitutionellen empfohlen hatten, zu bewegen. Seinen Gründen verlieh ſeine Eigenſchaft, als Bruder der Königin von Frankreich, in den Augen Friedrich Wilhelm II. ein beſonderes Gewicht. Der Charakter und das Urtheil des Grafen von Artois erregten kein Vertrauen. Vergebens ſuchte derſelbe die beiden Monarchen zum Kriege gegen Frankreich zu bewegen, er erreichte nichts als eine Erklärung (27. Auguſt 1791), in welcher zwar die Sache Ludwig XVI. als die aller Könige hingeſtellt und demſelben unter gewiſſen Umſtänden Hülfe zugeſagt wurde, die aber keineswegs die Abſicht eines unmittelbaren Eingreifens und Handelns zu erkennen gab. Die berühmte Deklaration von Pillnitz, welche von den Franzoſen gewöhnlich als der Ausgangspunkt der Koalition gegen ſie bezeichnet wird, war ein Dokument ohne beſtimmte Tragweite, und

welches eher den Wunſch der unterhandelnden Souveraine nach Erhaltung des Friedens als nach einem Bruche mit Frankreich ausdrückten.

Leopold II. wurde zu dem Entſchluſſe, den Kampf ſo viel als möglich zu vermeiden und hinauszuſchieben, weniger aus Beſorgniß für die, aus einem Angriffskriege, Ludwig XVI. und Marie Antoinette im Innern bedrohenden Gefahren, als aus Rückſicht auf ſeine eigene Stellung beſtimmt. Er fürchtete die Niederlande auf das Spiel zu ſetzen, und glaubte, daß Preußen, wenn er ſeine ganze Macht gegen Frankreich wende, daraus gegen Oeſterreich Vortheile für ſich ziehen würde. Der Kaiſer dachte ſich die inneren Zuſtände Frankreichs noch ſo, wie ſie ein Jahr vorher geweſen, und überſah, welche Fortſchritte die Revolution ſeitdem gemacht hatte. Es entging ihm, daß die revolutionaire Partei, wenn ihr Zeit gelaſſen wurde, im Innern zu unumſchränkter Herrſchaft kommen müſſe, daß ſie dann ſelbſt zuerſt das Schwerdt gegen das Ausland ziehen, und es zur Rettung Ludwig XVI. und ſeiner Familie zu ſpät ſein würde. Die Jakobiner waren 1791 noch nicht ſo mächtig, daß ihnen ein raſches Einſchreiten gegen ſie, wozu der Kaiſer die Mittel beſaß, nicht tödtlich geworden wäre. Die berechnende Staatsklugheit des Bruders Marie Antoinette's ſtellte ſich in dieſem Falle als ein großer Mißgriff heraus.

Als Ludwig XVI. Suspendirung aufgehoben und die Verfaſſung von ihm angenommen worden, erklärte ſich Leopold II. für befriedigt. Er erkannte die franzöſiſchen Nationalfarben an, und wies die Mahnung der franzöſiſchen Ausgewanderten an die ihnen früher gemachten Zuſagen mit der Erklärung zurück, daß die Umſtände nicht mehr dieſelben wären, und der Streit durch die Wiedereinſetzung Ludwig XVI. in ſeine verfaſſungsmäßigen Rechte vor der Hand erledigt ſei. Rußland und Schweden ſchickten die Notifikationsſchreiben des franzöſiſchen Kabinets über die Annahme der Konſtitution uneröffnet zurück. Friedrich Wilhelm II. erneuerte gegen Ludwig XVI. ſein Anerbieten, ihm mit einem Heere zu Hülfe zu kommen. Der unglückliche König, welcher ganz auf ſeines Schwagers Leopold Politik einging, ließ das preußiſche Schreiben eine geraume Zeit ohne Antwort, und lehnte zuletzt die bewaffnete Dazwiſchenkunft ab. Die revolutionaire Partei trat jetzt, ungeachtet des Schlages, welchen ſie am 17. Julius auf dem Marsfelde erfahren, als ſie die Erfolgloſigkeit des Rundſchreibens von Padua und der Konferenzen von Mantua und Pillnitz bemerkt hatte, mit verdoppelter Zuverſicht auf.

20. Kampf der Jakobiner und Feuillants in der zweiten oder geſetzgebenden Nationalverſammlung.

Bei den Wahlen zu den Reichsſtänden, aus welchen die erſte Nationalverſammlung hervorging, hatte zwar eine große Bewegung in den Gemüthern, ein lautes Verlangen nach Reformen ſtattgefunden, aber es war an keine Aufhebung der Monarchie und der ihr verwandten Inſtitutionen gedacht worden. Es hatte damals keine Parteien, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, gegeben. Denn die unbedingten Anhänger der vorrevolutionairen Zuſtände waren gering an Zahl, und die große Mehrheit in allen Klaſſen hatte ſich für die Abſchaffung der in den öffentlichen Einrichtungen vorhandenen Mißbräuche erklärt. Die Beziehungen Frankreichs zum Auslande waren durchaus friedlicher Natur, ohne eine Spur von Spannung oder Mißtrauen geweſen. Wie ſehr hatte ſich ſeitdem die Lage der Dinge verändert, und unter wie ganz anderen Umſtänden waren die Wahlen zu der zweiten Nationalverſammlung vollzogen worden!

Der unglückliche Fluchtverſuch der königlichen Familie hatte deren Verhaftung und die Suspendirung des Königs zur Folge gehabt. Der Gedanke an die Republik war, wenn auch auf einen engen Kreis beſchränkt, gleichwohl öffentlich hervorgetreten, und hatte am 17. Julius auf dem Marsfelde mit Waffengewalt niedergehalten werden müſſen. Es war eine Verfaſſung zu Stande gekommen, in welcher dem Könige nur ein Schatten von Gewalt, hinreichend, um ihn den Gegnern der Monarchie als ein Hinderniß für die Freiheit zu bezeichnen, und zu ſchwach, um ſich und Andere zu ſchützen, übrig gelaſſen worden. Man hatte bei den Wahlen zu den Reichsſtänden von keinen Klubs gewußt, und die Preſſe hatte ſich nie gegen den König, ſondern nur gegen die bevorrechteten Klaſſen ausgeſprochen. Seitdem hatten ſich die verderblichſten Meinungen, welche früher nur in wenigen Köpfen verborgen gelegen, an das Licht gedrängt und Anhang gefunden. Die Jakobiner waren eine Macht und die Leiter der Umwälzung geworden. Die gewöhnliche ſtehende Sprache der Tagespreſſe übertraf an Zügelloſigkeit und Verwegenheit Alles, was früher Einzelnen in der Aufregung des Augenblicks entſchlüpft, und wieder verklungen war. Die Nation war nicht mehr, wie zwei Jahre vorher, einmüthig zur Gründung eines beſſeren Zuſtandes entſchloſſen, ſondern es gab in ihr extreme und unverſöhnliche Parteien, von denen die einen die Bewegung unaufhörlich weiter zu führen, die an-

deren alles seit dem 17. Junius 1789*) Geschehene rückgängig zu machen geneigt waren. Die Ausgewanderten, an ihrer Spitze die beiden Brüder des Königs, standen drohend an Frankreichs Grenzen, und schienen dem Feinde den Weg dahin zeigen zu wollen. Die fremden Mächte fingen gegen die Revolution sich zu erklären und zu bewaffnen an, und ein feindliches Zusammentreffen schien unvermeidlich geworden zu sein. Die heitere Zuversicht, mit welcher die Nation 1789 der Zukunft entgegensah, hatte sich in eine düstere, von Argwohn, Mißverständniß und Haß erfüllte Stimmung verwandelt.

Einen Theil der Schuld an dieser traurigen Veränderung trug die schwankende Haltung des Königs, die Verblendung des Hofes, das lange Zögern bei Gewährung der unvermeidlich gewordenen Reformen, mehr aber noch die Unerfahrenheit der Volksvertretung, und ihr ungemessener Drang nach Neuerung. Da die erste Nationalversammlung durch die Popularität des Tiersetat, welcher ihren Kern ausmachte, die Zustimmung der liberalen Fraktion des Adels, und den Beifall der niederen Geistlichkeit, nicht nur alle materielle Macht, sondern auch einen großen moralischen Einfluß besaß, so hätte es von ihr abgehangen, den Strom der Revolution einzudämmen, und den Verirrungen und Uebertreibungen der öffentlichen Meinung eine Grenze zu setzen. Indem sie nicht zur rechten Zeit einzuhalten verstand, war Alles in Frage gestellt worden.

Ungeachtet des Einflusses der Klubs, der demagogischen Presse, und der Ausschließung der Mitglieder der ersten Nationalversammlung, war die konstitutionelle Partei in der neuen Versammlung (assemblée nationale législative) zahlreich vertreten. Das Volk, der langen Aufregung überdrüssig, sehnte sich, mit Bewahrung der errungenen Rechte, nach Ruhe. Es war dies seit dem Ausbruch der Revolution schon mehrmals der Fall gewesen. Zuerst nach der Wegführung Ludwig XVI. von Versailles nach Paris, und dann während seiner Suspendirung. Dasselbe hatte während der Wahlen zu der Legislativen stattgefunden. Aber anstatt diese Stimmung zur Zügelung der Presse zu benutzen, anstatt ein, von der ersten Nationalversammlung in ihrer letzten Zeit erlassenes, Gesetz gegen die Verbindung der Klubs unter einander, und gegen die gemeinsamen Petitionen zur Ausführung zu bringen, ließen die Konstitutionellen die anarchischen Bestrebungen frei walten, indem sie, hierin ihren Vorgängern in der ersten Versammlung ähnlich, besorgten, daß jede Beschränkung des revolutionairen Geistes den Anhängern des Alten in die

*) Der Tag, an welchem der Tiersetat sich zu einer Nationalversammlung erklärt hatte.

Hände arbeiten würde. Sie wollten sich genau in den Grenzen der Verfassung halten, ohne zu bedenken, daß gerade diese Verfassung, durch die Annullirung der königlichen Gewalt, und durch das Uebergewicht, welches sie, bei Entscheidung der öffentlichen Angelegenheiten, den Massen verlieh, den Keim des Verderbens in sich trug.

Die Parteistellung war, im Vergleiche zu der ersten Versammlung, in der zweiten eine ganz andere geworden. Die Constituante war aus einer Wahl nach Ständen hervorgegangen, an der Legislativen hatten sich alle Aktivbürger, wenn auch in zwei Abstufungen, betheiligt oder wenigstens betheiligen können. Es gab in der zweiten Versammlung keine aristokratische Partei, keine Anhänger des Absolutismus oder des Feudalwesens. Die rechte Seite in der Legislativen war Das, was die Linke in der Constituante gewesen. Sie beging auch dieselben Fehler, rüttelte aus Furcht vor der Contrerevolution an dem ohnedies morschen Gebäude des Königthums, ließ der Demagogie freien Lauf, schmeichelte den Massen, und wollte endlich, als sich ihr die üblen Folgen ihres Beginnens aufdrangen, der Anarchie zu spät und vergebens Einhalt thun.

Wenige Mitglieder der zweiten Nationalversammlung waren der Nation vorher bekannt gewesen. Die Ausschließung der tausend Deputirten der Constituante hatte die fast aller politischen Notabilitäten umfaßt. Mit Ausnahme Condercet's, Brissot's, Pastoret's, Vanblanc's und einiger Anderen, konnten die Uebrigen nur für Neulinge gelten, von denen Viele selbst in ihrer Heimath keinen Ruf besessen hatten, sondern nur aus Mangel an geeigneteren Bewerbern gewählt worden waren. Der Hof*) schlug die Bedeutung der Legislativen anfänglich sehr gering an, und die Mitglieder der Constituante versprachen sich ebenfalls nicht viel von ihr. Obgleich in ihr ein großer Redner und einige kühne Parteihäupter auftraten, so hat sie doch nur die traurige Bedeutung gehabt, die Ausartung der Revolution beschleunigt, und das Königthum vollkommen zu Grunde gerichtet zu haben. Von der ersten Nationalversammlung ist, ungeachtet ihrer Mißgriffe, Frankreich eine neue Gestalt verliehen worden, deren Grundlage allen dynastischen und politischen Wechsel überlebt hat. Die zweite Nationalversammlung hat nichts Dauerndes, nichts, was nach ihr geblieben wäre, hervorgebracht.

In Paris und den meisten anderen großen Städten hatten die Kon-

*) Ein Anhänger des Hofes und Freund Mirabeau's, der Graf La Marck, sagte um diese Zeit in einem vertraulichen Briefe: „Was kann man von einer Versammlung erwarten, deren Mitglieder zusammen nicht 300,000 Fr. Einnahme besitzen?"

stitutionellen bei den Wahlen die Oberhand gehabt. Als der Royalist Pastoret und der Republikaner Brissot als Bewerber in demselben Wahlkollegium auftraten, erhielt ersterer 450, letzterer nur 169 Stimmen. In den Departements waren jedoch die Jakobiner bei den Wahlen glücklicher als in der Hauptstadt gewesen.

Zu den Deputirten, die später berühmt oder berüchtigt werden sollten, gehörten, außer den oben genannten: Herault de Sechelles, ein Mitglied des pariser Parlaments, Freund Danton's; Couthon, ein Geistesverwandter Robespierre's; Cambon, der Financier der Legislativen und des Konvents; Carnot, Hauptmann im Geniekorps; die konstitutionellen Bischöfe Fauchet und Lamourette; der ehemalige Kapuziner Chabot; zwei Korsen, Pozza di Borgo und Arena, die ein sehr verschiedenes Schicksal erwartete, indem ersterer im russischen Dienst zu den höchsten Würden emporstieg, letzterer in Frankreich auf dem Schaffot endigte; Merlin, ein Gerichtsvollzieher in Thionville, der den Namen dieser Stadt seinem eigenen hinzufügte; der Naturforscher Lacépède, unter Napoleon Graf, Senator und Großkanzler der Ehrenlegion; François de Neufchateau; Beugnot; Matthieu Dumas, der Ludwig XVI. auf der Rückkehr von Varennes begleitet hatte. Die Zahl der Sachwalter und Gerichtsbeamten war verhältnißmäßig in der Legislativen noch größer als in der Constituante.

Die bedeutendsten oratorischen Talente waren in dem Departement der Gironde gewählt worden. Diese wurden der Kern zu einer nach ihnen benannten Partei, zu der sich aber bald Deputirte aus allen Gegenden Frankreichs schlugen, welche die Legislative beherrschte, im Konvent eine Zeit lang eine große Rolle spielte, und überhaupt auf die Revolution einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Zu der ursprünglichen Gironde, im engeren Sinne des Wortes, gehörten: Vergniaud*), Administrator des Departements der Gironde; Gensonné, Mitglied des Kassationshofes; Guadet, Präsident des Kriminalgerichts; Grangeneuve, Substitut des Prokurators der Kommune Bordeaux; Ducos u. s. w. Gegen 200 von den Mitgliedern der neuen Versammlung ließen sich im Klub der Feuillants, auf welchen sich die Konstitutionellen stützten, und ungefähr 130 bei den Jakobinern einschreiben. Es war dies aber auf die Parteistellung von geringem Einfluß, da später viele Feuillants zu den Jakobinern übergingen, und ihr Klub bald ganz aufhören sollte.

---

*) Er war in Limoges geboren, und von Turgot, damals Intendant von Limousin, zur Ausbildung nach Bordeaux geschickt worden, wo ihn die Revolution als Advokaten traf.

Den 1. Oktober trat die geſetzgebende Nationalverſammlung zum erſten Mal zuſammen, am 4. Oktober war ſie definitiv konſtituirt. Paſtoret, ein Anhänger des Hofes, und Ducaſtel, ein Jakobiner, wurden, erſterer zum Präſidenten, letzterer zum Vicepräſidenten, ernannt. In derſelben Sitzung erhoben ſich plötzlich alle Deputirte, und ſchwuren, frei zu leben oder zu ſterben. Dann wurde die Verfaſſungsurkunde auf der Rednerbühne, wie ein Heiligthum, ausgeſtellt, und alle Mitglieder leiſteten, ſie einer nach dem anderen mit der Hand berührend, den Eid, ihr treu zu bleiben. Es thaten dies ſolche, die, wie die Feuillants, zu einer bedeutenden Umgeſtaltung der Konſtitution geneigt waren, und eben ſo die Jakobiner, welche dieſe Verfaſſung für nicht demokratiſch genug hielten.

Die erſten Berührungen Ludwig XVI. mit der neuen Verſammlung legten unglücklicher Weiſe die Abneigung des Königs und die Reizbarkeit der Deputirten dar. Der Hof ſchätzte dieſe ihm unbekannte Menge von Advokaten, Beamten und kleinen Eigenthümern gering, ohne zu bedenken, daß dieſelben in der öffentlichen Meinung als der Mittelpunkt Frankreichs, als die herrſchende Gewalt daſtanden, und daß, je unbedeutender die Einzelnen waren, ſie um ſo eher unter die Leitung ehrgeiziger Führer gerathen würden.

Ludwig XVI., der, ſo mild und ſelbſt ſchwach er auch gewöhnlich war, zuweilen der abhängigen Lage vergaß, in welcher er ſich befand, hatte die Deputation, welche ihn zur Eröffnung der Verſammlung einlud, erſt warten laſſen, dieſelbe dann in etwas unverbindlicher Weiſe empfangen, und ſein Erſcheinen in ihr hinausgeſchoben. Die Jakobiner und Girondiſten faßten, von dieſem Verhalten beleidigt, auf Couthon's Antrag den Beſchluß, dem Könige fortan nicht mehr die Prädikate: Sire und Majeſtät beizulegen, ſondern gegen ihn blos die Anrede: „König der Franzoſen" zu brauchen. Als Ludwig XVI. dies erfuhr, erklärte er, die Verſammlung nicht in Perſon eröffnen zu wollen. Die Mitglieder der rechten Seite, d. h. die Konſtitutionellen, gewöhnlich Feuillants genannt, und die in Paris zahlreich anweſenden Mitglieder der erſten Nationalverſammlung, brachten es inzwiſchen durch ihre Vorſtellungen dahin, daß die Legislative, welche die von ihr begangene Uebereilung ſelbſt fühlte, am folgenden Tage ihren Beſchluß zurücknahm. Denn die Zeit war noch nicht gekommen, wo das Königthum von dem geſetzgebenden Körper ohne Weiteres hätte aufgehoben werden können. Die rechte Seite der Verſammlung, ein großer Theil des Centrums, die beſitzenden Klaſſen im ganzen Lande, beſonders aber die pariſer Bürgerſchaft und Nationalgarde

bekannten sich, ungeachtet einzelner Schwankungen und Abwege, zu den Grundsätzen einer beschränkten Monarchie, und es gehörte die Strafloſigkeit der revolutionairen Presse, die Ausbreitung der Klubs, und das von der Demagogie und dem Proletariat erlangte Uebergewicht dazu, um diese Gesinnung, die in so vielen Herzen lebte, nicht zum Durchbruch kommen zu lassen. Als Ludwig XVI. am 7. Oktober in der Legislativen erschien, schallte ihm, so, als ob nichts vorgefallen wäre, ein einstimmiges Lebehoch entgegen, und Pastoret sagte am Schlusse seiner Antwort auf die königliche Eröffnungsrede: „Sire! Sie wollen von den Franzosen geliebt sein, und wir fühlen dasselbe Bedürfniß von Seiten Eurer Majestät!“ — Am Abend wohnte die königliche Familie einer Vorstellung in der Oper bei, wo sie von dem meist den höheren Klassen angehörigen Publikum mit Begeisterung empfangen wurde.

Ungeachtet dieser für Ludwig XVI. günstigen Anzeichen dauerte der Kampf zwischen den Anhängern des Königthums und dessen Gegnern, den Feuillants und den Jakobinern, in und außerhalb der Versammlung, unausgesetzt fort. Die Lage der Dinge hatte sich so sehr verändert, daß diejenigen, welche 1789 die revolutionaire Partei ausgemacht hatten, 1791 für konservativ und selbst für aristokratisch galten, und daß hinter den Demokraten die Demagogen standen, welche erstere zu überflügeln drohten. Es gab damals noch keinen Unterschied zwischen Jakobinern und Girondisten, obgleich einzelne Merkmale der späteren Trennung sich schon zu zeigen anfingen. Die Deputation der Gironde, und die sich ihr anschließende Fraktion der Linken war in den Jakobinerklub getreten, der sein Lokal erweitert hatte, und jetzt Raum für mehre tausend Mitglieder und 1500 Zuschauer enthielt. Die Jakobiner verschmähten es, äußerlich an die Spitze zu treten, und die hohen Stellen in der Verwaltung einzunehmen. Sie zogen es vor, ihre Grundsätze, durch Stiftung neuer Vereine, in allen Theilen des Landes auszubreiten, und wußten ihren Reden und Beschlüssen durch Tages- und Flugblätter die größte Oeffentlichkeit zu geben. Da die vollziehende Gewalt von der Verfassung selbst gelähmt worden, so hätte die Theilnahme an der Regierung den Jakobinern keine wahrhafte Stärke verliehen. Auf der Rennbahn der Revolution mußte zuletzt diejenige Partei die Siegespalme erreichen, welche die Menge am Meisten für sich zu gewinnen, sie zu verführen, zu berauschen, und in ein Werkzeug für sich zu verwandeln verstand. Hierin haben die Jakobiner einige Jahre lang eine verderbliche, von keiner andern Faktion erreichte, Meisterschaft bewiesen.

Die Feuillants bestätigten die in der Geschichte oft gemachte Erfah-

rung, daß eine Partei viele ausgezeichnete Persönlichkeiten enthalten kann, ohne selbst bedeutend zu sein. In der Volksvertretung gehörte zu ihnen die rechte Seite, Pastoret, Vaublanc, Beugnot, nicht gerade die ersten Redner, aber die einzigen Staatsmänner, welche es in der Versammlung gab, und im Klub der Feuillants befanden sich: la Fayette, die Lameth *), Duport, Barnave. Gleichwohl übte die ganze Partei keinen diesen Namen angemessenen Einfluß aus. Die Feuillants waren unter sich uneinig, wollten sich keiner Leitung unterwerfen, und schlugen keine gemeinsame Richtung, wodurch die Jakobiner mächtig geworden waren, ein. Die Lameth, Duport, Barnave hielten alle das Einkammersystem für schädlich, aber die Einen zogen einen lebenslänglichen Senat, die Anderen ein erbliches Oberhaus vor. La Fayette schwankte, wie gewöhnlich, zwischen entgegengesetzten Meinungen. Er begriff, daß das Einkammersystem in Frankreich mit der Erhaltung der Monarchie unvereinbar sei, und zu neuen Umwälzungen führen müsse, glaubte aber, daß das Princip der Volkssouverainetät von einer einzigen Versammlung besser als von zweien vertreten werde, und kam bei diesem Widerspruch zu keinem Entschluß.

La Fayette war seit der Unterdrückung des Tumults auf dem Marsfelde (17. Julius) den Demagogen sehr verhaßt geworden. Die Constituante hatte in ihrer letzten Zeit ein Gesetz erlassen, welches die Stelle eines Generalkommandanten der pariser Nationalgarde aufhob, und den sechs Divisionschefs abwechselnd den Oberbefehl übertrug. Am 9. Oktober legte la Fayette diese einflußreiche Stelle nieder, und die konstitutionelle Partei ging dadurch einer bewaffneten Stütze verlustig. Zugleich gab Bailly sein Amt als Maire von Paris auf. La Fayette wünschte Bailly's Nachfolger zu werden, und die Feuillants hätten in diesem Falle die pariser Municipalität, unter welcher in gewisser Beziehung auch die Nationalgarde stand, beherrschen können. Aber der Hof und namentlich die Königin, von einer unüberwindlichen Abneigung gegen la Fayette erfüllt, waren so thöricht, demselben entgegenzuarbeiten, und Petion's Wahl zum Maire von Paris zu begünstigen (18. November). Mit Petion ward Manuel zum Prokurator-Syndikus der pariser Kommune und Danton zu dessen Substituten ernannt. Ludwig XVI. und Marie Antoinette, welche Petion auf der Rückkehr von Varennes kennen gelernt

*) Alexander und Charles de Lameth hatten, als Mitglieder der Constituante, zu der Legislativen nicht gewählt werden können. Aber ein Bruder derselben, der damalige Oberst, nachmalige General Theodor de Lameth, war in die Legislative eingetreten. Derselbe hat ein Alter von beinahe hundert Jahren erreicht, und ist eine Zeit lang, der Anciennetät nach, der erste General in Europa gewesen.

hatten, hielten ihn, sehr übertriebener Weise, seines etwas schwerfälligen Aeußeren wegen, für einfältig. Der neue Maire von Paris bewies leider später in einem entscheidenden Augenblick den königlichen Personen, daß er Verstand genug besaß, um ihnen schaden zu können. Höchst wahrscheinlich würde, wenn la Fayette am 10. August 1792 an der Spitze der hauptstädtischen Verwaltung gestanden hätte, dieser Tag Ludwig XVI. nicht so verderblich geworden sein.

Die Feuillants verloren auf diese Art die beiden bedeutendsten Stellen, welche es damals, bei der Gebundenheit und dem Unvermögen der Minister, gab, den Befehl über die Nationalgarde und die Leitung der pariser Administration, mit welcher letzteren eine Menge wichtiger Attribute verbunden war. Sie hatten sich, da sie nicht den Muth und die Kraft besaßen, mit dem Antrage auf eine Umgestaltung der Konstitution offen hervorzutreten, auf eine vertheidigende Haltung beschränken müssen, in welcher sie von den Demagogen und den Klubs unaufhörlich angegriffen wurden. Ihre Absicht, die Verfassung im monarchischen Sinne modificiren zu wollen, war bekannt, und gab den Jakobinern zu Beschuldigungen und Verdächtigungen gegen sie Veranlassung, während die innere Uneinigkeit der Feuillants denselben kein kräftiges Eingreifen möglich machte. Der Klub der Feuillants wurde bald nachher von dem Pöbel auf Veranlassung der Jakobiner auseinandergesprengt, obgleich die Benennung: Feuillants — mit welcher man die Anhänger der Konstitution von 1791 bezeichnete — bestehen blieb.

Die Legislative hatte ihre Arbeiten kaum begonnen, als die Kunde von Dem, was neuerdings in Avignon geschehen, einlief. Die dort begangenen Gräuel können als das Vorbild der im September 1792 erfolgten Metzeleien angesehen werden. Es ist oben (S. 253 ff.) erzählt worden, wie Avignon und die Grafschaft Venaissin sich von der päbstlichen Herrschaft losrissen, und mit Frankreich vereinigt wurden. Die Nationalversammlung hatte mit dem die Einverleibung aussprechenden Dekret, Ludwig XVI. mit dessen Sanktion, und die Minister mit der Vollziehung, im Gefühl, wie sehr das Völkerrecht durch diese Maßregel verletzt wurde, so viel als möglich gezögert. Es war daraus eine Ungewißheit in allen Verhältnissen entstanden, welche dem Kampfe der Parteien freien Spielraum ließ. Die unteren Klassen in Avignon, den früher bestandenen Einrichtungen anhängend, erhoben sich plötzlich am 16. Oktober, und ermordeten das Haupt der französischen Partei, Lescuyer, früher Notar und jetzt Sekretair der neuen Municipalität, in der Kirche der Cordeliers, wohin er mit Gewalt geschleppt worden. Lescuyer war unter Martern,

wie ſie ſonſt nur von wilden Indianern an ihren Gefangenen verübt werden, umgebracht worden. Auf dieſen Ausbruch der Volkswuth folgte aber, wie oft im Süden unter ähnlichen Umſtänden, plötzlich eine tiefe Erſchöpfung. Der Anführer der revolutionairen Banden, welche ſich zuerſt gegen die päbſtliche Regierung erhoben, und Carpentras und andere Orte in der Grafſchaft Venaiſſin belagert hatten, Jourdan, ein ehemaliger Maulthiertreiber, bemächtigte ſich, von den früher erwähnten Duprat, Mainvielle und Anderen unterſtützt, der oberſten Gewalt, und ließ die wirklichen oder vermeintlichen Anhänger des Pabſtes verhaften, und in einen Thurm: Trouillas oder la Glaciere genannt, werfen. Hier wurden dieſelben, Männer, Frauen und ſelbſt Kinder, von bezahlten Banditen ermordet, und die todten Körper in ein unterirdiſches Verließ geworfen. Es waren auf dieſe Art gegen ſechszig Perſonen, darunter ſchwangere Frauen, kleine Knaben und Mädchen, aufgeopfert, und mit mehrern weiblichen Leichnamen von den Mördern Unzucht getrieben worden.

Die Konſtitutionellen in der Legislativen verlangten die Unterſuchung und Beſtrafung dieſer Unthaten. Die Gironde ſah die Ereigniſſe in Avignon als eine Wirkung des Bürgerkrieges an, obgleich vielen unter dieſen Freveln keine politiſchen Motive, ſondern Privatfeindſchaft und Raubſucht zu Grunde lagen, und glaubte, den inneren Zwiſt nur durch Ertheilung einer Amneſtie beendigen zu können. Sie drang mit ihrer Meinung durch. Dieſe Strafloſigkeit mußte die verbrecheriſche Verwegenheit der Uebelgeſinnten in ganz Frankreich vermehren, und verderbliche Folgen haben. Indeſſen ſollten die Schuldigſten unter den Aufwieglern und Mördern in Avignon der Rache des Schickſals nicht entgehen. Jourdan, der Kopfabſchneider genannt, Mainvielle, Duprat und mehre Andere, erhielten ſpäter, obwohl aus anderen Gründen als wegen ihrer Theilnahme an den in Avignon begangenen Gräueln, ihren Lohn von der Hand des Henkers. Rovere, ein Geſinnungsgenoſſe Duprat's und Mainvielle's, endigte, unter dem Direktorium, in der Verbannung, in den verpeſteten Einöden des franzöſiſchen Guyana.

Die Ausgewanderten und die den Eid weigernden Prieſter waren von der Conſtituante nicht gefürchtet worden. Sie hatte ſich mit einer dreifachen Beſteuerung der Güter der Erſteren begnügt, aber nichts gegen ihre Perſonen verfügt, und Letzteren eine Penſion, als Entſchädigung für das eingezogene Kirchengut, ausgeſetzt. Die Legislative ſah Beide als Empörer und Verräther an, und vermehrte durch ihre Maßregeln den Argwohn und Haß des Volkes gegen diejenigen, welche ſich den Geſetzen

der Revolution nicht fügen wollten. Die bewaffnete Emigration war allerdings, der Zahl nach, bis zu gänzlicher Unbedeutendheit schwach. Es standen in Koblenz, Worms und Ettenheim kaum 5000 Mann, welche dazu bestimmt waren, den Kern einer royalistischen Armee zu bilden. Ihnen gegenüber besaß Frankreich 200,000 Mann Linientruppen und 4 Millionen Nationalgarden.

Aber die Bedeutung der Ausgewanderten lag nicht in ihrer Zahl, sondern in dem Princip, welches sie vertraten, und in dem Einfluß, welchen sie besaßen. Die Brüder Ludwig XVI. hatten ihn für einen Gefangenen, und Alles, was von ihm ausging, für unverbindlich erklärt. Die Einen unter den Emigranten standen mit ihren zurückgebliebenen Verwandten und Freunden in lebhafter Verbindung, und forderten dieselben zur Nachahmung ihres Beispiels, und zum Widerstande gegen die Maßregeln der Nationalversammlung auf. Andere drangen bei den fremden Kabinetten auf Krieg gegen Frankreich, und wiesen alle schwachen Punkte der Landesvertheidigung nach. Die Kaiserin von Rußland und der König von Schweden hatten Bevollmächtigte in das Hauptquartier der Emigration gesandt, und den Grafen von der Provence als Regenten von Frankreich anerkannt. Es war bekannt, daß die Ausgewanderten vielfältige Einverständnisse im Heere und in der Verwaltung unterhielten, und dadurch von den verwundbarsten Seiten der inneren Zustände unterrichtet wurden. Man wußte nicht mit Bestimmtheit, argwohnte aber und täuschte sich in diesem Falle nicht, daß Ludwig XVI. und Marie Antoinette mit den Häuptern der Emigration in einem geheimen Briefwechsel standen, darin ihre tiefe Abneigung gegen Alles, was sie äußerlich anzunehmen genöthigt waren, aussprachen, und auf Hülfe vom Auslande hofften. Noch schien die Revolution ihren Anhängern zu wenig gesichert zu sein, um nicht, durch eine Vereinigung aller Gegner derselben unter dem Adel, dem Klerus, der Land- und Seemacht, und durch deren Uebereinstimmung mit dem Könige und dem Auslande, gestürzt werden zu können. In der That wäre auch Vieles anders gekommen, wenn die Ausgewanderten nicht die Nation mit der Wiederherstellung der früheren Einrichtungen bedroht hätten. Dieser Anspruch warf selbst die Gemäßigteren unter den Neuerern der extremen Partei in die Arme.

Bei den Angriffen auf die Emigration thaten sich besonders die Girondisten Vergniaud, Brissot, Isnard, ein Provencale, der alle Anderen an Heftigkeit übertraf, hervor. Am 9. November faßte die Nationalversammlung folgenden Beschluß: Die an der Grenze des Königreichs stehenden Franzosen sind der Verschwörung gegen das Vaterland verdäch-

tig. — Sie sind, wenn sie sich am 1. Januar 1792 noch in derselben Stellung befinden, des Todes schuldig. — Dasselbe trifft die ausgewanderten Prinzen, und alle Staatsdiener in Civil und Militair. — Die Officiere, welche ihre Korps verlassen, werden als gemeine Ausreißer angesehen. — Die Einkünfte der ausgewanderten Prinzen werden auf der Stelle mit Beschlag belegt. — Den übrigen Ausgewanderten wird, sobald sich eine Veranlassung dazu findet, der Proceß gemacht, und es soll, im Falle der Verurtheilung, ihr Vermögen, jedoch mit Berücksichtigung der Rechte Dritter, eingezogen werden. — Jede Begünstigung der Emigration im Innern zieht die Todesstrafe nach sich. — Der Hohe Nationalgerichtshof wird, wenn es nöthig ist, innerhalb der nächsten 14 Tage einberufen. — Diese drohenden Beschlüsse bereiteten die Schreckenszeit vor.

Das Dekret vom 9. November hatte bei den Konstitutionellen in der Legislativen lebhaften Widerstand gefunden, und wurde von dem aufgeklärteren und gemäßigteren Theile des Publikums als eine Steigerung der Revolution mit Unwillen betrachtet. Denn wenn die Theilnehmer an einer Verschwörung gegen ihr Land mit Recht bestraft werden können, so war hier nur noch von Verdacht die Rede, der aber mit dem wirklichen Vergehen auf dieselbe Linie gestellt wurde. Ludwig XVI. versagte diesem Beschlusse der Nationalversammlung seine Zustimmung, forderte aber zugleich seine beiden Brüder, in einem der Oeffentlichkeit übergebenen Schreiben, zur Rückkehr auf. Sie antworteten ablehnend, und in einem Tone, der den Haß des Volkes gegen sie, und den Verdacht, daß der König mit den Absichten der Ausgewanderten übereinstimme, steigern mußte.

Die ausgewanderten Adeligen vermochten nichts durch sich selbst gegen die Revolution, welche von Anfange an vornehmlich gegen sie gerichtet gewesen. Sie hatten sich, um ihre Absichten auszuführen, dem Auslande anschließen und von demselben abhängig machen müssen. Dies war die nicht nur antinationale, sondern auch unpolitische Seite ihres Verhaltens. Sie steigerten durch ihre Drohungen die Bewegung, ohne sie beschränken zu können.

Gefährlicher für die Revolution waren die unvereidigten Priester, welche in allen Theilen des Landes, besonders aber im Westen und Süden, großen Anhang besaßen. Die Bevölkerung war den Adeligen, als solchen, nirgends geneigt. Sie wurden als gestürzte Zwingherren angesehen, während die Landleute in vielen Gegenden, und die Frauen in fast allen Ständen, in den ihrer amtlichen Wirksamkeit, wegen der Eidesweigerung, entrissenen Geistlichen Märtyrer einer geheiligten Sache sahen Die große Mehrheit der Nation glaubte nicht, daß der Staat durch die

Aufhebung des Adels Etwas verloren habe, aber die Religion schien durch die Constitution civile du Clergé gefährdet zu sein. Das Landvolk fühlte keine Lücke in seinem Dasein, seitdem es nicht mehr unter Gutsherren stand, aber es wollte seiner rechtmäßigen Seelsorger nicht entbehren.

Die Nationalversammlung, aus den mittleren und städtischen Klassen bestehend, in welchen das religiöse Element am Schwächsten vertreten war, theilte die Stimmung der Massen in dieser Beziehung nicht. Durch die Berichte über den zunehmenden Einfluß der eidweigernden Geistlichkeit, und die häufige Verfolgung der vereidigten Pfarrer und Vikarien gereizt, setzte die Volkspartei in der Legislativen den Beschluß durch (29. November), daß die Kleriker aller Grade binnen 8 Tagen den Eid auf die Verfassung leisten, oder ihre Pensionen verlieren sollten. Die Eidweigerer wurden außerdem unter die Aufsicht der Behörden gestellt, konnten zwangsweise von ihrem gewöhnlichen Wohnorte entfernt, und im Falle dieselben zu Unordnungen Veranlassung gaben, bis zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt werden. Die Namen aller unvereidigten Geistlichen sollten gedruckt, und der Nationalversammlung vorgelegt werden.

Zu dieser Maßregel hatte der Abbé Fauchet, konstitutioneller Bischof des Departements Calvados, viel beigetragen. Er war bei der Einnahme der Bastille anwesend gewesen, und hatte von Anfang an die Revolution mit großem Feuer und einer Beimischung von mystischen Ideen ergriffen. Fauchet war ein politischer und religiöser Schwärmer, ohne Tiefe und Klarheit der Einsicht, und obgleich sonst bis zur Schwäche weich, zur Verfolgung derjenigen, welche sich, nach seiner Meinung, dem Heile der Menschheit widersetzten, geneigt. Talleyrand, der zwar den Eid geleistet, aber kein geistliches Amt angenommen hatte, war als Mitglied der ersten von der zweiten Versammlung ausgeschlossen, übte aber im pariser Direktorium einen bedeutenden Einfluß aus. Er sprach sich, mit Berufung auf die Verfassung, gegen die den Eidesweigerern auferlegten Beschränkungen aus, und hob das Princip der religiösen Toleranz hervor. Ludwig XVI. legte sein Veto gegen das Dekret der Nationalversammlung vom 29. November ein. Da er sich weit mehr als Katholiken, denn als Monarchen fühlte, so war ihm der Gedanke unerträglich, ein Gesetz gegen die gewissenhaftesten und treuesten Diener seiner Kirche zur Anwendung bringen zu lassen. Seine Weigerung setzte ihn neuen Verdächtigungen und Verläumdungen von Seiten der Demagogen aus, welche den irreligiösesten Theil der französischen Bevölkerung, den pariser Pöbel, gegen ihn immer mehr einzunehmen wußten.

21. Kriegserklärung gegen Oeſterreich. — Wachſende Gefahr des Königs.

Die königliche Familie und ihre geheimen Rathgeber: Malouet, Duport, Barnave u. ſ. w., wollten einen Krieg gegen das Ausland, ſo lange es irgend möglich war, vermieden wiſſen, indem ſie von den Vorbereitungen zu einem großen Kampfe, und deſſen Wechſelfällen eine Steigerung der in den Maſſen herrſchenden Aufregung, und, welches auch der Ausgang ſein möchte, neue Verwickelungen und Schwierigkeiten fürchteten. Unterlag die Revolution, ſo fiel die Regierung unter den Einfluß der Brüder des Königs und der übrigen Häupter der Emigration, und ſiegten die Franzoſen, ſo ließ ſich eine Steigerung der revolutionairen Exaltation vorausſehen. Ludwig XVI. hielt deshalb an dem, ſchon vor der Flucht nach Varennes beſtandenen, Plan eines Kongreſſes der europäiſchen Mächte, um über die franzöſiſchen Verhältniſſe zu berathen, feſt. Die Erklärungen dieſes Kongreſſes, auf Vermehrung der königlichen Autorität und Wiederherſtellung der inneren Ordnung gerichtet, ſollten von einer ſtarken Heeresmacht unterſtützt werden. Ludwig XVI. wollte dann vermittelnd auftreten, und hoffte, daß die Demagogen, aus Furcht vor den ſie bedrohenden Gefahren, und die Mehrheit des Volkes aus Friedensliebe, das Schiedsamt des Königs, welcher keineswegs die Vernichtung, ſondern nur die Begrenzung der Freiheit bezweckte, anerkennen, und keinen äußerſten Schritt nothwendig machen würden. Der Kaiſer Leopold dachte ganz eben ſo, und hatte auch den kriegeriſcher geſinnten Friedrich Wilhelm II. von der Angemeſſenheit eines ſolchen Verhaltens überzeugt. Dieſe Politik wäre ausführbar geweſen, wenn die Rüſtungen von Seite der Verbündeten mit größerer Eile und Kraft, ehe ſich noch die Franzoſen in Kriegsbereitſchaft geſetzt hatten, betrieben worden wären. Mit Ausnahme einer Handvoll Anarchiſten, würde die Nation damals (Ende 1791) eine friedliche Uebereinkunft einem verzweifelten Kampfe vorgezogen haben. Aber dazu wäre nothwendig geweſen, daß die größeren Staaten, wie Oeſterreich, Rußland, Preußen, England, Spanien, ſich eng verbündet, und ſogleich die Abſicht erklärt hätten, nicht der Verfaſſung und Freiheit, ſondern nur dem Jakobinismus und den Ausſchweifungen der Revolution mit Waffengewalt entgegenzutreten. Die verſchiedenen Zwecke der Mächte, die geheime Eiferſucht der einen auf die anderen, die innere Uneinigkeit verurſachten jene Zögerungen und Schwankungen, an welchen der Plan einer bewaffneten Vermittlung ſcheiterte.

Die Führer der Konstitutionellen, la Fayette an der Spitze, verwarfen das Auskunftsmittel eines Kongresses, indem dadurch das Selbstgefühl der Nation beleidigt, und den Fremden ein zu großer Einfluß auf die inneren Angelegenheiten Frankreichs eingeräumt werden würde. Sie hielten einen Kongreß, ohne Aufstellung einer großen Kriegsmacht, für eine leere Demonstration, glaubten aber zugleich, daß die Mächte, nach Zusammenziehung hinreichender Streitkräfte an der französischen Grenze, der Versuchung, in Frankreich einzufallen, nicht widerstehen würden. Der Krieg erschien den Konstitutionellen als unvermeidlich, und sie wollten das, sonst vielleicht bald verrauchende, Feuer der Nation zu dessen Führung benutzen. Sie fürchteten einen Kampf um so weniger, als die einzigen Generale, welchen der Oberbefehl über die Armeen übertragen werden konnte, zu ihrer Partei gehörten. Sie gaben sich außerdem der Hoffnung hin, daß der Krieg, durch die Vermehrung der Truppen und die Nothwendigkeit der Disciplin, den revolutionairen Fanatismus niederhalten, die Regierung stärken und dem Könige eine Stütze bereiten würde. Sobald es zum Schlagen käme, würden, nach ihrer Meinung, die Klubs vor dem Kanonendonner verstummen, und die Demagogen ihre Ohnmacht fühlen.

In der revolutionairen Partei machten sich, bei Erwägung der auswärtigen Verhältnisse, zwei entgegengesetzte Meinungen geltend. Die Jakobiner waren überzeugt, daß das Ausland, ohne eine besondere Herausforderung, Frankreich nicht den Fehdehandschuh hinwerfen werde, und daß es demnach möglich sein würde, mit Erhaltung des äußeren Friedens, die innere Umwälzung ungehindert fortzusetzen. Robespierre, der den pariser Klub leitete, und dadurch auf alle Jakobiner im Lande einwirkte, fürchtete, daß ein glücklicher Krieg eine militairische Diktatur veranlassen, ein unglücklicher die Revolution erdrücken könne, und daß demnach eine so drohende Möglichkeit vermieden werden müsse. Seiner finsteren, argwöhnischen Natur gemäß, sah er in den bekannten Generalen, welche an die Spitze der Armeen gestellt werden würden, Feuillants, d h. Verräther, welche die Revolution dem Auslande Preis zu geben bereit wären.

Die Girondе dagegen wünschte Krieg, indem sie durch ihn die Leidenschaften des Volkes zu steigern hoffte, und war überzeugt, daß ein großer Kampf, mit den davon unzertrennlichen Bewegungen im Innern, Gelegenheit bieten würde, nicht den letzten Schein von Monarchie, was damals nicht in den Absichten dieser Partei lag, aber Ludwig XVI. zu stürzen, seinen unmündigen Sohn auf den Thron zu setzen, und, unter der Form einer Regentschaft, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten an sich zu reißen. Auf diese Art stimmten, obgleich aus ganz verschiedenen

Gründen, die Jakobiner mit dem Hofe für Erhaltung des Friedens, und die konſtitutionellen Royaliſten mit der demokratiſchen Gironde zur Herbeiführung des Krieges überein.

Auf ein farbloſes Miniſterium war ein uneiniges gefolgt. Der Graf Louis von Narbonne, der in den verſchiedenen Parteien Anhänger und Verbindungen beſaß, war durch die Verwendungen ſeiner Freundin, der Frau von Staël, welche, vermöge ihres Geiſtes und ihrer Stellung, als Tochter Necker's und Gemahlin des ſchwediſchen Botſchafters, großen Einfluß ausübte, zum Kriegsminiſter ernannt worden (December 1791) Narbonne galt für etwas zu zuverſichtlich und zu raſch, aber für unterrichtet, fähig, und ſchien keiner Richtung, ausgenommen der, welche auf einen allgemeinen Umſturz hinarbeitete, ganz fremd zu ſein. Er war indeſſen der königlichen Familie aufrichtig zugethan, nur daß er eine Rückkehr zum Alten weder für möglich, noch für wünſchenswerth hielt. Narbonne war der Meinung, den Krieg gegen das Ausland nicht zu ſcheuen, und die Armee zu vermehren, weil dadurch dem Könige geholfen und den fremden Mächten Achtung eingeflößt werden könnte. Die Mängel der beſtehenden Verfaſſung entgingen ihm nicht, aber er wollte von einer Modifikation derſelben, wenigſtens für den Augenblick, nichts wiſſen, und glaubte, vor allen Dingen, durch Kriegsrüſtungen der franzöſiſchen Politik und Monarchie, bei den Regierungen und den Parteien, Anſehen verſchaffen zu müſſen.

Von Narbonne ſehr verſchieden war der Seeminiſter, Bertrand de Moleville, vor 1789 Intendant, ein feſter Charakter, aber beſchränkter Kopf, der ſich mit dem Gedanken an eine Wiederherſtellung der früheren Zuſtände trug, und dazu, wie aus ſeinen eigenen Schriften hervorgeht, allerlei kleinliche Mittel, wie Beſtechung einzelner Demagogen, Ausſprengung von, der königlichen Sache günſtigen, aber ungegründeten, Gerüchten und dergleichen mehr, für geeignet hielt. Es waren dies mehr Policeikünſte als politiſche Kombinationen. Aber Moleville trat in den Miniſterſitzungen, welchen Ludwig XVI. beiwohnte, Narbonne bei jeder Gelegenheit entgegen, und ſuchte denſelben in der Meinung des Königs, welchem das Feuer und die Entſchiedenheit ſeines Kriegsminiſters ohnedies zuweilen als Leichtſinn und Vermeſſenheit erſchien, herabzuſetzen. Moleville ſtand bei der königlichen Familie, obgleich er nie etwas Bedeutendes für dieſelbe unternommen oder gewagt hat, blos dadurch, daß er eine lebhafte Abneigung gegen alles Revolutionaire zur Schau trug, in hoher Gunſt.

Deleſſart, der nach Montmorin's Rücktritt die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte, vertrat im Miniſterium die Anſicht von der Nothwendigkeit eines europäiſchen Kongreſſes, und einer bewaffneten Demonſtration des Auslandes ohne Krieg, und es wurden von ihm in dieſem Sinne die Unterhandlungen mit den fremden Mächten, und beſonders mit Oeſterreich, geführt. Er war ein würdiger Mann, und Ludwig XVI. ſehr ergeben, deſſen Achtung er wiederum genoß, aber, wie der König ſelbſt, eine mehr leidende als thätige Natur. Deleſſart fühlte das Drangvolle jener Zeit, begriff aber ihren inneren Zuſammenhang nicht, und trat vor jedem kühnen Griff in die Bewegung ſcheu zurück. Die übrigen Miniſter blieben, obgleich perſönlich nicht unbedeutend, ohne Einfluß, indem die Juſtiz, das Innere, die Finanzen von den Ausſchüſſen der Nationalverſammlung geleitet wurden, welche oft in alle Einzelheiten dieſer Verwaltungszweige eingriff.

Leopold II. that alles Mögliche, um einen Bruch mit Frankreich zu vermeiden. Aber die Haltung, welche die in Frankreich herrſchende Partei annahm, machte die Bemühungen der Friedensfreunde vergeblich. Der Kaiſer hatte der Emigration verboten, ſich in ſeinen niederländiſchen Provinzen zu verſammeln und zu bewaffnen. Dieſe fuhr jedoch im Trierſchen mit ihrer militairiſchen Organiſation fort. Das franzöſiſche Miniſterium drohte, den geiſtlichen Kurfürſten, wegen der von ihm zugelaſſenen Rüſtungen der Ausgewanderten, mit Krieg zu überziehen. Leopold II. entgegnete, daß er, als Kaiſer, zum Schutze der Reichsſtände verpflichtet, einem Angriffe auf Trier mit Gewalt entgegentreten müſſe, zugleich aber vom Kurfürſten die Entwaffnung und Zerſtreuung der Emigranten verlangt habe, was auch alsbald geſchehen ſei. Man wußte in Paris, daß der Kaiſer perſönlich an der Idee eines Kongreſſes hing, obgleich dieſelbe von mehren ſeiner erſten Diener und Umgebungen nicht getheilt wurde. Um einen Bruch herbeizuführen, erklärte die Nationalverſammlung, auf Antrag des Girondiſten Guadet (14. Januar 1792), jeden Franzoſen für ehrlos, der an einer Berathung theilnehmen würde, welche eine Veränderung in der Verfaſſung, und eine Vermittlung zwiſchen Frankreich und der Emigration beabſichtige.

Die Nationalverſammlung war unterdeſſen auf der Bahn, welche, von der Revolution ausgehend, zuletzt zum Kriege führen mußte, immer weiter fortgeſchritten. Am 29. December (1791) hatte dieſelbe eine von Condorcet verfaßte Erklärung ihrer Grundſätze erlaſſen, welche den Völkern eben ſo einladend als den Regierungen drohend erſcheinen konnte Den 30. December wurde der alte Brauch, den König und ſeine Familie

beim Jahreswechſel durch eine Deputation beglückwünſchen zu laſſen, abgeſchafft. Am 1. Januar 1792 wurden die beiden Brüder des Königs, der Prinz Condé und einige Rathgeber der ausgewanderten Prinzen, wie z. B. Calonne, unter Anklage auf Hochverrath geſtellt. Am 2. Januar ward ausgeſprochen, daß mit 1789 eine neue Aera für Frankreich beginne, und daß der 1. Januar 1792 das vierte Jahr der Freiheit eröffne. Ein Dekret vom 5. Januar vollendete die Organiſation des Hohen Gerichtshofes in Orleans, zur Aburtheilung über politiſche Vergehen beſtimmt. Es ſah aus, als beabſichtige man, dieſem Tribunal bald Beſchäftigung zu geben.

Unter regelmäßigen oder wenigſtens nicht ſo gewaltſamen Umſtänden hätte Frankreich nicht an Krieg denken, ſondern ſeine ganze Kraft auf die Heilung ſeiner inneren Schäden wenden müſſen. Handel und Wandel lagen danieder. Das baare Geld war verſchwunden. Der Wucher war an die Stelle des Kredits getreten, und eine außerordentliche Spiel- und Schwindelluſt, grundloſe Spekulationen, trügeriſche Unternehmungen aller Art hatten ſich ganzer Klaſſen bemächtigt.

In den letzten Monaten von 1791 war faſt ein Drittheil der etatsmäßigen Staatseinnahmen ausgefallen. Die direkten Steuern gingen aus vielen Gegenden des Landes gar nicht, die indirekten unregelmäßig ein. Bei den häufig wiederkehrenden Tumulten, der allgemeinen Bewaffnung, den militairiſchen Uebungen und politiſchen Verſammlungen, ging eine koſtbare Zeit für die Arbeit verloren, und der zwanzigſte Theil der Aecker lag unbeſtellt da.

Narbonne verlangte 20. Mill. Fr., um die Rüſtungen zu beſchleunigen. Es war aber kein Geld vorhanden. Eine Vermehrung des Papiergeldes blieb, ſobald man nicht einen ganz anderen Weg einſchlug, die einzige Auskunft. Die Nationalverſammlung befahl die Ausgebung von 300 Mill. Fr. Aſſignaten, ſo daß der Geſammtbetrag derſelben ſich jetzt auf 2100 Mill. Fr. belief. Das Maximum der Circulation, welches vorher 1400 Mill. Fr. nicht überſteigen ſollte, ward jetzt auf 1600 Mill. Fr. geſtellt. Auf dieſe Art mußte die dem Papiergeld zu Grunde liegende Hypothek der geiſtlichen Güter bald aufgezehrt ſein.

Die Politiker der Revolution hatten lange nicht an ein Bündniß zwiſchen Oeſterreich und Preußen glauben wollen. Jetzt begriff man in Paris, daß eine große und gemeinſame Gefahr die frühere Eiferſucht der beiden Mächte beſeitigt haben könne. Indeſſen ward ihre Trennung noch für möglich gehalten. Die Feuillants ſandten den Grafen von Segur nach Berlin, um ein Bündniß zwiſchen Frankreich und Preußen einzuleiten.

Segur würde aber, ſelbſt wenn er nicht perſönlich mißliebig am preußiſchen Hofe geweſen wäre, ſeinen Zweck doch nicht erreicht haben. Preußen konnte eben ſo wenig wie Oeſterreich mit der Revolution, und beſonders dem Gange, welchen ſie angenommen, ſympathiſiren. Unter den obwaltenden Umſtänden nahm Friedrich Wilhelm II. den franzöſiſchen Unterhändler, welcher auf das Gelingen von Beſtechungsverſuchen bei den Günſtlingen des Königs gerechnet hatte, mit unverhohlener Geringſchätzung auf.

Talleyrand war mit dem Auftrage, eine Annäherung zwiſchen England und Frankreich herbeizuführen, nach London gegangen. Derſelbe konnte aber, ungeachtet ſeiner Verbindungen mit der Oppoſition, ungeachtet ſeiner Bemühungen und Künſte, nichts als das Verſprechen der Neutralität Englands, im Falle eines Krieges, erwirken. Narbonne ſchickte den noch ſehr jungen Sohn des Generals Cuſtine nach Deutſchland, in der Hoffnung, den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig zur Annahme des Oberbefehls über die franzöſiſchen Armeen zu bewegen. Es wurde dem Herzoge die glänzende Lage in Ausſicht geſtellt, welche der Marſchall von Sachſen unter Ludwig XV. eingenommen hatte. Man rechnete in Paris auf die Vorliebe, welche Karl Wilhelm Ferdinand von jeher für Frankreich, und die Abneigung, welche er gegen Oeſterreich an den Tag gelegt hatte. Es war indeſſen immer ein ſeltſamer Einfall, einem regierenden deutſchen Fürſten den Oberbefehl über die bewaffnete Macht eines Staates anbieten zu wollen, in welchem alle Vorzüge des Ranges und der Geburt abgeſchafft worden waren. Die Berechnungen der gewöhnlichſten Klugheit mußten von dem Eingehen auf einen ſolchen Antrag zurückhalten. Die Revolution würde mit einem fremden Fürſten, der ſich in ihren Bereich begeben hätte, noch weniger Umſtände als mit den einheimiſchen Größen gemacht haben. Die Unterhandlung hatte keinen anderen Erfolg, als daß ſie ſpäter den Vorwand abgab, um den jungen Cuſtine auf das Schaffot zu bringen.

Drei Heere waren, ſeitdem die Möglichkeit eines Krieges näher gerückt, an der franzöſiſchen Nord- und Oſtgrenze, unter la Fayette, Rochambeau und Luckner, aufgeſtellt worden. Letzterer war ein Deutſcher, der ſich im ſiebenjährigen Kriege als Parteigänger gegen die Franzoſen ausgezeichnet hatte. Dieſe, von Narbonne ausgegangenen, Ernennungen konnten nicht für zweckmäßig gelten, und würden, wenn der Kampf alsbald eine ernſte Geſtalt angenommen hätte, für Frankreich verderblich geworden ſein. La Fayette entbehrte, obgleich unerſchrocken und kaltblütig, alles höheren militairiſchen Talents, war ungeachtet ſeiner perſönlichen Tapferkeit unentſchloſſen, und verſtand es nie, den rechten Augenblick

zu erfaſſen. Er hatte in Nordamerika keine Gelegenheit gehabt, den Krieg im Großen kennen zu lernen, und außerdem dort eigentlich nie vollkommen ſelbſtſtändig gehandelt. Rochambeau war ein erfahrener und unterrichteter, aber langſamer, methodiſcher Officier, und zu der neuen Kriegsführung, welche mit der Revolution aufkam, nicht geeignet. Luckner beſaß nichts als ſeinen ungeſtümen, vom Alter noch nicht geſchwächten Muth, war aber von allen Eigenſchaften eines kommandirenden Generals entblößt. Narbonne beſichtigte die Standquartiere der Truppen, die Feſtungen, und ſtattete der Nationalverſammlung nach ſeiner Rückkehr einen glänzenden Bericht über die Stärke und Ausſtattung der an den Grenzen ſtehenden Streitmacht ab, welche aber in jeder Beziehung viel zu wünſchen übrig ließ, und nicht einmal ſchlagfertig, geſchweige denn furchtbar war. Um die Ruhmliebe der Generale zu entflammen, hatten Rochambeau und Luckner den Marſchallsſtab erhalten.

Briſſot ſtand damals, obgleich als Redner nicht mit Vergniaud zu vergleichen, durch ſeine unermüdliche Thätigkeit als der eigentliche Führer der Gironde da. Derſelbe war mehr unruhig als gewaltſam, mehr lebhaft als entſchloſſen, und hat die aus ſeinem Thun für ihn und Andere entſtandenen Folgen nicht geahnt. Briſſot wußte ſeinen Anhängern die einträglichſten Aemter zu verſchaffen, für ſich nahm er nichts als den Ruf eines großen Agitators in Anſpruch. Eine Zeit lang waren unermeßliche Summen durch ſeine Hände gegangen, während er ſelbſt ärmlich lebte, und ſeine Familie ohne alles Vermögen zurückließ. Briſſot arbeitete in der Nationalverſammlung, im Jakobinerklub, in der Preſſe ohne Unterlaß darauf hin, die öffentliche Meinung für den Krieg zu ſtimmen. Nach ſeinem Plan ſollte die Gironde in das Miniſterium treten, und, über alle Kräfte Frankreichs verfügend, die Revolution im In- und Auslande fördern. Robespierre widerſtand im Jakobinerklub dem Andrange Briſſot's, und ſuchte denſelben, als es ihm zuletzt an Gründen gegen ſeinen Nebenbuhler fehlte — denn beide wollten daſſelbe und nur auf andere Art — als einen geheimen, mit la Fayette und Narbonne zum Sturze der Revolution verbundenen Royaliſten hinzuſtellen. Für den Augenblick trug Briſſot den Sieg davon, aber der von Robespierre bei den Jakobinern ausgeſtreute Same des Argwohns ging ſpäter, Briſſot und der Gironde Verderben bringend, auf.

Die Erklärung Leopold II., den Kurfürſten von Trier, wenn er von franzöſiſcher Seite angegriffen würde, durch den in den Niederlanden kommandirenden öſterreichiſchen General Bender ſchützen zu laſſen, war jetzt der Angriffspunkt der Gironde geworden. Dieſelbe wollte darin

eine Herausforderung gegen Frankreich erkennen. Vergebens wiesen die Führer der Konstitutionellen, Pastoret, Beugnot, Mathieu Dumas, darauf hin, daß der Kaiser den Kurfürsten von Trier zur Entwaffnung und Zerstreuung der Ausgewanderten angehalten, und demnach keine feindliche Handlung gegen Frankreich begangen habe. Die Girondisten wußten durch Gemeinplätze, wie, daß zwischen den Königen und den Völkern, zwischen der Willkühr und der Freiheit kein Vergleich möglich sei, die Mehrheit der Versammlung für sich zu gewinnen.

Am 25. Januar (1792) erließ die Legislative, auf Brissot's, Vergniaud's und Herault's de Sechelles Veranlassung, ein Dekret, welches durch eine Deputation dem Könige zur Ausführung überreicht wurde. Leopold II. ward darin aufgefordert, sich bis zum 1. März zu erklären, ob er allen Verträgen und Bündnissen, welche gegen die Souverainetät, die Unabhängigkeit und Sicherheit der französischen Nation gerichtet wären, entsagen wolle oder nicht; das Stillschweigen des Kaisers oder eine ungenügende Antwort würde von Frankreich als eine Kriegserklärung angesehen werden.

Da der Vertrag von Pillnitz, in welchem Oesterreich sich mit Preußen, wenn auch nicht geradezu zu einem Angriffe auf Frankreich, aber doch zu Gunsten Ludwig XVI und mittelbar gegen die, denselben von der Revolution aufgezwungene, Stellung erklärt hatte, kein Geheimniß mehr war, so konnte Leopold II., ohne sich selbst zu entehren, dem an ihn von Frankreich gestellten Ansinnen nicht willfahren. Der Kaiser sagte bei dieser Gelegenheit: „Die Franzosen wollen den Krieg. Sie sollen ihn haben, und werden sehen, daß Leopold der Friedliebende ihn zu führen bereit ist. Sie werden die Kosten desselben bezahlen, und zwar nicht in Assignaten!" — Obgleich der Kaiser, in Folge dieser drohenden Aufforderung der Nationalversammlung, sich jetzt (7. Februar 1792) mit Preußen enger und bestimmter, als früher geschehen, verband, und Vorbereitungen zum Kriege zu treffen anfing, so hielt er gleichwohl die Erhaltung des Friedens noch immer für möglich, da die Nationalversammlung mehr als einmal von ihr erlassene Dekrete zurückgenommen, oder unausgeführt gelassen hatte.

Die Gironde fuhr unermüdlich damit fort, die Masse auf ihre Seite zu ziehen, und dem revolutionairen Instinkt derselben zu schmeicheln. Am 9. Februar wurden auf ihren Antrag die Güter der Ausgewanderten mit Beschlag belegt, und am 14. Februar ward den ehemaligen Gardes Françaises, welche am Meisten zur Einnahme der Bastille beigetragen, und dann in die Nationalgarde eingetreten waren, der ihnen später

entzogene Sold zurückgegeben. Am 16. Februar erließ die Legislative eine Adreſſe an die Franzoſen, worin die Prieſter und die Ariſtokraten als Feinde der Menſchheit bezeichnet wurden. Die Redner der Gironde trugen darauf an, das Volk mit Picken zu verſehen, was bald nach einem großen Maßſtabe ausgeführt wurde. Man dachte dieſe Pickenmänner nöthigenfalls der Nationalgarde entgegenzuſtellen. Eine wollene Mütze von rother Farbe, früher nur von den zu Zwangsarbeit in den Kriegshäfen verurtheilten Sträflingen getragen, ward von den Girondiſten, und namentlich Briſſot, als ein Zeichen der Freiheit, empfohlen, und durch ſie in Umlauf geſetzt. Robespierre war dieſer künſtlichen Steigerung des revolutionairen Geiſtes, ſei es aus Eiferſucht auf die Gironde, oder weil er davon eine zu große Auflöſung der inneren Ordnung, und eine Schwächung der Wehrkraft der Revolution beſorgte, entgegen, und hielt ſich von dieſem theatraliſchen Treiben fern.

Ungeachtet des drohenden Umſichgreifens der revolutionairen Partei war Ludwig XVI. nicht ſo von Widerſtandsmitteln entblößt, wie es ſeine leidende Haltung und ſein endlicher Ausgang vermuthen ließe. Die Konſtitution hatte ihm eine Leibwache von 1800 Mann beigelegt, die ganz von ihm abhing, und von jedem anderen Dienſt befreit war. Dieſe Leibwache ſtand unter dem treuen und unerſchrockenen Herzoge von Briſſac, welcher die Mannſchaft mit Sorgfalt ausgewählt hatte. Sie war auch viel zahlreicher als vorgeſchrieben worden, und hätte durch bereit ſtehende Freiwillige bis auf 6000 Mann verſtärkt werden können. Es dienten in ihr viele ausgezeichnete und einige ſpäter berühmt gewordene Perſonen, wie Heinrich de la Rochejacquelein, der Held des Vendéekrieges, und Joachim Murat, Schwager Napoleon's und König von Neapel. Die aus den wohlhabenden Stadttheilen gebildeten Bataillone der Nationalgarde waren der königlichen Sache ergeben, und zu deren Unterſtützung bereit. Die Schweizerregimenter bildeten ein ausgeſuchtes und zahlreiches Korps, das allein hingereicht haben würde, um die königliche Familie von Paris weg in Sicherheit zu bringen.

Aber Ludwig XVI. trat, bei ſeiner durchaus paſſiven unmilitairiſchen Natur, in keine nähere Verbindung mit ſeiner Leibwache, und verſtand es nicht, ſie durch Muſterungen und Reden für ſich zu begeiſtern. Er zog die Schweizer nicht zuſammen, ſondern ließ ſie in einzelnen Garniſonen zerſtreut ſtehen. Er that nichts, um den royaliſtiſch geſinnten Theil der Nationalgarde an ſich zu feſſeln. Die Ludwig XVI. zu Gebot ſtehende Streitmacht war den feindlichen Elementen, welche ihn umgaben, den Pickenmännern, und den den Jakobinern ergebenen Bataillonen der Vorſtädte

St. Antoine und St. Marceau, bei Weitem überlegen. Dieser König lehnte aber nicht nur jeden Entwurf zur Rettung, der ein gewisses Maß von Selbstständigkeit und Willenskraft verlangte, ab, sondern sah jetzt der Zukunft überhaupt so regungslos entgegen, als hätte er sich von einem unentrinnbaren Verhängniß gefesselt gefühlt. Unglücklicher Weise gab es, seit Mirabeau's Tode, Niemand, der für Ludwig XVI. zu denken und zu handeln geeignet gewesen wäre, der ohne ihn, aber in seinem Namen, für ihn eingeschritten wäre, und ihn im Nothfalle sich zu retten gezwungen hätte. Seine Anhänger waren unter sich uneinig, ohne Leitung, hofften auf die ungewisse Hülfe des Auslandes, oder auf eine von selbst eintretende Wendung der Dinge im Innern. So ging die Zeit verloren, in welcher, bei einem kühnen und geschickten Gebrauch der vorhandenen Hülfsmittel, das die königliche Familie bedrohende Schicksal nicht nur hätte abgewandt, sondern das Königthum in eine günstigere Lage versetzt werden können.

Leopold II. hatte in einer Note vom 17. Februar sich bei dem französischen Ministerium über seines königlichen Schwagers und seiner Schwester traurige Lage beschwert, zugleich aber die Jakobiner als die Ursache aller in Frankreich begangenen Unordnungen angeklagt, und deren gefährliche Macht als ein Hinderniß für die Erhaltung des Friedens bezeichnet. Die Jakobiner fanden sich im Grunde ihres Herzens, durch den Angriff des österreichischen Kabinets auf sie, als eine Anerkennung ihrer Wichtigkeit, geschmeichelt, nahmen aber die Maske des Patriotismus vor, und wiesen die Einmischung eines fremden Souverain's in die inneren Angelegenheiten Frankreichs mit Unwillen zurück. Brissot, der durch seine Reisen und Sprachkenntnisse im diplomatischen Ausschusse hervorragte, griff Delessart bei jeder Gelegenheit unter dem Vorwande an, daß derselbe, in den Beziehungen zu Oesterreich, die Würde Frankreichs nicht in Acht nehme, und die Interessen der Revolution vernachlässige. Brissot wußte sehr wohl, daß Delessart, von allen Seiten gehindert und gedrängt, diese Vorwürfe nicht verdiente; er wollte ihn aber stürzen, um seine Partei an das Ruder zu bringen. Delessarts Name tönte, seitdem Brissot das Zeichen dazu gegeben, in allen Klubs als der eines Verräthers wieder. Es war vorauszusehen, daß der Minister des Auswärtigen diesen Angriffen nicht lange widerstehen würde.

Der Kriegsminister Narbonne fühlte sich, obgleich in der Nationalversammlung beliebt, in seiner Stellung nicht sicher. Ludwig XVI. war ihm nicht geneigt, und Bertrand de Moleville arbeitete ihm öffentlich und im Geheimen entgegen. Um sich zu befestigen, veranlaßte Narbonne die

drei an den Grenzen kommandirenden Generale, la Fayette, Rochambeau und Luckner, ihm ſchriftlich ihre Zufriedenheit mit ſeiner Verwaltung zu erklären, und die Ueberzeugung auszuſprechen, daß ſein Rücktritt für die Armee ein Gegenſtand der Trauer, und für Frankreich, bei der Wahrſcheinlichkeit eines Krieges, ein Verluſt ſein würde. Die Korreſpondenz zwiſchen dem Kriegsminiſter und den Generalen ward veröffentlicht, mißfiel Ludwig XVI., und regte den Neid mehrer unter Narbonne's Kollegen, wegen der demſelben beigelegten Wichtigkeit, auf. Der König verzieh außerdem Narbonne die Gleichgültigkeit nicht, mit welcher dieſer, bei mehren Veranlaſſungen, Angriffe auf Deleſſart ohne Erwiderung angehört hatte. Narbonne erhielt plötzlich ſeine Entlaſſung, und der Oberſt de Grave trat in ſeine Stelle (9. März). Um indeſſen der öffentlichen Meinung nicht zu ſehr vor den Kopf zu ſtoßen, zog ſich der Seeminiſter Bertrand de Moleville ebenfalls zurück, obgleich er nach wie vor in vertraulichen Beziehungen zu der königlichen Familie blieb.

Um das Miniſterium ganz zu ſprengen, klagten Briſſot und Vergniaud den Miniſter des Auswärtigen wegen Pflichtverletzung an. Es ward Deleſſart vorgeworfen, die Nationalverſammlung über die Beziehungen zu Oeſterreich und Preußen abſichtlich im Dunkeln gelaſſen, und die Unterhandlungen und Verträge zwiſchen dieſen beiden Mächten verſchwiegen zu haben. Man beſchuldigte ihn zugleich, durch die verzögerte Einverleibung der päbſtlichen Enklaven, Veranlaſſung zu den in Avignon am 16. Oktober (1791) begangenen Metzeleien gegeben zu haben. Deleſſart war damals Miniſter des Innern geweſen. Vergniaud erhob ſich, ſpielte auf eine ſtrafbare Uebereinſtimmung Deleſſarts mit den contrerevolutionairen Plänen des Hofes an, und rief, mit der Hand nach dem Fenſter zeigend, von dem aus man die Tuileries ſehen konnte: „In alter Zeit iſt der Schrecken, im Namen des Despotismus, oft aus dieſem Pallaſt hervorgegangen. Möge er jetzt im Namen des Geſetzes in denſelben eindringen! Mögen die, welche ihn bewohnen, nicht vergeſſen, daß der König allein unverantwortlich iſt, und daß das Schwert des Geſetzes alle anderen ſchuldigen Häupter erreichen kann!“ Dieſe Drohung bezog ſich auf Marie Antoinette, auf ihre mehr vermuthete als gekannte Verbindung mit Leopold II., und die geheimen Berathungen mit einigen Vertrauten, von den Gegnern „der öſterreichiſche Ausſchuß“ genannt. Deleſſart wurde in Anklageſtand verſetzt, und dem Hohen Gerichtshofe in Orleans überwieſen. Von Seiten der Gironde war dies ein Parteiſtreich, denn ſie ſelbſt hielt Deleſſart nicht für ſchuldig. Sie wollte ſich aber im Volke durch den Sturz eines Miniſters populariſiren, deſſen Ergebenheit gegen

den König bekannt war, und hatte gefürchtet, daß ihr die Jakobiner mit der Anklage zuvorkommen würden.

Ludwig XVI. wohnte eben einer Ministersitzung bei, als ihm der Beschluß der Nationalversammlung mitgetheilt wurde. Er wurde vor innerer Bewegung blas, und lag dem anwesenden Deleſſart an, sich schleunigst durch die Flucht zu retten. Der treue Minister verwarf diesen Rath, indem sich die Wuth des Volkes in diesem Falle gegen den König wenden könnte. Es wird Deleſſart's weiteren Schicksals an der geeigneten Stelle gedacht werden. Um Ludwig XVI. Trauer zu vermehren, erhielt er an demselben Tage die Nachricht von dem am 1. März in Wien plötzlich erfolgten Tode seines Schwagers, des Kaisers Leopold. Bald darauf, am 16. März, ward Gustav III., der unter allen Königen den meisten Eifer für Ludwig XVI. gezeigt, auf einem Maskenball, in Folge einer Adelsverschwörung, von Ankerström durch einen Pistolenschuß so schwer verwundet, daß er am 29. März verschied. Zwei Stützen für die unglückliche französische Königsfamilie waren demnach in demselben Monat gesunken. Von dieser Zeit betrug sich Ludwig XVI. im Innern seines Pallastes so, als wenn er sich zum Tode vorbereitete.

Die Gironde hatte ihren Zweck erreicht, und den König genöthigt, ein neues Ministerium aus ihrer Mitte zu nehmen (15. März). Der General Dumouriez, welcher eigentlich zu keiner Partei gehörte, sondern sich immer der anschloß, welche ihm für den Augenblick als die stärkste erschien, hielt es damals mit den Girondisten, weil sich die Nationalversammlung unter ihrer Leitung befand. Er übernahm das Ministerium des Auswärtigen. Roland, der lange Fabrikeninspektor in Lyon gewesen, wurde zum Minister des Innern ernannt. Seine Gattin, Johanna Roland, die äußerst geistreich und anregend war, aber die Ideen der Revolution übertrieb, und die Grenze in deren praktischer Anwendung verkannte, besaß einen großen Einfluß auf die zur Gironde gehörenden Deputirten, welche in vielen wichtigen Fällen das Losungswort bei ihr suchten. Roland war ein Mann von Erfahrung und Grundsätzen, aber nur in seinem besonderen Fache ausgezeichnet. Wo es auf Gedanken und Beredsamkeit ankam, trat seine Frau für ihn ein. Claviere, der zu Mirabeau's Hülfsarbeitern gehört hatte, ward Finanzminister. Duranton erhielt das Departement der Justiz, Lacoste das der Marine. Grave wurde später im Kriegsministerium durch den entschiedeneren Obersten Servan ersetzt. Unter diesen Ministern nahmen nur Dumouriez und Roland eine politische Stellung ein.

Dumouriez war, als er in die großen Ereigniſſe ſeiner Zeit einzugreifen anfing, ſchon drei und funfzig Jahre alt, aber an Temperament, in Gebehrde, Bewegung, Rede, ſo feurig wie ein junger Menſch. Er hatte bereits im ſiebenjährigen Kriege, dann in Korſika, in Polen gedient, war entlaſſen und wieder angeſtellt, bald als Militair, bald als Diplomat verwandt worden. Er hatte ſich immer ausgezeichnet, aber nie ein volles Vertrauen und eine aufrichtige Achtung erweckt. Sein ganzes Thun und Treiben hatte etwas Zweideutiges gehabt. Dumouriez war im höchſten Grade begabt, und wäre ein großer Mann geweſen, wenn es ihm nicht durchaus an Charakter und Principien gefehlt hätte. Die Abweſenheit feſter Ueberzeugungen, und einer folgerechten Richtung hat ſeinem Leben den bunten widerſprechenden Lauf verliehen, durch welchen es ſelbſt in einer ſo bewegten Zeit als faſt einzig daſteht.

Dumouriez hatte ſchon früher oft bewieſen, daß ihm der Zweck, für welchen er wirkte, gleichgültig war. Er wollte nur Gelegenheit finden, ſeine ſeltenen Talente zu zeigen, und die damit verbundenen Vortheile genießen. Er hatte bald bemerkt, daß die Revolution jeden Widerſtand beſiegen würde, und bot ihr deshalb ſeinen Degen an. Im entgegengeſetzten Falle würde er ſich gegen ſie erklärt haben. Der Kern der Ideen, Parteien, Begebenheiten war ihm gleichgültig. Ohne ein Gegner des Königthums oder ein Freund der Demagogen zu ſein, näherte er ſich dieſen, als ſie mächtig zu werden anfingen. Er zeigte ſich nach ſeiner Ernennung zum Miniſter im Jakobinerklub, ſetzte die rothe Mütze auf, und umarmte Robespierre. Seine heitere, gewandte, geiſtreiche Natur, aus der zugleich eine große Thatkraft hervorleuchtete, machte ihn zur Behandlung der verſchiedenſten Perſonen und Zuſtände geeignet. Ungeachtet der Lockerheit ſeines Weſens, mißfiel er dem ernſten, ſittenſtrengen Ludwig XVI. nicht, wußte den Widerwillen der Königin gegen das neue Miniſterium zu überwinden, und ſchien überall, am Hofe, in der Armee, in den Klubs, wie zu Hauſe zu ſein.

Dumouriez war die Seele des Miniſteriums, und fachte die Kriegsluſt der Gironde, aber nicht aus revolutionairen, ſondern aus perſönlichen Beweggründen, um ſich unentbehrlich zu machen und ſeinen Einfluß zu vermehren, noch höher an. Manches, was erſt ſpäter eintrat, ward von ihm ſchon damals vorausgeſehen. „Ihr werdet nicht nur Krieg mit Oeſterreich, ſondern einen allgemeinen Krieg haben," pflegte er zu ſeinen Freunden zu ſagen, „aber Frankreich wird dadurch ſeinen Ruhm und ſeine Macht vergrößern!" — Er war es, der zuerſt die Idee von den ſogenannten natürlichen Grenzen Frankreichs, bis zum Rhein und den Alpen,

aufſtellte, und darauf ſeinen Kriegsplan gründete. Er ſcheute ſich nicht, einen großen Brand in Europa zu erregen, und rechnete auf die Revolutionirung Belgiens, die Sympathien des weſtlichen Deutſchlands und des nördlichen Italiens für Frankreich, und auf das Mißtrauen zwiſchen Oeſterreich und Preußen, deren Bund er, ungeachtet aller Beweiſe für deſſen Daſein, für ganz vorübergehend hielt. Dumouriez vergriff ſich, bei ſeiner beweglichen, ungeſtümen Natur, leicht in ſeinen politiſchen Kombinationen, gab aber einen Irrthum, ſobald er ihn erkannt hatte, ſchnell auf, und ging ohne Schwierigkeit zu einem entgegengeſetzten Plan über.

Alles drängte ſich einer Entſcheidung entgegen. Der älteſte Sohn Leopold II., nach ſeiner Wahl zum deutſchen Kaiſer Franz II. genannt, damals erſt König von Ungarn und Böhmen, hatte ſchon während ſeines Vaters Leben zur Kriegspartei gehört, und war, bei ſeiner Jugend, nicht geneigt, Leopold II. Zaudern und Bedenken nachzuahmen. Auf der anderen Seite glaubte die in Frankreich herrſchende Partei mit ihm leichteres Spiel als mit ſeinem Vater zu haben. Dumouriez beſtürmte das öſterreichiſche Kabinet mit in drohendem Ton gehaltenen Noten, in welchen bald eine Entwaffnung, bald ein Aufgeben der mit Preußen geſchloſſenen Verträge verlangt wurde. Der öſterreichiſche Miniſter Graf Kobenzl erklärte, daß dies geſchehen ſolle, wenn Frankreich ſeine gegen die, in Elſaß und Lothringen anſäſſigen, deutſchen Fürſten begangenen Rechtsverletzungen wieder gut gemacht, den römiſchen Hof in Betreff Avignon's und Venaiſſin's zufrieden geſtellt, und bei ſich eine Ordnung der Dinge eingeführt habe, welche mit der Erhaltung der Ruhe Europa's verträglich ſei.

Um dem Hofe und den Feuillants wehe zu thun, und dem Geiſte der Auflehnung und Zuchtloſigkeit in den Maſſen zu ſchmeicheln, veranſtalteten die Jakobiner eine feierliche Rehabilitation der vierzig Soldaten des Schweizerregiments Chateauvieux, welche ſich an dem Aufſtande in Nancy (Auguſt 1790) betheiligt, und zu Zwangsarbeit in dem Hafen von Breſt verurtheilt worden waren. Dieſelben zogen, nachdem ſie für ſchuldlos erklärt worden, am 15. April (1792) auf hohen, glänzend ausgeſchmückten Wagen in Paris ein. Weiß gekleidete Mädchen, zerbrochene mit Blumen umgebene Ketten haltend, womit auf die von den Soldaten erlittene Strafe und ihre gegenwärtige Befreiung angeſpielt wurde, eröffneten den Zug, welcher von Klubbiſten und bewaffneten Proletariern umgeben war. Der erſte lyriſche Dichter, welchen Frankreich damals beſaß, André Chenier, der ſpäter für eine beſſere Sache das Schaffot beſtieg, hatte ſich ſo weit vergeſſen, ſeine Muſe zur Verherrlichung dieſes demagogiſchen Pompes

herzugeben. Der Hiſtorienmaler David und der Komponiſt Goſſec trugen ebenfalls das Ihrige bei. Die Soldaten wohnten dann, als Ehrengäſte, einer Sitzung der Nationalverſammlung bei. Der Pöbel gab bei dem Anblick des Zuges eine ausgelaſſene Freude zu erkennen. Dieſer Triumph der Empörung war eine Niederlage für la Fayette und die pariſer Nationalgarde, deren Kameraden in Nancy und Verdun zur Beſiegung der Aufſtändiſchen beigetragen hatten. Bei dieſer Gelegenheit trat Collot d'Herbois, ein ehemaliger Schauſpieler und jetzt Mitglied des Jakobinerklubs, der ſich zur Schreckenszeit als einen der blutdürſtigſten Demagogen gezeigt hat, zum erſten Mal hervor, indem er, auf einem der Wagen ſtehend, zu Gunſten der Soldaten Anreden an das Volk hielt.

Die letzten Noten des öſterreichiſchen Kabinets vom 18. März und 7. April, die darin ausgeſprochene Forderung, die deutſchen Reichsfürſten in die ihnen in Elſaß und Lothringen entzogenen Rechte wiedereinzuſetzen, und Avignon und Venaiſſin an den Pabſt zurückzugeben, boten der Gironde die längſt gewünſchte Gelegenheit zur Ausführung ihrer Pläne dar. Ludwig XVI., von ſeinen Miniſtern gedrängt, von der im pariſer Volke herrſchenden Gährung erſchreckt, erſchien am 20. April (1792) in einer Sitzung der Nationalverſammlung, und trug, nachdem Dumouriez einen Bericht über die Beziehungen Frankreichs zum Auslande abgeſtattet hatte, der Verfaſſung gemäß, auf Krieg gegen den König von Ungarn und Böhmen an. Er wurde von der Bedeutung dieſes Entſchluſſes ſo ergriffen, daß ſeine Stimme zitterte, und er kaum ſeine Thränen verbergen konnte. Am Abend deſſelben Tages ward von der Nationalverſammlung, auf Grund des von Genſonné, im Namen des diplomatiſchen Ausſchuſſes, erſtatteten Berichtes, der Antrag des Königs faſt einſtimmig beſtätigt. Unter mehr als 700 Deputirten hatte es nur 7 Opponenten gegeben. Das Dekret, die Kriegserklärung enthaltend, ward von den immer ungeduldiger werdenden Maſſen mit ſtürmiſcher Freude aufgenommen. Niemand ahnte, daß der jetzt eingeleitete Kampf, mit geringen Unterbrechungen, drei und zwanzig Jahre dauern, und ſich von Cadix bis Moskau, von der Weichſel bis zum Nil erſtrecken würde.

22. Unfälle der Franzoſen an der Nordgrenze. — Der pariſer Pöbel in den Tuileries (20. Junius).

Dumouriez, der, obgleich Miniſter des Auswärtigen, durch ſeinen Einfluß auf den nicht beſonders befähigten Grave, Narbonne's Nachfolger, auch das Kriegsdepartement leitete, hatte einen Plan entworfen, nach welchem die franzöſiſchen Waffen im Norden die Rhein-, im Oſten die Alpengrenze erreichen ſollten. La Fayette hatte Befehl erhalten, auf Namur und Lüttich, und Rochambeau, über Mons auf Brüſſel zu ziehen. Luckner war, je nach den Umſtänden, zu der Unterſtützung des einen oder des anderen dieſer Generale beſtimmt. Montesquieu ſollte mit der Südarmee in Savoyen einfallen. Aber die franzöſiſchen Heere waren, ungeachtet der großen auf ſie gewandten Koſten, ungenügend gerüſtet. Außerdem beſtand zwiſchen den Officieren und Soldaten kein Vertrauen, und die kommandirenden Generale waren mit der, in den oberſten Regierungsſtellen eingetretenen, Veränderung unzufrieden. La Fayette hatte die Ernennung eines girondiſtiſchen Miniſteriums, und die Uebereilung bei der Kriegserklärung übel empfunden, und ſah zu ſpät ein, daß die Art, wie die revolutionaire Partei den Hof immer mehr in die Enge trieb, und von ſich abhängig machte, die Anarchie vermehren, und zuletzt den Sturz der Konſtitution von 1791, welche la Fayette für das Paladium Frankreichs hielt, herbeiführen müſſe. La Fayette war, wozu ſich auch ſein Charakter und ſein Talent mehr eigneten, für einen Vertheidigungskrieg geweſen, ſo lange bis die Ruhe im Innern wiederhergeſtellt, und die gemäßigte Partei an das Ruder gekommen ſein würde. Der Befehl, über die Grenze zu rücken, war ihm deshalb unwillkommen geweſen.

Die neue Organiſation des Heeres ſtand noch auf dem Papier, und war nur theilweiſe eingeführt worden. Die Officiere waren, wie die Nationalverſammlung, in Parteien getheilt, und diejenigen unter ihnen, welche durch Namen und Herkunft an das alte Frankreich erinnerten, zogen das Mißtrauen ihrer neu emporgekommenen Kameraden und der Soldaten auf ſich. Beſonders fand dies in der Kavallerie ſtatt, wo es noch viele adelige Officiere gab. Die Bureaux des Kriegsminiſteriums, von welchen ſo viel abhing, waren, mit wenigen Ausnahmen, eben ſo, wie vor der Revolution, beſetzt, und keineswegs geneigt, die Abſichten der Gironde zu fördern.

Aus dem Mangel an einheitlicher Leitung, an Uebereinſtimmung und Vertrauen geſchah es, daß, in den letzten Tagen des Aprils, die

Truppen, welche, unter den Generalen Biron und Theobald Dillon, die Vorhut der französischen Streitmacht bildeten, auf dem Marsche nach Mons und Tournay, beim ersten Anblicke der Oesterreicher, in wilder Unordnung, mit Wegwerfung der Waffen, und Verlassung des Geschützes und Gepäcks, unter dem Rufe: „Wir sind verrathen! Rette sich, wer da kann!“ davon eilten. Die Kavallerie ritt die eigene Infanterie nieder. Die Freiwilligen, welche sich aus allen Theilen Frankreichs bei der Armee einzustellen anfingen, aber vom Geiste der Klubs angesteckt, und besser bei Aufständen als auf dem Schlachtfelde zu brauchen waren, hielten sich von ihren Befehlshabern dem Feinde für überantwortet, oder thaten, um ihre Flucht zu bemänteln, so, als glaubten sie an Verrath, und brachten in Lille den General Dillon, einige Officiere und einen royalistisch gesinnten Geistlichen um. Die Franzosen, welche sich die Eroberung Belgiens vorgesetzt hatten, mußten sich auf ihr eigenes Gebiet, unter die Kanonen ihrer Grenzfestungen, zurückziehen. Im Süden ging es nicht besser. Montesquieu fand kein schlagfertiges Heer vor, erklärte den Ministern, daß es, zur Organisirung eines solchen, noch mehrer Monate bedürfe, und mußte für den Augenblick dem Angriff auf Savoyen entsagen. Rochambeau machte seiner Unzufriedenheit Luft, indem er, gleich nach dem Unfalle an der Nordgrenze, seine Entlassung einreichte. In Wien und Berlin schloß man von dem Anfange dieses Krieges auf dessen Ausgang, und hoffte, mit dem revolutionairen Frankreich leicht fertig werden zu können.

Die Girondisten waren, von ihrer Ankunft in Paris und der Eröffnung der Legislativen an, Mitglieder des Jakobinerklubs gewesen, hatten sich aber von den Anhängern Robespierre's immer abgestoßen gefühlt, und waren dann über mehre Gegenstände, zuletzt über die Kriegsfrage, mit ihnen uneins geworden. Das Uebergewicht, welches Robespierre im Klub ausübte, ward besonders von Brissot bekämpft, und es hatte dabei auf beiden Seiten nicht an giftigen Seitenblicken und hämischen Anschuldigungen gefehlt. Robespierre suchte Brissot, als mit den Feuillants und la Fayette übereinstimmend, letzterer ersteren als mit dem Hofe in geheimer Verbindung stehend, darzustellen. Es waren dies Verdächtigungen, welche, die Persönlichkeiten und Umstände in Betracht gezogen, in einer anderen Zeit, nicht den entferntesten Glauben gefunden haben würden. Die Revolution hatte aber so Außerordentliches zu Tage gefördert, daß auch das Unwahrscheinliche als möglich erschien.

Die Gironde verfuhr bei ihren Angriffen auf Robespierre oft auf ungeschickte Weise, und übereilte oder vergriff sich dabei. Robespierre's

verſchloſſene, zähe und unheimliche Perſönlichkeit war den jungen, offenen und feurigen Gaskognern, welche den Stamm der Gironde ausmachten, noch mehr als ſeine Meinungen zuwider. Sie ſuchten ihm auf jede Art, aber meiſt ohne Erfolg, beizukommen. Der Girondiſt Guadet gab Robespierre eines Tages in einer Sitzung des Jakobinerklubs den Rath, ſich, weil er einen ſchädlichen Einfluß ausübe, und der Abgott des Volkes ſei, in eine freiwillige Verbannung zu begeben. Dies verſchaffte Robespierre die erwünſchte, und von ihm nie unbenutzt gelaſſene, Gelegenheit, ſeiner Verdienſte um die Revolution zu erwähnen, und zu verſichern, daß er allerdings der Rednerbühne und dem öffentlichen Leben entſagen wolle, wenn es keine Heuchler und Verräther, auf ſeine Gegner anſpielend, in Frankreich mehr gäbe. Die Jakobiner, an Robespierre's Suprematie gewöhnt, und ſich in ihm wiedererkennend, erklärten öffentlich, in der Sitzung vom 30. April, Briſſot's und Guadet's Anſchuldigungen gegen ihren Führer für Verläumdungen, wodurch Robespierre's Anſehen nicht nur in Paris, ſondern auch, vermöge der zahlloſen Filialklubs, im ganzen Lande zunahm.

Unter dieſen Umſtänden glaubten die Girondiſten, ſich den Konſtitutionellen oder Feuillants nähern zu müſſen. Der üble Anfang des Krieges veranlaßte die Cordeliers, welche Geiſtesverwandte der Jakobiner, aber in ihren Meinungen noch übertriebener waren, eine Deputation an die Nationalverſammlung zu ſchicken, um von ihr eine Unterſuchung über die vermeintliche Verrätherei der Generale und Miniſter zu fordern. Feuillants und Girondiſten vereinigten ſich zu einer Abweiſung dieſer Verläumdungen. Auf der anderen Seite unterſtützte die Gironde die Konſtitutionellen, als dieſe ein Erinnerungsfeſt zu Ehren eines gewiſſen Simoneau, Maire von Etampes, betrieben, der, bei einem Aufſtande in ſeiner Stadt, den furchtloſen Widerſtand gegen denſelben mit dem Leben bezahlt hatte. Es ward dieſe Feierlichkeit das Feſt „des Geſetzes", denn Simoneau hatte die von der Nationalverſammlung ausgegangenen Anordnungen aufrecht erhalten wollen, im Gegenſatz zu dem Feſt „der Freiheit", wo die aufrühriſchen Soldaten des Regiments Chateauvieux geglänzt hatten, genannt. Simoneau's That ward durch einen Umzug, Reden und Gedichte gefeiert, wobei die Konſtitutionellen, das pariſer Direktorium, die meiſten Behörden und ein großer Theil der Nationalgarde ihre Abneigung gegen den Geiſt der Unordnung und Gewaltthätigkeit darlegten.

Die jakobiniſche Preſſe, Marat, Hebert, Freron, Camille Desmoulins, Carra an ihrer Spitze, griffen die Feuillants mit noch mehr

Leidenſchaft als gewöhnlich, als Verräther am Vaterlande, als Verbündete des Auslandes, an, und ſtellten die Girondiſten als deren Genoſſen, und als Abtrünnige an der Sache der Freiheit dar. Die Klubs tönten von Deklamationen gegen Briſſot, Guadet u. ſ. w. wieder, die derſelben Geſinnungen, wie la Fayette, Barnave u. ſ. w., bezüchtigt wurden.

Die Girondiſten glaubten, ſich zu weit nach rechts gewandt zu haben, und fürchteten, die Gunſt des Volkes auf das Spiel zu ſetzen. Dies war in der Revolution ſo häufig die Beſorgniß Derjenigen, welche, im Grunde ihres Herzens gemäßigte Geſinnungen hegend, ſich, ſobald ſie ihre Popularität bedroht ſahen, dem Recht, der Moral, oft ſelbſt der Politik zuwider, auf Seite der Demagogen ſchlugen. Die Gironde eiferte wieder, wie früher, gegen die geheimen Umtriebe des Hofes, gegen die unvereidigten Prieſter, und ging auf die Meinung der Jakobiner ein, daß vor Allem die inneren Feinde der Revolution vernichtet werden müßten. Briſſot eröffnete, wie gewöhnlich, das Feuer. In einem langen, heftigen Vortrage ſuchte er die Gefahren nachzuweiſen, mit welchen die neuen Einrichtungen von den unvereidigten Geiſtlichen bedroht würden. Er beſchuldigte dieſelben, das Landvolk gegen den konſtitutionellen Klerus aufzuwiegeln, die Entrichtung der Steuern an die verfaſſungsmäßigen Behörden als eine Sünde darzuſtellen, und die Verbindung zwiſchen den Ausgewanderten und den Gegnern der Revolution im Innern zu bilden. Am 27. Mai ging ein Geſetz durch, welches jeden unvereidigten Prieſter zur Verbannung aus Frankreich verurtheilte, ſobald zwanzig Aktivbürger in einem Kanton ihn als verdächtig bezeichneten, und die Diſtrikts- und Departementsbehörden dieſen Ausſpruch beſtätigten. Auf dieſe Art ward eine zahlreiche Klaſſe von Staatsbürgern, ohne weitere Unterſuchung, ohne gerichtliches Verfahren, ohne die Möglichkeit, ſich zu vertheidigen, dem Haſſe ihrer Feinde bloßgeſtellt.

Da Jakobiner und Girondiſten auf den Sturz Ludwig XVI., wenn auch letztere keineswegs alle zugleich auf Aufhebung der Monarchie, losarbeiteten, ſo ſuchten ſie den König ſo wehrlos als möglich zu machen. Die Redner der Gironde beſchuldigten die Leibwache Ludwig XVI. volksfeindlicher Geſinnungen, unter Anderem, daß dieſelbe in ihrem Quartier eine weiße Fahne aufbewahre, daß ſie über die an der Nordgrenze erlittenen Unfälle Freude bewieſen habe, und daß ſie damit umgehe, den König aus Paris zu entführen. Am 29. Mai erließ die Legislative ein Dekret, durch welches dieſes Korps aufgehoben wurde. Die Auflöſung ward auf der Stelle vollzogen, und die Poſten im königlichen Schloſſe wurden noch an demſelben Tage von der Nationalgarde bezogen. Der

Kommandeur, Herzog von Briſſac, wurde, auf allgemeine Verdachtsgründe hin, verhaftet und dem Hohen Gerichtshofe in Orleans überwieſen.

Die Legislative übertrat hierbei eine ausdrückliche Beſtimmung der Verfaſſung, welche dem Könige dieſe Leibwache zugetheilt, und ihr den Namen: „konſtitutionelle Garde" beigelegt hatte. Malouet rieth Ludwig XVI., aber vergeblich, ſich der Auflöſung ſeiner Leibwache zu widerſetzen, und gegen das betreffende Dekret ſein Veto einzulegen. Der König hätte in dieſem Falle die Hülfe des wohlgeſinnten Theiles der Nationalgarde in Anſpruch nehmen, und die Schweizergarde herbeiziehen müſſen. Dazu war er nicht zu bewegen. Barnave, der noch einmal Gelegenheit fand, ſich Marie Antoinette zu nähern, lag ihr dringend an, die Leibwache ſchleunigſt neu organiſiren zu laſſen, worauf Ludwig XVI. ein Recht beſaß, und was die Nationalverſammlung, ohne eine offenbare Verletzung der Konſtitution, nicht hätte verhindern können. Barnave legte zu dem Zwecke der Königin eine Liſte zur Beſetzung der Officiersſtellen vor, aus Perſonen beſtehend, welche dem Anſchein nach der Revolution anhingen, es aber nur thaten, um, unter dieſer Verhüllung, der königlichen Familie nützlich werden zu können. Die Königin, welche an der Wirkſamkeit aller inneren Vertheidigungsmittel gegen die Angriffe ihrer Feinde zu verzweifeln anfing, und nur noch Hülfe vom Auslande erwartete, ging auf Barnave's Vorſchläge nicht ein. Dieſer, von Trauer und einer Ahnung über ſein und der Königin Schickſal ergriffen, endigte die Unterredung mit den Worten: „Ich ſehe, daß Eure Majeſtät meine Anſicht nicht theilen, und hoffe nichts von der Bahn, welche man Sie einſchlagen läßt. Fremde Hülfe iſt zu fern, und Sie können, bevor dieſelbe eintrifft, zu Grunde gehen. Ich wünſche von ganzer Seele, mich in dieſer ſchmerzlichen Vorausſetzung zu irren, bin aber überzeugt, daß ich mit meinem Kopf für die Theilnahme bezahlen werde, welche mir das Unglück Eurer Majeſtät, und der Wunſch, Ihnen zu dienen, eingeflößt haben!" Die Königin vergoß Thränen, reichte Barnave die Hand, blieb aber auf ihrem Sinn. Barnave verließ bald nachher, an der Rettung der königlichen Familie verzweifelnd, Paris, und ſah es nur wieder, um das Schaffot zu beſteigen.

Die Angriffe der Jakobiner auf die Gironde dauerten, mochte dieſe noch ſo ſehr im Sinne Erſterer ſtimmen, da zwiſchen beiden Parteien nicht blos politiſche, ſondern auch perſönliche, Verſchiedenheiten und Mißverſtändniſſe beſtanden, ununterbrochen fort. Die Jakobiner in Paris gingen in ihrer Feindſeligkeit gegen die Girondiſten ſo weit, daß ſie ſich weigerten, mit den in den Departements neu entſtandenen Klubs in

Verbindung zu treten, weil dieſelben meiſt unter dem Einfluß der Gironde errichtet worden waren. In Paris ließen ſich, ſeit dem Ausbruch der Revolution, in jedem Augenblick 15—20,000 Proletarier zur Begehung von Unordnungen und Erregung von Aufſtänden zuſammen bringen, welche gewohnt waren, das Loſungswort von den Jakobinern und Cordeliers zu empfangen, und die auf Robespierre, Marat, Hebert, Danton, Chabot und Camille Desmoulins hörten. Die Nationalgarde war in den reicheren Stadttheilen konſtitutionell-royaliſtiſch geſinnt, aber die Bataillone der Arbeitervorſtädte St. Antoine und St. Marceau hingen den Jakobinern an.

Die Girondiſten waren in Paris fremd, und fühlten ſich daſelbſt in mancher Beziehung vereinſamt. Sie wünſchten eine bewaffnete Macht, ſowohl um ſich vertheidigen, als auch, um unter Umſtänden angreifen zu können, in ihrer Nähe zu haben. Der Kriegsminiſter Servan, welcher in de Grave's Stelle getreten, und zu Briſſot und den übrigen Führern der Gironde in nahen Beziehungen ſtand, ging auf dieſes Verlangen ein. Er ſchlug, in einer Sitzung des Miniſteriums, die Bildung eines Lagers bei Paris, von 20,000, aus den Departements gezogenen, Freiwilligen beſtehend, vor, welche zur Verſtärkung der pariſer Beſatzung dienen ſollten. Für die Hauptſtadt ſei, meinte Servan, nach den an der Nordgrenze erfahrenen Unfällen, eine vermehrte Sicherheit unentbehrlich geworden.

Dumouriez hatte ſich, aus Verſchiedenheit des Charakters und der Politik, mit der Mehrheit ſeiner girondiſtiſchen Kollegen verunreinigt. Er begriff, daß ſie auf den Sturz Ludwig XVI. ausgingen, deſſen Erhaltung er, zur Vermeidung noch größeren Unheiles, als ſchon geſchehen war, für nothwendig hielt. Sie warfen ihm ſeinen lockeren Lebenswandel vor, und verlangten von ihm einen Nachweis über die Verwendung der ihm, bei Uebernahme ſeines Miniſteriums, zu geheimen Ausgaben bewilligten 6 Mill. Fr., während er ſie verderblicher Umtriebe und des Verrathes gegen den König anklagte.

Dumouriez beſorgte, daß die Girondiſten die 20,000 Freiwilligen, durch ihre Anhänger in den Departements, aus dem exaltirteſten Theile der Bevölkerung ausſuchen laſſen, und dieſelben nicht zur Vertheidigung der Hauptſtadt, ſondern zu einem Handſtreich gegen den König anwenden würden. Er widerſtand deshalb dieſem Antrage mit äußerſter Heftigkeit, und es wäre darüber, zwiſchen ihm und Servan, ohne eine Vermittelung beiderſeitiger Freunde, zu einem Zweikampf gekommen. Die pariſer Nationalgarde ſprach ſich ebenfalls gegen dieſe Maßregel aus, und eine Petition, gegen die Einberufung der 20,000 Freiwilligen, war bald mit

8000 Unterſchriften bedeckt. Robespierre und die Jakobiner wollten von einem ſolchen Lager ebenfalls nichts wiſſen, weil dadurch die Bedeutung der Gironde vermehrt werden konnte. Aber von der Nationalverſammlung, welche unter dem Einfluſſe der Gironde ſtand, wurde Servan's Antrag, auf Bildung eines Lagers von 20,000 Freiwilligen bei Paris, mit anſehnlicher Stimmenmehrheit angenommen (8. Junius).

Ludwig XVI. weigerte ſich, den beiden Dekreten, die Verbannung der unvereidigten Prieſter und die Zuſammenziehung der Freiwilligen betreffend, ſeine Zuſtimmung zu ertheilen. Roland, Miniſter des Innern, glaubte, ihn dazu drängen zu müſſen. Er ſandte ein Schreiben an den König, bei deſſen Abfaſſung ſeine Gattin thätig geweſen, und in welchem, bei fortgeſetzter Weigerung, mit einem Bürgerkrieg, welcher der Monarchie gefährlich werden könne, gedroht wurde. Da Roland keine Antwort erhielt, ſo las er ſeine Schrift, ohne vorher eingeholte Erlaubniß, in Gegenwart des Königs, in einer Miniſterſitzung vor. Dies ward ſelbſt dem nachgiebigen und ſchwachen Ludwig XVI. zu viel. Er ließ Dumouriez zu ſich entbieten, den er mit Recht für weniger revolutionair geſinnt als ſeine Kollegen hielt, und verſtändigte ſich mit ihm dahin, einen theilweiſen Miniſterwechſel eintreten zu laſſen.

Dumouriez machte die Fortſetzung ſeiner Dienſte von der Annahme der beiden Dekrete abhängig, da ein Widerſtand gegen die Nationalverſammlung, unter den vorhandenen Umſtänden, auf die Länge unmöglich wäre. Er gab zu verſtehen, daß dieſe Dekrete in der Anwendung unſchädlich gemacht werden, und die Freiwilligen, anſtatt ein Lager bei Paris zu beziehen, nach Soiſſons, unter dem Vorwande der Grenzvertheidigung, geſchickt werden könnten. Ludwig XVI. ging auf letzteren Plan alsbald ein, und ließ auch, obgleich nur ganz im Allgemeinen hin, von ſeiner Seite eine Annahme der gegen die unvereidigten Prieſter angeordneten Maßregeln hoffen. Er that dies jedoch nur, um der augenblicklichen Verlegenheit zu entgehen, und ein Miniſterium zu Stande zu bringen, war aber in ſeinem Innern zur Ablehnung dieſes Dekrets entſchloſſen. Am 13. Junius ward Roland, Claviere und Servan ihre Entlaſſung zugeſchickt. Dumouriez erhielt das Kriegsdepartement, Railhac das Auswärtige, Mourgues das Innere und bis auf Weiteres die Finanzen. Die übrigen Miniſter blieben in ihren Stellen. Roland theilte ſein Schreiben an Ludwig XVI. der Nationalverſammlung mit, welche daſſelbe höchlichſt billigte, und den zurückgetretenen Miniſtern ihr Beileid und die Anerkennung ihrer Verdienſte ausdrückte.

Die Gironde war über dieſen unerwarteten Entſchluß Ludwig XVI. erſtaunt, und gegen Dumouriez, weil er zur Entlaſſung ſeiner Kollegen mitgewirkt, und im Miniſterium geblieben war, aufgebracht. Als er in die Nationalverſammlung trat, wurde er mit drohenden Zeichen des Unwillens empfangen. Aber anſtatt eingeſchüchtert zu werden, theilte er mit feſter Stimme einen Bericht über den Zuſtand des Heeres mit, in welchem er ſeine Vorgänger großer Verſäumniſſe und Fehlgriffe beſchuldigte, und auf Verbeſſerungen aller Art hinwies. Er ließ in dieſem Bericht ſogar einige Worte über die den Miniſtern von Seiten der Nationalverſammlung gebührenden Rückſichten fallen, was damals ſo leicht keinem Anderen eingefallen wäre. An ſeiner Kühnheit und Kaltblütigkeit ſcheiterten die Angriffe der Gegner. Als er den Saal verließ, drängte ſich das Volk an ihn heran, um ihn in der Nähe zu ſehen.

Dumouriez verlangte jetzt die Sanktion des Dekrets gegen die contrerevolutionairer Umtriebe angeſchuldigten Geiſtlichen, was vom Könige entſchieden abgelehnt wurde. Er reichte darauf ſeine Entlaſſung ein (15. Junius), und übernahm ein Kommando in der Nordarmee. Seine Kollegen zogen ſich ebenfalls zurück. Ludwig XVI. ernannte ein neues, aus Feuillants oder Anhängern la Fayette's, was damals ungefähr daſſelbe bedeutete, gebildetes Miniſterium, deſſen Mitglieder monarchiſch geſinnt waren, in welchem es aber nur einen Mann von bedeutendem Willen und klarer Einſicht, Terrier de Montiel, Miniſter des Innern, gab.

Ludwig XVI. hatte bei dieſem Miniſterwechſel mehr Unabhängigkeit als gewöhnlich gezeigt. Aber dieſe, ſo zu ſagen, negative Anwendung der ihm übrig gebliebenen Autorität konnte kein dauerndes Ergebniß liefern, und ſeine Lage nicht weſentlich verbeſſern. Um dies zu erreichen, hätte er ſich in den Stand ſetzen müſſen, mit der Nationalverſammlung über eine Modifikation der Verfaſſung zu unterhandeln. Dies war nur außerhalb Paris, in der Mitte der von dem Jakobinerthum noch nicht ergriffenen, im Ganzen treu geſinnten, Linientruppen möglich. Es war aber Eile nöthig, da dieſe Stimmung, wenn ſie nicht benutzt wurde, den üblen Einflüſſen der Zeit erliegen mußte. La Fayette bot dem Könige eine Zuflucht in ſeinem Lager an, was von letzterem aus unüberwindlichem Mißtrauen in den Mann, welcher einer der Leiter der Bewegung von 1789 geweſen, abgelehnt wurde.

La Fayette litt, auf andere Weiſe, an derſelben Halbheit wie Ludwig XVI. Wie dieſer ſein Miniſterium änderte, ohne ſich auf eine bewaffnete Macht zu ſtützen, die im Nothfalle ſeinem Willen Nachdruck

verleihen konnte, eben so folgewidrig handelte la Fayette, indem er ein heftiges Schreiben an die Nationalversammlung richtete, in welchem er Ehrfurcht für die Person des Königs, Achtung vor seiner konstitutionellen Prärogative verlangte, aber nichts that, um dieser Forderung Geltung zu verschaffen. Indem er nur aus der Ferne drohte, und nicht selbst, wenigstens von einem Theil seiner Truppen begleitet, in Paris erschien, reizte er die Gegner Ludwig XVI. mehr, als daß er sie einschüchterte, und führte sie auf den Gedanken, durch den Sturz des Königs, allen Versuchen, ihn in seine Rechte wieder einzusetzen, zuvorkommen zu müssen. Ein anderer bedeutender Mißgriff la Fayette's lag darin, daß er Dumouriez, dessen Unterstützung ihm bei einem Angriffe auf die Jakobiner und die Gironde unentbehrlich gewesen wäre, durch öffentliche Anschuldigungen gegen ihn, von sich und dem Könige entfernte. Dumouriez, der sich, um Ludwig XVI. willen, dem Haß der extremen Partei ausgesetzt hatte, und sich gern an la Fayette angeschlossen hätte, war jedoch nicht geneigt, sich für eine Idee aufzuopfern, deren Vertreter ihn, wie Ludwig XVI., fallen ließ, oder, wie la Fayette, mit Geringschätzung behandelte. Wie würde Mirabeau, in ähnlicher Lage, einen Mann von Dumouriez' Kühnheit und Geist zu benutzen verstanden haben!

Cordeliers, Jakobiner, Girondisten hatten unterdessen eine immer revolutionairere, auf die Erregung der Massen berechnete, Haltung angenommen. Auf Antrag der Gironde waren, um das Landvolk an sich zu fesseln, selbst diejenigen gutsherrlichen Rechte, welche auf freiem Vertrage beruhten, ohne Entschädigung aufgehoben worden. Danton, der an der Spitze der Cordeliers stand, schlug eine vermehrte Besteuerung der Reichen zu Gunsten der Armen vor. Robespierre zog bei den Jakobinern gegen Alles, was nicht zu ihm gehörte, gegen Feuillants und Girondisten, Minister und Generale los, und suchte, in Verbindung mit den Journalisten seiner Partei, die Unzufriedenheit und das Mißtrauen des Volkes zu steigern. Dazu kam noch der Nothstand der arbeitenden Klassen, der Mangel an Verdienst, das Fallen der Assignaten, und die Rathlosigkeit und Verwirrung in den obersten Regierungsstellen.

Die Vorstädte St. Antoine und St. Marceau und Gleichgesinnte in anderen Stadttheilen wollten die Wiederkehr des 20. Junius, an welchem Tage 1789 die Nationalversammlung im versailler Ballhause erklärt hatte, sich nicht, vor Vollendung einer Verfassung für Frankreich, trennen zu wollen, feiern. Es sollte zugleich bei dieser Gelegenheit der Legislativen eine Bittschrift, die Wünsche des Volkes enthaltend, übergeben werden. Santerre, der reiche Brauer der Vorstadt St. Antoine,

und Kommandeur der dortigen Nationalgarde, und einige ſeiner Anhänger, wie Roſſignol, urſprünglich Goldſchmied und ſpäter General, und ein polniſcher Flüchtling, Lazuski, wirkten für dieſen Anſchlag. Die wahre Abſicht, welche nicht ausgeſprochen wurde, aber im Hintergrunde lag, war, die bewaffnete Menge auf die Tuileries zu werfen, den König zu bedrohen, und ihn zur Annahme des Dekrets gegen die Prieſter, und zur Zurückberufung Roland's, Servan's und Claviere's zu zwingen. Robespierre, der ſeine Abſicht, die Monarchie zu ſtürzen, unabläſſig aber langſam verfolgte, glaubte, daß die Zeit der Ausführung noch nicht gekommen, und war einer partiellen Inſurrektion entgegen. Die Girondiſten ſchwankten im entſcheidenden Augenblick, obgleich ſie den Plan vorher begünſtigt hatten. Einer der Ihrigen, Petion, Maire von Paris, war von den Abſichten Santerre's unterrichtet, und hätte die Bewegung im Keime erſticken können, wenn er einige Bataillone Nationalgarde, zur Verhinderung der Uebergabe der Adreſſe, aufgeſtellt hätte. Er ließ aber die Vorbereitungen ruhig zu, und wußte den gutgeſinnten Theil der Nationalgarde an einem rechtzeitigen Einſchreiten gegen das Unternehmen zu hindern.

Vom frühen Morgen des 20. Junius an war, in der Vorſtadt St. Antoine, eine mehr lärmende als furchtbare Menge, nur ein Theil davon mit Säbeln, Picken und Stöcken bewaffnet, darunter viele Weiber und Kinder, zuſammengetreten. Der Schwarm ſchlug, als er einige tauſend Köpfe zählte, die Richtung nach der Manege du Roi, wo die Legislative wie die Conſtituante ſaß, ein. Unterweges ſchwoll der Strom durch Zufluß von allen Seiten her gewaltig an. In der Verſammlung war man uneinig, ob man die Adreſſe und die ſie übergebende Deputation zulaſſen ſollte oder nicht. Röderer, Prokurator-Syndikus der pariſer Kommune, war dagegen, Vergniaud dafür. Die Bittſchrift ward angenommen. Darauf verlangte die ganze Maſſe vor der Volksvertretung vorbeiziehen zu dürfen, was ebenfalls bewilligt wurde. Es ward bald bemerkt, daß die Haltung dieſer Menge nicht ſo drohend, als die von ihrem Sprecher vorgetragene Bittſchrift, war, wo, wie damals gewöhnlich, gegen die vollziehende Gewalt (den König), das Veto, die Ariſtokraten und Verräther gedonnert wurde. Der Präſident der Legislativen gab eine in allgemeinen Phraſen gehaltene nichtsſagende Antwort, worauf ſich Alles zurückzog. Die Banden wandten ſich hierauf, von ihnen vorangehenden Muſikchören, welche das revolutionaire Lied: Ça ira ſpielten, geleitet, nach den Tuileries, wo ſie das Gitter verſchloſſen fanden, welches ihnen jedoch, als ſie Gewalt zu brauchen drohten, geöffnet wurde.

Ludwig XVI. hatte geglaubt, daß er es nur mit einer Deputation der Vorstädte, um ihm eine Adresse zu überreichen, aber nicht mit einer großen bewaffneten Menge zu thun haben werde. Es waren deshalb keine Vertheidigungsmaßregeln getroffen, und die Schweizergarden in ihrer Kaserne in Courbevoie, eine Stunde von Paris entfernt, gelassen worden. Die Nationalgarde war schwach vertreten. Ungefähr 200 Adelige, welche, um über der königlichen Familie zu wachen, in Paris geblieben waren, eilten bei der ersten Nachricht von dem Tumult herbei. Als Ludwig XVI. den Andrang des Volkes gewahrte, befahl er alle Eingänge des Schlosses zu öffnen, dessen Säle und Galerien von einer meist zum Pöbel gehörigen Masse überschwemmt wurden. Aber mit Ausnahme des Geschrei's: „Nieder mit dem Veto! Ruft die entlassenen Minister zurück!" schien die Bewegung keinen Zweck zu haben, und mehr aus einer augenblicklichen Erregung, als aus Berechnung entstanden zu sein. Mit Ausnahme Santerre's und des Fleischers Legendre, eines Freundes Danton's, war keiner der bekannten Demagogen gegenwärtig.

Der Zug hatte sich auf dem langen Wege von dem Faubourg St. Antoine bis zu den Tuileries so vermehrt, daß die weiten Räume des Schlosses das herbeigeströmte Gesindel kaum fassen konnten. Ludwig XVI. ward mit seinen Umgebungen in die Ecke eines Fensters gedrängt, so daß er, mehre Stunden lang, weder rückwärts noch vorwärts konnte. Als man von ihm mehrmals die Sanktion des Dekrets gegen die eidweigernden Priester verlangte, erklärte er, hierin um keinen Preis nachgeben zu wollen. Mehr wie einmal wurden Picken drohend nach seinem Haupt gerichtet, von den ihn umgebenden Getreuen aber zurückgestoßen. Ein Nationalgardist sagte zu dem Könige: „Sire! Fürchten Sie nichts, wir lassen Ihnen kein Leid zufügen!" Ludwig XVI. ergriff die Hand des Bürger-Soldaten, legte sie auf sein Herz, und erwiderte: „So ruhig schlägt nur ein Herz, das keine Furcht empfindet!" — Ein Mann aus dem Volke reichte dem Könige eine rothe Mütze dar, welcher sich dieselbe aufsetzte; ein anderer bot ihm ein Glas Wein an, welches Ludwig XVI. auf das Wohl der Nation austrank. Rohe oder gehässige Symbole, ein zerrissenes Beinkleid, an die Sansculottes, wie sich die vermeintlichen Patrioten nannten, erinnernd, ein Kalbsherz mit der Unterschrift: Aristokratenherz, beide an Picken befestigt, das Bild einer am Galgen hängenden Königin, welche über dem ab- und zuwogenden Zuge emporgehalten wurden, erregten den Beifall und das Gelächter des Pöbels, ohne daß aber dem Könige eine wirkliche Gefahr gedroht hätte. Marie Antoinette, deren Nähe vielleicht zu einer verbrecherischen That Veranlassung gegeben hätte, wurde nur aus der

Ferne erblickt, und war von einem dichten Kreiſe von Adeligen und Nationalgarden umgeben. Die Prinzeſſin Eliſabeth hatte ſich mehrmals an ihres Bruders, des Königs, Seite gezeigt, und große Unerſchrockenheit bewieſen.

Ludwig XVI. war, ungeachtet des betäubenden Lärms, der drückenden Hitze, und der Ungewißheit über den Ausgang des ganzen Auftrittes, unerſchütterlich geblieben. Gegen ſieben Uhr Abends kam Petion an, und wußte das Volk, indem er ihm ſchmeichelte, daſſelbe aber zugleich auf die Ungeſetzlichkeit eines längeren Verbleibens in der königlichen Wohnung aufmerkſam machte, zum Schloſſe hinauszubringen. „Ihr habt Euch als freie Männer betragen," ſagte der Maire von Paris zu dem frechen Geſindel, „und dem Könige Eure Wünſche zu erkennen gegeben. Aber zieht Euch jetzt zurück, damit es nicht ausſieht, als ob Ihr ihm einen Zwang auflegen wolltet. Hütet Euch, Gelegenheit zur Verläumdung des Volkes zu geben!"

Ludwig XVI. warf, als er allein war, die rothe Mütze weit von ſich, und ſchloß ſeine Gemahlin und ſeine Kinder in die Arme. Später kamen viele Anhänger der königlichen Familie, und die noch in Paris weilenden Ueberreſte des Hofadels herbei, um ihren unglücklichen Gebieter zu begrüßen und zu tröſten. Alle, welche Zeugen des Vorgegangenen geweſen, konnten Ludwig XVI. ihre Anerkennung über die von ihm bewieſene Kaltblütigkeit und Feſtigkeit nicht verſagen. Die geheimen Anſtifter dieſes Tumults, zu welchen man auch den Herzog von Orleans rechnete, hatten ſich über die Ergebniſſe ihres Beginnens gänzlich geirrt. Ludwig XVI. war nicht umgekommen, wie von den Einen gehofft worden, und hatte in nichts nachgegeben, wie von den Anderen vorausgeſetzt worden. Die anweſenden Nationalgarden hatten unverkennbare Zeichen der Ergebenheit gegen den König an den Tag gelegt, und ihn mit eigener Aufopferung unter ihren Schutz genommen. Der 20. Junius war für Ludwig XVI. eher günſtig als unglücklich ausgefallen. Aber es ſtand zu beſorgen, daß, wenn von ſeiner Seite nichts geſchah, um ſich ſeinen Feinden zu entziehen oder ſie unſchädlich zu machen, ein ähnliches Unternehmen mit mehr Macht und Berechnung verſucht werden würde. Die wilde Menge hatte einmal den Weg nach den Tuileries gefunden, und konnte jetzt leicht zu einer Wiederholung und Verſtärkung des 20. Junius veranlaßt werden.

23. Erstürmung der Tuileries. — Gefangensetzung der königlichen Familie.

Das gewaltsame Eindringen des Pöbels in das königliche Schloß, die Beleidigungen, denen Ludwig XVI. ausgesetzt gewesen, die Standhaftigkeit, welche er bewiesen, brachten, wie nach den Oktoberscenen in Versailles, auf Alle, welche nicht von dem revolutionairen Fanatismus ergriffen waren, oder in der Erregung von Unruhen eine Gelegenheit, sich emporzubringen, suchten, eine den Absichten der Demagogen entgegengesetzte Wirkung hervor. Die Nationalversammlung erließ am 21. Junius ein Dekret, welches in Zukunft die Zulassung bewaffneter Deputationen verbot. Ludwig XVI. schüttete sein Herz über die Vorgänge des 20. Junius in einer Proklamation aus, in welcher es unter Anderem hieß: „....Wenn Diejenigen, welche an dem Umsturz des Thrones arbeiten, noch eines Verbrechens mehr bedürfen, so steht dessen Begehung nichts im Wege..... Der König hat den Drohungen und Gewaltthätigkeiten der Aufrührer nur sein Gewissen und seine Liebe zum öffentlichen Wohl entgegengesetzt....." — In den Departements erregte die Kunde von dem Verhalten des Pöbels allgemeinen Unwillen, und selbst in Paris, wo die extreme Partei mehr Anhang als in anderen Theilen Frankreichs besaß, wurde gleichwohl eine Petition, für Bestrafung der Anstifter des 20. Junius, in kurzer Zeit mit mehr als 20,000 Unterschriften bedeckt.

Obgleich die Revolution sich dem Abgrund der Anarchie durch ihre Verletzung aller sittlichen und rechtlichen Schranken immer mehr genähert hatte, so war doch noch die Möglichkeit, sie von demselben zurückzuhalten, vorhanden. Es hätte aber dazu gehört, daß die beiden Personen, welche am Meisten hervorragten, und das größte Interesse hatten, eine solche Katastrophe zu verhindern, Ludwig XVI. und la Fayette, die Lage der Dinge durchschaut, sich an einander angeschlossen, die ihnen zu Gebot stehenden Widerstandsmittel in ihrem ganzen Umfange angewandt, und sich dem verheerenden Strome rücksichtlos entgegengeworfen hätten. Der König stand, ungeachtet seiner Charakterschwäche, um des von ihm vertretenen Princips willen, noch immer als die einzige Hoffnung der monarchischen Partei, und der ehemalige Generalkommandant der pariser Nationalgarde als der größte Repräsentant der liberalen Principien von 1789 da. Wenn dem verderblichen Treiben der Demagogen und der Klubs nicht bald eine Grenze gesetzt wurde, so war nicht nur die Krone, sondern auch das Leben Ludwig XVI. bedroht, und la Fayette mußte um

Alles, was seinem Dasein Bedeutung und seinem Namen Ruf verliehen, kommen. Er hatte in diesem Falle vergebens nach Gründung gesetzlicher Freiheit in seinem Vaterlande gestrebt, vergebens sich so vielen Mühen und Gefahren ausgesetzt. Aber Beiden fehlte es an jener Kraft und Einsicht, ohne welche in kritischen Augenblicken weder Etwas abgewandt, noch Etwas erreicht werden kann. Beide stimmten, so verschieden sie sonst von einander sein mochten, in einer gewissen Beschränktheit und Unbeweglichkeit ihres Wesens, und in der Unfähigkeit, ihre Ideen nach den Umständen zu modificiren, überein. Ludwig XVI. konnte in la Fayette nicht den Mann von Versailles und Varennes vergessen, welcher zu der erzwungenen Uebersiedelung nach Paris (6. Oktober 1789), und zu der Vereitelung des Fluchtversuches nach Montmedy (23. Junius 1791) beigetragen, und la Fayette wollte zwar das Königthum erhalten wissen, es aber nicht so mächtig machen, um aus eigener Macht bestehen zu können.

Mehr Kenntniß von der Stimmung des Landes und ein unternehmenderer Geist ward von einem Manne, der bis dahin wenig hervorgetreten, dem oben erwähnten Minister des Innern, Terrier de Montiel, bewiesen. Derselbe hatte sich der Bewegung von 1789, so weit sie eine große Reform der alten Mißbräuche versprach, angeschlossen, war aber später den zerstörenden Tendenzen der Revolution entgegengetreten, und hatte ein Ministerium, nur um ihren Fortschritt bekämpfen zu können, angenommen. Montiel suchte Mirabeau's Plan, den einzig ausführbaren, welcher die neuen Grundsätze in ihrer Anwendung mäßigen und dadurch befestigen wollte, wieder hervor. Er knüpfte überall mit den Behörden Verbindungen an, unterrichtete sich über die Stärke der Parteien, belebte den Eifer der antijakobinischen Municipalitäten, und hatte nach und nach fast die Hälfte der Departementsdirektorien, und den Stab der Nationalgarde in den größeren Städten für seine Ansicht gewonnen. Eine beträchtliche Anzahl von Departementsräthen und viele Kommunen hatten Vertrauensmänner an ihn geschickt, um sich mit ihm über die zu treffenden Maßregeln zu verständigen. Die Konstitutionellen kamen mit ihm über folgende Hauptpunkte überein: Entfernung des Königs aus Paris; Auflösung der Nationalversammlung durch eine große Kundgebung der Departements; Aenderung der Verfassung mit Zuziehung einer neuen Volksvertretung. — Die Größe der vorhandenen Uebel konnte das Gelingen eines solchen Planes noch mehr als zu Mirabeau's Zeit begünstigen. Aber Montiel ward weder von Ludwig XVI. noch la Fayette unterstützt, und war nicht stark genug, um auf eigene Hand an die Ausführung seiner Absichten zu gehen. Ludwig XVI. trat vor jedem Entwurf zurück, der

Entſchloſſenheit und Thatkraft verlangte, und la Fayette ergriff halbe Maßregeln, von denen die Lage der Dinge verſchlimmert, die Konſtitutionellen gelähmt, und die Demagogen ermuthigt wurden.

La Fayette war über die Ereigniſſe vom 20. Junius erſtaunt und erzürnt. Er hatte erwartet, daß ſein kurz vorher an die Nationalverſammlung geſandtes Schreiben, worin er zur Beobachtung der Verfaſſung und Erhaltung der Ruhe aufforderte, nicht ohne Einfluß bleiben würde. Statt deſſen ward ihm von den Demagogen mit einem neuen Aufruhr geantwortet. Er beſchloß, den Unruhſtiftern perſönlich entgegen zu treten. Aber anſtatt ſeine Anhänger von ſeinem Vorhaben zu benachrichtigen, damit dieſelben Anſtalten zu ſeiner Unterſtützung treffen könnten, anſtatt einige ihm ergebene Kavallerieregimenter nach Paris zu führen, erſchien er plötzlich, ohne Truppenmacht, nur von ſeinen Adjutanten begleitet, in der Hauptſtadt.

La Fayette bewies hierin, wie immer, perſönliche Unerſchrockenheit, aber keine Kenntniß der Verhältniſſe und der Mittel, welche zum Ziel führten. Er verſäumte es, die Nationalgarde gleich nach ſeiner Ankunft zu verſammeln, ſich auf den Jakobinerklub zu werfen, dadurch den verfaſſungstreuen Theil der Nationalverſammlung zu ermuthigen, und die republikaniſche Linke einzuſchüchtern. Der Pöbel, welcher auf der Zuſchauerbühne den Ton angab, und ein Werkzeug der Demagogen war, hätte um jeden Preis entfernt, und unſchädlich gemacht werden müſſen.

Statt deſſen hielt la Fayette mit einigen Vertrauten eine Berathung, in welcher es, aus lauter konſtitutionellen Bedenklichkeiten, zu keinem kräftigen Entſchluſſe kam. Als er am anderen Tage (28. Junius) an den Schranken der Nationalverſammlung erſchien, das Attentat vom 20. Junius in heftigen Ausdrücken tadelte, die Nothwendigkeit, den König und die Volksvertretung vor den Eingriffen der Jakobiner zu ſchützen, erklärte, und mit der Rache ſeiner Armee drohte, ward er von ſeinen Anhängern mit großem Beifall angehört, und als Ehrengaſt zu der Sitzung gezogen. Sobald es aber bekannt wurde, daß er ohne militairiſche Bedeckung gekommen, ſchwand die Beſtürzung ſeiner Gegner, welche, obwohl vergeblich, auf eine Unterſuchung über die Berechtigung des Generals, ohne Urlaub in Paris zu erſcheinen, antrugen. Am Abend zogen Briſſot und Robespierre im Klub gegen la Fayette los, und Jakobiner und Girondiſten vergaßen einen Augenblick lang, über den Angriffen auf den gemeinſamen Gegner, ihre beſonderen Streitigkeiten. Zuletzt wollte la Fayette doch noch die Nationalgarde um ſich vereinigen, und die Klubs ſprengen. Aber die Zögerung, welche er am Tage vorher bewieſen, hatte

den Eifer ſeiner Anhänger erkalten laſſen. Petion wußte in ſeiner Eigenſchaft, als Maire, der Zuſammenberufung der Bürgermiliz Schwierigkeiten entgegen zu ſtellen, und von dem Hofe wurde, durch deſſen Einfluß auf die royaliſtiſch geſinnten Bataillone, daſſelbe gethan. La Fayette reiſte eben ſo unerwartet ſchnell, als er gekommen war, ab. Die Jakobiner deklamirten gegen ihn in der Nationalverſammlung und in den Klubs, ſeine Freunde verſtummten, der Pöbel verbrannte ſein Bildniß, und er kehrte mit geſchwächtem Anſehen zu ſeinen Truppen zurück.

Ein neuer Vorſchlag zur Rettung ward Ludwig XVI. von Lally-Tollendal, der in der erſten Zeit der konſtituirenden Verſammlung eine bedeutende Rolle geſpielt hatte, in Uebereinſtimmung mit la Fayette, an die Hand gegeben. Dieſer und ſein Kollege Luckner ſollten in Paris eintreffen, und der König ſich mit ihnen, von Freiwilligen aus dem gut geſinnten Theile der Nationalgarde und Schweizern begleitet, nach Compiegne begeben. Von dort aus würde Ludwig XVI. mit der Legislativen in Unterhandlungen, über eine Verſtärkung der vollziehenden Gewalt, getreten ſein. Compiegne lag innerhalb des Umkreiſes der 20 Stunden, welchen der König ohne Zuſtimmung der Volksvertretung nicht überſchreiten durfte. Letztere hätte demnach keinen Grund gehabt, in dieſer Veränderung des Aufenthaltes eine Verletzung der Konſtitution zu ſehen. Im Nothfalle waren la Fayette und Luckner entſchloſſen, ihre Truppen gegen Paris zu führen. Aber Ludwig XVI. wies dieſen Plan unter dem Vorwande, daß dabei ſeine perſönliche Würde nicht genug berückſichtigt ſei, zurück. Marie Antoinette erklärte in ihrem leidenſchaftlichen Sinne, daß ſie lieber zu Grunde gehen, als la Fayette Verbindlichkeiten ſchuldig ſein wolle. Einige Wochen ſpäter, in einem noch kritiſcheren Moment, rieth der in der Normandie kommandirende Herzog von Liancourt dem Könige, mit Hülfe ſeiner Schweizer Paris zu verlaſſen, was ausführbar war, und ſich nach Rouen zu begeben, wo die Linientruppen und Nationalgarden von der Anſteckung der Demagogie noch frei geblieben waren. Von Rouen aus konnte die königliche Familie, wenn ein längerer Aufenthalt in Frankreich unmöglich wurde, über Le Hâvre England erreichen. Ludwig XVI. und Marie Antoinette verwarfen auch dieſen Rath, und beſchloſſen unter allen Umſtänden in Paris, d. h. in der Gewalt ihrer Feinde, und am Herde des Aufruhrs zu bleiben. Liancourt war, obgleich Ludwig XVI. perſönlich ergeben *), dem Hofe wegen ſeiner freiſinnigen

*) Er ſtellte dem Könige, wenn dieſer in Geldverlegenheit gerathen ſollte, ſein ganzes Vermögen zur Verfügung.

Meinungen verdächtig. Indem diese königlichen Personen jede ihnen in der Nähe angebotene Hülfe verwarfen, und auf ungewissen Beistand aus der Ferne rechneten, machten sie ihre Rettung fast unmöglich.

Mancherlei Ursachen wirkten in dieser Zeit zusammen, um einen neuen Ausbruch der Volksgährung herbeizuführen. Das Anrücken eines österreichischen und preußischen Heeres konnte nicht mehr in Zweifel gezogen werden. In allen Theilen des Landes war der waffenfähige Theil der Bevölkerung bereit, auf den ersten Ruf der Nationalversammlung zur Vertheidigung der bedrohten Grenze auszuziehen. Ein Gefühl des Hasses und der Rache bemächtigte sich der Massen gegen alle Diejenigen, welche, wie die Ausgewanderten, die Fremden gegen ihr Vaterland zu Hülfe riefen, oder, wie die Anhänger des Hofes, im Innern die Vertheidigungsmittel der Revolution zu lähmen suchten. Das Ministerium, sowohl an dem Könige als der Nationalversammlung verzweifelnd, indem ersterer auf keinen Rettungsvorschlag einging und letztere immer feindseliger gegen den Thron auftrat, reichte seine Entlassung ein (10. Julius) Mit ihm trat Montiel zurück, der einzige Minister, welcher, außer der Neigung, auch die Fähigkeit, dem Könige eine Stütze zu sein, besaß, wenn Ludwig XVI. sich ihm, was er zu seinem Unglück gegen Niemand ganz gethan, anvertrauen wollte. Unter den neuen Ministern, welche monarchisch gesinnt, aber sonst unbedeutend waren, sind nur der Kriegsminister d'Abancourt und der Seeminister Dubouchage in der Erinnerung geblieben.

Die Annäherung der fremden Heere, der Rückzug Luckner's, welcher, nachdem er in Belgien eingedrungen, plötzlich, ohne hinreichenden Grund, mit allem Anschein der Absichtlichkeit, bis Lille zurückwich, die Nachricht von contrerevolutionairen Bewegungen in einem Theile des Westens und Südens, bewogen die Gironde, der Nationalversammlung außerordentliche Maßregeln zur Rettung des Landes vorzuschlagen. Es war gleich nach dem Sturze des girondistischen Ministeriums ein Ausschuß erst von zwölf, dann von ein und zwanzig Mitgliedern gebildet worden, der über die innere und äußere Sicherheit des Staates wachen sollte. Am 30. Junius stattete dieser Ausschuß einen Bericht ab, der eine ganze Reihe von Anordnungen enthielt, welche der Volksvertretung, ohne eine bestimmte Verfassungsänderung auszusprechen, eine unumschränkte Gewalt beilegten, und die Dazwischenkunft des Königs ausschlossen. Der Ausschuß trug darauf an, beim Eintreten gewisser Möglichkeiten, das Vaterland in Gefahr zu erklären. In diesem Falle sollten alle Behörden unausgesetzt versammelt bleiben, und alle Nationalgarden aufgeboten werden. Es ward

ferner eine neue Aushebung für das ſtehende Heer, eine ſchärfere Verantwortlichkeit der Miniſter, Abſendung von Kommiſſarien an die an der Grenze ſtehenden Armeen, und die Verbannung der eidweigernden Prieſter vorgeſchlagen. Der Befehl Montiel's, den Marſch der Föderirten, des aufgeregteſten Theiles der Bevölkerung, nach Paris aufzuſchieben, ward zurückgenommen. Sie wurden zur Feier des 14. Julius nach der Hauptſtadt entboten. Der Generalſtab der pariſer Nationalgarde und der aller größeren Orte wurde, wegen ihrer royaliſtiſchen Meinungen, aufgelöſt. Man rief die den aktiven Truppen einverleibten ehemaligen franzöſiſchen Garden nach Paris zurück, um aus ihnen eine militairiſch organiſirte Polizei, Gensd'armerie genannt, zu bilden. Die revolutionaire Geſinnung dieſer Soldaten war noch von der Einnahme der Baſtille her bekannt. Es war dies das Program zu einer neuen Inſurrektion, welche die Girondiſten vorbereiteten, deren Früchte aber die Jakobiner ernoteten.

Die Berathung über den Antrag, das Vaterland in Gefahr zu erklären, ward von Vergniaud eröffnet. Derſelbe begann mit einer düſteren Schilderung der Lage Frankreichs, das von Außen bedroht und im Innern zerriſſen ſei. Er erwähnte mancher Sünden des alten Königthums, erinnerte an Katharina von Medicis, die Bartholomäusnacht, die Aufhebung des Edikts von Nantes, den Pater la Chaiſe, und ſchien zwiſchen den religiöſen Bedenklichkeiten Ludwig XVI. und den Eingebungen jenes blutigen Fanatismus eine Aehnlichkeit finden zu wollen. Vergniaud griff dann Ludwig XVI. ſelbſt, aber in der Form von noch unentſchiedenen Fragen an: ob der König mit den Ausgewanderten in Verbindung ſtehe, ob er die Einmiſchung des Auslandes hervorgerufen habe? — deren Annahme und Bejahung aber aus dem ganzen Vortrage hervorleuchtete.

Vergebens erhob ſich der General Mathieu Dumas, ein Freund la Fayette's und Mitglied der Rechten, und ſuchte Vergniaud zu widerlegen. Er bewies ohne Schwierigkeit, daß nicht Ludwig XVI., ſondern die Gironde die Kriegserklärung gegen Oeſterreich, mit allen ihren üblen Folgen, veranlaßt habe, daß die Brüder des Königs von dieſem mehrmals zur Rückkehr aufgefordert worden, daß der verunglückte Feldzug gegen Belgien und die Entblößung der Oſtgrenze den Anordnungen des girondiſtiſchen Miniſteriums zuzuſchreiben ſei. Es war dies auf der einen Seite vollkommen wahr, aber eben ſo machte ſich andererſeits die Ueberzeugung geltend, daß der Sieg der Ausgewanderten und der fremden Mächte Ludwig XVI. zur Wiedererlangung ſeiner verlorenen Macht verhelfen

werde, und daß er demnach in innerer Uebereinſtimmung mit den Gegnern der Revolution ſtehen müſſe.

Dieſe Rede Vergniaud's, in einem ergreifenden Tone vorgetragen, brachte eine außerordentliche Wirkung hervor. Noch nie war in der Nationalverſammlung die für Ludwig XVI. gefährliche Meinung, daß er der natürliche und nothwendige Verbündete der Feinde Frankreichs ſei, in ſo unverſchleierter Weiſe ausgeſprochen worden. Hierzu kam noch, daß Vergniaud, im Gegenſatz zu Robespierre und anderen Demagogen, und ſelbſt im Vergleich zu ſeiner eigenen Partei, für gemäßigt, ſogar für mild, und von den damals ſo gewöhnlichen Fehlern des Ehrgeizes, des Neides, des Hanges zu Verläumdung und Rache, für frei galt. So heftige Anklagen, aus einem beredten und ſonſt eher zur Verſöhnung als zum Haſſe geneigten Munde hervorgegangen, mußten ſchwer in die Wagſchale der ſtreitenden Meinungen fallen. Die Majorität in der Nationalverſammlung war konſtitutionell-monarchiſch geſinnt, wurde aber von Vergniaud's Worten unterjocht. Am 11. Julius wurde das Vaterland in Gefahr erklärt, jedoch der Zeitpunkt, wann die damit zuſammenhängenden Maßregeln eintreten ſollten, noch aufgeſchoben. Vergniaud's Rede war ein Alarmſchuß, der Alles in Bewegung ſetzte.

Unter ſolchen Umſtänden blieb es für den König ohne Bedeutung, daß er die Nationalverſammlung von dem Anmarſch von 50,000 Preußen in Kenntniß ſetzen ließ. Seine Gegner wollten in dieſer ohnedies nicht mehr neuen Mittheilung keine Sorge für das öffentliche Wohl, ſondern nur ein heuchleriſches Entgegenkommen ſehen. Eben ſo ohne Einfluß auf den Gang der Ereigniſſe war es, als der konſtitutionelle Biſchof von Lyon, Lamourette, eine Annäherung zwiſchen der Rechten und der Linken verſuchte, indem er die Einen von dem Verdacht, nach Errichtung einer erſten ariſtokratiſchen Kammer, die Anderen, nach Einführung der Republik zu ſtreben, freiſprach, und die unter ihnen beſtehende Spannung für grund- und zwecklos erklärte. Manche entſchiedene Gegner, Paſtoret und Condorcet, Mathieu Dumas und Bazire, Jaucourt und Merlin von Thionville, flogen, von Lamourette's Worten ergriffen, einander in die Arme, ſchworen die gegenſeitigen Beſchuldigungen ab, und gelobten Einigkeit für die Zukunft. Ludwig XVI., von dieſem Vorgange unterrichtet, eilte herbei, und meinte, daß nun der ſehnlichſte Wunſch ſeines Herzens erfüllt ſei. Dieſe Ausſöhnung der beiden Parteien, aus der Beweglichkeit des franzöſiſchen Charakters, aus dem Gefühl der das Vaterland bedrohenden Gefahren entſtanden, dauerte nicht lange. Die Tagesblätter fuhren in ihren Angriffen auf einander fort, und in der

Nationalverſammlung athmeten die Verhandlungen wieder den früheren Parteihaß. Die Klagen der Konſtitutionellen über Anarchie, der Jakobiner über Reaktion ertönten von Neuem. Sechs Tage nach jener Scene, welche von den Spöttern „le baiser à l'amourette“ genannt wurde, ſetzte die Nationalverſammlung Petion wieder als Maire von Paris ein. Er war, wegen ſeines Verhaltens am 20. Junius, von dem Direktorium des Departements ſeiner Stelle enthoben worden. Es war dies eine Drohung, da Petion es mit den Gegnern des Hofes hielt, und eine Beleidigung, weil der König von dem unehrbietigen Befragen des Maire's mehrmals zu leiden gehabt hatte.

Das Jahresfeſt der Einnahme der Baſtille, welches 1791 wegen der Suspendirung des Königs, in Folge des verunglückten Fluchtverſuches, nicht begangen worden, ward diesmal für Ludwig XVI. eine neue Quelle von Demüthigungen. Das Volk nahm Petion ſo auf, als wenn derſelbe ſich durch irgend eine große That verdient gemacht hätte. Auf vielen Hüten las man Zettel mit der Inſchrift: „Es lebe Petion! Petion oder den Tod!“ —. Man drängte ſich nach ſeinem Anblick, und ſchien Ludwig XVI. weder zu ſehen noch zu kennen. Als derſelbe ſich nach dem Altare des Vaterlandes auf dem Marsfelde begab, um den Eid auf die Verfaſſung zu erneuern, ward er von einer wilden Menge ſo dicht umgeben, daß die Königin einen Schrei des Schreckens ausſtieß, und faſt in Ohnmacht fiel. An die Stelle der Föderirten von 1790, welche dem Könige ſo viele Aufmerkſamkeit und Neigung bewieſen hatten, waren fanatiſirte Banden getreten, welche den Sitzungen der Jakobiner und Cordeliers beiwohnten, und von Robespierre und Danton das Loſungswort erhielten. Sie ſollten ſich nach der Begehung des 14. Julius nach dem Lager von Soiſſons begeben, wurden aber von den Demagogen in Paris zurückgehalten. Robespierre ſetzte für ſie eine Adreſſe an die Nationalverſammlung auf, worin die Suspendirung Ludwig XVI., die Anklage la Fayette's, die Auflöſung aller Direktorien der Departements, aller Gerichtshöfe, und die Entlaſſung der von dem Könige ernannten Korpskommandanten verlangt wurde. Man kann daraus erkennen, wie viele Gegner unter den Notabilitäten des Landes die extreme Partei beſaß. Die Majorität der Nationalverſammlung erwehrte ſich nur mit Mühe dieſer Anträge, und der Kampf zwiſchen den Konſtitutionellen und Demokraten dauerte ununterbrochen fort.

Am 22. Julius ward das von der Nationalverſammlung elf Tage vorher erlaſſene Dekret, die Erklärung betreffend, daß das Vaterland in Gefahr ſei von der pariſer Municipalität zur Anwendung gebracht.

Vom Morgen an durchritten Gemeindebeamten mit Fahnen in der Hand, auf welchen die Worte standen: „Bürger! das Vaterland ist in Gefahr!“ — die Straßen der Stadt. Alles war darauf berechnet, um das Volk zu entflammen. Den ganzen Tag über ertönte der Generalmarsch und von Viertelstunde zu Viertelstunde wurden Artilleriesalven gelößt. Die Ablesung des Dekrets der Nationalversammlung wurde von Trompetenschall begleitet. Auf den öffentlichen Plätzen waren mit Eichenlaub verzierte Zelte aufgeschlagen, über welchen, an einer Picke befestigt, die rothe Freiheitsmütze schwebte. Jedes Zelt war mit Kanonen umgeben. Dort zeichneten die Gemeindebeamten die Namen der zahlreich herbeieilenden Freiwilligen, welche gegen den Feind zu ziehen sich anheischig machten, auf. Zu diesen gehörten manche der später unter der Republik und dem Kaiserreich berühmt gewordenen Generale.

Die Girondisten hatten, seitdem sie aus dem Ministerium entfernt worden, immer nach Wiedererlangung der öffentlichen Gewalt, obwohl vergeblich, gestrebt. Die von ihnen zu diesem Zweck begünstigte Bewegung vom 20. Junius, durch welche sie sich Ludwig XVI. furchtbar machen wollten, hatte ihren Erwartungen nicht entsprochen. Sie ließen jetzt, wo die Umstände sich für Ludwig XVI. immer drohender gestalteten, demselben im Geheimen, unter der Bedingung ein Ministerium aus ihrer Partei zu ernennen, ihren Beistand anbieten. Vergniaud, Guadet, Gensonné machten den König auf die vorhandene Gährung und den wahrscheinlichen Ausbruch eines neuen Aufstandes aufmerksam, gegen welchen er nur bei Ministern, wie Roland, Claviere und Servan, Hülfe finden könne. Um Ludwig XVI. Vertrauen einzuflößen, sprach und schrieb Brissot, der die republikanische Demonstration auf dem Marsfelde (17. Julius 1791) veranlaßt hatte, jetzt im Sinne der Monarchie, und wollte jeden, der an ihrem Ruin arbeiten würde, auf das Blutgerüst geschickt sehen, Ludwig XVI. ließ sich durch die ehrgeizigen Vorspiegelungen der Gironde nicht gewinnen, erwartete von ihnen keinen wirksamen Beistand, und wies ihre Anträge zurück.

Die Gironde hatte nicht, wie die Feuillants, die Absicht eine Modifikation der Verfassung, zu Gunsten des monarchischen Princips, herbeizuführen, sondern sie wollte sich des Ministeriums nur deshalb bemächtigen, um der Revolution, ohne Veränderung in den Grundsätzen und Einrichtungen, in deren Anwendung einen gemäßigteren und regelmäßigeren Charakter zu verleihen. Dies war eine der vielen Halbseiten der Gironde. Entweder mußte die Konstitution wesentlich umgestaltet werden, oder der letzte Ueberrest von Monarchie verschwinden. So lange

die Entscheidung von den Klubs, der demagogischen Presse, dem bewaffneten Proletariat ausging, gegen welches Alles die Verfassung von 1791 keine hinreichenden Vertheidigungsmittel bot, war es gleichgültig, welche Partei im Ministerium saß.

Ludwig XVI. und Marie Antoinette hofften jetzt nicht mehr, wie früher, auf einen Umschwung in der öffentlichen Meinung zu ihrem Vortheil, oder auf einen Stillstand der Revolution aus Erschöpfung, sondern hegten nur noch Vertrauen in die bewaffnete Dazwischenkunft der fremden Mächte. Sie waren durch geheime Mittheilungen von der Marschroute des preußischen und österreichischen Heeres, von der Zeit seiner Ankunft an der französischen Grenze, und von dessen weiteren Bewegungen in Kenntniß gesetzt worden. Die Verzichtleistung auf Hülfe im Innern, und die Gewißheit auswärtigen Beistandes gab den königlichen Personen sogar eine gewisse Ruhe zurück, welche dieselben, so lange sie von verschiedenen Entwürfen hin und her gezogen gewesen, nicht gekannt hatten. Dies war auch der Grund, warum sie jeden Vorschlag auf Entfernung von Paris und Zuflucht in einem französischen Lager zurückgewiesen hatten. Sie wollten in Paris, als dem Mittelpunkt des Reiches, bleiben, um, bei der Ankunft der fremden Befreier, die Zügel der Macht wieder ergreifen zu können. Uebrigens dachten weder der König noch die Königin an eine Wiederherstellung der vorrevolutionairen Zustände, eine Absicht, die nur von einem Theile der Ausgewanderten gehegt wurde, hielten aber eine vorübergehende Diktatur zur Einführung einer angemessenen Ordnung für nothwendig. Ihre Hoffnung auf Rettung durch das Ausland war so zuversichtlich, daß Marie Antoinette in einer Juliusnacht, zu einer ihrer vertrauten Dienerinnen, mit der Hand auf den in das Gemach scheinenden Mond deutend, in die Worte ausbrach: „Im nächsten Monat werden wir den Mond nicht sehen, ohne von unsern Ketten erlöst zu sein!“

Diese Annäherung einer fremden Heeresmacht, von welcher die königliche Familie ihre Rettung erwartete, wurde im Gegentheil die Veranlassung zu deren rascherem Sturz. Nach langen Unterhandlungen und Ueberwindung mancher Schwierigkeiten, welche in der besonderen Stellung Oesterreichs und Preußens zu einander, und anderweitigen politischen Rücksichten lagen, hatten sich dieselben endlich zu einem Angriff gegen die Revolution vereinigt, und die dazu bestimmte Armee unter den Oberbefehl des berühmtesten der damaligen Feldherren, des Herzogs von Braunschweig, gestellt. Der Kaiser Franz II. und der König Friedrich Wilhelm II. begaben sich in die Rheingegend, in die

Nähe ihrer Truppen. *) Oesterreich und Preußen nahmen für den Augenblick die ganze Last des Krieges allein auf sich, hatten aber nicht die zu einem solchen Unternehmen erforderlichen, und von ihnen bei kräftigerer Anstrengung leicht herzustellenden, Streitkräfte zusammengebracht. Die verderbliche Meinung von der Schwäche der französischen Rüstungen, der verhängnißvolle Irrthum über die Stimmung und die Hülfsquellen des französischen Volkes, gab zu großen Mißgriffen von Seite der verbündeten Mächte Veranlassung.

Ludwig XVI. hatte den von ihm mit einem besonderen Vertrauen beehrten Publicisten Mallet-Dupan, einen gebornen Genfer, nach dem Hauptquartier der alliirten Souveraine gesandt. Derselbe sollte ihnen die Ansichten des Königs über die Stellung der bewaffneten Dazwischenkunft zu Frankreich aus einander setzen. Ludwig XVI. wünschte Alles vermieden zu wissen, was die französische Nation reizen oder demüthigen könnte. Der Krieg solle nicht dieser, sondern nur der Demagogie und den Klubs, dem unruhigen und gesetzlosen Theile der Bevölkerung, erklärt werden. Es dürfe nichts geschehen, was dem Kampfe das Ansehen eines Bürgerkrieges verleihen könne, weshalb es nicht angemessen sein würde, die militairisch organisirten Ausgewanderten in den Vordergrund zu stellen. Der Angriff müsse einen rein politischen Charakter annehmen, und als dessen einziger Zweck die Befreiung des Königs und seiner Familie aus den Händen der Aufrührer, und die Wiederherstellung der inneren Ruhe, bezeichnet werden.

Die österreichischen und preußischen Minister, mit welchen Mallet-Dupan verhandelte, gingen auf diese Ansichten ein. Aber geheime Einflüsse bei den Souverainen setzten eine andere Meinung durch, welcher zuletzt auch der Generalissimus Herzog von Braunschweig, obwohl ungern, beipflichtete. Es gab im Hauptquartier der Verbündeten einen französischen Ausgewanderten, den Marquis von Limon, der zuerst ein entschiedener Anhänger der Revolution und Freund des Herzoges von Orleans gewesen, dann aber ein ebenso eifriger Royalist geworden war. Derselbe setzte einen Entwurf zu einer Erklärung an das französische Volk auf, der erst von dem Kaiser Franz, dann auch von dem Könige Friedrich Wilhelm II. angenommen, und von dem Herzoge von Braunschweig in Beider Namen von Koblenz aus bekannt gemacht wurde (25. Julius 1792).

*) Die Kriegserklärung des deutschen Reiches gegen Frankreich wurde erst am 22 März 1793 erlassen.

Dieſes Manifeſt an die franzöſiſche Nation war in einem Ton abgefaßt, wie ihn etwa ein unumſchränkter Fürſt gegen eine ſeiner empörten Städte oder Provinzen annehmen könnte, der aber einem Volke von 25 Millionen Seelen gegenüber, über welches Oeſterreich und Preußen keine Hoheit und kein Richteramt zuſtand, dem beſonnenen Urtheil als eine Verletzung des Völkerrechts und der Staatsklugheit erſcheinen mußte. Es wurde darin Jeder, der ſein Land gegen den Feind vertheidigen würde, mit der Strafe der Rebellion bedroht. Nach dem Buchſtaben dieſer Erklärung konnten alle Franzoſen, mit Ausnahme der Ausgewanderten, und derer, welche ſich ſogleich auf Seite der Verbündeten ſchlagen würden, als Verräther und Aufrührer angeſehen werden. Die alliirten Mächte gaben ſelbſt die Beſorgniß zu erkennen, daß Ludwig XVI., vor dem Eintreffen ſeiner Befreier, geſtürzt werden könne, daß alſo in Frankreich eine außerordentliche Aufregung vorhanden ſein müſſe. Sie ſprachen die, bei einer ſolcher Stimmung, ganz wirkungsloſe Drohung einer Zerſtörung von Paris und militairiſchen Exekution der Bevölkerung aus.

Dieſe Proklamation brachte, als ſie in Frankreich bekannt wurde, einen für das Schickſal Ludwig XVI. äußerſt nachtheiligen Eindruck hervor. Viele, welche bisher noch zu ihm gehalten hatten, glaubten jetzt, daß die Drohungen der Verbündeten von ihm eingegeben worden, und zogen ſich von ihm zurück. Andere, die unentſchieden geblieben, begannen den Mann, um deſſen willen dem Vaterlande ſo großes Unheil angekündigt wurde, als deſſen Feind anzuſehen, und ſchloſſen ſich der extremen Partei der Revolution an. Die freiwillige Stellung zum Kriegsdienſt nahm in großartigen Verhältniſſen zu. In allen Klaſſen und in allen Theilen des Landes griff die Jugend zu den Waffen. Ein Manifeſt, wie das des Herzoges von Braunſchweig, würde ſelbſt ein weniger ſtolzes und reizbares Volk verletzt haben. Wie ſehr mußte dies bei Franzoſen der Fall ſein, die, außer ihrem alten Nationalruhm, jetzt noch von dem Gedanken entflammt waren, die Idee der Freiheit für ſich und die Welt zu vertreten, und deren Vertheidigung für eine Pflicht der Ehre hielten. Von jetzt an wurde jedes, im Namen der Revolution begangene, Unrecht mit der Nothwendigkeit, die Wiederkehr des Despotismus hindern zu müſſen, beſchönigt.

Die Gährung im pariſer Volke wurde durch die Ankunft der Föderirten von Marſeille und Breſt, der Aufgeregteſten unter ihres Gleichen, vermehrt. Dieſe Banden, unter welchen es viele in ihrer Heimath übel berüchtigte Leute gab, brachten, von Beſchäftigung und Aufſicht frei, ihre Zeit in Wirthshäuſern zu, und breiteten den ihnen von den Dema-

gegen das Königthum eingeflößten Haß, und die Absicht, dasselbe zu stürzen, unter den arbeitenden Klassen aus. An den öffentlichen Orten brachen täglich Händel und zuweilen selbst blutige Streitigkeiten zwischen den Feuillants und den Jakobinern, den Nationalgardisten und den Föderirten, aus. Die Mauern der Stadt, die Wände der Häuser waren mit Anschlägen bedeckt, welche zur Abschaffung des Königthums, und zu der Entwaffnung und Festnehmung aller Anhänger desselben aufforderten. In den Straßen wurden Flugblätter, verläumderische und oft abscheuliche Angriffe auf das Leben und den Charakter Marie Antoinette's enthaltend, verkauft. Die Zusammenrottungen in der Nähe der Tuileries hörten selbst während der Nacht nicht auf, und zwangen die Königin, ihr Schlafgemach zu ändern, um nicht einem plötzlichen Ueberfall ausgesetzt zu sein. Die, in Folge der Erklärung über die Gefahr des Vaterlandes, in Permanenz getretenen Behörden ließen es sich angelegen sein, die Massen immer mehr in Aufregung zu versetzen. Am 3. August erschien Petion an den Schranken der Nationalversammlung, und verlangte im Namen aller Sektionen (48 an der Zahl), mit Ausnahme einer einzigen, die Absetzung Ludwig XVI.

Während dieser Zeit waren die Girondisten über die von ihnen zu beobachtende Haltung unschlüssig. Obgleich durch die Weigerung des Königs, sie in das Ministerium zu rufen, verletzt, wollten sie dessen gewaltsamen Sturz vermieden wissen, da derselbe nur durch die Theilnahme des unter Robespierre's, Danton's und Marat's Einfluß stehenden Proletariats bewerkstelligt werden konnte. So wie sie vor dem 20. Junius gewünscht hatten, daß Ludwig XVI., von den unaufhörlichen Angriffen auf ihn ermüdet, freiwillig entsagen möchte, eben so dachten sie jetzt seine Entsetzung auf regelmäßigem Wege, durch ein Dekret der Nationalversammlung, vollzogen zu sehen. Aber die Rechte und das Centrum waren hierzu nicht geneigt, und hatten eben erst la Fayette von der gegen ihn durch Brissot erhobenen Anklage frei gesprochen. Als die Gironde sah, daß die Föderirten, zu deren Herbeirufung sie die erste Veranlassung gegeben hatten, sich zu den Jakobinern hielten, trug sie auf deren Entfernung an. Petion suchte dieser gefährlichen Gäste los zu werden, aber Danton wußte sie, unter allerlei Vorwänden, zur Ausführung weiserer Absichten, in der Hauptstadt fest zu halten.

Es bestand seit längerer Zeit eine Verschwörung in Paris, welche einen Angriff auf die Tuileries, und die Gefangensetzung des Königs und seiner Familie zum Zweck hatte. Schon waren mehre Pläne entworfen, die Ausführung aber durch die Uneinigkeit der Jakobiner und

Girondisten verzögert worden. Seit der Ankunft der Föderirten nahm der Anschlag eine bestimmtere Gestalt an. Zu dem leitenden Ausschusse gehörten: Barbaroux, Anführer der marseiller Freiwilligen, damals noch zwischen Jakobinern und Girondisten schwebend, aber sich schon mehr zu letzteren hinneigend; Santerre; ein gewisser Fournier, der Amerikaner genannt, weil er in den dortigen Gewässern Handel getrieben hatte; der Pole Lazuski; ein Gerichtschreiber aus Hagenau im Elsaß, Namens Westermann, der früher Militair gewesen; der Journalist Carra, und einige weniger bekannte Personen. Danton und Robespierre waren von dem Komplot unterrichtet, nahmen aber an demselben keinen thätigen Antheil. Danton erhitzte das Volk durch seine Reden bei den Cordeliers, und Robespierre bereitete die Jakobiner auf einen entscheidenden Schlag vor. Beide blieben aber im Hintergrunde, und dachten erst, wenn ihre Anhänger den Sieg davon getragen haben würden, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Camille Desmoulins stand in persönlichem Verkehr mit den Verschwörern, und durch ihn wurden die Führer der Jakobiner und Cordeliers von dem Fortschritte des Unternehmens unterrichtet. Marat, der wilde, blutdürstige Gaukler, war mit einem Mal still und für seine persönliche Sicherheit besorgt geworden. Seine Furcht vor einer möglichen Niederlage seiner Partei ging, besonders seit dem Anrücken der verbündeten Heere, so weit, daß er heimlich, als Stallknecht verkleidet, nach Marseille entfliehen wollte, um von dem Schauplatz der Ereignisse so entfernt als möglich zu sein, und Barbaroux, der aus jener Stadt war, um Beistand zur Ausführung dieses Plans anging.

Obgleich die Vorbereitungen zu einem Aufstande und Angriffe auf die Tuileries im Geheimen gemacht wurden, so war doch die Aufregung in den unteren Volksklassen so groß, die Föderirten traten so drohend auf, der ganze Zustand erschien so gespannt und unhaltbar, daß der Hof sich nicht, wie am 20. Junius, unvorbereitet überraschen ließ, sondern einige, wenn auch nicht so kräftig eingerichtete Vertheidigungsanstalten als nöthig und möglich gewesen wäre, getroffen hatte. Ein Schweizerregiment ward aus dem benachbarten Courbevoie nach Paris gerufen. Eine Anzahl Adeliger hatte die Weisung bekommen, sich im Stillen mit Waffen zu versehen, und auf den ersten Wink nach den Tuileries zu eilen. Für viele ehemalige Officiere und Soldaten der konstitutionellen Garde waren den Schweizern ähnliche Uniformen bestellt worden, um in deren Reihen fechten zu können. Die royalistisch gesinnten Bataillone der Nationalgarde standen ebenfalls zur Vertheidigung des Schlosses bereit, in dessen Dach-

kammern entschlossene Anhänger der königlichen Familie seit dem 20. Junius die Nächte zubrachten.

Am 8. August, bei Gelegenheit der Freisprechung la Fayette's (406 gegen 224 Stimmen), hatte der, den Jakobinern anhängende, Pöbel auf den Zuschauerbühnen seine Wuth darüber durch drohendes Geschrei zu erkennen gegeben. Vor dem Sitzungslokal war eine eben so gesinnte Menge aufgestellt, welche die bekanntesten Mitglieder der rechten Seite beim Hinausgehen erwartete, um sich an ihnen für ihre Abstimmung zu rächen. Vaublanc, Mathieu Dumas, Girardin hatten nur mit Mühe ihr Leben retten können. Tausende von Leuten zogen paarweise, wie in Procession, von der Straße St. Honoré aus nach dem Faubourg St. Antoine, und verhehlten es nicht, daß sie über die Gefahren des Vaterlandes, d. h. über die Mittel zu einer neuen Volkserhebung, berathen wollten. Die bange Erwartung Dessen, was da kommen würde, lähmte die höheren Klassen der pariser Gesellschaft. Während des 9. August blieben die gewöhnlichen Besuche in den Tuileries aus. Die königliche Familie war den ganzen Tag über allein. Nur eine Fremde, die Gemahlin des englischen Botschafters, brachte der Königin ihre Huldigungen dar.

Am Abend des 9. August erhielt der Hof bestimmte Nachricht von dem am anderen Morgen bevorstehenden Angriff. Die oben erwähnten Demagogen, welche an der Spitze des Insurrektions-Ausschusses standen, hatten, nach mehrmaligem Aufschube, den Ausbruch ihres Unternehmens auf den 10. August festgesetzt, und glaubten dabei auf 40,000 Bewaffnete zählen zu können. Keiner unter den Leitern der Jakobiner und Cordeliers wollte sich persönlich bei dem Kampfe aussetzen. Robespierre sah den Vorgängen mit großer Unruhe zu, und blieb unsichtbar. Danton erschien am Abend, einen Augenblick lang, in der Kaserne der Marseiller, hielt sich aber sonst zurück. Marat kam nicht aus seinem Versteck heraus Westermann hatte die Leitung der Insurrektion über sich genommen, welche aber nur durch ihre große Ueberlegenheit an Zahl, aber keineswegs durch das Talent der Anführer oder die Tapferkeit der Menge furchtbar war. Auf die Föderirten allein konnte von den Demagogen mit Sicherheit gerechnet werden.

Die Vertheidigung des Schlosses, der königlichen Familie und der Monarchie, was in diesem Falle Dasselbe sagen wollte, war dem General Mandat, einem konstitutionellen Royalisten und Freunde la Fayette's, übergeben worden. Die Seite der Tuileries, welche nach dem Carrouselplatz zu liegt, war damals durch Gebäude und Mauern gedeckt, welche

für das Schloß einen natürlichen Vertheidigungspunkt darboten. Ein Theil der Schweizer war daselbst aufgestellt worden. Dieselben besaßen zwei Kanonen. Die treu gesinnten Bataillone der Nationalgarde standen im Innern des Schlosses und in dem anstoßenden Garten. Sie waren mit 11 Stück Geschütz versehen. Unglücklicher Weise hatte man auch mehre den Jakobinern zugethane Abtheilungen der Nationalgarde und deren Artillerie in den Garten zugelassen. Von den 2000 Adeligen, welche aufgefordert worden, sich um die königliche Familie zu versammeln, waren kaum 200 erschienen. Man glaubt, daß, bei den erlassenen Einladungen eine absichtliche Nachlässigkeit, um die Vertheidigung des Schlosses zu schwächen, stattgefunden hat. Die neu errichtete Gensd'armerie, zu Pferde und zu Fuß, war zwischen den Tuileries und dem Louvre aufgestellt. Mandat hatte auf dem Pont neuf eine Batterie auffahren lassen, um die beiden Ufer der Seine zu beherrschen. Ein Bataillon Nationalgarde stand am Greveplatz, um diesen Zugang besetzt zu halten. Mandat's Absicht war, die Aufständischen bis in die Nähe der Tuileries herankommen zu lassen, sie mit einem wohlgenährten Feuer zu empfangen, nach dem Quai zu treiben, und dort von den Kanonen des Pont neuf niederschmettern zu lassen Die Gensd'armerie sollte dann den in Unordnung gebrachten Flüchtlingen den Garaus machen. Dieser Plan war wohl berechnet, und sein Gelingen wäre, unter anderen Umständen, unfehlbar gewesen.

Die Hauptschwierigkeit für den Sieg der königlichen Sache lag in dem thatunfähigen Charakter Ludwig XVI., der es nicht verstand zu befehlen und zu begeistern, und sich nur leidend verhalten konnte. Es wäre aber nothwendig gewesen, daß der König in diesem äußersten Falle, wo seine Feinde offene Gewalt gegen ihn anwandten, und seine Vertheidigung auf sehr verschiedenen Elementen, wie Adelige und Officiere, bewaffnete Bürger und fremde Söldner, beruhte, Alles um sich vereinigt und mit sich fortgerissen hätte. Daran war aber bei Ludwig XVI. nicht zu denken, von dem keine Anordnung irgend einer Art ausging. Wenn selbst die Monarchie am 10. August sich ihrer Gegner erwehrt hätte, was in rein militairischer Beziehung wohl möglich gewesen wäre, so muß man bei Vergegenwärtigung der Verhältnisse zweifeln, daß der König diesen Vortheil zu benutzen verstanden haben würde. Er war nicht im Stande, einen politischen Plan zu fassen und durchzuführen, und zugleich wenig geneigt, sich einem Anderen unbedingt anzuvertrauen. Es traten indessen auch von der Persönlichkeit Ludwig XVI. unabhängige Umstände ein, welche an diesem Tage seinen Untergang vorbereiteten.

Gegen Mitternacht fingen die Sturmglocken zu ertönen an. Die königliche Familie war nicht zur Ruhe gegangen. Ludwig XVI. blieb lange mit seinem Beichtvater eingeschlossen. Die Königin und die Prinzessin Elisabeth irrten, von Hoffnung und Furcht bewegt, in den Sälen des Schlosses umher. Sie horchten auf die Glockenschläge, und ließen sich die Kirchen nennen, von denen sie ausgingen. Als die Nacht sich zu Ende neigte, zog die Prinzessin Elisabeth die Königin an ein Fenster, und machte dieselbe auf die ersten Strahlen des Morgens aufmerksam. Es war zum letztenmal, daß sie dieses Schauspiels im Zustande der Freiheit genossen.

Die Demagogen waren unterdessen nicht unthätig geblieben. Obgleich ihre bedeutendsten Führer nicht zum Vorschein kamen, so trat dadurch in dem Unternehmen, dessen politischer Theil hinlänglich vorbereitet worden, keine Stockung ein. Die Sektionen hatten am Abend des 9. August Kommissarien zur Rettung des Vaterlandes, wie es hieß, ungefähr 150 an der Zahl, gewählt. Diese begaben sich nach dem Hotel de Ville und fanden dort die Municipalität vor, welche sich, ohne Widerstand zu leisten oder Verwahrung einzulegen, vor ihnen alsbald freiwillig zurückzog. Die Repräsentanten der Sektionen bemächtigten sich der obersten Gewalt in der Hauptstadt, und beschickten die Vorstädte St. Antoine und St. Marceau, um die Bewaffnung des Volkes zu beschleunigen. Diese Kommissarien der Sektionen bildeten den Stamm der sogenannten pariser Kommune, welche die Legislative beherrschte, in das Schicksal der königlichen Familie eingriff, unter dem Konvent einen großen Einfluß behauptete, und erst, als der revolutionaire Fanatismus seine Spannkraft zu verlieren anfing, gestürzt werden konnte. Die Kommune bestand ursprünglich aus wenig bekannten Klubisten, unter denen sich der Graveur Sergeant*) und ein ehemaliger Prokurator und sehr mittelmäßiger Dichter, Panis**), hervorthaten, welche die Polizei im Sinne ihrer Partei organisirten. Von der früheren Municipalität waren nur Petion, Manuel und Danton übrig geblieben. Marat drängte sich in die neue Kommune, ohne dazu gewählt zu sein, und Robespierre trat bald nachher in sie ein. Diese revolutionaire Behörde begann damit, Santerre zum Generalkommandanten der Nationalgarde zu ernennen, die Kanonen von dem Pont neuf fortnehmen zu lassen, und den General Mandat in ihre Mitte zu entbieten.

*) Er war ein Schwager des später berühmt gewordenen Generals Marceau.
**) Durch seine Verwandtschaft mit Santerre damals von Einfluß.

Im Schloſſe herrſchte die größte Aufregung und Unruhe. Die Vertheidigung beruhte im Grunde nur auf den 950 Schweizern, alles Andere war ungenügend oder unter ſich uneinig. Die Abneigung, welche die anweſende Nationalgarde gegen die herbeigeeilten Edelleute und Officiere hegte, konnte ſelbſt von der Gefahr des Augenblicks nicht beſchwichtigt werden. Marie Antoinette war unvorſichtig genug, durch ihre Haltung und ihre Worte, die Eiferſucht der bewaffneten Bürger auf ihre adeligen Kameraden zu vermehren. Sie zeichnete letztere durch Blick und Anſprache aus, und ſchien in ſie ein beſonderes Vertrauen zu ſetzen. Die Königin ſagte, an einen Kreis von Nationalgardiſten herantretend, und auf jene Günſtlinge des Hofes zeigend: „Die da ſind unſere Freunde! Sie werden ſich Ihnen anſchließen, und Ihnen zeigen, wie man für ſeinen König ſtirbt!“ — Als einige der Adeligen und Officiere gegen Nationalgardiſten die Aeußerung thaten: „Jetzt iſt es Zeit, Muth zu zeigen!“ ward ihnen zur Antwort gegeben: „Es fehlt uns daran nicht, wir werden ihn aber nicht an Ihrer Seite beweiſen!“ — In der That trennten ſich die verſchiedenen Gruppen der Vertheidiger des Schloſſes von einander, und nahmen beſondere Stellungen ein.

Petion war in ſeiner Eigenſchaft als Maire in den Tuileries anweſend. Man ſah ihn, der damals bei dem Volke in außerordentlicher Gunſt ſtand, als eine Geißel für die Sicherheit der königlichen Familie an. Die dem Hofe beſonders ergebenen Adeligen und Nationalgarden betrachteten Petion, wegen ſeines Verhaltens am 20. Junius, mit drohenden Blicken, und machten ihn für ſein Schickſal beſorgt. Als um Mitternacht die Sturmglocken zu erdröhnen anfingen, hatten ſich 60 bis 70 Mitglieder der Nationalverſammlung nach ihrem Sitzungslokal begeben. Petion wußte ſie von ſeiner Lage zu benachrichtigen, und ſie forderten ihn, angeblich um ſich von ihm über den Zuſtand der Hauptſtadt berichten zu laſſen, an ihre Schranken. Ludwig XVI. beging die Unvorſichtigkeit, Petion ziehen zu laſſen, der, nach dem Buchſtaben der beſtehenden Verfaſſung, durch ſeine Gegenwart im Schloſſe, der Vertheidigung deſſelben einen ſtreng geſetzlichen Charakter verliehen hätte.

Bald darauf gelangte vom Hotel de Ville die Aufforderung an Mandat, ſich dahin zu begeben. Der Kriegsminiſter d'Abancourt rieth ihm ab, der Prokurator-Syndikus des Departements Röderer redete ihm zu. Man wußte zu dieſer Stunde in den Tuileries noch nichts von der in der Municipalität eingetretenen Veränderung. Mandat folgte dem an ihn ergangenen Rufe, ließ aber die von Petion unterzeichnete Ordre, welche zu der Vertheidigung des Schloſſes gegen einen Angriff ermächtigte,

zurück, damit sie der königlichen Familie im Nothfall zur Rechtfertigung dienen konnte. Mandat fand zu seinem Erstaunen im Hotel de Ville die neue Kommune, und, unter ihren Mitgliedern, Demagogen, wie Collot d'Herbois. Billaud-Varennes, Tallien u. s. w vor. Man machte ihm die Anstalten, welche er zur Vertheidigung des Schlosses getroffen, zum Verbrechen, und wollte ihn nach dem Gefängniß der Abtei abführen lassen. Beim Heraustreten aus dem Stadthause wurde er von einem Unbekannten mit einem Pistolenschuß, nicht ohne Verdacht, daß dies von den Leitern des Aufstandes angeordnet worden, niedergestreckt. Der Pöbel warf sich auf die Leiche und zerriß sie mit seinen Picken. Der herbeigeeilte Sohn des Ermordeten suchte vergeblich dessen Ueberreste, welche in die Seine geworfen wurden, zu schützen.

Einige kühne Royalisten verließen mit Tagesanbruch das Schloß, und begaben sich verkleidet nach den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau, um den dortigen Zustand zu beobachten. Sie kamen mit der Nachricht zurück, daß das Proletariat nur zögernd zusammentrat, und erst in geringer Anzahl vorhanden war. Man rieth Ludwig XVI., die meist nur mit Picken bewaffneten Arbeiter durch eine Truppenabtheilung zerstreuen zu lassen, wodurch der Aufstand im Entstehen erdrückt worden wäre Aber der König wollte nicht zuerst angreifen. Das Volk zeigte anfänglich so wenig Eifer, daß die Demagogen im Hotel de Ville am Gelingen ihres Anschlages zweifelten, und das Läuten der Sturmglocken einstellen lassen wollten. Aber Mandat's Ermordung machte ihnen den Rücktritt unmöglich.

Viele Anhänger der königlichen Sache waren von übel gesinnten Nationalgardisten, welche die Eingänge des Schlosses bewachten, nicht zugelassen worden, und irrten während der Nacht in dessen Nähe umher, um an dem zu erwartenden Kampfe Theil nehmen zu können. Darunter befanden sich mehre, welche im ersten Anfange der Revolution hervorgetreten, wie Lally-Tollendal, Clermont-Tonnerre, de la Rochefoucauld, Mathieu von Montmorency, und andere, wie Lescure und Heinrich de la Rochejacquelein, die später in der Vendée berühmt wurden.

Um fünf und ein halb Uhr verließ Ludwig XVI., vom Stabe der Schweizer und der Nationalgarde, und einer Anzahl Hofleuten begleitet, seine Gemächer, um sich den zur Vertheidigung des Schlosses bestimmten Truppen zu zeigen. Als er auf den nach dem Carrouselplatz gehenden Balkon hinaustrat, wurde er mit einem langen und stürmischen Lebehoch empfangen. Er begab sich von da nach dem Garten. Seine Haltung war niedergeschlagen, seine Augen trugen die Spuren heimlich vergossener

Thränen. Man bemerkte mit Befremden, daß Ludwig XVI., am Tage des entſcheidenden Kampfes, nicht in Kriegstracht, ſondern in einem violetten Hofkleide erſchien. Violett war die Trauerfarbe der Könige von Frankreich. Die treu geſinnten Abtheilungen der Nationalgarde nahmen Ludwig XVI. mit ebenſo großem Beifall wie die Schweizer auf. Aber ein Bataillon des Faubourg St. Marceau rief bei ſeinem Anblick: „Es lebe die Nation! Nieder mit dem Veto!“ — Vor dem Könige ſchritt Röderer, Prokurator-Syndikus des Departements, ein Buch haltend, einher, und las den Truppen das Dekret vom 3. Oktober 1790 vor, welches die öffentliche Gewalt zum Einſchreiten gegen Aufruhr ermächtigte. Ludwig XVI. wäre demnach, von dem Stande der Nothwehr, in welchem er ſich befand, ganz abgeſehen, ſelbſt nach der von der Revolution eingeführten Geſetzgebung, in ſeinem Recht geweſen, wenn er zum Angriff gegen ſeine Feinde, deren Abſichten nicht zweifelhaft ſein konnten, übergegangen wäre. Aber die Kraft zum Handeln war dieſem Könige verſagt. Er ſchien in jenem wichtigen Augenblick wie geiſtig gelähmt zu ſein, und vermochte es nicht einmal, zu Denen, welche für ihn zu ſterben bereit waren, zu ſprechen. Er brachte nur abgebrochene Laute hervor, welche ſeine Trauer und Rathloſigkeit ausdrückten. Als der Zug an die Artilleriſten der Nationalgarde, welche ſchon damals beſonders revolutionair geſinnt waren, herankam, entluden ſie ihre Kanonen, zum Zeichen, daß ſie dieſelben nicht zur Vertheidigung des Königs brauchen wollten, und einige darunter richteten ihr Geſchütz auf das Schloß ſelbſt. Vergebens ward Ludwig XVI. gerathen, dieſe nicht blos unſichere, ſondern feindſelige Truppe durch die treu gebliebenen Nationalgarden auf der Stelle entwaffnen zu laſſen. Er kam von dieſer Muſterung mit gebrochenem Herzen nach dem Schloß zurück, und ſchien den letzten Reſt von Muth zum Widerſtande verloren zu haben.

Die Bewaffnung der Vorſtädte ſchritt langſam vorwärts. Es gingen mehre Stunden vorüber, ehe die Pickenmänner zuſammenkamen, ſich ordneten und in Bewegung ſetzten. Aber eine Schaar von Proletariern, durch einige marſeiller Föderirte verſtärkt, war ungeduldig vorangeeilt, befand ſich gegen 7 Uhr Morgens auf dem Carrouſelplatz, und machte Miene, die Mauer zu überſteigen. Röderer, der dies gewahrte, und gegen den die Artilleriſten bei der Muſterung im Garten drohendes Geſchrei ausgeſtoßen hatten, trat jetzt an den König heran, und ſagte zu ihm: „Sire! Eure Majeſtät haben nicht fünf Minuten mehr zu verlieren! Sie können nur in der Volksvertretung ſicher ſein!“ — Ludwig XVI. erwiderte, daß er nur wenige Volkshaufen auf dem Carrouſelplatz geſehen

habe, und schien Röderer nicht beizupflichten. Marie Antoinette war über den Antrag empört, und erklärte es für eine Schmach, sich in eine Versammlung zu begeben, welche so viele dem Königthum feindliche Beschlüsse gefaßt hatte. Aber Röderer, der entweder für seine eigene Person besorgt war, oder die Verantwortlichkeit eines, in Gegenwart des Königs ausbrechenden, Kampfes nicht auf sich nehmen wollte, entwarf ein drohendes Bild von der unwiderstehlichen Macht des heranziehenden Aufstandes, und rief zu wiederholten Malen: „Ganz Paris rückt auf uns los!“ — Ludwig XVI., der für seine Familie, und namentlich seine Gemahlin mehr als für sich selbst fürchtete, gab endlich Röderer's Andringen nach, erhob sich von seinem Sitz, und rief: „Laßt uns gehen!“ — In diesem Augenblick nahte sich ihm ein Officier der Nationalgarde, Namens Boscari de Villeplaine, und rieth ihm, sich um keinen Preis in die Nationalversammlung zu flüchten, sondern, von Schweizern und Nationalgarden umgeben, sogleich Paris zu verlassen, und den Weg nach Rouen einzuschlagen. Einige zuverlässige Bataillone, mit einer Anzahl Kanonen versehen, sollten die königliche Familie in ihre Mitte nehmen. Das Volk würde keinen Angriff wagen, und froh sein, des Kampfes enthoben zu sein. Ludwig XVI. hatte sein Schicksal noch in Händen. Das Gelingen dieses Plans war unzweifelhaft. Das Anspannen einiger Reisewagen, die Herbeischaffung der nöthigsten Geldmittel, das Aufpacken der unentbehrlichsten Geräthschaften wäre in einer Stunde zu bewerkstelligen gewesen. Innerhalb eines Vierecks von Schweizern und Nationalgarden einherziehend, konnte die königliche Familie gewiß sein, das nächste Thor zu erreichen. Von da an war keine Gefahr mehr denkbar. Bei der herrschenden Unruhe und Verwirrung wäre es Niemand eingefallen, Ludwig XVI. nachzusetzen, was übrigens der Mangel an Reiterei unmöglich gemacht hätte. Aber das über Ludwig XVI schwebende Verhängniß hatte es anders bestimmt. Er verschloß sich, indem er Röderer's Rath befolgte, den letzten Ausweg.

Es war sieben Uhr Morgens, als die königliche Familie die Tuileries verließ. Die Augen der Königin waren vom Weinen roth. Die Prinzessin Elisabeth blieb gefaßt wie immer. „Wir werden uns bald wiedersehen!“ sagte Marie Antoinette zu ihren zurückbleibenden Freunden und Dienern. Ludwig XVI. befahl einigen Hofbeamten, den Dienst im Schlosse, während seiner Abwesenheit, nach wie vor zu versehen, indem er bald wiederkehren werde. Der König vertauschte seinen, mit einer weißen Feder verzierten, Hut mit der Kopfbedeckung eines Nationalgardisten. Das Direktorium des Departements hatte einen Kreis um die

königliche Familie geſchloſſen. Auf beiden Seiten zogen Schweizer und Nationalgarden einher. In der Begleitung des Königs befanden ſich die Miniſter des Auswärtigen, des Kriegs und der Marine. Der Königin hatten nur die Fürſtin von Lamballe und Frau von Tourzel folgen dürfen. Als der Zug in den Garten trat, bemerkte Ludwig XVI. die vielen am Boden liegenden Blätter, und ſprach, wie zu ſich ſelbſt: „Sie fallen dieſes Jahr früh ab!“ — Große Volkshaufen hatten ſich verſammelt, aus denen drohendes Geſchrei und der Ruf erſcholl: „Keine Zuflucht für Marie Antoinette!“ Es war dies ein kurzer, aber mit Dornen beſäter Weg. Nicht weit von der Manege du Roi wurde die königliche Familie von einer Deputation der Nationalverſammlung, Vergniaud an der Spitze, empfangen. Der König ſagte: „Meine Herren! Ich komme zu Ihnen, um ein großes Verbrechen zu verhindern! Ich glaube, nirgends ſicherer als in Ihrer Mitte zu ſein!“ — Der Redner der Gironde antwortete mit den vieldeutigen Worten: „Sire! Die Nationalverſammlung kennt ihre Pflichten, und wird ſie alle zu erfüllen wiſſen!“ — Die königliche Familie ließ ſich auf der Bank der Miniſter nieder, wurde aber auf die Bemerkung eines Deputirten, des ehemaligen Kapuziners Chabot, daß die Volksvertretung nicht in Gegenwart des Königs berathen dürfe, nach der engen Loge der Schnellſchreiber geführt, wo ſie ſich nicht mehr im Sitzungsſaale ſelbſt, aber unter den Augen der Verſammlung befand.

Unterdeſſen war in der Nähe der Nationalverſammlung ſchon Blut gefloſſen. Eine Schaar von Royaliſten, welche während der Nacht in der Nähe der Tuileries hin und her gezogen, um zur Vertheidigung der königlichen Familie bei der Hand zu ſein, war von einer Patrouille Nationalgarde als verdächtig angehalten, und nach dem Wachthauſe der Feuillants gebracht worden. Unter ihnen befand ſich der durch ſeine Angriffe auf die Revolution bekannte Journaliſt Souleau, der durch Rath und That für ſeine Partei äußerſt thätig geweſen, und für den eifrigſten Agenten der ausgewanderten Prinzen galt. Eine damals bekannte Amazone, Théroigne de Méricourt*), war von Souleau's Feder

*) Théroigne, zu Méricourt, im ehemaligen Hochſtift Lüttich, geboren, war, in ihrer Heimath von getäuſchter Liebe gekränkt und von innerer Unruhe ergriffen, im Anfange der Revolution nach Paris gekommen, und hatte ſich an den Oktoberſcenen in Verſailles betheiligt. Sie ging bewaffnet einher, beſuchte die Klubs, und ſtand mit einigen unter den Leitern der Revolution in Verbindung. Als ſie ſich nach den Septembermetzeleien gegen die Jakobiner erklärte, ward ſie auf deren Anſtiften öffentlich gemißhandelt, verfiel in Folge deſſen in Wahnſinn, und ſtarb 1817 im Hospital Bicêtre, nachdem ſie in dieſem Zuſtande vierundzwanzig Jahre zugebracht hatte.

häufig dem Gelächter des Publikums Preis gegeben worden. Théroigne, welche nirgends fehlte, wo es wild und stürmisch zuging, war am Morgen des 10. August, mit Pistolen versehen, in der Straße erschienen. Sie reizte das Volk zu Souleau's und seiner Gefährten Ermordung auf. Das Wachthaus wurde erstürmt, die Gefangenen wurden herausgerissen, niedergemacht, und elf abgehauene Köpfe auf Picken gesteckt. Dies geschah dicht bei der Manege du Roi, ohne daß die Nationalversammlung diesen Frevel zu hindern vermocht hätte, obgleich sie es versuchte.

Plötzlich ward in der Nationalversammlung Kanonendonner und Gewehrfeuer vernommen. Die Nationalgarde und das Proletariat der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau und der benachbarten Quartiere war, mit Artillerie versehen, die Föderirten von Marseille und Brest voran, gegen die Tuileries aufgebrochen. Die ersten gegen den Aufstand vorbereiteten Hindernisse, das Bataillon Nationalgarde am Greveplatz, und die Batterie auf dem Pont neuf, waren auf Befehl der Kommune entfernt worden. Mandat's Tod hatte die Vertheidigung um allen bestimmten Plan gebracht. Viele Nationalgardisten hatten, als sie den Abzug der königlichen Familie vernahmen, das Schloß verlassen. Ein Theil war jedoch zurückgeblieben, und stand, wie die Adeligen und Offiziere, an den nach dem Carrouselplatz gehenden Fenstern, zum Widerstande gegen das heranbringende Volk bereit.

Die Schweizer hatten sich in das Innere der Tuileries zurückgezogen, und waren auf beiden Seiten der Paradetreppe aufgestellt. Das Volk strömte durch die geöffneten Gitterthore des Schlosses in den am Fuße der Treppe liegenden großen Eingang. Die Schweizer wurden von den Angreifenden zur Uebergabe ihres Postens aufgefordert. Von beiden Seiten betrachtete man sich und schien keine Lust zum Handgemenge zu haben, als einige, im oberen Stockwerk des Schlosses, auf das im Hofe befindliche Volk, abgefeuerte Schüsse die Entscheidung herbeiführten. Dieses Zeichen zum Angriff war von den an den Fenstern der Tuileries aufgestellten Nationalgarden und Adeligen ausgegangen. Kaum hatten die Schweizer diese Schüsse vernommen, als sie ebenfalls Feuer gaben. Das Volk stand in dem großen Flur, welcher zur Treppe führte, Kopf an Kopf gedrängt, so daß keine Kugel fehl ging. In einem Augenblick war der Eingang mit Todten und Verwundeten bedeckt. Die Schweizer stiegen in den Schloßhof hinab, und verfolgten das fliehende Volk. Sie nahmen demselben seine Kanonen ab, und schickten ihm mehre Ladungen nach. Die Flüchtigen stürzten in wilder Unordnung nach dem Quais bis zum Pont neuf hin. Wenn bei der Vertheidigung des Schlosses

ein Plan bestanden hätte, und Mandat nicht getödtet worden wäre, so mußte jetzt die am Louvre haltende reitende Gensd'armerie hervorbrechen, und dem Aufstande ein Ende machen. Aber dieses Korps blieb, da es ohne Befehle gelassen, erst unthätig, und ging zuletzt zum Volke über, und die Schweizer zogen sich, nachdem sie unter den Angreifenden ein großes Gemetzel angerichtet hatten, nach dem Schlosse zurück.

Die ersten Kanonen- und Flintenschüsse hatten in der Nationalversammlung Ueberraschung und Schrecken erregt. Alles sah auf den König und schien von ihm eine Erklärung zu erwarten. Marie Antoinette hörte mit einer Bewegung, welche nicht die der Furcht war, auf den Wiederhall des Kampfes, und einige an ihre Umgebung gerichteten Worte lassen vermuthen, daß sie selbst in dieser letzten Stunde noch an die Niederlage des Volkes und den Sieg ihrer Sache glaubte. Man entriß Ludwig XVI. den Befehl an die Schweizer, das Feuern einzustellen. Aber hierzu war es zu spät. Das Gefecht dauerte von neun Uhr Morgens bis Mittag ununterbrochen fort.

Da die Schweizer zu wenig zahlreich waren, um, allein, den davon getragenen Vortheil zu verfolgen, und gegen die Aufständischen keine Reiterei gebraucht wurde, so sammelten diese sich wieder, und rückten, von allen Seiten durch Nationalgarden und Proletarierbanden verstärkt, nach dem Schlosse vor. Sie stellten ihre Kanonen auf dem Carrouselplatze auf, und drangen unter deren Schutz in die Tuileries ein. Die Schweizer, welche im Schlosse geblieben waren, fielen bis auf den letzten Mann, während es den meisten Nationalgardisten und Adeligen gelang, sich zu retten. Von den Schweizern, welche sich in den Garten der Tuileries, nach dem Place de la Concorde, den Champs Elysées und in die benachbarten Quartiere geflüchtet, wurden viele aus Liebe zu dem von ihnen vertheidigten Königthum oder aus Mitleid und Menschlichkeit aufgenommen, verborgen gehalten, und in Sicherheit gebracht. Jedoch waren über 700 dieser tapferen Krieger gefallen. Unter den französischen Royalisten, welche an diesem Tage blieben, besaß der Graf Clermont-Tonnerre den größten Ruf. Das Volk machte in seiner Wuth die ihm im Schlosse aufstoßenden Hofbeamten und Hofdiener nieder, von denen manche ihr Leben theuer verkauften. Dagegen wurde von den in den Tuileries zahlreich vorhandenen Frauen Niemand weder getödtet noch gemißhandelt. Das gefundene Gold und Silber, die Edelsteine wurden von den Siegern abgeliefert, zum Theil nach der Nationalversammlung, zum Theil nach der Kommune gebracht. Eine Anzahl von Dieben, welche sich mancher unter diesen Dingen bemächtigt hatten,

wurde auf dem Vendomeplatz erschossen. Aber viele kostbare Geräthschaften, Alles, was an den königlichen Namen und die königliche Familie erinnerte, wurde zertrümmert, oder zu den Fenstern hinausgeworfen.

Als der Aufstand gesiegt hatte, nahm die Nationalversammlung, welche während des Kampfes nicht ohne Unruhe und Besorgniß für sich gewesen, eine entschiedenere Haltung an. Ununterbrochen folgten sich am Nachmittage Deputationen der Kommune, der Sektionen, der Klubs, welche die Abschaffung des Königthums, und die Bestrafung seiner Vertheidiger verlangten. Ludwig XVI. konnte in seiner Loge hören, wie man ihn Verräther, Tyrann, Mörder nannte. Er schien kein Gefühl über seine Lage zu besitzen, und sah Dem, was vorging, ruhig und fast gleichgültig zu. Unter seinen Feinden war die Verblendung der Einen, der Geist der Lüge bei den Andern so groß, daß sie die Schweizer, welche sich blos vertheidigt hatten, des Angriffs, und den König, der das Opfer eines Aufstandes geworden, der Anstiftung desselben anklagten.

Obgleich die Grundsätze der Jakobiner in Folge des 10. August zur Herrschaft kommen sollten, so trat, an diesem Tage selbst, die Gironde am Meisten hervor. Aber die von ihr durchgesetzten Beschlüsse verriethen innere Ungewißheit und Furcht vor der Zukunft. Der vollständige Sieg des Volkes beunruhigte und erschreckte die Gironde. Dieselbe hatte die Revolution nie gewisse Grenzen überschreiten lassen wollen, und sah jetzt alle Schranken niedergerissen. Sie erwartete von der Herrschaft ihrer Gegner, der Jakobiner, für sich selbst nichts Gutes, und für das Land das größte Unheil. Noch hoffte sie jedoch den wilden Strom der Umwälzung aufhalten zu können, indem sie ihm scheinbar mehre Zugeständnisse machte. Daher das Widersprechende in den Dekreten dieses Tages. Es ward der Unterschied zwischen Aktiv- und Passivbürger aufgehoben, und dadurch die Konstitution von 1791 wesentlich verändert, und die baldige Einberufung eines Nationalconvents, zur Entscheidung über die künftige Verfassungs- und Regierungsform bestimmt, angekündigt. Aber die Girondisten schafften die Monarchie nicht ab, sondern erklärten den König nur bis auf Weiteres für suspendirt, trafen sogar Vorkehrungen für die Erziehung des Thronerben, wiesen den Pallast Luxemburg der königlichen Familie zum künftigen Aufenthaltsort an, und setzten zu deren Unterhalt eine ansehnliche Summe (500,000 Fr.) aus. Es sah also aus, als wollte die Gironde den zu Boden geworfenen Thron wieder aufrichten.

Die Nationalversammlung löste das bisherige Ministerium auf. Monge, ein berühmter Mathematiker, erhielt das Seewesen; Lebrun, der in seiner Jugend im Kabinet des Kanzlers Maupeou gearbeitet, das Aus-

wärtige; Danton die Justiz. Roland, Servan, Claviere traten in ihre Funktionen zurück. Es wurden Kommissarien für die an den Grenzen stehenden Armeen ernannt, welche die verdächtigen Generale entsetzen sollten.

Erst spät am Abend wurde die königliche Familie aus ihrer traurigen Lage in der Loge der Schnellschreiber erlößt, und nach dem ehemaligen Kloster der Feuillants gebracht, wo einige Zellen für sie in Bereitschaft gesetzt waren. Am anderen Tage ward sie von einer Anzahl vornehmer Frauen, die Gemahlin des englischen Botschafters an der Spitze, besucht. Marie Antoinette und die Prinzessinnen waren ohne Wäsche, erstere selbst ohne Schuhe, da die, welche sie am Tage vorher getragen, auf dem Wege nach der Nationalversammlung beschädigt worden. „Ich hätte nicht geglaubt, daß es einer Königin von Frankreich an Schuhen fehlen könnte!" sagte Marie Antoinette lächelnd zu den ihr aufwartenden Damen, welche das Nöthige herbeischaffen ließen. Sie war genöthigt, einer ihrer Kammerfrauen eine kleine Summe Geldes abzuborgen, da, bei der eiligen Flucht, Alles in den Tuileries zurückgelassen worden war.

Am 12. August ließ die Kommune die ehernen und marmornen Standbilder der Könige niederreißen. Dieselbe schickte eine Deputation an die Nationalversammlung, welche sich in gebieterischem Ton gegen die Versetzung der königlichen Familie nach dem Luxemburg, weil sie dort nicht hinreichend bewacht werden könne, erklärte, und hierzu den Temple, ein altes, einst dem berühmten Ritterorden dieses Namens zugehöriges Gebäude, vorschlug. Die Nationalversammlung machte anfangs Miene, der Kommune widerstehen zu wollen, gab aber bald nach, und am 13. August wurden Ludwig XVI., seine Familie, die Fürstin von Lamballe, Frau von Tourzel und einige vertraute Diener nach dem Temple abgeführt. Man brauchte dazu einen einzigen, mit auffallend schlechten Pferden bespannten Wagen, und fuhr absichtlich langsam, damit der Pöbel seine Augen an dem Anblick der gefallenen Größe weiden konnte. Petion war in seiner Eigenschaft als Maire anwesend. Er ließ auf dem Vendomeplatz halten, wo die zertrümmerte Statue Ludwig XIV. am Boden lag. Als die königliche Familie in den Temple eintrat, wurde sie von der düstern Stille dieses Ortes, im Vergleiche zu der furchtbaren Unruhe der letzten Zeit, eher angezogen als abgestoßen. Aus ihrem Verhalten, ihren Aeußerungen läßt sich erkennen, daß ihr damals noch keine Ahnung über das sie erwartende Schicksal aufgegangen war. Sie selbst, ihre Anhänger, und sogar ein Theil ihrer Gegner, wie die Girondisten, täuschten sich über die Zukunft. Bis zum 10. August wäre es, wenn die Gemäßigteren und Bessergesinnten entschiedener aufgetreten wären, und

sich fester an einander angeschlossen hätten, wohl möglich gewesen, das Königthum zu retten und allmälig zu stärken. Aber die Schwäche, welche Ludwig XVI. an jenem Tage bewiesen, das Dasein einer Behörde, wie die neue Kommune, und die von dem Kampfe herbeigeführte Steigerung der Volksleidenschaft machten für den Augenblick die Erhaltung oder Wiederherstellung der Monarchie unmöglich.

---

24. Septembermetzeleien. — Eröffnung des Konvents. — Abschaffung des Königthums und Einführung der Republik.

Der 10. August 1792 war seit dem 14. Julius 1789 der wichtigste Tag in der französischen Revolution. Aber zwischen beiden Ereignissen hat keine andere Aehnlichkeit stattgefunden, als daß sie durch einen Volksaufstand ausgeführt worden sind. Sonst ist an ihnen Alles verschieden gewesen. Die Einnahme der alten Zwingburg, Bastille genannt, erschien der großen Mehrheit der Franzosen als eine Nothwendigkeit, um den Bruch mit der früheren Willkührherrschaft darzuthun, und ihre Zerstörung für einen Beweis, daß jene Zeit nicht mehr wiederkehren könne. Die Erstürmung der Bastille war nicht mit Vorausberechnung oder in Folge einer Verschwörung, sondern plötzlich, wie durch eine Eingebung des Volksinstinkts, unternommen worden. Sie galt auch außer Frankreich für ein Werk der Befreiung. Ohne einen kühnen Angriff auf den Ort, welcher nach seiner ursprünglichen, in der Meinung der Massen fortlebenden, Bestimmung ein Mittel der Unterdrückung gewesen, schien keine vollständige Abschüttelung des alten Joches möglich zu sein. Die einzelnen Frevel, von welchen die Einnahme der Bastille begleitet gewesen, wurden wenigstens nach keinem Plane verübt, und hörten bald auf. Der 10. August war dagegen aus einem Komplot hervorgegangen, und hat nicht die Gründung der Freiheit, sondern deren Untergang herbeigeführt. Die Erstürmung der Tuileries war nicht ein Angriff auf den längst gebrochenen Absolutismus, sondern auf die von der Verfassung für unverletzlich erklärte Person Ludwig XVI. Der Monarch war am 10. August den Rechten der Nation nicht nur nicht gefährlich, sondern vielmehr zu machtlos, um dieselben, welche seine eigenen geworden, vertheidigen zu können. Es war eine empörende Treulosigkeit und Ungerechtigkeit, den König, welcher sich freiwillig und vertrauensvoll in die Mitte der National-

verſammlung begeben, zum Gefangenen zu machen. Mit dem 10. August begann ein ſyſtematiſcher Angriff auf das Leben, die Sicherheit, die Güter Aller, welche nicht zu der extremen Partei der Revolution gehörten. Die Einnahme der Baſtille konnte für die That eines ganzen Volkes, und ſeiner Begeiſterung für die Freiheit gelten. Die Erſtürmung der Tuileries war von einem, durch Demagogen zur Erreichung ihrer Parteizwecke aufgewiegelten, Pöbel ausgeführt worden.

Der 10. August hatte außerdem die üble Wirkung, die beſtehende Verfaſſung in einigen ihrer weſentlichen Beſtimmungen zu verletzen, dadurch die Geſetzloſigkeit zu vermehren, und die ſiegende Partei an die grauſamſte Willkühr in der Behandlung ihrer Gegner zu gewöhnen. Die anarchiſchen Elemente, welche eine Zeit lang geſchlummert hatten, und am 20. Junius (1792) zu einem wenigſtens nicht blutigen Erwachen gekommen waren, erhoben ſich vom 10. August an mit einer mehre Jahre lang ſich unaufhörlich ſteigernden Wuth, und brachten in einem Theile des franzöſiſchen Volkes eine Gährung hervor, die nur mit der Fieberhitze eines Raſenden verglichen werden kann. Es trat ein Hang zur Begehung von Gewaltthätigkeiten und Freveln, eine Miſchung von Roheit und Argliſt, eine halb natürliche, halb erkünſtelte Wildheit ein, die vielleicht in der Geſchichte nie ihres Gleichen gehabt hat. Selbſt die Grundſätze, deren Verwirklichung ſich die Revolution als Zweck vorgeſetzt hatte, ohne welche ſie keinen Sinn gehabt hätte, wie: die Gleichheit vor dem Geſetz — die Freiheit des Eigenthums und Verkehrs — die perſönliche Sicherheit — wurden bei jeder Gelegenheit umgangen oder aufgehoben. Die Idee eines allgemein menſchlichen Vernunftrechts, welches die Revolution bei ihrem erſten Hervortreten auf ihre Fahne geſchrieben hatte, wurde vom 10. August an, im Ganzen wie im Einzelnen, auf eine ſchauderhafte Weiſe befleckt oder verkannt.

Ueber 700 Schweizer waren im Kampfe gefallen, gegen achtzig derſelben waren, als man ſie nach dem Hotel de Ville in Sicherheit bringen wollte, von dem Pöbel unterweges umgebracht worden. Indeſſen hatte man auch eine Menge von Schweizern, beſonders Officiere, zu Gefangenen gemacht, von denen die meiſten nach der Abtei abgeliefert wurden. Die Kommune ließ die gefallenen Schweizer während der Nacht vom 10. zum 11. Auguſt in großen Gruben auf dem Magdalenenkirchhofe begraben. Die Todten, welche das Volk gehabt, ſtellte man auf langen, offen ſtehenden Wagen zur Schau aus, und brachte ſie dann nach den verſchiedenen Stadttheilen, denen man ſie angehörig glaubte. Der Schmerz und die Verzweiflung der herbeieilenden Frauen und Kinder, welche in den

Gebliebenen die Ihrigen erkannten, vermehrte die Gefühle des Hasses und der Rache, welche der Kampf erregt hatte.

Mit der Gefangensetzung der königlichen Familie war die vieler ihrer Anhänger und Diener verbunden gewesen. Es wurden ehemalige Minister, Generale, vornehme Adelige, höhere Hofbeamte, in großer Anzahl verhaftet. Man hatte von den in den Tuileries zurückgelassenen Papieren des Königs Einsicht genommen, aus welchen seine Verbindung mit seinen Brüdern und anderen Ausgewanderten, und die Auszahlung bedeutender Summen an dieselben aus seiner Civilliste hervorging.

Die Partei, welche am 10. August gesiegt hatte, ging von der irrigen Meinung aus, daß der König sich der ihm auferzwungenen Lage willig hätte unterwerfen, und nichts zu seiner Vertheidigung und Rettung unternehmen sollen. Wenn das Dasein Ludwig XVI. mit der Revolution verträglich gewesen wäre, wenn sie seine Gewalt, statt sie zu vernichten, nur beschränkt hätte, so würde er unrecht gehandelt haben, die neuen Zustände äußerlich anzuerkennen, und ihnen im Stillen entgegenzuarbeiten. Da er aber mit Angriffen aller Art, mit der Annahme von Dekreten, welche ihm und seiner Sache feindlich waren, mit Beleidigungen und Verläumdungen überhäuft wurde, so war es natürlich, daß er, im Innern aller Macht beraubt, zuletzt Hülfe beim Auslande suchte.

Es wurde auf Veranlassung der Kommune von der Nationalversammlung die Errichtung eines Tribunals zur Aburtheilung der Gefangenen dekretirt (17. August). Es bestand aus 8 Richtern, 7 Geschwornen und 2 öffentlichen Anklägern, und erkannte, was die Hauptsache war, ohne Appellation. Selbst unter den Jakobinern in der Legislativen hatte diese Maßregel Widerstand gefunden. Die Kommune setzte sie unter Androhung einer neuen Insurrektion durch. Die ersten Verurtheilungen trafen de la Porte, Generalintendanten der königlichen Civilliste, durch dessen Hände die Gelder gegangen waren, welche der König seinen Anhängern bewilligte; d'Angremont, Sprachlehrer im Dienste der Königin, der in einigen Sektionen, um aufrührische Motionen zu hindern, Geld vertheilt hatte; Durozoy, ein royalistischer Journalist, der, nächst Souleau, einer der eifrigsten in seiner Partei gewesen, und einige weniger bekannte Personen. De la Porte und Durozoy bewiesen bei ihrem Ende großen Muth. Letzterer wurde am 25. August hingerichtet, und rief, als er das Schaffot bestieg: „Es ziemt einem Royalisten, wie ich, am Tage des heiligen Ludwig's zu sterben!" Die neue Köpfungsmaschine, nach ihrem Erfinder, dem lyoner Arzt Guillotin, „Guillotine" genannt, war im Anfange auf dem Carrouselplatz aufgestellt. Um mehr Schrecken zu erregen,

wurden die ersten Hinrichtungen des Abends bei Fackellicht vollzogen, und um den Schrecken zu vermehren, blieb die Guillotine, auch wenn von ihr kein Gebrauch gemacht wurde, auf dem Platze stehen.

Die Ereignisse des 10. August wurden in den meisten Gegenden mit Unwillen vernommen. Die Direktorien der Departements, die Departementalräthe, die Municipalitäten, die meisten notabeln Bürger waren gegen die Suspendirung des Königs, und die von der pariser Kommune ausgeübte Willkühr. Aber das von der Hauptstadt ausgeübte Uebergewicht, die überall vorhandenen Klubs, die Bewaffnung der unteren Volksklassen ließen, ausgenommen da, wo es von konstitutionellen Generalen befehligte Truppen gab, keine Kundgebung der inneren Gesinnung zu.

Wenn la Fayette, der, als er den Sieg der Jakobiner am 10. August erfuhr, sein Hauptquartier in Sedan hatte, augenblicklich mit einigen Kavallerieregimentern auf Paris zog, die Wiederherstellung der Konstitution von 1791 und die Befreiung der königlichen Familie als Zweck seines Erscheinens verkündigte, so würde er, ehe sich noch die Tyrannei der Kommune festgesetzt hatte, eine Bewegung gegen dieselbe verursacht haben. Die Nationalgarde würde sich bei la Fayette's Ankunft, sobald er von einer bewaffneten Macht begleitet war, auf seine Seite geschlagen haben. Aber von la Fayette ward jetzt dieselbe Halbheit, wie bei allen entscheidenden Veranlassungen in der letzten Zeit, bewiesen. Anstatt die Demagogen in der Hauptstadt, wo sie allein bedeutend waren, aufzusuchen, blieb er in seinem Lager bei Sedan stehen, nahm seinem Heer von Neuem den Eid auf die Verfassung von 1791 ab, und verhaftete die von der Nationalversammlung an ihn abgesandten Kommissarien, damit sie als Geißeln für die Sicherheit der königlichen Familie dienten. Da, nach der bestehenden Verfassung, die Militairgewalt, ohne Ermächtigung der Civilautorität, nicht einschreiten konnte, so forderte la Fayette die Direktorien der benachbarten Departements zur Bildung einer provisorischen Volksvertretung auf, welche der von der Konstitution abgefallenen Legislativen die Spitze bieten sollte. Es waren dies ungenügende und verkehrte Maßregeln, machtlose Versuche eines Mannes, der nie vollkommen die Lage der Dinge durchschaute, und nie die zu deren Leitung geeigneten Anordnungen zu treffen verstand.

Die Soldaten, welche im ersten Augenblick la Fayette gefolgt wären, wurden, als derselbe unbeweglich stehen blieb, und anstatt zu handeln nur sprach, unentschlossen, und gaben entgegengesetzten Einflüsterungen Gehör. Da sich, außer in einigen wenigen benachbarten Departements, sonst Niemand für die Vertheidigung der Konstitution von 1791 erhob, so fürchtete la Fayette's Armee mit ihrem Festhalten an derselben in Frankreich allein

da zu ſtehen. Während la Fayette zögerte, und die Municipalitäten von Sedan, Straßburg u. ſ. w. in ſeinem Sinne beriethen, kam eine Menge von jakobiniſchen Sendlingen aus Paris im Lager an, welche den Feldherrn ſeinen Soldaten verdächtig zu machen wußten. Die Demagogen in der Hauptſtadt hatten ihre Maßregeln ſo gut getroffen, daß die la Fayette anhänglichen Oſtdepartements mit ihren Geſinnungen auf ſich beſchränkt blieben.

La Fayette hielt eine letzte Muſterung über ſein Heer, bei der ihm deſſen veränderte Stimmung nicht länger entgehen konnte. Er mußte endlich an ſeine perſönliche Sicherheit denken. Er verließ am 19. Auguſt gegen Abend, von einigen Adjutanten und Freunden, wie Latour-Maubourg, Alexander de Lameth und Bureau de Puzy, begleitet, unter dem Vorwande einer Recognoscirung ſein Lager, um ſich nach einem neutralen Gebiet zu begeben. Um dieſelbe Zeit wurde er in Paris in Anklageſtand verſetzt. La Fayette ward von den Oeſterreichern verhaftet, und, wegen ſeiner Theilnahme an der Revolution, als ein politiſcher Gefangener behandelt, und nach Luxemburg, Weſel, Magdeburg und zuletzt nach Olmütz gebracht, und dort*) Jahre lang in ſtrenger Haft gehalten.

Der natürliche Adel in la Fayette's Charakter ward von dem Fehlſchlagen aller ſeiner Hoffnungen, dem Verluſte ſeines Vermögens, der dunkeln Zukunft, welche vor ihm lag, nicht im Mindeſten verändert oder geſchwächt. Er blieb ſich durchaus gleich, und beugte ſich nicht unter ſeinem Geſchick. Dieſelben Vorzüge, aber auch dieſelben Mängel ſeines Weſens ſollten ſich ſpäter in ſeiner noch langen Laufbahn herausſtellen. Er blieb aufrichtig, feſt in ſeinen Grundſätzen, und unerſchrocken unter Gefahren, aber kurzſichtig, unentſchieden, wenn es auf Handeln ankam, und ohne ein klar erkanntes Ziel in ſeinem Thun. Ungeachtet ſeiner Mängel wird la Fayette nicht zu den politiſchen und militairiſchen, aber immer zu den moraliſchen Größen Frankreichs gerechnet werden.

Dumouriez, welchen la Fayette, an deſſen Sitten- und Principloſigkeit Anſtoß nehmend, unklugerweiſe zu wenig berückſichtigt hatte, und von dem la Fayette's Stellung ſchon vor dem 10. Auguſt zu untergraben verſucht worden, ward jetzt mit dem Oberbefehl über die von dieſem verlaſſene Armee bekleidet. Eben ſo wurde der General Kellermann an Luckner's Stelle geſetzt. Obgleich dieſer Wechſel die traurige Herrſchaft der Jakobiner befeſtigen half, ſo war er unter den vorhandenen Umſtänden für Frankreichs Zukunft ein Glück, indem Dumouriez mehr militairiſches

*) La Fayette wurde am 20. September 1797, auf Bonaparte's Verlangen mit ſeinen Leidensgefährten in Freiheit geſetzt, kehrte aber erſt unter dem Konſulat nach Frankreich zurück.

Talent als la Fayette beſaß, der die Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes nicht mit demſelben Erfolg vertheidigt haben würde.

Die pariſer Kommune, deren Urſprung oben erwähnt worden, nahm jetzt im Weſentlichen die erſte Stelle im Staate ein, und traf eine Menge von Anordnungen oder zwang die Nationalverſammlung zu ſolchen, welche die Revolution immer weiter führten. Was ihr eine beſondere Geltung verſchaffte, war die Anweſenheit der populairſten Demagogen, Robespierre's, Danton's und Marat's, in ihrer Mitte, von denen jeder ſeinen beſonderen Anhang hatte, die aber damals bei allen wichtigen Fragen übereinſtimmten, und eine Art von Triumvirat bildeten.

Robespierre war mächtig durch ſeinen Einfluß auf den Jakobinerklub, und dadurch auf alle anderen Klubs in ganz Frankreich, welche den pariſer als ihr Vorbild anſahen; Danton beſaß als Mitglied des Exekutivrathes, wie ſeit dem 10. Auguſt das Miniſterium genannt wurde, eine beſtimmte amtliche Gewalt; Marat war durch ſeinen „Ami du Peuple" der Abgott des bewaffneten Pöbels geworden. Obgleich derſelbe ſich am 10. Auguſt verſteckt gehalten, und vorher auf Flucht geſonnen hatte, ſo war er doch gleich nach dem Siege des Volkes in der Kommune, ohne zu ihr gewählt zu ſein, erſchienen, und hatte aus eigener Ermächtigung, unter ſtillſchweigender Anerkennung der Uebrigen, an den Verhandlungen Theil genommen. Robespierre ſtellte ſich mehrmals an die Spitze von Deputationen, welche bei der Nationalverſammlung auf Beſchleunigung revolutionairer Maßregeln antrugen, neue Geſetze in dieſem Sinne vorſchlugen, und nöthigenfalls mit der Rache des Volkes drohten. Danton, der, in ſeiner Eigenſchaft als Juſtizminiſter, öffentlich den Schein einer gewiſſen Mäßigung annehmen mußte, arbeitete der Revolution deſto thätiger in ſeinen geheimen Erlaſſen und Anweiſungen an die Gerichtsbehörden vor. Marat verlangte die Verhaftung Aller, welche verdächtig waren, ſeit dem 14. Julius 1789 bis zum 10. Auguſt 1792 der Revolution auf irgend eine Weiſe entgegengewirkt zu haben, die Hinrichtung Aller, welche deſſen für ſchuldig befunden werden würden, ja die maſſenhafte Ausrottung der Royaliſten, Feuillants, Konſtitutionellen u. ſ. w., kurz Aller, welche ſich nicht zum Glauben der Jakobiner bekannten. Selbſt gegen die Majorität der Nationalverſammlung und beſonders gegen die Gironde ließ er blutdürſtige Abſichten, die von Robespierre und Danton durch gemäßigtere Erklärungen und mildernde Auslegungen verhüllt wurden, durchblicken. Denn obgleich Robespierre eben ſo grauſam, und Danton eben ſo gewaltſam, wie Marat, waren, ſo beſaßen ſie doch mehr Klugheit und Umſicht, und fürchteten, daß ihr wilder Gefährte durch ſeine maßloſen Ausfälle ihr

Werk in Gefahr setzen könne. Marat's Ansehen war bei den unteren Volksklassen so groß, daß ihm Robespierre und Danton nur mit Schonung und Rücksicht widersprachen. Petion, der, dem Namen nach, noch immer Maire von Paris war, hatte allen Einfluß verloren, und Manuel, welcher sich damals zum Werkzeug der extremen Partei, von welcher er sich später trennte, und dabei zu Grunde ging, hergab, war ohne selbstständige Bedeutung.

Von der pariser Kommune, in welcher sich, außer Robespierre, Danton, Marat, Petion und Manuel, vorher meist ganz unbekannt gewesene Personen befanden, die in ihrer Mitte manche verworfene Charaktere, wie Hebert, Chaumette, Chabot, und einen Menschen, wie Marat, zählte, von dem man nicht weiß, ob er mehr Haß oder mehr Verachtung verdient, ward eine außerordentliche Kraft und Thätigkeit entwickelt.

Die Kommune saß im Hotel de Ville, und war in Permanenz. Ein Theil ihrer Mitglieder arbeitete am Tage, ein anderer während der Nacht, aß und schlief in dem Lokal. Vor dem Haupteingange standen geladene Kanonen, und auf den Treppen, an den Thüren, in den Vorzimmern und Sälen Pickenmänner, welche jetzt die Posten inne hatten, welche früher die Nationalgarde bezogen hatte. Die Kommune ernannte aus ihrer Mitte einen Ueberwachungsausschuß (comité de surveillance) von 15 Personen, welcher durch seine Korrespondenz, seine Sendlinge, seine Späher die oberste Polizei ausübte. Da die Nationalversammlung ihrer Auflösung entgegenging, da der Justizminister zu der Kommune gehörte, kein Mitglied des Exekutivrathes ihr zu widersprechen wagte, und das bewaffnete Proletariat auf ihrer Seite stand, so übte sie eine unbeschränkte Gewalt aus. Die Journale der extremen Partei, wie der Père Duchêne, der Ami du Peuple u. s. w., wurden von Mitgliedern der Kommune redigirt. Dieselbe mischte sich in Alles und entschied Alles. Sie nahm Petitionen der Patrioten, Bittschriften der Gefangenen, Deputationen der Föderirten und anderer bewaffneten Proletarier, Rathschläge und Anfragen entgegen, ließ verhaften und in Freiheit setzen, bekümmerte sich um die Vertheidigung des Landes, die Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln, und griff in alle Verhältnisse ein. Sie war wie die Volksvertretung und der Jakobinerklub organisirt, besaß ein Bureau, eine Rednerbühne, eine Gallerie für Zuschauer, und in der Nähe des Hotel de Ville wogte beständig eine bewaffnete Menge auf und ab, welche Neugierde oder Geschäfte dahin riefen. Die Kommune war das sichtbare Centrum der Revolution geworden.

Die Kommune hatte die Versetzung der königlichen Familie nach dem Temple, die Zerstörung der Standbilder der Könige, und die Fortnah-

mung aller königlichen Inſignien durchgeſetzt. Die Errichtung eines beſonderen Kriminalgerichts war auf ihren Betrieb geſchehen. Die Ausrüſtung der Freiwilligen wurde auf ihre Veranlaſſung mit vermehrtem Eifer fortgeſetzt. Sie ließ auf den Plätzen der Hauptſtadt öffentliche Werkſtätten errichten, wo Tag und Nacht gearbeitet, und auf Koſten des Staates Kriegswerkzeug aller Art angefertigt wurde. Die Kommune ſuspendirte nicht nur von ihr unabhängige, ſondern, der Verfaſſung nach, ihr ſogar vorgeſetzte Behörden, wenn ſie mit denſelben unzufrieden war, wie das Direktorium des Departements der Seine, und übte auf die Wahl der Geſchwornen und der Richter einen entſcheidenden Einfluß aus. Die Nationalverſammlung wollte ihr mehrmals widerſtehen, mußte aber immer wieder nachgeben, und formte, um den Schein einer gewiſſen Unabhängigkeit zu haben, die Beſchlüſſe der Kommune in ihren Dekreten etwas um, nahm ſie aber im Weſentlichen an. Die Kommune ließ ſich von der Nationalverſammlung monatlich 850,000 Fr. für die Koſten der ſtädtiſchen Polizei bewilligen und dieſe Summe vom 1. Januar 1792 an nachzahlen, obgleich ſie ſelbſt erſt ſeit dem 10. Auguſt vorhanden war. Unter dem Vorwande, die Mittel zur Bewaffnung und Bekleidung der Freiwilligen herbeizuſchaffen, nahm ſie das Silbergeräth und andere Koſtbarkeiten aus den Kirchen fort, und befahl Geld daraus zu ſchlagen. Alle anderen Behörden hörten während dieſer Zeit in der Hauptſtadt ganz auf, oder richteten ſich nach dem Hotel de Ville.

Die Mehrheit der Nationalverſammlung ſtand ganz unter dem Einfluſſe der Kommune. Es war dies auch nicht anders möglich. Denn während die Kommune in einem Augenblick, wo der Erfolg der Inſurrektion noch zweifelhaft war, deren Leitung in die Hand nahm, zeigte ſich die Nationalverſammlung ſo kleinmüthig, daß von ihren 747 Mitgliedern nur 284 in der Sitzung vom 10. Auguſt erſchienen. Da die Nationalverſammlung den ſiegreichen Aufſtand als einen rechtmäßigen anerkennen mußte, ſo war es natürlich, daß die Macht an die überging, welche ihn vorbereitet und durchgeführt hatten.

Die Nationalverſammlung erließ jetzt mehre Dekrete, welche die Stellung und Herrſchaft der Kommune befeſtigten. Das Proletariat ward in die Nationalgarde aufgenommen, und dadurch der Hang zu Meuterei und Gewaltthätigkeit in dieſelbe eingeführt. Die den einzelnen Bataillonen beigegebenen Kanoniere wurden zu einem beſonderen Korps umgeformt, und jeder Kompagnie deſſelben eine aus Pickenmännern beſtehende Arbeiterabtheilung hinzugefügt. Die hauptſtädtiſche Miliz wurde auf dieſe Art von 40 auf 100 tauſend Mann gebracht. — Alle unbeeidigten

Geistlichen sollten binnen 14 Tagen Frankreich verlassen, und bis an die Grenze eine geringe Wegzehrung erhalten. Man schleppte sie in den Hauptorten der Departements zusammen, wo ihr Leben vom Pöbel täglich bedroht war. — Diejenigen Bürger, welche die Petition*), gegen die Errichtung eines Lagers von Föderirten unter den Mauern von Paris, unterzeichnet hatten, und die, von welchen eine Erklärung**), gegen das Eindringen des Volkes in die Tuileries am 20. Junius, ausgegangen war, wurden entwaffnet, und von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen.

Es wurde jetzt Das, was man später die Schreckensherrschaft genannt hat, in seinen Grundzügen vorbereitet. Die gesetzgebende Gewalt gehörte einer Versammlung an, welche für souverain galt, aber dem Einflusse der Demagogen, der Klubs, der Volksaufstände ausgesetzt war, und deren Majorität sich, aus Furcht vor dem Pöbel, zu den ungerechtesten Maßregeln drängen ließ. — Die Kriminaljustiz hing von einem an kein Gesetz gebundenen, ohne Appellation richtenden Tribunal ab. — Die oberste Polizei wurde von einer Behörde, wie die pariser Kommune, geleitet, welche, aus einer Insurrektion entstanden, ihrem Ursprunge treu blieb. — Dies Alles stützte sich auf eine Miliz, von welcher der bessere Theil der Bevölkerung sich möglichst fern hielt, und in der das Proletariat den Ton angab. — Alle Räder dieser Maschine wurden von dem Verkaufe der Güter der Geistlichkeit, der Ausgewanderten, von den königlichen Schlössern, den Kirchen und Klöstern entnommenen Kostbarkeiten, und der vermehrten Ausgebung von Papiergeld, in Bewegung gesetzt. Diese Organisation war trefflich darauf berechnet, die Umwälzung bis an ihre äußersten Grenzen zu führen, aber unfähig, etwas Dauerndes zu schaffen.

Die Legislative ging ihrem Ende entgegen, und die Wahlen zum Konvent standen bevor. Die Demagogen, die Leiter der Kommune und der Klubs wußten, daß die Mehrheit der Nation nicht jakobinisch gesinnt war, daß sie sich nach Ruhe und Ordnung sehnte, und daß sie, unfähig dieselbe aus eigenen Mitteln wiederherzustellen, sich gern jeder Macht anschließen würde, welche dies Verlangen erfüllen würde. Der Konvent sollte nicht nur eine gesetzgebende Versammlung sein, sondern es war ihm ausdrücklich die Entscheidung über das Schicksal der königlichen Familie, und über die einzuführende Verfassung und Regierung des Landes vorbehalten worden. Es hing für die Demagogen Alles davon ab, sich der Mehrheit in dieser Versammlung zu versichern, da, wer diese beherrschte,

*) Die Petition der 8000 genannt.
**) Die Petition der 20,000 genannt.

für den Augenblick über Frankreich gebot. Es konnte dies nur durch einen großen gegen die Freiheit und das Leben aller Gegner der Revolution geführten Handſtreich, der die Unentſchiedenen und Zweifelhaften mit ſich fortriß, die Maſſen einſchüchterte, und zu Allem willfährig machte, erreicht werden. Es mußte dies, wie Alles, was in der Revolution von Wirkung war, in Paris geſchehen, und der Eindruck von da über die Departements getragen werden.

Paris war ohne Zweifel die revolutionairſte Stadt in Frankreich. Gleichwohl gab es daſelbſt, wie die oben erwähnten Petitionen beweiſen, 28,000 meiſt notabele Einwohner, welche nicht nur keine Anhänger, ſondern entſchiedene Gegner des herrſchenden Syſtems waren. Dieſe gehörten zu der konſtitutionellen Partei. Außerdem war noch eine Menge unbedingter Royaliſten vorhanden, welche durch ihren Reichthum, ihre Stellung und ihre Namen auf die Wahlen einen contrerevolutionairen Einfluß ausüben konnten. Ohne Anwendung außerordentlicher Mittel waren die Demagogen nicht gewiß, ihre Kandidaten nur in der Hauptſtadt, geſchweige denn in den Departements, durchzubringen. Dies mußte aber wenigſtens in Paris um jeden Preis erreicht werden. War der Konvent einmal zuſammen, und ein jakobiniſcher Kern in ihm vorhanden, ſo konnte dieſer, auf die Kommune und die Pickenmänner geſtützt, ſeine Gegner einſchüchtern, und das Ganze nach Gefallen lenken. Denn in revolutionairen Zuſtänden pflegt nicht die zahlreichſte, ſondern die rüſtigſte und verwegenſte Partei zur Herrſchaft zu kommen.

Es hing Alles davon ab, die Menge in Paris zu entflammen, die Eindrücke des 10. Auguſt zu erneuern, und wo möglich noch zu ſteigern. Hierzu wandten die Demagogen verſchiedene Mittel an. Am 27. Auguſt wurde zu Ehren der am 10. Auguſt Gefallenen eine Todtenfeier gehalten. Es ward dabei nichts vergeſſen, was zu den Sinnen des Volkes ſprechen konnte. Ein ſchwarzer Sarkophag, auf welchem Wohlgerüche brannten, von nach antiker Art angeſchirrten Ochſen gezogen, ſtellte die Särge der längſt Begrabenen vor. Es folgten in langer Reihe die Wittwen und Waiſen, in weißen mit ſchwarzen Bändern eingefaßten Kleidern. Ein Reiter ſchwenkte unaufhörlich eine große Fahne, auf welcher die Namen der Gebliebenen verzeichnet waren. Der Statue des Geſetzes hatte man ein bloßes Schwerdt in die Hand gelegt. Die Klage der Wittwen und Waiſen, der Ruf nach Rache, der aus den Reihen der Pickenmänner emporſtieg, der Anblick der Tuileries mit den Spuren unzähliger Kugeln auf den Mauern, der Klang der Trauermuſik verſetzten die Menge in die Stimmung des 10. Auguſt, fachten ihre Wuth und ihren Schmerz an.

Die Gefahren, welche an der Grenze von Oesterreichern und Preußen oder im Innern von den Royalisten drohten, wurden dem Volke, welches ohnedies im höchsten Grade mißtrauisch geworden, außerdem noch in übertriebenem Lichte dargestellt. Die kleine Grenzfestung Longwy hatte sich nach kurzer Beschießung ergeben. Alsbald hieß es, daß in allen festen Plätzen Verräther befehligten. La Fayette's Flucht wurde nicht als ein Werk der Noth, sondern als ein vorbedachter Abfall hingestellt. Die Nationalversammlung erklärte den flüchtigen Kommandanten von Longwy, die höheren Officiere der Besatzung, und die Municipalität des Todes schuldig, und befahl die Schleifung der Mauern dieser Stadt, sobald sie wieder in französische Hände gefallen sein würde. Es wurden wirkliche oder erdichtete Korrespondenzen der Ausgewanderten, mit den zurückgebliebenen Adeligen und den unvereidigten Geistlichen in den Tagesblättern abgedruckt, und in den Straßen ausgeboten. Man rief die Proklamation des Herzogs von Braunschweig der Menge bei jeder Gelegenheit in das Gedächtniß zurück. In den Klubs, in den Sektionen, bei den Musterungen der Pickenmänner, im Munde der Volksredner hieß es unaufhörlich: „Die Fremden und die Ausgewanderten wollen Euch in Ketten legen, Eure Weiber und Töchter entehren, Eure Besitzungen an sich reißen, und den französischen Namen mit Füßen treten! Könnt Ihr Solches ruhig erwarten? Aber Eure schlimmsten Feinde sind im Lande selbst vorhanden. Sie werden, während Ihr an die Grenze zieht, über Eure Familien herfallen, Eure Häuser anzünden, und der aufsteigende Rauch wird dem Feinde den Weg in das Innere zeigen!"

Die Kommune hatte die Barrieren schließen lassen. Es wurden keine Pässe weder in das In- noch Ausland verabfolgt, so daß ohne außerordentliche Bewilligung Niemand die Hauptstadt verlassen konnte. Am 28. August erschien Danton in der Nationalversammlung, und verlangte, in seiner Eigenschaft als Justizminister, zu Haussuchungen, zur Verhaftung der Verdächtigen, und Beschlagnahme der Waffen ermächtigt zu werden. Er sagte: „Wir haben nur durch gewaltige Zuckungen uns vom Despotismus im Innern befreien können, nur durch ähnliche Zuckungen werden wir die fremden Despoten zurückwerfen. Die Verräther müssen unschädlich gemacht werden, so viele es deren auch geben mag. Es müssen alle Waffen mit Beschlag genommen werden. Alles gehört dem Vaterlande, wenn dasselbe in Gefahr ist!" — Die Nationalversammlung stellte sich, als glaubte sie, daß es sich dabei vornehmlich nur um Auffindung von Waffen und verdächtigen Korrespondenzen handle, und ging auf Danton's Anträge ein.

Von der Kommune, welche ſich die oberſte polizeiliche Aufſicht, unter dem Vorwande der Vereitelung contrerevolutionairer Komplots, angemaßt hatte, waren ſchon ſeit dem 10. Auguſt zahlreiche Verhaftungen angeordnet worden. Es befanden ſich unter dieſen Gefangenen allerdings ſolche, welche in geheimem Einverſtändniß mit dem Feinde und den Ausgewanderten ſtanden. Noch mehre waren aber blos ihres Namens und ihrer Stellung wegen verdächtig. Nicht wenige wurden wegen Privatfeindſchaft, als Gläubiger von ihren Schuldnern, oder wegen ihres Reichthums, um ſie berauben zu können, verhaftet. Die Leiter der Kommune, und namentlich Danton ſelbſt, beſchloſſen jetzt, nachdem ſie von der Volksvertretung zu den Hausſuchungen ermächtigt worden, die Verhaftungen und Ermordungen der Gefangenen dem Ueberwachungsausſchuß, in welchem Marat ſaß, zu überlaſſen. Sie wollten ſich das Anſehen geben, an den von ihnen vorbereiteten Gräueln keinen unmittelbaren Antheil genommen zu haben.

Die Kommune ließ, um den Schrecken der Bevölkerung zu vermehren, die Hausſuchungen bei Nacht anſtellen. Am 29. Auguſt um 6 Uhr Abends wurden von 60,000 auf verſchiedenen Sammelplätzen in Bereitſchaft gehaltenen Pickenmännern alle Aus- und Eingänge der Straßen, die Brücken und die Ufer des Fluſſes beſetzt. Damit Niemand zu Waſſer entkommen könne, waren alle Kähne in Beſchlag genommen worden. Hierauf vertheilten ſich die Pickenmänner, und traten, in einzelnen Banden, unter Leitung von Mitgliedern oder Sendlingen der Kommune, in die vorher bezeichneten Häuſer ein, die von den Kellern bis zum Boden durchſucht wurden. Die Theater, alle öffentlichen Vergnügungsorte, alle Verkaufslokale waren geſchloſſen. Niemand ließ ſich in den Straßen ſehen. Zuerſt wurden die Waffen, dann das baare Geld fortgenommen, in deſſen Stelle die Kommiſſarien der Kommune Aſſignaten niederlegten, bei welchen die Beſitzer 40 Procent verloren. Zuletzt wurden die Verdächtigen feſtgenommen. Das Verfahren dauerte bis zum Morgen hin. Drei Tauſend Verhaftete wurden in die Hauptgefängniſſe der Stadt, wo ſich ſchon viele politiſche Gefangene befanden, abgeliefert, aber eine Anzahl davon am anderen Tage wieder frei gelaſſen.

Es hatte jedoch ein nicht unbedeutender Theil derer, welche ſich nicht ſicher fühlten, dem ihnen zugedachten Schickſal entgehen können. Von den in Paris noch anweſenden fremden Geſandten waren manche unter den Verfolgten in ihre Hotels aufgenommen worden. Beſonders zeichnete ſich Frau von Stael, Gemahlin des ſchwediſchen Botſchafters, durch ihre menſchenfreundliche Unerſchrockenheit aus. Der ehemalige

Kriegsminiſter Graf von Narbonne wäre, ohne die Zuflucht, welche ſie ihm gewährte, verloren geweſen. Viele unter den Bedrohten verſteckten ſich bei ehemaligen Dienern, oder bei ihnen zugethanen Handwerkern in den dunkelſten Theilen der Stadt. Es gab ſogar Solche, welche Gelegenheit fanden, ſich in die Hospitäler aufnehmen zu laſſen, und ſich in den Betten der Kranken zu verbergen.

Die Nachricht von dem Vorrücken der Preußen fachte die Leidenſchaften des Volkes, welches darin eine Rechtfertigung für ſein Mißtrauen und ſeinen Haß ſah, immer höher an, brachte aber auf manche unter denen, welche mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten beauftragt waren, einen niederſchlagenden Eindruck hervor. In einer Miniſterſitzung, der Petion, der Graf Kerſaint, welcher eben von Sedan, nach la Fayette's Flucht, zurückgekommen war, und einige andere Girondiſten beiwohnten, ward die Frage erörtert, ob es nicht zweckmäßig wäre, Paris aufgeben, und ſich nach dem Weſten oder Süden zurückzuziehen. Roland meinte, man müſſe mit dem Könige und dem Staatsſchatz nach Blois gehen. Der Kriegsminiſter Servan und der Finanzminiſter Claviere unterſtützten dieſe Anſicht. Kerſaint ſetzte hinzu: „Nichts hindert den Herzog von Braunſchweig, in 14 Tagen in Paris zu ſein!“ Danton allein widerſtand, und begriff, daß die Revolution verloren war, wenn ſie die Hauptſtadt im Stich ließ. „Paris iſt das Bollwerk der Revolution,“ rief Danton, „es muß auf das Aeußerſte vertheidigt werden! Wir müſſen uns eher unter ſeinen Mauern begraben laſſen, als es aufgeben!“— Die übrigen Miniſter ſtimmten, ohne an die Möglichkeit einer Vertheidigung der Hauptſtadt gegen den Feind zu glauben, für den Augenblick Danton bei, und wollten, ehe ſie einen letzten Entſchluß faßten, nähere Nachrichten von dem Kriegsſchauplatz abwarten. Von dieſem Plane, ſich hinter die Loire und noch weiter zurückzuziehen, kam ein dunkles Gerücht unter das Volk, welches über Verrath ſchrie, und ehe es ſich der Verzweiflung überließ, ſeine Rache befriedigen wollte.

Die Nachricht von der Einnahme von Verdun, und die in der Bevölkerung dadurch vermehrte Gährung ſchien den Demagogen der geeignete Moment zur Ausführung ihrer längſt gehegten Abſichten zu ſein. An allen Straßenecken, auf allen Mauern ward eine Verordnung der Kommune angeſchlagen, welche die Barrieren von Neuem zu ſchließen befahl, die Sektionen in Permanenz erklärte, und die ganze valide Bevölkerung zum Aufbruch an die Grenze aufforderte. Die Lärmkanonen wurden gelößt, die Sturmglocken geläutet, und in allen Straßen ward der Generalmarſch geſchlagen. Die Maſſe, ohnedies erregt, wurde durch

dieſe Eindrücke um den letzten Reſt von Beſinnung gebracht. „Alle Augen" ſagt Frau von Stael in ihren Erinnerungen aus jener Zeit, „waren wie mit Blut erfüllt."

Man hatte, in Folge des Dekrets vom 19. Auguſt, welches die unvereidigten Prieſter zur Verbannung verurtheilte, viele derſelben in Paris verhaftet, und ſchickte täglich ſolche, welche ſich in derſelben Lage befanden, aus den Departements nach der Hauptſtadt, um ſich ihrer auf einmal zu entledigen. Am 2. September, einem Sonntage, wurden vier und zwanzig Geiſtliche in Paris eingebracht. Sie ſaßen in ſechs Wagen, und ſollten in das Gefängniß der Abtei geführt werden. Unter ihnen befand ſich der Abbé Sicard, der Nachfolger des Abbé de l'Epée in der Kunſt, die Taubſtummen zu erziehen und zu unterrichten. Gegen zwei Uhr Nachmittags griffen marſeiller Föderirte, welche die Wagen begleiteten, plötzlich die Verhafteten, unter dem Vorwande, daß ſie von ihnen bedroht worden wären, an. Die meiſten fielen unter den Dolchen dieſer Mörder. Sicard wurde von herbeieilenden Bürgern gerettet. Eine Menge ähnlichen Geſindels ſchloß ſich hierauf den Marſeillern an, drang in die Abtei ein, und brachte die Verhafteten um. Der royaliſtiſche Journaliſt Cazotte wurde durch die Bitten und Thränen ſeiner Tochter, welche freiwillig ſeine Haft theilte, gerettet. Aber bald nachher ward Cazotte, dem man eine myſtiſche Vorausſicht der Hauptereigniſſe der Revolution hat beilegen wollen, von dem neu errichteten Kriminalgericht verurtheilt und hingerichtet.

Im Seminarium von St. Fermin, in dem Karmeliter-Kloſter der Straße Vaugirard, ſaßen ebenfalls viele Prieſter. An letzterem Ort wurden während des 2. Septembers 172 derſelben ermordet. Unter ihnen befanden ſich Duleau, Erzbiſchof von Arles; zwei Brüder aus dem Hauſe de la Rochefoucauld, der eine Biſchof von Beauvais, der andere von Saintes, und Hebert, General der Kongregation der Eudiſten, und Beichtvater Ludwig XVI. Die Mörder boten ihnen Rettung an, wenn ſie den Eid auf die bürgerliche Verfaſſung der Geiſtlichkeit leiſten wollten. Aber es ward einſtimmig geantwortet: „Lieber ſterben als ſich entehren!" — Die Gefangenen wurden anfangs mit Flintenſchüſſen, dann aber auf die Bemerkung einiger zuſchauenden Weiber, daß dies zu viel Geräuſch verurſache, mit Säbelhieben niedergemacht.

In der Abtei hatte das Morden unterdeſſen aufgehört, und viele Verhaftete hielten ſich für gerettet, als ein Erlaß, Panis und Sergent unterzeichnet, eine augenblickliche Unterſuchung über die Schuld oder Unſchuld der noch vorhandenen Gefangenen befahl. Es wurde zu dem

Ende eine Art von Tribunal, aus Anhängern der extremsten Partei bestehend, gebildet, an dessen Spitze sich jener Maillard stellte, der sich bei den Oktoberscenen in Versailles bemerkbar gemacht hatte. Maillard ging die Liste der Verhafteten durch, ließ sich diese einzeln vorführen, stellte mit ihnen ein kurzes Verhör an, und entschied dann über ihre Freilassung oder ihren Tod. Einige in der Nähe bereit gehaltene, mit Picken, Säbeln, Aexten bewaffnete, Mörder vollstreckten die Verurtheilung. Während der drei Tage, die Maillard diesem Blutgericht vorstand, kamen unter Anderen 34 Schweizer und 26 Gardes du Corps Ludwig XVI. um. Bei dieser Gelegenheit fand der ehemalige Minister des Auswärtigen*), Graf Montmorin, den Tod. Der General Graf von Sombreuil, am 14. Julius 1789 Gouverneur des Hotels der Invaliden, war als verdächtig eingezogen worden, und wurde, wie Cazotte, durch die Bitten und die Unerschrockenheit seiner Tochter gerettet. Man hat oft erwähnt, daß Fräulein von Sombreuil, um ihren Vater zu retten, gezwungen worden, ein Glas Menschenblut auf das Wohl der Nation zu leeren. In Wahrheit war dies aber Wasser, welches einer der Mörder für das in Ohnmacht gesunkene junge Mädchen herbeibrachte, und in das zufällig einige Blutstropfen gefallen waren. Sombreuil wurde diesmal gerettet, aber später, wie Cazotte, wieder verhaftet und hingerichtet.

In dem Gefängniß La Force kamen 148 Gefangene, unter ihnen am 3. September die verwittwete Prinzessin von Lamballe, Schwiegertochter des Herzogs von Penthièvre, aus dem Hause Savoyen-Carignan, um. Sie hatte die königliche Familie nach dem Temple begleitet, war ihr dann aber entrissen, und verhaftet worden. Sie bekannte sich, auf Verlangen der Mörder, zu den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit, weigerte sich aber, dem Königthum Haß zu schwören. Sie wurde, nahe daran gerettet zu werden, niedergemacht. Ein Soldat Namens Charlat, welcher der Leiche das Herz ausriß, und sich dessen rühmte, wurde später, als er zu seinem Regiment zurückgekehrt war, aus Abscheu von seinen eigenen Kameraden getödtet. Der Kopf der Prinzessin ward auf eine Picke gesteckt, und an den Fenstern der königlichen Familie vorbeigetragen. Marie Antoinette fiel bei diesem Anblick in Ohnmacht.

Die Nationalversammlung schickte, aber vergeblich, Kommissarien nach den Gefängnissen, um dem Morden Einhalt zu thun. Sie hatte nur mit Mühe eines ihrer eigenen Mitglieder, Jouneau, aus der Abtei befreit. Selbst die Minister waren ohne Macht, Danton ausgenommen,

*) Siehe Seite 51 (die Worte der Gräfin von Montmorin an Frau von Staël).

der die Mordſcenen vorbereitet hatte. Roland, Miniſter des Innern, ſchwebte in Gefahr, und bei Briſſot, einem der einflußreichſten Deputirten, ließ die Kommune eine Hausſuchung veranſtalten. Der Verhaftung, was in dieſem Augenblicke den Tod bedeutete, war Briſſot nur durch Danton's Verwendung, unter heftigem Widerſpruche Marat's, entgangen.

Außer den wegen politiſchen Verdachts Verhafteten kamen auch viele wegen Mord, Diebſtahl, Fälſchung Angeklagte um. Die Kommune gefiel ſich in dieſer ſummariſchen Juſtiz, welche ihr die Verpflegung der Gefangenen erſparte. Nach dem Bicêtre zogen die Mörder mit 7 Kanonen, und machten die Gefangenen mit Kartätſchenſchüſſen nieder. Es gab daſelbſt außer einem Gefängniß auch ein Kranken- und Armenhaus. Von den in letzterem erzogenen Waiſenkindern wurde, ein Gräuel ohne Gleichen, ein großer Theil umgebracht.

Auf Sergent's und Panis' Befehl, welche an der Spitze der Polizei ſtanden, wurden die Gefängniſſe, nachdem ſie auf dieſe Art geleert worden, mit Waſſer und Eſſig gewaſchen, mit Sand beſtreut, und die Ermordeten in tiefen Gruben außerhalb Paris begraben. Die Zahl der Opfer iſt nie genau ermittelt worden. Man konnte nur die angeben, deren Namen in den Gefängnißliſten verzeichnet ſtanden. Dies ſind 1480 Perſonen geweſen. Aber bei der Unordnung und Eile, mit welcher die Verhaftungen vollzogen wurden, ſind ſehr Viele umgekommen, deren Namen unbekannt geblieben ſind.

Danton wollte die vor den hohen Gerichtshof in Orleans geſtellten Angeklagten nach Paris kommen laſſen, um ihnen das Schickſal der übrigen Gefangenen zu bereiten. Roland, der die Abſicht ſeines Kollegen errieth, wußte dieſe Maßregel zu verzögern. Zuletzt konnte er ſie aber nicht länger verhindern. Die Gefangenen kamen, von Föderirten, welche Fournier der Amerikaner und der Pole Lazuski befehligten, geleitet, am 9. September in Verſailles an, wo ſie, 57 an der Zahl, von dem Pöbel ermordet wurden. Unter ihnen befanden ſich de Leſſart, ehemals Miniſter des Auswärtigen, d'Abancourt, der letzte Kriegsminiſter Ludwig XVI., und der Herzog von Briſſac, Befehlshaber der konſtitutionellen Garde.

Die pariſer Kommune ſandte ein Rundſchreiben an die Municipalitäten in den Departements, worin ſie dieſelben „von der Rache, welche das Volk in der Hauptſtadt an ſeinen Feinden und den Verräthern des Vaterlandes genommen", in Kenntniß ſetzte, und zur Nachahmung aufforderte. Danton ließ dieſe blutdürſtigen Aufforderungen auf amtlichem

Wege verbreiten. Das in Paris gegebene Beiſpiel ward, obwohl in viel geringerer Ausdehnung, in Meaux, Reims, Lyon und Marſeille wiederholt.

Von den bei den Opfern jener Tage, unter welchen es viele reiche und vornehme Perſonen gab, gefundenen Koſtbarkeiten, Edelſteinen, Geldern, Uhren, Ringen hatten die Mörder ſich wenig oder nichts zugeeignet, ſondern ſich mit einem geringen Blutgeld begnügt, und die Beute der Kommune überliefert, von deren Mitgliedern ſpäter Vieles verſchleudert, und Manches unterſchlagen worden iſt. Die begangenen Frevel hatten aber, wie das Aas die Krähen, viele Verbrecher vom Handwerk nach Paris gezogen. Ein verwegener Plan, die königliche Kronkammer, in welcher Sachen von unermeßlichem Werth aufbewahrt wurden, zu beſtehlen, ward gefaßt, zum Theil ausgeführt, zuletzt aber vereitelt. Eine Zeit lang herrſchte in Paris eine ſolche Willkühr, daß Leute, welche irgend eine Amtstracht angelegt hatten, am hellen Tage den Vorübergehenden werthvolle Sachen, welche dieſelben bei ſich trugen, unter dem Vorwande abforderten, daß ſie zur Vertheidigung des Vaterlandes dienen ſollten.

Die Demagogen hatten ihren Zweck erreicht, Schrecken zu erregen, und die Wahlen zum Konvent in der Hauptſtadt nach ihrem Willen zu leiten. Der erſte Name, welcher während des heftigſten Mordens in den Gefängniſſen aus der Urne gezogen wurde, war der Robespierre's, der ſo einflußreich geworden, daß er ſogar ſeinen bisher ganz unbekannten jüngeren Bruder in den Konvent brachte. Nach ihm kamen Danton, Marat, Collot d'Herbois, Billaud-Varenne, Panis, Sergent u. ſ. w. Der Herzog von Orleans war in ſeinem Wahn ſo weit gegangen, ſeinem Namen zu entſagen, und ſich fortan Philipp Egalité nennen zu laſſen. Um ihn zu belohnen, ſetzten die Jakobiner ſeine Wahl in Paris, obwohl nicht ohne Mühe durch, denn die Einen verachteten dieſen Prinzen, und die Anderen trauten ihm nicht. Die pariſer Bürgerſchaft war durch die Metzeleien in den Gefängniſſen ſo eingeſchüchtert worden, daß ſie den Jakobinern in den Wahlkollegien das Feld überließ, entweder ganz fortblieb, oder in deren Sinne ſtimmte. In den Departements, beſonders in den größeren Städten, war es anders, und hier trugen die Girondiſten viele Stimmen davon, oder wurden Deputirte gewählt, welche keiner politiſchen Partei angehörten.

Am 20. September wurde die zweite oder legislative Nationalverſammlung, nachdem ſie faſt ein Jahr verſammelt geweſen, geſchloſſen. Sie hat faſt keine andere Bedeutung gehabt, als den Uebergang zwiſchen der Conſtituante und dem Konvent zu bilden. Die Kriegserklärung gegen

Oeſterreich ging nur dem Namen nach von der Legislativen aus, wurde aber in Wahrheit von den außer ihr ſtehenden Parteien entſchieden, und der 10. Auguſt ward ohne ihr Wollen und Wiſſen herbeigeführt. Bei den Septembermetzeleien zeigte ſie ſich unentſchloſſen und ſelbſt furchtſam, zitterte vor dem bewaffneten Pöbel, und ließ die Kommune ungehindert walten.

Am 21. September (1792) wurde der Nationalkonvent (la convention nationale) eröffnet. Er beſtand aus 749 Mitgliedern. Die pariſer Deputation war ganz aus Anhängern Robespierre's, Danton's und Marat's zuſammengeſetzt, aber in den Departements hatten die Demagogen nicht denſelben Erfolg davon getragen. Von der Gironde waren alle ihre früheren Mitglieder bei den Wahlen durchgebracht, und eine bedeutende Verſtärkung an Lanjuinais, Rabaud de St. Etienne, Buzot, Barbaroux und Anderen mehr gewonnen worden.

Robespierre beſaß in der Verſammlung zwei vertraute Freunde und unbedingte Anhänger: Couthon, der ſchon zu der Legislativen gehört hatte, an den unteren Theilen des Körpers gelähmt war, und bisher von Dumouriez begünſtigt worden, und St. Juſt, einen jungen Mann von fünf und zwanzig Jahren, Sohn eines Officiers, der kurz vor der Revolution ein ſittenloſes Gedicht, eine Nachahmung der Voltaire'ſchen „Pucelle"*), herausgegeben hatte, jetzt aber die Grundſätze eines Stoikers zur Schau trug, und dem Sparta als ein Ideal vorſchwebte.

Eine der älteſten Berühmtheiten der Revolution, Sieyès, der ſeit der Auflöſung der erſten Nationalverſammlung in der Zurückgezogenheit gelebt hatte, befand ſich, nebſt einem anderen bekannten Mitgliede der Conſtituante, Barrère, in der neuen Verſammlung. Dieſe beſtand, wenn man einige zu dem früheren Parlamentsadel gehörige Namen, wie Lepelletier de St. Fargeau, Herault de Sechelles, den bretagneſchen Grafen Admiral Kerſaint, und einen Officier, den provençaliſchen Grafen Barras, abrechnet, aus lauter Perſonen des Mittelſtandes, Advokaten, Beamten, Handelsleuten, und einer Anzahl konſtitutioneller Geiſtlichen. Obgleich der Unterſchied zwiſchen Aktiv- und Paſſivbürgern aufgehört hatte, und allgemeines Stimmrecht ſtattfand, ſo gehörten doch nur ſehr wenige Mitglieder des Konvents den eigentlichen Volksklaſſen an.

Zum Präſidenten der Verſammlung ward Petion, zu Sekretairs wurden Camus, und Rabaud de St. Etienne, aus der Conſtituante her bekannt, und die Girondiſten: Briſſot, Vergniaud, Condorcet und

*) Es führt den Titel: Mes passe-temps ou le nouvel Organt.

Lasource ernannt. Der Konvent erklärte, daß die bisherigen Gesetze, Aemter und Einrichtungen bis auf Weiteres fortbestehen sollten. Um die besitzenden Klassen zu beruhigen, und die Mehrheit der Versammlung für sich zu gewinnen, machte Danton den Antrag, Personen und Eigenthum unter den Schutz der Nation zu stellen.*) In derselben Sitzung (21. September) wurde, auf Manuel's, Collot d'Herbois' und Gregoire's Antrag, die Abschaffung der Monarchie und die Einführung der Republik erklärt. In dem betreffenden Dekret fehlte der sonst übliche Eingang, welcher zu dem Erlasse die Gründe angiebt, indem, wie man meinte, die allbekannten Verbrechen Ludwig XVI. jede weitere Motivirung überflüssig machten. Während der Lesung des Dekrets herrschte eine tiefe Stille, die bald in einen minutenlangen Jubel überging. Das draußen stehende Volk stimmte ein. In diesem Augenblick zog, nach vorher eingeholter Erlaubniß, eine Abtheilung Jäger durch den Sitzungssaal, und ließ ihre Musik ertönen. Es war dies das Zeichen zu einem vieljährigen Kampfe gegen ganz Europa. Der Konvent hatte den Rubico überschritten, und mußte von jetzt an auf der revolutionairen Bahn immer weiter gehen. Gegen Abend ward von berittenen Municipalbeamten die Einführung der Republik, auf den Plätzen der Hauptstadt, unter Trompetenschall verkündigt. Die Bevölkerung wurde hiervon nicht überrascht. Ludwig XVI. war schon zweimal suspendirt gewesen, und die Monarchie hatte seit der Rückkehr der königlichen Familie von Varennes in einem beständigen Todeskampfe gelegen. Aber in einigen dem Königthum treu gebliebenen Gegenden, namentlich im Westen, ward diese Veränderung mit Trauer und Zorn vernommen.

---

25. Feldzug der Preußen in der Champagne. — Französische Eroberung Savoyens und Nizza's. — Besetzung Belgiens.

Die Nationalversammlung hatte am 20. April (1792) nur an Oesterreich Krieg erklärt, und sich lange geschmeichelt, daß Preußen neutral bleiben, oder sich vielleicht sogar zu einem Bündniß mit Frankreich veranlaßt sehen würde. Denn die Annahme von einer heimlichen

*) Danton gab bald nachher das Justizministerium auf.

Feindſchaft und gegenſeitigen Eiferſucht der beiden Staaten war ſeit dem hubertsburger Frieden ein ſtehender Satz in der europäiſchen Politik geworden. In der That hatte, um die Zeit des Kongreſſes von Sziſtowa (Junius 1791), wenig zu einem Bruche zwiſchen Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. gefehlt. Wenn aber ſchon damals die Beſorgniſſe vor der franzöſiſchen Revolution die zwiſchen den beiden deutſchen Großmächten beſtehende Spannung beigelegt hatten, ſo waren dieſelben ſeitdem, durch den in Frankreich ſich immer drohender erhebenden Sturm, zu noch näherem Anſchluß getrieben worden. Durch den Vertrag vom 7. Februar (1792) waren die beiden alten Nebenbuhler, wenn auch nur für den Augenblick und für einen beſtimmten äußeren Zweck, zu Bundesgenoſſen geworden. Der Tod des friedlichen Leopold II., das Umſichgreifen der Revolution, die ſich immer drangvoller geſtaltende Lage Ludwig XVI. machten endlich allen Bedenklichkeiten und Zögerungen ein Ende. Der an die Spitze der verbündeten Hauptmacht geſtellte Herzog von Braunſchweig hatte einen von dem öſterreichiſchen und preußiſchen Hofe angenommenen Angriffsplan ausgearbeitet, und im Mai 1792 war der öſterreichiſche General Fürſt von Hohenlohe-Kirchberg, um die letzten Verabredungen zu treffen, nach Sansſouci geſchickt worden. Oeſterreich und Preußen nahmen die Gefahren und Koſten des Kampfes ganz allein auf ſich. Das von Leopold II. beabſichtigte Bündniß aller Monarchen zu Gunſten Ludwig XVI. war nicht zu Stande gekommen. Selbſt die Bourbonen in Madrid und Neapel hatten noch nichts gethan. England war, unter Pitt's Leitung, mit inneren Reformplänen beſchäftigt. Die Kaiſerin Katharina II. ſprach zwar viel gegen die Revolution, und munterte die franzöſiſchen Ausgewanderten auf, hatte aber ihr Augenmerk auf eine neue Theilung Polens gerichtet, und war zu keinem thätigen Einſchreiten gegen Frankreich geneigt. Schweden ſtand unter einer Regentſchaft, Dänemark war neutral, die Vereinigten Provinzen folgten dem Beiſpiel Englands, und von dem deutſchen Reich war, mit Ausnahme einiger Stände, wie Sachſen, Hannover und Heſſen-Kaſſel, keine angemeſſene Kraftentwickelung zu erwarten.

Die Rüſtungen der beiden Mächte, welche als Vertheidiger des monarchiſchen Princips, und Rächer der in der Perſon Ludwig XVI. beleidigten königlichen Würde auftraten, reichten zu dem vorgeſetzten Zwecke nicht aus. Oeſterreich, welches ſich anheiſchig gemacht hatte, 106,000 Mann aufzuſtellen, erſchien nur mit 71,000 Mann auf dem Kriegsſchauplatz, von denen 15,000 unter Clairfait, und andere 15,000 unter Hohenlohe-Kirchberg mit den Preußen gemeinſchaftlich wirken, die übrigen

den Breisgau, den Mittelrhein und Belgien decken sollten. Auch wollte Oesterreich, wegen Rußlands Absichten auf Polen, seine östlichen Provinzen nicht zu sehr von Truppen entblößen. Preußen hatte nur 45,000 Mann versammelt. Die eigentliche Invasionsarmee unter Braunschweig war, die Hessen-Kasseler und die französischen Ausgewanderten eingerechnet, nicht viel über 70,000 Mann stark.

Die Franzosen hatten beim Anfange der Feindseligkeiten 56,000 Mann an der Maaslinie, 11,000 an der belgischen Grenze, 22,000 am Rhein stehen. An der Spitze der französischen Hauptarmee befand sich seit dem 18. August Dumouriez, zunächst unter ihm kommandirten Kellermann und Beurnonville, letzterer wegen seiner glänzenden Tapferkeit der französische Ajax genannt. Die Rheinarmee stand unter Biron, dem Custine zugegeben worden war. Ungeachtet der Auswanderung, Flucht und Entlassung so vieler Generale, waren es damals noch immer meist Männer von altem Namen, die schon vor der Revolution eine Bedeutung gehabt, welchen die beginnende Republik ihre Vertheidigung anvertraute.

Nur eine vollkommene Uebereinstimmung in den Entwürfen, und die größte Kraft und Kühnheit in deren Ausführung hätten den Mangel an numerischer Stärke bei den Verbündeten ersetzen können. Dies fand aber nicht statt. Oesterreich und Preußen verfolgten wohl dasselbe Ziel, aber nicht auf dieselbe Weise. Friedrich Wilhelm II. ward von seinem Gefühl, ohne Beimischung von Selbstsucht, zur Rettung Ludwig XVI. veranlaßt, während Franz II. sich mehr von politischen Berechnungen leiten ließ, und über den unmittelbaren Zweck des Kampfes hinaussah. Der Herzog von Braunschweig war zwar mit dem Oberbefehl beauftragt, aber die Anwesenheit des Königs bei dem Heere schränkte den Generalissimus in mancher Beziehung ein, und verminderte die moralische Selbstständigkeit, deren er bei seiner ohnedies mehr talentvollen als charakterfesten Natur bedurft hätte.

Bei einer Zusammenkunft des eben gekrönten Kaisers Franz von Deutschland, mit dem Könige von Preußen in Mainz, ward von den beiden Monarchen ein Kriegsplan angenommen, der von dem, vorher von dem Herzoge von Braunschweig entworfenen, wesentlich abwich Braunschweig hatte sich erst der Maaslinie bemächtigen, und dann, auf eine sichere Operationsbasis gestützt, in das Innere Frankreichs einrücken wollen. Jetzt wurde aber, auf Veranlassung der französischen Prinzen und ihrer Rathgeber, beschlossen, daß die Hanptarmee, aus Preußen, Hessen und Emigranten bestehend, am linken Ufer der Mosel hinauf,

über Luxemburg, Longwy und Verdun, nach Chalons ziehen, und ſich dort den Weg nach Paris eröffnen ſollte. Die Abſicht, ſo raſch als möglich nach der franzöſiſchen Hauptſtadt vorzudringen, war den Ueberzeugungen des Generaliſſimus entgegen, der die Ausführung dieſes Plans mit den ihm zur Verfügung geſtellten Kräften für zu gewagt hielt. Braunſchweig glaubte nicht, daß es möglich ſein würde, Paris mit einem durch Schlachten, Krankheiten u. ſ. w. muthmaßlich um ein Drittheil geſchwächten Heere einnehmen, oder, wenn dies unerwarteter Weiſe geſchehen ſollte, mitten in dem aufgeregten Lande, behaupten zu können. Er hatte, zumal da die Jahreszeit ſchon vorgerückt war, nur die Grenzfeſtungen einzunehmen, und dann im folgenden Jahre den Krieg mit methodiſcher Ordnung fortzuſetzen gedacht. Er gab indeſſen dem Willen der Monarchen und ihrer Umgebungen, obgleich mit geheimen Widerſtreben, nach.

Bei der inneren Unzufriedenheit des Herzogs von Braunſchweig mit dem ihm auferlegten Plan, bei dem Mangel an Einigkeit und Thatkraft, bewegte ſich die Armee, ungeachtet der Ungeduld des Königs von Preußen, nur ſehr langſam vorwärts. In denſelben Auguſttagen, während welcher der franzöſiſche Thron umgeſtürzt wurde, ſtand das preußiſche Heer ſechs Tage lang, ohne Nothwendigkeit und Zweck, in einem Lager bei Konz. Auf dem Zuge nach der franzöſiſchen Grenze hin legte es in zwanzig Tagen nur vierzig Stunden Weges zurück. Die Oeſterreicher übereilten ſich eben ſo wenig.

Nach der Einnahme von Longwy (23. Auguſt) entwickelte Braunſchweig in einem Kriegsrath von Neuem ſeine Anſicht, vor Allem ſich der Maasfeſtungen: Sedan, Montmedy, Thionville, zu bemächtigen, und dann erſt weiter vorzugehen. Aber Friedrich Wilhelm II., von dem Gedanken begeiſtert, Ludwig XVI. und ſeine Familie zu befreien, befahl die Straße nach der Marne einzuſchlagen. Verdun wurde eingeſchloſſen und bombardirt. Die Bürgerſchaft zwang durch ihre ungeſtümen Vorſtellungen den Gouverneur der Feſtung, General Beaurepaire, zu einer Kapitulation, welche von einem damals noch ſehr jungen Officier, dem ſpäter berühmt gewordenen General Marceau, in das preußiſche Hauptquartier gebracht wurde. Die franzöſiſche Garniſon erhielt freien Abzug (2. September). Beaurepaire, der ſchon beim Anfang der Belagerung erklärt hatte, den Fall der Feſtung nicht überleben zu wollen, erſchoß ſich in demſelben Zimmer, in welchem er die Uebergabe unterzeichnet hatte. Dieſe That brachte auf Freund und Feind einen großen Eindruck hervor.

Der Herzog von Braunschweig blieb, anstatt die Pässe des Argonnenwaldes zu besetzen, was ohne Mühe bewerkstelligt werden konnte, mehre Tage lang thatenlos in Verdun stehen. Er wollte nichts dem Zufall überlassen, und besorgte, bei raschem Vordringen, von Dumouriez, der sich auf Sedan, und von Kellermann, der sich auf Metz stützte, im Rücken gefaßt zu werden. Die Franzosen wären aber in jenem Augenblick zu einer solchen Offensive zu schwach gewesen. Braunschweig hegte von den Rüstungen und der Stärke des Feindes eine zu hohe Meinung, während Friedrich Wilhelm II., den Vorspiegelungen der Ausgewanderten trauend, sich die Franzosen zu schwach dachte. Er hatte geglaubt, daß namentlich die französischen Linientruppen bei der ersten Gelegenheit übergehen, und sich auf Seite der französischen Prinzen schlagen würden. Es war aber nicht ein einziges Beispiel der Art vorgekommen. Als die 4000 Mann starke Garnison von Verdun abzog, rief sie den Preußen zu: „Auf Wiedersehen in der Ebene von Chalons!" — Das Landvolk war großentheils geflüchtet, hielt seine Vorräthe verborgen, fiel über die Nachzügler her, feuerte selbst hier und da auf die vorbeiziehenden Kolonnen, und es war fast unmöglich, unter den Einheimischen Kundschafter zu finden. Der Herzog von Braunschweig sah in dem Allen eine Bestätigung für sein System äußerster Vorsicht und bedachtsamer Zögerung. Erst als es ihm durch geschickte Bewegungen gelungen war, Dumouriez aus seiner Stellung bei Sedan zu entfernen, und nach Grandpré zu drängen, setzte er sich wieder in Bewegung.

Vermöge des von Friedrich Wilhelm II. angenommenen Plans sollten jetzt die Argonnen rechts umgangen, und die Streitkräfte der Alliirten nach Chalons, auf die Straße nach Paris, geworfen werden. Die ersten Vorfälle schienen den Wünschen des Königs zu entsprechen, und die Besorgnisse des Herzoges zu widerlegen. Am 14. September wurde der französische General Chazot bei Croix aux Bois, einem der Pässe des Argonnenwaldes, geschlagen, und ein Heerhaufe von 10,000 Mann, großentheils aus undisciplinirten Föderirten bestehend, von 1500 preußischen Husaren auseinander gesprengt. Dumouriez zog sich bis St. Menehould zurück. Er hätte hier, wenn Braunschweig rascher vorgegangen wäre, in große Noth gebracht werden können. Aber die Rücksicht auf Munition und Proviant, welche von Verdun aus langsam nachgebracht wurden, hielt den Herzog zwei Tage lang fest, während welcher Dumouriez die Korps unter Kellermann und Beurnonville an sich zog. Am 19. September stand die vorher getrennt gewesene Heeresmacht der Franzosen, deren Vereinigung Braunschweig bei mehr

Entſchloſſenheit und Eile hätte verhindern können, auf der langen zwiſchen St. Menehould und Valmy ſich hinſtreckenden Hügelreihe, zu Angriff und Abwehr bereit da.

Der Herzog beſchloß den Feind aus dieſer Stellung zu vertreiben. Zu dem Ende wollte er ſeine Vorhut am rechten Ufer der Aisne hinaufziehen, und das Hauptheer nachrücken laſſen. Die Abſendung einer ſtarken Kolonne nach Varennes ſollte die Verbindung mit den Oeſterreichern herſtellen, und dieſen den Marſch auf Chalons, den Ausgewanderten auf Reims möglich machen. Auf dieſe Art hoffte Braunſchweig den feindlichen Obergeneral zur Aufhebung des Lagers von St. Menehould zu zwingen, und für ſich ohne Gefahr die Straße nach Paris zu gewinnen.

Friedrich Wilhelm II. durchkreuzte dieſen Plan, indem er auf die grundloſe Meldung hin, daß die Franzoſen nach Chalons aufgebrochen wären, bei ihnen die Abſicht, ſich dem Kampfe zu entziehen, vorausſetzte. Er befahl die ſchon eingeſchlagene Richtung zu ändern, das Heer linkswärts ſtatt rechtswärts zu führen, und dem Feinde den Rückzug abzuſchneiden. In Folge dieſer Bewegung gelangten die Preußen durch einen Nachtmarſch in den Rücken des franzöſiſchen Heeres, und ſtanden am Morgen des 20. September dem Korps unter Kellermann, welches den linken Flügel der franzöſiſchen Stellung bildete, gegenüber.

Dumouriez' Heer nahm ein Plateau ein, das nur durch ein ſchmales Thal von der Anhöhe, La Lune genannt, wo der König und der Herzog ſich befanden, getrennt war. Ihnen gegenüber lag auf einem Hügel die Mühle von Valmy, in deren Nähe ſich Kellermann aufgeſtellt hatte. Bis um 7 Uhr Morgens herrſchte ein dichter Nebel. Die Stellung beider Armeen hatte das Außerordentliche, daß die Franzoſen ihre Front nach dem Innern Frankreichs, ſtatt nach deſſen Grenze kehrten, während den Verbündeten Paris, wohin ſie vordringen wollten, im Rücken lag. Sobald der Nebel ſich verzogen, begann von beiden Seiten eine heftige Kanonade, die aber einen verhältnißmäßig geringen Schaden verurſachte, indem die meiſten Kugeln über die Köpfe der Streitenden hinweggingen. Um 10 Uhr flog in der Nähe der Mühle ein franzöſiſcher Pulverwagen in die Luft, und Kellermann wurde ein Pferd unter dem Leibe getödtet. In den franzöſiſchen Reihen ward Unordnung und Schwanken ſichtbar. Wenn in dieſem Augenblick die preußiſchen Kolonnen mit Nachdruck angegriffen hätten, ſo wäre die Schlacht von ihnen wahrſcheinlich gewonnen worden. Aber weder der König noch der Herzog waren während dieſer Vorgänge in unmittelbarer Nähe geweſen, und als ſie herbeikamen, hatte

unter den Franzosen Alles wieder eine feste Haltung angenommen. Kellermann stieg von Neuem zu Pferde, steckte den Hut auf den Degen, und rief, die Front hinabjagend: „Es lebe die Nation!" Dieser Ruf ward von dem ganzen Heer mit Begeisterung wiederholt. An Kellermann's Seite befanden sich die Söhne Orleans', die jungen Herzöge von Chartres und Montpensier, die, obgleich zum ersten Mal im Feuer, sich durch ihren kaltblütigen Muth auszeichneten. Gegen 7 Uhr Abends hörte die Kanonade auf. Es waren auf beiden Seiten noch nicht 1000 Mann getödtet und verwundet worden.

Die Schlacht von Valmy, welche die Franzosen, obwohl mit Unrecht, zu ihren Siegestagen zählen, da die Preußen weder geschlagen noch zurückgedrängt worden sind, ist aber in anderer Beziehung von unermeßlichen Folgen gewesen. Daß die Grundsätze von 1789 die große Mehrheit des französischen Volkes für sich hatten, war längst nicht mehr zweifelhaft, aber es wurde erst jetzt gewiß, daß die Revolution auf die Linientruppen eben so sicher wie auf die Nationalgarden zählen konnte. An jenem Tage standen sich die Anhänger einer sich erhebenden und die einer sinkenden Ordnung der Dinge, zum ersten Mal, mit großer Macht und bewaffneter Hand gegenüber. Valmy ist der Ausgangspunkt zu einer neuen Epoche gewesen.

Die beiden Heere blieben jetzt eine Zeit lang ruhig neben einander gelagert. Dumouriez hatte mit dem preußischen Hauptquartier geheime Unterhandlungen angefangen. Es ward ein Waffenstillstand auf unbestimmte Kündigung abgeschlossen, und die Auswechslung der Gefangenen festgesetzt. Von Seite der Verbündeten war man so ungroßmüthig, die gefangenen französischen Ausgewanderten ihrem Schicksal, d. h. dem Tode, zu überlassen. Friedrich Wilhelm II. hatte anfänglich die Wiedereinsetzung Ludwig XVI. in seine verfassungsmäßigen Rechte verlangt. Als die Nachricht von der Erklärung der Republik einlief, beschränkte sich die Verwendung Preußens auf die Freilassung des entthronten Königs, aber Dumouriez war außer Stande, hierüber eine Zusicherung zu geben. Durch diese Weigerung gereizt, beschloß der preußische Monarch eine neue Schlacht zu wagen, und nach Paris vorzurücken. Es ward zu diesem Zweck ein Kriegsrath versammelt (26. September). Der Herzog von Braunschweig und die ersten preußischen Generale waren einem solchen Plan entgegen, der König schien jedoch auf seinem Sinne beharren zu wollen. Aber das schon seit dem Ueberschreiten der französischen Grenze ungünstig gewesene Wetter ward jetzt immer hinderlicher. Der Regen fiel in Strömen herab, und der lehmige Boden erschwerte jede Bewegung.

Bei dem Mangel an Brod und Fleisch nahmen die preußischen Krieger ihre Zuflucht zu unreifen Trauben und rohen Feldfrüchten. In Folge dessen stellten sich Krankheiten unter ihnen ein, welche das Heer mehr, als die blutigste Schlacht gethan haben würde, schwächten.

Danton, der damals in Paris allmächtig war, hatte einige Vertraute, unter Anderen Westermann, von dem am 10. August der Angriff auf die Tuileries geleitet worden, an Dumouriez abgeschickt. Danton hielt es, in Voraussicht der im Konvent bald eintretenden Spaltungen, und der sich im Westen und Süden Frankreichs ankündigenden, der Revolution feindlichen, Gährung für nothwendig, die äußeren Gefahren für die entstehende Republik möglichst zu vermindern. Auch glaubte er, wie die meisten französischen Machthaber, Preußen von Oesterreich trennen zu können.

Danton ermächtigte deshalb Dumouriez zu einer Uebereinkunft mit dem Herzoge von Braunschweig, vermöge deren dieser sich, ohne beunruhigt zu werden, bis an die Grenze zurückziehen sollte. Friedrich Wilhelm II. schwankte noch immer, und fand es peinlich, seinen so lange gehegten Entwürfen entsagen zu müssen. Ein besonderer Umstand überwand zuletzt seine Bedenklichkeiten. Die Berührungen zwischen dem preußischen und französischen Hauptquartier, und das Eintreffen französischer Unterhändler hatte das Mißtrauen der Oesterreicher erregt, welche einen Abfall Preußens von dem Bündniß, ja einen Anschluß desselben an Frankreich für möglich hielten. Diese ganz unbegründete Voraussetzung veranlaßte den österreichischen Hof, die Generale Clairfait und Hohenlohe von der Hauptarmee abzurufen. Ersterer sollte das mit der Belagerung Lille's beschäftigte österreichische Korps verstärken, letzterer das Luxemburgische decken. Durch diesen Abzug wurde die unter Braunschweig stehende Armee zu schwach, um Dumouriez, wenn derselbe seine Macht zusammenhielt, mit Erfolg bekämpfen zu können. Die letzten Hindernisse, welche einer Konvention zwischen dem preußischen und französischen Hauptquartier, auf Grund der Räumung Frankreichs, noch entgegengestanden hatten, wurden durch die Abberufung der Oesterreicher gehoben.

Am 1. Oktober trat das preußische Heer seinen Rückmarsch an. Es hatte auf dem ganzen Wege von der vorgerückten Jahreszeit, dem Mangel an Lebensmitteln, und verheerenden Krankheiten zu leiden. Die Franzosen folgten den Preußen, ohne sie anzugreifen. Sie wären dazu auch nicht stark genug gewesen, indem Dumouriez 30,000 Mann seiner besten Truppen, unter Beurnonville, nach der belgischen Grenze abgeschickt hatte. Die preußischen Besetzungen von Longwy und Verdun

konnten, ohne aufgehalten zu werden, der Hauptarmee nachziehen. Am 23. Oktober überschritt das preußische Heer die luxemburgische Grenze, und der Krieg hatte auf dieser Seite für den Augenblick ein Ende genommen.

Nach diesem verfehlten Feldzuge in der Champagne erkaltete der Eifer Friedrich Wilhelm II. gegen das revolutionaire Frankreich eben so plötzlich, als er sich schnell entzündet hatte. Seine Gesinnungen veränderten sich nicht, aber die deren Bethätigung entgegenstehenden Schwierigkeiten erschienen ihm jetzt eben so bedeutend, als er sie vorher zu gering angeschlagen hatte. Er wandte seine Aufmerksamkeit jetzt vorzugsweise dem Osten, und der sich vorbereitenden neuen Theilung Polens zu.

Nach dem ursprünglichen Kriegsplan der Verbündeten hatte der Mittelrhein durch ein von dem österreichischen General Grafen von Erbach befehligtes Korps vor feindlichen Angriffen gedeckt werden sollen. Diese Truppen hatten aber der Hauptarmee nachrücken müssen, und die deutsche Grenze war auf diesem Punkt ohne hinreichende Vertheidigungsmittel gelassen worden. Der General Custine, der in Landau, das damals zu Frankreich gehörte, stand, benutzte Erbach's Entfernung, überfiel Speier, wo sich ein großes österreichisches Magazin befand, nahm dasselbe fort, und machte die Besatzung kriegsgefangen. Die französische Revolution war, bevor sie ihre dunkle Seite vollständig herausgekehrt hatte, überall, besonders aber in den Rheingegenden, mit Beifall aufgenommen worden. Custine war mit den Freunden der neuen Ideen in Mainz in Verbindung getreten, und erschien plötzlich vor dieser Festung, welche für das Bollwerk des westlichen Deutschlands galt. Der unfähige und furchtsame kurmainzische Gouverneur von Gymnich ergab sich sogleich, und erhielt unter der Bedingung, binnen Jahresfrist nicht gegen Frankreich zu dienen, mit der Besatzung freien Abzug (23. Oktober). Der zunächst nach ihm kommandirende Officier, Eickemeier, hatte besonders auf diesen Entschluß seines Vorgesetzten eingewirkt. Die schwachen geistlichen Regierungen am Rhein waren, früher wegen ihrer Milde geliebt, im Laufe der Zeit dem Volke gleichgültig, und den Gebildeten anstößig geworden. Hierzu kamen die Versprechungen der Franzosen, welche sich als Befreier und Brüder ankündigten. Manche der geistreichsten und verdientesten Männer, unter Anderen der Weltumsegler Georg Forster, der als Bibliothekar in Mainz lebte, ließen sich von den Vorspiegelungen der fremden Eroberer verführen, büßten aber ihren Irrthum später mit Vernichtung ihres ganzen Lebensglücks. Eickemeier, Forster, Böhmer u. s. w. glaubten nicht, durch ihre Hinneigung zu den Franzosen, Deutschland zu verrathen, sondern

für deſſen Beglückung zu arbeiten. In Mainz wurde alsbald Alles auf franzöſiſchen Fuß eingerichtet. Man rief einen Nationalkonvent zuſammen, und trug ſich anfänglich mit dem Gedanken an Gründung einer eigenen Rheiniſch-Deutſchen Republik, mußte ſich aber zuletzt zur Vereinigung mit Frankreich entſchließen. Die Bevölkerung war anfänglich den Franzoſen zugethan geweſen. Aber die theils vom Kriege unzertrennlichen, theils die derſelben vom Feinde willkührlich hinzugefügten Leiden brachten in dieſer Stimmung, nach kurzer Zeit, eine ſtarke Veränderung hervor.

Cuſtine hätte, wenn er raſcher und thätiger geweſen, ſich der Feſtung Ehrenbreitenſtein bemächtigen, dem Heere, welches Dumouriez nach den Niederlanden führte, die Hand reichen, und die Preußen zur gänzlichen Räumung des linken Rheinufers zwingen können. Die vorher von den kleinen geiſtlichen und weltlichen Fürſten des weſtlichen Deutſchlands ſo gering geſchätzten Franzoſen jagten jetzt einen allgemeinen Schrecken ein. Jede Landſchaft ſuchte ſich ſo viel als möglich den Schein der Neutralität zu geben. Cuſtine verſäumte es glücklicher Weiſe, den Rhein hinabzuziehen, ließ aber durch den unter ihm kommandirenden General Neuwinger Frankfurt am Main beſetzen, und legte dieſer alten Reichsſtadt große Geldopfer auf. Die frankfurter Behörden hatten ebenfalls Alles, was den Franzoſen mißfallen konnte, vermieden, aber die unteren Volksklaſſen verhehlten ihre Feindſchaft gegen die fremden Dränger nicht, und vereinigten ſich mit den Preußen und Heſſen, als dieſe am 2. December die Franzoſen angriffen, und aus Frankfurt vertrieben.

Der ſardiniſche Hof hatte die franzöſiſchen Ausgewanderten von Anfang an mit beſonderer Auszeichnung aufgenommen, und dem Grafen von Artois lange eine Zuflucht gewährt. Von Turin waren die auf das ſüdöſtliche Frankreich berechneten royaliſtiſchen Pläne ausgegangen. Der König Viktor Emanuel IV. war, dem Andringen ſeiner Umgebungen nachgebend, in das öſterreichiſch-preußiſche Bündniß eingetreten (27. Julius). In Folge deſſen erhielt der franzöſiſche General Montesquiou, welcher an der Spitze der Südarmee ſtand, Befehl, in Savoyen einzufallen, wo franzöſiſche Sendlinge ſchon ſeit längerer Zeit die Bevölkerung gegen ihre Regierung eingenommen hatten. Die ſardiniſchen Truppen waren, obgleich in dieſem Lande ſeit langer Zeit Alles auf das Militairweſen gegründet geweſen, nicht zum Kriege vorbereitet. In der Nacht vom 21. zum 22. September drang Montesquiou durch den Paß von San Parelliano in Savoyen ein. Die Sardinier wichen überall zurück. Am 25. September rückten die Franzoſen in Chambery ein. Die Bevölkerung ſchloß ſich ihnen damals mit Vorliebe an, ſollte ſich aber in der Folge, durch

die vielen ihr aufgelegten Lasten wieder zu ihren früheren Zuständen hingezogen fühlen.

Um dieselbe Zeit ward ein anderer Theil der sardinischen Staaten, die Stadt und Grafschaft Nizza, von dem französischen General Anselme, ohne Widerstand zu finden, mit 12,000 Mann besetzt. Da das Volk sich dort den Franzosen weniger entgegenkommend als in Savoyen zeigte, so wurde das Land hart mitgenommen, und mit Gelderpressungen und Naturallieferungen aller Art heimgesucht.

In Genf, wo es zwar keinen Adel, aber eine reiche, im Besitz der Regierung befindliche Klasse, eine Aristokratie gab, war auch eine Volkspartei vorhanden, welche sich für unterdrückt hielt, und seit dem Ausbruch der Revolution auf französische Hülfe hoffte. Der französische Finanzminister Claviere, ein geborner Genfer, der, zehn Jahre vorher, wegen seiner demokratischen Grundsätze aus seiner Vaterstadt vertrieben worden war, stand mit den Unzufriedenen in Genf in naher Verbindung, und munterte sie zu einer Erhebung gegen ihre Regierung und Verfassung auf. Der genfer Staatsrath suchte, um dieser Gefahr zu begegnen, die Hülfe Bern's nach, welches Genf sogleich besetzen ließ, und außerdem ein Beobachtungskorps im Waatlande aufstellte. Dies ward in Paris als eine Verletzung des Traktats von 1782 angesehen, vermöge dessen die Eidgenossenschaft, Sardinien und Frankreich nur gemeinschaftlich, aber keine dieser Mächte nach eigenem Gutdünken, in den genfer Angelegenheiten einschreiten konnten. In diesem Falle waren es aber die Einflüsterungen und Ränke eines französischen Ministers, wie Claviere, welche Genf bedrohten, das sich deshalb unmöglich um Unterstützung an dasselbe Land wenden konnte, von welchem aus seine Ruhe bedroht wurde. Montesquiou erhielt, nachdem er Savoyen besetzt hatte, Befehl, die Berner aus Genf zu vertreiben, und daselbst die Volkspartei in die Höhe zu bringen. Claviere dachte zugleich in der reichen Stadt große Kontributionen erheben, und ein dort befindliches Waffendepot fortnehmen zu lassen. Montesquiou wollte zu einer so empörenden Handlung, wie ein Angriff auf Genf, welches den Franzosen nicht die entfernteste Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben, nicht die Hand bieten, ließ die ihm von Paris zukommenden Befehle unausgeführt, ward von dem Konvent in Anklagestand versetzt, und mußte, um sein Leben zu retten, die Flucht ergreifen. Genf entging für den Augenblick dem ihm zugedachten Schicksal, erlebte aber bald nachher eine Umwälzung in demokratischem Sinne, mußte sich unter französischen Schutz stellen, und wurde zuletzt seiner Unabhängigkeit beraubt.

Dumouriez hatte ſich, als die Preußen ihren Rückzug angetreten, nach Paris begeben, um dort die Ausführung ſeines Lieblingsplans, die Eroberung Belgien's, zu betreiben. Er erſchien im Jakobinerklub, und zeigte ſich den Demagogen fügſam, konnte aber gleichwohl Robespierre's Mißtrauen und Marat's Ausfällen nicht ganz entgehen. Dumouriez, deſſen Kühnheit und Scharfblick Frankreich ſo viel verdankte, ward nicht mit der Auszeichnung behandelt, welche ſeinem Verdienſt gebührte. Denn jeder Klubredner glaubte damals für die Republik mehr Bedeutung als ſelbſt der erſte General zu beſitzen. So grundſatzlos Dumouriez auch war, das wüſte Weſen, die rohe Anmaßung der Demagogen flößten ihm einen tiefen Widerwillen ein. Der geiſtreiche und gewandte Mann ließ jedoch Alles über ſich ergehen, um nur kein Hinderniß bei ſeinen Abſichten auf Belgien zu finden.

Am 28. Oktober (1792) überſchritt Dumouriez die belgiſche Grenze. Der Oberbefehlshaber der öſterreichiſchen Streitkräfte, Herzog Albert von Sachſen-Teſchen, von welchem Lille vorher vergeblich belagert worden, hatte Clairfait an ſich gezogen, und mit 26,000 Mann bei dem Dorfe Jemappes eine ſtark verſchanzte Stellung genommen. Dort kam es am 6. November zu einer Schlacht, in welcher die Oeſterreicher nach tapferem Widerſtande gänzlich geſchlagen wurden. Gegen 6000 öſterreichiſche Todte und Verwundete, beinahe ein Viertheil des Heeres, bedeckten das Schlachtfeld. Die Franzoſen waren noch einmal ſo ſtark als die Oeſterreicher, zählten aber viele Rekruten und Nationalgarden in ihren Reihen, die jedoch alle mit dem größten Muth gefochten hatten. Dumouriez zeigte ſich, wie gewöhnlich, voller Feuer und Leben, und verſtand es, ſeine Soldaten mit der ihn ſelbſt belebenden Zuverſicht zu erfüllen. Von dem neunzehnjährigen Herzog von Chartres, ſeitdem ſein Vater ſeinem Titel entſagt hatte, der junge Egalité genannt, war der Sieg durch die von ihm geleitete Beſtürmung des öſterreichiſchen Centrums entſchieden worden. Die franzöſiſche Infanterie hatte zum erſten Mal unter dem Klange der marſeiller Freiheitshymne angegriffen. Viertauſend Franzoſen waren gefallen. Zwei Tage nach der Schlacht kapitulirte Mons, acht Tage nachher zogen die Franzoſen in Brüſſel ein.

Die Schlacht von Jemappes hat einen großen Einfluß auf den Gang der Revolution ausgeübt. Es folgte ihr nicht nur die Räumung Belgien's von Seiten der Oeſterreicher, ſondern ſie war es vornehmlich, durch welche der kriegeriſche Sinn der Franzoſen erhöht, und das Selbſtgefühl der Oeſterreicher geſchwächt wurde. Durch den ſiegreichen Feldzug in Belgien nahm der öffentliche Geiſt in Frankreich plötzlich eine

militairische und erobernde Richtung an, und die Grundsätze von 1789, welche sich als ihr Ziel, Freiheit im Innern und Frieden mit dem Auslande, vorgesetzt hatten, traten in den Hintergrund zurück.

---

26. Ludwig XVI. Proceß und Hinrichtung.

In der ersten Nationalversammlung hatte es auf der einen Seite Absolutisten, Anhänger ständischer Privilegien, dem Geiste der Zeit und den Wünschen der Nation mehr oder weniger widerstrebend, auf der anderen Seite Konstitutionelle, Liberale, einem gewissen Vernunftideale nachjagend, aber keine Republikaner gegeben. Selbst auf der äußersten Linken war die Monarchie als der unentbehrliche Schlußstein in dem neuen Bau angesehen worden. Aus dem gänzlichen Verfalle der alten Einrichtungen, dem ungestümen Vorwärtsdrängen der Neuerer, und dem eigenthümlichen Charakter der Constituante, deren Majorität sich mehr von allgemeinen Principien als der praktischen Erfahrung bestimmen ließ, war eine Verfassung, wie die von 1791, hervorgegangen, in welcher es zwar einen Thron gab, der aber, so zu sagen, in der Luft schwebte, und sich auf keine naturgemäße Grundlage stützte, sondern ganz vereinsamt da stand. Das Wesentliche in den neuen Einrichtungen war nicht das Königthum und die Nationalversammlung, sondern das Municipalsystem geworden, welches aus jeder Kommune einen besonderen kleinen Staat machte, der nur sehr lose mit dem Ganzen zusammenhing. Die Verwerfung aller überlieferten Zustände war zugleich von einer in den unteren Klassen im Stillen schon lange bestandenen, aber plötzlich hervorbrechenden Gährung begleitet gewesen, die keine Grenzen zu kennen, und Alles in Frage zu stellen schien. Dieser Zustand konnte unmöglich von Dauer sein. Es mußte entweder rückwärts oder vorwärts gegangen werden. Der Thron konnte sich, ohne eine politische Basis, da das alte patriarchalische Verhältniß des Volkes zu ihm durchaus verschwunden war, ohne die Errichtung eines Senats, eine größere Centralisirung der Verwaltung, eine Verstärkung der vollziehenden Gewalt, unmöglich halten.

Der Fluchtversuch Ludwig XVI. im Junius 1791, seine Verhaftung und Suspendirung, und die dadurch wahrscheinlich gewordene Meinung von der Unvereinbarkeit seiner Ueberzeugungen mit den Ideen der Revolution hatten allmälig eine republikanische Partei aufkommen lassen,

die, anfänglich äußerſt ſchwach, in der Linken der zweiten Nationalverſammlung ihren Ausdruck fand. Noch hätte der Untergang der Monarchie, ungeachtet aller ihr beigebrachten Wunden, abgewandt werden können, wäre nicht die perſönliche Schwäche Ludwig XVI. ein unüberſteigliches Hinderniß für ſeine Rettung geweſen. Wenn der unglückliche König eines entſcheidenden Entſchluſſes fähig geweſen wäre, wenn er, ſelbſt nachdem alle früheren Gelegenheiten zur Rettung von ihm vernachläſſigt worden, ſich wenigſtens beim Herannahen der äußerſten Gefahr, nach Sedan oder Rouen, zu la Fayette's oder la Rochefoucauld's Truppen, wozu noch am Morgen des 10. Auguſt die Möglichkeit vorhanden war, begeben hätte, ſo würde die von den Demagogen herbeigeführte Aufregung, allerdings nicht augenblicklich, aber doch allmälig, nachgelaſſen haben, und die gemäßigte Partei wiederum emporgekommen ſein.

Das in den beſitzenden Klaſſen unmöglich lange zu unterdrückende Bedürfniß der Ordnung würde ſich zuletzt unwiderſtehlich geltend gemacht, den rechtmäßigen König, wohin er ſich auch gewandt haben mochte, zurückberufen, und ihm die zu ſeiner Stellung nothwendige Macht wiedergegeben haben. Denn Ludwig XVI. war niemals der Maſſe der Nation, ſelbſt nicht in Paris, wo die Revolution ſich am Meiſten befeſtigt hatte, fremd oder verhaßt geworden. Es war nur eine Faktion, welche an ſeinem Sturze arbeitete. Aber die Rathloſigkeit dieſes Königs, der weder zu kämpfen, noch zu fliehen verſtand, ſondern am 10. Auguſt, blos um nicht handeln zu müſſen, blindlings in die Mitte ſeiner erklärteſten Gegner, wie in eine Falle, ſtürzte, hatte Alles verdorben, und der extremen Revolution das Thor geöffnet. Ludwig XVI., in irgend einer franzöſiſchen Grenzfeſtung, oder ſelbſt im Auslande befindlich, aber frei, würde unter den Franzoſen höchſt wahrſcheinlich das Gefühl der Unentbehrlichkeit der Monarchie geweckt, und die Nation, der Parteikämpfe überdrüßig, der Nothwendigkeit ſeiner Wiedereinſetzung nicht lange widerſtrebt haben.*) Aber Ludwig XVI. verhaftet, ohne Berührung mit der Welt, in der Gewalt ſeiner Feinde, konnte den äußerſten Folgen ſeiner Entſetzung ſchwer entgehen.

Schon in der Legislativen waren die beiden Fraktionen der demokratiſchen Partei, die Jakobiner und Girondiſten, einander fremd gewor-

*) Es war dies, ſelbſt nach der Schlacht vom Valmy, noch die Meinung der in der Champagne kommandirenden Generale. Kellermann ſagte, als die Preußen ihren Rückzug antraten: „Jetzt, hoffe ich, wird der König bald in die Tuileries zurückkehren!“

den, obgleich ihr gemeinsamer Kampf gegen die Feuillants sie von einer offenen, gegenseitigen Befehdung abgehalten hatte. Die Gironde wollte gewisse Begriffe von Ordnung und Recht verwirklicht, und die Grundlage der Verfassung von 1791, das staatliche Uebergewicht des Mittelstandes, wie es 1789 hervorgetreten, erhalten sehen. Wenn Ludwig XVI. dieselbe vor dem 10. August wieder in das Ministerium berufen hätte, so würde sie nichts gegen ihn unternommen, an seiner ohnedies so beschränkten Macht nicht weiter gerüttelt haben. Die Jakobiner dagegen wollten weder von der Konstitution von 1791, noch selbst nur von einem Schatten von Monarchie, und der Macht des Bürgerstandes Etwas wissen, sondern beabsichtigten die Bewegung immer weiter zu führen, und das Gewicht der Massen in die Wagschale der Ereignisse zu werfen, um durch diese sich der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu bemächtigen.

Im Konvent traten sich die Jakobiner und Girondisten*) entschieden entgegen. Seit der Abschaffung des Königthums konnte das Ruder nur von einer dieser beiden Parteien ergriffen werden. Es saßen im Konvent keine Monarchisten, Feuillants, Konstitutionelle, wenigstens konnten sie ihre Gesinnungen nicht zeigen. Beide Theile glaubten sich aber zur Leitung der Revolution berufen, und suchten sich gegenseitig davon auszuschließen, denn nicht nur die Verschiedenheit ihrer Grundsätze, sondern auch die Persönlichkeit ihrer hervorragendsten Mitglieder ließ zwischen ihnen keine Verschmelzung zu.

Zu der Gironde gehörten die ersten Redner des Konvents und die ansprechendsten Charaktere, welche in demselben erschienen sind. Sie besaß theils wirklich ein gewisses Maß von Humanität und Philanthropie, theils trug sie es zur Schau. Die Girondisten waren von einer aufrichtigen Liebe für die Freiheit beseelt, trauten dem Volke dafür denselben Geschmack und dasselbe Verständniß wie sich selbst zu, und wollten dabei so wenig Zwang als möglich angewandt wissen, versäumten aber eben deshalb ihre Partei durch künstliche Mittel, wie von den Jakobinern geschah, zu vergrößern, sie zu organisiren, ihr eine bestimmte unterscheidende Stelle in der Nation zu geben. Die Gironde wurde von dem

*) Obgleich im Anfange des Konvents die meisten Girondisten noch den Jakobinerklub besuchten, so fand dennoch zwischen ihnen und den Jakobinern längst ein großer innerer Gegensatz statt, und es ist ersteren deshalb vom Hause aus die Benennung beigelegt worden, unter der sie in der Geschichte bekannt sind. Aber auch die äußere Trennung zwischen Jakobinern und Girondisten begann schon früh, indem Fauchet im September, Brissot im Oktober vom Klub ausgeschlossen wurden

aufgeklärten und wohlhabenden Mittelſtande jener Zeit als ſein Vorbild angeſehen, war aber, wie dieſer ſelbſt, ohne Halt, ohne Thatkraft, ohne klar erkanntes Ziel.

Die Jakobiner zählten in ihrer Mitte viel weniger Perſonen, als die Gironde, die, ohne die Parteiſtellung, Etwas durch ſich ſelbſt geweſen wären, und ihr ganzes Weſen war den gebildeten Klaſſen anſtößig. Aber ſie hatten, vermöge ihrer extremen demokratiſchen Richtung, tiefe Wurzeln in der Gunſt der Menge, beſonders der pariſer, geſchlagen, ſtützten ſich auf das bewaffnete Proletariat, und verſtanden es, nicht nur ihre Grundſätze auszubreiten, ſondern auch ihrer Geſellſchaft eine feſte Geſtalt zu geben, den Einzelnen an ſie zu ketten, ſich unter einander zu beaufſichtigen, Taktik und Disciplin anzuwenden, und Alles auf Erreichung eines beſtimmten Zweckes, den Sturz ihrer Gegner und Nebenbuhler, zu richten. Die Girondiſten hielten nur gewiſſe Mittel, um ihre Abſichten zu erreichen, für erlaubt, und ſchloſſen Alles, was einen zu gewaltſamen Charakter an ſich trug, aus. Die Jakobiner kannten keine Scheu, und waren zur Anſtiftung und Begehung jedes Frevels geneigt, wenn ihnen derſelbe für ihre Parteibeſtrebungen nützlich erſchien. Zu der Verſchiedenheit der Meinungen trat noch der perſönliche Ehrgeiz hinzu, indem Beide begriffen, daß nur der Untergang der Einen den Anderen den Weg zur Herrſchaft bahnen konnte.

In der Regierung waren die Jakobiner in der erſten Zeit des Konvents gar nicht vertreten. Nachdem Danton das Juſtizminiſterium niedergelegt hatte, übte Roland, als Miniſter des Innern, den meiſten Einfluß in dem Exekutivrathe aus. Garat war, auf zweier Girondiſten, Briſſot's und Genſonné's, Empfehlung, zu Danton's Nachfolger ernannt worden. Der Kriegsminiſter Pache war durch Roland zu dieſem Amt gekommen, und damals noch dieſes letzteren Freund. Petion wurde im Oktober faſt einſtimmig zum Maire von Paris gewählt. Er lehnte ab, und ein Arzt Namens Chambon trat in ſeine Stelle. Petion's Ernennung hatte jedoch ſeine Popularität bewieſen, und konnte von ſeiner Partei für ein glückliches Zeichen angeſehen werden.

Im Konvent nahmen die Girondiſten im Anfange ebenfalls eine günſtige Stellung ein. Das Bureau der Verſammlung war bei der erſten Bildung deſſelben aus ihrer Mitte gewählt worden. Sie ſaßen auf der rechten Seite, die Jakobiner, ihre Gegner, auf der linken. Der Ausſchlag bei der Abſtimmung mußte in der Regel vom Centrum abhängen, zu welchem der Theil der Deputirten gehörte, welcher keiner ausſchließenden Fahne folgte, ſondern die Meinung für ſich hatte, ſich nur

nach dem allgemeinen Staatsintereſſe zu richten, und von gemäßigten Geſinnungen erfüllt zu ſein. Das Centrum fühlte ſich mehr zu den Girondiſten als zu den Jakobinern hingezogen.

Die Gironde beging aber eine Menge von Fehlgriffen, welche allmälig den Verluſt ihrer überlegenen Stellung nach ſich zogen. Im Vertrauen auf ihre Beliebtheit bei dem Mittelſtande und ihre Beredſamkeit, griff ſie ſeit Ende Septembers bei jeder Gelegenheit die Bergpartei,*) aber ohne hinlängliche Beweismittel, ohne Vorausſicht, mit mehr Leidenſchaft als Urtheil an. Sie war ungeſchickt genug, über Robespierre, Danton, Marat zu gleicher Zeit herzufallen, anſtatt ſie, den einen nach dem anderen, zu bekämpfen. Das hauptſächlichſte Angriffsmittel, welches die Girondiſten gegen die Jakobiner in Bewegung ſetzten, war die Anklage, die Septembermetzeleien veranlaßt, und dieſelben zur Aufopferung perſönlicher Gegner benutzt zu haben. Robespierre ward außerdem beſchuldigt nach der Diktatur zu ſtreben. Danton wurden Unterſchleiſe Schuld gegeben. Man las auf der Rednerbühne Stellen aus Marat's „Ami du Peuple“ vor, worin derſelbe die Meinung ausſprach, daß es zur Sicherſtellung der Republik des Abſchlagens vieler tauſend Köpfe bedürfe. Es war ein großer Irrthum, daß die Gironde zur Bekämpfung eines ſo pupulairen und in ſeiner Art konſequenten Demagogen, wie Robespierre, das leichtwiegendſte ihrer Mitglieder, Louvet, den Verfaſſer des Faublas, anſtatt Vergniaud, den größten Redner der Verſammlung, verwandte. Es ward Robespierre nicht ſchwer, den ihm gemachten Vorwurf, in der Weiſe, wie er aufgeſtellt wurde, zurückzuweiſen. Er antwortete: „Durch welche Mittel könnte ich mich der oberſten Gewalt bemächtigen? Meine Gegner ſitzen im Miniſterium, gebieten über die Schätze und Streitkräfte der Republik. Ich bin nichts als ein Volksvertreter, wie es deren viele giebt, habe nichts als meine Stimme. Kann man mir ohne Ungerechtigkeit das Vertrauen meiner Mitbürger zum Vorwurf machen? Ohne mich für wahnſinnig zu halten, wird mich Niemand des mir Schuld gegebenen Anſchlages für fähig halten!“ — Der Vorwurf, welcher Robespierre gemacht werden konnte und den die Gironde nicht gehörig hervorhob, waren die heuchleriſchen und trügeriſchen Mittel, durch welche derſelbe um die Volksgunſt warb.

*) Dieſen Namen (la Montagne) führten die Deputirten, welche, in dem amphytheatraliſch eingerichteten Sitzungsſaale, auf den oberſten Bänken der Linken ſaßen, und zu welchen, außer Robespierre, Danton, Marat, faſt alle Konventsmitglieder gehörten, welche ſich in der Schreckenszeit berüchtigt gemacht haben.

und dadurch allerdings ſeine ſpätere Diktatur vorbereitete. Die Girondiſten, meiſt Advokaten, zogen, bei ihren Anklagen, ungenügende poſitive Beweiſe ausreichenden moraliſchen Gründen vor. — Danton entſchuldigte den Mangel an Rechnungsablegung über die Verwendung der ihm, nach dem 10. Auguſt, bewilligten außerordentlichen Fonds mit der Eile aller damals getroffenen Maßregeln, und dem Drange der Zeit, welche die Beobachtung der gewöhnlichen Formen unmöglich gemacht hätten. — Marat geſtand ein, daß er die Ausrottung aller offenbaren und geheimen Feinde der Freiheit, die zahlreich wären, für wünſchenswerth halte.

Der Konvent ging zuletzt nicht nur über die Anträge gegen die drei Demagogen zur Tagesordnung über, ſondern die Girondiſten fingen, da ihr Angriff auf die Führer der Bergpartei nicht gelungen war, in der öffentlichen Meinung zu verlieren an. Danton ſchleuderte ihnen die Anklage auf Föderalismus entgegen. „Während ich," rief er mit Ungeſtüm aus „damit beſchäftigt war, Veranſtaltungen zur Sicherheit des Vaterlandes gegen die Verſchwörer im Innern, und zu ſeiner Vertheidigung gegen den äußeren Feind zu treffen, gab es Menſchen, welche die verrätheriſche Abſicht hegten," er zeigte hierbei nach den Bänken der Gironde „die Hauptſtadt zu verlaſſen, und Frankreich in einzelne Republiken aufzulöſen, um in denſelben für ſich eine Macht zu gründen!" — Die Gironde war eben ſo weit, wie Danton ſelbſt, davon entfernt, Frankreich wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika einrichten zu wollen. Wenn Roland und einige Andere die Preußen damals nicht in Paris erwarten, ſondern den Sitz der Regierung nach einem anderen Orte verlegen wollten, ſo ſollte dies nur eine proviſoriſche Maßregel ſein, bis die Gefahr von der Hauptſtadt entfernt worden wäre. Aber die Jakobiner breiteten dieſe Anklage geſchäftig aus, die beſonders durch den Beſchluß des Konvents, auf die Münzen, die Aſſignaten und alle öffentlichen Dokumente die Bezeichnung „die einige und untheilbare Republik" zu ſetzen, in Umlauf kam. Denn das Volk dachte: „Warum dieſe Erklärung, wenn es nicht eine Partei giebt, die das Gegentheil von ihr beabſichtigt?"

Obgleich die Girondiſten allerdings menſchlicher und ſittlicher als die Jakobiner waren, ſo gingen ihre häufigen Angriffe auf die Septembermetzeleien doch mehr aus der Neigung, ihren Gegnern dadurch beizukommen, als aus Abſcheu vor der Sache ſelbſt hervor. Denn ſie hatten anfänglich darüber eben ſo wie die Jakobiner ſelbſt geſchwiegen. Erſt als ſie bemerkten, daß der Mittelſtand über die Gräuel empört, und vor

deren Erneuerung besorgt war, wollten sie dafür Rache genommen wissen. Das Centrum, welches die Septembertage für einen Nachklang des 10. August hielt, der vom Konvent als rechtmäßig anerkannt worden, war zwar der Wiederholung solcher Frevel äußerst entgegen, hielt es aber nicht für angemessen, über deren der Vergangenheit angehörige Verübung eine besondere Untersuchung zu verfügen.

Die Girondisten, von welchen kein einziger in der Hauptstadt gewählt war, welche allmälig alle sich vom Jakobinerklub zurückzogen oder von ihm ausgestoßen wurden, welche die Anhänglichkeit des bewaffneten pariser Proletariats an ihre Gegner kannten, glaubten, daß dem Konvent zu seiner Sicherheit eine nur von ihm abhängige militairische Macht unentbehrlich geworden sei. Dieselbe sollte aus den Departements, nach Maßgabe ihrer Bevölkerung, gezogen werden, und ungefähr 8000 Mann stark sein. Sobald die Gironde mit diesem Antrage hervorgetreten war, zeigten sich ihre Parteigenossen in den Departements zu dessen Verwirklichung bereit, und besonders ward in den größeren See- und Fabrikstädten lebhafter Eifer dafür bewiesen. Aber die 48 Sektionen der Hauptstadt protestirten feierlich gegen eine Maßregel, welche das pariser Volk beleidige, indem sie Mißtrauen gegen dasselbe darlege. Die Jakobiner beschuldigten die Girondisten, es damit auf die Herrschaft ihrer Partei in der Republik abgesehen zu haben. Diese beabsichtigte Konventsgarde sei, so wurde von ihnen behauptet, nicht zur Vertheidigung, sondern zur Unterdrückung der Freiheit bestimmt. Die Gironde wolle auch in deren Zusammensetzung den Föderalismus einführen. Der Konvent verwarf den Antrag.

Die Föderirten, welche vor dem 10. August nach Paris gekommen waren, und das Meiste zur Erstürmung der Tuileries beigetragen hatten, waren unterdessen zu den an der Grenze stehenden aktiven Korps abgeschickt worden. Auf Barbaroux's Veranlassung, der in Marseille großen Einfluß ausübte, kamen von dort her neue Föderirte in Paris an. Dieselben waren der Gironde zugethan, und man hörte nicht selten, während der zwischen der Rechten und Linken im Konvent geführten Streitigkeiten, in den Straßen den Ruf ertönen: „Es lebe Roland! Robespierre auf die Guillotine!" Aber der Minister des Innern, Roland, bezahlte, aus übel angebrachter Sparsamkeit, diese Banden schlecht, und sie wurden allmälig von den Jakobinern und dem vorstädtischen Gesindel, welchem sie außerdem durch Sitte und Lebensweise nahe standen, der Gironde abwendig gemacht. Der Kriegsminister Pache, früher seit Jahren Roland's Freund, trat, sei es aus Ueberspannung oder aus Feigheit, weil er in

dem Parteigewühl den endlichen Sieg der Jakobiner voraussah, zu denselben über. Er war es, der aus der Kasse seines Ministeriums,*) indem er die ihm ausgesetzten Etats weit überschritt, die Föderirten durch Spenden auf Seite der Jakobiner zog. Er stellte den bewaffneten Sektionen der Hauptstadt einen Artilleriepark von 120 Kanonen zur Verfügung, und versprach die in Paris befindlichen Linientruppen, auf welche die Bergpartei nicht zählen konnte, bei der ersten schicklichen Gelegenheit zu entfernen, damit das bewaffnete Proletariat Herr der Hauptstadt bliebe. Auf diese Art ward nach und nach den Girondisten von ihren Gegnern der Boden unter den Füßen fortgezogen. Am Ende des Jahres 1792 waren die Girondisten offenbar schwächer als die Jakobiner, obgleich die öffentliche Meinung in den Departements erstere noch eine Zeit lang oben erhielt.

Die königliche Familie, welche nach dem 10. August zuerst den Luxemburg, dann das Hotel des Justizministeriums bewohnen sollte, war, wie oben erwähnt worden, auf Verlangen der Kommune, nach dem Temple abgeführt worden. Aber in diesem, ohnedies seit langer Zeit unbewohnt gewesenen, Gebäude hatte man ihr den ungesundesten und düstersten Theil desselben, einen isolirt stehenden Thurm,**) zum Aufenthalt angewiesen. Es fehlten daselbst alle Bequemlichkeiten, an welche nicht nur hoch stehende, sondern überhaupt begüterte Personen gewöhnt sein konnten. Aber es war nicht dies, woran die königliche Familie den größten Anstoß nahm. Was sie drückte und peinigte, war die rohe und boshafte Behandlung, welche sie in der Regel von ihren Wächtern zu erdulden hatte. Der Eingang zu ihren Zimmern — Ludwig XVI. bewohnte das erste, seine Angehörigen das zweite Stockwerk des genannten Thurmes — die Korridors, die Treppen waren mit Nationalgardisten besetzt, die meist zu dem vorstädtischen Pöbel gehörten. Die von der Kommune abgeschickten Municipalbeamten wurden alle 24 Stunden abgelöst, damit sie sich nicht mit den Gefangenen befreunden konnten. Unter dem Vorwande der Bewachung traten die Sendlinge der Kommune zu jeder Stunde in die Zimmer ein, und hinderten die Prinzessinnen nicht selten am Aufstehen oder Schlafengehen. Alle Tage durften der König und die Seinigen eine Stunde lang in dem Hofe Luft schöpfen. Diese körperliche Erholung wurde ihnen aber durch die sie begleitenden

*) Am Ende seines nur viermonatlichen Ministeriums wurden ihm über 150 Mill. Fr. unbelegte Ausgaben nachgewiesen.

**) Dieser Thurm wurde unter Napoleon I. niedergerissen, während die übrigen Bestandtheile des Temple bis in die neueste Zeit vorhanden gewesen sind.

Umſtände zu einer geiſtigen Qual, der ſie ſich nur aus Rückſicht auf die Geſundheit der beiden Kinder*) unterzogen. Die königliche Familie war bei dieſen Spaziergängen auf allen Seiten von Bewaffneten umgeben, ſo als wenn ſie zur Hinrichtung geführt würde. Santerre, der reiche Brauer in der Vorſtadt St. Antoine, ſeit dem 10. Auguſt Generalkommandant der pariſer Nationalgarde, ſchritt dem Zuge mit bloßem Säbel voran, obwohl der Hof eng und von allen Seiten mit Mauern umgeben war, ſo daß kein Entkommen möglich geweſen wäre. Auf das Außenwerk des Thurmes hatten ruchloſe Hände, an den in die Augen fallendſten Stellen, das Bild einer Guillotine gezeichnet, das Ende andeutend, welches man den Gefangenen wünſchte. Sehr oft wurden in der Nähe der königlichen Familie niedrige, das Zartgefühl beleidigende Worte ausgeſtoßen, um die Prinzeſſinnen in Verlegenheit zu ſetzen. Manche unter den Wächtern bliesen der vorübergehenden Königin Tabacksrauch, wogegen man ſie ſehr empfindlich wußte, in das Geſicht. Nach Errichtung der Republik ward Ludwig XVI. gezwungen, den Stern zum Heiligen Geiſtorden und das Ludwigskreuz, die er bisher getragen, von ſeiner Kleidung abnehmen zu laſſen.

Die königliche Familie nahm das über ſie verhängte Geſchick, die großen wie die kleinen Qualen, und letztere ſind oft die peinlichſten, mit einer unbedingten Unterwerfung unter den Willen der Vorſehung auf, und ſetzte dem Drange der Umſtände eine unerſchöpfliche Geduld entgegen, was beſonders der Königin zum Verdienſt gereichte, die urſprünglich keine auf Ertragung von Leiden vorbereitete Natur geweſen war. Ludwig XVI. widmete die erſten Stunden des Tages Andachtsübungen, unterrichtete dann ſeinen Sohn, und las,**) da er einen großen Theil des Tages allein ſein mußte, ſehr viel. Denn nur bei der Mittags- und Abendmahlzeit, und auch dann nur unter den Augen der Sendlinge der Kommune, konnte die königliche Familie ſich in demſelben Zimmer vereinigen. Der religiöſe Sinn, welcher dieſe hohen Perſonen erfüllte, und beſonders Ludwig XVI. und ſeiner Schweſter Eliſabeth eigen war, von dem aber Marie Antoinette jetzt mit ergriffen wurde, hielt ſie in dieſer verzweifelten Lage aufrecht. Ludwig XVI. glaubte an ſeinem Schickſal ſchuldlos zu ſein, und hatte, von ſeinem Standpunkt aus,

*) Marie Thereſe de France, Madame Royale, geb. 1778. — Louis Charles de France, zuerſt Herzog der Normandie, nach dem Tode ſeines älteren Bruders Dauphin, geb. 1785.

**) Ludwig XVI. ſind, während der fünf Monate ſeiner Gefangenſchaft, 257 Bände in lateiniſcher, franzöſiſcher und engliſcher Sprache verabfolgt worden.

hierin auch vollkommen Recht, da die von ihm begangenen Mißgriffe keine freiwilligen oder abſichtlichen geweſen waren. Selbſt die unparteiiſchſte, von der königlichen Familie angeſtellte, Vergleichung zwiſchen ſich und ihren Verfolgern mußte ſo ſehr zum Vortheil erſterer ausfallen, daß das über ſie gekommene Unglück ihr nicht als eine Strafe des Himmels, ſondern als die Rache der Menſchen, nicht als ein Werk der Gerechtigkeit, ſondern der Prüfung erſchien.

Wie nach dem 5. Oktober (1789) in Verſailles, nach dem 20. Junius (1792) in Paris, ſo war auch nach dem 10. Auguſt der revolutionaire Fanatismus, nicht nur in den Departements, ſondern in Paris ſelbſt, geſunken, und hatte der Theilnahme und dem Mitleiden für Ludwig XVI. und ſeine Familie Platz gemacht. Ohnedies konnte bemerkt werden, daß die ſtädtiſche Bevölkerung, wenigſtens die wohlhabenden Klaſſen, gegen die öffentlichen Ereigniſſe*) gleichgültiger als je geworden. Die Bauern, welche einige Geldmittel beſaßen, waren mit der Erwerbung**) der Nationalgüter, deren Einrichtung und Bewirthſchaftung beſchäftigt, und fragten wenig nach Dem, was in Paris vorging. Nur allein der pariſer Pöbel und das ländliche Proletariat konnten noch zu anarchiſchen Unternehmungen in Bewegung geſetzt werden. Sonſt ſchien die Revolution ſtill zu ſtehen. Dieſe Stimmung wollten die Demagogen um keinen Preis ſich verbreiten, und Wurzeln ſchlagen laſſen. Die Jakobinerklubs in den Provinzen erhielten von Paris aus die Weiſung, die Anſchuldigungen gegen Ludwig XVI. unaufhörlich zu erneuern, und ihnen ſo viel Wiederhall und Oeffentlichkeit als möglich zu geben. Der Haß gegen Ludwig XVI., nicht als Menſchen, was unmöglich geweſen wäre, aber als König, als Repräſentanten des Abſolutismus, des Feudalweſens, der Privilegien, wurde in den beiden letzten Monaten des Jahres 1792 mit einer an Wahnſinn grenzenden Leidenſchaft angeſchürt. Auf den belebteſten Punkten der Hauptſtadt, in der Nähe der Tuileries und des Palais royal, in den öffentlichen Gärten, auf den Plätzen ſah man alle Tage Banden ſich verſammeln, welche, den Säbel in der Hand, „Capet***) auf die Guillotine!“ riefen. Die Sektio-

*) In Paris, damals einer Stadt von wenigſtens 700,000 Einwohnern, waren, ungeachtet des allgemeinen Stimmrechts, zur Ernennung des Maire, nur 15,454 Wähler erſchienen.

**) Bis zum 24. Oktober 1792 waren für 3000 Millionen Fr. Nationalgüter verkauft worden.

***) Dieſer Zuname des erſten Königs der dritten Dynaſtie war Ludwig XVI., dann und wann ſchon im Anfange der Revolution, ſpäter aber immer häufiger beigelegt worden.

nen sandten Deputationen an die Kommune, welche dieser dasselbe Verlangen ausdrückten. Bezahlte Gaukler führten im Freien Stücke auf, in welchen die Verurtheilung und Hinrichtung des Königs dargestellt wurde. Von den Demagogen in den Departements angestiftet, oft unter Drohungen dazu gezwungen, schickten die Volksgesellschaften Adressen an den Jakobinerklub in Paris ab, in welchen der Tod des Königs verlangt wurde.

Einem solchen Andrange wußte der Konvent nicht zu widerstehen. Da er es nicht gewagt oder nicht gewollt, Ludwig XVI. nach der Einführung der Republik in das Ausland zu entlassen, und dadurch seine persönliche Unverletzlichkeit anzuerkennen, so mußte er ihn, um die verlängerte Gefangenschaft zu rechtfertigen, einem gerichtlichen Verfahren unterwerfen. Kam es aber zu einem solchen, so war eine vollkommene Freisprechung des Königs unmöglich, indem die Revolution sich in diesem Falle selbst verurtheilt haben würde. Es konnte vorausgesehen werden, daß die extreme Partei sich zu der höchsten Stufe der Verläumdung, des Hasses, der Gewaltsamkeit gegen Ludwig XVI. hinaufschrauben werde, um denselben als einen öffentlichen Feind und großen Verbrecher erscheinen zu lassen.

Der Deputirte Valazé stattete am 6. November, im Namen der Kommission der Vier und Zwanzig, welche zur Untersuchung der nach dem 10. August in den Tuileries gefundenen Papiere niedergesetzt war,*) einen Bericht über die Frage: ob der König in Anklagestand zu versetzen sei? — ab. Derselbe fiel nicht nur bejahend aus, sondern Valazé ging noch über den ihm gewordenen Auftrag hinaus, indem er in voraus das auf den König anzuwendende Strafmaß berührte. Er erklärte sich zwar nicht für den Tod, meinte aber, daß die Entsetzung nicht genügen könne. Am 7. November sprach Mailhe, ein Advokat aus Toulouse, als Berichterstatter des Ausschusses für Gesetzgebung, in bestimmterer Weise über ein gegen den König einzuleitendes Verfahren. Er schloß damit, daß Ludwig XVI. vor dem Konvent angeklagt, und von demselben gerichtet werden solle. Valazé's Bericht war der Form, Mailhe's dem Sinne nach feindseliger gegen den König gewesen. Valazé gehörte zur Gironde, Mailhe zu den Jakobinern. Beide Parteien betheiligten sich demnach an den Vorbereitungen zu dem Proceß Ludwig XVI., aber mit dem Unterschied, daß die Gironde nicht für den Tod des Königs war, der Berg dagegen sich dessen persönlichen Untergang vorgesetzt hatte.

*) Rapport sur la Mise en Accusation du Roi.

Am 13. November begann die Verhandlung über Mailhe's Bericht. Dieſelbe ward von dem Deputirten Moriſſon eröffnet, der zwar Ludwig XVI. des Verrathes gegen Frankreich, und der Abſicht, nach Wiedereinführung des Despotismus geſtrebt zu haben, anklagte, aber die Unmöglichkeit ihn verurtheilen zu können behauptete, da er von der Konſtitution für unverletzlich erklärt worden. Die Bergpartei hatte in dieſem Fall vornehmlich St. Juſt mit der Vertretung ihrer Meinung beauftragt, weil derſelbe niemals vorher, wie Robespierre in der Conſtituante gethan, gegen die Anwendung der Todesſtrafe geſprochen hatte. St. Juſt ging von der Anſicht aus, daß der König nicht nur gerichtet, ſondern verurtheilt werden müſſe. Seine Freiſprechung würde eine Beleidigung der Vernunft und des Rechts ſein. Ludwig XVI. könne nur als Uſurpator und als Tyrann, aber nicht als Menſch und Bürger, behandelt werden. Die gewöhnlichen gerichtlichen Formen wären nur auf die Bürger in ihren Verhältniſſen zu einander und zu der Staatsgewalt anwendbar, ein König ſtehe aber außerhalb des natürlichen und geſetzlichen Verbandes. Ein ſolcher ſei ein öffentlicher Feind, deſſen man ſich ſo ſchnell und einfach als möglich entledigen müſſe. Jeder Einzelne habe ſchon das Recht, ſich an einem Uſurpator der Volksſouverainetät zu rächen, um ſo mehr ſtehe dies der Nation und deren Organ, dem Konvent, zu. „Was that man im alten Rom", ſagte St. Juſt, „um ſich von Cäſar zu befreien? — Drei und zwanzig Dolchſtiche genügten dazu. — Aufgeklärtere Zeiten werden ſich einſt darüber wundern, daß man einen König eines gerichtlichen Verfahrens für werth gehalten hat." — St. Juſt's Rede gab für den Proceß Ludwig XVI. den Ton an. Sie beſtärkte die Exaltirten in ihrem Fanatismus, indem ſie denſelben auf Grundſätze brachte, und ſchüchterte viele Beſſergeſinnte ein, indem die Behauptung der abſoluten Straffälligkeit des Königs die Annahme ſeiner Schuldloſigkeit als ein Vergehen gegen die Nation erſcheinen ließ. Unter ſolchen Verhältniſſen war es nicht ohne Gefahr, einem menſchlichen Gefühl Raum zu geben. Ganz gerecht zu ſein wagte Niemand.

Das unter dieſen Umſtänden Geeignetſte, was gegen die Verurtheilung Ludwig XVI. vorgebracht werden konnte, und zugleich die Meinung aller Derer ausſprach, welche, der herrſchenden Stimmung gegenüber, für gemäßigt gelten konnten, ging von einem Deputirten des Departements der Nieder-Seine Namens Faure aus. Derſelbe faßte die ganze Frage nicht von der politiſchen oder legalen, ſondern von der moraliſchen und individuellen Seite auf, und ließ ſich auf keine Unterſuchung über die Verantwortlichkeit oder Unverantwortlichkeit des Königs

ein. Faure ſuchte die Ludwig XVI. gemachten Vorwürfe dadurch zu entkräften, daß er auf die königliche Geburt und Erziehung des Angeklagten hinwies, deren unglücklicher Einfluß auf Charakter und Handlungsweiſe unvermeidlich wäre, aber eben deshalb auch Entſchuldigung verdiente. „Wie viele Könige", rief Faure aus, „ungleich ſchuldiger als Ludwig XVI., ſind ruhig in ihrem Bett geſtorben!" — Es reiche hin, die Monarchie abgeſchafft, und dadurch die früheren Uebelſtände mit der Wurzel ausgeriſſen zu haben. Aber man müſſe gegen den Nachſicht üben, der, ohne ſein Zuthun, früher in eine ſolche Lage geſtellt worden ſei. Die Republik ſei mächtig genug, um ſich gegen ihren gefallenen Gegner großmüthig zeigen zu können.

Viele Deputirte, namentlich in der Gironde, welche Ludwig XVI. durchaus nicht aufgeopfert wiſſen wollten, beſchuldigten ihn gleichwohl hart, nannten ihn Gewaltherrſcher — Unterdrücker — ſchloſſen aber damit, daß er, wegen der ihm von der Verfaſſung zugeſtandenen Unverletzlichkeit, nicht gerichtet werden könne. Es genüge, durch Aufzählung der Vergehen des Angeklagten, die Unverträglichkeit des Königthums mit dem öffentlichen Wohle nachzuweiſen, es ſei aber ungeſetzlich, ihn dafür beſtrafen zu wollen. Die Ausfälle und Beleidigungen gegen den König im Mund derjenigen, welche ihm das Leben zu erhalten wünſchten, ſollten die Freiheitsliebe der Redner beweiſen, und der ſchließlichen Erklärung zu Gunſten Ludwig XVI. um ſo mehr Gewicht geben. Aber die Vertheidigung nahm auf dieſe Weiſe einen zweideutigen, verhüllten Charakter an, und mußte ſich in engen Schranken halten, während die Anklage ſich auf einem offenen Felde erging und keine Rückſichten kannte. Auf das Volk machten nur die gegen den König erhobenen Vorwürfe Eindruck, während die Berufung auf die Verfaſſung von ihm nicht begriffen wurde.

Während dieſer Zeit ward eine Entdeckung gemacht, welche auf die öffentliche Meinung und das Schickſal des Königs nicht ohne Einfluß blieb. Ludwig XVI. hatte einige Wochen vor dem 10. Auguſt den Schloſſer Gamain in Verſailles, der ihn früher in Arbeiten ſeines Handwerks unterwieſen hatte, nach den Tuileries gerufen, und von ihm einen eiſernen, geheime Papiere enthaltenden Wandſchrank, in die Mauer eines Zimmers verſteckt, anbringen laſſen. Nach dem Umſturz des Thrones gab Gamain, aus Beſorgniß, ſpäter verantwortlich gemacht werden zu können, dem Miniſter des Innern, Roland, von dieſem Schrank Kenntniß. Roland trug die daſelbſt gefundenen Papiere in ſeine Wohnung, und theilte ſie erſt, nachdem er ſie allein durchgeſehen, dem Kon-

vent mit, der zu ihrer Prüfung eine Kommission niedersetzte. Diese Papiere, deren vollständige Aechtheit, in Bezug auf Ludwig XVI., nie genau ermittelt worden ist, bewiesen allerdings seine geheime Verbindung mit mehren einflußreichen Mitgliedern der Constituante und der Legislative, bezeichneten die Summen, durch welche er sich Anhänger zu verschaffen gesucht, und die er an hülfsbedürftige Getreue im In- und Auslande hatte vertheilen lassen, enthielten aber nichts, was als ein Verrath gegen die Unabhängigkeit und Sicherheit der Nation ausgelegt werden konnte. Nachdem der elsassische Deputirte Ruhl über den Inhalt des eisernen Wandschrankes Bericht erstattet hatte, wurde Mirabeau's Büste, weil er vom Hofe eine Pension bezogen, im Sitzungssaale des Konvents, bis auf Weiteres, mit einem Schleier bedeckt, im Jakobinerklub aber sogleich in Stücke geschlagen. Die Feinde Ludwig XVI. benutzten die Entdeckung der geheimen Papiere, um ihre Anschuldigungen gegen ihn auszudehnen, und ihn in einem noch gehässigeren Licht als bisher darzustellen. Im Volke wurden übertriebene Gerüchte über die Bedeutung des gemachten Fundes in Umlauf gesetzt, und zu verstehen gegeben, daß der König mit den gefährlichsten Absichten gegen die Freiheit umgegangen sei.

Ungeachtet der drangvollen Umstände wäre es doch noch möglich gewesen, das Aeußerste von Ludwig XVI. abzuwenden, wenn alle die, welche seine Aufopferung für unmenschlich oder unpolitisch hielten, sich zu seiner Rettung untereinander verbunden hätten. Im Grunde waren es damals (December 1792) nur Robespierre, St. Just und deren unmittelbarer Anhang, welche den Tod des Königs wollten. Das Leben Ludwig XVI. lag in den Händen der Girondisten, wenn diese die ihnen zu Gebot stehenden Mittel zu dessen Erhaltung folgerecht angewandt hätten. Ihre Absicht, den König zu retten, sobald sie dies ohne Gefahr für sich selbst thun konnten, war nicht zweifelhaft. Ganz allein dastehend vermochten sie es nicht. Aber mit Danton und Dumouriez im Bunde wären sie dazu stark genug gewesen. Danton, durch den 10. August emporgekommen, war, sei es, daß ihn der Sturm der Revolution schon erschöpft hatte, sei es, daß er die Folgen einer immer weiter gehenden Bewegung für sich und seine Freunde fürchtete, in der letzten Zeit auf Gedanken der Milde und Versöhnung geführt worden. Er hatte bei den ersten Verhandlungen über das gegen den König zu beobachtende Verfahren die Aeußerung hingeworfen, daß, unter allen Umständen, Ludwig XVI. eine Berufung an die Nation von dem Erkenntniß des Konvents offen bleiben müsse. Bei einer anderen öffentlichen Gelegenheit äußerte er, scheinbar absichts-

los, in Wahrheit aber um die öffentliche Meinung zu ergründen: „Ein Volk rettet ſich, aber rächt ſich nicht!“ — Unter Rettung verſtand er die Inſurrektion vom 10. Auguſt, unter Rache die Verurtheilung des Königs. — Obgleich von den Girondiſten kurz vorher heftig angegriffen, wünſchte er ihnen näher zu treten, um ſich mit denſelben über die während des Proceſſes gegen den König zu beobachtende Haltung zu verſtändigen. Es ward eine geheime Zuſammenkunft zu dieſem Zweck zwiſchen Danton und den Führern der Gironde in einem Landhauſe bei Paris veranſtaltet. Einige unter dieſen letzteren, wie Vergniaud, Petion, Condorcet, waren zum Anſchluß an Danton geneigt, aber die meiſten widerſtrebten und wollten mit dem Begünſtiger der Septembermetzeleien nichts gemein haben. Danton ſchien, ohnedies von häuslichen Leiden gebeugt, denn ſeine Frau lag rettungslos krank danieder, von trüben Ahnungen über die Zukunft erfüllt zu ſein, und ſagte zu Guadet, der ſich am Meiſten der Verbindung mit ihm widerſetzt hatte: „Guadet! Du weißt nicht zu verzeihen, und Deinen perſönlichen Groll dem Vaterlande zu Liebe zu vergeſſen! Du biſt hartnäckig und wirſt zu Grunde gehen.“ — Von dieſem Augenblick an ſuchte Danton während des Proceſſes Ludwig XVI. von den Konventsſitzungen fern zu bleiben, und ließ ſich eine Miſſion nach Belgien ertheilen, erklärte ſich aber, als er zuletzt doch an den Verhandlungen Theil nehmen mußte, gegen den König, zu deſſen Rettung er anfänglich geneigt geweſen war.

Eine andere Hülfe, welche ſich der Gironde anbot, war Dumouriez, der ſeit der Schlacht von Jemappes als der erſte Feldherr der Republik daſtand, mit den Jakobinern gebrochen hatte, und ſich im Stillen zum Widerſtande gegen die extreme Partei der Revolution vorbereitete. Aber auch dieſes Bündniß lehnten die Girondiſten, unter dem Vorwande, daß der General ein Mann ohne Grundſätze ſei, ab. Einige ihrer Führer brachen förmlich mit Dumouriez, indem ſie ihm ſchriftlich die früher mit ihm eingegangene freundſchaftliche Verbindung aufkündigten. Dumouriez, der, mit Danton und der Gironde vereinigt, viel ausgerichtet hätte, war, auf ſich gewieſen, zu ſchwach, um Ludwig XVI. Lage zu ändern, und verhielt ſich von da an in deſſen Proceß ſchweigend und theilnahmslos.

Johanne Roland, die oben erwähnte Gattin des Miniſters des Innern, von ihren Gegnern, ſpöttiſcher Weiſe, die Egeria der Gironde genannt, leitete deren jüngere Mitglieder, welche zugleich die erſten Redner des Konvents waren, durch ihren Rath, übte aber auf ſie im Ganzen einen, die Lage der Dinge in Betracht gezogen, unglücklichen Einfluß aus. Frau Roland war es, welche, indem ſie ihrer, nicht grundloſen

aber unzeitigen, Abneigung gegen Danton und Dumouriez Gehör gab, die Annäherung zwiſchen ihnen und der Gironde verhinderte. Sie erfüllte ihre Freunde mit einer übermäßigen Zuverſicht auf ihr Talent und deſſen Erfolge, und veranlaßte ſie durch ihr Beiſpiel, die Macht ihrer Gegner zu gering anzuſchlagen. Auch nährte ſie durch ihren Einfluß den thatenloſen Hang zu theoretiſchen Diskuſſionen und abſtrakten Principien, der die Gironde verhinderte, die Verhältniſſe ſo anzuſehen, wie ſie gerade vorlagen, und die rechten Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke zu wählen.

Der Proceß Ludwig XVI. wurde durch die Unterſuchung der in dem eiſernen Wandſchrank gefundenen Papiere, die Maſſe der vorliegenden Geſchäfte, und durch den im Konvent ſich immer heftiger erhebenden Parteiſtreit aufgehalten. Da dem Miniſterium nur die Ausführung der angeordneten Maßregeln übrig blieb, dieſe aber immer in der Verſammlung ſelbſt berathen wurden, außerdem aber von allen Seiten zahlloſe Petitionen, Beſchwerden, Vorſchläge, Reklamationen jeder Art einliefen, ſo war die Zeit des Konvents, ungeachtet der Thätigkeit der Ausſchüſſe, außerordentlich in Anſpruch genommen. Auch ward, wie ſich von ſelbſt verſteht, viel Zeit mit demagogiſchen Deklamationen verſchwendet.

Die Jakobiner beſchuldigten die Gironde, als ſie deren Abneigung, das Verfahren gegen den König auf die Spitze zu treiben, bemerkten, daß ſie mit deſſen Wiedereinſetzung umgehe, und nur günſtige Umſtände dazu abwarte. Die Girondiſten dagegen legten ihren Gegnern den Plan unter, ſich Ludwig XVI. Verderben einzig in der Abſicht angelegen ſein zu laſſen, um den Herzog von Orleans an ſeine Stelle zu ſetzen. Die Girondiſten ſchlugen die Verbannung des Herzoges und ſeiner Söhne, als Mitglieder des königlichen Hauſes, vor, was im erſten Augenblick durchging, bald aber, auf Veranlaſſung der Jakobiner und der Kommune, die ſich Egalité's zu ihren Parteizwecken noch ferner zu bedienen dachten, wieder zurückgenommen wurde. Die Rechte und Linke vereinigten ſich jedoch zu dem Beſchluß, auf jeden Verſuch, ſich der oberſten Gewalt, unter welchem Namen dies auch ſei, zu bemächtigen, die Todesſtrafe zu ſetzen. Es war dies ein vieldeutiges Geſetz, das je nach den Umſtänden ausgelegt werden konnte, und das gegenſeitige Mißtrauen bewies. Die Maßregeln gegen die Ausgewanderten wurden verſchärft. Sie ſelbſt waren längſt in die Acht erklärt worden. Jetzt wurde auch jede private, mit den öffentlichen Verhältniſſen in keinem Zuſammenhang ſtehende, Verbindung mit ihnen als Hochverrath bezeichnet.

Am 19. November erließ der Konvent ein Dekret, welches allen Völkern, die ſich von ihren Souverainen, im damaligen Styl ſämmtlich Tyrannen genannt, befreien wollten, den Beiſtand der Republik verſprach. Am 15. December befahl der Konvent in allen eroberten Provinzen die früheren Staatsverfaſſungen abzuſchaffen, und die Volksherrſchaft einzuführen. Die Leiter der Parteien *) trugen ſich damals mit rieſenhaften Hoffnungen, und träumten von einer allgemeinen Demokratiſirung Europa's. Auch würden ohne Zweifel die neuen Grundſätze mehr um ſich gegriffen haben, wenn die verderbliche Anwendung, welche die Franzoſen bei ſich ſelbſt von ihnen machten, die fremden Völker nicht von dieſer Nachahmung abgeſchreckt hätte.

Im Anfange Decembers hatte der Konvent, nachdem er Mailhe's Anträge angenommen, eine Kommiſſion von Ein und Zwanzig Mitgliedern ernannt, um den Anklageakt gegen Ludwig XVI. aufzuſetzen. Robert Lindet, ein Jakobiner, und der Girondiſt Barbaroux waren mit dem Bericht über die Berathungen und Anträge der Kommiſſion beauftragt worden. Robert Lindet's Arbeit war eine Art von Lebensgeſchichte Ludwig XVI. von dem Beginn der Conſtituante an, in welcher die Handlungen, welche dem Könige in den Augen der Revolution zum Verdienſt gereichen konnten, übergangen oder in ein falſches Licht geſetzt, und ſeine Verſuche, den ihn bedrohenden Gefahren zu widerſtehen oder ſich ihnen zu entziehen, als Attentate auf die Freiheit dargeſtellt waren. Barbaroux hatte die Aufzählung der einzelnen Anklagepunkte, deren es 57 gab, und die zu ihnen gehörigen Belege geliefert. Das Ganze war, in Bezug auf die Form, in einem feindſeligen Ton gehalten, und, was den Inhalt betrifft, ungerecht und wahrheitswidrig. Die Bewachung der königlichen Familie wurde von dieſer Zeit an noch verſchärft. Dieſelbe durfte nicht einmal die nothwendigſten ſchneidenden Inſtrumente, wie Meſſer, Scheeren u. ſ. w. behalten.

Die Bergpartei hatte durch St. Juſt's Mund das Verlangen aus-

*) Es geſchah dies beſonders von Seiten der Gironde, während die Jakobiner ihre Blicke mehr auf das Innere gerichtet hielten. Briſſot, Gregoire, Fauchet glaubten, daß die Vorgänge in Paris ſelbſt im Orient wiederhallen würden. Unter den Jakobinern beſchäftigten ſich Danton mit dem Auslande mehr als Robespierre, der ſeine Ideen von der Revolution erſt in Frankreich vollkommen verwirklicht ſehen wollte, ehe ſie über die Grenze getragen würden. Robespierre hatte, ſelbſt nachdem die franzöſiſchen Heere zu ſiegen angefangen, theils aus Mißtrauen gegen die kommandirenden Generale, theils aus Mangel an perſönlicher Kühnheit, ſeine ſchon früher an ihm bemerkte Abneigung gegen den Krieg bewahrt.

geſprochen, Ludwig XVI. einem ſummariſchen Verfahren unterworfen, und ihn, als einen öffentlichen Feind, augenblicklich verurtheilt und hingerichtet zu ſehen. Der Konvent verwarf dieſen Antrag, ordnete eine Unterſuchung und Vertheidigung an, räumte dem Könige aber keines der übrigen von der neuen Geſetzgebung den Angeklagten beigelegten Schutzmittel, wie die Nothwendigkeit von zwei Drittheilen der Stimmen zur Verurtheilung, das Recht feindlich geſinnte Richter abzuweiſen, die Gegenüberſtellung der Zeugen, ein. Der beſtehenden Verfaſſung nach durfte kein Kriminalfall ohne Geſchworne entſchieden werden, und dieſe mußten von den eigentlichen Richtern getrennt ſein. Der Konvent hatte ſich dagegen zugleich als Tribunal und als Jury konſtituirt.

Am 11. December ward der König vor die Schranken des Konvents geführt. Barrère, der anfänglich, wie Danton, ſich für die Rettung des Königs ausgeſprochen hatte, war, von den Drohungen der Jakobiner und der Aufregung im Volke in Furcht geſetzt, zu der extremen Partei übergetreten. Derſelbe führte an dieſem Tage den Vorſitz in der Verſammlung, und leitete das Verhör des Königs. Es herrſchte ein tiefes Schweigen, der Weiſung der Bergpartei gemäß, daß „der Schuldige" von der Stille des Grabes empfangen werden müſſe. Ludwig XVI. trat, eben ſo entfernt von Schüchternheit wie von einer künſtlich hervorgerufenen Feſtigkeit, in ſeiner gewöhnlichen Weiſe, in den Kreis Derer ein, welche ſo lange ſeine Unterthanen geweſen waren, und ſich jetzt zu ſeinen Richtern aufgeworfen hatten. Es galt in den Augen der Exaltirten für eine zu große Gunſt, daß ihm ein Stuhl angeboten wurde. „Ludwig! Sie können Sich ſetzen" ſagte Barrère. „Der Anklageakt wird Ihnen mitgetheilt werden."

Unter den Dingen, deren Ludwig XVI. beſchuldigt wurde, waren die einen, wie die Beſtrafung der aufrühriſchen Soldaten in Nancy, die Unterdrückung des Tumults auf dem Marsfelde, und ſein Fluchtverſuch, in die von der Conſtituante erlaſſene Amneſtie einbegriffen; andere, wie, daß er, obwohl ein Krieg gegen das Ausland bevorſtand, die Organiſation der Armee vernachläſſigt habe, konnten nicht bewieſen werden; noch andere, wie, daß er am 10. Auguſt das Zeichen zum Angriff auf das Volk gegeben, waren ſo handgreiflich falſch, daß ſie keine Widerlegung verdienten. Ludwig XVI. geheime Unterhandlungen mit Oeſterreich, Preußen, Spanien u. ſ. w. waren ſeinen Feinden unbekannt geblieben. Aber ſelbſt im entgegengeſetzten Falle hätte er, der Verfaſſung nach, nur mit Entſetzung beſtraft werden können.

Ludwig XVI. antwortete auf die ihm unvorbereitet vorgelegten

zahlreichen Fragen, welche Anſchuldigungen gegen ihn enthielten, entweder: „Es iſt dies vor meiner Annahme der Konſtitution geſchehen — ich hatte damals das Recht ſo zu handeln — dafür ſind die Miniſter verantwortlich — oder: Dies weiß ich nicht — darauf beſinne ich mich nicht." — Er hatte es mit einer an ihm ſonſt nicht geſehenen Feinheit verſtanden, den ihm bei ſeinem Verhör gelegten Schlingen zu entgehen. Kein Gericht, das dieſen Namen verdiente, hätte Ludwig XVI. auf ſo unbeſtimmte, allgemeine, unerwieſene Anſchuldigungen hin verurtheilen können. Aber der Konvent war kein Tribunal, obgleich er in dieſem Fall ein ſolches vorſtellen wollte, ſondern eine politiſche Verſammlung, die größtentheils aus Gegnern des Angeklagten beſtand, der alſo die erſte Eigenſchaft von Richtern, die Unparteilichkeit, fehlte.

Eine zahlloſe Volksmaſſe war auf dem Wege des Königs verſammelt, die, von demagogiſchen Flugblättern und Volksrednern bearbeitet, ſich feindſelig gegen ihn zeigte. Man ſang die Marſeillaiſe, und hob beſonders den Vers hervor:*) „Ein unreines Blut mag tränken unſre Furchen".... Ludwig XVI. bot einen beklagenswerthen Anblick dar. Er war ſchlecht gekleidet, und trug, da ihm ſein Raſirmeſſer abgenommen worden, einen drei Tage alten Bart, der ihm ein verſtörtes Anſehen gab. Das viermonatliche enge Gefängniß hatte ihn bleich gemacht, ohne ihn magrer werden zu laſſen. Er, der ſonſt gewohnt geweſen, faſt täglich zu reiten und zu jagen, war, ſeitdem ihm dieſe Bewegung fehlte, noch langſamer und ſchwerfälliger als früher geworden. Indeſſen ließ weder ſein Verhalten vor dem Konvent, noch ſeine Geſpräche unterweges mit den Kommiſſarien der Kommune, Niedergeſchlagenheit, Beſorgniſſe oder irgend eine Anwandlung von moraliſcher Schwäche erkennen. Als er in ſein Gefängniß zurückgebracht war, durfte er ſeine Angehörigen nicht mehr ſehen. Beſonders ging ihm die Trennung von ſeinem Sohn nahe. Gegen alle übrigen Angriffe geſtählt, war das Verhältniß zu ſeiner Familie die einzige Stelle, wo er tief verwundet werden konnte.

Ludwig XVI. hatte zwei berühmte Advokaten am ehemaligen pariſer Parlament, Tronchet und Target, zu ſeinen Vertheidigern gewählt. Target nahm, unter dem Vorwande einer geſchwächten Geſundheit, in Wahrheit aber aus unedler Beſorgniß vor möglichen Gefahren, den Auftrag nicht an, und unterzeichnete das darüber von ihm bekannt gemachte Schreiben: „Der Republikaner Target", obgleich er keineswegs zu dieſer Partei gehörte. Tronchet kam, obgleich älter als Target, der

*) Qu'un sang impur abreuve nos sillons....

Aufforderung des unglücklichen Königs mit Eifer nach. Es boten ſich mehre im Auslande befindliche, durch ihre frühere Stellung ausgezeichnete, Perſonen freiwillig zur Vertheidigung Ludwig XVI. an, und kamen zu dieſem Zweck um ein freies Geleit bei dem Konvent ein. Dazu gehörten der Graf von Narbonne, der Marquis von Lally-Tollendal, Malouet, Mitglied der Conſtituante, und Bertrand de Moleville, deren Geſuche aber vom Konvent verworfen wurden. Necker ließ eine Schrift zu Gunſten des Königs erſcheinen, in welcher deſſen reformiſtiſche Beſtrebungen von Anfang ſeiner Regierung an rühmend hervorgehoben wurden. Eine Wittwe, Olympia von Gouges, that Daſſelbe, und ſtarb dafür ſpäter auf der Guillotine. Der Schluß ihres Schreibens bewies mehr Urtheil über die damalige Lage, als die meiſten der angeblichen Staatsmänner des Konvents beſaßen. Sie ſagte unter Anderem: „Es genügt nicht, den Kopf eines Königs fallen zu laſſen, um die Freiheit zu befeſtigen, denn er ſtirbt davon nicht. Er iſt erſt dann wahrhaft todt, wenn er ſich ſelbſt überlebt!“ — Auch mehre ſonſt ganz unbekannte Bürger reichten Erklärungen zu Gunſten Ludwig XVI. ein. Malesherbes, ſchon hoch bejahrt, der mit Turgot Miniſter geweſen, aber ſeit langer Zeit in der tiefſten Zurückgezogenheit gelebt hatte, trug ſich als Vertheidiger des Königs an, und ward von demſelben angenommen. Die Länge des Anklageakts, und die zu deſſen Widerlegung nothwendig gewordenen Nachforſchungen veranlaßten Malesherbes und Tronchet, einen jungen aus Bordeaux gebürtigen Advokaten, de Sèze,*) der durch ſeine royaliſtiſche Geſinnung bekannt war, der Vertheidigung zuzugeſellen.

Ludwig XVI., der, nach der Abſchaffung des Königthums, eine Zeit lang, an ſeine und ſeiner Familie Entlaſſung in das Ausland geglaubt hatte, war, ſobald ſein Proceß begonnen hatte, ſeiner Verurtheilung gewiß. Als Malesherbes ſich ihm zum erſten Mal vorſtellte, ſagte er zu denſelben: „Ihr Verhalten iſt um ſo edelmüthiger, indem Sie Ihr Leben ausſetzen, ohne das meinige retten zu können!“ — Er arbeitete jedoch täglich mit ſeinen Vertheidigern, um, wie er hoffte, einen guten Namen bei den Franzoſen zurückzulaſſen, die ihn einſt vermiſſen würden. Am 19. December ſagte er zu ſeinem Kammerdiener Clery:

*) De Sèze erlebte die Reſtauration, und ward von Ludwig XVIII. mit Ehren und Würden überhäuft. Er wurde zum Pair von Frankreich, zum Ritter des Heiligen Geiſtordens, und zum Präſidenten des Kaſſationshofes ernannt. Die ſinnvollſte Auszeichnung, welche ihm zu Theil wurde, beſtand aber in dem Recht, das Bild des Thurmes, in welchem Ludwig XVI. geſeſſen, in ſein Familienwappen aufnehmen zu dürfen.

Digitized by Google

„Heute vor vierzehn Jahren waren Sie früher auf, und brachten mir eine fröhliche Botſchaft. Es war dies die Geburt meiner Tochter, und jetzt iſt es mir nicht einmal vergönnt, dieſelbe zu ſehen!" —

Wenn der unglückliche König unverſöhnliche Gegner beſaß, ſo fehlte es ihm indeſſen in ſeiner letzten Zeit auch nicht an Freunden, die ihm mehr wahre Ergebenheit zeigten als er zur Zeit ſeiner Größe angetroffen hatte. Als er eines Tages gegen Malesherbes ſein Bedauern äußerte, Tronchet's und de Sèze's Eifer nicht belohnen zu können, ſo antwortete Malesherbes: „Sire! Tronchet und de Sèze werden für ihre Mühe von dem Beifall ihres Gewiſſens und der Zuſtimmung der Nachwelt entſchädigt werden. Aber es hängt ſchon jetzt von Euer Majeſtät ab, ſie überſchwänglich zu belohnen....." „Worin beſtände dies?" fragte Ludwig XVI. „Umarmen Sie dieſelben!" antwortete Malesherbes. Als Ludwig XVI. am anderen Tage Malesherbes Rath befolgte, wurde dieſer Beweis von Neigung und Achtung von den Betheiligten mit dem tiefſten Gefühl des Dankes und der Ehrfurcht aufgenommen.

De Sèze war mit der eigentlichen Abfaſſung der Vertheidigung beauftragt worden. Der Eingang war ſo gefühlvoll und beweglich, daß Malesherbes und Tronchet in Thränen ausbrachen. Als de Sèze mit dem Vortrage der Rede fertig war, ſagte der König zu ihm: „Ich habe Sie um ein großes Opfer zu bitten. Der Anfang Ihrer Vertheidigung iſt über alle Maßen ſchön. Aber ich wünſche deſſen Weglaſſung. Es koſtet mir ſchon nicht wenig, vor ſolchen Richtern erſcheinen zu müſſen; ſie rühren zu wollen, iſt mir unmöglich." — Am Weihnachtstage beendigte Ludwig XVI. die Abfaſſung ſeines Teſtaments, das, als Ausdruck einer, mitten im größten Unglück, in ungewöhnlichem Grade ergebenen und gefaßten Stimmung, nicht vergeſſen werden kann.

Am 26. December ward Ludwig XVI. zum zweiten Mal vor den Konvent geſtellt. Die Menge verhielt ſich diesmal bei dem Anblick des Königs ſchweigend, deſſen Haupt ſchon dem Tode geweiht zu ſein ſchien. De Sèze hielt die Vertheidigungsrede. Obgleich dieſelbe, wenn ſie ihrem Gegenſtande nicht mehr ſchaden als nutzen ſollte, den Verhältniſſen gemäß eingerichtet ſein mußte, und die zahlloſen von der Revolution gegen den gefallenen Monarchen begangenen Ungerechtigkeiten in kein vollkommenes Licht ſtellen konnte, ſo ging doch aus ihr die Unmöglichkeit, den Angeklagten, ſo lange noch Recht und Geſetz gelten ſollten, verurtheilen zu können, mit einer alle Einwendungen widerlegenden Beweiskraft hervor.

Nachdem de Sèze daran erinnert hatte, wie Ludwig XVI., mit zwanzig Jahren auf den Thron ſteigend, das Beiſpiel der Sittenreinheit,

der Sparſamkeit und Gerechtigkeit gab, wie er ſich den Armen und Niedrigen bei jeder Gelegenheit hülfreich bewies, berührte er, zu ſpäteren Zeiten übergehend, die der öffentlichen Meinung gemachten Zugeſtändniſſe, die Einberufung der Reichsſtände, die Anerkennung der Nationalverſammlung, die Annahme der Konſtitution u. ſ. w. Er ſetzte, ſich zu dem Präſident des Konvents wendend, mit erhöhter Stimme hinzu: „Man muß entweder Ludwig's Unverletzlichkeit als König anerkennen, oder ihm ſeine Rechte als Bürger laſſen. Als König kann er nicht verurtheilt werden, als Privatmann muß er den beſtehenden Geſetzen gemäß gerichtet werden. In letzterem Falle hat er ein Recht, die Beobachtung der Formen für ſich zu verlangen, die zum Schutz der Angeklagten aufgeſtellt worden ſind. Dieſe ſind alle gegen ihn verletzt worden. Wo ſind die Geſchwornen, die von dem Gericht zugezogen werden müſſen? Was iſt aus der vorgeſchriebenen Trennung zwiſchen Anklägern, Richtern und Zeugen geworden, die alle von denſelben Perſonen vertreten werden? Ihr Urtheil", ſchloß de Sèze, „wird dem Richterſpruch der Geſchichte unterliegen. Bedenken Sie, daß dieſelbe die Stimme der Jahrhunderte iſt!"

Dieſe Rede, welche in ihrer urſprünglichen Abfaſſung ein Meiſterwerk iſt, ward ohne Unterbrechung angehört. Als de Sèze geendigt hatte, ſetzte Ludwig XVI. nur noch wenige Worte hinzu, welche die von der Vertheidigung aufgeſtellten Gründe für ſeine Schuldloſigkeit beſtätigten. Als er mit ſeinen Vertheidigern in ein Nebenzimmer geführt wurde, drückte er de Sèze mit Innigkeit in ſeine Arme, und rief: „Was auch kommen mag, mein Ruf iſt wenigſtens gerettet!" — Aber er glaubte an keine günſtige Wendung ſeines Geſchickes mehr, und hatte ſeine Rechnung mit dem Leben abgeſchloſſen.

Nach Ludwig XVI. Entfernung hatten mehre Mitglieder der Bergpartei den Antrag geſtellt, daß derſelbe auf der Stelle gerichtet, d. h. verurtheilt werden ſollte. Lanjuinais widerſtand dieſem Anſinnen mit äußerſter Anſtrengung, und beſchwor den Konvent, ſeinen Beſchluß, ſich als Tribunal zu konſtituiren, zurückzunehmen, und über das Schickſal des Königs nur aus Rückſicht auf die öffentliche Sicherheit zu beſtimmen. In dieſem Falle wäre wenigſtens die Hinrichtung Ludwig XVI. unmöglich geweſen, indem die Todesſtrafe nicht als eine polizeiliche Maßregel angewandt werden kann. Der Berg begriff Lanjuinais Abſicht, und griff ihn mit der größten Leidenſchaft an. Als von den Bänken der Gironde aus die Forderung laut wurde, den Proceß gegen Ludwig XVI. zu vertagen, und ein Theil der Rechten ſich dafür zu erheben im Begriff ſtand, ſtürzten einige ſechszig jakobiniſche Deputirte in die Mitte des Saales, und

bedrohten den Präsidenten, dem sie, obwohl mit Unrecht, vorwarfen, die Verhandlungen auf eine parteiische Art zu leiten. Der Tumult nahm zu, der vorstädtische Pöbel auf den Zuschauerbühnen mischte sich in die Verhandlungen, und nahm, wie gewöhnlich, für den Berg Partei. Die Versammlung schien sich in zwei feindliche Lager theilen, und sich nicht blos mit Worten, sondern auch mit Thätlichkeiten angreifen zu wollen. Die Majorität des Konvents, von diesen Ausbrüchen des Hasses und der Wuth erschreckt, erließ ein Dekret, welches die ununterbrochene Fortsetzung des Verfahrens gegen den König bis zu dessen gänzlichem Abschlusse befahl.

Drei Fragen wurden in dem Processe aufgestellt, welche eine nach der anderen zur Lösung gebracht werden sollten: 1) Ist Louis Capet der Verschwörung gegen die Freiheit der Nation, und eines Angriffs auf die allgemeine Sicherheit des Staates schuldig? — 2) Soll das Urtheil des Konvents dem Volk zur Bestätigung vorgelegt werden? — 3) Welche Strafe wird über Louis Capet verhängt werden?

Der Proceß gegen den König würde, ohne den bei jeder Gelegenheit im Konvent entbrennenden Streit zwischen der Rechten und Linken, und die eine Zeit lang schwankende Haltung des Centrum's, von welchem die numerische Entscheidung ausging, früher beendigt worden sei. Aber mancherlei Rücksichten zogen die Majorität hin und her. Das Centrum sah wohl ein, daß die Jakobiner in Paris stärker als die Girondisten waren, in den Departements schien aber das Gegentheil statt zu finden. Es liefen aus verschiedenen Städten Adressen bei dem Konvent ein, welche die Führer der Bergpartei, namentlich Robespierre, Danton und Marat, als gefährliche Verschwörer gegen die Freiheit und Ordnung bezeichneten, zu ihrer Ausstoßung aus der Versammlung, selbst zu ihrer und ihrer Anhänger Ausrottung aufforderten. Es ward in den Departements nicht selten die Frage aufgeworfen, ob es nicht zweckmäßig wäre, Paris seines Charakters als Hauptstadt zu entkleiden, da es mit dieser Stellung so großen Mißbrauch treibe. Dies Alles hätte die Unparteiischen oder Furchtsamen im Centrum*) zu mehr Unabhängigkeit ermuthigen können. Aber auf der andern Seite entging dieser Fraktion des Konvents nicht, daß die Gironde und die Departements keine Mittel besäßen, um ihren Haß gegen die Jakobiner und die Hauptstadt zu bethätigen, daß es

*) Das Centrum wurde, wegen der gedrückten Haltung vieler unter seinen Mitgliedern, spottweise: „der Sumpf" (le marais), auch „der Bauch" (le ventre) genannt.

ihnen an einer organisirten Macht fehlte, daß die Kommune und das bewaffnete pariser Proletariat Alles durchsetzen konnten. Die Demagogen ließen es, in und außer dem Konvent, nicht an drohenden Demonstrationen fehlen. Die Septembermetzeleien lagen im Hintergrunde der jakobinischen Taktik. Es ward das Gerücht verbreitet, daß diejenigen Konventsmitglieder, welche sich nicht gegen den König erklären würden, als Verräther am Volke behandelt werden sollten. Um den pariser Bürgerstand einzuschüchtern, ward davon gesprochen, die Namen der Unterzeichner der Petition der Acht Tausend und der Zwanzig Tausend drucken zu lassen, was einer Proscriptionstafel gegen sie gleich gekommen wäre. Auf diese Art brachten die Jakobiner eine Majorität in ihrem Sinne im Processe des Königs zusammen, und hielten die besseren Klassen der pariser Bevölkerung von einer Bewegung zu Gunsten Ludwig XVI. zurück.

Wenn es auch über den Ausgang des gegen Ludwig XVI. erhobenen Verfahrens nur zwei Ansichten gab, deren eine ihm den Tod, die andere eine geringere Strafe zuerkannte, denn mit dem Gedanken an eine vollständige Freisprechung trat Niemand hervor, so waren gleichwohl die inneren Gesinnungen und deren Beweggründe viel mannigfaltigerer Art. Für durchaus schuldig oder durchaus schuldlos ward der König nur von Wenigen gehalten. Die Meisten ließen sich bei ihrer Entscheidung mehr von Rücksichten äußerer Zweckmäßigkeit als der Stimme der Gerechtigkeit leiten.

Die Einen verlangten die Aufopferung Ludwig XVI., weil sie überzeugt waren, daß das Volk, ohne seine Hinrichtung, über lang oder kurz anderen Sinnes werden, und ihn wieder auf den Thron setzen würde. Sie wollten deshalb eine That, welche eine Umkehr der Revolution unmöglich machte. Das Blut des Königs sollte zwischen den alten und neuen Zuständen eine unübersteigliche Kluft eröffnen. Sie glaubten, nur durch seinen Tod die Nation zur äußersten Vertheidigung gegen die Angriffe der fremden Mächte fortreißen zu können.

Die Anderen wünschten die persönliche Erhaltung Ludwig XVI., weil sein Untergang die extreme Partei der Revolution zur Herrschaft bringen müsse, welche Alles, was nicht zu ihr gehörte, unterdrücken würde. Sie fürchteten vom Tode des Königs die Verfolgung aller Gemäßigten. Sie besorgten außerdem, daß seine Hinrichtung den Kampf mit dem Auslande verallgemeinern werde, und selbst eine bewaffnete Opposition im Innern, um eine solche Ungerechtigkeit zu rächen, hervorrufen könne.

Die beiden bedeutendsten Reden während des Processes Ludwig XVI. wurden von Robespierre und Vergniaud gehalten. Ersterer sagte nichts

Neues, sondern führte nur die schon von St. Just aufgestellten Gründe für die Verurtheilung des Königs weiter aus. Er ließ den Konvent nicht aus dem Dilemma heraus: Entweder ist Ludwig des Verrathes an der Freiheit und Unabhängigkeit Frankreichs schuldig — und wer könnte noch daran zweifeln? — und dann hat er den Tod verdient, weil jede andere Strafe zu gering für ein solches Verbrechen wäre — oder er ist unschuldig, dann habt Ihr ihn mit Unrecht gefangen gesetzt, mit Unrecht ein Verfahren gegen ihn eingeleitet; dann ist das Volk, welches ihn besiegt, dann ist der Konvent, welcher ihn vor seine Schranken gestellt hat, schuldig. Die Freisprechung Ludwig's würde die Verurtheilung der Revolution sein. Sein Tod ist dagegen die Besiegelung alles Dessen, was seit der Einnahme der Bastille geschehen ist. „Ludwig muß sterben," rief Robespierre „damit das Vaterland lebe." — Vergniaud ließ sich nicht darauf ein, die Schuldlosigkeit Ludwig XVI. behaupten zu wollen, was keine Wirkung hervorgebracht haben würde, sondern er suchte ihn dadurch zu retten, daß er mit großer Kraft auf die unglücklichen Folgen seiner Aufopferung hinwies. Wenn man jetzt, sagte unter Anderem Vergniaud, alle vorhandenen Uebel, die Theuerung der Lebensmittel, die Unordnung in der Heeresverwaltung, den Krieg mit dem Auslande, dem Gefangenen im Tempel Schuld gäbe, so werde später, da sein Tod die inneren Unruhen vermehren muß, den Konvent der Vorwurf treffen, das Elend des Volkes durch eine Handlung der Rache vermehrt zu haben. Denn eine Steigerung der revolutionairen Bewegung sei von der Hinrichtung des Königs unzertrennlich, werde aber einen Zustand äußerster Gewaltsamkeit und Gesetzlosigkeit herbeiführen, das Eigenthum bedrohen, und Frankreich der tiefsten Erschöpfung und Zerrüttung aussetzen.

Die gegenseitigen wüthenden Anschuldigungen der Rechten und Linken im Konvent dauerten während dieser Verhandlungen ununterbrochen fort. Wenn Robespierre das Wort verlangte, so erscholl von den Bänken der Gironde der Ausruf: „Der Unwürdige! Der Unverschämte! Der Verbrecher!" — Wenn Marat sprach, so hieß es: „Das Ungeheuer! Der Mörder! Die Rednerbühne muß gereinigt werden, wenn einer von uns sie nach ihm besteigen soll!" — Robespierre, der, was die Form betrifft, nie gewisse Grenzen überschritt, suchte auf die ihm entgegengeschleuderten Vorwürfe mit scheinbaren Gründen zu antworten, während Marat die Angriffe auf ihn mit gemeinen Schimpfworten abwies. Es fehlte wenig dazu, daß die Parteien im Sitzungssaal und auf der Zuschauerbühne nicht handgemein geworden wären. Viele unter den Anwesenden trugen heimlich Waffen bei sich. Zugleich herrschte in Paris in den un-

teren Klaſſen große Noth, und der Hunger ſachte die Leidenſchaft des Volkes bis zur Raſerei an. Abends heulten Pöbelbanden in der Nähe des Temple wie hungrige Wölfe, und verlangten den Kopf des Königs.

Ein bedeutender Theil der pariſer Bevölkerung, beſonders eine große Menge von Frauen, drängte ſich zur Weihnachtszeit 1792 nach den Kirchen, und legte, im Gegenſatz zu der Geſinnung der herrſchenden Partei, eine bis zur Begeiſterung gehende Anhänglichkeit an die Gebräuche ihres Glaubens dar. Das Grab der heiligen Genofeva, der Schutzpatronin von Paris, war ſeit lange nicht mehr ſo, wie damals, beſucht worden. Tauſende von Perſonen ſtanden täglich vor der Kirche dieſes Namens, und erwarteten mit Ungeduld den Augenblick, wo ſie die Reliquien der Heiligen verehren konnten. Paris war voll von unvereidigten Prieſtern, die im Geheimen Meſſe laſen und Beichte hörten, ſonſt aber unter allerlei Verkleidungen, ſelbſt in der Uniform der Nationalgarde, umhergingen. Säkulariſirte Mönche predigten in der Nacht, unter Lebensgefahr, vor heimlichen Verſammlungen der Royaliſten, in den Katakomben, und forderten, das Kreuz in der Hand, zur Vertheidigung des Königs auf. Am letzten Tage des Jahres wurde ein gewiſſer Louvain, verdächtig ein Späher la Fayette's geweſen zu ſein, öffentlich in der Straße ermordet, und der todte Körper auf dem Pflaſter bis nach dem Leichenhauſe hin geſchleift. Im Palais royal und der Umgegend wimmelte es von Neugierigen, von Glücksrittern und Abentheurern aus allen Gegenden der Welt, von Buhlerinnen und Beutelſchneidern. In den zahlreichen öffentlichen Lokalen ward alle Nächte hindurch bis zum Morgen getanzt. Die Haſardſpiele waren nie vorher mit ſolcher Leidenſchaft betrieben worden. Von der fieberhaften Spannung, welche das Ganze ergriffen hatte, wurden auch die meiſten Einzelnen durchzuckt. Wer ſich in dem Wirbel von Luſtbarkeiten und Verbrechen nicht gefiel, ſuchte ſich von dieſem mit Blumen, Koth und Blut bedeckten Boden zu entfernen. In den letzten Wochen des Jahres 1792 verließen 14,000 meiſt den höheren Klaſſen angehörige Perſonen die Hauptſtadt, weil das Gerücht ging, daß von der Kommune und den Sektionen neue Metzeleien vorbereitet wurden.

Unter ſolchen Ausbrüchen des Fanatismus, des Schreckens, der Rohheit und des Leichtſinns wurde der Proceß des Königs zu Ende geführt.

Am 14. Januar ward über die erſte Frage entſchieden. Der Konvent beſtand aus 749 Mitgliedern — 28 waren abweſend — 5 weigerten ſich zu ſtimmen, weil ſie nicht den Auftrag zu richten erhalten hätten — 683, faſt die ganze Verſammlung, erklärten Ludwig XVI., ohne etwas Weiteres hinzuzufügen, für ſchuldig.

Die zweite Frage über die Berufung an das Volk ward mit einer Mehrheit von 142 Stimmen gegen den König entschieden.

Es war in diesem Stadium des Processes Ludwig XVI., wo sich die Girondisten die folgenschwersten Mißgriffe und Halbheiten zu Schulden kommen ließen. Nach der großen Majorität bei Bejahung der ersten Frage konnte die Verurtheilung zum Tode befürchtet werden. Die Gironde hätte deshalb, da, selbst abgesehen von allen Rücksichten der Menschlichkeit und des Rechts, Ludwig XVI. Untergang den ihrigen nach sich ziehen mußte, an der Berufung auf das Volk um jeden Preis festhalten sollen. Es war ausgemacht, und sogar Jakobiner, wie Robespierre und St. Just, läugneten es nicht, daß wenn die Frage über die Hinrichtung des Königs den Urversammlungen vorgelegt wurde, dieselben sich dagegen erklären würden. Denn die gemäßigte Partei hatte in den Departements die Oberhand. Aber die Gironde, welche, um Ludwig XVI. Leben zu retten, der größten Uebereinstimmung unter sich bedurft hätte, theilte sich über diese Frage, deren Lösung demnach gegen ihre Absicht ausfiel.

Am 16. Januar, Morgens um 10 Uhr, begann die Sitzung, welche über das Schicksal des Königs entscheiden sollte. Danton, der bis dahin in Belgien in Mission gewesen, nahm wieder seinen Platz ein. Er glaubte, von Zorn über die Weigerung der Gironde, sich mit ihm zu verbinden, erfüllt, seine Popularität nicht wegen Ludwig XVI. auf das Spiel setzen zu dürfen, und wollte wieder vollständig den Mann des 10. August und des 2. September herauskehren.

Petion beklagte sich im Anfang der Sitzung über eine Handlung der Willkühr von Seiten der Kommune, welche, wegen eines Lustspiels,*) in dem Anspielungen zu Gunsten des Königs vom Publikum mit Beifall aufgenommen worden, alle Theater hatte schließen lassen. „Es handelt sich hier nicht", rief Danton, „um eine elende Komödie, sondern um die Tragödie, deren Aufführung wir den Nationen schuldig sind, es handelt sich darum, den Kopf eines Tyrannen unter das Beil der Gesetze zu legen!" Als Lanjuinais hierauf den Konvent aufforderte, das Dekret zurückzunehmen, wonach der König mit der einfachen Majorität verurtheilt werden konnte, und die gesetzliche Bestimmung von zwei Drittheilen der Stimmen eintreten zu lassen, erwiderte Danton: „Wir haben den Krieg, wir haben die Einführung der Republik mit der einfachen Majorität beschlossen, und dies sollte nicht zur Aburtheilung eines Verschwörers genügen?" — Lanjuinais' Antrag wurde verworfen.

*) „L Ami des Lois" betitelt.

Nach dieſen und ähnlichen Streitigkeiten, welche den ganzen Tag fortnahmen, fing Abends um 8 Uhr die Abſtimmung über die dritte Frage: Welche Strafe wird über Louis Capet verhängt werden? — an, und dauerte bis zum anderen Tage Abends um 11 Uhr. Als die Abſtimmung bekannt gemacht wurde, ſtellte es ſich heraus, daß, unter 721 anweſenden Deputirten, 361, alſo genau die einfache Majorität, ſich für die Todesſtrafe ausgeſprochen hatten. — 26 hatten ſich dieſem Urtheil angeſchloſſen, aber eine beſondere Verhandlung darüber gefordert, ob die Vollziehung nicht aus politiſchen Gründen aufzuſchieben wäre, zugleich aber erklärt, daß ihr Votum von der Bewilligung des Aufſchubes unabhängig ſei — 13 hatten den Aufſchub zur Bedingung ihres Votums für den Tod gemacht — von 321 war auf Verbannung oder Gefängniß erkannt worden.

Am 17. Januar wurde, bei anbrechender Nacht, die innere Stadt, der Sicherheit wegen, auf Befehl der Kommune, erleuchtet. Aber Niemand ließ ſich ſehen, die Straßen waren wie ausgeſtorben. Man hörte nur die Stimmen der Verkäufer der Flug- und Tagesblätter, welche: „Der Tod! Der Tod!“ riefen.

Nachdem Vergniaud, als Präſident des Konvents, die Verurtheilung des Königs zum Tode, mit trauriger Gebehrde und bewegter Stimme, bekannt gemacht hatte, wurden die drei Vertheidiger eingeführt. De Sèze verlangte, im Namen ſeines königlichen Klienten, die Berufung an das Volk. Trouchet machte auf die geringe Majorität bei der Verurtheilung aufmerkſam. Malesherbes wollte ſprechen, war aber ſo von Schmerz erfüllt, daß ihm die Stimme verſagte. Guadet ſchlug vor, denſelben am anderen Morgen, wenn er gefaßter ſein würde, zu hören, was von Robespierre unter dem Vorwande, daß die öffentliche Ruhe von einer längeren Ungewißheit über das Schickſal Ludwig XVI. geſtört werden könne, bekämpft wurde.

Deſſen ungeachtet verurſachte die Klauſel beim Votum von beinahe vierzig Deputirten, über die Zuläſſigkeit des Aufſchubes der Hinrichtung, am 18. Januar eine neue Berathung, die am 19. fortgeſetzt wurde, und damit ſchloß, daß der Aufſchub mit einer Majorität von 70 Stimmen verworfen wurde.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Linke für den Tod des Königs, und gegen den Aufſchub ſtimmte. Aber auch ein Theil der Gironde, Vergniaud an der Spitze, folgte dieſem Beiſpiel. Vergniaud hatte, in ſeiner oben erwähnten Rede, nur 14 Tage vorher, die unglücklichen Folgen, welche die Hinrichtung des Königs für Frankreich nach ſich ziehen würde,

mit ergreifender Voraussicht angedeutet. Wie kam es, daß diese sonst edle Natur sich plötzlich so untreu wurde? — Deputirte, welche bisher zum Centrum gehört, und der extremen Partei entgegengearbeitet hatten, traten entweder, wie Barrère, vollständig zu derselben über, oder schlossen sich ihr, wie Sieyès, wenigstens für diesen Fall an. Der Herzog von Orleans stimmte für den Tod und gegen den Aufschub. Es wäre ihm leicht gewesen, von der Sitzung ganz fortzubleiben. Sein Verhalten ward mehr als eine niedrige Gefälligkeit gegen die Feinde des Königs, denn als ein Ausdruck eigener Gesinnung angesehen.

In den letzten Tagen des Processes Ludwig XVI. hatten die von der Kommune bezahlten Vollzieher der Septembermetzeleien, und die wildesten Mitglieder der Sektionsausschüsse die Zuschauerbühne eingenommen, und alle Andersgesinnten daraus verdrängt. Sie erhielten vom Berge aus das Zeichen, das Votum der Deputirten, je nachdem es für oder gegen den Tod des Königs ausfiel, mit Beifall oder Drohungen zu begleiten. Draußen stand eine zügellose Menge, zum Theil bewaffnet, aus deren Mitte der Ruf: „Wir wollen den Kopf des Tyrannen!" — bis in den Sitzungssaal drang. Manche Gemäßigte wurden dadurch eingeschüchtert, und zur Unterwerfung unter den Willen der herrschenden Faktion bewogen, Andere wurden von diesem Druck empört, und suchten ihm zu widerstehen.

Manuel, der in der Kommune bis zu deren Neuwahl am 2. December eine Rolle gespielt, und zu den Jakobinern gehört hatte, wandte sich plötzlich um, stimmte gegen den Tod, und trat aus dem Konvent. Dasselbe that der Admiral Graf Kersaint, der, in einem von ihm veröffentlichten Schreiben, seinen Abscheu gegen das Verhalten der Demagogen kräftig aussprach. Rabaud de St. Etienne, der Mitglied der Constituante gewesen, und jetzt zu der Gironde gehörte, sagte: „Ich bin meines Antheils an der Tyrannei müde!" — Alle Drei starben später auf der Guillotine. Daunou, ein ehemaliger Oratorianer, unter der Restauration als Professor und Historiker bekannt, der Ludwig XVI. Leben geschont wissen wollte, warf die gewichtigen Worte hin: „Die Römer zeigten sich reif für die Republik, indem sie sich damit begnügten, die Tarquinier zu vertreiben. Ich finde in der Geschichte kein Beispiel, daß ein Volk durch die Hinrichtung seines Königs frei geworden wäre." —

Die fremden Mächte, welche das Schicksal Ludwig XVI. lange hatten voraussehen können, thaten nichts, um dasselbe abzuwenden. Die englischen Minister, im Unterhause zu einer diplomatischen Dazwischenkunft zu Gunsten Ludwig XVI. aufgefordert, gingen nicht darauf ein.

Ein von Niemand ſonſt unterſtützter Antrag des ſpaniſchen Geſchäftsträgers auf Abwendung der Hinrichtung des Königs blieb ohne Erfolg.

Die Verurtheilung Ludwig XVI. war kein Sieg der Republik über die Monarchie, ſondern eine Niederlage der Gironde und überhaupt aller Gemäßigten, welche unter den Angriffen der Jakobiner und der extremen Partei erlagen. Die Furcht vor den Klubs, den Sektionsausſchüſſen, vor dem bewaffneten Pöbel hatten der Majorität ihr Votum, den beſſeren Regungen ihres Gefühls, und der Mahnung ihres Gewiſſens entgegen, abgezwungen. Vergniaud, Barrère, Sieyès, Carnot und manche Andere haben ihr Verhalten durch die Behauptung zu rechtfertigen geſucht, daß, bei der damals herrſchenden Stimmung, die Freiſprechung des Königs oder die Berufung an das Volk einen Bürgerkrieg entzündet haben würde, und daß ſie deshalb den Untergang eines Einzigen dem Vielen vorgezogen hätten. Dies waren aber Ausflüchte oder Selbſttäuſchungen. Die Hinrichtung Ludwig XVI. hat, wie es ſich bald nachher herausſtellte, die furchtbarſten inneren Kämpfe nicht verhindert, ſondern herbeigeführt.

Malesherbes begab ſich am Abend der Verurtheilung in den Temple, damit Ludwig XVI. das ihm bevorſtehende Schickſal wenigſtens von einer befreundeten Stimme erführe. Er fand den König, vor einem Tiſche ſitzend, geſenkten Hauptes, das Antlitz mit beiden Händen bedeckt, in ſo tiefes Nachſinnen verſunken an, daß ſein Eintritt nicht ſogleich bemerkt wurde. Als ſich Ludwig XVI. erhob, ſah er Thränen in Malesherbes' Augen, und errieth, was dieſer ihm mitzutheilen hatte. Aber anſtatt danach zu fragen, ſagte er: „Seit zwei Tagen gehe ich in Gedanken meine ganze Regierung durch, und erkläre Ihnen mit der Aufrichtigkeit eines Mannes, der bald vor Gott erſcheinen wird, daß ich nichts finde, was meinen Unterthanen Urſache zur Unzufriedenheit mit mir hätte geben können!" — Er vernahm hierauf ſeine Verurtheilung mit einer faſt an Gleichgültigkeit grenzenden Ruhe. Als er ſich nach dem Votum einiger Konventsmitglieder erkundigte, und das des Herzoges von Orleans erfuhr, rief er im erſten Augenblick mit Unwillen aus: „Iſt es möglich? D'Orleans, mein Verwandter.... ich hätte nicht geglaubt, daß ſein Haß oder ſeine Furcht", ſetzte er milder hinzu, „ihn ſo weit führen würde!" —

Am 20. Januar, einem Sonntage, las der König in Hume die Geſchichte der Hinrichtung Karl I. von England, deſſen Geſchick er unverdienter Weiſe erneuern ſollte, obgleich er ein von dem Sohne Jakob I. in allen Dingen verſchiedenes Verhalten beobachtet hatte. Um zwei Uhr Nachmittags trat der Juſtizminiſter Garat, von Santerre und den

Kommissarien der Kommune begleitet, in Ludwig XVI. Zimmer, um ihm sein Todesurtheil anzukündigen. Grouvelle, Sekretair des Exekutivrathes, las mit schwacher und zögernder Stimme das Dekret des Konvents, welches die Hinrichtung des Königs innerhalb 24 Stunden befahl, vor. Man konnte in diesem erschütternden Moment nicht die geringste Veränderung in den Zügen Ludwig XVI. bemerken. Nur bei dem Wort „Verschwörung" brach auf seinem Gesicht ein Ausdruck zorniger Geringschätzung hervor, der aber bald wieder verschwand. Er überreichte hierauf Garat ein Schreiben, worin er von dem Konvent einen Aufschub von drei Tagen, um sich auf sein Ende vorzubereiten, einen Beichtvater seiner Wahl, eine Zusammenkunft mit seiner Familie verlangte, und die unbemittelten Hofbeamten und Diener, welche er zurückließ, der Gerechtigkeitsliebe der Nation empfahl. Garat nahm das Schreiben in Empfang. Als er sich zurückziehen wollte, überreichte ihm der König noch ein Blatt, auf welchem sich die Adresse des Abbé Edgeworth de Firmont, der Beichtvater der Prinzessin Elisabeth gewesen, befand. Edgeworth mußte sich, da er den Eid auf die Civilverfassung des Klerus verweigert hatte, verborgen halten. Dieser Geistliche, der aus einer englischen Familie stammte, aber in Paris im Rufe großer Frömmigkeit stand, war es, den der König sich zu seinem letzten Beistand erlesen hatte.

Nach Garat's Entfernung sah man Ludwig XVI., der vermöge einer Glasthüre von seinen Wächtern zu jeder Stunde beobachtet werden konnte, lange und regungslos auf derselben Stelle stehen bleiben, und dann plötzlich mit großen Schritten auf- und niedergehen. Um 6 Uhr Abends trat Garat von Neuem in das Gemach des Königs, theilte ihm die Verwerfung des Aufschubes und die Gewährung der übrigen Forderungen mit, und stellte den Abbé Edgeworth, den er in seinem Wagen mitgebracht hatte, vor. Ludwig XVI. schien die Verwerfung des Aufschubes kaum zu bemerken, gab den Anwesenden ein Zeichen sich zu entfernen, und näherte sich dem Geistlichen, der sich ihm zu Füßen warf. Der König hob ihn auf, drückte ihn in seine Arme, und überließ sich einen Augenblick lang einer tiefen Bewegung, wobei Thränen aus seinen Augen flossen, faßte sich aber wieder, und sagte zu Edgeworth: „Ich bin seit langer Zeit gewohnt nur Feinde zu sehen, daher der Anblick eines Getreuen, wie Sie, mich wider Willen erschüttert!"

Unterdessen war die königliche Familie aus dem oberen Stockwerke des Thurmes in das Gemach des Königs hinabgestiegen. Diese Zusammenkunft dauerte zwei Stunden lang. Die Angehörigen Ludwig XVI., welche ihre Wächter in der tiefsten Unkunde über die letzten Ereignisse

gelassen hatten, wurden erst durch ihn von seiner Verurtheilung und der Hinrichtung für den folgenden Tag benachrichtigt. Ihr Schmerz war grenzenlos. Der König allein blieb gefaßt, und sprach zusammenhängend, während die Stimmen der Seinigen von Ausbrüchen des Grams und der Verzweiflung, von Thränen und Schluchzen, unterbrochen wurden. Ein Viertel nach 10 Uhr erhob sich Ludwig XVI., den seine Gemahlin und Schwester beim Abschiede eng umschlungen hielten. Seine Tochter fiel ohnmächtig zu Boden.

Der König genoß, von den furchtbaren Eindrücken des Tages erschöpft, eines tiefen und ruhigen Schlafes, und fühlte sich beim Erwachen (21. Januar) gestärkter und selbst heiterer als seit langer Zeit. Ludwig XVI., der schon am Abend vorher gebeichtet hatte, wohnte jetzt der Messe bei, welche Edgeworth für ihn las, und empfing aus dessen Händen das Abendmahl. Von Clery waren die dazu nöthigen Geräthschaften, nicht ohne anfänglichen Widerspruch der Kommune, aus einer benachbarten Kirche herbeigeschafft worden. Der König hatte seiner Familie versprochen, sie noch einmal zu sehen, unterließ es aber, indem er fürchtete, daß ihm eine Erneuerung des Auftritts vom letzten Abend die, zur Vollführung seines Opfers nöthige, Kraft benehmen könnte.

Von sechs Uhr an fing das Rasseln der Kanonen, der Hufschlag der Pferde, der Marsch der Truppen, welche den Richtplatz und die zu ihm führenden Straßen besetzen sollten, im Temple vernommen zu werden an. Das Gefühl seiner Schuldlosigkeit, und die Hoffnung auf ein besseres Leben erhoben den König über diese niederschlagenden Vorbereitungen zu seinem Tode. Von demselben Manne, welcher sich, zur Zeit seiner Macht, oft bis zum Kleinmuth schwach gezeigt hatte, ward, beim Herannahen der äußersten Gefahr, mehr Seelenstärke, als oft von sonst kräftigeren Naturen in ähnlichen Lagen, bewiesen. Der Fürst, welcher lange über ein so großes Land regiert hatte, hinterließ seinem Sohne nichts als einen Siegelring, mit dessen Uebergabe er seinen treuen Diener Clery beauftragte. Man hörte den König mehrmals für sich die Worte sagen: „Ich gehe dahin, um eine vergängliche Krone mit einer unvergänglichen zu vertauschen!“ — Ungeachtet des Einflusses der demagogischen Tagesblätter auf das Volk, wurden in der Regel diejenigen Personen, welche Ludwig XVI. während seines Processes näher traten, von seinem Anblick ergriffen. Er theilte am letzten Morgen unter mehre der Anwesenden Dinge, welche er getragen, Handschuhe, Tücher u. s. w., aus, welche von ihnen wie Reliquien aufbewahrt worden sind.

Um acht Uhr erschien Santerre mit militairischer Begleitung, um den

König abzuholen. Dieser wollte einem ehemaligen Priester Namens Jakob Roux sein Testament zur Ablieferung an die Königin übergeben. Auf Roux's Weigerung nahm es ein anderer Municipalbeamter in Empfang. Marie Antoinette erhielt aber diese Urkunde nicht, die auf Befehl des Konvents gedruckt wurde. Die Jakobiner hofften, daß die katholische und monarchische Gesinnung, welche sich darin, wenn auch in milder Weise, aussprach, dem Andenken Ludwig XVI. in der Meinung des Publikums schaden würde. Aber das Gegentheil trat ein. Dieses Testament trug zu der Verherrlichung des königlichen Dulders bei. Ludwig XVI. zog sich mit Edgeworth in ein anderes Zimmer zurück, um demselben seine letzten Gedanken anzuvertrauen. „Mein Herr", sagte Santerre, als der König zurückkam, „die Zeit drängt, wir müssen eilen!" — „Wohlan! Laßt uns gehen" rief Ludwig XVI. mit fester Stimme.

Im Hofe des Temple stand eine grün angestrichene viersitzige Kutsche. Der König und sein Beichtvater nahmen das Innere, zwei Gensd'armen den Rücksitz ein. Ludwig XVI. blickte noch einmal zu den Fenstern hinauf, hinter deren Gittern seine Familie gefangen saß, die erst einen Augenblick nachher seine Abreise gewahr wurde. Marie Antoinette rief mit herzzerreißender Stimme: „Es ist vollbracht! Wir werden ihn nicht wiedersehen!" Sie und die Ihrigen stürzten auf ihre Kniee und beteten für den Gatten, Bruder und Vater.

Ludwig XVI. hatte, beim Verlassen seines Gefängnisses, den Ueberrock abgelehnt, dessen Anlegung man ihm, wegen der Kälte, angerathen hatte. Er trug einen braunen Frack, eine Weste von weißem Multon, ein schwarzes Unterkleid, weiße Strümpfe, und Schuhe mit Schnallen. Er las den ganzen Weg über die Psalmen, welche ihm sein Beichtvater angegeben hatte, und wandte keinen Blick von seinem Gebetbuch ab.

Es starrte auf den Straßen, welche zum Richtplatz führten, von Bayonetten und Picken. Der Wagen des Königs war von Reiterei umgeben. Fünfhundert Royalisten hatten sich zu einem Angriff auf das bewaffnete Geleite des Königs verbunden. Aber nur fünf und zwanzig konnten sich auf dem Saumelplatze einfinden. Auf Befehl der Kommune waren alle Posten verdoppelt, selbst verdreifacht worden. Alle Seitenstraßen waren gesperrt, und an den Ecken Kanonen aufgefahren. Die Klubs hatten sich, am Tage vorher, bis nach vollzogener Hinrichtung, in Permanenz erklärt. Es standen berittene Boten bereit, um den Konvent, den Exekutivrath und die Kommune von Allem, was sich ereignen könnte, sogleich in Kenntniß zu setzen. Die Fenster und Thüren der Häuser, an

welchen der Zug vorüber gehen mußte, waren zu früher Stunde geſchloſſen worden.

Zehn Minuten nach 10 Uhr kam der König am Fuß des Schaffot's an, welches da aufgeſchlagen worden, wo ſich vor dem 10. Auguſt eine Statue Ludwig XV. befand, und wo ſpäter der Obelisk errichtet worden iſt. Um das Blutgerüſt herum war ein freier von Kanonen umgebener Raum gelaſſen. Weiter hin ſtand die Nationalgarde, die Gensd'armerie zu Pferde, und eine dicht gedrängte Menge von Zuſchauern. Einer der Henker machte den Wagenſchlag auf, der König ſtieg zuerſt aus. Mehre Gehülfen des Scharfrichters nahten ſich ihm, um ihn zu entkleiden. Er wies ſie zurück, und legte ſelbſt ſeinen Frack und ſein Halstuch ab. Man wollte ihm die Hände auf den Rücken binden. Er ſträubte ſich, und die Scharfrichterknechte drohten Gewalt zu brauchen. Ludwig XVI. ſah Edgeworth wie fragend an. Als dieſer zu ihm die Worte ſagte: „Sire! Dieſe Schmach iſt eine Aehnlichkeit mehr, die Euer Majeſtät Schickſal mit dem unſeres Erlöſers hat!" — unterwarf ſich der König und rief: „Ich will den Kelch bis auf die Hefen leeren!" — Nachdem er gebunden worden, wurden ihm die Haare abgeſchnitten.

Auf Edgeworth's *) Arm geſtützt, ſtieg Ludwig XVI. die ſteilen Stufen zu dem Schaffot hinauf. Einen Augenblick lang frei gelaſſen, während die Gehülfen des Scharfrichters die letzten Vorbereitungen zur Hinrichtung trafen, ging er raſch an das äußerſte Ende des Gerüſtes, und rief mit weit hin tönender Stimme: „Franzoſen! Ich ſterbe unſchuldig! Ich verzeihe den Urhebern meines Todes! Möge mein Blut nicht auf Frankreich zurückfallen....." Er ſchien noch mehr ſagen zu wollen, aber ſeine Stimme wurde vom Wirbeln der Trommeln erſtickt. Er hatte vorher blaß ausgeſehen, war aber plötzlich in Aufregung gerathen, und ſehr roth geworden. Die Henker ſchleppten ihn unter das Fallbeil.**) Einer derſelben zeigte dem Volke den Kopf. Der Ruf: „Der Tyrann iſt todt! Es lebe die Nation!" — klang, von den Förderir-

*) Der Abbé Edgeworth begab ſich, da er der gefangenen königlichen Familie keine Dienſte mehr leiſten konnte, nach dem Auslande, und ward mehre Jahre ſpäter von Ludwig XVIII. mit einem Auftrage an den Kaiſer Paul I. geſandt. Der ruſſiſche Monarch wurde von dem ehrwürdigen Anſehen dieſes Geiſtlichen, und der Erinnerung an ſein Verhältniß zu Ludwig XVI. ſo ergriffen, daß er vor ihm auf die Kniee ſank, und ihn um ſeinen Segen bat. Als die Tochter Ludwig XVI. ſich mit ihrem Vetter, dem Herzoge von Angouleme, verband, wollte ſie von dem letzten Beiſtand ihres Vaters getraut ſein.

**) Delicta majorum immeritus lues!

ten und Pickenmännern ausgehend, bis zu dem Gefängniß der königlichen Familie hin. Viele Personen stürzten auf das Schaffot, und tauchten allerlei Gegenstände, Waffen, Tücher, Papiere in das vergossene Blut. Die Leiche wurde in einem von Weidenholz geflochtenen Korbe nach dem Magdalenenkirchhofe gebracht, und mit so viel ungelöschtem Kalk bedeckt, daß sie bald verzehrt gewesen sein muß. Ludwig XVI. war 39 Jahre alt geworden, und 19 Jahre vorher auf den Thron gestiegen.

Die extreme Partei der Revolution glaubte mit dem Könige zugleich die Monarchie begraben, und die Republik für immer befestigt zu haben. Es war dies ein folgenschwerer Irrthum Die Wiederherstellung des bourbonischen Thrones konnte durch die Hinrichtung Ludwig XVI. in die Ferne hinausgeschoben werden, aber die Gründung der Freiheit ward dadurch wenigstens eben so sehr verzögert und erschwert, und eine Gewaltherrschaft, erst demagogischer, dann militairischer Natur, vorbereitet. Ludwig XVI. war, vor 1789, von seinem Hofe in Versailles umgeben, dem Volke unbekannt gewesen, und nach dem 10. August, durch die an diesem Tage bewiesene Schwäche, geringschätzig geworden. Aber aus dem 21. Januar ging sein Bild, von allen Makeln gereinigt, erhöht, und von der Glorie des Märtyrerthums verklärt, als ein Gegenstand der Trauer für Europa und des Vorwurfs für Frankreich hervor. Das große an seiner Person begangene Unrecht löschte auf lange hin die Theilnahme aus, welche die Revolution anfänglich im Herzen der Völker entzündet hatte. Die Könige, anstatt, wie die Demagogen gehofft hatten, von der Hinrichtung Ludwig XVI. bedroht zu werden, wurden durch sie in ihrer Stellung befestigt.

---

27. England tritt an die Spitze der Koalition gegen Frankreich.

Von der englischen Regierung waren die Ereignisse in Frankreich bis zum 10. August mit Aufmerksamkeit, aber ohne Besorgnisse, betrachtet worden. Alle Klassen des englischen Volkes hatten die Ausdauer des Tiersetat bei seinem Kampfe gegen die Privilegirten, und den Muth der Pariser bei der Einnahme der Bastille mit Beifall begrüßt. Was schon im Entstehen dieser Begebenheit Uebertriebenes und Verfehltes lag, ward damals im Auslande wenig begriffen, und die Hoffnung, welche die Revolution für die Zukunft der Menschheit erregte, ließ die gleich in ihrem

Anfange hervorbrechenden Frevel und Gewaltthätigkeiten überſehen. Der univerſelle kosmopolitiſche Charakter, welcher ſich in den dieſer Bewegung vorſchwebenden Ideen ausſprach, hatte ſich, durch ſeine Größe und Kühnheit, ungeachtet des tiefen Unterſchiedes von dem brittiſchen Nationalgeiſt, die Anerkennung Englands erworben.

Da die Engländer, ſchon 1688, einige der in der Konſtitution von 1791 niedergelegten Grundſätze bei ſich verwirklicht hatten, ſo waren ſie geneigt, in dem Beginnen der Franzoſen eine Fortſetzung ihres eigenen Thuns und eine Beſtätigung für ihre Meinungen zu erkennen. Der Verkehr zwiſchen London und Paris war während der erſten Jahre der Revolution außerordentlich lebendig geweſen. Es hatten ſich in England Klubs gebildet, welche ſich die Verbreitung der in der Erklärung der Menſchenrechte enthaltenen Principien angelegen ſein ließen. Die von ihnen bei einigen Gelegenheiten nach Paris geſandten Deputationen waren daſelbſt mit großer Auszeichnung aufgenommen worden.

Allmälig hatte jedoch das zunehmende Unglück Ludwig XVI. und ſeiner Angehörigen die Sympathien in einem großen Theile des engliſchen Volkes, nicht für Das, was in der Revolution Aechtes und Wahres lag, aber für die revolutionaire Partei und deren Koryphäen, ſehr abgekühlt. Die Kunde von der Behandlung der königlichen Familie im Temple, die Septembermetzeleien, der Untergang ſo vieler durch Rang, Namen oder Ruf ausgezeichneter Perſonen führten zuletzt eine der urſprünglichen Anſicht Englands über die Ereigniſſe in Frankreich entgegengeſetzte Stimmung herbei. Es war dies beſonders bei einer Nation, wie die brittiſche, unvermeidlich, welche, ſich im Beſitze einer wahren Freiheit befindend, von deren blutigem Zerrbilde noch mehr als andere zurückgeſtoßen werden mußte. Die redneriſchen Uebertreibungen und Widerſprüche in Edmund Burke's Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution, welche ſonſt dem abwägenden Urtheil des engliſchen Publikum's nicht entgangen ſein würden, ſchienen von den Gräueln, welche ſich die Jakobiner zu Schulden kommen ließen, beſtätigt zu werden. Die ſchlimmſte That der Demagogen in Frankreich war, daß ſie durch ihre Frevel die Theilnahme an den Ideen von 1789 erſtickten, und, indem ſie den Völkern nur die Wahl zwiſchen den wilden Sprüngen der Anarchie oder dem lähmenden Joche des Despotismus ließen, die Bewegung zur Freiheit auf lange Zeit hinaus aufhielten, dieſelbe verdächtig und ſogar verhaßt machten.

Das engliſche Kabinet hatte nach dem 10. Auguſt ſeinen Botſchafter in Paris, Lord Gower, zurückberufen, ohne ihn durch einen anderen Agenten erſetzen zu laſſen, und den regelmäßigen diplomatiſchen Verkehr

mit der französischen Regierung abgebrochen. Aber von da bis zum Kriege war es noch weit. Die neuerdings stattgefundenen Differenzen Großbrittaniens mit Rußland und Spanien, gegen welches letztere von brittischer Seite schon Kriegsrüstungen angeordnet worden, hatten zu keinen Feindseligkeiten geführt, und es schien nicht unmöglich, daß das gespannte Verhältniß zu Frankreich eben so friedlich gelößt werden würde. Obgleich der zerstörende Charakter der Revolution seit dem 10. August noch mehr als früher hervortrat, obgleich die Septembermetzeleien dem menschlichen Gefühl in einem seit lange nicht mehr gesehenen Grade Hohn sprachen, obgleich die Einführung der Republik als eine mit der alten Ordnung in Europa unverträgliche Ausnahme angesehen werden konnte, so hätte sich England, bei seiner von den Kontinentalmächten ganz verschiedenen Verfassung und Politik, wahrscheinlich noch länger neutral gegen Frankreich verhalten, wenn es nicht von diesem zur Annahme einer feindlichen Haltung herausgefordert worden wäre.

In Folge der Schlacht von Jemappes war Belgien unter französische Botmäßigkeit gefallen. Alsbald hatten die dahin gesandten Kommissarien des Konvents, Danton und sein Freund Lacroix an der Spitze, Alles auf französischen Fuß einzurichten angefangen. Der Kriegsminister Pache, welcher seine Bureaux fast ausschließend mit Jakobinern besetzt hatte, schickte deren auch nach Belgien, wo sie die Militairverwaltung an sich rissen, sich die größten Unterschleife und Betrügereien erlaubten, und die französischen Soldaten, indem sie denselben nicht einmal das Nöthigste zukommen ließen, zu eigenmächtigen Eingriffen in das Eigenthum der Bevölkerung, und zu Unordnungen aller Art veranlaßten. Dumouriez suchte diesen Uebeln Einhalt zu thun, war aber zuletzt außer Stande, ihnen zu steuern. Die Konventskommissarien und die jakobinischen Sendlinge maßten sich in allen Dingen die Entscheidung an. Sie schrieben, unter dem Vorwande der Vertheidigung gegen den gemeinsamen Feind, Lieferungen und Abgaben aus, und nahmen die Kostbarkeiten aus den Kirchen und Klöstern fort. Die Belgier, welche anfänglich die Franzosen, aus Abneigung gegen das österreichische Regiment, als Befreier aufgenommen hatten, wurden bald ihres Irrthums gewahr. Das Maß der Unzufriedenheit ward erfüllt, als das Dekret des Konvents vom 15. December, welches in allen von französischen Truppen besetzten Ländern die Einführung der Volksherrschaft anordnete, erschien. Zugleich gaben die französischen Minister und die Konventskommissarien ohne Hehl die Absicht zu erkennen, die österreichischen Niederlande sobald als möglich mit Frankreich zu vereinigen. Vergebens widersetzte sich

Dumouriez dieſem Plan, der von den Machthabern in Paris, beſonders aus finanziellen Gründen, mit Eifer verfolgt wurde. Dumouriez, welcher die Unhaltbarkeit ſeiner Stellung, den Demagogen gegenüber, begriff, hatte ſich an einem unabhängigen Belgien einen Rückhalt, im Nothfall eine Zuflucht bereiten wollen. Seine Verwendungen für die Selbſtſtändigkeit dieſes Landes veranlaßten bei ſeinen Gegnern den Verdacht, daß er daſelbſt eine Herrſchaft für ſich zu gründen beabſichtigte.

William Pitt, der am engliſchen Staatsruder ſaß, war einer der erſten unter ſeinen Landsleuten geweſen, welche, ohne Burke's contrerevolutionairen Fanatismus zu theilen, die verderblichen Abwege, auf welche die Ideen von 1789 gerathen waren, vollkommen durchſchaut hatten. Aber den Ueberlieferungen der engliſchen Politik treu, wollte er einen Krieg ſo lange als möglich vermeiden, um ihn dann, wenn er nicht länger umgangen werden konnte, um ſo überzeugter von ſeiner Nothwendigkeit für ſein Land, und um ſo kräftiger zu führen. Pitt, der von den revolutionairen Hiſtorikern ſo oft als der böſe Genius Frankreichs, als der Anſtifter der langen Europa verheerenden Kämpfe hingeſtellt wird, hat im Gegentheil in jener Epoche eine große Mäßigung bewieſen. Er war damals (Ende 1792) zur Erhaltung des Friedens, zur Wiederherſtellung des diplomatiſchen Verkehrs mit Frankreich, und ſelbſt zur Anerkennung der Republik bereit, wenn dieſe auf keine Eroberungen ausging, und ſich innerhalb der beſtehenden Verträge bewegte. Er erklärte aber zugleich mit eben ſo großer Beſtimmtheit als Offenheit, daß, im entgegengeſetzten Falle, England ſich jedem Eingriffe in die Unabhängigkeit der an Frankreich grenzenden Staaten mit bewaffneter Hand widerſetzen würde. Die franzöſiſchen Miniſter ſchwankten eine Zeit lang ohne feſten Entſchluß hin und her. Sie ſcheuten einen Krieg mit England wegen deſſen zahlreicher und trefflich bemannter Kriegsflotte, *) glaubten dann aber wieder, daß die brittiſche Regierung, aus Rückſicht auf die Stimmung im eigenen Lande, und aus Mangel an Kühnheit, einen entſchiedenen Bruch mit Frankreich vermeiden würde, und lenkten, als ſie die Neigung der Jakobiner und der Mehrheit des Konvents zu der Beſitznahme Belgien's erkannten, in dieſe Bahn ein.

Es war ſeit lange ein Grundſatz der engliſchen Politik, die Franzoſen ſich nicht am niederländiſchen Littoral feſtſetzen zu laſſen. Denn da

*) Die meiſten franzöſiſchen Marineofficiere, welche faſt ausſchließend zum Adel gehörten, hatten ſich ſchon vor Einführung der Republik vom Dienſt zurückgezogen, oder waren ausgewandert.

Frankreich, außer seiner der englischen überlegenen Landmacht, auch eine große Flotte, sobald es ernstlich will, ausrüsten kann, so würde England, wenn die Franzosen so nahe an der brittischen Küste gelegene Häfen und Festungen, wie Antwerpen und Ostende, inne hätten, in seiner Sicherheit bedroht sein. Eine vorübergehende Besetzung Belgien's von französischer Seite, selbst die Errichtung eines belgischen Freistaates, würde Großbrittanien damals zu keinem Angriff auf Frankreich veranlaßt haben. Aber auf eine Vereinigung der österreichischen Niederlande mit der französischen Republik konnte England nur mit Krieg antworten, und hatte dies den französischen Unterhändlern mehrmals erklärt.

Der französische Minister des Auswärtigen, Lebrun, war eben so wenig wie sein Kollege Roland kriegslustig. Aber die Rollen waren in der letzten Zeit vertauscht worden. So wie früher die Girondisten, so waren jetzt die Jakobiner zu einer Ueberschreitung der Grenzen und zu einer erobernden Politik geneigt. Auf Veranlassung der Bergpartei und des diplomatischen Ausschusses des Konvents erhielt der in London zurückgebliebene französische Botschafter, Marquis von Chauvelin, den Auftrag, von der englischen Regierung die Einstellung der Kriegsrüstungen, die Zurücknahme des Verbotes gegen den Umlauf der französischen Assignaten in den brittischen Besitzungen, gegen die Ausfuhr von Waffen und Korn nach Frankreich, und die Aufhebung des neuen vornehmlich gegen französische Reisende gerichteten Fremdengesetzes zu verlangen. Die Note des französischen Botschafters schloß mit der Drohung, daß, falls die Vorbereitungen Englands zum Kriege fortdauern sollten, Frankreich dies als einen Friedensbruch ansehen werde. Zu gleicher Zeit wiesen die französischen Minister Dumouriez an, sich zu einem Angriffe auf Holland, wo die Grundsätze der Jakobiner in einer kleinen aber einflußreichen Partei Anklang gefunden hatten, gefaßt zu machen. Dumouriez, den die sichtbare Ausartung der Revolution über deren endlichen Ausgang, und seine eigene Lage besorgt zu machen anfing, hatte etwas von seinem kriegerischen Feuer verloren, hoffte aber, daß neue Siege ihn um so eher in den Stand setzen würden, den Jakobinern, deren erklärter Gegner er jetzt geworden war, die Spitze bieten zu können.

Pitt, der nach der Wendung, welche der Proceß Ludwig XVI. seit Ende Decembers genommen hatte, einen gänzlichen Bruch mit Frankreich voraussah, antwortete auf einige von Chauvelin's Beschwerden gar nicht, auf andere ausweichend, und setzte die Rüstungen mit vermehrtem Eifer fort. Die Nachricht von der Hinrichtung Ludwig XVI. brachte auf alle Stände und Parteien in England einen erschütternden Eindruck hervor.

Der Unwille über die Verblendung der Majorität des Konvents, über die Charakterschwäche der Gironde, über die Arglist und Grausamkeit der Bergpartei war allgemein. Als die Unglückspost am 23. Januar in London einlief, wurden die Theater auf Verlangen des Publikums geschlossen, und es gab sich eine tiefe Trauer kund. Den Tag darauf erhielt Chauvelin seine Pässe zugeschickt. Die gemäßigte Partei im französischen Ministerium machte noch einen Versuch, den Krieg mit England zu vermeiden. Marat, unter Napoleon Herzog von Bassano und Ministerstaatssekretair, damals Lebrun's rechte Hand im Ministerium des Auswärtigen, wurde, mit Vermittlungsversuchen beauftragt, nach England geschickt. Dumouriez, der von dem Ausbruche der Feindseligkeiten gegen England eine allgemeine Koalition gegen die Republik, eine Steigerung des revolutionairen Princips, und die schrankenlose Gewalt der Jakobiner befürchtete, war bereit, sich selbst nach London zur Anknüpfung von Unterhandlungen zu begeben. Aber die Bergpartei, von den im Proceß Ludwig XVI. davon getragenen Erfolgen entflammt, hieb den Knoten mit einem Streich entzwei, indem sie in der Konventssitzung vom 1. Februar (1793) die Kriegserklärung gegen England und Holland*) durchsetzte.

Es ließ sich jetzt ein viel mächtigeres Bündniß gegen Frankreich, als das bisher bestandene, voraussehen, indem Großbrittanien nicht nur die französischen Flotten und Seeplätze angreifen, sondern, durch seinen Einfluß und seine Schätze, auch die bisher unentschieden gebliebenen oder geldarmen Kontinentalstaaten gegen die Republik vereinigen würde. Am 1. Januar 1793 hatte die gesammte französische Streitmacht aus 220,000 Mann bestanden. Von dem Konvent ward jetzt, in Erwägung der vermehrten Bedürfnisse, eine Aushebung von 300,000 Mann angeordnet, und auf alle Klassen, mit Ausnahme der Beamten, auszudehnen befohlen. Die Flotte sollte ebenfalls verstärkt werden. Aber der Mangel an Officieren und an Material war bei ihr nicht leicht zu ersetzen. Zur Bestreitung dieser Rüstungen wurden für 800 Mill. Fr.**) neue Assignaten kreirt.

Um die Organisation des Heeres mit den übrigen Staatseinrichtungen und dem herrschenden Geiste in Uebereinstimmung zu bringen,

*) Als Grund des Bruches mit Holland ward angegeben: die Begünstigung der französischen Ausgewanderten, und die Ausweisung des französischen Gesandten Noel und seines Sekretairs Thinville aus dem Haag.

**) Die französische Staatsschuld betrug damals 8034 Mill. Fr. — und 2400 Mill. Assignaten waren, im Augenblick dieser Vermehrung, in Umlauf.

wurde auch daſelbſt, ſo viel als möglich, das Princip der Wahl eingeführt. Fortan ſollte über die Beſetzung von zwei Drittheilen der vakant werdenden Officierſtellen von der Mannſchaft abgeſtimmt, das letzte Drittheil aber nach der Anciennetät vergeben werden. Hierunter ward aber nicht das Alter in einem gewiſſen Grade, ſondern das abſolute Dienſtalter von der Einkleidung des Rekruten an, als Norm angenommen, dergeſtalt daß z. B. bei der Ernennung zum Kommando eines Bataillon's, ein Unterofficier, der länger als ein Hauptmann diente, dieſem vorgezogen wurde. Die Ernennung der Oberanführer blieb dem Kriegsminiſter, aber unter Beſtätigung der zu den Armeen geſchickten Volksrepräſentanten, überlaſſen. Die Generale konnten in jedem Augenblick entlaſſen oder ſonſt beliebig verwandt werden. Auch ward beſtimmt, daß die zahlreichen Freiwilligen, die bisher eigene Korps gebildet hatten, den Linientruppen einverleibt werden ſollten. Hierbei war aber nicht gemeint, den jungen Soldaten die Disciplin ihrer älteren Kameraden, ſondern dieſen vielmehr die revolutionaire Geſinnung der Neulinge einzuflößen. Obgleich dieſe Maßregeln für den Augenblick die Verwirrung und Zuchtloſigkeit im franzöſiſchen Heere vermehren mußten, ſo wurde deren üble Folgen durch die neue ſehr ſtrenge Militairgeſetzgebung, welche gegen viele, früher nur mit Zwangsarbeit oder Gefängniß beſtrafte, Vergehen den Tod ausſprach, bald Grenzen geſetzt. Aus dem den Soldaten beigelegten Recht der Ernennung ihrer Officiere gingen allerdings häufig entſchieden untaugliche Subjekte, aber auch manche der erſten Generale der Republik hervor.

Frankreich ſtand jetzt zu Oeſterreich, Preußen, dem deutſchen Reich, Sardinien und England in feindlichen Verhältniſſen. Spanien hatte nach der Hinrichtung Ludwig XVI. dem franzöſiſchen Geſandten in Madrid, Bourgoing, das Land zu verlaſſen befohlen. Am 7. März erklärte der Konvent dieſer Macht den Krieg. England war unermüdlich, Frankreich neue Feinde zu erwecken, und die ſchon vorhandenen zu beleben und zu unterſtützen. Die engliſche Regierung ſchloß im Laufe des Jahres 1793 mit einer Menge größerer und kleinerer Mächte, mit Hannover (4. März), Rußland (25. März), Heſſen-Kaſſel (10. April), Sardinien (25. April), Neapel (12. Juli), Preußen (14. Juli), Oeſterreich (30. Auguſt), Portugal (26. September) Verträge ab, deren Zweck die Bekämpfung Frankreichs war, rüſtete aber zugleich ein eigenes Heer aus, das die Franzoſen an der Nordgrenze angreifen ſollte.

28. Kampf zwiſchen den Jakobinern und der Gironde im Schooße des Konvents. — Dumouriez Abfall und Flucht.

Der franzöſiſche Admiral Latouche war, unter dem Vorwande, für in Genua und Konſtantinopel, zwiſchen der franzöſiſchen und neapolitaniſchen Diplomatie, entſtandene Mißhelligkeiten Genugthuung zu fordern, in Wahrheit aber, um die Macht der Revolution in Italien fühlen zu laſſen, mit einem Geſchwader vor Neapel geſchickt worden, und hatte, unter Androhung des Bombardements, die Anerkennung der Republik und die Zulaſſung eines Geſandten derſelben erzwungen. Die päbſtliche Regierung war ebenfalls zur Annahme eines diplomatiſchen Agenten Frankreichs genöthigt worden. Obgleich die Revolution am neapolitaniſchen Hofe wenigſtens eben ſo ſehr wie am römiſchen gehaßt wurde, ſo war doch das Volk in Neapel weniger gegen ſie erregt. Nach Rom hatte ſich eine große Menge franzöſiſcher Geiſtlichen geflüchtet, durch welche die Ausſchweifungen und Grauſamkeiten der Jakobiner, die Gefangenſchaft der königlichen Familie im Temple, die Septembermetzeleien, der Bevölkerung in allen Einzelheiten bekannt geworden waren. Der Miniſter des Auswärtigen, Lebrun, hatte, bis zur Ankunft eines Geſandten, einen franzöſiſchen Legationsſekretair Namens Basville als Geſchäftsträger nach Rom geſchickt. Die Ankunft deſſelben ward von den, durch die Geiſtlichkeit gegen die Franzoſen erbitterten, Volksklaſſen mit großem Unwillen vernommen. Basville beging die Unvorſichtigkeit, ſich an einem Sonntage (13. Januar 1793) in der gerade ſehr belebten Hauptſtraße Rom's, dem Corſo, nicht nur mit der franzöſiſchen Nationalkokarde zu zeigen, ſondern ſogar auf ſeinem Wagen eine dreifarbige Fahne aufzuſtecken. Dieſe herausfordernde Keckheit nahm für den franzöſiſchen Diplomaten einen traurigen Ausgang. Derſelbe ward im Volksgewühl tödtlich verwundet, und ſtarb am folgenden Tage. Basville hatte wahrſcheinlich geglaubt, es der Ehre ſeines Landes ſchuldig zu ſein, ſich ſo öffentlich als möglich zu zeigen. Denn er war übrigens, wie ſeine hinterlaſſenen Schriften beweiſen, ein gemäßigter Mann, der ſich gern mit den erſten Errungenſchaften der Revolution begnügt hätte, und gehörte keineswegs der extremen Partei an.

Aehnliches, wie in Rom am 13. Januar, ging in Paris acht Tage ſpäter vor. Der Präſident am ehemaligen pariſer Parlament, Lepelletier de St. Fargeau, früher von Ludwig XVI. perſönlich geſchätzt, hatte ſich, zum Konvent gewählt, entweder in der Abſicht, ſein großes Vermögen

ſicher zu ſtellen, oder aus einer damals bei ſchwachen Naturen nicht ſeltenen Umwälzung des ganzen Weſens, den Jakobinern angeſchloſſen, und im Proceſſe des Königs für den Tod und gegen den Aufſchub der Hinrichtung geſtimmt. Er wurde am Abend des 20. Januar, in einem Speiſehauſe des Palais royal, von Pâris, einem ehemaligen Garde du Corps, mit einem Meſſerſtich verwundet, in Folge deſſen er einige Stunden nachher ſtarb. Lepelletier wurde ein feierliches Leichenbegängniß gehalten, bei welchem die blutigen Kleider des Entſeelten, an einer Lanze befeſtigt, wie Trophäen zur Schau geſtellt waren. Der Mörder, welcher ſich bald nachher erſchoß, wohnte der Ceremonie unerkannter Weiſe bei. Ludwig XVI. hatte nichts davon erfahren, daß einer ſeiner Richter ihm in die Ewigkeit vorangegangen war.

Der leidenſchaftliche Haß gegen die Revolution, welcher ſich in dieſen Vorgängen ausſprach, bewog die beiden mächtigſten Fraktionen des Konvents, die Girondiſten und Jakobiner, ſich einander für den Augenblick, zur Abwehr ihrer gemeinſamen Gegner, zu nähern. Aber die Ideen und Perſönlichkeiten waren in den beiden Parteien zu verſchieden, als daß eine einigermaßen anhaltende Uebereinſtimmung möglich geweſen wäre. Die Rechte wollte in den Uebertreibungen der Linken, dieſe in der Mäßigung der Rechten die größte Gefahr für die Republik erkennen. Beide ahnten nicht, daß ſie in kurzer Zeit, die Einen nach den Anderen, verſchwinden würden, und daß Das, was von der Revolution übrig bleiben ſollte, ſchon damals ſtark und feſt genug war, um auch ohne ſie fortdauern zu können.

Kaum hatte man ſich über Lepelletier's Grabe die Hand gereicht, als das gegenſeitige Mißtrauen, und die mühſam zurückgehaltene Erbitterung von Neuem hervorbrachen. Für die Girondiſten waren die Jakobiner blutdürſtige Anarchiſten und die Anſtifter der Septembergräuel, und in den Augen der Letzteren galten die Erſteren für verſteckte Ariſtokraten und ehrgeizige Schönredner, welche die Revolution zu lähmen ſuchten. Die Bergpartei ſchlug eine Erneuerung des Sicherheitsausſchuſſes vor, in welchem die Gironde bisher die Mehrheit beſeſſen hatte, deren ſie jetzt verluſtig ging. Robespierre trug auf eine Unterſuchung der Verwaltung Roland's durch den neuen Sicherheitsausſchuß an. Der Miniſter des Innern war den Jakobinern, Danton ausgenommen, beſonders verhaßt, weil er ſich unter allen Girondiſten durch ſeine Wachſamkeit, Erfahrung und Geſchäftskenntniß hervorthat, und den Demagogen bei jeder Gelegenheit entgegen trat. Der Konvent entzog Roland die Fonds, mit welchen derſelbe auf die Preſſe, im Sinne der Ruhe und

Geſetzlichkeit, eingewirkt hatte. Petion, der ſich über die wieder erwachende Uneinigkeit im Konvent beklagte, wurde von Tallien, Collot d'Herbois und Thuriot mit Anſchuldigungen und Vorwürfen überhäuft, und nur von Danton, aber mit dem Anſehen großmüthiger Nachſicht, in Schutz genommen.

Die Gironde erlitt einen neuen Verluſt, indem Roland, von den Verläumdungen der Bergpartei und den Einmiſchungen der pariſer Kommune, um ſeine frühere Popularität und alle ſelbſtſtändige amtliche Wirkſamkeit gebracht, das Miniſterium des Innern niederlegte (23. Januar). Pache, der, als Kriegsminiſter, den Jakobinern in jeder Art zu Willen geweſen, mußte ſich, wegen der in ſeinem Departement eingeſchlichenen Mißbräuche, die nicht länger verhehlt werden konnten, ebenfalls zurückziehen. Anſtatt aber für die unter ſeinem Miniſterium begangenen ungeheuern Unterſchleiſe zur Rechenſchaft gezogen zu werden, wußten die Jakobiner Pache's Wahl zum Maire von Paris, an Chambon's Statt, durchzuſetzen (2. Februar). Die Gironde hatte demnach, durch Roland's Rücktritt, die damals wichtigſte Stelle im Miniſterium verloren, und die Jakobiner waren, mit Pache's Ernennung zum Maire von Paris in den Beſitz der hauptſtädtiſchen Verwaltung und alles damit zuſammenhängenden Einfluſſes getreten. Von da an war der Kampf zwiſchen den beiden Parteien ſo ungleich geworden, daß ſein Ausgang vorausgeſehen werden konnte.

Indeſſen ſtanden die Angelegenheiten der Jakobiner nicht überall eben ſo gut wie im Konvent und in Paris. Die durch die Einnahme von Mainz und die Schlacht von Jemappes von der Republik davon getragenen Vortheile waren zwar bedeutend geweſen, hatten aber nicht weiter verfolgt werden können. Die Revolutionirung des weſtlichen Deutſchlands war nicht geglückt. An die Stelle der früheren Geneigtheit der Belgier für die Franzoſen war eine tiefe Entfremdung getreten, und die Wiedereroberung der Niederlande durch die Oeſterreicher wurde von der Bevölkerung mit Ungeduld erwartet. In der Bretagne hatten die Kundſchafter der Jakobiner eine weit verzweigte royaliſtiſche Verſchwörung, an deren Spitze der Marquis de la Rouarie ſtand, entdeckt. Der Tod dieſes Mannes (30. Januar), und die Verhaftung einer großen Anzahl ſeiner Anhänger hatte den Ausbruch des Komplotts verhindert, aber die Bevölkerung blieb, mit Ausnahme einiger größeren Städte, der Republik fremd und abgeneigt. In der Vendée und den benachbarten Departements glühte der Funke unter der Aſche, und das Auflodern der heimlichen Flamme ſchien jeden Augenblick möglich zu ſein. In Lyon wurden die Meinungen der Jakobiner nur vom Pöbel getheilt, und der Mittel-

stand schickte sich zum Kampfe gegen die Demagogen an. Die vielen unvereidigten Geistlichen, welche sich in allen Theilen des Landes verborgen hielten, waren unermüdlich thätig, der Revolution Feinde zu erwecken. Ihrer Reichthümer und Würden beraubt, übten sie einen um so größeren moralischen Einfluß auf Alles aus, was sich nicht unbedingt der neuen Ordnung der Dinge angeschlossen hatte. Manche unter den kommandirenden Generalen und Festungskommandanten waren den Jakobinern verdächtig, die selbst am Besten wußten, wie sehr sie von Allen, die nicht zu ihnen gehörten, gehaßt wurden. Die Republik war noch so neu, so wenig befestigt, daß ihr plötzlicher Sturz nicht unter die Unmöglichkeiten gehörte. Obgleich an eine vollständige Rückkehr des vorrevolutionairen Regiments nicht zu denken war, so hätten doch die extreme Partei und ihre Führer beseitigt werden können. Da die Jakobiner durch die Septembermetzeleien und die Hinrichtung Ludwig XVI. die Brücke hinter sich abgebrochen hatten, so mußten sie, um ihre Stellung den sie bedrohenden Gefahren gegenüber zu sichern, eine noch gewaltsamere Haltung als bisher annehmen, die öffentliche Gewalt ungetheilt an sich reißen, und ihre Gegner durch Zwang und Schrecken einschüchtern.

Unter den Demagogen war Danton die praktischste Natur, und welche am Sichersten die zu einem vorgesetzten Zweck führenden Mittel entdeckte. Robespierre arbeitete unaufhörlich daran, sein Ansehen im Jakobinerklub, und seine Popularität bei dem pariser Proletariat zu erhöhen, war aber mit der allgemeinen Lage der Dinge damals weniger als Danton vertraut. Robespierre setzte ein durchgängiges Mißtrauen gegen Alles, was sich nicht in ungetheilter Gemeinschaft mit ihm befand, und faßte alle Anschuldigungen und Verläumdungen gegen Andersgesinnte begierig auf. Aber eben deshalb wußte er in vielen Fällen nicht das Wesentliche von dem Unbedeutenderen zu unterscheiden. Marat war eine Art von wildem Gaukler, dem sein blutdürstiger Instinkt zuweilen die wahren Gegenstände seines Verdachts und Hasses entdeckte, vergriff sich aber, vermöge seiner an Wahnsinn grenzenden Leidenschaftlichkeit, sehr oft in seinem Urtheil, und schoß über das Ziel hinaus. Danton dagegen war, ungeachtet des deklamatorischen Ungestüms seiner Rede, im Innern kaltblütig und abwägend, fragte mehr nach dem muthmaßlichen Vortheil als nach den Grundsätzen Anderer, befliß sich in seinem Denken und Thun keiner besonderen Folgerechtigkeit, witterte aber, mitten unter dem ungeheuren Tosen und Brausen des Orkans, der das Schiff der Revolution auf allen Seiten umgab, die Klippen heraus, von welchen dasselbe zunächst bedroht wurde. Danton richtete seine ganze Aufmerksamkeit

auf einige wenige entſcheidende Punkte, und ließ das Uebrige auf ſich beruhen.

Woran die Revolution, wie ſie ſeit dem 10. Auguſt geworden, ihre eigenen Zwecke in Betracht gezogen, vornehmlich litt, war der Mangel an Einheit in ihrer inneren Organiſation. In der Volksvertretung ſtritten zwei Parteien um die Herrſchaft, und dieſer Kampf ſetzte ſich in allen übrigen Verhältniſſen fort. Die Truppen der Republik ſtanden zum Theil unter unzuverläſſigen Führern, und in den Departementalbehörden, in der Nationalgarde, in der geſammten Beamtenwelt machten ſich überall Meinungsverſchiedenheiten geltend. Die Anordnungen des Konvents wurden in der Regel unvollſtändig ausgeführt, und von anderweitigen Plänen und Geſinnungen durchkreuzt. Danton arbeitete daran, der revolutionairen Regierung die möglichſt größte Uebereinſtimmung in ſich ſelbſt, und damit mehr Wirkſamkeit nach Außen hin zu verleihen. Er ſetzte eine Reihe von Maßregeln in dieſem Sinne durch. Die Kommiſſarien des Konvents, bisher nur zur Ausführung beſtimmter Aufträge in die Departements oder zu den Armeen geſandt, wurden jetzt, während der Dauer ihrer Miſſion, mit einer diktatoriſchen Gewalt ausgeſtattet. Sie konnten die Generale entſetzen, ſelbſt verhaften laſſen; die Beförderungen der Officiere, und alle Mittel der Belohnung und Beſtrafung, wurden in ihre Hand gegeben. Der Geſchäftsgang des Konvents ward beſchleunigt. Die von ihm zu Geſetzen erhobenen Anträge der Ausſchüſſe mußten von dem Exekutivrath auf der Stelle vollzogen werden.

Dies Alles ward aber von Danton noch nicht für genügend erachtet. Er verlangte die Errichtung eines Tribunals, vor welches alle wegen politiſcher Vergehen gegen die Republik Angeklagten geſtellt werden würden. Daſſelbe ſollte ohne Appellation, in möglichſt kurzer Zeit, urtheilen, und nur auf Tod oder Freiſprechung erkennen. Alle wegen eines Attentats gegen die Sicherheit des Staates, gegen die Souverainetät der Nation, gegen die Grundſätze der Freiheit und Gleichheit Verdächtigen waren dieſem Gericht verfallen, von deſſen Jurisdiktion Niemand, ſelbſt nicht die im Dienſt befindlichen Militairs, ſondern nur die Mitglieder des Konvents ausgenommen waren, zu deren Verſetzung in Anklageſtand die Bewilligung ihrer Kollegen gehörte.

Als der Entwurf zu einem ſolchen Inſtitut dem Konvent vorgelegt wurde, erhoben ſich ſelbſt manche Stimmen der Linken (Barrère, Cambon) dagegen, und von der Gironde ward es einſtimmig, unter Aeußerungen des heftigſten Mißfallens, verworfen. Man verglich dieſes Tribunal mit der venetianiſchen Inquiſition, und ſah es als den Anfang zu

einer grenzenloſen Tyrannei an. Beſonders fielen gewiſſe Beſtimmungen in dem Geſetzesentwurf auf: die Abweſenheit von Geſchwornen — der Mangel einer den Richtern bei der Unterſuchung vorgeſchriebenen Procedur — die ihnen gelaſſene Willkühr ſich durch alle mögliche Mittel über den Thatbeſtand aufzuklären — das Entgegennehmen heimlicher Angebereien. — Die Gironde wollte außerdem, daß dieſes Gericht nicht von dem Konvent, ſondern vom Volk ernannt werde. Aber die Vereinigung der richterlichen und geſetzgebenden Gewalt war es gerade, was Danton und ſeine Anhänger durch die Errichtung eines von dem Konvent ausgegehenden Tribunals beabſichtigten.

Der von der Gironde zu erwartende Widerſtand gegen einen ſolchen Entwurf, der Eindruck, den die Vorträge ihrer Redner auf das Publikum hervorbringen konnten, die Möglichkeit, daß ſich das Centrum bei dieſer Gelegenheit mit der Rechten vereinigte, dieſe den Abſichten der Jakobiner entgegenſtehenden Schwierigkeiten wollten dieſelben um jeden Preis beſeitigen. Die Arbeitsloſigkeit, die Theuerung der Lebensmittel hielten die niederen Klaſſen in beſtändiger Aufregung, und machten ſie geneigt, von dem Gefühl des Drucks plötzlich zu Ausbrüchen der Wuth überzugehen. Die Demagogen rechneten auf dieſe Stimmung. Die in Belgien ſtehenden franzöſiſchen Truppen hatten Verluſte erfahren, welche die Jakobiner der gemäßigten Partei Schuld gaben. Die Girondiſten wurden dem Volke als heimliche Verbündete der Feinde Frankreichs, als Mitverſchworene Dumouriez gegen das Daſein der Republik bezeichnet. Eine von den Jakobinern angeſtiftete Bande ſchlug die Preſſen zweier girondiſtiſchen Journale entzwei, zog in den Straßen umher, und ſtieß Verwünſchungen gegen die rechte Seite des Konvents aus. Danton erklärte, daß das Heil des Staates von der Errichtung eines außerordentlichen Kriminalgerichts abhänge, und gab, auf die Septembermetzeleien anſpielend, zu verſtehen, daß die Menge nur durch den Anblick einer geregelten Strenge von der Erneuerung blutiger Selbſthülfe abgehalten werden könne. Es wurden allerlei aufregende Gerüchte verbreitet, von der Abſicht, den Thron in der Perſon des Herzogs von Orleans wiederherzuſtellen, von einem Aufſtande der Royaliſten im Innern, von freiheitsfeindlichen Komplotten, und die Gegner der Gironde verſtanden es, dieſelben mit den die Republik bedrohenden wahren und falſchen Nachrichten in Verbindung zu bringen. Es wurde den Girondiſten unter der Hand angedeutet, daß ihr Leben in Gefahr ſchwebe. Sie blieben, mit Ausnahme Vergniaud's, von der Sitzung fort, in welcher das Revolutionstribunal vom Konvent dekretirt wurde (10. März). Vergniaud verlangte, bei der

Abſtimmung, den Namensaufruf. „Man muß die kennen", ſagte er, „welche, während ſie beſtändig die Freiheit im Munde führen, deren Untergang vorbereiten!" —

Die Willkühr, welche in dem urſprünglichen Geſetzentwurf lag, war durch die Anſtellung von Geſchwornen bei dem Tribunal nur ſcheinbar gemildert worden, indem auch dieſe Geſchwornen, wie die Richter, nicht vom Volk, ſondern vom Konvent ernannt wurden. Der Konvent ſtand aber unter dem Einfluſſe der Bergpartei, welche demnach auch über die Wahlen zu den Geſchwornen entſchied. Es ward in den Geſetzentwurf ſogar eine Verſchärfung durch die Beſtimmung eingeführt, daß die Geſchwornen ihr Verdikt einzeln mit lauter Stimme abgeben mußten. Man wollte ſie dadurch zwingen, aus Rückſicht auf ihre eigene Sicherheit, nach dem Willen der Kommune und der Bergpartei zu urtheilen. Das außerordentliche Kriminalgericht (le tribunal criminel extraordinaire), wie es Anfangs*) in der officiellen Sprache hieß, beſtand aus fünf Richtern, aus welchen der Präſident genommen wurde, und von denen wenigſtens immer drei in jeder Sitzung anweſend ſein mußten, aus einem öffentlichen Ankläger und zwei Subſtituten deſſelben, und aus zwölf Geſchwornen, denen vier Stellvertreter, im Fall von Krankheit, Abweſenheit u. ſ. w., beigegeben waren. Es hielt ſeine Sitzungen im Lokal des ehemaligen pariſer Parlaments.

Robespierre, welcher ſpäter aus dieſem Inſtitut den größten Vortheil zog, und ſich mit ſeiner Hülfe eine Zeit lang an der Spitze der Republik erhielt, hatte deſſen Gründung zugeſtimmt, war dafür aber weniger als Danton eingetreten. Danton, der dieſes Blutgericht nur als eine Kriegsmaſchine gegen die entſchiedenen Gegner der Revolution zu brauchen dachte, ahnte nicht, daß ſich ſo bald an ihm ſelbſt die alte Sage vom ehernen Stier des Phalaris verwirklichen ſollte.

Ueber den von den Jakobinern in Belgien begangenen Unordnungen, über den Streitigkeiten zwiſchen Dumouriez, dem Kriegsminiſter Pache und den Konventskommiſſarien, war eine koſtbare Zeit für die Kriegsführung verloren gegangen. Dumouriez hatte der Einführung der franzöſiſchen Geſetzgebung und Verwaltung in Belgien widerſtrebt, dieſelbe aber zuletzt nicht hindern können. Er zögerte Holland anzugreifen, wie es urſprünglich ſein Plan geweſen, indem er dadurch nur den Jakobinern zu dienen fürchtete, erhielt aber ſo beſtimmten Befehl, dieſen

*) Später ward, auf Billaud-Varennes Antrag, die Benennung: Le tribunal révolutionnaire — eingeführt.

Feldzug zu eröffnen, daß er nicht länger zögern konnte. Seine Absichten waren jedoch der in Paris herrschenden Partei entgegen.

Er wollte nach der Eroberung Hollands den dortigen revolutionairen Ausschuß, welcher an einer Demokratisirung dieses Staates arbeitete, auflösen, das Dekret vom 15. December abschaffen, den Engländern die Neutralität und den Oesterreichern einen Waffenstillstand anbieten, Holland und Belgien unter einander verbinden, aber nicht mit Frankreich vereinigen, und war entschlossen, mit seinem Heer, wenn der Konvent der Ausführung dieses Plans entgegentrat, gegen Paris zu ziehen, und die extreme Partei der Revolution zu Paaren zu treiben. Dumouriez beabsichtigte, nach Sprengung des Konvents, aus den meist gemäßigt gesinnten Notabeln der Departements, eine neue Volksvertretung zu bilden. Das Weitere würde von den Umständen abgehangen haben. Nicht aus seinen Worten, aber aus seinem ganzen Verhalten, geht die von ihm gehegte Hoffnung hervor, Frankreich werde, nach dem Sturz des Jakobinismus, nicht den von allen Parteien verachteten Herzog von Orleans, sondern seinen ältesten Sohn, den Herzog von Chartres, der sich bei Valmy und Jemappes hervorgethan hatte, zum Könige wählen, und er dann selbst unter dem jungen Prinzen eine große Rolle spielen.

Aber die Eroberung Hollands war das Nächste, was Dumouriez jetzt zu thun hatte. Sei es nun, daß sein strategischer Blick, von den vielen politischen Sorgen und Planen, in diesem Augenblick getrübt war, sei es, daß er, auf geheime Sympathien bei dem wiener Kabinet für sich rechnend, kein so rasches und kräftiges Einschreiten der österreichischen Heeresmacht besorgte, er beging den Fehler, die Vertheidigung Belgien's, indem er Holland angriff, nicht so, wie es nöthig gewesen wäre, zu sichern. Außerdem schienen die französischen Truppen, die sich von den Belgiern gehaßt, von den Oesterreichern bedroht sahen, nicht von derselben Zuversicht wie, einige Monate vorher, bei Jemappes, erfüllt gewesen zu sein. Ungeachtet der Erpressungen ihrer Militairverwaltung, fehlte es ihnen oft an dem Nöthigsten.

Oesterreich hatte ein zahlreiches wohl ausgerüstetes Heer, unter dem Prinzen von Koburg, gegen die niederländische Grenze vorrücken lassen. Am 1. März war Koburg bei Berghen zu Clairfait, dem unternehmendsten der damaligen österreichischen Generale, gestoßen. Der junge Erzherzog Karl, dessen großes militairisches Talent noch nicht erkannt war, der aber seine kriegerische Begeisterung seinen Umgebungen mitzutheilen verstand, trat bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal hervor. Die Franzosen wurden nach einem mörderischen Gefecht aus Aachen

vertrieben, und mit großem Verluſt auf Lüttich zurückgedrängt. Die Nachläſſigkeit und Uneinigkeit ihrer Generale, und ihre zu ausgedehnten Stellungen zogen ihnen, innerhalb weniger Tage, den Verluſt ihrer Vertheidigungslinien zu. Miranda ward zur Aufhebung der von ihm unternommenen Belagerung von Maſtricht gezwungen, und die Generale Stengel und Neuilly wurden von einander getrennt, und nach dem Limburg'ſchen zurückgeworfen.

Da wo Dumouriez perſönlich kommandirte, hatte es ihm weder an Glück noch Kühnheit gefehlt. Er war am 22. Februar in das holländiſche Gebiet eingedrungen, und hatte ſich innerhalb weniger Tage der Feſtungen Breda, Klundert und Gertruydenburg bemächtigt. Die Holländer waren überall gewichen, und nichts ſchien der Beſetzung ihres Landes durch die Franzoſen mehr entgehen zu ſtehen. Dumouriez hätte wenn es allein auf ihn angekommen wäre, ſchon damals den ein Jahr ſpäter von Pichegru unternommenen Eroberungszug ausführen können. Aber während er ſich mit dieſen Hoffnungen trug, erhielt er plötzlich die Nachricht von den Niederlagen, welche die unter ihm befehligenden Generale bei Aachen, Oldenhoven und Lüttich erlitten hatten. Der von den öſterreichiſchen Truppen in dieſen Gefechten bewieſene Ungeſtüm überraſchte ihn, der auf ihre gewöhnliche Langſamkeit gerechnet hatte. Ein weiteres Vorrücken in Holland war unmöglich geworden. Die Franzoſen hätten ſich dadurch zu ſehr von allen Verbindungspunkten mit ihrem Lande entfernt.

Dumouriez war faſt eben ſo leichtſinnig als talentvoll. Er hatte, obgleich von Jugend an in diplomatiſche Intriguen verwickelt, nie Vorſicht und Zurückhaltung gekannt. Im Gefühl ſeiner großen Gaben, glaubte er aus jeder Schwierigkeit immer wieder herauskommen zu können. Er hegte jetzt mehr als je die Abſicht, die extreme Partei in Frankreich zu ſtürzen. Zu dem Ende hätte er dieſelbe vor Allem in Sicherheit wiegen, und ſich, dem Anſchein nach, auf ſeine militairiſchen Operationen beſchränken müſſen. Statt deſſen erließ er von Löwen aus (11. März) ein Schreiben an den Konvent, worin er ſich auf das Heftigſte gegen die Behandlung Belgien's erklärte, die Jakobiner anklagte, und dieſelben, wie la Fayette zehn Monate vor ihm, mit der Rache ſeiner Armee bedrohte. Dieſes Schreiben ward von denen, welche einen offenen Bruch zwiſchen dem erſten General der Republik und der Volksvertretung verhindern wollten, eine Zeit lang geheim gehalten. Danton und Lacroix reiſten ſogleich nach Belgien ab, um Dumouriez zu einer Zurücknahme ſeiner Erklärung zu bewegen, konnten aber von ihm nichts als das Verſprechen einer Motivirung derſelben erlangen. Dumouriez

glaubte jetzt, um das Vertrauen ſeines Heeres zu bewahren, den Eindruck der letzten Unfälle zu verwiſchen, und ſich oben zu erhalten, nicht länger mit einem Angriff auf die öſterreichiſche Hauptarmee zögern zu dürfen. Seine kühne Zuverſicht trug ihn über alle Zweifel und Beſorgniſſe empor. Er ſtieß auf den Herzog von Koburg bei dem Dorfe Neerwinden (18. März), und wagte den Kampf unter ungünſtigen Bedingungen, gegen eine überlegene Macht, und von der Beſchaffenheit des Bodens in Nachtheil geſetzt. Während Dumouriez mit dem rechten Flügel, deſſen unmittelbare Leitung er ſich ſelbſt vorbehalten hatte, ſiegreich vordrang, ward der linke unter Miranda*) von den Oeſterreichern geworfen, das von dem Herzoge von Chartres befehligte Centrum umgangen, und die Schlacht von den Franzoſen zuletzt gänzlich verloren. Am 22. März wurde das franzöſiſche Heer bei Löwen abermals geſchlagen und zum Rückzug gezwungen. Belgien ging jetzt für die Franzoſen faſt eben ſo ſchnell verloren als ſie es erobert hatten.

Dumouriez ließ ſich jetzt, ſowohl um ſeiner perſönlicher Sicherheit als der Ausführung ſeiner Pläne willen, mit dem öſterreichiſchen Hauptquartier in Unterhandlungen ein. Er hielt mit dem Oberſten Mack,**) dem erſten Adjutanten des Prinzen von Koburg, eine Zuſammenkunft, in welcher feſtgeſetzt wurde, daß die Franzoſen Brüſſel ohne Widerſtand räumen, dagegen auf ihrem Rückzuge von den Oeſterreichern nicht beunruhigt werden würden. Einige Tage nachher kam Dumouriez abermals mit Mack zuſammen, eröffnete dieſem ſeine Abſicht, das revolutionaire Regiment in Paris mit gewaffneter Hand zu bekämpfen, und verlangte hierzu die Mitwirkung des öſterreichiſchen Heeres. Mack ging hierauf ein, und die franzöſiſche Feſtung Condé ſollte den Oeſterreichern zu ihrer Sicherheit bis nach abgeſchloſſenem Frieden eingeräumt werden.

Die Nachricht von der Niederlage bei Neerwinden hatte in Paris

*) Dumouriez maß die Niederlage bei Neerwinden dem General Miranda bei, der aber von dem Revolutionstribunal freigeſprochen wurde. Miranda war, von vornehmen und reichen Eltern in Peru geboren, einer von den ausgezeichneten aber unglücklichen Charakteren, welche der Zukunft vorgreifen, und Das, was einſt geſchehen ſoll, zu früh beginnen. Er hatte ſich durch ſeine Verſuche, ſein Vaterland von der ſpaniſchen Herrſchaft zu befreien, Verfolgungen ausgeſetzt und flüchtig werden müſſen. Er ging ſpäter nach Südamerika zurück, nahm an dem Kampfe gegen die Spanier, an Bolivar's Seite, Theil, ward gefangen, und ſtarb, von den Kortes verurtheilt, nach mehrjähriger Haft in Kadix.

**) Mack, ſpäter, als kommandirender General, durch ſein Unglück gegen Championnet (1799) und gegen Napoleon (1805) bekannt, galt damals für einen ausgezeichneten Generalſtabs-Officier.

eine große Aufregung verurſacht, und Dumouriez war im Konvent laut des Verrathes angeklagt worden. Die Jakobiner ſchickten drei der Ihrigen, Proly,*) Pereira und Dubuiſſon, in Dumouriez Lager ab, die ſich ihm in Tournay, angeblich um einige Aufträge des Miniſters des Auswärtigen Lebrun auszurichten, vorſtellten. Dumouriez beging, von dem erfahrenen Unglück gereizt, die Unvorſichtigkeit, dieſen Sendlingen gegenüber, nicht nur ſeine Mißbilligung über die Nachgiebigkeit des Konvents gegen die Demagogen, die Errichtung des Revolutionstribunals, und die Ausſchweifungen des pariſer Pöbels, in den ſtärkſten Ausdrücken darzulegen, ſondern gab auch die beſtimmte Abſicht zu erkennen, dieſem ganzen Treiben ein Ende zu machen. „Ich werde Frankreich im Nothfall", ſagte Dumouriez, „auch gegen den Willen des Konvents zu retten wiſſen! Die Nation bedarf eines Königs, mag derſelbe Ludwig oder Jakob heißen." — „Oder auch Philipp" unterbrach ihn Proly, auf des Generals bekannte Vorliebe für den jungen Herzog von Chartres anſpielend, was Dumouriez jedoch für eine Erfindung der Jakobiner erklären wollte. Dumouriez ging in ſeiner Unbeſonnenheit ſo weit, ſein bis dahin noch unbekannt gebliebenes Verhältniß mit den Oeſterreichern errathen zu laſſen, indem er meinte, daß dieſelben in drei Wochen in Paris ſein könnten, was ohne eine Verbindung mit ihm nicht möglich geweſen wäre.

Dumouriez Verſetzung in Anklageſtand war ſchon mehrmals im Konvent und bei den Jakobinern verlangt worden. Aber Danton und Robespierre hatten dies immer zu hintertreiben gewußt, erſterer, indem er ſich für des Generals Treue gegen die Republik verbürgte, letzterer, weil er deſſen militairiſche Talente für unentbehrlich hielt. Jetzt beſchloß der Konvent, unter allgemeiner Zuſtimmung, Dumouriez an ſeine Schranken zu fordern, um über die gegen ihn erhobenen Beſchuldigungen vernommen zu werden, und ſandte zu dem Zweck vier Kommiſſarien, unter welchen ſich der mehrfach erwähnte Camus befand, an ihn ab. Sie wurden von dem General Beurnonville, Pache's Nachfolger im Kriegsminiſterium, als Dumouriez nächſtem militairiſchen Vorgeſetzten, begleitet.

Dumouriez befand ſich in St. Amand, als er das Dekret des Konvents erhielt (2. April). Er konnte nicht daran denken, der an ihn ergangenen Aufforderung zu gehorchen. Er würde, in Paris angekommen, ſelbſt weniger ſchuldig als er wirklich war, unfehlbar dem Revolutions-

*) Proly galt für einen natürlichen Sohn des öſterreichiſchen Staatskanzlers Fürſten Kaunitz

tribunal übergeben und hingerichtet worden sein. Camus, der aufbrausend und ungestüm war, verlangte, daß Dumouriez sich sogleich mit den Kommissarien nach der Hauptstadt begeben sollte. Dieser wandte ein, daß seine Anwesenheit bei dem Heere unentbehrlich sei. Camus Drohung, den General des Oberbefehls zu entsetzen, ließ demselben keinen anderen Ausweg übrig, als die vier Volksrepräsentanten und den Kriegsminister verhaften zu lassen, die bald nachher den Oesterreichern überliefert, und nach der Festung Mastricht abgeführt wurden.

Dieser entscheidende Schritt überzeugte den Prinzen von Koburg von Dumouriez Aufrichtigkeit bei den mit Mack gepflogenen Unterhandlungen, und machte allen weiteren Bedenklichkeiten ein Ende. Am 4. April wollte sich Dumouriez nach der Festung Condé begeben, um daselbst die Vorbereitungen zur Aufnahme einer österreichischen Garnison zu treffen. Aber schon hatten seine Truppen, besonders die Freiwilligen, Verdacht gegen ihn geschöpft. Das Hin- und Hergehen österreichischer Officiere in seinem Hauptquartier war nicht unbemerkt geblieben. Dumouriez stieß auf dem Wege nach Condé auf drei Bataillone Freiwilliger, die, ohne von ihm Befehl erhalten zu haben, nach dieser Festung zogen, um deren Besatzung zu verstärken. Dumouriez wollte ihnen eine andere Bestimmung anweisen. Aber anstatt zu gehorchen, machten die Freiwilligen*) Miene, sich der Person des Generals zu bemächtigen, der sich nur mit Mühe rettete. Von den ihm nachgesandten Kugeln wurden einige seiner Begleiter getödtet.

Am Abend faßte Dumouriez, in Gemeinschaft mit Mack, eine Proklamation ab, die am anderen Tage erschien. Es wurde darin die Vereinigung der französischen und österreichischen Truppen bekannt gemacht, um in Frankreich die Wiederherstellung der Verfassung von 1791, mit einem Könige an der Spitze, zu erwirken. Dumouriez fühlte sich jedoch nicht mehr stark genug, um seinen Lieblingsplan, die Erhebung des Herzoges von Chartres auf den Thron, durchzusetzen. Denn in einem, in seinem alleinigen Namen, an die Franzosen erlassenen, Aufrufe sprach er die Anerkennung des im Temple gefangen gehaltenen Sohnes Ludwig XVI. als konstitutionellen Königs aus.

Ungeachtet dieser Vorgänge kehrte Dumouriez, dessen Zuversicht zuweilen an Verwegenheit streifte, am 5. April in sein Lager zurück. Er

*) Das eine dieser Bataillone, welches eine besondere Erbitterung gegen Dumouriez an den Tag legte, wurde von dem nachmaligen Marschall Davoust befehligt.

hoffte seine Armee noch immer nach seinen Absichten lenken zu können. Es hatte in derselben, namentlich unter den altgedienten Linientruppen, stets eine lebhafte Abneigung gegen die Jakobiner und den pariser Pöbel geherrscht. Aber zu einem Bündniß mit dem Feinde, einem Bruch mit dem Vaterlande, und einer Verschmelzung mit den Ausgewanderten war das Heer nicht zu bewegen. Es muß sogar für etwas Außerordentliches gelten, und beweist, wie groß früher die Liebe der Soldaten zu ihrem General gewesen, daß sie ihn, ungeachtet seines offenbaren Verrathes, nicht festnahmen, und dem Konvent überlieferten. Aber ihre finsteren Blicke und ihr Verstummen, als er sie ihm zu folgen aufforderte, legten jetzt ein Zeugniß für ihre Gesinnung ab, über das sich Dumouriez nicht länger täuschen konnte. Er verließ, die Verzweiflung im Herzen, mit dem Herzoge von Chartres*) und einigen Officieren am Abend sein Lager, und begab sich nach Tournay, wo er von den Oesterreichern ehrenvoll empfangen wurde. So erlosch dieses am Horizont der Revolution aufgestiegene Meteor eben so rasch, als es sich plötzlich entzündet hatte. Dumouriez, der, vor dem Feldzuge in der Champagne 1792, außerhalb Frankreichs unbekannt gewesen, kann zwar in der Geschichte nicht vergessen werden, ist aber in der Folge bei keiner bedeutenden Gelegenheit mehr zum Vorschein gekommen. Er zog sich später nach England zurück, wo er von der Regierung ein Jahrgehalt erhielt, und starb (1821) in hohem Alter, nachdem er theils Theilnehmer, theils Zeuge der größten Begebenheiten des Jahrhunderts gewesen, und den Untergang der Republik, des Kaiserreiches, und die Rückkehr der Bourbonen nach Frankreich erlebt hatte.

29. Erhebung der Vendée.

Während die Republik sich im Norden durch die Niederlage bei Neerwinden bedroht sah, erstand ihr im Westen der gefährlichste ihrer

*) Der Herzog von Chartres (nachmals König Ludwig Philipp I.) irrte, nachdem er sich von Dumouriez getrennt hatte, mehre Jahre lang in verschiedenen Gegenden Europa's und Amerika's umher, und söhnte sich erst im Anfange dieses Jahrhunderts mit seinen Verwandten von der älteren Linie aus, gab aber, wenigstens für seine Familie, nie die Hoffnung auf den Thron auf, welche Dumouriez, bei mehr Vorsicht, vielleicht schon damals verwirklicht haben würde.

inneren Gegner, deſſen Beſiegung ihr größere Anſtrengung, als der Kampf gegen die meiſten auswärtigen Feinde gekoſtet hat. Die Conſtituante hatte, bei der neuen Eintheilung Frankreichs, aus der Provinz Poitou drei Departements: Deux-Sevres, Vienne und Vendée gemacht. In dieſen Gegenden war die große Bewegung von 1789 gleich Anfangs ohne Begeiſterung, wenn auch damals noch ohne Widerwillen aufgenommen worden. Aber die Revolution ſtieß dort auf eine Geſinnung, die ihr fremder als anderswo gegenüberſtand. Der Adel im alten Poitou, welcher viel auf ſeinen Beſitzungen lebte, und den in einem ſo abgeſonderten Daſein die Ideen der Zeit wenig berührt hatten, war von der Aufhebung ſeiner Titel und Ehrenrechte tief verletzt worden. Die Biſchöfe von Poitiers und Luçon, und die früher reich geweſenen Domkapitel theilten die Anſichten des Adels, und konnten der Revolution nicht die Säkulariſirung der geiſtlichen Güter vergeben. Die niedere Geiſtlichkeit dagegen war den neuen Einrichtungen nicht entgegen, und nahm die Aufhebung der ſtändiſchen Vorrechte mit Beifall auf. Die Pfarrer und Vikarien hatten aber, ungeachtet ihrer Hinneigung zu den politiſchen Grundſätzen von 1789, in kirchlicher Beziehung eine große Strenggläubigkeit bewahrt. Als die Nationalverſammlung durch die Conſtitution civile du Clergé in die innere Organiſation der katholiſchen Kirche eingriff, ward von der großen Mehrheit der Geiſtlichkeit des alten Poitou der Eid auf die Verfaſſung verweigert. Die Pfarrer und Vikarien mußten in Folge deſſen ihren Stellen entſagen, und vereidigte Prieſter, welche die Bevölkerung als Abtrünnige betrachtete, nahmen die verlaſſenen Kirchenſitze ein.

Poitou beſtand aus einem Hoch- und Flachlande. Erſteres machte den größten Theil des Departements der Vendée aus. Daſſelbe war von einer zahlloſen Menge von Hecken durchzogen, hinter welchen die Meierhöfe lagen. Die Vegetation war ſo kräftig, daß die Bäume und Sträucher eine natürliche Mauer um die Häuſer bildeten, deren Dächer allein den Vorübergehenden ſichtbar wurden. Es gab keine großen Straßen, ſondern nur Feldwege. Bäche durchſchnitten auf allen Seiten das Land, traten im Frühjahr und Herbſt aus, und bildeten im Winter eine Kruſte von Glatteis, auf der nur die Einheimiſchen mit Bequemlichkeit fortkommen konnten. Getraide ward blos zum eigenen Bedarf gebaut, aber Viehzucht ſtark betrieben. Wegen der vielen Bäume wurde dieſe Gegend im gewöhnlichen Leben „das Gebüſch (le bocage)" genannt. — Das ſich nach dem Meer hin ſtreckende Flachland hieß wegen der vielen Moräſte „der Sumpf (le marais)" und war ebenfalls ſehr pflanzenreich,

Es fand daſelbſt, einen Theil des Jahres über, ein lebhafterer Verkehr zu Waſſer als zu Lande ſtatt, und die Bevölkerung zeichnete ſich durch ihre Geſchicklichkeit im Rudern aus. Es war überall viel Wild vorhanden. Die Adeligen in Poitou galten für die erſten Jäger Frankreichs, aber auch die Bauern wußten überall mit dem Gewehr umzugehen. Ganz ähnlich ſah es im benachbarten Anjou und Maine aus. Dieſer Theil von Frankreich lag von dem Ganzen ſo abgeſondert wie eine Inſel da.

Es gab im alten Poitou nur wenige bedeutende Städte, und in dem Theile deſſelben, aus welchem das Departement der Vendée gebildet worden, blos Marktflecken. Das ſtädtiſche Element war der Revolution eifrig zugethan, aber gering an Zahl. Obgleich der Landmann in der Vendée ſelten Eigenthümer, ſondern meiſt nur Pächter war, ſo hatte er doch immer zum Adel, dem der Boden gehörte, in einem guten Verhältniß geſtanden. Es war längſt jede Spur von perſönlicher Unfreiheit verſchwunden, und ſelbſt die Erinnerung daran erloſchen. Es gab dort ſchon vor 1789 keine Frohndienſte mehr. Die Pachthöfe erbten in der Regel in denſelben Familien fort, und die Grundherren ließen ihre beſonderen Beſitzungen durch Tagelöhner bearbeiten. Es war von Seiten der Adeligen kein Druck verübt worden, und die Bauern hatten nie Grund zu Unzufriedenheit und Klagen gehabt.

Die Vendéer verließen ihre Dörfer nur, um ihre Erzeugniſſe zu verkaufen, entfernten ſich aber nie weit von der Heimath. Zwiſchen ſeine Hecken eingeſchloſſen, war der vendéeiſche Bauer mit der übrigen Welt, deren Veränderungen und Bedürfniſſen, unbekannt geblieben. Obgleich dieſe Bevölkerung im höchſten Grade, wie ſie ſpäter bewies, mit perſönlichem Muth begabt war, ſo hatte ſie doch ſelbſt unter der alten Monarchie nie am Militairdienſt Gefallen gefunden, weil derſelbe ſie der Heimath entführte, und ſie mit einem ihr ungewohnten Zwange bedrohte. Der Adel trat zwar, wie überall in Frankreich, in die Armee, beſonders aber in die Marine ein, kehrte aber in der Regel, nach längerer oder kürzerer Abweſenheit, auf ſeine Beſitzungen zurück. Es gab in der Vendée, mit Ausnahme einiger Handelsleute und Handwerker in den Städten, keine Fremden. Dem Adel gehörten ſeit lange dieſelben Güter, und die Geiſtlichkeit ging meiſt aus der einheimiſchen Bevölkerung hervor. Auf ſolche Geſinnungen und Zuſtände konnte die Revolution keine Anziehungskraft ausüben, mußte vielmehr bei weiterem Umſichgreifen auf deren Widerſtand ſtoßen.

Die Bauern im ehemaligen Poitou hatten nicht, wie in anderen Gegenden, durch die neue Geſetzgebung gewonnen. Sie waren und

blieben Pächter. Nicht ſie, ſondern die Städter, und auswärtige Spekulanten betheiligten ſich am Kauf der ſäkulariſirten geiſtlichen Güter. Dagegen fühlten ſie ſich, durch die Entfernung ihrer Biſchöfe und Pfarrer, in ihren religiöſen Ueberzeugungen verletzt, die, bei dem Mangel an allen anderen Ideen, ihr Inneres ausſchließend erfüllten. Die von ihren Stellen vertriebenen Geiſtlichen hielten den Gottesdienſt nach wie vor, aber, was um ſo mehr Reiz hatte, im Verborgenen ab. Die Bauern gingen oft Stunden weit, um die Meſſe bei einem unvereidigten Prieſter zu hören, den ſie für den allein rechtmäßigen Seelſorger hielten. Die von den konſtitutionellen Geiſtlichen eingenommenen Kirchen ſtanden leer. Niemand wollte von ihnen getraut ſein oder bei ihnen beichten. Dem vendéeiſchen Landvolk ſchienen ſelbſt die offenbar nützlichen Reformen in weltlichen Dingen, durch das an der Kirche und Geiſtlichkeit begangene Unrecht, in ihrer Quelle vergiftet zu ſein.

Viele einzelne, aber leicht überwältigte Ausbrüche der Unzufriedenheit gingen der großen allgemeinen Bewegung in jenen Gegenden voran. Um die Zeit, als Ludwig XVI. mit ſeiner Familie die unglückliche Fluchtreiſe nach Varennes antrat, ſuchte ein Adeliger in Poiton, Robert von Lezardière, ſeine Standesgenoſſen zu einem contrerevolutionairen Unternehmen zu vereinigen. Man wollte ſich der Stadt Châtillon-ſur-Sèvres bemächtigen, ſich mit Gleichgeſinnten aus den Diöceſen von Luçon und la Rochelle vereinigen, und ſich an einem Punkt der Küſte feſtſetzen, um von dort aus mit dem Auslande in Verbindung treten zu können. Die Royaliſten hofften, daß die Könige der zunehmenden Erniedrigung eines der Ihrigen nicht lange unthätig zuſehen würden. Aber die revolutionairen Behörden erhielten von dieſen Umtrieben Nachricht. Das Schloß la Proutière, in welchem ſich Lezardière's Anhänger verſammelten, ward von ſtädtiſchen Nationalgarden überfallen, den Flammen überliefert, und eine große Anzahl der verſchwornen Adeligen ſammt ihren Dienſtleuten verhaftet. Die im September 1791 von der Nationalverſammlung erlaſſene Amneſtie hob die gegen ſie eingeleitete Unterſuchung auf.

Dumouriez, Genſonné, ſpäter eines der Häupter der Gironde, und Gallois, ein Mitglied der Conſtituante, wurden, der erſtere, um das militairiſche Kommando des Departements zu übernehmen, die beiden anderen, um den öffentlichen Geiſt zu beobachten, und über die Urſachen der vorhandenen Gährung Bericht zu erſtatten, dorthin abgeſchickt. Dumouriez durchzog die Vendée in allen Richtungen, und ſagte bei einer gewiſſen Gelegenheit, auf die Beſchaffenheit des Bodens und den Cha-

rakter der Bevölkerung anſpielend: „Wie leicht wäre es hier, einen Bürgerkrieg zu entzünden!“

Dumouriez militairiſches Genie hatte Land und Leute richtig erkannt. Von anderen, für ihn wichtigeren, Seiten her in Anſpruch genommen, gab er ſeinen Beobachtungen keine weitere Folge, und verließ die Vendée. Die Unruhen dauerten aber daſelbſt fort. Von Zeit zu Zeit ſtießen Schaaren bewaffneter Bauern, von einigen Adeligen geführt, und die Nationalgarden der benachbarten Städte auf einander. Das Glück wechſelte zwiſchen den beiden Parteien. In einem dieſer Vorſpiele zu einem größeren Kampfe, bei Breſſuire, blieben über 100 Royaliſten auf dem Platz.

Die Kunde von der Gefangenſetzung des Königs und ſeiner Familie am 10. Auguſt, von dem Tode ſo vieler ſeiner Anhänger und Diener bei der Vertheidigung der Tuileries, von den maſſenhaften Metzeleien im September, brachte in der Vendée einen erſchütternden Eindruck hervor. Nach der Einführung der Republik verweigerten in manchen Gemeinden die Bauern die Fortentrichtung der Steuern, indem in ihren Augen der Staat mit dem Könige aufgehört hatte. Der 21. Januar klang nirgends in Europa ſo ſchmerzlich wie in den Schlöſſern und Hütten der Vendée wieder.

Das Maß war voll. Es floß über, als das Dekret des Konvents, die Aushebung von 300,000 Mann betreffend, im weſtlichen Frankreich zur Ausführung gebracht wurde.

Am 10. März (1793) waren 3000 junge Leute in St. Florent (im ehemaligen Anjou gelegen) verſammelt, um für den Kriegsdienſt aufgezeichnet zu werden. Sie weigerten ſich zu loſen. Eine Abtheilung Gensd'armerie und Nationalgarde, die Zwang anwenden wollte, wurde überwältigt und in die Flucht geſchlagen. In der Nähe von St. Florent, in dem Dorfe Pin en Mauge, lebte ein Fuhrmann mit Namen Cathelineau, der, von Eifer für ſeine Religion ergriffen, den unvereidigten Geiſtlichen ſich bei jeder Veranlaſſung hülfreich erwies, und, während er im Lande mit Waaren umherzog, den geheimen brieflichen Verkehr der unzufriedenen Adeligen und Prieſter beſorgte. Durch die Lauterkeit ſeines Lebens, ſein treues, feſtes Weſen ſtand er zugleich bei dem Landvolk in großem Anſehen. Cathelineau hatte nur auf eine Gelegenheit gewartet, um ſeine Abneigung gegen die neue Ordnung der Dinge an den Tag zu legen. Kaum war ihm die Nachricht von den Vorgängen in St Florent zugekommen, als er ſich an

die Spitze einer Schaar bewaffneter Bauern stellte, eine Abtheilung Republikaner überfiel und entwaffnete.

Zu derselben Zeit stand die ländliche Bevölkerung im Marais auf. An einem und demselben Sonntage griffen 600 Kirchspiele zu den Waffen. Ueberall schaarten sich die Bauern um solche, welche ihnen durch ihre Gesinnung und ihren Muth ein besonderes Vertrauen einflößten. Ein in der Bretagne gebürtiger Perrückenmacher, Gaston Bourdic, tödtete einen republikanischen Officier, versammelte eine Anzahl junger Leute, welche nicht Soldaten werden wollten, durchzog ganz Niederpoitou, und riß durch seine kühnen Reden selbst die Unentschiedenen mit sich fort. „Wenn wir uns schlagen sollen," hieß es überall, „so wollen wir es hier thun, für unsre eigene Sache, und gegen die, welche unseren König umgebracht, und unsere Geistlichen verjagt haben!"

Stoflet, früher Soldat, jetzt Förster eines Grafen von Maulevrier, dem der Ruf großer Unerschrockenheit voranging; Forest, der vorher im Dienst eines Ausgewanderten gestanden, neuerdings aber in seine Heimath zurückgekehrt war, und in St. Florent das Zeichen zum Aufstande gegeben hatte, indem er einen Gensd'armen, der ihn zum Losen zwingen wollte, niederschoß, versammelten eine große Menge entschlossener Leute, und vereinigten sich mit Cathelineau. Dieser griff die Stadt Chollet an, nahm sie mit stürmender Hand, und fand daselbst Waffen und Munition, woran es den Vendéern in den ersten Tagen gefehlt hatte, vor.

Der Aufstand hatte anfänglich einen ganz populairen Charakter, und die Anführer gingen aus dem Landvolke oder diesen nahe stehenden Klassen hervor. Die in der Provinz anwesenden Adeligen, welche später in diesem Kriege berühmt geworden sind, Charette, Lescure, de la Rochejacquelein, Bonchamp, d'Elbée, Sapinaud u. s. w. traten erst hervor, als das Unternehmen schon im Gange war, und zögerten anfänglich mit ihrem Anschlusse, indem sie besser als die Bauern die entgegenstehenden Schwierigkeiten kannten. Sobald sie sich aber einmal erklärt hatten, dachten sie an keinen Rücktritt mehr, und kamen fast alle in diesem Kampfe um.

Der Aufstand wurde dadurch begünstigt, daß in ganz Poitou nur einige Bataillone Linientruppen lagen, und die an der Küste aufgestellte Artillerie, aus Furcht vor einer feindlichen Landung, nicht anderweitig verwandt werden konnte. Die Nationalgarde in den Städten war unvollständig organisirt, und bestand aus Handelsleuten, Beamten, Handwerkern, die sich an Kraft und Muth nicht mit den Jägern, Ruderern und Hirten des Bocage und Marais vergleichen konnten. Erst später

iſt, durch die vielen inneren und äußeren Kämpfe, auch die gewerbtreibende Bevölkerung in Frankreich kriegeriſch geworden, während ſie, vor der Revolution, mit Ausnahme in einigen großen Städten, des Waffengebrauches ganz unkundig war.

Die Religion nahm, beſonders im Anfange dieſes Kampfes, eine größere Stelle als die Politik ein. Die vendéeiſchen Bauern dachten nicht daran, obgleich das Gegentheil zuweilen behauptet worden iſt, die Vorrechte des Adels oder überhaupt den vor 1789 vorhanden geweſenen Zuſtand wiederherzuſtellen. Sie waren, vor Allem, über die Vertreibung ihrer rechtmäßigen Geiſtlichen, und deren Erſatz durch die vereidigten Prieſter empört. Der König war in ihren Augen vornehmlich durch ſein Verhältniß zur Kirche, als der Geſalbte des Herrn, geheiligt. Sie ſetzten in Cathelineau, und andere aus ihren Reihen hervorgegangene Anführer, wenigſtens eben ſo viel Vertrauen als in die Adeligen, welche ihre Sache ergriffen. Sie zwangen den Grafen von Bonchamps, wie deſſen Gemahlin in ihren Denkwürdigkeiten erzählt, aus einem gewiſſen Gefühl der Gleichheit, als er ſich auf ihre Seite ſchlug, eine Zeit lang mit ihnen zu Fuß einherzuziehen, und verlangten, daß ihre Befehlshaber ſich denſelben Beſchwerlichkeiten und Entbehrungen, wie ſie ſelbſt, unterwarfen. Die Bauern trugen kleine Marien- und Heiligenbilder, und aus Tuch geſchnittene, mit den Zeichen des Leidens Chriſti verſehene, Herzen (sacrés coeurs) unter ihren Kleidern, die ihnen ihre Frauen mitgegeben hatten, und welche ihnen zum Siege verhelfen ſollten. Als Cathelineau Chollet angriff, mußten ſeine Soldaten, um ſich der Stadt zu nähern, an einem Krucifix vorbeiziehen. Kein Einziger verſäumte es, vor demſelben niederzuknieen, und ein Gebet zu verrichten, obwohl ſie in dieſer Stellung den Kugeln der Republikaner zur Zielſcheibe dienten.

Es wurden von den Vendéern, bei der Einnahme der meiſt offen liegenden Städte und Flecken, beſonders gegen die republikaniſchen Behörden und die konſtitutionellen Geiſtlichen,*) häufig Grauſamkeiten verübt. Sie brachten dieſelben nicht nur um, ſondern marterten dieſelben oft langſam zu Tode. Sie glaubten an ihnen Rache für die, von den Jakobinern in Paris verübten, Septembermetzeleien und die Hinrichtung Ludwig XVI. nehmen zu müſſen. Aber ſelbſt auf dieſe Unmenſchlichkeiten trugen ſie ihre Begriffe von Religion und Kultus über. Sie tödteten die Gefangenen, welche gebeichtet hatten, ohne Bedenklichkeit, während ſie

*) Sie banden, unter Anderem, die republikaniſchen Gefangenen reihenweiſe an einander, nannten dies einen Roſenkranz, und machten ſie dann nieder.

diejenigen, welche die Beichte verweigerten, so lange als möglich schonten, um deren Seelenheil nicht in Gefahr zu setzen.

In der Erhebung der Vendée trat eine widerspruchsvolle Mischung von modernen Begriffen bei den Führern, und mittelalterthümlichen Gefühlen bei der Menge, von populairen, klerikalen und feudalen Elementen hervor. Die Vendéer, welche einen unübertrefflichen Kampfesmuth bewiesen haben, waren sich jedoch keines eigentlichen staatlichen Zweckes bewußt. Die Wiederherstellung der vorrevolutionairen Institutionen lag außer ihrer Macht, und selbst außer ihrem Willen, und sie würden, wäre ihnen der Sieg geworden, nicht im Stande gewesen sein, eine Regierung und Verfassung zu gründen. Denn selbst Das, was sie vor Allem wollten, die Erneuerung der Monarchie in der Person des Sohnes Ludwig XVI., und die Abschaffung der bürgerlichen Verfassung der Geistlichkeit, würde noch keineswegs den wesentlichen Ideen der Revolution ein Ende gemacht haben. Der Widerstand der Vendée gegen den Konvent war mehr der Ausbruch eines sittlichen Zornes über die von den Jakobinern begangenen Frevel, als ein nach einem festen Plan geleitetes Unternehmen. Ohne die Eingriffe der Revolution in den Katholicismus würde selbst die Republik von den Vendéern, wenn auch ungern, ertragen worden sein, und ohne die Zumuthung, für eine ihnen verhaßte Ordnung der Dinge mit den Waffen einstehen zu sollen, würden sie sich nicht gegen dieselbe erhoben haben. Die Vendée hätte, unter glücklicheren Umständen, die revolutionairen Parteien niederwerfen können, sie wäre aber, da ihren Thaten kein gestaltender Gedanke voranleuchtete, nicht im Stande gewesen, die Revolution selbst umzuwandeln.

---

30. Sturz der Gironde.

Die Republik war nach dem Abfall Dumouriez' und der Erhebung der Vendée mehr als je bedroht. Ihre inneren und äußeren Feinde hatten sich vermehrt, und im Volke fehlte es an dem Aufschwunge, welcher sich 1792, beim Erscheinen der Verbündeten an der Ostgrenze, geregt hatte. Die Nordarmee, deren Kommando, in Dumouriez' Stelle, der General Dampierre erhielt, war desorganisirt, das Rhein- und Moselheer mußte die Umgegend von Mainz verlassen, und die in dieser Festung

eingeſchloſſene franzöſiſche Beſatzung den belagernden Preußen Preis geben. Während die an den Grenzen von Piemont befindlichen Korps dem Feinde unthätig gegenüber ſtanden, wichen die zur Vertheidigung der Pyrenäengrenze beſtimmten Truppen vor den Spaniern zurück, und ließen von denſelben Bayonne bedrohen. Die Seemacht war durch die Auswanderung oder Entfernung der meiſten Officiere, und die mangelhafte Ausbildung ihrer Nachfolger, die von der Handelsflotte genommen wurden, in Verfall gerathen. Es fehlte an den, den Angriffen der Engländer beſonders ausgeſetzten, Küſten der Normandie und Bretagne an Linientruppen, die faſt alle nach der Grenze abgeſchickt worden waren. Das Landvolk konnte in den meiſten Gegenden nur durch Zwangsmittel für den Kriegsdienſt herangezogen werden, und die ſtädtiſchen Nationalgarden, deren Begeiſterung für die Revolution allerdings noch nicht erloſchen war, blieben ohne Verbindung unter einander, wurden nach keinem gemeinſamen Plan verwandt, und mußten ſich auf die Vertheidigung ihrer Ortſchaften und der nächſten Umgegend beſchränken.

Unter ſolchen Umſtänden wurde (6. April) vom Konvent eine neue vorzugsweiſe mit Vertheidigung der Republik beauftragte Behörde, unter dem Namen des Wohlfahrtsausſchuſſes (comité de salut public), und bald nachher ein zweiter Ausſchuß, der der allgemeinen Sicherheit (comité de sûreté générale), dekretirt. Die beiden Komiteen, welche übrigens erſt mehre Monate nachher in ihre volle Wirkſamkeit traten, verfolgten daſſelbe Ziel, und berührten ſich häufig, theilten ſich jedoch in der Regel dergeſtalt in die Geſchäfte, daß der Wohlfahrtsausſchuß vornehmlich gegen den äußeren Feind, der Sicherheitsausſchuß gegen die inneren Gegner der Revolution gerichtet war. Letzterer war es, welcher die Polizei im Ganzen und Großen handhabte, und die Verdächtigen dem Revolutionstribunal überlieferte. Sie waren einander koordinirt, aber der Wohlfahrtsausſchuß iſt, weil er die Ernennung der Generale und die Leitung der militairiſchen Operationen unter ſich hatte, mehr hervorgetreten. Dieſe beiden Komiteen bildeten, da die Miniſter nur die erſten Vollziehungsbeamten waren, die eigentliche Regierung, und zogen bald alle Macht an ſich. Der Konvent, obgleich, der Theorie nach, der Repräſentant der Nationalſouverainetät, hing bald vollſtändig von dieſen von ihm ernannten Ausſchüſſen ab.

Der Aufſtand in der Vendée hatte dem Konvent, als die erſten Nachrichten darüber einliefen, keine außerordentliche Beſorgniſſe eingeflößt. Derſelbe hoffte dieſe Bewegung eben ſo leicht, wie mehre andere, welche, ſeitdem die Revolution über die Grenze der Vernunft und des

Rechts hinausgegangen, auf verschiedenen Punkten des Landes ausgebrochen waren, überwältigen zu können. Aber die natürliche Beschaffenheit des alten Poitou, der Charakter seiner Bevölkerung und die numerische Schwäche der republikanischen Garnisonen hatten der Erhebung der Vendée innerhalb weniger Wochen eine furchtbare Stärke verliehen. Ende März standen im Bocage und Marais wenigstens 40,000 Mann unter den Waffen. Die Vendéer, welche sich anfänglich nur gegen die Aushebung zum Kriegsdienst und die ihnen aufgedrungene vereidigte Geistlichkeit erhoben hatten, erklärten sich jetzt förmlich gegen die Republik, schafften überall deren Farben und Zeichen ab, legten die weiße Kokarde an, und pflanzten die Fahne mit den Lilien auf. Die Vendéer hatten sich, bei der Anwesenheit vieler ehemaligen Officiere unter ihnen, schnell die unentbehrlichste militairische Organisation gegeben. Sie nannten ihre Truppen: „die katholische und royalistische Armee," und wollten die Waffen nicht eher niederlegen, als bis die Religion von der Constitution civile du Clergé befreit und der Sohn Ludwig XVI. in das Erbe seiner Väter eingesetzt sein würde. Ihre Führer hatten außerdem, gleich bei dem Beginn des Aufstandes, so viel als möglich an die Einführung einer gewissen bürgerlichen Ordnung in den von ihnen behaupteten Gegenden gedacht, und in Palluau und Challans Behörden zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, der Entscheidung von Rechtshändeln und Erhebung der Abgaben errichtet. Obgleich die vendéischen Adeligen die seit 1790 verbotenen Titel wieder annahmen, so wurden doch die vorrevolutionairen Verwaltungsformen und ständischen Einrichtungen nicht erneuert.

Die republikanischen Truppen im westlichen Frankreich waren nicht nur gering an Zahl, sondern auch eine Zeit lang schlechter als anderswo befehligt. Die anwesenden Volksrepräsentanten durchkreuzten mit ihren Anordnungen die Pläne der kommandirenden Generale, und halfen, wider Willen, die von dem unerwartet ausgebrochenen Aufstande bewirkte Verwirrung noch vermehren. Das Hauptquartier war mit jungen Parisern angefüllt, welche in Uniform einhergingen, aber nicht die geringste Kenntniß vom Kriegswesen besaßen. Sie füllten die öffentlichen Vergnügungsorte an, nahmen Pferde und Lebensmittel für sich in Beschlag, und brachten ihre Zeit in einem geräuschvollen Müßiggange zu.

Auf der anderen Seite wurden die Vendéer, ungeachtet des begeisterten Muthes der Einzelnen, durch die Uneinigkeit ihrer Anführer und deren Hang, ganz selbstständig aufzutreten, in Nachtheil gesetzt. Nur Cathelineau, der von dem bewaffneten Landvolk wegen seines frommen

und reinen Wandels „der Heilige von Anjou“ genannt wurde, genoß eines unbeſtrittenen Anſehens; ſonſt wollte ſich, nach Art der Clanscheſs im alten Schottland, kein Häuptling dem anderen unterordnen. Der Mangel an einheitlicher Leitung war es, welcher für die Vendéer mehre empfindliche Niederlagen herbeiführte. Aber am 25. Mai trugen ſie auf der zwiſchen Fontenay und dem Walde Bagnard liegenden Ebene, die auf der einen Seite von dem kleinen Fluß la Vendée begrenzt wird, 25,000 Mann ſtark, über die Republikaner einen glänzenden Sieg davon. Einige dreißig Kanonen, mehre tauſend Gefangene fielen in die Gewalt der royaliſtiſchen Heerführer, deren ſonſt ſo ſchädliche Nebenbuhlerſchaft diesmal in einem brennenden Wetteifer für die gemeinſame Sache aufgegangen war. Lescure ſprengte ſeinen Soldaten, die im erſten Augenblick unentſchloſſen zu ſein ſchienen, um ſie anzufeuern, mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ weit voran. Seine Kleider wurden von Kugeln durchlöchert, er ſelbſt blieb unverſehrt. Von ſeinem Beiſpiel hingeriſſen, ſetzten ſich die Vendéer in Schnelllauf, und warfen Alles vor ſich nieder. Bonchamps, der während dieſes Krieges faſt in jedem Gefecht, bis er endlich fiel, leichter oder ſchwerer verwundet wurde, erhielt diesmal einen Schuß in die Bruſt. Seine Soldaten, hierüber von Wuth erfüllt, opferten die Gefangenen, ungeachtet Lescure's Bitten und Ermahnungen, auf. Als Letzterer in Fontenay eindrang, legte ein Republikaner in nächſter Nähe auf ihn an, drückte ab, fehlte aber. „Mache Dich fort, Dummkopf, damit Dich die Meinigen nicht hier finden!“ rief ihm Lescure zu.

Cathelineau, Bonchamps, Lescure, Heinrich de la Rochejacquelein waren, neben ihrer großen Tapferkeit, nicht nur menſchlich, ſondern im höchſten Grade großmüthig, aber von anderen Anführern, wie Charette, Stoflet, Joly, wurde ſchonungslos und oft ſelbſt grauſam verfahren. Mit den regelmäßigen gerichtlichen Bluturtheilen ward jedoch der Anfang von den Republikanern gemacht. Schon Ende März wurden in Fontenay die vendéeiſchen Gefangenen guillotinirt. Zwei Royaliſtinnen, Frau de la Rochefoucauld und Petronella Adams, die bei jeder Gelegenheit im Feuer voran geweſen, fielen in die Hände des Feindes, und erhielten als Auszeichnung, ſtehend erſchoſſen zu werden. Im Anfange dieſes Krieges war unter den vendéeiſchen Bauern der Aberglaube verbreitet, daß ihre Gefallenen bald auferſtehen würden.

Am anderen Ende Frankreichs, an der Nordgrenze, war die Republik und ihr Bollwerk, Paris, wegen ſeiner Lage noch mehr als von Weſten her bedroht. Dampierre ſtand mit ſeinen, durch die Schlacht von Neerwinden und Dumouriez' Abfall geſchwächten und entmuthigten Trup-

pen einem viel ſtärkeren und ſiegreichen öſterreichiſchen Heere gegenüber. Er wollte den Krieg nur vertheidigungsweiſe führen, aber die anweſenden Volksrepräſentanten zwangen ihn zu einem Angriff auf die Oeſterreicher, um die von ihnen eingeſchloſſene Feſtung Condé zu befreien. Der Verſuch mißglückte, und Dampierre blieb. Bald nachher wurden die Franzoſen nach einem zweitägigen blutigen Kampfe (24. und 25. Mai) zur Räumung des verſchanzten Lagers bei Famars gezwungen.

Während dieſer Zeit dauerte der Streit zwiſchen der Bergpartei und Gironde im Konvent ununterbrochen fort. Bei concentrirteren Angriffen von Außen her, bei einer größeren Uebereinſtimmung und kühneren Ausführung in den Planen der Feinde Frankreichs, hätte daſſelbe unterliegen müſſen. Aber zum Glück für die Republik ſetzten die Verbündeten nie ihre ganze Macht gegen dieſelbe ein, und führten den Krieg ſo, als wenn ihnen kein gemeinſames Ziel vorgeſteckt geweſen wäre. Mehr wie einmal zogen ſich die Einen zurück, wenn die Anderen vorwärts gingen. Einer der europäiſchen Großſtaaten, Rußland, betheiligte ſich bei dem Kampfe gar nicht, und die übrigen, namentlich England und Oeſterreich, verfolgten, unter der Hülle des allgemeinen Bündniſſes, jedes ſeine beſonderen Zwecke. Die Frankreich bedrohenden Gefahren waren jedoch immer noch zu groß, um nicht den inneren Parteiſtreit zu einem entſcheidenden Ausgange zu drängen, und es war vorauszuſehen, daß der endliche Sieg Denjenigen zufallen mußte, welche die Grundſätze der extremen Revolution am Rückſichtsloſeſten zur Anwendung bringen würden.

Die Gironde fuhr, obgleich die beſſere unter den kämpfenden Parteien, in der von ihr, von Anfang ihres Auftretens an, bewieſenen Verkennung der Perſonen und Zuſtände fort, und richtete ihre Angriffe vornehmlich auf Danton, denjenigen unter den Demagogen, der jetzt am Erſten zu einer Annäherung an ſie geneigt war, und ihr in dieſem Falle die meiſten Dienſte leiſten konnte. Danton hatte mit dem Herzoge von Orleans (Egalité) und Dumouriez in Verbindung geſtanden. Aber nichts beweiſt, daß er an einer Erhebung des Erſteren auf den Thron, oder an der Gründung einer unabhängigen Stellung für Letzteren in Belgien gearbeitet hätte. Die Gironde nahm aber Beides als erwieſen an, und wollte Danton verdächtig machen, indem ſie Egalité's Ausſchließung vom Konvent, und ſeine und ſeiner beiden jüngeren Söhne Verhaftung durchſetzte.

Der Sicherheitsausſchuß ließ Roland's Papiere, um gegen denſelben eine Unterſuchung einzuleiten, mit Beſchlag belegen. Die Gironde

glaubte hierin Danton's Hand zu erkennen, der mit Roland im Miniſterium vom 10. Auguſt geſeſſen hatte, und von dieſem bei jeder Gelegenheit wegen der Septembermetzeleien angegriffen worden war. Um Roland zu rächen, beſchuldigte Laſource, in der Konventsſitzung vom 1. April, Danton der Abſicht, das Königthum wiederherſtellen zu wollen. Dieſe Anklage, welche ſich die Parteien, ſelbſt wenn ſie äußerlich unwahrſcheinlich oder innerlich unmöglich war, wie ein tödtliches Geſchoß entgegenſchleuderten, beweiſt, für wie wenig befeſtigt die Republik in ihren Augen galt. Danton warf dieſen Verdacht auf die Gironde zurück, indem er an deren Verhalten am 10. Auguſt, wo Ludwig XVI. auf ihre Veranlaſſung blos ſuspendirt und nicht entſetzt, wo ſogar an einen Erzieher für ſeinen Sohn gedacht und der Girondiſt Petion dazu vorgeſchlagen wurde, und an die Abſtimmung der Mehrheit dieſer Partei, während des Proceſſes des Königs, erinnerte.

Dieſe gegenſeitigen Anſchuldigungen hatten zur Folge, daß der Konvent die bisher beſtandene Unverletzbarkeit ſeiner Mitglieder aufhob, ſo daß dieſelben nicht nur von der Volksvertretung ausgeſchloſſen, ſondern auch dem Revolutionstribunal überliefert werden konnten. Bald darauf klagte die Gironde Marat wegen blutdürſtiger Drohungen, welche derſelbe in ſeinem „Ami du Peuple“ gegen den Konvent ausgeſtoßen hatte, an, und ließ ihn vor das Revolutionstribunal ſtellen. Dieſes war aber, Ankläger, Richter und Geſchworene, ſämmtlich aus Anhängern der Bergpartei zuſammengeſetzt. Marat wurde von ihm freigeſprochen und, von einer großen Menge Volkes begleitet, wie im Triumph, das Haupt mit einem Lorbeerkranze gekrönt, auf den Armen ſeiner Bewunderer in den Konvent zurückgebracht.

So verwerflich auch Egalité's und Marat's Handlungsweiſe geweſen iſt, die Gironde hätte aus Rückſicht auf die von ihr vertretenen Grundſätze, welche, im Vergleiche zur Bergpartei, die der Geſetzlichkeit und Menſchlichkeit waren, in keinem Falle Veranlaſſung zu der Decimirung des Konvents geben ſollen. Denn die Unverletzbarkeit der Volksvertretung war die Bedingung ihrer Unabhängigkeit, und für die Gemäßigten das einzige Mittel, ihre Meinungen frei darlegen zu können. Die Gironde brachte ſich, indem ſie ſich ihrer Gegner auf dieſe Art zu entledigen ſuchte, ſelbſt eine tödtliche Wunde bei.

Die Revolution hat das Unglück gehabt, durch ihre Uebertreibungen und Fehlgriffe die an und für ſich wahrſten und heilſamſten Ideen verfälſcht und in ihrer Anwendung verderblich gemacht zu haben. Die Befugniß der Staatsangehörigen, über von Seiten der Vollziehungsbeamten

erlittene rechtswidrige Behandlung bei der gesetzgebenden Macht Schutz zu suchen, ist immer ein Bestandtheil jeder freien Verfassung gewesen. Das Petitionsrecht war deshalb schon 1789, gleich nach Aufhebung der Censur, anerkannt worden. Um aber den mit demselben möglicher Weise verbundenen Nachtheilen vorzubeugen, sollten nur Einzelne für sich selbst, in ihrer eigenen Sache, ihre Wünsche und Beschwerden der Volksvertretung vorlegen dürfen, und dafür nöthigenfalls verantwortlich gemacht werden können. Diese Beschränkung war von Beginn der Revolution an überschritten worden, und je mehr diese selbst ausartete, um so ärger ward der Mißbrauch, welcher mit dieser Form der Freiheit getrieben wurde. Die Petitionen im Namen des Volkes wurden für die extreme Partei das Hauptmittel, ihre Gegner verdächtig zu machen, einen Aufstand vorzubereiten und den Konvent einzuschüchtern.

Die Kommune, welche die Quintessenz der Jakobiner enthielt, reichte (15. April) im Namen der Sektionen eine Petition bei dem Konvent ein, in welcher die angeblichen Verbrechen der Girondisten, wozu deren Abscheu vor den Septembermetzeleien und ihre Bemühungen für das Leben Ludwig XVI. gehörten, aufgezählt und zwei und zwanzig von ihnen, als des Vertrauens des Volkes unwürdig, bezeichnet wurden. Die Kommune schlug, um sich ein Ansehen von Unparteilichkeit zu geben, die Absendung ihrer Adresse an die Direktorien der Departements vor. Diese sollten denn über das Verhältniß der Zwei und Zwanzig zum Konvent entscheiden. Es handelte sich aber in dieser Epoche der Revolution in solchem Falle nicht blos um einen Sitz in der Volksvertretung, sondern um das Leben selbst. Denn die ausgestoßenen Girondisten würden dann, als Einzelne und Privatleute, vor dem Revolutionstribunal angeklagt und auf das Schaffot geschickt worden sein. Die Partei beschloß, auf das Aeußerste zu widerstehen, und die Majorität des Konvents wies, von solchem Vorgange für sich selbst fürchtend, die Petition der Kommune als verläumderisch zurück.

Die Gironde antwortete auf die Drohung der Jakobiner, einen Theil von ihr, und zwar den bedeutendsten, aus der Volksvertretung zu stoßen, mit dem Antrage, die Urwähler zur Ernennung eines neuen Konvents einzuberufen. Die Jakobiner hatten immer behauptet, daß die Wähler, welche die souveraine Nation bildeten, das von ihnen bewilligte Mandat in jedem Augenblick zurückzunehmen berechtigt wären. Sie hätten jetzt nicht die aus diesem Princip zu ziehenden Konsequenzen abweisen können. Es wäre dies der einzige Rettungsweg für die Gironde gewesen. Die große Mehrheit der Wähler würde sich, wenn sie Ge-

legenheit zur Darlegung ihrer Geſinnungen bekommen hätte, für die gemäßigte Partei ausgeſprochen haben. Denn es war den Jakobinern nur vermöge des Schreckens, welchen die Septembermetzeleien erregt hatten, gelungen, ſo viele der Ihrigen in den Konvent zu bringen. Wenn damals (Frühjahr 1793) neue Wahlen angeordnet worden wären, ſo würden ſelbſt Robespierre, Danton und Marat wenig Ausſicht auf den Eintritt in die Volksvertretung gehabt haben.

Dieſer Antrag, von Fonfrede geſtellt und von Genſonné unterſtützt, ward zum großen Erſtaunen des Konvents von Vergniaud bekämpft. So wie dieſer bei dem Proceſſe Ludwig XVI. zuletzt gegen die Appellation an das Volk geſtimmt hatte, weil er davon einen Bürgerkrieg befürchtete, aus demſelben Grunde ſetzte er ſich jetzt einer Neuwahl des Konvents entgegen. Als der Konvent über dieſe Frage diejenige Partei getheilt ſah, welcher an einer den Jakobinern entgegengeſetzten Löſung derſelben am Meiſten liegen mußte, ſprach er ſich, ſelbſt ungewiſſen Sinnes, gegen Fonfrede's Antrag aus. Das Centrum gab jedoch ſeine Vorliebe für die Gironde dadurch zu erkennen, daß es nach wie vor meiſt ihr bei der Wahl der Präſidenten und Sekretaire der Verſammlung ſeine Stimme gab.

Die ſich täglich, namentlich in Hebert's „Père Duchêne", ſteigernden Angriffe auf die Girondiſten und alle Fraktionen der Volksvertretung, welche nicht zur Bergpartei gehörten, und die in dem ehemaligen erzbiſchöflichen Palaſt*) (L'Evêché) abgehaltenen nächtlichen Verſammlungen, wo die Verwegenſten unter den Jakobinern und Cordeliers ihre verbrecheriſchen Pläne ſchmiedeten, veranlaßten den Konvent zu der Errichtung einer Kommiſſion von zwölf Mitgliedern, welche die Unruhſtifter überwachen, und ſich nöthigenfalls ihrer Perſonen bemächtigen ſollte. Der erſte Gedanke an die Errichtung eines ſolchen Ausſchuſſes war von Barrère ausgegangen, welcher der Berufung an die Urwählerverſammlungen entgegen geweſen, damals aber noch zuweilen die Rolle eines Vermittlers zwiſchen der Linken und dem Centrum übernahm. Der Konvent gab ſeine Abneigung gegen die extreme Partei zu erkennen, indem er die Zwölf meiſt aus den Girondiſten wählte, unglücklicher Weiſe aber die Beredteſten und Entſchiedenſten davon ausſchloß.

*) Obgleich Paris ſchon ſeit Ludwig dem Heiligen die größte Stadt Frankreichs war, ſo gab es daſelbſt, bis in das 17. Jahrhundert hinein, nur einen Biſchof, der von Alters her unter dem Erzbiſchof von Sens ſtand. Als unter Ludwig XIII. Paris zu einer Erzdiöceſe erhoben wurde, dauerten gewiſſe Benennungen aus der früheren Zeit (Evêché, Ville de l'Evêque), ungeachtet der eingetretenen Veränderung, fort.

Zu der Einführung einer besseren Ordnung der Dinge hätte es vor Allem der Auflösung des Konvents, und der, unter dem Einflusse der Gemäßigten stattfindenden, Erwählung einer neuen Volksvertretung bedurft. Eine Kommission, wie die der Zwölf, reichte dazu nicht aus, erregte aber gleichwohl die Wuth der Demagogen, weil sie deren Umtrieben eine Grenze zu setzten suchte. Die Zwölf ließen Hebert, der neben der Redaktion des „Père Duchêne" auch Substitut des Prokurator-Syndikus der Kommun war, Varlet, der auf den Plätzen und Straßen öffentlich zum Volke sprach und aus dessen Aufwiegelung ein Handwerk machte, und einen der Richter am Revolutionstribunal, Namens Dossent, wegen meuchelmörderischer Anschläge auf das Leben der Girondisten verhaften und nach dem Gefängniß der Abtei bringen (24. Mai). Jetzt erhob sich ein Kampf, nicht mehr zwischen den Parteien im Konvent selbst, sondern zwischen diesem, der Kommune, den Jakobinern und den mit ihnen verbundenen revolutionairen Ausschüssen der Sektionen, der durch die Einmischung des bewaffneten Proletariats entschieden wurde.

Die Kommune setzte, über Hebert's Verhaftung, als eines der Ihrigen, entrüstet, ein Rundschreiben an die 48 Sektionen auf, worin die Zwölf verderblicher Anschläge gegen die Freiheit beschuldigt wurden, und schickte eine Deputation an den Konvent, um Hebert's Freilassung zu erwirken, ab. Diese wiederholte die Anklage gegen die Zwölf, griff aber zugleich die Volksvertretung selbst an, indem sie dieselbe als mit Verräthern angefüllt bezeichnete. Der Girondist Isnard nahm an diesem Tage (25. Mai) den Präsidentenstuhl ein. Dieser, ein leidenschaftlicher Mann, der schon in der Legislativen, als über die Verantwortlichkeit der Minister berathen wurde, die Aeußerung hingeworfen hatte: „wir meinen darunter den Tod" — war nicht geneigt, die Ausfälle der Deputation geduldig hinzunehmen. Er rief, vor Zorn glühend, die Hand gegen die Abgeordneten der Kommune ausstreckend: „Hört, was ich Euch sagen werde! Die Nation hat der Hauptstadt die Sicherheit ihrer Vertreter anvertraut. Sollte denselben auch nur ein Haar gekrümmt werden, so erkläre ich Euch im Namen von ganz Frankreich, daß in Paris kein Stein auf dem andern bleiben, daß man bald vergeblich an dem Ufer der Seine die Stelle suchen wird, wo Paris gestanden hat!" Isnard's Worte wurden vom wiederholten Beifall der Rechten und dem Murren der Linken begleitet.

Diese maßlose Drohung, welche der Proklamation des Herzogs von Braunschweig nachgebildet zu sein schien, flößte den Gegnern mehr Unwillen als Schrecken ein. Sie bot nur eine neue Gelegenheit zu An-

ſchuldigungen gegen die Gironde, und zur Erregung des pariſer Volkes dar. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß die Girondiſten in der beſitzenden Klaſſe der Departements über weit mehr Stimmen als die Jakobiner geboten. Dieſer Anhang der Rechten war aber nicht organiſirt, ſtand unter einander in keiner feſten Verbindung, und mußte ſich deshalb auf Klagen und Beſchwerden über die Anmaßungen und Gewaltthätigkeiten der extremen Partei beſchränken. Der urſprüngliche Charakter der Nationalgarde war durch die Aufnahme des Proletariats in ihre Reihen ganz verändert worden, und die Klubs übten mehr Einfluß als die konſtituirten Autoritäten aus. Die Gironde, welche ſich von dem Revolutionstribunal, weil ſie deſſen Errichtung entgegen geweſen, ausgeſchloſſen hatte, welche die Kommune, die Komiteen der Sektionen, und die Jakobiner gegen ſich hatte, konnte ſich zuletzt nur noch im Konvent geltend machen, wo aber ihre Anträge von den ſchwankenden und wechſelnden Abſtimmungen des Centrums abhingen.

In der Abendſitzung deſſelben Tages ſtand Herault de Sechelles, der zu der Bergpartei gehörte, dem Konvent vor. Es erſchien eine Menge Volkes, um eine Petition zu Gunſten Hebert's zu übergeben. Von der Linken aufgemuntert, drangen dieſe angeblichen Bittſteller, welche faſt alle bewaffnet waren, in das Sitzungslokal ein, und ließen ſich auf den Bänken unter den Deputirten nieder. Marat ſchlug die Freilaſſung Hebert's, die Abſchaffung der Zwölf, und eine Unterſuchung ihres Verhaltens vor. Als Herault de Sechelles dieſen Antrag mit den Worten, daß die Macht der Vernunft und die des Volkes Eines und Daſſelbe wäre, zur Abſtimmung brachte, ging derſelbe durch, indem ſich die Petitionaire mit der Linken dafür erhoben. Am anderen Tage wies Lanjuinais die Ungeſetzlichkeit dieſes Beſchluſſes nach, und ſetzte deſſen Zurücknahme durch. In Bezug auf Hebert's Freilaſſung gab jedoch das Centrum nach, nur die Zwölf ſollten bleiben.

Die Gironde erlitt einen neuen empfindlichen Schlag. Roland's Verſetzung in Anklageſtand war vom Sicherheitsausſchuß angeordnet worden. Er hatte die Flucht ergriffen. Aber ſeine unerſchrockene Frau, die in ihrer Wohnung geblieben, ward verhaftet, um für die Guillotine aufbewahrt zu werden.

Ungeachtet der Freilaſſung Hebert's und der mit ihm verhafteten Aufwiegler, wurden die Gegner der Gironde durch die Wiederherſtellung der Zwölf auf das Aeußerſte erbittert. Dieſe Kommiſſion, ohnedies ungleichartig zuſammengeſetzt, wurde außerdem von Seiten des Konvents nicht angemeſſen unterſtützt, weil das Centrum vor jedem kräftigen Ent-

schlusse scheu zurücktrat. Die Erneuerung der Zwölf konnte deshalb die Katastrophe nur beschleunigen.

Den im erzbischöflichen Palast versammelten Demagogen, welche sich „der Centralklub" nannten,*) schienen die Kommune und die Jakobiner nicht entschieden genug zu sein. Sie beschlossen deshalb die Vorbereitungen zu einer großen Bewegung gegen die Gironde selbst in die Hand zu nehmen. Von Robespierre ward bei den Jakobinern viel von einer „moralischen Insurrektion" gesprochen. Dieser Ausdruck ließ, wenn das Unternehmen scheiterte, noch einen Ausweg offen. Robespierre wollte, wie immer, sich nicht persönlich aussetzen, aber die Früchte des Sieges seiner Partei genießen. Im erzbischöflichen Palast war man jedoch keineswegs gesonnen, sich mit einer sogenannten moralischen Insurrektion zu begnügen, sondern hatte eine materielle Erhebung des Volkes, einen wirklichen Aufstand, wie am 14. Julius 1789 und am 10. August 1792, im Sinne. Zu dem Ende verlangte der Centralklub von den Komiteen der 48 Sektionen unbeschränkte Vollmacht, um die Republik zu retten, und die Verräther an derselben unschädlich zu machen. Diese Komiteen wurden, weil sie unmittelbar von der Gesammtheit der Bevölkerung gewählt worden, von den Demagogen für die ächten Vertreter der Volkssouverainetät erklärt. Der Konvent, welcher nach ihrer Meinung viele Abtrünnige von der Revolution enthielt, und aus einer Wahl in zwei Abstufungen hervorgegangen war, stellte, dieser Theorie gemäß, die Nation weniger rein und vollständig als die revolutionairen Ausschüsse dar. Einige von diesen Komiteen gaben der Forderung des Centralklubs nach, andere weigerten sich, oder stellten nur beschränkte Vollmachten aus. Die Demagogen im erzbischöflichen Palast thaten aber, als wären sie von den Sektionen einstimmig zu ihrem Unternehmen ermächtigt worden. Sie wußten, daß sie, wenn der Streich gelang, von Niemand, wegen der mangelhaften Form, zur Rechenschaft gezogen werden würden.

---

*) Er bestand aus ungefähr 500 Personen, zu welchen 100 Frauen gehörten, die sich durch ihre heftigen Reden und Anträge hervorthaten, und zum Aufstande antrieben. Wenn eine derselben, Rosa Lacombe, das Wort ergriff, so schwieg Alles. Bei dieser Gelegenheit trat auch wieder jener Maillard hervor, der am 5. Oktober 1789 die pariser Fisch- und Höckerweiber nach Versailles geführt hatte, und am 2. September 1792 Präsident des im Gefängniß der Abtei errichteten Mördertribunals gewesen war. Außer daß das weibliche Geschlecht zahlreich auf den Zuschauerbühnen des Konvents, des Revolutionstribunals, der Kommune, der Jakobiner, vertreten war, gab es eine Zeit lang auch Klubs, die nur aus Frauen bestanden.

Der Centralklub riß, nachdem er die ihm zur Vertheidigung der Freiheit von den Sektionen angeblich ertheilte unumschränkte Vollmacht verificirt hatte, gewissermaßen die Investitur der Revolution an sich, indem er die Gewalt der Kommune für beendigt erklärte. Diese zog sich zurück. Gleich darauf ward sie vom Centralklub wieder eingesetzt. Sie ging durch die eine Thüre aufgelöst hinaus, und kam durch die andere neu konstituirt zurück. Henriot, ein ehemaliger Bedienter, dann Zollwächter, wurde zum Generalkommandanten der pariser Nationalgarde ernannt. Garat war an Roland's Stelle Minister des Innern geworden. Er fühlte sich zu der Gironde mehr als zu der Bergpartei hingezogen, wagte es aber nicht, dieser Sympathie gemäß zu handeln, und Pache, Maire von Paris, arbeitete im Geheimen der Kommune in die Hand. Beide, der eine aus Schwäche, der andere aus Treulosigkeit, verhinderten nicht, wie es ihres Amtes gewesen wäre, daß, um das Volk in Bewegung zu setzen, die Lärmkanonen gelöst und die Sturmglocken gezogen wurden.

Es langten Deputationen über Deputationen vor den Schranken des Konvents an, welche im Namen des französischen Volkes zu sprechen vorgaben, obgleich sie nur die Meinung der revolutionairen Komiteen in Paris ausdrückten. Ihre Petitionen, in mehr oder weniger heftigem Ton abgefaßt, stimmten jedoch alle darin überein, daß sie die Ausstoßung der zwei und zwanzig Girondisten aus dem Konvent forderten. Einige verlangten außerdem die Versetzung in Anklagestand der Kommission der Zwölf, andere die Errichtung einer bewaffneten Macht, Revolutionsarmee genannt, welche einzig gegen die inneren Feinde der Republik verwandt werden sollte, und einen täglichen Sold von zwei Franken für die unbemittelten Bürger, so oft dieselben zum öffentlichen Dienst herbeigezogen werden würden.

Unterdessen war auf allen Punkten der Hauptstadt der Generalmarsch geschlagen worden. Die Vorstädte St. Antoine und St. Marceau hatten sich, von Marat's Sendlingen bearbeitet, erhoben, und setzten sich nach den Tuileries zu in Bewegung. Man hatte unter ihnen den Verdacht ausgestreut, daß die Nationalgarde der reichen Stadtviertel, des Palais royal, des Louvre ꝛc. eine weiße mit goldenen Lilien gestickte Fahne aufgesteckt habe, und zu einer Erklärung gegen die Republik bereit sei, und unter der Nationalgarde war das Gerücht verbreitet worden, daß das Proletariat die Plünderung der Waarenlager und der Häuser der wohlhabenden Klassen beabsichtige. Schon standen sich beide Theile mit den Waffen in der Hand gegenüber, als die gegenseitige Beschuldigung sich als ein Mißverständniß ergab, und eine Annäherung erfolgte.

Robespierre benutzte jetzt die Aufregung des Volkes, um der Gironde den letzten Stoß zu geben. Er klagte dieselbe geheimer Verbindungen mit Dumouriez, der Absicht Paris zu zerstören, und die ächten Republikaner auf das Blutgerüst zu schicken, an. So unmöglich dies war, so widersprach ihm doch Niemand, denn die Bänke der Gironde standen leer, und der anwesende Vergniaud schien, den Untergang seiner Partei voraussehend, weiterem Widerstande entsagt zu haben. Der Konvent hob die Kommission der Zwölf auf. Zahlreiche Volkshaufen umgaben die Tuileries, wo der Konvent, bei den engen Gassen, die damals zu dem alten Königsschloß führten, wie eingeklemmt saß. Die Bergpartei veranstaltete, um der Menge zu gefallen, am Abend einen feierlichen Umzug mit Fackeln auf der Terrasse der Feuillants, welchem sich das furchtsame Centrum wider Willen anschloß (31. Mai).

Der Konvent und selbst der später so furchtbare Wohlfahrtsausschuß hatten sich in der letzten Zeit leidend verhalten, und den Centralklub und die Kommune beliebig walten lassen. Selbst die exaltirtesten Mitglieder der Bergpartei handelten nicht aus eigener Eingebung, sondern warteten die Losung dazu aus dem erzbischöflichen Palast und dem Stadthause ab. Marat wühlte durch seine Helfershelfer in den Vorstädten. Robespierre und Danton klagten im Konvent die Girondisten an, schlossen sich aber der gegen dieselben gerichteten Volksbewegung wenigstens nicht äußerlich an.

Die Kommune, welche bisher, ungeachtet aller Drohungen, von dem Konvent nicht die Ausstoßung der in den Petitionen als verdächtig angegebenen Girondisten erlangt hatte, beschloß jetzt einen letzten entscheidenden Schritt zu thun. In der Nacht vom 1. zum 2. Junius erschien, während in allen Straßen der Generalmarsch geschlagen wurde, eine Proklamation, welche zur Bestrafung der verrätherischen Mitglieder aufforderte. Die Stimmung in Paris war eine so erregte, daß es nur eines Zeichens bedurfte, um das Volk in Bewegung zu setzen. Die Vorstädte St. Antoine und St. Marceau und die Artillerie der Sektionen brachen schon vor Tagesanbruch auf. Von diesem Beispiel fortgerissen, oder aus Furcht, im Fall der Theilnahmlosigkeit, verdächtig zu werden, stand gegen Mittag (2. Junius) ganz Paris unter den Waffen. Die Banden, auf welche die Demagogen sich am Meisten verlassen zu können glaubten, nahmen die zu den Tuileries führenden Straßen und Plätze ein.

Nur wenige Girondisten, Vergniaud, Lanjuinais, Isnard, Barbaroux, Fauchet waren in der Sitzung erschienen. Der Konvent bot einen düsteren Anblick dar. Mit Ausnahme einiger unbeweglichen Fanatiker,

wie Robespierre, Marat, Billaud-Varennes ꝛc., schien sich selbst unter der Bergpartei eine Ahnung über die Folgen des Unterganges der Gironde zu regen. Danton hätte sie gern gerettet, aber sein Ansehen war schon sehr gesunken, und er wagte es nicht, dessen Ueberreste bei dieser Gelegenheit auf das Spiel zu setzen. Er fühlte, daß, die Gironde beseitigt, die Fraktionen der Bergpartei sich gegen einander erheben würden. Aber die Entscheidung hing nicht mehr vom Konvent, sondern von der Kommune ab, welche sich der Leitung der Massen bemächtigt hatte.

Es traten, außer dem Hasse der extremen Partei, noch besondere Umstände hinzu, welche das Schicksal der Gironde beschleunigten. Es war in der Nacht vom 1. zum 2. Junius die Nachricht von der Einnahme von Fontenay durch die Vendéer, von contrerevolutionairen Bewegungen im Departement der Lozère, und von einem Straßenkampfe in Lyon eingelaufen, wo einige hundert Anhänger der Bergpartei von denen der Gironde niedergemacht worden waren.

Barrère wollte einen Vermittlungsversuch anstellen, und die Rücksicht auf die Gironde mit dem Drange der Umstände vereinigen, indem er den zwei und zwanzig, von der Kommune als Verräther bezeichneten Mitgliedern der Rechten eine temporaire Verzichtleistung auf ihr Mandat vorschlug. Isnard und Fauchet gingen darauf ein, Barbaroux und besonders Lanjuinais widerstrebten. Letzterer trug auf die Entsetzung der Kommune wegen Amtsüberschreitung, und auf eine Untersuchung gegen die Ereignisse vom 31. Mai an. Die Parteien im Konvent waren damals gegen einander so entflammt, daß Legendre, Robespierre der Jüngere und einige andere Mitglieder der Linken auf Lanjuinais losstürzten, um ihn von der Rednerbühne herabzureißen, ihm sogar Pistolen auf die Brust setzten, und er von seinen herbeieilenden Freunden ebenfalls mit den Waffen in der Hand vertheidigt wurde. „Schweige oder ich schlage Dich nieder!" rief der Fleischer Legendre. „Laß erst dekretiren, daß ich zu einem Ochsen geworden bin!" antwortete Lanjuinais, der seine Gegner besonders durch seine Kaltblütigkeit außer Fassung brachte.

Es ward jetzt dem Konvent eine Petition im Namen der Sektionen überreicht, in der die Ausstoßung und Verhaftung nicht mehr von zwei und zwanzig, sondern von neun und zwanzig Mitgliedern der Rechten verlangt wurde. Der Konvent war von 80,000 Bewaffneten, darunter 3000 Artilleristen mit 163 Kanonen, umgeben. Henriot hielt mit seinem Stabe an einer dem Haupteingange gegenüber aufgestellten Batterie. Mehre Deputirte, welche die Tuileries verlassen wollten, waren zurückgewiesen, einige von ihnen sogar gemißhandelt worden. Vergebens wurden

Henriot und der die Wache in den Tuileries kommandirende Officier an die Schranken des Konvents gefordert, um über ihr Verhalten Rechenſchaft abzulegen; Niemand erſchien, und das Sitzungslokal ward immer enger eingeſchloſſen. Endlich erhob ſich der Konvent in Maſſe, Marat und deſſen Anhänger ausgenommen, und wollte ſich, unter Herault de Sechelles' Vortritt, dem Volke zeigen, um daſſelbe zur Entfernung zu bewegen. Als der Zug ſich dem Haupteingange näherte, ließ Henriot die Kanonen richten und das Bajonett fällen. „Zurück!" rief er dem Präſidenten des Konvents zu, „liefert die Verräther aus!" — Der Konvent kehrte, nachdem er noch an mehren andern Stellen in ähnlicher Weiſe empfangen worden, in das Schloß zurück. Er ſtand jetzt eben ſo ohnmächtig wie Ludwig XVI. am 10. Auguſt da. Die von ihm losgelaſſene Anarchie war ihm ſelbſt über den Kopf geſtiegen.

Der Konvent nahm die unterbrochene Sitzung wieder auf. Aber anſtatt, wenn auch nicht aus Rechts- doch wenigſtens aus Selbſtgefühl, der wilden Menge, welche zuletzt wahrſcheinlich aus einander gegangen wäre, zu widerſtehen, gab er ihr nach. Couthon ergriff zuerſt das Wort, und ſtellte den Antrag, neun und zwanzig Mitglieder der Rechten ſo lange in ihren Wohnungen in Haft zu halten, bis über ihr weiteres Schickſal entſchieden ſein würde. Die Bekannteſten darunter waren: Vergniaud, Briſſot, Petion, Guadet, Genſonné, Rabaud de St. Etienne, Lanjuinais, Buzot, Heinrich Larivière. Die beiden Miniſter Clavier und Lebrun ſollten denſelben Maßregeln unterworfen werden, Isnard und Fauchet dagegen frei bleiben, aber Paris nicht verlaſſen dürfen.

Als Couthon das Dekret vorſchlug, rief Vergniaud mit dem Ausdruck der tiefſten Entrüſtung: „Ein Glas Blut für Couthon! Er hat Durſt." — Niemand erhob ſich gegen den Antrag, aber viele enthielten ſich der Abſtimmung. Das Dekret wurde erlaſſen. Robespierre war in dieſer Sitzung wenig hervorgetreten, Danton ſchwach und unentſchloſſen erſchienen. Marat hatte die Bewegung vorbereiten helfen, und die Führer derſelben in ihrem Vorhaben beſtärkt. Er ſpielte während der Sitzung die Rolle eines oberſten Schiedsrichters, indem er, unter beleidigenden Bemerkungen, auf dem Entwurfe zu dem Arretirungs-Dekret gewiſſe Namen ausſtrich, und andere an deren Stelle ſetzte.

Es war 10 Uhr Abends. Die anweſenden Girondiſten wurden den Gensd'armen übergeben, um in ihren Wohnungen bewacht zu werden. Sie bezogen die den Konventsmitgliedern ausgeſetzten Tagesgelder (18 Fr.) fort. Diejenigen, welche in der Sitzung nicht erſchienen waren, verbargen ſich oder entflohen, aber ſchoben ihr Ende nur hinaus, ohne ihm entgehen

zu können. Nur zwei unter denen, welche beſonders hervorgetreten waren, Louvet, der leichtſinnigſte und geiſtreichſte, Lanjuinais, der feſteſte und unerſchrockenſte der Girondiſten, retteten ſich aus dem allgemeinen Schiffbruch ihrer Partei, und erlebten den Sturz ihrer Feinde. — Vom 2. Junius (1793) an ſtellte der Konvent, über ein ganzes Jahr hindurch, wie nie eine andere politiſche Verſammlung, eine Arena von Gladiatoren dar, die ſich unter den Augen des Volkes bis auf den Tod bekämpften, und von demſelben heute als Sieger bekränzt, morgen als Opfer verhöhnt wurden.

31. Eindruck des 2. Junius auf die Departements.

Nach dem Sturze der Gironde übte die Bergpartei, bis ſie ſich ſpäter in ſich ſelbſt ſpaltete, eine unumſchränkte Gewalt im Konvent aus Es blieben zwar immer noch eine rechte*) Seite und ein Centrum übrig, die keineswegs die Grundſätze der Jakobiner theilten. Aber dieſe Fraktionen fühlten ſich ſeit der Ausſtoßung der Gironde entmuthigt. Das Höchſte, wozu ſich die Rechte emporſchwang, war eine Proteſtation, welche 73 ihrer Mitglieder gegen den dem Konvent am 2. Junius angethanen Zwang erließen. Da aber das Centrum ſich damals gewiſſermaßen ſelbſt aufgab, und eine Zeit lang bei jeder entſcheidenden Veranlaſſung mit der Bergpartei ſtimmte, ſo konnte jene Proteſtation der Drei und Siebenzig ihnen ſelbſt nur Gefahr bringen, ohne den Gang der Ereigniſſe aufzuhalten.

Die Bergpartei benutzte ihren Sieg, um, mit Ausnahme des Wohlfahrtsausſchuſſes, in welchem ſie ſchon vor dem 2. Junius geherrſcht hatte, alle Komiteen des Konvents umzugeſtalten, und mit ihren Mitgliedern zu beſetzen. Sie vergrößerte den zur Abfaſſung einer neuen Konſtitution beſtimmten Ausſchuß, und ſetzte eine Menge im Sinne der extremen Revolution erlaſſener Geſetzesentwürfe durch. Alle Officiere,

*) Die Rechte des Konvents hatte, obwohl im Ganzen den Jakobinern entgegengeſetzt, doch nie einzig aus Girondiſten beſtanden, die nur deren Spitze ausmachten. Die rechte Seite ſtimmte in vielen Fällen mit der Gironde, war aber nie vollkommen mit ihr verſchmolzen geweſen.

welche früher zum Adel gehört hatten, und alle von Dumouriez und Beurnonville*) ernannten Militairbeamten wurden entlassen; die zurückgebliebenen Frauen der Ausgewanderten mußten, um schärfer überwacht werden zu können, ihren Aufenthalt in den Städten nehmen; es wurde auf die wohlhabenden Klassen eine Zwangsanleihe von 1000 Mill. Fr. ausgeschrieben, die mit den eingezogenen Gütern der Emigranten zurückgezahlt werden sollte; es ward die Errichtung einer Revolutionsarmee, zur Vertheidigung von Paris bestimmt, beschlossen. Letzteres war nur ein Vorwand, da es in der Hauptstadt ohnedies von Bewaffneten wimmelte. Der wahre Zweck dieser Streitmacht war die Ausführung solcher Maßregeln des Sicherheits- und Wohlfahrtsausschusses, welche man den Linientruppen und Nationalgarden nicht anvertrauen zu können glaubte. Am 6. Junius erklärte der Konvent, daß am 31. Mai, am 1. und 2. Junius die Kommune und das pariser Volk mächtig zur Rettung der Freiheit, der Einheit und Untheilbarkeit der Republik beigetragen hätten.

Obgleich in Paris der bei Weitem größte Theil des Bürgerstandes antijakobinisch gesinnt war, so hatte sich doch daselbst, aus Furcht vor den Komiteen der Sektionen und dem bewaffneten Proletariat, und in Erinnerung an die Septembermetzeleien, Niemand gegen die Behandlung der Girondisten zu erheben gewagt. Anders verhielt es sich in den Departements. Dort hatte der 2. Junius Unwillen über die gegen einen Theil der Volksvertretung verübte Unterdrückung, Besorgniß vor immer weiter gehenden Angriffen auf Personen und Eigenthum, und die Neigung zum Widerstande gegen den in Paris concentrirten Despotismus der Demagogen erregt. In Bordeaux, dessen Handel die Revolution und der Aufstand in St. Domingo mit völligem Versiegen bedrohte, wurde, unter dem Namen: „Volksausschuß für das öffentliche Wohl", eine provisorische Regierung errichtet, welche auf eigene Hand die Steuern einzog und Waffen austheilte. In Rennes traten die Urwähler zusammen, erließen eine heftige Adresse an den Konvent, in welcher der 2. Junius als ein an Frankreich begangener Verrath bezeichnet wurde, und erklärten die Absicht, gegen Paris zu ziehen. In Lyon, wo die Erhebung gegen die Jakobiner anfangs einen girondistischen Charakter gehabt hatte, fing der Royalismus hervorzutreten an. In Toulouse ließ die Municipalität Lanjuinais' im Konvent gegen die Bergpartei gehaltene Reden öffentlich anschlagen. Limoges forderte die größeren Städte im

*) Beurnonville's Nachfolger im Kriegsministerium, Bouchotte, war eine Kreatur der Jakobiner.

Innern auf, die Erſatzmänner des Konvents nach Bourges einzuberufen. In Grenoble, Beſançon, Dijon, Nimes machten die meiſt girondiſtiſchen Autoritäten keinen Hehl daraus, ſich von Paris für unabhängig erklären zu wollen.

Am Lebhafteſten ſprach ſich für den Augenblick dieſe antijakobiniſche Richtung im Departement Calvados, einem Theile der ehemaligen Normandie, und beſonders in den Städten Caen und Evreux aus. Dorthin hatten ſich einige der einflußreichſten unter den aus Paris entflohenen Girondiſten, Barbaroux, Louvet, Buzot, Guadet, denen bald mehre andere folgten, begeben. Es trat in Caen eine aus Abgeordneten von acht benachbarten Departements gebildete Verſammlung: „Assemblé centrale de résistance à l'oppression" genannt, zuſammen, welche die Abſicht, den Konvent aufzulöſen, die Bergpartei und die jakobiniſchen Miniſter zur Verantwortung zu ziehen, öffentlich erklärte. Dem General Felix von Wimpfen, der ein Jahr vorher Thionville mit großer Ausdauer gegen die Verbündeten vertheidigt hatte, war von dem, mit ſeinen wahren Geſinnungen unbekannt gebliebenen Kriegsminiſter Bouchotte die Vertheidigung der Nordküſten übertragen worden. Wimpfen war aber weder Jakobiner noch Girondiſt, ſondern ein konſtitutioneller Royaliſt, der im Stillen längſt auf Mittel geſonnen hatte, dem Unweſen in Paris ein Ende zu machen. Er war von der in einem Theile des Weſtens und Südens gegen die Bergpartei herrſchenden Stimmung unterrichtet, hielt den Zeitpunkt zu einer Erhebung gegen den Konvent für geeignet, und ließ die von demſelben an ihn abgeſandten Kommiſſarien, Prieur (de la Côte d'Or) und Romme, verhaften. Caen ſchien einen Augenblick lang das Hauptquartier der Gironde, und der Sitz einer großen antijakobiniſchen Föderation werden zu wollen. Lanjuinais, Petion, Gorſas, Kervelegan hatten ſich der Gewalt ihrer Feinde entzogen, und mit Louvet, Guadet, Buzot ꝛc. vereinigt. Wimpfen erließ eine Anſprache an die Pariſer, worin er ihnen eine baldige Befreiung von dem auf ihnen laſtenden Joche ankündigte.

Aber bald trat der große zwiſchen dem General Wimpfen und den flüchtigen Girondiſten beſtehende Meinungsunterſchied unverkennbar hervor. Wimpfen wollte die Herrſchaft der Jakobiner um jeden Preis, und wäre es auch mit Hülfe der contrerevolutionairen Partei, und ſelbſt des Auslandes, ſtürzen. Er war überzeugt, daß in Frankreich, unter allen Umſtänden, immer genug von den Principien von 1789 übrig bleiben würde. Er hatte dem Marquis von Puiſaye, der mit der Vendée und den Ausgewanderten in Verbindung ſtand, und deren Meinungen theilte,

weil er ein Todfeind der Jakobiner, obgleich ein mittelmäßiger General war, aus der Bretagne berufen, und denſelben an die Spitze eines Korps geſtellt, welches die Vorhut der Streitkräfte bilden ſollte, mit denen er ſelbſt gegen Paris zu ziehen dachte. Aber die Girondiſten waren entſchiedene Republikaner, und wollten, wie ſehr ſie ſich ſonſt von den Jakobinern unterſcheiden mochten, den Thron eben ſo wenig wie dieſe ſelbſt wiederherſtellen. Der Kern aller, in Calvados und in den anderen Departements, ausgebrochenen Bewegungen war aber ein royaliſtiſcher, unter der Schale eines gemäßigten Republikanismus verborgen, und im Weſentlichen auf Erneuerung der Monarchie und der Konſtitution von 1791 gerichtet.

Von der Verſchiedenheit zwiſchen den Geſinnungen der Girondiſten und denen der konſtitutionellen Royaliſten, zu welchen beiden Parteien Alles, was nicht im Jakobinerthum aufging, gehörte, ward die Bevölkerung unentſchieden hin- und hergezogen, und der Widerſtand gegen den Konvent gelähmt. In Frankreich muß, noch mehr als anderswo, jede Partei, die nicht bald verſchwinden ſoll, ein erkennbares Panier aufſtecken, muß ein klar ausgeſprochenes, mit keinem andern zu verwechſelndes, Ziel verfolgen. Hieran fehlte es den Girondiſten, welche ſich gegen die Jakobiner erhoben, und doch wie dieſe die Republik wollten. Die offen ausgeſprochene Abſicht, den Thron, mit Bewahrung aller von der Nation ſeit 1789 errungenen Rechte, wiederherzuſtellen, hätte allein eine ſtarke Oppoſition gegen den Konvent möglich gemacht. Dem ſtand aber die Gironde im Wege, in deren Weſen etwas Unbeſtimmtes, Widerſpruchsvolles lag, das weder für die Revolution, wie ſie geworden war, noch für die Monarchie, wie man ſie wünſchte, geeignet war.

Wimpfen hatte zu wenig Mannſchaft unter ſeinen Befehlen, um Paris angreifen zu können. Er hoffte, daß ſein bloßes Erſcheinen in der Nähe der Hauptſtadt einen Aufſtand im antijakobiniſchen Sinne hervorrufen werde. Aber die Einflüſſe und Anordnungen der Girondiſten und konſtitutionellen Royaliſten durchkreuzten ſich, und hoben ſich gegenſeitig auf. Auf dieſe Art geſchah ſo viel wie nichts für die Ausführung der gemeinſamen Pläne. Die Anweſenheit eines Mannes, wie Puiſaye, der den Ideen der Zeit fremd war, flößte allgemeines Mißtrauen ein. Die Beſorgniß regte ſich damals, wie ſo oft früher und ſpäter unter den verſchiedenen Gegnern der Jakobiner, daß es mit dieſer Oppoſition nicht auf eine Ermäßigung der Revolution, ſondern auf deren völlige Umkehr abgeſehen ſei, womit aber die unendliche Mehrheit der Nation nicht einverſtanden war.

Der Konvent hatte nur ein Korps von etwa 1500 Mann, um Wimpfen die Straße nach Paris zu verlegen, bei Vernon aufgestellt. Dieſe kleine Macht reichte zu dem vorgeſetzten Zwecke hin. Die Nationalgarden und die Freiwilligen des Calvados, ungewiß über die Abſichten ihrer Anführer und das Ziel des ganzen Unternehmens, wurden von einigen Kanonenſchüſſen verſcheucht, löſten ſich auf, und eilten in Unordnung nach Evreux zurück (14. Julius). Wimpfen traf noch einige Vertheidigungsanſtalten, und wollte Caen befeſtigen, rieth aber zugleich den Girondiſten, mit den Engländern, deren Schiffe an der Küſte kreuzten, in Unterhandlungen zu treten, und ihre Hülfe in Anſpruch zu nehmen. Dieſer Rath ward von den Flüchtlingen, die in keinem Falle als Verbündete der Feinde ihres Vaterlandes erſcheinen wollten, mit Entrüſtung zurückgewieſen.

Der Konvent hatte Felix Wimpfen, Puiſaye, und die in Caen anweſenden Girondiſten außer dem Geſetz erklärt, war aber gegen die untergeordneten Förderer und Werkzeuge der Bewegung nicht eingeſchritten. Hierdurch ermuthigt, unterwarfen ſich die konſtituirten Autoritäten in Calvados und den benachbarten Departements, ſtellten Alles wieder auf den früheren Fuß her, und ſuchten ihre Theilnahme an dem Aufſtandsverſuche vergeſſen zu machen. Die flüchtigen Girondiſten mußten, mit einigen ſie begleitenden Freunden und Dienern, achtzehn an der Zahl, Caen verlaſſen, und kamen unter großen Mühſeligkeiten und Gefahren bis nach Quimper in der Bretagne, wo ſich ein Theil von ihnen nach Bordeaux einſchiffte, ein anderer den Weg dahin zu Lande einſchlug. Den Meiſten unter ihnen ſtand ein gewaltſames Ende bevor.

---

32. Marat's Ermordung durch Charlotte Corday.

Marat wurde, wenn von dem Untergange der Gironde die Rede war, am Meiſten genannt. Zwar hatte Robespierre durch ſeine, bei den Jakobinern gegen die Girondiſten, ausgeſtreuten Anklagen und Verläumdungen, durch die vornehmlich von ihm betriebene Ausſchließung ihrer Leiter vom Klub, den erſten Anſtoß zu ihrem Sturz gegeben. Im Konvent ſelbſt war er aber nur vertheidigungsweiſe, nachdem er von ihnen angeſchuldigt worden, gegen ſie aufgetreten. Marat hatte dagegen bei jeder Gelegenheit die Initiative gegen die Girondiſten ergriffen. Er bezeichnete

sie in seinem „Ami du Peuple" und in seinen Reden im Konvent immer mit dem Ausdruck: „Staatsmänner (hommes d'état)" — was in seinem Munde so viel als Heuchler und Verräther bedeutete, im Vergleiche zu den reinen, aufrichtigen Patrioten, unter welchen er besonders sich selbst und seine Anhänger meinte. Während der Septembermetzeleien hatte Marat Roland's Verhaftung auszuwirken gesucht, was für diesen eine Todeslosung gewesen wäre. Das Komplott gegen die Girondisten am 10. März (1793), die Erregung der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau in den letzten Tagen des Mai, der Zug des Volkes gegen die Tuileries, waren großentheils Marat's Werk gewesen. Er hatte sich wenigstens am Sichtbarsten dabei betheiligt. Am 2. Junius war er es, der die wilde Menge in ihrem Vorhaben bestärkte, den Konvent so lange umzingelt zu halten, bis derselbe die Zwei und Zwanzig Preis gegeben haben würde. Er hatte das Arretirungs-Dekret betrieben und, obgleich er einige Namen, die ihm unschädlich zu sein schienen, von der Liste fortnahm, im Ganzen, durch die Hinzufügung Anderer, die Zahl der Opfer vermehrt. Obgleich Marat weniger arglistig und selbstsüchtig, und im Ganzen weniger gefährlich als Robespierre gewesen ist, so ward er dennoch damals von den Gemäßigten für den grausamsten aller Demagogen gehalten. Es war dies um so natürlicher, da Robespierre's Charakter sich erst in der Zeit, als Marat nicht mehr war, in seiner ganzen Schwärze und Verwerflichkeit enthüllt hat.

Während des Aufenthaltes der geflüchteten Girondisten in Caen war daselbst nur von Marat und seinem Blutdurst die Rede gewesen. Als die Freiwilligen des Calvados auf der Wiese bei Caen gemustert wurden, hieß es, sie zögen zum Kriege gegen Marat aus. Dieser war in Jedermanns Munde, und galt für den Culminationspunkt des Jakobinismus, obgleich zu den entscheidendsten Ereignissen der Revolution, zu dem Umsturz des Thrones am 10. August Danton, und zu der Verurtheilung Ludwig XVI. Robespierre, unendlich mehr als Marat, beigetragen haben.

Die vielen gegen Marat ausgestoßenen Anklagen und Verwünschungen entflammten endlich ein junges schwärmerisches Herz, das, von den reinsten und edelsten Trieben, von Liebe zur Wahrheit, zur Freiheit, zum Vaterlande erfüllt, von ungeduldigem Verlangen nach einer rettenden That ergriffen wurde. Während die Männer das von den Demagogen geschmiedete Joch geduldig ertrugen, oder sich ihm höchstens durch die Flucht zu entziehen suchten, beschloß ein junges Mädchen, Marie Charlotte Corday d'Armont, die Ketten zu brechen, und die beleidigte Mensch-

heit an dem, welchen ſie für deren größten Feind hielt, zu rächen. Dieſelbe war, während ihr Vater, früher Officier, ein kleines Landgut bewirthſchaftete, von einer in Caen lebenden Muhme, Frau von Breteville, aufgenommen worden. Charlotte Corday hatte von den flüchtigen Girondiſten, namentlich von Barbaroux und Petion, die Vorgänge des 2. Junius, und Marat's Antheil an ihnen, in ihrem ganzen Umfange erfahren. Sie glühte von Schmerz und Zorn, als ihr von dieſen Augenzeugen die Tyrannei ausgemalt wurde, welche die Beſſeren und Milderen von den Schlechteſten und Grauſamſten zu erdulden hatten. Ihre Stimmung veränderte ſich. Sie war immer ernſt und zurückhaltend, aber vorher nie in ſich gekehrt und verſchloſſen geweſen. Jetzt ſuchte ſie die Einſamkeit auf, und antwortete ihrer Muhme, welche beſorgt nach der Urſache ihrer Trauer forſchte, mit Thränen in den Augen: „Ich weine über Frankreich, über meine Verwandten und über mich ſelbſt. Denn wer iſt des Daſeins ſicher, ſo lange Marat am Leben bleibt?“ —

Charlotte Corday hatte in ihrer erſten Jugend eine einſeitige Richtung erhalten, und war ſich zu ſehr ſelbſt überlaſſen geweſen. Ihre Mutter war früh geſtorben, und ihr Vater hatte ſich wenig um ihre Ausbildung bekümmert. Bei der unruhigen, gährenden Stimmung, von der faſt Alles in Frankreich während der letzten zwanzig Jahre vor der Revolution ergriffen geweſen, waren Rouſſeau's Werke bis in das Kloſter gedrungen, wo Charlotte Corday erzogen wurde. Später waren Plutarch's Biographien, wie bei Frau Roland, das Lieblingswerk des jungen Mädchens geworden. Charlotte Corday unterſchied ſich aber dadurch von den meiſten ihrer Zeitgenoſſen, daß ihre Schwärmerei, ohne einen Anflug von Weichlichkeit oder Sinnlichkeit, einzig Dem, was damals für das Höchſte galt, der Liebe zum öffentlichen Wohl und dem Haß gegen Unterdrückung, zugewandt war. Zu der Reinheit ihres Weſens geſellte ſich eine ungewöhnliche Willenskraft, die es ihr möglich machte, ſich für ihre Ueberzeugungen aufzuopfern.

Charlotte Corday hegte, mit den Ereigniſſen und Perſönlichkeiten in Paris nur bruchſtückweiſe, und durch die Erzählungen Anderer bekannt, die irrige Meinung, daß, Marat beſeitigt, die demagogiſche Tyrannei aufhöre, und Frankreich der innere Friede wiedergegeben werden würde. Dieſer Ausdruck: „la Paix! la Paix!“ — war von ihr in der letzten Zeit häufig wiederholt worden. Sie nahm von ihrem Vater und ihrer Muhme Abſchied, die nichts von ihrem Entſchluß ahnten. Als Zweck ihrer Reiſe gab ſie die Angelegenheiten einer in das Ausland geflüchteten

Freundin*) an, für welche sie sich bei dem Ministerium verwenden wollte. Sie hatte, bevor sie Caen verließ, ihre Bücher, ohne daß dies Verdacht erregte, verschenkt. Als sie ihre Wohnung für immer verließ, umarmte sie einen ihr auf der Treppe begegnenden kleinen Knaben, den Sohn eines der Mitbewohner des Hauses, und konnte sich dabei der Thränen nicht enthalten. Dies war aber das einzige Zeichen von Schwäche und Rührung, welches ihr wider Willen entschlüpfte, und den Zustand ihrer Seele ausdrückte. Sobald der Schmerz über die Trennung von den heimischen Verhältnissen überstanden war, gab sie sich ganz der Ausführung ihres Plans hin.

In Paris angekommen (11. Julius) ging sie früh zur Ruhe, und genoß eines langen Schlafes, als stände ihr nichts Ungewöhnliches bevor. Sie war ihres Entschlusses so gewiß, daß sie sich mit dessen Vollziehung nicht übereilte. Sie machte wirklich einige Besuche, um ihrer Freundin nützlich zu sein, und Niemand hat an ihr etwas Befremdendes wahrgenommen. Sie kaufte hierauf im Palais royal ein Messer, das sie unter ihrem Halstuch verbarg. Es war Anfangs ihre Absicht gewesen, Marat auf dem Marsfelde, bei der Jahresfeier der Einnahme der Bastille, oder in der Volksvertretung niederzustoßen. Aber das Fest war diesmal verschoben worden, und Marat blieb, da er krank war, von den Konventssitzungen weg. Sie mußte demnach bei ihm selbst Eingang finden. Da ein hierauf bezügliches Schreiben unbeantwortet geblieben war, so begab sie sich am 13. Julius Abends 7 Uhr nach Marat's Behausung, und verlangte bei ihm vorgelassen zu werden. Eine Frau, Namens Katharine Evrard, mit der Marat auf ehelichem Fuße lebte, wollte Charlotte Corday den Eingang verweigern. Diese erhob aber ihre Stimme, indem sie ihr Gesuch wiederholte, so laut, daß Marat, der sich jetzt des Briefes erinnerte, und durch die halb offen stehende Thür die Bittstellerin sehen konnte, sie vor sich zu lassen befahl. Marat saß eben in einer Badewanne, und schrieb auf einem vor ihm liegenden Brett. Charlotte Corday nannte ihm die in Caen anwesenden Girondisten, die er mit den Worten aufzeichnete: „Innerhalb acht Tagen werden sie alle die Guillotine besteigen!" — „Dein Ende ist gekommen!" rief Charlotte Corday, indem sie ihm das Messer in die Brust stieß. „Zu Hülfe! Theure Freundin!" — war Marat's letzter Ruf. Der Stoß war tödtlich gewesen**).

*) Fräulein von Forbin, von der bekannten provençalischen Familie dieses Namens.

**) Das Haus, in welchem Marat ermordet wurde, stand noch vor wenigen Jahren, und lag in der Rue de l'Ecole de Médecine. Danton hat ebenfalls

Das Geſchrei der Katharine Evrard zog die Vorübergehenden herbei. Als man in das Zimmer drang, ſtand Charlotte Corday wie verſteinert am Fenſter und ſtarrte vor ſich nieder. Eine Abtheilung Nationalgarde ſchützte ſie vor einigen Wüthenden, welche über ſie herfallen wollten. Bald langten mehre Deputirte, der Fleiſcher Legendre, der Exkapuziner Chabot, der ehemalige Poſtmeiſter Drouet, der Ludwig XVI. in Varennes verhaftet hatte, an, um „das Ungeheuer", wie ſie ſagten, zu ſehen. Sie waren nicht wenig erſtaunt, ein junges Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit zu finden, deren Blicke und Züge eher alles Andere als eine ſo blutige That erwarten ließen. Charlotte Corday wurde nicht ohne Mühe nach dem nahe gelegenen Gefängniß der Abtei gebracht, indem das Volk, in dieſem Stadttheil Marat beſonders zugethan, Hand an ſie legen wollte. Sie ſchien einen Augenblick lang einer Ohnmacht nahe zu ſein. Denn obgleich auf das Blutgerüſt gefaßt, wurde ſie von den Drohungen des Pöbels erſchreckt.

In dem Gefängniß, während des Verhöres und vor Gericht, legte Charlotte Corday nicht nur die größte Unerſchrockenheit, ſondern ſelbſt Ruhe und Heiterkeit dar. Sie wies, und mit Recht, den Verdacht, daß ſie von Anderen zu ihrer That angereizt worden, ab. Denn die nach Caen geflüchteten Girondiſten hatten ſie wohl über die von Marat begangenen Frevel unterrichtet, ihr aber keineswegs den Gedanken an ſeine Ermordung, der ganz in ihr ſelbſt entſtanden war, eingegeben. Sie verläugnete jedoch nicht die Milde ihres Geſchlechts und die urſprüngliche Güte ihres Weſens. Sie wandte, als man ihr das blutige Meſſer zeigte, ihre Augen mit Scheu von demſelben ab und rief: „Ich kenne es nur zu wohl!" — Sie konnte die Ausſage der Katharine Evrard und ihre Klagen nicht ohne Bewegung anhören. Sie hatte nicht geglaubt, daß Marat von irgend Jemand geliebt ſei. Nur über die Rechtmäßigkeit ihrer Handlung fiel ihr kein Zweifel ein. „Ich habe ein wildes Thier, ein Ungeheuer erlegt, um viele Tauſende zu retten!" — rief ſie, als nach dem Zweck ihrer That geforſcht wurde. Der Präſident des Revolutionstribunals Montané hätte ſie gern dem Schaffot entzogen. Er gab zu verſtehen, daß ſie vielleicht geiſteskrank, und demnach unzurechnungsfähig ſein könne. Als er die Frage an die Geſchwornen ſtellte, ließ er die eine Hälfte derſelben: ob die Angeklagte in einem verbrecheriſchen und contrerevolutionairen Sinne gehandelt habe, aus, und bezeichnete ihre Ruhe und

---

in der Nähe gewohnt. Das Haus aber, in welchem Robespierre die beiden letzten Jahre zubrachte, in der Straße St. Honoré, iſt längſt verſchwunden.

Entsagung als „in gewisser Beziehung" erhaben, was ihm einige Tage nachher von Seiten des Sicherheitsausschusses eine Verhaftung zuzog. Ihr Vertheidiger Chaveau-Lagarde, der drei Monate später an derselben Stelle für Marie Antoinette auftrat, sagt in seinen Erinnerungen an jene Epoche: „Man hat Charlotte Corday's Züge malen und ihre Worte wiederholen können, nichts aber vermag eine Vorstellung von dem Eindruck zu geben, den sie auf Richter und Zuschauer machte, von der Seelenstärke, die ihr Blick ausdrückte. Dies kann wohl empfunden, aber nicht ausgesprochen werden." — Selbst die Wuth des Volkes hatte sich nach dem ersten Auflodern gelegt und dem Mitgefühl Raum gegeben.

Sie schrieb nach ihrer Verurtheilung an ihren Vater, um sich darüber zu entschuldigen, daß sie ohne seine Bewilligung über ihr Dasein verfügt habe, und führte, um ihn zu trösten, den Vers von Corneille an:

Die Schmach liegt im Verbrechen, nicht im Blutgerüst*).

Ein Maler, Namens Hauer, der ihr Portrait in der Sitzung des Revolutionstribunals angefangen hatte, vollendete es im Gefängniß. „Ich kann Sie für Ihre Mühe nicht belohnen," sagte Charlotte Corday, als der Künstler ihr dasselbe überreichte. „Nehmen sie Das hier zu meinem Andenken." Sie gab ihm eine Locke von ihrem reichen blonden Haar. In diesem Augenblick ward an die Thüre geklopft, und der Scharfrichter, der sie zur Hinrichtung begleiten sollte, trat herein. Ein leises Zittern überflog einen Augenblick lang Charlotte Corday's Gestalt, und sie rief: „Schon jetzt?" faßte sich aber sogleich, und gab keine Bewegung zu erkennen, als sie den Karren bestieg. Sie wurde, da sie einen Volksvertreter umgebracht hatte, mit einem scharlachnen Ueberwurf bekleidet, was sonst nur bei Elternmördern geschah. Die meisten Verurtheilten suchten durch heftige Reden, durch Anklagen und Verwünschungen ihrer Feinde, durch Absingen von Liedern, die Schauer des herannahenden Todes zu überwinden. Charlotte Corday blieb so ruhig, sah sich so unbefangen um, als wäre sie Dem, was um sie her vorging, fremd. Der Tag war heiß gewesen, die Sonne stand im Untergehen, und ein röthlicher Schein lag auf den Bäumen im Garten der Tuileries, als Charlotte Corday das Blutgerüst bestieg (17. Julius). Nachdem ihr Haupt gefallen, wurden von einem der Henker dem entseelten Antlitz, aus Spott oder Haß, mehre Schläge mit der Hand versetzt. So wild auch die Zeit, so roh die meisten Zuschauer waren, ein drohendes Murren erhob sich in der Menge, und der Thäter ward verhaftet.

*) Le crime fait la honte, et non pas l'échafaud.

Charlotte Corday wurde ſelbſt von den Royaliſten und dem Auslande bewundert, obwohl ſie, in ihrem Verhör über ihre politiſchen Meinungen befragt, ausdrücklich erklärt hatte, ſchon vor der Revolution Republikanerin geweſen zu ſein. Der Einfluß der chriſtlichen Ideen hat das Urtheil über den Selbſt- und Meuchelmord, der, in gewiſſen Fällen, vom Alterthum ſo hoch geſtellt wurde, weſentlich verändert, und ihn, ohne Ausnahme, für unerlaubt erklärt. Wer indeſſen die Zeit und die Umſtände, unter denen Charlotte Corday gehandelt hat, und die Beweggründe, von denen ſie geleitet worden iſt, in Betracht zieht, wird, ohne die That zu billigen, die ſeltene Kraft und Höhe des perſönlichen Charakters anerkennen müſſen.

Marat*) verſchwand im Augenblick ſeiner größten Popularität. Es wäre merkwürdig zu wiſſen, wie er, von Charlotte Corday verſchont, geendigt haben würde, ob durch einen andern Dolch, oder, wie die meiſten ſeiner Gegner und Nebenbuhler, unter dem Beil der Guillotine. Man kann bei ihm, eben ſo wenig, wie bei Robespierre und Danton, an einen friedlichen Ausgang denken. Er hatte zu viel unſchuldiges Blut vergießen laſſen, um nicht von demſelben auf dieſe oder jene Art ergriffen zu werden.

Es wurden dieſem fanatiſchſten aller Demagogen, der zuweilen an geiſtiger Verſtörtheit gelitten zu haben ſcheint, was jedoch einen hohen Grad von Bösartigkeit und Verderbniß nicht nothwendig ausſchließt, nach ſeinem Tode außerordentliche Ehren erwieſen**). An allen öffentlichen Orten wurde Marat's Büſte neben der des Brutus aufgeſtellt. Viele Eltern legten ihren neugeborenen Kindern den Namen des Ermordeten bei, der auch von einzelnen Kompagnien der Revolutionsarmee angenommen wurde. Man richtete für ihn gewiſſermaßen einen Kultus ein. In allen Gemeinden gab es eine Zeit lang eine aus Raſen gebildete

*) Er war 1744 in der Umgegend von Neufchâtel geboren. Seine Familie ſtammte aus Cagliari in Sardinien, und erſt Marat's Vater hatte den Namen „Mara" in Marat verändert.

**) Marat's blutiges Hemd ward öffentlich ausgehängt, und ſeine Leiche einbalſamirt. Er wurde am 16. Julius, um Mitternacht bei Fackelſchein, im Garten des ehemaligen Kloſters der Cordeliers begraben. Am 21. September 1794 (dem letzten Tage des Jahres II) wurde Marat im Pantheon, im Augenblick, wo man Mirabeau's Ueberreſte daraus entfernte, feierlich beigeſetzt. Ein Dekret des Konvents vom 8. Februar 1795: Niemand ſolle eher als zehn Jahre nach ſeinem Tode der Ehre des Pantheon's theilhaft werden — gab Veranlaſſung Marat zu „depantheoniſiren". Man blieb aber hierbei nicht ſtehen, ſondern ließ ſeinen Leichnam in einen Abzugskanal werfen.

Erhöhung, die einen Berg, an Marat's Sitz im Konvent erinnernd, vorſtellen ſollte, wo ſeine Büſte ſtand, welche bei revolutionairen Feſtlichkeiten, von den Knaben und Mädchen des Ortes, mit Laub bekränzt wurde. Auf dem Carrouſſelplatz in Paris hatten die Jakobiner eine kleine Kapelle mit Marat's Bildniß darin errichtet, die Abends erleuchtet wurde, und vor der man Lieder zu ſeinem Andenken ſang.

Charlotte Corday zog ſich im Tode einen Geſinnungsgenoſſen und Verehrer nach, der ihr im Leben unbekannt geweſen war. Es war dies Adam Lux, einer der maynzer Klubiſten, der mit Georg Forſter nach Paris gekommen, ſich dort in ſeinen Erwartungen gänzlich getäuſcht ſah. Statt der Freiheit hatte er die ärgſte Willkühr vorgefunden. Auch ihm, wie ſo vielen Anderen, namentlich Fremden, ſchien die Zerriſſenheit Frankreichs weniger in den in der Nation ſelbſt vorhandenen Gegenſätzen, als einzig in der Selbſtſucht der Parteihäupter zu liegen. Adam Lux fand in Charlotte Corday's That eine Beſtätigung für ſeine Anſichten, und trat öffentlich als ihr leidenſchaftlicher Bewunderer auf. Er war bei ihrer Verurtheilung und bei ihrer Hinrichtung anweſend geweſen, und ihr Bild hatte ſich ſeiner Seele bemächtigt. Er dachte nur an ſie, und ſprach nur von ihr. Er gab eine Lobrede auf ſie heraus, die mit dem Vorſchlag endigte, ihr eine Bildſäule mit der Unterſchrift „Größer als Brutus" zu errichten. Adam Lux ward verhaftet, vor das Revolutionstribunal geſtellt, wies alle Verſuche ihn zu retten zurück, und fand was er ſuchte, ein Ende wie das Charlotte Corday's. Er hatte lieber das Leben als ſeine Ideale aufgeben wollen, obgleich er an deren Verwirklichung verzweifelte. Die Hinrichtung einer Perſon von Charlotte Corday's Jugend, Schönheit und Charakter machte, daß das Daſein im Preiſe ſank, und der Tod, ſelbſt von ſchwächeren Naturen, furchtlos in das Auge gefaßt wurde.

---

83. Herrſchaft der Bergpartei und der Jakobiner. — Konſtitution vom Jahr 1793. — Jahresfeier des 10. Auguſt.

Die geſetzliche Grundlage der franzöſiſchen Zuſtände war bis zum Sturze der Gironde, ungeachtet aller eingetretenen Veränderungen, immer noch die Konſtitution von 1791 geweſen. Das Königthum hatte zwar ſeit dem 21. September 1792 aufgehört, aber die übrigen Einrichtungen

und Beſtimmungen dauerten dem Recht nach fort. Nach dieſer Verfaſſung hätten alle eigentlichen Autoritäten, von der Nationalverſammlung an bis zu dem kleinſten Gemeinderath, alle Tribunale und Adminiſtrationen, von der Wahl des Volkes ausgehen ſollen. Den Miniſtern war nur die Ernennung der Vollziehungsbeamten übrig geblieben. Aber die Bergpartei und die Jakobiner kehrten ſich an die Konſtitution nur dann, wenn ſie ihren Abſichten entſprach, verletzten ſie im entgegengeſetzten Falle ohne Scheu, und brachten im eigenen Lande einen Zuſtand hervor, wie er ſonſt nur von einem ſiegreichen Feinde vorübergehend auferlegt wird.

Der Konvent ſandte, außer ſeinen Vertretern bei den Armeen, noch außerordentliche*) Kommiſſarien in die Departements, welche die Direktorien, die Diſtrikts- und Gemeinderäthe, alle Gerichts- und Verwaltungsbeamten, ſobald ihnen dieſelben nicht revolutionair genug erſchienen, entfernen und durch andere erſetzen konnten. Das Volk ward auf dieſe Art thatſächlich um ſein Wahlrecht gebracht, und der öffentliche Geiſt von der Tyrannei der Jakobiner gebrochen. Bei den wichtigſten Veranlaſſungen traten in Paris, in den 48 Sektionen zuſammen, kaum 5000 Wähler auf. In den Komiteen der Sektionen ſaßen oft nur wenige Perſonen, die über Alles entſchieden. Dieſelben Leute gingen von einer Sektion in die andere, und übten in jeder derſelben das Wahlrecht aus. Aehnlich ging es in allen Theilen des Landes zu. Eine jakobiniſche Oligarchie hatte ſich der öffentlichen Angelegenheiten bemächtigt.

Die mit unumſchränkten Vollmachten in die Departements geſchickten Kommiſſarien legten den Gemeinden außerordentliche Steuern auf, und ließen, nach Angabe der Klubs, wen ſie wollten, verhaften. Es hatte alle perſönliche Sicherheit aufgehört. In Sedan wurden an einem Tage 55, in Nancy in drei Wochen 104, in Arras in zwei Monaten mehr als 1000, im Jura in derſelben Zeit über 4000 Perſonen, unter allen möglichen Vorwänden, als Royaliſten, Feuillants, Girondiſten, Moderantiſten, der Freiheit beraubt. In Aix geſchah dies mit der Bevölkerung eines ganzen Stadttheiles. Die Gefangenen, welche für beſonders gefährlich galten, wurden nach Paris zur Aburtheilung vor dem dortigen Revolutionstribunal geſandt, die übrigen den Gerichten der Art in den Departements, welche die Kommiſſarien, wo ſie es für gut hielten, errichtet hatten, übergeben. Die Verbindung der Konventskommiſſarien mit den Klubs und dem bewaffneten Proletariat ſchüchterte alle ruhigen und rechtlichen Leute ſo ein, daß keine laute Klage ertönte, und ein allgemeines

*) Es gab im April und Mai 1793 deren 170.

Schweigen auf dem Lande lag. Ueberall, wo die Bevölkerung den Kommissarien nicht auf der Höhe des Jakobinismus zu stehen schien, wurden arbeitslose Tagelöhner und Handwerker militairisch organisirt, mit dem Gelde der Besitzenden bezahlt, und zu deren Unterdrückung verwandt. Die unter dem Vorwande der Vertheidigung gegen den inneren und äußeren Feind erhobenen außerordentlichen Abgaben oder erzwungenen Anleihen, die willkührlichen Rekrutirungen und die vielen Verhaftungen machten die wohlhabenden Klassen von den Demagogen durchaus abhängig, welche mit Vermögen, Freiheit, Leben auf eine selbst in den despotischsten Staaten nie dagewesene Weise schalteten.

Die Assignaten waren dem aus dem Verkehr fast ganz verschwundenen Silber gleich gestellt, und ihre Annahme bei Todesstrafe anbefohlen worden. Unter dem Vorwande die Getraidepreise zu ermäßigen, und die wucherischen Aufkäufe zu verhindern, wurden in jeder Gemeinde die Vorräthe untersucht und aufgezeichnet, und für alle Produkte ein Preis festgestellt, über den von den Verkäufern nicht hinausgegangen werden durfte (Maximum). Am 3. Mai (1793) hatte der Konvent die Direktorien der Departements mit der Regulirung des Maximum's beauftragt, wobei der Mittelpreis vom 1. Januar an als Norm angesehen werden sollte. Es war aber zugleich, um die Producenten an weiterem Aufspeichern zu hindern, erklärt worden, daß dieses Maximum in Zukunft herabgesetzt werden würde. Alle diese Maßregeln konnten nur mit Hülfe des Revolutionstribunals und der Guillotine zur Ausführung gebracht werden.

Die Bergpartei bedurfte eines neuen revolutionairen Credo's, indem das alte ihr schon etwas abgenutzt zu sein schien. Eine demokratischere Konstitution als die von 1791 war indessen schwer möglich, da, nach derselben, mit Ausnahme des gestürzten Thrones, alles Andere von der Wahl abgehangen hatte. Die neue Verfassung, an welcher der Konvent während des Kampfes zwischen den Jakobinern und Girondisten nur langsam und unter vielen Unterbrechungen gearbeitet hatte, ward nach dem 2. Junius mit großer Eile berathen, und bald zu Stande gebracht. Es gehörte dazu aber auch*) keines besonderen Aufwandes von Nach-

*) Herault de Sechelles schrieb, während er mit der Abfassung der Konstitution beschäftigt war, an seinen Freund Desoulnay's: „Schicken Sie mir sobald als möglich die Gesetze des Minos, deren ich dringend bedarf!" — Einige Wochen später sagte St. Just im Konvent: „Es ist nicht das Glück von Sybaris, sondern das von Sparta, welches wir Frankreich versprochen haben!"

denken und Scharfsinn. Die Erklärung der Menschenrechte diente, wie bei der Verfassung von 1791, als Grundlage, und letztere durfte nur in einigen ihrer Bestimmungen verschärft werden, um den Anforderungen des Augenblicks zu entsprechen. Die Wahl in zwei Abstufungen zur Volksvertretung ward aufgehoben, und ein allgemeines und unmittelbares Stimmrecht eingeführt. Auch die in Privatdienst befindlichen Personen konnten Wähler sein. Es fanden sich in der neuen Verfassung einige theoretische Widersprüche vor, welche jedoch nicht beachtet wurden, da dieselbe überhaupt nicht ein anwendbares Staatsgesetz, sondern nur ein Ausdruck der herrschenden Meinung sein sollte. In Betreff der inneren Zustände war das Eigenthumsrecht, aber auch das Recht der Besitzlosen auf Arbeit anerkannt, welches, folgerecht durchgeführt, zu Eingriffen in das Eigenthum hätte führen müssen. In Bezug auf die auswärtige Politik war Danton's Princip von der Nichteinmischung Frankreichs in die Verhältnisse anderer Staaten aufgenommen, zugleich aber, mit Marat, die Verbrüderung mit allen freien Völkern erklärt worden, was unter gewissen Umständen nicht mit einander zu verbinden gewesen wäre. Am 24. Junius legte Herault de Sechelles, Danton's Freund, im Namen des Verfassungsausschusses, den Entwurf zu einer neuen Konstitution vor, der, nach der Entfernung der Girondisten, keine Gegner im Konvent mehr fand. Die Urwählerversammlungen nahmen ebenfalls die neue Verfassung an, die am 10. August, als dem Jahrestage der Erstürmung der Tuileries, feierlich bekannt gemacht wurde.

Der Maler Ludwig David, ein Anhänger und Bewunderer Robespierre's, war mit den Dekorationen zu diesem Feste*), wie alle von der Revolution begangenen sehr kostspielig, beauftragt worden. Er hatte auf dem Platz, wo die Bastille gestanden, eine ungeheuer große weibliche Statue von Gips, die Natur darstellend, errichten lassen, aus deren Brüsten Wasser in ein Becken sprang. Herault de Sechelles kam, an der Spitze des Konvents, bei Sonnenaufgang auf dem Platze an und trank von dem Wasser, um die durch die Revolution bewirkte Verjüngung des französischen Volkes auszudrücken. Sein Beispiel wurde von 86 Greisen nachgeahmt, von denen jeder das Banner eines Departements trug, und die, indem sie den Becher an die Lippen setzten, die Worte sagten: „Wir fühlen uns mit dem menschlichen Geschlecht wiedergeboren!" — Es folgte dann der Konvent, von einem dreifarbigen Bande, das von Föderirten

*) Der Konvent hatte zur Begehung des 10. August 1793 1,200,000 Fr. ausgesetzt.

gehalten wurde, wie von einer beweglichen Schranke umgeben. Aus der Mitte des Jakobinerklubs ragte eine Fahne empor, auf welcher ein Auge, die Wolken durchdringend, gemalt war. Die Richter und Geſchworenen am Revolutionstribunal zeichneten ſich durch die ſchwarzen Federn an ihren Hüten aus. An einem großen Wagen, auf dem Kronen, Scepter, Biſchofsmützen und Wappenſchilder lagen, befand ſich die Inſchrift: „Dieſe Dinge haben von jeher das Unglück der Menſchen verurſacht!" — Auf dem Revolutionsplatz, zwiſchen dem Garten der Tuileries und den Champs Elyſées, wurden jene Zeichen des Königthums, der Kirche und des Adels zu den Füßen einer Statue der Freiheit, in Form eines Scheiterhaufens, aufgeſtellt, und von dem Präſidenten des Konvents angezündet. Auf dem Marsfelde befand ſich ein Herkules von Gips, wie er mit der Keule einen Drachen erlegt, was den Sieg über den Föderalismus oder die Gironde vergegenwärtigte. Zuletzt wurde unter Kanonendonner und dem Beifallsruf der Zuſchauer die neue Verfaſſung verkündigt.

Dieſes Feſt war, ungeachtet der Fahnen und Blumen, der rauſchenden Muſik und der Geſchützesſalven, von keiner wahren Heiterkeit begleitet geweſen. Die Einen waren ausgelaſſen luſtig, die Anderen ſtill und in ſich gekehrt erſchienen. Man ſtand am Eingange zu der ſchlimmſten Epoche der Revolution, und es ward dies von der Mehrheit der Theilnehmer und Zuſchauer gefühlt. Für wie viele Mitglieder des Konvents, der Kommune, des Revolutionstribunals, des Jakobinerklubs war dies der letzte 10. Auguſt, den ſie erlebten! Dicht neben der Statue der Freiheit befand ſich auf dem Revolutionsplatz die Guillotine, die für dieſen einen Tag fortgenommen, am 9. Auguſt noch in Thätigkeit geweſen war, und es am 11. Auguſt wieder ſein ſollte. An dieſer Stelle waren Herault de Sechelles, Danton, Camille Desmoulins vor Ablauf von acht Monaten, Robespierre, St. Juſt, Couthon innerhalb Jahresfriſt durch die Hand des Henkers zu endigen beſtimmt! Hier war es, wo die Revolution, wie Saturnus, ihre Kinder verſchlang.

Dieſe Verfaſſung, die von 1793 genannt, welche mit ſo großem Pomp verkündigt, und von den 40,000 Urwählerverſammlungen der Republik angenommen worden, iſt nie zur Ausführung gekommen. Die Revolution war ſo ausgeartet, hatte ſich ſo ganz in das Gegentheil von Dem, was ſie anfänglich geweſen und gewollt, verwandelt, daß ſie mit der Freiheit der Perſonen, der Sicherheit des Eigenthums und einer geſetzlichen Ordnung nicht beſtehen konnte. Der Despotismus war ihr zu ihrem Daſein unentbehrlich geworden. Am 24. Auguſt ſchlug St. Juſt

im Namen des Wohlfahrtsausschusses vor, die Konstitution bis zum Abschluß des Friedens zu suspendiren, und bis dahin die außerordentlichen Vollmachten der beiden Komiteen, der Konventskommissarien und des Revolutionstribunals fortbestehen zu lassen. Der Konvent ging auf den Antrag ein. Von diesem Augenblick an sollte die Willkühr und Grausamkeit, elf Monate lang, in unaufhörlicher Steigerung begriffen sein, und Frankreich das abstoßende Bild einer mit Anarchie verbundenen Tyrannei darstellen.

---

34. Erfolge, welche die Verbündeten an der Nord- und Ostgrenze über die Franzosen davon tragen (Mai bis September 1793).

Der General Dampierre, Dumouriez' Nachfolger im Kommando der Nordarmee, war, wie oben erwähnt worden, bei dem Versuche, die von den Oesterreichern belagerte Festung Condé zu entsetzen, gefallen, und die Franzosen hatten ihr verschanztes Lager bei Famars aufgeben müssen Das französische Heer befand sich in einem traurigen Zustande, war großentheils aus uneingeübten Rekruten zusammengesetzt, schlecht bekleidet, ohne Lebensmittel, und der Auflösung nahe. Anstatt aus dieser Lage der Dinge Vortheil zu ziehen, und auf Paris loszugehen, ward von dem Prinzen von Koburg ein von Mack entworfener äußerst beschränkter Operationsplan angenommen, der nur auf die Einnahme einiger Festungen hinauslief, und den ursprünglichen Zweck des Krieges, die Sprengung der revolutionairen Regierung, ganz außer Acht ließ. Die an der Spitze der verbündeten Streitkräfte stehenden Feldherren stimmten, so verschieden sie auch sonst von einander sein mochten, doch darin überein, diesen Krieg, ohne Rücksicht auf seine besondere Natur, nach ein für allemal angenommenen Regeln, zu führen. Erst sollten alle auf dem Wege nach der französischen Hauptstadt liegenden Festungen eingenommen, alle strategischen Punkte besetzt sein, ehe ein weiteres Vordringen rathsam erschien. Auf diese Art ging aber eine unersetzliche Zeit verloren, und ward ein kühner Schlag unmöglich gemacht. Die Unternehmungslust der Heerführer wurde außerdem durch die schwankende Haltung ihrer Höfe, deren ostensible Befehle oft von geheimen sie durchkreuzenden Instruktionen begleitet waren, gelähmt.

Anfänglich hatten ſich die Alliirten, bei dem Angriff auf Frankreich, die Aufgabe geſtellt, Ludwig XVI. zu befreien, die Revolution zu erdrücken und die Monarchie wieder herzuſtellen. Nach dem verfehlten Feldzuge in der Champagne, dem Tode des Königs und dem Beitritt Englands, hörte von Seiten der Verbündeten der Kampf auf, ein ſolcher für Principien zu ſein, und nahm den Charakter eines gewöhnlichen Eroberungskrieges an. Großbrittanien wollte die Gelegenheit benutzen, um Frankreichs Seemacht zu Grunde zu richten, und an der franzöſiſchen Küſte, wo möglich, ein anderes Gibraltar zu gewinnen. Oeſterreich dachte an eine Wiedererwerbung des Elſaß, und Spanien und Sardinien wollten ſich an den Pyrenäen und Alpen auf Frankreichs Koſten vergrößern.

Cuſtine ward von der Rheinarmee, deren Kommando der General Beauharnais erhielt, abberufen, und, in Dampierre's Stelle, an die Spitze des Nordheeres geſtellt. Er fand dort Truppen vor, die von jeder Ordnung und Zucht entwöhnt waren, und am Nothwendigſten Mangel litten. Er wollte vor Allem die Disciplin wiederherſtellen, und die großentheils neu ausgehobenen Soldaten einüben laſſen. Auf den ihm gewordenen Befehl, Condé und Valenciennes, es koſte was es wolle, zu entſetzen, antwortete er mit Klagen über den ſchlechten Zuſtand ſeiner Armee, und mit der Darlegung der Gefahr für Frankreich, ſich, im Fall der Offenſive, an dieſer ohnedies ſo bedrohten Grenze, einer unvermeidlichen Niederlage auszuſetzen. Am 10. Julius mußte die Feſtung Condé kapituliren. Cuſtine wurde ſogleich nach Paris gerufen, um dem Wohlfahrtsausſchuß von ſeinem Verhalten Rechenſchaft abzulegen. Er ward beſchuldigt, auf die Mahnungen der in ſeinem Lager anweſenden Volksrepräſentanten nicht gehört, die Sendlinge der Jakobiner mit Gewalt entfernt, und zu ſeinen Soldaten nicht in dem Tone eines republikaniſchen Generals, ſondern wie ein Gewaltherrſcher, geſprochen zu haben. Während die öffentliche Meinung gegen ihn aufgeregt wurde, kam die Nachricht vom Falle von Valenciennes (27. Julius) an. Der Wohlfahrtsausſchuß glaubte ein Beiſpiel des Schreckens für die Generale aufſtellen zu müſſen. Cuſtine wurde dem Revolutionstribunal übergeben und am 27. Auguſt (1793) hingerichtet. Er hatte der Republik durch die Ueberrumpelung von Mainz einen großen Dienſt geleiſtet, der in den Augen unparteiiſcher Richter ſeine ſpäteren Mißgriffe mehr als aufgewogen haben würde. Cuſtine ging*), obgleich ein erprobter Militair, ſeinem Schickſal

*) Der Graf von Cuſtine hatte unter Rochambeau, im nordamerikaniſchen Befreiungskriege, mit Auszeichnung gedient. Der noch lebende (1856), als Schriftſteller bekannte, Marquis von Cuſtine iſt ſein Enkelſohn.

nicht mit der Entſchloſſenheit entgegen, welche damals ſo häufig war. Die ihn aber näher kannten, wußten, daß er nicht den Tod fürchtete, ſondern in ſeinem Gewiſſen von der Rolle, welche er in der letzten Zeit geſpielt hatte, beunruhigt wurde. Denn er hatte, ungeachtet er ein konſtitutioneller Royaliſt war, einer jakobiniſchen Regierung gedient.

Die Republik hatte ihre Vertheidigungslinien im Norden, eine nach der andern, verloren. Nachdem die Oeſterreicher Condé und Valenciennes eingenommen, ward Cambrai von ihnen blokirt, la Fare von den Franzoſen geräumt, und bis in die Nähe von St. Quentin ließen ſich öſterreichiſche Streifkorps blicken. Zu gleicher Zeit mußten die Franzoſen den wichtigſten Punkt an der Oſtgrenze, Mainz, aufgeben, das nach einer viermonatlichen Belagerung von den Preußen beſetzt wurde (22. Julius). Die Garniſon, welche große Ausdauer und Tüchtigkeit bewieſen hatte, erhielt freien Abzug, und wurde von dem Wohlfahrtsausſchuß gegen die Vendee verwandt. Der Obergeneral der Rheinarmee Beauharnais*) wurde beſchuldigt, zu ſpät zum Entſatz von Mainz herangerückt zu ſein, ſeines Kommando's enthoben, und vor das Revolutionstribunal geſtellt. Lange im Gefängniß gehalten, ward er im folgenden Jahre hingerichtet. Der Kronprinz von Preußen bedrohte Landau, und der öſterreichiſche General Wurmſer ſchickte ſich zu einem Einfalle in den Elſaß ein. Dieſe Niederlagen an den Grenzen hätten, in Verbindung mit Aufſtänden im Innern, die Republik dem Untergange entgegenführen müſſen, wenn ihre Gegner ſich enger unter einander verbunden hätten, und wenn nicht zu derſelben Zeit von den revolutionairen Machthabern, mitten in der größten Unordnung und Willkühr, bei den Vertheidigungsmaßregeln, eine außerordentliche Kraft und Thätigkeit entwickelt worden wäre.

---

35. Der Bürgerkrieg im Innern Frankreichs.

Die Vendeer ſetzten nach dem Siege, den ſie am 25. Mai (1793) bei Fontenay über die Republikaner davon getragen hatten, den Krieg eine

*) Der Vicomte Alexander von Beauharnais war, als Ludwig XVI. den unglücklichen Fluchtverſuch unternahm, Präſident der Conſtituante. Gemahl der nachmaligen Kaiſerin Joſephine, iſt er durch ſeine beiden Kinder, Eugen und Hortenſe, Großvater Napoleon III. und der jetzt (1856) regierenden Königin von Schweden geworden.

Zeit lang mit glänzendem Erfolg fort. Am 10. Junius nahmen ſie nach einem heftigen Gefecht das mit einer ſtarken Citadelle verſehene Saumur ein, wobei viele Kanonen und mehre tauſend Gefangene in ihre Hände fielen. Die republikaniſche Armee ſtand unter Menou*) und Santerre. Letzterer, obgleich ſonſt nicht bösartig, und von keiner grauſamen Handlung befleckt, war jedoch den Vendeern ganz beſonders verhaßt, weil er am Tage der Hinrichtung Ludwig XVI. die Truppen in Paris befehligte, und die Stimme des unglücklichen Königs durch das Wirbeln der Trommeln erſticken ließ. Sie wollten Santerre, wenn er in ihre Gewalt gerieth, in einen Käfig ſperren und zur Schau ſtellen. Er wurde in einem Gefecht, nahe daran erreicht zu werden, nur durch die Schnelligkeit ſeines Pferdes gerettet. Bei Saumur zog Heinrich de la Rochejacquelein**) die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er ſtand an der Spitze der royaliſtiſchen Avantgarde, warf ſeinen Hut über den Feſtungsgraben, und rief, ſich zu ſeinen Soldaten umwendend: „Wer wird ihn mir holen?“ Er ſetzte über den Graben, von den Tapferſten gefolgt, und drang zuerſt in Saumur ein. Lescure ward am Arm verwundet. Stofflet, der ſich, wie gewöhnlich ſehr hervorthat, nahm die Citadelle ein. Menou gab Angers ohne Widerſtand auf. Während dies in Anjou vorging, ward in Niederpoitou (dem Marais) von Charette mit demſelben Glück gefochten, und die ganze Landſchaft von der Gegenwart der Republikaner befreit.

Die royaliſtiſchen Anführer vereinigten ſich jetzt zu einer großen Unternehmung gegen Nantes, das durch ſeine Einwohnerzahl, ſeinen Reichthum, und ſeine republikaniſche Geſinnung, der wichtigſte Punkt in jener Gegend war. Am 12. Junius wurde Cathelineau zum Oberbefehlshaber der geſammten royaliſtiſchen Streitmacht ernannt. Er zog mit der Armee von Anjou, auch die große Armee genannt, von Angers

*) Der General Baron von Menou, welcher zu der liberalen Fraktion des Adels bei den Reichsſtänden und der Conſtituante gehört hatte, diente der Republik mehr aus Furcht als aus Neigung und ſchwebte, während der Schreckenszeit, mehr als einmal in der Gefahr, auf das Blutgerüſt geſchickt zu werden.

**) Als die Bewegung in der Vendee ausbrach, ſagte der zwanzigjährige la Rochejacquelein zu den Bauern, die ihn aufforderten, ſich an ihre Spitze zu ſtellen: „Wenn ich vorgehe, folgt mir! Wenn ich zurückweiche, tödtet mich! Wenn ich falle, rächt mich!“ — Er war von hohem Wuchs, blond, und die Entſchloſſenheit und das Feuer in ſeinen Blicken ſtach auffallend von der Feinheit und Zartheit ſeiner Züge ab. Er zeichnete ſich unter allen vendeeiſchen Häuptlingen durch ſeine Perſönlichkeit, durch eine ſeltene Vereinigung von Schönheit, Tapferkeit und Hochherzigkeit aus. Noch lange nach ſeinem Tode ſagten die Bauern im Bocage, wenn von jener Epoche die Rede war: „Sous le règne de Monsieur Henri“.

auf dem rechten Ufer der Loire gegen Nantes, während die aus dem Marais unter Charette herbeieilenden Korps die befeſtigte Brücke über die Loire beſetzen, und die Stadt von dieſer Seite her angreifen ſollten. Aber es lagen daſelbſt 12,000 Mann Linientruppen unter dem General Canclaux und die ganze valide Bevölkerung hatte, zur äußerſten Gegenwehr entſchloſſen, zu den Waffen gegriffen. Am 29. Junius wagte Cathelineau einen Sturm, der abgeſchlagen und wobei er ſelbſt tödtlich verwundet wurde. Die Vendeer mußten ſich, nach großen Verluſten, zum Rückzug entſchließen.

Mit dem verfehlten Angriff auf Nantes und Cathelineau's Tode (11. Julius) trat in dieſem Kriege ein den Royaliſten im Ganzen ungünſtiger Wendepunkt ein. Sie erfochten zwar noch manchen glorreichen Sieg, aber der Kampf nahm auf ihrer Seite den Charakter eines verzweifelten Widerſtandes gegen die Republik an, während ſie vorher an deren Umſturz gedacht hatten. Die frühere Zuverſicht war verſchwunden und konnte durch keine einzelnen Erfolge mehr zurückgerufen werden. Von ihren Anführern wurde fortan der Krieg entweder, wie von Charette, Stofflet und Anderen, aus Ehrgeiz und Thatenluſt, oder, wie von Bonchamps, Lescure, la Rochejacquelein, aus unbezwinglicher Hingebung an ihre Sache, aber mit der Ueberzeugung von der Vergeblichkeit ihrer Anſtrengungen, fortgeſetzt. Es waren dies theils leidenſchaftliche, theils heldenmüthige Naturen, die, als ſie einmal auf dem Schauplatz erſchienen waren, nicht mehr zurücktreten wollten, und ſich und Andere rückſichtslos auf das Spiel ſetzten.

Nach dem verunglückten Sturm auf Nantes kehrten die Vendeer in ihr Land, von dem ſie nie lange abweſend bleiben wollten, zurück. Dieſe Anhänglichkeit an den heimathlichen Boden veranlaßte ſie, bei deſſen Vertheidigung den hartnäckigſten Muth zu zeigen, machte aber auch auf alle größeren und ferneren Unternehmungen, ohne welche die Republik nicht gründlich bekämpft werden konnte, unmöglich. Der General Biron*), der die Truppen des Konvents befehligte, war durch 12,000 Mann unter Weſtermann verſtärkt worden. Dieſer, ein Schützling Danton's, drang in den Bocage ein, verwüſtete Alles mit Feuer und Schwerdt, wurde aber bei Chatillon (5. Julius) von den Vendeern gänzlich ge-

*) Vor der Revolution, während des Lebens ſeines Vaters, Herzog von Lauzun genannt, war er durch ſeine höfiſchen Künſte und ſeine Liebesabenteuer in und außer Frankreich bekannt geweſen. Bei Marie Antoinette in Ungnade gefallen, hatte er ſich erſt dem Herzog von Orleans und dann den Jakobinern angeſchloſſen.

ſchlagen. Der Baron d'Elbée erhielt in Cathelineau's Stelle den Oberbefehl über die royaliſtiſche Armee. Derſelbe ſtand bei dem Landvolk wegen ſeiner Frömmigkeit in großem Anſehen, begann nie ein Gefecht, ohne vorher das Zeichen des Kreuzes gemacht zu haben, trug Reliquien bei ſich, ermahnte ſeine Leute bei jeder Gelegenheit zu der Erfüllung ihrer religiöſen Pflichten, war aber, ungeachtet ſeiner perſönlichen Tapferkeit, von allen zu einem großen Kommando nöthigen Eigenſchaften entblößt. Unter ihm erlitten die Royaliſten bei Luçon (5. Julius) eine ſchwere Niederlage, die ihnen 4000 Mann und einen Theil ihrer Artillerie koſtete. Zum Glück für die Vendeer war Roſſignol, ein ehemaliger Goldſchmiedt, nach Biron's*) Abſetzung und Verhaftung, zum republikaniſchen Obergeneral in der Vendee ernannt worden. Es brach bald Streit zwiſchen den Generalen und den bei der Armee anweſenden Konventskommiſſarien aus. Unter den Befehlshabern herrſchte Neid und Mißtrauen. Roſſignol, Ronſin**), Santerre konnten ächten Kriegsleuten wie Kleber, Haxo, Marceau ihre höhere Befähigung nicht verzeihen, und dieſe fanden es unerträglich, jene als Vorgeſetzte anerkennen zu müſſen. Kleber und Marceau wurden, wegen ihrer menſchlicheren Kriegsführung, bei dem Wohlfahrtsausſchuß als laue Republikaner angegeben, und Ronſin ließ Kleber, auf den er eiferſüchtig war, bei mehren Gefechten im Stich, um deſſen militairiſchen Ruf zu zerſtören.

Unter ſolchen Umſtänden war es den Royaliſten möglich, den Republikanern, ungeachtet dieſe die ehemalige mainzer Garniſon, 16,000 Mann treffliche Linientruppen, jetzt die Armee von Mainz genannt, an ſich gezogen hatten, und eine viel zahlreichere Artillerie beſaßen, nicht nur zu widerſtehen, ſondern auch mehre bedeutende Vortheile über ſie davon zu tragen. Die Truppen des Konvents wurden bei Chatonnay (5. September), bei Coron (18. September), bei Torfou***) (19. September), und bei St. Fulgent (23. September) geſchlagen. Aber die republika-

*) Des Verrathes gegen die Republik angeklagt, ward Biron von dem Revolutionstribunal verurtheilt und am 31. December 1793 hingerichtet.

**) Ein mittelmäßiger Theaterdichter, hatte er, durch ſeinen wirklichen oder erheuchelten Fanatismus, ſich die Gunſt des Wohlfahrtsausſchuſſes und der Kommune erworben und war als General nach der Vendee geſchickt worden.

***) Bei Torfou rief Lescure, als er ſich zu einem entſcheidenden Angriff auf die Mainzer anſchickte, zu ſeinen Leuten gewandt: „Giebt es vierhundert unter euch, die tapfer genug ſind, um mit mir ſterben zu wollen?“ Dieſe Worte des Helden fanden augenblicklich Gehör, und Alles drängte ſich nach der von ihm angegebenen Richtung hin.

niſchen Streitkräfte waren während dieſer Zeit durch die große Aushebung im Auguſt 1793 ſehr vermehrt worden, und ſtanden zuletzt auf allen Punkten den Vendeern überlegen da. Der Wohlfahrtsausſchuß ſchickte beſondere Pionierkompagnien nach der Vendee, um daſelbſt Straßen anzulegen, und zahlreiche Abtheilungen von Scharfſchützen, woran es den Republikanern bisher gefehlt hatte, zogen ihren Kolonnen im Gefecht voran. Zugleich ließen die Generale des Konvents bei ihrem Vordringen alle Häuſer und Scheuern, ſelbſt die Baumgärten, anzünden, auf die Herden Jagd machen, ſie forttreiben oder tödten und das Land in eine Wüſte verwandeln.

Der durch die furchtbaren Verheerungen der Republikaner herbeigeführte Mangel an Lebensmitteln, die Erklärungen bretagne'ſcher Royaliſten, daß dort Alles zur Erhebung gegen den gemeinſamen Feind bereit ſei, und Verheißungen der engliſchen Regierung, ein Hülfskorps landen zu laſſen, ſobald die Vendeer in die Nähe der Küſte gekommen ſein würden, bewog dieſe zu dem Entſchluß, ihre Heimath zu verlaſſen, und auf das rechte Ufer der Loire überzuſetzen. Nur Charette blieb mit einem ſtarken Korps in Marais zurück. Die Vorbereitungen zu dieſem Unternehmen waren aber nicht mit der nöthigen Ordnung und Vorſicht getroffen worden. Die ſtreitbare Mannſchaft war von einem ungeheuren Troß, von einer großen Menge Greiſen, Frauen, Kindern, von Wagen, Herden und Geräthſchaften aller Art umgeben. Die Vendeer zogen wie ein wanderndes Volk einher. Die Stadt Chollet, bei welcher die Royaliſten einige Zeit vorher ein ſiegreiches Gefecht beſtanden hatten, die aber ſeitdem wieder von den Truppen des Konvents beſetzt worden, mußte, um den Uebergang über den Fluß zu ſichern, genommen werden. Der Sturm auf ſie ward, aus Mangel an Einheit in den Bewegungen der Vendeer, abgeſchlagen, und die Republikaner, die Armee von Mainz an der Spitze, gingen von der Vertheidigung zum Angriff über. Die Royaliſten erlitten große Verluſte, Bonchamp ward tödtlich, d'Elbée ſchwer verwundet, und, ohne Talmont's*), la Rochejacquelein's und Autichamp's Entſchloſſenheit, würde die Armee von Anjou an dieſem Tage (17. Oktober) vernichtet worden ſein. Durch ihre Bemühungen wurden die Truppen des Konvents an weiterem Vordringen gehindert. In der

*) Der Fürſt La Tremouille de Talmont wurde einige Zeit nachher gefangen genommen und erſchoſſen. Er ſagte zu dem Kriegsgericht, welches ihn verurtheilte: „Thut was eures Handwerks iſt! Ich habe meine Pflicht erfüllt, und in mehr als ſechszig Gefechten bewieſen, daß das Blut meiner Vorfahren in mir nicht ausgeartet iſt!“

Nähe, in St. Florent, wurden 5000 republikaniſche Gefangene aufbewahrt, die, als die Nachricht von Bonchamps Verwundung ſich unter ſeinen Soldaten verbreitete, niedergemacht werden ſollten. Bonchamps, der in dem Hauſe, in welchem er darnieder lag, den drohenden Ruf: „Tod den Gefangenen!“ vernahm, erreichte durch ſeine Bitten, daß ſie geſchont wurden, und verſchied, nachdem er dieſes Werk der Großmuth vollbracht hatte. Bonchamps*), vor der Revolution nur ein Weltmann von feinen Sitten, für Litteratur und Muſik eingenommen, war von dem Gedanken, den Altar und Thron vertheidigen zu müſſen, plötzlich wie umgewandelt worden. Nachdem er in dieſem Kriege wie ein Held gefochten hatte, verſchied er mit Worten im Munde, die eines Heiligen nicht unwürdig geweſen wären.

Die Vendeer fanden auch auf dem rechten Ufer der Loire nicht was ſie geſucht hatten. Ihre Geſinnungsgenoſſen im Departement Morbihan erhoben ſich zwar 6000 Mann ſtark, und griffen die benachbarten republikaniſchen Garniſonen an, aber die größeren Städte, wie Nantes, Rennes ꝛc., traten der Ausbreitung des Aufſtandes mit Nachdruck entgegen, und die royaliſtiſchen Bretagner, bei ſich zu jedem Opfer entſchloſſen, konnten, aus Anhänglichkeit an ihre Heimath, es nicht über ſich gewinnen, die Vendeer auf ihrem Zuge zu begleiten. Dieſe wurden von einem neuen und unerſetzlichen Verluſt getroffen. Lescure ſtarb um dieſe Zeit an den in früheren Gefechten erhaltenen Wunden. La Rochejacquelein wurde an die Spitze der Armee geſtellt, und Stofflet zum Chef des Generalſtabes ernannt. Die Vendeer, im Vertrauen auf die ihnen von England aus gemachten Zuſicherungen, griffen jetzt die Hafenſtadt Granville an. Aber kein engliſches Schiff war zu ſehen. Der Admiral Lord Moira, ſo gab ſpäter das brittiſche Kabinet vor, war durch widrige Winde von der franzöſiſchen Küſte fern gehalten worden. In Wahrheit aber hatten die Engländer nie die Abſicht gehabt, die Royaliſten in einer Weiſe zu unterſtützen, die ihnen den Sieg über die Republikaner möglich gemacht hätte. Sie wollten im Gegentheil, daß beide Parteien, ſo lange als möglich, ohne Entſcheidung gegen einander kämpften und die innere Unruhe und Zerriſſenheit Frankreichs dadurch verlängert würde.

Granville, von der Landſeite her ſchwer anzugreifen, war außerdem ſtark befeſtigt worden. Kanonen vom größten Kaliber ſtanden auf den

*) Seine Wittwe, die ihn lange überlebte und erſt unter der Juliusmonarchie ſtarb, hat Denkwürdigkeiten herausgegeben, welche, ebenſo reich an charakteriſtiſchen Zügen wie die der Marquiſe la Rochejacquelein, zu einer genaueren Kenntniß des Geiſtes jener Zeit unentbehrlich ſind.

Wällen. Das Konventsmitglied Lecarpentier hatte ſich in die Stadt geworfen und Beſatzung und Volk zum entſchloſſenſten Widerſtande entflammt. Die Vendeer ſcheiterten aber bei dieſem Angriff, wie bei dem auf Nantes, vornehmlich wegen Mangels an Belagerungsgeſchütz. Denn die nicht in den Kreis der Befeſtigungen hineingezogenen Vorſtädte waren von ihnen im erſten Anlauf erſtürmt worden. Die vendeeiſchen Generale wollten, noch immer auf eine engliſche Landung hoffend, ſich nicht zu weit von der See entfernen, und ihre Truppen deshalb nach der Normandie führen. Auch glaubten ſie, daß die dortigen Royaliſten ſich, bei der Ankunft der noch immer beinahe 30,000 Mann ſtarken Armee von Anjou, gegen den Konvent erklären würden. Aber die Menge widerſetzte ſich und wollte in die Heimath zurück. Das Vertrauen des bewaffneten Landvolkes auf ſeine Oberen war durch das verunglückte Unternehmen gegen Granville erſchüttert worden. Es entſtand der Verdacht, die Führer hätten ſich nur deshalb der Küſte genähert, um ſich in England eine Zufluchtsſtätte zu bereiten. Die Art von moraliſcher Disciplin, welche aus dem Glauben an eine Idee und deren Vertreter entſteht, und welche bisher unter den Vendeern, ſelbſt unter den ſchwierigſten Umſtänden, Wunder gewirkt hatte, fing zu ſinken an.

Die Streitbarkeit der vendeeiſchen Heerhaufen war jedoch noch immer ſo groß, daß die Republikaner unter Roſſignol, welche ihnen den Rückzug abſchneiden wollten, bei Dol (22. November) mit Verluſt zurückgeworfen wurden. Aber der Angriff der Vendeer auf Angers, wo ſie über die Loire zu ſetzen dachten, und das zwei Tage lang von ihnen beſtürmt wurde, ward abgeſchlagen. Es ſtellten ſich Krankheiten unter ihnen ein. Von langen Märſchen und Entbehrungen erſchöpft, wandten ſie ſich nach Le Mans, wo ſie auf den Anſchluß des ihnen gleichgeſinnten Landvolkes hofften. Es blieb aber in jener Gegend Alles ruhig. Kleber, Marceau und Weſtermann ſetzten den Vendeern nach und griffen ſie mit überlegener Macht an. Am 12. December kamen in und um Le Mans 15,000 derſelben um. La Rochejacquelein wurden zwei Pferde unter dem Leibe erſchoſſen. Foret, deſſen oben als eines der erſten Anſtifter der Erhebung der Vendee gedacht worden iſt, blieb an dieſem Tage. Es gelang la Rochejacquelein und Stofflet, einen Theil ihrer Truppen über die Loire zu bringen. Der Ueberreſt aber, welcher aus Mangel an Fahrzeugen am rechten Ufer zurückgeblieben war, wurde von den Republikanern erreicht, in die Flucht gejagt, und, bei Savenay, zwiſchen der Loire, der Vilaine und dem Meer eingeſchloſſen, zum Verzweiflungskampfe gezwungen (23. December). Sechstauſend fielen entweder alsbald im

Gefecht, oder ſpäter als Gefangene. Im Januar (1794) ward die Inſel Noirmoutier, welche Charette eine Zeit lang vorher beſetzt hatte, von den Truppen des Konvents eingenommen. Die ganze royaliſtiſche Beſatzung mußte über die Klinge ſpringen. Bei dieſer Gelegenheit wurde d'Elbée, der, in der Schlacht von Chollet ſchwer verwundet, ſich nicht aufrecht halten konnte, auf einen Stuhl gebunden, erſchoſſen. Am andern Tage ward auch ſeine Gattin hingerichtet. Innerhalb ſechs Monaten hatte die Vendee Cathelineau, Bonchamps, Lescure, Foret, d'Elbée und Talmont verloren. Die Gefangenen, Bewaffnete wie Unbewaffnete, ſelbſt Greiſe, Frauen und Kinder, wurden in Maſſen umgebracht. Aber Heinrich de la Rochejacquelein, Charette und Stoſſlet ſetzten den Schlägen, welche ihre Partei trafen, einen unbeugſamen Muth entgegen und tauchten bald wieder aus dieſem Meer von Blut an der Spitze neuer royaliſtiſcher Schaaren auf.

Wenn es möglich geweſen wäre, die vielen, gegen die Bergpartei und die Jakobiner vorhandenen oppoſitionellen Elemente zu vereinigen, ſo würde die extreme Revolution und das von ihr ausgehende Schreckensſyſtem ohne Zweifel bald erlegen ſein. Aber die Gegner des Konvents im Innern waren zu verſchieden von einander und verfolgten zu einſeitige Richtungen, um gegen den gemeinſchaftlichen Feind zuſammen zutreten, und die Entſcheidung über ihre beſonderen Streitigkeiten bis nach deſſen Beſiegung hinauszuſchieben.

In manchen Gegenden Frankreichs, in Caen, Rouen, Sedan, Straßburg, Lyon, Toulon waren es die Feuillants oder konſtitutionellen Royaliſten, welche in der öffentlichen Meinung die Oberhand hatten, während in Bordeaux, Libourne, Ayen, Cahors, Avignon, Marſeille ein gemäßigter Republikanismus, wie ihn die Gironde vertrat, vorherrſchte. Obgleich in einem ſo weſentlichen Punkt, wie die Frage über die Erneuerung der Monarchie, verſchiedenen Sinnes, näherten ſich Feuillants und Girondiſten, von der Noth gedrängt, einander zuweilen, konnten aber nie zu einer vollkommenen Uebereinſtimmung gelangen. Die innere Trennung trat bei allen entſcheidenden Veranlaſſungen ſtörend und lähmend hervor. Die Girondiſten argwohnten, daß ſich die konſtitutionellen Royaliſten auf einer Bahn bewegten, die ſie zur Contrerevolution führen könne, und dieſe klagten jene an, mehr als Partei denn aus Grundſatz, den Jakobinern entgegen zu ſein.

Bordeaux war bis zum 10. Auguſt der Revolution, obgleich es in derſelben die erſte Veranlaſſung zu dem verminderten Seehandel erkennen mußte, entſchieden zugewandt geweſen. Die Mißbräuche der

abſoluten Monarchie überwogen in der Erinnerung der Bevölkerung die Verluſte, welche von der neuen Ordnung der Dinge herbeigeführt worden waren. Der Umſturz des Thrones hatte indeſſen die wohlhabenden Klaſſen mit Beſorgniſſen über die Zukunft erfüllt. Da ihnen aber nach dem Tode Ludwig XVI. die Wiederherſtellung der konſtitutionellen Monarchie in weite Ferne hinausgeſtellt zu ſein ſchien, und ſie nur zwiſchen der contrerevolutionairen Vendée und der gemäßigten Republik wählen zu können glaubten, ſo hatten ſie ſich eifrig auf Seite der Gironde geſchlagen. Vergniaud's, Guadet's, Genſonné's, Fonfrède's Reden und Anträge klangen nirgends ſo lebhaft als in Bordeaux wieder. Nach dem Sturz der Gironde waren dort heftige Beſchlüſſe gegen die Jakobiner gefaßt worden. Aber zum Unglück für die Freiheit wie für die Menſchlichkeit, hatte es in Bordeaux, wie überall in Frankreich, von Ausbruch der Revolution an, eine Rotte von Demagogen und Anarchiſten gegeben, welche die niederen Klaſſen für ſich zu gewinnen wußten, denſelben Mißtrauen und Neid gegen die Reichen einflößten, und, von den Ereigniſſen in Paris emporgetragen, ſich der Herrſchaft über die Stadt bemächtigten. Nach dem 2. Junius (1793) wurden einige Tauſend bewaffnete Proletarier, unter dem Namen Revolutionsarmee, gegen Bordeaux geſchickt. Tallien, der ſie als Konventskommiſſarius begleitete, ließ Geld unter die Hafenarbeiter und Laſtträger austheilen, welche ſich für die Bergpartei erklärten. Die Revolutionsarmee zog in Bordeaux ein. Die daſelbſt anweſenden girondiſtiſchen Deputirten mußten flüchten. Die Nationalgarde ward entwaffnet, und ein Revolutionstribunal errichtet. Tallien ließ jetzt alle Gemäßigten als Feinde der Republik verhaften und in großer Anzahl hinrichten.

Lyon ward von der demagogiſchen Tyrannei ſchwerer als irgend eine andere Stadt Frankreichs getroffen, hat aber auch den Ruhm des kräftigſten Widerſtandes gegen dieſelbe davon getragen. Die im Anfange der Revolution ausgeſprochenen Grundſätze von ſtaatlicher Freiheit und bürgerlicher Gleichberechtigung waren in Lyon wie überall mit Beifall aufgenommen, deren Ausartung dort aber auch früher als anderswo begriffen worden. Der lyoner Volkscharakter war nicht, wie der von Bordeaux, Marſeille u. ſ. w. vom Geräuſch und Wechſel des ſeeſtädtiſchen Lebens zerſtreut, ſondern vielmehr in ſich gekehrt, auf den gefaßten Vorſätzen beharrend, der Kirche ergeben, und geneigt, ſeine Ueberzeugungen mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Die lyoner Bevölkerung hat, bis in die neueſte Zeit hinein, für beſonders ſtreitbar gegolten. Der Fall des Thrones hatte in Lyon noch mehr Trauer als in

Bordeaux erregt. Die revolutionairen Machthaber in Paris kannten dieſe Stimmung und thaten alles Mögliche, um den Meinungen des Jakobinismus in Lyon Eingang zu verſchaffen. Das gewöhnliche Mittel war, die Reichen den Armen, ein Gegenſatz, der in Lyon ſehr hervortrat, verhaßt zu machen, den Pöbel zu bewaffnen, und mit dem Gelde der begüterten Klaſſen zu bezahlen.

Zu dem Ende ward ein gewiſſer Chalier, in Piemont geboren, aber früh nach Frankreich gekommen, von den pariſer Jakobinern nach Lyon geſchickt. Derſelbe war mit den lyoner Zuſtänden, wo er ſchon vor der Revolution erſt als Lehrer und dann als Kaufmann gelebt hatte, genau bekannt. Chalier beſaß eine gewiſſe geiſtige Verwandtſchaft mit Marat, zeigte ſich eben ſo extrem, wie dieſer, war aber zugleich von einer Marat unbekannten myſtiſchen Exaltation erfüllt, die ihn, wie Fauchet, veranlaßte, die Sprache der Revolution mit Anklängen aus der Bibel zu verbinden. Ungeachtet dieſes theoretiſchen Unterſchiedes, ſchien er in der Praxis daſſelbe wie der Redakteur des „Ami du Peuple“ zu wollen, den er als ſein Vorbild anſah, und ſich deshalb den „Marat des Südens“ nannte. Von den nach Lyon geſandten Konventskommiſſarien, Legendre und Bazire, wurde Chalier zum Prokurator der Kommune ernannt. Dennoch klagte er ſie der Lauigkeit an, und wußte ihre Abberufung zu erwirken. Der Jakobiner Dubois-Crancé hatte den Oberbefehl über die bewaffnete Macht in Lyon übernommen. Chalier wurde von ihm unterſtützt, eine Revolutionsarmee aus der Hefe des Volkes errichtet, und zu deren Unterhalt der Stadt eine außerordentliche Steuer von ſechs Mill. Fr. auferlegt. Hundert der reichſten Einwohner Lyons wurden verhaftet, und Chalier deutete im Jakobinerklub die Abſicht an, ſie im Gefängniß ermorden zu laſſen.

Endlich ermannten ſich die Lyoner. Die Komiteen der Sectionen, welche nicht aus den unterſten Klaſſen, wie meiſt in Paris, ſondern aus dem gebildeten Theile der Bevölkerung hervorgegangen waren, traten zuſammen, erklärten ſich in Permanenz, und hoben Chalier's Anordnungen auf. Nicht nur die Bürgerſchaft, ſondern auch die Arbeiter, mit Ausnahme des Pöbels, der den Klubs anhing oder in der Revolutionsarmee diente, ſchloſſen ſich den Komiteen an. Alles bewaffnete ſich. Wie in der Vendée der Fuhrmann Cathelineau, ſo wurde auch in Lyon ein Mann aus dem Volke, Madinier, ein Tuchſcherer, an die Spitze der Bewegung geſtellt. Am 29. Mai zogen die Sectionen, ungefähr 4000 Mann ſtark, gegen das Stadthaus, wo die Gefangenen ſaßen. Die in Lyon ſtehenden Linientruppen und die Revolutionsarmee waren mit einer

zahlreichen Artillerie verſehen. Die Bürger wurden mit einem ſo heftigen Feuer empfangen, daß ſie ſich in Unordnung zurückziehen mußten. Aber an demſelben Tage, Abends um 6 Uhr, griffen die Sektionen von Neuem, und zwar mit ſolchem Nachdruck an, daß die Linientruppen und die Revolutionsarmee am anderen Morgen die Stadt räumten, und 22 Kanonen im Stich ließen.

Die Lyoner waren ungewiß, wie ſie ihren Sieg benutzen ſollten. Die Mehrheit der Bürgerſchaft hing der konſtitutionellen Monarchie an. Aber es war einem einzelnen, wenn auch noch ſo bedeutenden, Orte unter den damaligen Umſtänden nicht wohl möglich, dieſe Geſinnung offen auszuſprechen. Anders verhielt es ſich mit den Royaliſten im alten Poitou. Dort ſtützte ſich der Widerſtand gegen den Konvent auf eine ganze, mit natürlichen Vertheidigungsmitteln verſehene Landſchaft, die ſchwer anzugreifen und noch ſchwerer einzuſchließen war. Lyon war auf ſich ſelbſt beſchränkt. Die Leiter der dortigen Bewegung glaubten deshalb ſchon viel zu thun, wenn ſie entſchieden mit den Jakobinern brachen, ohne deshalb dem Konvent den Gehorſam aufzukündigen. Sie vertrauten die Verwaltung ihrer Stadt einer aus Anhängern der Gironde beſtehenden Kommiſſion an. Die Ankunft zweier flüchtigen Girondiſten, Biroteau und Chaſſet, fachte die Leidenſchaft gegen die Jakobiner noch höher an. Unter ſolchen Einflüſſen wurde Chalier zum Tode verurtheilt und hingerichtet (16. Julius). Derſelbe hatte zwar verwegene Reden gehalten, Verhaftungen angeordnet, Drohungen ausgeſtoßen, aber es war von ihm bisher noch keine blutige That begangen worden. Ein leidenſchaftliches Gebahren, in jener Zeit ſo häufig, konnte für kein todeswürdiges Verbrechen gelten. Man hatte deshalb Chalier eine geheime Korreſpondenz mit Ausgewanderten untergeſchoben, und ihn auf dieſe Anklage hin verurtheilt. Die lyoner Behörden glaubten, indem ſie in einem entſchiedenen Jakobiner einen verkappten Royaliſten erkennen wollten, und ihn als ſolchen beſtraften, der Republik zu huldigen, und zugleich der extremen Revolution eine ihrer Spitzen abzubrechen.

Aber der Konvent ward von dieſem doppelſinnigen Verhalten nicht getäuſcht. Er hatte bei Gelegenheit der, über Chalier vorgebrachten, Beſchwerden deſſen Abführung nach Paris befohlen, und ſah ſeine Hinrichtung als ein Attentat gegen die Republik an. Der Wohlfahrtsausſchuß ordnete im Stillen die Zuſammenziehung eines Heeres gegen Lyon an. Die Lyoner hätten die Nothwendigkeit eines Kampfes auf Leben und Tod ſchon damals vorausſehen können, ließen aber gleichwohl einen bedeutenden, für die Alpenarmee beſtimmten, Mehltransport durch ihre Stadt

ziehen, ohne sich seiner zu bemächtigen, und sahen eben so der Entfernung eines Artillerieparks ruhig zu. Anstatt sich mit den Royalisten in der Vendée, im Süden und im Innern in Verbindung zu setzen, warteten die Lyoner das sie bedrohende Schicksal in ihrer vereinsamten Stellung ab.

Das unentschiedene Schwanken zwischen feuillantistischem und girondistischem Wesen hätte unter anderen Umständen wahrscheinlich in Lyon noch länger fortgedauert. Aber das Dekret des Konvents, welches die lyoner Behörden des Verrathes beschuldigte, und sie für Alles, was seit dem 29. Mai geschehen war, verantwortlich machte, zwang die Bevölkerung, ernstlich an ihre Vertheidigung zu denken, und sich unumwunden gegen die Bergpartei zu erheben. Ein Ausgewanderter, der ehemalige Maréchal de Camp Perrin de Précy, der, unter dem Herzoge von Brissac, die konstitutionelle Garde Ludwig XVI. befehligt hatte, wurde an die Spitze der Freiwilligen und Nationalgarden Lyons gestellt. Die Behörden wollten sich noch immer in den Gränzen der Verfassung von 1791 halten, und nicht vollkommen mit der Revolution brechen, aber die herbeiströmenden ausgewanderten Officiere, Adeligen und Geistlichen theilten der Bewegung sehr bald einen rein royalistischen Charakter mit, ohne daß jedoch die Farben und Zeichen des alten Königthums angenommen worden wären.

Nach vergeblichen Unterhandlungen, in welchen der Konvent die Auslieferung der seit Chalier's Sturz eingesetzten Municipalität und der Oberofficiere der Nationalgarde verlangt hatte, fing der Angriff der Belagerungsarmee unter Kellermann am 10. August an. Kellermann konnte jedoch nichts Entscheidendes unternehmen, indem er den Sardiniern, welche auf die Nachricht von der Erhebung Lyons die Offensive zu ergreifen drohten, entgegengehen mußte. Er wurde außerdem von dem Wohlfahrtsausschusse, für welchen er nicht republikanisch genug war, abgerufen, und durch den General Doppet ersetzt. Die Bevölkerung war von der furchtlosesten Hingebung für ihre Sache erfüllt, und zu den größten Opfern bereit. Personen aus allen Klassen hatten Tag und Nacht an der Befestigung der schwächsten Stellen der Stadt gearbeitet. Es waren Kanonen gegossen, und Assignate, auf die Besitzungen der reichen Klasse hypothecirt, angefertigt worden. Aber die Belagerer besaßen eine zahlreiche Artillerie, und schleuderten mehre Wochen lang eine ungeheure Menge von Bomben und glühenden Kugeln auf die Stadt. Am 29. September wagten die Truppen des Konvents einen allgemeinen Sturm, der überall zurückgewiesen wurde. Da wo man handgemein geworden, waren die Republikaner wenigstens immer dreimal so stark

als ihre Gegner geweſen. Précy war, von einer ausgeſuchten Schaar umgeben, auf allen bedrohten Punkten erſchienen, und hatte ſelbſt mit dem Bajonet gefochten. Aber der Hunger fing unter der Bevölkerung zu wüthen an. Die Stadt war eng eingeſchloſſen, und kein Erſatz zu hoffen. Am 8. Oktober machte Précy, an der Spitze von 2500 Mann, einen verzweifelten Verſuch ſich durchzuſchlagen, ward aber von der Uebermacht erdrückt, und konnte ſich nur mit einigen ſechzig ſeiner Anhänger auf das neutrale Schweizergebiet*) retten. Am 9. Oktober zog das republikaniſche Heer, von vier Konventskommiſſarien begleitet, in die eroberte Stadt ein.

Die Behandlung Lyons **) übertraf Alles, was die Jakobiner ſich bisher gegen die Rechte der Menſchheit hatten zu Schulden kommen laſſen. Das Erſte war, daß die Konventskommiſſarien den Jakobinerklub wieder herſtellten, und die übrige Bevölkerung entwaffneten. Eine Militairkommiſſion und eine Kommiſſion der ſogenannten Volksjuſtiz wetteiferten mit einander, wer von ihnen am Meiſten köpfen und erſchießen laſſen würde. Bis zum 30. Oktober fanden 113 Hinrichtungen ſtatt. Ein Theil der Revolutionsarmee unter Ronſin wurde nach Lyon geſandt. Die Blutarbeit ging den Volksrepräſentanten, unter denen Collot d'Herbois den Ton angab, nicht ſchnell genug. Man erfand die „Mitrailladen" d. h. man band eine Anzahl Perſonen mit Stricken an einander, und ließ ſie mit Kartätſchenſchüſſen niederſchmettern. Die blos verwundet worden, oder unverſehrt geblieben, wurden dann mit Bajonetſtichen und Säbelhieben zu Tode gebracht. Auf dieſe Art kamen am 4. December: 61 — am 5. Dec.: 209 — am 6. Dec.: 76 — und in den nächſt folgenden Tagen noch 66 Perſonen um. Collot d'Herbois ehrte Chalier's Andenken durch einen feierlichen Umzug, wobei die bekränzte Büſte deſſelben auf einem geſchmückten Wagen durch die von Blut rauchenden Straßen der Stadt geführt wurde. Außer Collot d'Herbois zeichnete ſich beſonders Fouché durch ſeine Grauſamkeit aus. Der Konvent hatte ausdrücklich die Zerſtörung Lyons, wenigſtens des von der reichen Klaſſe bewohnten Stadttheiles anbefohlen, und dem, was übrig bleiben würde, den Namen: „Befreite Gemeinde (Commune affranchie)" — beigelegt. Couthon, der, obgleich noch jung, an den Beinen gelähmt war, ließ ſich in einem Tragſeſſel vor die Häuſer bringen, deren Beſitzer hingerichtet oder entflohen waren, ſchlug mit einem kleinen ſilbernen Hammer an die

*) Es ward Perrin de Précy vergönnt, die Rückkehr der Bourbonen zu erleben.
**) Das Schlimmſte in der Vendée war damals noch nicht geſchehen.

Thüre, und rief*): „Aufrühreriſches Haus! Ich zerſtöre dich im Namen des Geſetzes!“ — Tauſende von Tagelöhnern, aus der Auvergne und Limouſin herbeigerufen, waren mit der Demolirung und der Wegräumung des Schuttes beauftragt.**) Zuletzt ward auf den geebneten Trümmerhaufen eine Säule mit der Inſchrift errichtet: „Lyon lehnte ſich gegen die Freiheit auf, Lyon iſt nicht mehr!“

Marſeille, wo der Girondiſt Barbaroux Anhang beſaß, von wo die Föderirten, welche am 10. Auguſt die Tuileries erſtürmten, ausgegangen waren, hatte ſich nach dem 2. Junius 1793 ebenfalls gegen die Bergpartei erklärt. Von der girondiſtiſchen Municipalität waren einige Bataillone Freiwilliger aufgeſtellt worden, welche den Lyonern zu Hülfe kommen ſollten. Aber die Jakobiner hatten die niederen Klaſſen, aus denen jenes Korps beſtand, auf ihre Seite gebracht. Der republikaniſche General Cartaux, der mit dem Oberbefehl im Süden Frankreichs bekleidet war, zerſtreute die Marſeiller bei Avignon ohne Widerſtand zu finden. Der Pöbel erhob ſich bei ſeiner Annäherung für den Konvent, und öffnete ihm die Thore (25. Auguſt). Die Leiter der marſeiller Bewegung waren entflohen. Die Volksrepräſentanten Barras und Freron, welche die republikaniſche Armee begleiteten, ließen zwar in Marſeille einige Hinrichtungen vornehmen, ſparten aber die Hauptrache für Toulon auf.

Dort hatte man ſich anfänglich nur gegen die Bergpartei erklärt, und die Verfaſſung von 1791 wieder herſtellen wollen. Aber das Erſcheinen einer engliſch-ſpaniſch-neapolitaniſchen Flotte vor Toulon, unter dem Oberbefehl des Admirals Hood, mit Landtruppen dieſer drei Nationen an Bord, veranlaßte die Bevölkerung, ſich unumwunden für die Monarchie zu erheben. Die Behörden nahmen die fremden Truppen als Bundesgenoſſen Ludwig XVII. auf (27. Auguſt) und pflanzten die weiße Fahne mit den Lilien auf. Die anweſenden Volksrepräſentanten Peter Bayle***) und Beauvais wurden verhaftet, und mehre Jakobiner hingerichtet.

---

*) Indeſſen galt Couthon's Auftreten in Lyon, im Vergleich zu Collot d'Herbois, Dubois-Crancé's und Fouché's Verfahren, für gemäßigt.

**) Die Hinrichtungen und Verwüſtungen dauerten in Lyon bis zum April 1794 fort. Das dortige Revolutionstribunal ſoll, nach officiellen Berichten, 1600, nach anderen Angaben, 6000 Todesurtheile ausgeſprochen haben.

***) Peter Bayle ermordete ſich ſelbſt, Beauvais ſtarb im Gefängniß. Beide waren von den Royaliſten in mancherlei Weiſe gedemüthigt worden, hatten, unter Anderem, nach einem Brauch der alten Monarchie, am Eingange mehrer Kirchen Buße (amende honorable) thun müſſen.

So lange Lyon widerstand, mußte sich der Wohlfahrtsausschuß auf Drohungen gegen Toulon beschränken. Nachdem Lyon gefallen, wurde die gegen dasselbe verwandte Armee, durch alle im Süden entbehrliche Garnisonen verstärkt, gegen Toulon geschickt, und dem bejahrten, aber tapfern und thätigen General Dugommier, anstatt des unfähigen Cartaux, der Oberbefehl übertragen. Obgleich 18,000 Mann fremde Truppen in der Stadt lagen, und die royalistischen Freiwilligen den größten Eifer zeigten, so wurden, bei der zwischen den englischen und spanischen Befehlshabern herrschenden Uneinigkeit, keine zweckmäßigen Vertheidigungsmaßregeln getroffen. Bei einem Ausfalle der Besatzung ward der englische General O'Hara mit 1000 seiner Leute gefangen genommen. Während dieser Belagerung trat zum ersten Mal der vier und zwanzigjährige Artilleriehauptmann Napoleon Bonaparte hervor, und wurde für die wichtigen Dienste, welche er geleistet hatte, mit großer Auszeichnung erwähnt. Die Volksrepräsentanten Barras und Gasparin schrieben vornehmlich den von ihm getroffenen Anordnungen den Fall von Toulon zu. Obgleich Niemand eine Ahnung von der Größe des dem jungen Bonaparte*) bestimmten Geschickes haben konnte, und er selbst nur noch dunkel seine außerordentliche Begabung fühlte, so fiel doch sein ganzes Wesen denen, die ihn beobachteten, als ungewöhnlich, und von jedem anderen verschieden auf. Unter seiner Leitung spielte das Belagerungsgeschütz so furchtbar, daß Toulon sich nicht lange halten konnte. Die Engländer nahmen die brauchbaren französischen Kriegsschiffe und das vorhandene Material für sich in Beschlag, zerstörten, was sie nicht fortbringen konnten, zündeten, ehe sie absegelten, die großen Marineetablissements, das Arsenal, die Werfte u. s. w. an, gewährten aber auch mehren tausend touloner Royalisten, die am Meisten bedroht waren, eine Zuflucht auf ihrer Flotte. Am 21. December rückten die Truppen des Konvents in Toulon ein. Es fanden dort massenhafte Hinrichtungen statt. Schon am Tage nach der Einnahme der Stadt wurden 400 Personen erschossen. Barras und Freron ahmten in Toulon Collot d'Herbois und Fouché's Verfahren in Lyon nach. Am Ende des Jahres 1793 waren die verschiedenen Aufstände, welche sich, nach dem Sturze der Gironde, von Caen aus über Bordeaux, Marseille, Lyon,

*) Er lernte hier mehre Personen, die später von ihm hervorgezogen worden sind, und zu seinen ersten Dienern gehört haben: Junot, Marmont, Bourienne u. s. w., kennen.

Toulon, gegen die Tyrannei der Bergpartei verbreitet hatten, ſämmtlich erſtickt. Die Vendée widerſtand zwar noch, mußte ſich aber allmälig an ihren Wunden verbluten.

---

86. Siege der Franzoſen bei Hondſchotten und Wattignies. — Wurmſer von Hoche geſchlagen.

Die Kapitulationen von Condé, Valenciennes und Mainz hätten die Oeſterreicher und Preußen zu einer raſchen Benutzung der von ihnen errungenen Vortheile veranlaſſen ſollen. Die Verbündeten konnten, von Lille bis Baſel, im Julius 1793, über 280,000 Streiter gebieten. Wenn 100,000 Mann zur Deckung der Flanken gelaſſen wurden, ſo blieben immer noch 180,000 Mann übrig, um in zwei großen Heeresſäulen, von Valenciennes über Soiſſons, und von Mainz über Reims, nach Paris vorzudringen. Die weite Nord- und Oſtgränze war von franzöſiſcher Seite nur durch einige von einander iſolirte Vertheidigungsläger gedeckt, die entweder einzeln aufgerieben, oder zum Rückzug in das Innere gezwungen worden wären. Es kam Alles darauf an, der revolutionairen Regierung keine Zeit zu weiteren Rüſtungen, und zur Entflammung der Maſſen zu laſſen, und, durch den Marſch auf die wehrloſe Hauptſtadt, dem Kriege mit einem Schlage ein Ende zu machen. Ein Entſchluß, der im September 1792, wegen der geringen Macht der Allürten verwegen geweſen wäre, konnte im Auguſt 1793, nachdem die Franzoſen im Norden und Oſten ihre Operationslinien eingebüßt hatten, ohne Gefahr ausgeführt werden.

Die Machthaber in Paris fühlten, ſo zuverſichtlich ihre öffentliche Sprache war, im Geheimen den Abgrund, der ſich vor ihnen aufzuthun drohte, wenn ihre Gegner ſich raſch concentrirt hätten, und rückſichtslos vorgegangen wären. Sie trauten aber, nach den bereits gemachten Erfahrungen, den Verbündeten dieſe Kühnheit nicht zu. Beſonders bauten ſie ihre Hoffnungen auf das zwiſchen Oeſterreich und Preußen beſtehende Mißtrauen, und tröſteten ſich mit dem Gedanken*): „Preußen iſt auf Oeſterreich noch mehr eiferſüchtig, als es die Revolution haßt!“ — Von Beſorgniß für ihr eigenes Daſein gedrängt, von Leidenſchaft für die

*) Cuſtine, und ſpäter noch mehr Carnot, ſind von dieſer Vorausſetzung bei mehren wichtigen Unternehmungen geleitet worden.

Vertheidigung ihrer Grundsätze entbrannt, entwickelten die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses und die Führer der Bergpartei eine stürmische Kraft, von der aber die Alliirten, wenn dieselben mit mehr Nachdruck und Uebereinstimmung gehandelt hätten, an der Erreichung ihres Zieles nicht gehindert worden wären.

Am 23. August legte Barrere, im Namen des Wohlfahrtsausschusses, einen Gesetzesentwurf vor, der alle Franzosen vom 18. bis 40. Lebensjahre, so lange bis der Feind vom Gebiet der Republik entfernt sein würde, zum Kriegsdienst verpflichtete, ihnen eine beständige Bereitschaft zu demselben auflegte, und sie mit Waffen und allem sonst Nöthigen zu versehen befahl. Der Konvent nahm den Antrag ohne Berathung mit lautem Zuruf an. In dem betreffenden Dekret hieß es: die verheiratheten Männer über 25 Jahre würden zur Anfertigung von Waffen aller Art, und die Frauen zur Herstellung von Kleidungsstücken und Zelten verwandt werden. Die Greise sollten zu den jungen Leuten öffentlich sprechen, sie zum Kampfe für die Freiheit begeistern, und die Kinder Charpie für die Verwundeten zupfen.

Die einzelnen Gemeinden wurden, bei schwerer Verantwortlichkeit, mit der Ausführung dieses Beschlusses, innerhalb einer bestimmten Frist, beauftragt. Die Konventskommissarien, welche zur Beschleunigung der Rekrutirung in die Departements abgingen, waren von Föderirten begleitet, auf deren Eifer man rechnete, und deren Anblick das Volk an den 10. August 1792 erinnern sollte. Vor diesem Datum, welches den Umsturz des Thrones vergegenwärtigte, war der 14. Julius 1789 und die Einnahme der Bastille bereits in den Hintergrund getreten.

Es wurden auf allen größeren Plätzen in Paris Werkstätten zur Anfertigung von Waffen errichtet. Es ward befohlen, alle Glocken in die Kanonengießereien abzuliefern. Selbst die in den Kirchen zahlreich vorhandenen metallenen Särge wurden nicht verschont. Die Chemiker suchten durch alle möglichen Mittel die Fabrikation des Pulvers, und die Herbeischaffung des nöthigen Salpeters zu beschleunigen. Das ohnedies ungeheure Material an Artillerie und Munition, welches die alte Monarchie der Revolution überliefert hatte, wurde durch jene außerordentlichen Anstrengungen noch vermehrt. Die Folgen der getroffenen Anordnungen wurden jedoch erst später fühlbar, und die günstige Wendung, welche in den französischen Kriegszuständen im Herbst dieses Jahres (1793) eintrat, ward mit den gewöhnlichen, vor dem Dekret vom 23. August, da gewesenen Mitteln bewirkt.

Ein anderes der Revolution günstiges Ereigniß, das deren Flecken

in vielen Augen verminderte, und die Mängel ihrer Feinde hervorhob. ist die um diese Zeit *) vollzogene zweite Theilung Polens gewesen, welcher bald nachher eine dritte und letzte folgte. Selbst den entschiedensten Anhängern des Absolutismus mußte das Verschwinden eines Gemeinwesens, welches seit Jahrhunderten bestand, und, ungeachtet seiner großen Unvollkommenheiten, manche ruhmwürdige Erinnerungen besaß, in politischer Beziehung gefährlich, in moralischer tadelnswerth erscheinen. Die revolutionairen Machthaber in Paris, an die Begehung von Gewaltsamkeiten und Freveln gewöhnt, blieben, sobald nicht ihr eigener Vortheil in das Spiel kam, gegen das Unglück anderer Nationen unempfindlich. Sie benutzten aber das Schicksal Polens, um die Franzosen vor einer ähnlichen Gefahr für sich selbst zu warnen, sie mit der Besorgniß vor einer Theilung ihres Landes, im Falle des Unterliegens, zu erfüllen, und den Haß gegen die verbündeten Mächte zu vermehren.

Während dieser Zeit operirten die alliirten Armeen in einer Weise, als hätten sie sich selbst schwächen, und dem Feinde Zeit zur Zusammenziehung und Verstärkung seiner Streitmittel lassen wollen. Anstatt nach der Einnahme von Valenciennes den weichenden Franzosen rasch nachzurücken, blieben Oesterreicher, Engländer und Holländer neun Tage lang unthätig stehen, und trennten sich dann, indem sich der Herzog von York mit den Engländern gegen Dünkirchen **), der Prinz von Koburg mit den Oesterreichern gegen Quesnoy wandte. Das englische Ministerium wollte, um der öffentlichen Meinung in seinem Lande zu gefallen, sich Dünkirchens bemächtigen, um dadurch in Frankreich, wie in Spanien durch Gibraltar, festen Fuß zu fassen.

Nach dem Falle von Mainz brachten die Preußen zwei Monate mit nichts entscheidenden Vorpostengefechten, ohne etwas Größeres zu unternehmen, zu. Diese Unthätigkeit machte es dem Wohlfahrtsausschusse möglich, den größten Theil der Mosel- und Ardennenarmee nach der bedrohten Nordgränze zu entbieten. Ohne diese Verstärkung hätte der General Kilmaine, Custine's Nachfolger im Kommando, dem Verbündeten, welche noch einmal so stark, und deren Truppen viel besser eingeübt und ausgerüstet waren, keinen Augenblick lang widerstehen können. Da Kilmaine's, wenn auch langsamer, Rückzug in Paris Unzu-

*) Traktat zwischen Rußland und Polen 22. Julius — zwischen Preußen und Polen 25. September 1793.

**) Karl II. hatte Dünkirchen, nachdem es von den Engländern erobert worden, an Ludwig XIV. gegen eine Geldentschädigung zurückgegeben (1662).

friedenheit und Mißtrauen erregte, ſo wurde er durch den General Houchard, der unter Cuſtine eine Diviſion mit Auszeichnung befehligt hatte, im Oberbefehl über die Nordarmee erſetzt. Carnot, der jetzt die Militairangelegenheiten im Wohlfahrtsausſchuß leitete, und durch ſein ſtrategiſches und adminiſtratives Talent Frankreich in jener Epoche die größten Dienſte leiſtete, hatte Houchard befohlen, Dünkirchen um jeden Preis zu retten. Houchard, durch die ihm von der Moſel- und Ardennenarmee zugekommenen Verſtärkungen ermuthigt, griff den Herzog von York am 9. September bei Hondſchotten an, und zwang ihn, ungeachtet des beſonders von Hannoveranern und Heſſen bewieſenen tapfern Widerſtandes, zum Rückzug nach Furnes. Dünkirchen ward entſetzt, und die Engländer büßten ihr geſammtes Belagerungsgeſchütz ein. Am 13. Septbr. wurden die Holländer von den Franzoſen bei Menin ebenfalls geſchlagen. Da aber Houchard Furnes, wo York eine von Natur und Kunſt feſte Stellung genommen, nicht anzugreifen gewagt, und eine Abtheilung ſeiner Truppen bei Cortryk von den Oeſterreichern, unter dem General Beaulieu, einen Unfall erlitten hatte, ſo wurde er des Commando's entſetzt, nach Paris gerufen, von dem Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt, und hingerichtet.*) Houchard war nicht, wie Cuſtine, royaliſtiſcher Geſinnungen verdächtig, oder von vornehmer Herkunft, ſondern er wurde aufgeopfert, weil man von ihm mehr als ſeine Befähigung und der Zuſtand ſeiner Armee möglich machte, verlangt hatte. Unterdeſſen hatte ſich Quesnoy, nach einem kurzen aber heftigen Bombardement, den Oeſterreichern ergeben müſſen, was aber den Prinzen von Koburg gleichwohl zu keinem entſchiedeneren Auftreten veranlaßte.

Am Rhein und an der Moſel fand zwiſchen Oeſterreichern und Preußen eben ſo wenig Uebereinſtimmung, wie im Norden zwiſchen Oeſterreichern und Engländern ſtatt. Die beiden deutſchen Großmächte waren von einer tiefen Verſtimmung gegen einander erfüllt. Preußen war dem Plan des öſterreichiſchen Kabinets, den Kurfürſten Karl Theodor von Bayern, gegen Ueberlaſſung Belgiens, zur Abtretung ſeines Landes zu bewegen, entgegen und Oeſterreich ſah die preußiſchen Vergrößerungspläne in Polen mit Mißtrauen an. Die ſtaatliche Eiferſucht wirkte auf die Kriegführung lähmend ein. Der öſterreichiſche General Wurmſer, im Elſaß geboren, war mit der Eroberung dieſer Provinz für Oeſterreich beauftragt. Denn die Verbündeten ſahen Frankreich, obgleich, ihren Grundſätzen nach, der gefangene Sohn Ludwig XVI. der rechtmäßige König

*) 17. November 1793.

des Landes war, gewiſſermaßen als ein herrenloſes Gut an. Wurmſer hatte in Straßburg geheime Verbindungen zu Gunſten ſeines Hofes angeknüpft, und hoffte, daß namentlich die ländliche Bevölkerung, aus Verzweiflung über den Druck des Krieges, und das von den Demagogen ausgeübte Joch, ſein Heer mit offenen Armen empfangen würde. Aber er war nicht ſtark genug, um ohne preußiſche Unterſtützung ſeine Abſicht ausführen zu können. Der Herzog von Braunſchweig trat, von Friedrich Wilhelm II. zunehmender Unzufriedenheit mit dem öſterreichiſchen Kabinet unterrichtet, keineswegs für Wurmſer's Abſicht enthätig ein, ſondern beſchränkte ſich darauf, eine feſte Stellung auf dem Kamm der Vogeſen zu nehmen, und den Franzoſen, die ihn unter dem General Moreau angriffen, bei Pirmaſenz (14. September) eine empfindliche Niederlage beizubringen.

Pichegru, vor der Revolution nur Unterofficier in einem Artillerieregiment, aber mit bedeutendem Talent begabt, und, als der Krieg begonnen hatte, raſch emporgeſtiegen, war nach Beauharnais und Landremont's Abſetzung, zum Oberbefehlshaber der Rheinarmee ernannt worden. Da ſeine Ankunft ſich verzögerte, ſo wurde ein tapferer, aber für keine höhere Stellung befähigter, Kavallerieofficier Namens Carlin von den Konventskommiſſarien einſtweilen zu Pichegru's Stellvertreter ernannt. Carlin hielt ſich in dem befeſtigten Lager bei Weiſſenburg für unangreifbar. Aber am 26. September ward St. Imbert, der Schlüſſel zu dieſer Stellung, von den Preußen genommen, und dann das Vogeſengebirge überſchritten. Am 15. Oktober mußte das franzöſiſche Heer, im Rücken von dem Prinzen von Waldeck, in der Fronte von dem General Wurmſer angegriffen, die weiſſenburger Linien aufgeben, und den Rückzug auf Hagenau, Straßburg und Elſaßzabern antreten. Da jedoch Wurmſer, aus Mangel an Unterſtützung von preußiſcher Seite, die erlangten Vortheile nicht raſch genug verfolgen konnte, ſo gewannen die Franzoſen Zeit, Verſtärkungen nach dem Niederrhein zu ſchicken. Wurmſer's Verbindungen mit den Unzufriedenen in Straßburg wurden entdeckt, und ſiebenzig Perſonen, darunter mehre Verwandte des öſterreichiſchen Generals, mit dem Tode beſtraft. Der König von Preußen, welcher jetzt ſein Hauptaugenmerk auf die Beſitznahme der ihm in der zweiten Theilung Polens zugefallenen Provinzen richtete, hatte ſchon Ende Septembers das Heer am Rhein verlaſſen. Die Mißhelligkeit zwiſchen Braunſchweig und Wurmſer nahm nach ſeiner Entfernung eher zu als ab. Obgleich Oeſterreich ſeine Pläne gegen Bayern aufgab, und dafür in Polen entſchädigt

wurde, ſo dauerte dennoch die Eiferſucht der beiden deutſchen Großmächte auf einander fort, und ſchlug ſpäter zu beider Unglück aus.

Während die Franzoſen in der Rheingegend, durch den Verluſt der weiſſenburger Linien, in Nachtheil verſetzt wurden, trugen ſie an der für ſie noch wichtigeren Nordgränze einen bedeutenden Erfolg davon, welcher den Anfang zu einer für ſie entſchieden günſtigen Wendung des Krieges machte. Der General Jourdan, welcher ſich bei Hondſchotten ausgezeichnet hatte, war in Houchard's Stelle gekommen. Derſelbe hatte dieſe Erhebung, ſeines Vorgängers Schickſal befürchtend, ſo lange als möglich abgelehnt, und ſich erſt gefügt, als eine fortgeſetzte Weigerung noch gefährlicher als die Annahme erſchien. Jourdan wußte aber die in ihn geſetzten Hoffnungen zu rechtfertigen. Von dem Prinzen von Koburg war, nach dem Falle von Quesnoy die Belagerung der wichtigen Feſtung Maubeuge zu ſpät übernommen worden. Der Beſitz dieſer Stadt würde einige Monate vorher über den Ausgang des Feldzuges entſchieden, und auch noch Anfang Oktobers einen Verbindungspunkt für die Operationen zwiſchen der Sambre und Maas abgegeben haben. Später war aber die Beſatzung von den Franzoſen ſehr verſtärkt worden. Carnot hatte ſich zu der Nordarmee begeben, und ſuchte dort, ſo viel als möglich, Zucht und Ordnung einzuführen. Auf ſeine Veranlaſſung griff Jourdan am 15. Oktober den Prinzen von Koburg, der ſeine Truppen zu weit aus einander gelegt hatte, mit großer Ueberlegenheit bei dem Dorfe Wattignies an. Die Oeſterreicher wurden zum Rückzuge, und zur Aufgebung der Belagerung von Maubeuge gezwungen. Carnot zeichnete ſich in dieſer Schlacht perſönlich aus, indem er ſich mehrmals an die Spitze der Angriffskolonnen ſtellte. Jourdan wagte jedoch mit ſeinen zahlreichen, aber uneingeübten Truppen keine weitere Verfolgung des Feindes, wurde dafür entſetzt, angeklagt, und kam nur mit genauer Mühe mit dem Leben davon. An der Nordgränze bezogen darauf beide Heere die Winterquartiere.

Bald ſollten auch am Mittelrhein die franzöſiſchen Waffen noch entſcheidendere Vortheile davon tragen. Die Einſtellung des Krieges an der Nordgränze, und der Entſatz von Maubeuge erlaubte dem Wohlfahrtsausſchuß, die Rhein- und Moſelarmee zu verſtärken. Die zahlreichen Schaaren der neu angekommenen Rekruten wurden in die Feſtungen gelegt, und deren Garniſonen zum aktiven Felddienſt verwandt. Lazarus Hoche,*) vor der Revolution Sergeant im Regiment der fran-

*) Hoche, in Verſailles geboren, Sohn einer Gemüſehändlerin, in ſeiner erſten Jugend Stallknecht, hat ſich, mehr als irgend einer der damaligen Generale,

zöſiſchen Garden, bei der Einnahme der Baſtille thätig, aber erſt 1792 Officier geworden, hatte ſich bei der Vertheidigung Dünkirchen's hervorgethan, und ward jetzt, auf Carnot's Antrag, an die Spitze der Moſelarmee geſtellt. Ein Angriff, den er am 28., 29. und 30. November auf die Stellung der Preußen bei Kaiſerslautern unternahm, mißglückte, und zog den Franzoſen einen Verluſt von mehr als 3000 Mann zu. Hierauf begab ſich Hoche nach Paris und ſetzte dort die Vereinigung der Rhein- und Moſelarmee, und die Herbeiziehung aller in den Ardennen verfügbaren Truppen durch. Am 22. December in das Hauptquartier zurückgekommen, weigerte er ſich, ein damals unerhörter Anſpruch, ſeinen Angriffsplan irgend wem mitzutheilen, ſetzte aber ſeinen Kopf für den Erfolg ein. Selbſt St. Juſt ließ ihn, obwohl ungern, gewähren. Hoche's Jugend und Zuverſicht, die Vereinigung von Kraft und Einſicht in ſeinem Weſen nahm Alles für ihn ein. Am 25. December griff derſelbe an der Spitze der Moſelarmee die Oeſterreicher auf allen Punkten an, nahm den Schlüſſel ihrer Stellung bei Werdt und Freſchweiler weg, und drängte Wurmſer, nachdem er demſelben große Verluſte zugefügt, bis dicht vor Weiſſenburg zurück. Er war an dieſem Tage von Pichegru und der Rheinarmee, wahrſcheinlich aus Eiferſucht, nicht angemeſſen unterſtützt worden. In dem in der darauf folgenden Nacht gehaltenen Kriegsrath erbot ſich Hoche, um Einheit in die Operationen zu bringen, unter Pichegru zu dienen, ward aber von den anweſenden Volksrepräſentanten mit dem Oberbefehl über beide Heere bekleidet. Am 26. December erneuerte Hoche den Angriff, erſtürmte den Gaisberg, von deſſen Beſitz Wurmſer's Verbindung mit Weiſſenburg abhing, und drang bis an die Lauter vor. Wurmſer wäre verloren geweſen, wenn nicht der Herzog von Braunſchweig im rechten Augenblick ſich den Franzoſen entgegengeworfen, und den Oeſterreichern den Rückzug über die Lauter geſichert hätte. Aber das öſterreichiſche Heer eilte, auf das Aeußerſte geſchwächt, auf das rechte Rheinufer zurück. Auch die Preußen mußten dem größten Theil der Pfalz entſagen, und, die früher davongetragenen Vortheile aufgebend, ſich mit der Beſetzung eines ſchmalen Landſtriches um Mainz begnügen. Die weiſſenburger Linien, der dominirende Punkt am Mittelrhein, waren wieder in franzöſiſche Hände gefallen.

Am 28. December ſahen die Franzoſen von der Anhöhe bei Klingenmünſter das befreite Landau vor ſich liegen. An demſelben Tage kam

---

aus eigener Kraft emporgearbeitet, und würde, ohne ſein frühes Ende, einen der größten militairiſchen Namen ſeiner Zeit zurückgelaſſen haben.

ein Eilbote aus Paris in ihrem Lager an, und brachte die Nachricht von der Einnahme von Toulon mit. Das Ende des Jahres 1793, deſſen Anfang und Mitte für die Heere der Republik ſo unheilbringend geweſen, ſah die Aufſtände im Innern erſtickt, und den auswärtigen Feind über die Gränzen zurückgeworfen. Zu derſelben Zeit waren die beiden größten militairiſchen Talente, welche ſich in der Revolution entwickelt haben, Bonaparte und Hoche, plötzlich aus ihrem Dunkel emporgeſtiegen.

87. Die Schreckensherrſchaft.

Während die republikaniſchen Waffen mit Glück und Ruhm fochten, und ein Eroberungskrieg ſich vorbereitete, der beinahe zwanzig Jahre lang Europa bis in ſeine Grundfeſten erſchütterte, bildete ſich im Innern Frankreichs ein aus Tyrannei und Anarchie gemiſchtes Syſtem aus, wie es, in ſolcher Ausdehnung und Schwere, die Welt vorher noch nie gekannt hatte. Von dem 10. Auguſt 1792 an ließ ſich vorausſehen, daß die Gährung und Ueberſpannung, welche ſich der Gemüther bemächtigt hatte, erſt mit einer gänzlichen Erſchöpfung aufhören, daß, ehe dies geſchehen, die Leidenſchaften ſich ſteigern, ſich aus einer Uebertreibung in die andere ſtürzen, und die Gewaltſamkeiten und Gräuel ſich vermehren würden. Die Ideen der franzöſiſchen Revolution waren, ungeachtet der mit ihnen verbundenen Irrthümer, zu lebendig, zu mächtig, aus zu tiefen Quellen entſprungen, um in nichts verfliegen, und ſich in ſich ſelbſt auflöſen zu können. Sie mußten, wenn ſie nicht der Herrſchaft der Vernunft unterworfen wurden, wie ein verheerender Strom austreten, und eine Zeit lang Alles überſchwemmen und mit ſich fortreißen. Weder das Königthum, noch die Nationalverſammlungen waren, erſteres aus Schwäche, letztere aus Verblendung, zur Leitung der Revolution geeignet geweſen. Es konnte deshalb nicht ausbleiben, daß dieſelbe unter das Joch der Demagogen und der Proletarier fiel, und von dieſen auf das Aeußerſte entſtellt wurde. Vergebens hatten Mirabeau, la Fayette, Dumouriez und zuletzt die Girondiſten an eine Ermäßigung und Stillung der furchtbaren Bewegung gedacht. Ihre Verſuche der Art waren aus eigener oder der Umſtände Schuld nicht geglückt. Vom Sturze der Gironde an rollte der Wagen der Revolution, wie vom Sturme getrieben, Alles was ihm unterweges aufſtieß, zerſchmetternd, in den von Blut und Schlamm erfüllten Abgrund hinab, aus welchem er erſt durch die Hand eines großen Des-

poten, um den Preis einer blinden Unterwerfung unter dessen Führung, gezogen wurde.

Es waren von der Einnahme der Bastille an in allen Theilen Frankreichs Frevel und Grausamkeiten verübt worden. Die Septembermetzeleien in den pariser Gefängnissen hatten deren Spitze ausgemacht. Diese Unthaten waren jedoch, ungeachtet des Abscheues, den sie verdienen, von keinem systematischen Charakter bekleidet gewesen, sondern meist plötzlich aus einer wilden Eingebung der Rache und des Mißtrauens entstanden. Die schlimmste Willkür, welche es gibt, eine solche nämlich, welche sich mit dem Scheine der Gesetzlichkeit umgibt, fing erst mit der Errichtung des Revolutionstribunals an. Von diesem Moment an trat die dunkle Seite der französischen Revolution immer ausschließender hervor. Das Maximum, die Gleichstellung des Papiergeldes mit dem Silber, das Verbot mit den Assignaten zu handeln, die unumschränkte Gewalt der Konventskommissarien in den Departements und bei den Armeen, das Recht der revolutionairen Behörden, über Personen und Besitz beliebig im Namen des öffentlichen Wohles zu verfügen, konnten nur durch die Aufhebung aller gesetzlichen Schranken zur Ausführung gebracht werden.

Die Verfassung, welche die Bergpartei nach dem Sturz der Gironde vollendet und am 10. August 1793 bekannt gemacht hatte, ward vertagt, und Frankreich bis nach eingetretenem Frieden in Revolutionszustand erklärt, d. h. der äußersten Willkür und Unterdrückung Preis gegeben. Hiermit noch nicht zufrieden, wurde das Revolutionstribunal vermehrt, und in vier Sectionen getheilt, damit fortan wenigstens vier mal so viel Personen als bisher auf das Blutgerüst geschickt werden könnten. In jeder größeren Gemeinde gab es wenigstens einen revolutionairen Ausschuß, in Paris waren deren 48 vorhanden. Am 5. September legte der Konvent den Ausschüssen das Recht bei, Jedermann zu verhaften und vor das Revolutionstribunal zu stellen. Zu gleicher Zeit ward die pariser Kommune, welche aus Ultrajakobinern, die über Robespierre und Danton noch hinausgingen, bestand, von dem Konvent ermächtigt, diese Ausschüsse neu zu gestalten, und sie beliebig mit anderen Mitgliedern zu besetzen. Denn es war bemerkt worden, daß selbst die rohesten Gemüther, wenn sie eine Zeit lang einen Antheil an der öffentlichen Gewalt besessen hatten, sich mit wenigen Ausnahmen zu Mäßigung und Milde hinneigten. Dies wollte man durch die häufigen Veränderungen im Personal der revolutionairen Behörden verhüten.

Am 7. September erließ der Wohlfahrtsausschuß ein Rundschrei-

ben an die in die Departements geſchickten Konventskommiſſarien, welches ihnen die Beſetzung aller Aemter mit eifrigen Klubiſten der unteren Klaſſen, und die Entfernung der zum Mittelſtande gehörigen Perſonen aus dieſen Stellungen anempfahl, weil letztere faſt alle von den Grundſätzen der Feuillantes oder der Girondiſten angeſteckt wären, und aus Moderantiſten beſtänden. Am 14. September machte ein Dekret, da das Maximum und die erzwungenen Lieferungen den Anbau des Landes, wegen des geringeren Vortheiles, den er gewährte, zu vermindern drohten, die Gemeinden für die Ausſaat und Beſtellung der Aecker der einzelnen Eigenthümer verantwortlich und bedrohte die nachläſſigen Wirthe mit Gefängniß bis zu drei Monaten.

Endlich wurde durch ein Geſetz vom 17. September das Schreckensſyſtem vollendet, und die perſönliche Freiheit, nachdem ſie ohnedies ſchon thatſächlich ſo häufig beſchränkt und verletzt worden, grundſätzlich aufgehoben. Der Konvent ordnete die Verhaftung aller Verdächtigen an, und erklärte für ſolche: alle diejenigen, welche ſich durch ihre Reden, Schriften, Handlungen, als Anhänger der Monarchie oder des Föderalismus, als Gegner der Republik und Freiheit gezeigt hatten — welche ſich nicht über die Mittel zu ihrem Unterhalt ausweiſen konnten, die Steuern nicht regelmäßig entrichteten, keine Bürgerkarte beſaßen — die abgeſetzten Beamten — alle ehemaligen Adeligen, ſammt den Männern, Frauen, Eltern, Kindern, Geſchwiſtern und Geſchäftsführern der Ausgewanderten, wenn ſie ſich nicht durch einen aufrichtigen Republikanismus auszeichneten — die vom 14. Julius 1789 bis zum 8. April 1792 ausgewandert waren, auch wenn ſie vor Ablauf der geſetzlichen Friſt zurückgekehrt waren. — Um die Tragweite nur einer dieſer Beſtimmungen zu ermeſſen, muß bemerkt werden, daß die Bürgerkarte von dem Gemeinderath ausgeſtellt wurde, aber von dem Revolutionsausſchuß beglaubigt ſein mußte, dieſer aber die Beſcheinigung verweigern konnte. Es hing demnach die Freiheit jedes Einzelnen von dem Belieben der Sectionsmänner und Klubiſten ab Denn alle Verdächtigen ſollten verhaftet, und, wenn auch ſonſt nichts gegen ſie vorlag, bis zum Frieden in eigens dazu hergeſtellten Lokalen aufbewahrt werden. Waren ſolche Perſonen mehr als blos verdächtig, ſo wurden ſie dem Revolutionstribunal überwieſen.

Da in Folge des Geſetzes vom 17. September (la loi des suspectes) die Gefangenen außerordentlich zahlreich werden mußten, ſo wurde das Revolutionstribunal ermächtigt, das Urtheil, wenn es ihm zweckmäßig erſchien, ohne Vertheidigung der Angeklagten und Abhörung von Zeugen

zu fällen. Unter dem Vorwande der Geſchäftsbeſchleunigung, in der That aber um den revolutionairen Despotismus zu concentriren, wurde der Wohlfahrts- und Sicherheitsausſchuß mit ſo ausgedehnten Vollmachten ausgeſtattet, daß ſie von jetzt an eine Zeit lang vollkommen nach Gutdünken verfahren konnten. Die Ausſchüſſe ſollten alle Monate erneuert werden. Dieſe Beſtimmung ward aber nicht genau beobachtet. Selbſt wenn ein Wechſel Statt fand, gingen die Ernennungen nicht aus einem gewiſſen Kreiſe demagogiſcher Notabilitäten heraus.

Der Geiſt demokratiſcher Inſtitutionen hätte verlangt, daß ſich der Konvent nach Bekanntmachung der neuen Verfaſſung zurückzog, und, wie die Conſtituante im September 1791 gethan, einer anderen Nationalverſammlung Platz machte. Es wurden auch einige ſcheinbare Vorbereitungen zu neuen Wahlen getroffen. Aber die herrſchende Partei drang mit der Anſicht durch, daß die Lage der Republik die Beibehaltung derſelben Volksvertretung nothwendig mache. Der Konvent war durch den Sturz der Gironde, und die Verhaftung der Drei und Siebenzig (3. Oktober), welche gegen den 2. Junius proteſtirt hatten, ſo eingeſchüchtert, und durch die vielen aus ſeiner Mitte genommenen Kommiſſarien an Zahl ſo geſchwächt worden, daß in dieſer früher erregbarſten aller Verſammlungen jetzt wenig eigentliche Debatten Statt fanden, und von 749 Mitgliedern oft kaum 200 in den Sitzungen erſchienen. Der Konvent that wenig mehr, als die Anträge und Berichte des Wohlfahrts- und Sicherheitsausſchuſſes entgegen zu nehmen und in Dekrete zu verwandeln. Wenn die revolutionären Gewalthaber unter ſich einig geweſen wären, ſo hätte dieſer Zuſtand lange fortdauern können. Die einzige Hoffnung der Freunde der Freiheit und der Menſchlichkeit beruhte auf der Zwietracht, die unter den regierenden Demagogen, ſowohl über die Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten, als über ihre eigene perſönliche Stellung nicht ausbleiben konnte. St. Juſt drückte die Abſichten der herrſchenden Partei ohne Rückhalt aus, als er dem Konvent am 10. Oktober erklärte, es ſei zum Beſtehen der Republik unerläßlich, die monarchiſche Minderheit, unter welcher er Alles verſtand, was nicht zu der Bergpartei und den Jakobinern gehörte, zu erdrücken und mit ihr nach Eroberungsrecht zu verfahren.

88. Die Hinrichtung der Königin, der Girondiſten, des Herzogs von Orleans, der Johanna Roland, Bailly's, Barnave's und Anderer.

In der erſten Zeit nach dem Tode Ludwig XVI. war in der Behandlung der königlichen Familie keine Veränderung vorgegangen. Man hatte ihr ſogar erlaubt, um den verlornen Gatten, Vater und Bruder eine wenn auch ärmliche Trauer anzulegen. Während des langen Kampfes zwiſchen der Bergpartei und der Gironde ſchien ſie vergeſſen zu ſein. Die Königin und die beiden Prinzeſſinnen brachten ihre Zeit mit Andachtsübungen und weiblichen Arbeiten zu, und ſetzten, ſo viel es ging, Ludwig XVI. Unterweiſungen bei deſſen achtjährigem Sohne fort. Als Gegenſatz zu dem revolutionairen Fanatismus traten nicht nur in der Vendée, Toulon u. ſ. w., ſondern in Marie Antoinette's unmittelbarer Nähe, royaliſtiſche Geſinnungen oft ſelbſt bei ſolchen hervor, welche früher an der Revolution einen lebhaften Antheil genommen hatten. Das tragiſche Verhängniß, welches Ludwig XVI. und die Seinigen getroffen hatte, die Sanftmuth und Feſtigkeit, mit welcher daſſelbe von ihnen ertragen wurde, die für alle nicht ganz verhärteten Naturen unwiderſtehliche Erinnerung an die Höhe, auf welcher die jetzt ſo tief Gefallenen geſtanden, erwarben der königlichen Familie unter ihren Wächtern Anhänger und Freunde, von denen mehrmals Rettungsverſuche unternommen und bei der Entdeckung mit dem Leben gebüßt wurden.

Als nach dem Sturze der Gironde ſich in mehreren Gegenden eine bewaffnete Oppoſition gegen den Konvent erhob, glaubte die herrſchende Partei dem In- und Auslande beweiſen zu müſſen, daß ſie zu einer rückſichtsloſen Behandlung ihrer Gegner, und zu einem Kampfe auf Leben und Tod entſchloſſen wäre. Der Wohlfahrtsausſchuß befahl, zuerſt den Sohn Ludwig XVI. von ſeiner Mutter zu trennen (Julius 1793), und dann dieſe nach der Conciergerie zu bringen (Auguſt 1793). Ludwig XVII., wie die Royaliſten den jungen Prinzen nannten, blieb im Temple, wurde aber einer Kreatur Robespierre's, einem Schuhmacher, Namens Simon, der neben ſeiner jakobiniſchen Geſinnung auch ein Trunkenbold war, zur Aufſicht übergeben. Die Königin erhielt in der Conciergerie ein feuchtes, dunkles Zimmer angewieſen, mußte ſich mit einem gewöhnlichen Gefängnißbett begnügen, war Tag und Nacht der Beobachtung der wachhabenden Gensd'armen ausgeſetzt, entbehrte der Ruhe und Reinlichkeit, und erfuhr an ihrer eigenen Perſon ein Elend, wie ſie es früher

wahrſcheinlich nicht einmal von Hörenſagen gekannt hatte. Am 14. Oktober ward Marie Antoinette vor das Revolutionstribunal geſtellt. Die Anklage gründete ſich auf die contrerevolutionairen Einflüſſe und Rathſchläge, welchen Ludwig XVI. von ihrer Seite ausgeſetzt geweſen ſein ſollte. Perſonen aus den verſchiedenſten Parteien, die aber ſelbſt ſchon zum Untergange beſtimmt waren, der ehemalige Kriegsminiſter Latour du Pin, ein entſchiedener Royaliſt, der Admiral Graf d'Eſtaing und Bailly, Mitglieder der Conſtituante, Manuel, früher zur Bergpartei gehörig, Valazé, ein Girondiſt, waren als Zeugen über die Königin vorgeladen worden, ſuchten aber keineswegs ihre eigenen Köpfe durch Beſchuldigungen gegen die Angeklagte zu retten. Hebert, der in ſeinem „Père Duchêne" Marat noch überbot, hatte, bei einem mit dem königlichen Knaben angeſtellten Verhör, demſelben durch Drohungen, Ausſagen gegen ſeine Mutter, aus welchen auf ein blutſchänderiſches Verhältniß Marie Antoinette's zu dem eigenen Sohne geſchloſſen wurde, abgepreßt. Die Königin hörte dieſe Abſcheulichkeit mit ſtillſchweigender Verachtung an. Auf Hebert's Veranlaſſung hierüber ausdrücklich befragt, brach ſie in die Worte aus: „Ich habe auf dieſe Anſchuldigung nichts erwidert, weil es einer Mutter unmöglich iſt, hierauf einzugehen. Ich berufe mich auf das Gefühl aller Mütter, die mich hören können!" — Obgleich die Anweſenden meiſt zu der Marie Antoinette feindlichen Partei gehörten, ſo nahmen ſie dennoch dieſe Erklärung beifällig auf. Gegen zwei Uhr Morgens ſprach das Revolutionstribunal einſtimmig gegen Marie Antoinette die Todesſtrafe aus. In ihr Gefängniß zurückgebracht, ſchrieb ſie an ihre Schwägerin, die Prinzeſſin Eliſabeth, indem ſie derſelben ihre beiden Kinder empfahl, ihrem Sohn, wenn er je auf den Thron ſteigen ſollte, jeden Gedanken an Rache gegen die Mörder ſeiner Eltern verbot und mit rührenden Aeußerungen des Schmerzes über das Scheiden von den Ihrigen ſchloß. Sie wurde am Tage ihrer Verurtheilung, um zwölf Uhr Mittags hingerichtet, (16. Oktober). Marie Antoinette hatte die nach dem Tode ihres Gemahls angenommene Trauer abgelegt und trug ein weißes Kleid von grobem Stoff. Ihr Haar war, obgleich ſie erſt 38 Jahre zählte, wie bei Marie Stuart im Gefängniß bleich geworden, aber ihre Geſtalt war nicht gebeugt. Der Weg von der Conciergerie bis zum Richtplatze wurde, um die Königin den Beleidigungen des Pöbels auszuſetzen, ſehr langſam zurückgelegt. Obgleich durch Schlafloſigkeit, ſchlechte Nahrung und Gram entkräftet, bewies ſie in ihren letzten Augenblicken eine Seelenſtärke, als wäre ſie, anſtatt in einem blendenden Glücksſtande, in der Schule der Entbehrun-

gen und Gefahren groß geworden. Sie wurde, wie ihr Gemahl, auf dem Magdalenenkirchhofe in ungelöſchtem Kalk begraben.

Die Girondiſten, welche in der Konventsſitzung vom 2. Junius erſchienen waren, wurden anfänglich in ſo gelinder Haft gehalten, daß mehre von ihnen ohne Schwierigkeit entkommen konnten. Als jedoch die Nachricht von den durch ſie auf mehren Punkten Frankreichs erregten Unruhen einlief, wurden die in Paris Gebliebenen nach der Conciergerie gebracht, und die Flüchtigen außer dem Geſetz erklärt. Drei von dieſen: Grangeneuve, Biroteau und Cuſſy, wurden in Bordeaux entdeckt, und alsbald hingerichtet. Der Proceß gegen die in Paris feſtgehaltenen Girondiſten ward am 24. Oktober eröffnet. Der Anklageakt war, wie meiſt alle, welche von Fouquier-Tinville ausgingen, ein trügeriſches Gewebe von Erfindungen und Vorausſetzungen, ohne wahrhafte Beweismittel, höchſtens in einzelnen Punkten auf eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit geſtützt. Es wurden den Girondiſten Verbindungen mit Dumouriez, mit dem Herzoge von Braunſchweig, dem Prinzen von Koburg Schuld gegeben, was aus der Luft gegriffen war; es wurden ihnen ihre Bemühungen, Ludwig XVI. Hinrichtung abzuwenden, ihre Angriffe auf die Pariſer Kommune, ihr Widerſtand gegen die Einſetzung des Revolutionstribunals, kurz Alles, was ihnen bei der Nachwelt zur Ehre gereicht, zum Vorwurf gemacht. Es fehlte in dem Anklageakt an beſtimmten Thatſachen, ohne welche eine Verurtheilung ſelbſt nach der damaligen Geſetzgebung ſchwer war. Die den Girondiſten feindlichen Ausſagen eines Hebert, Chaumette, Chabot u. ſ. w. ſtellten ſich durchgängig als falſch heraus. Mehre von den Angeklagten, wie namentlich Vergniaud, vertheidigten ſich mit großem Nachdruck, gewannen die Zuhörer für ſich, und ſetzten das Tribunal in Verlegenheit. Dieſes ſah kein anderes Mittel, ſeinen Zweck zu erreichen, als bei dem Konvent, auf Grund eines neuerdings erlaſſenen Dekrets, die Erlaubniß zur Abkürzung des Verfahrens nachzuſuchen. Sie ward auf Robespierre's und Barrere's Antrag gewährt, das Verhör geſchloſſen, jede weitere Vertheidigung abgewieſen, und am 30. Oktober das Todesurtheil über ſämmtliche Angeklagte gefällt. „Ich ſterbe in einem Augenblick," rief Laſource, „wo das Volk ſeinen Verſtand verloren hat. Ihr werdet ſterben," ſetzte er, ſich zu den Richtern wendend, hinzu, „wenn es ihn wieder erlangt haben wird." — Valazé erdolchte ſich im Saale des Gerichts. Vergniaud hatte Gift bei ſich, verſchmähte es aber, davon Gebrauch zu machen, und wollte wie ſeine Gefährten endigen. Sie brachten die letzte Nacht bei einem gemeinſamen Mahle, unter ernſten und heiteren Geſprächen, je

nach dem Charakter eines Jeden, zu. Die Bekannteſten unter dieſen Zwanzig waren: Vergniaud, Briſſot, Genſonné, Laſource, Duchatel, Boyer-Fonfrede, Valazé, Fauchet. Auf dem Wege nach dem Richtplatze (31. Oktober) ſangen ſie die Marſeillaiſe, und betonten beſonders die Verſe:

Contre nous de la tyrannie
Le couteau sanglant est levé....

Die Leiche Valazé's befand ſich unter den Lebenden und ward wie dieſe geköpft. Vergniaud ſchien, ungeachtet ſeiner Jugend, gegen das Leben gleichgültig geworden zu ſein, war darum aber nicht finſter und ſchwermüthig, ſondern ſprach bis zum Fuß des Schaffots in ſeiner edlen und geiſtreichen Weiſe fort. Alle ſtarben mit der größten Unerſchrockenheit.

Condorcet, der gegen den 2. Junius und die übereilte Abfaſſung der Verfaſſung von 1793 geſchrieben hatte, war der Verhaftung entgangen, aber geächtet worden. Er blieb, acht Monate lang, in dem Hauſe einer Verwandten des berühmten Malers Joſeph Vernet verborgen. Als er endlich, um ſeine großmüthige Wirthin nicht in das Verderben zu ſtürzen, ſein Verſteck verließ und in der Gegend von Paris umherirrte, ward er entdeckt und tödtete ſich durch Gift (27. März 1794), das er immer bei ſich trug.

Die Girondiſten, als Einzelne, ihre Gegner an Talent bei Weitem überragend, mußten ihnen als Partei unterliegen. Sie waren immer ungewiß über ihr Ziel, ungewiß über die zu ergreifenden Mittel geweſen. Sie hatten zum Umſturz der Monarchie eifrig mitgewirkt, und nicht bedacht, daß ſie dabei nur für die Jakobiner und den Terrorismus arbeiteten. Die ideale Republik, von der ſie träumten, lag damals außerhalb der Gränzen des Möglichen. Sie hatten mehrmals ihre eigene, und ſelbſt Frankreichs, Rettung in Händen, aber die Widerſprüche in ihrem Weſen ließen ſie zu keinem einmüthigen, kräftigen Handeln kommen. Indeſſen haben die Girondiſten in der öffentlichen Meinung immer einen ihre Irrthümer verſchönernden Schein von Reinheit der Geſinnung, von Aufrichtigkeit und Freiheitsliebe bewahrt. Ihre Vorzüge wie ihre Fehler waren die der Jugend, zu welcher Lebensſtufe die meiſten von ihnen geiſtig wie körperlich gehörten. Dieſer Umſtand und Vergniaud's ſeltene Rednergaben haben viel zur Popularität der Gironde bei der Nachwelt beigetragen.

Der Herzog von Orleans war, nach Dumouriez' Abfall und der Flucht ſeines älteſten Sohnes, des Herzogs von Chartres, den Jakobinern verdächtig, und nach Marſeille abgeführt worden, wo auch ſeine

beiden jüngeren Söhne, die Herzöge von Montpenſier und Beaujolais, gefangen gehalten wurden. Robespierre fürchtete, daß das Volk, ſobald die revolutionaire Exaltation nachgelaſſen haben würde, ſeine Augen auf den Herzog von Orleans werfen und ihn an die Spitze des Staates ſtellen könnte. Er gehörte zwar zu dem alten Königshauſe, hatte aber der Revolution durch ſein Votum im Proceſſe Ludwig XVI. ein blutiges Unterpfand ſeiner Anhänglichkeit an ſie gegeben. Es konnte von ſolchen, welche über den Augenblick hinaus dachten, ſchon damals geahnt werden, daß die Revolution, welche, wie alle Dinge, ein Ende nehmen mußte, von einem Manne von großem Namen oder großen Thaten geſchloſſen werden würde. Von den damaligen Kriegsleuten konnte Niemand eine perſönliche Ueberlegenheit für ſich in Anſpruch nehmen — Bonaparte und Hoche kündigten ſich erſt an — die Stellung ſelbſt der hervorragendſten Demagogen war unſicher, dies fühlte Jedermann; der Sohn Ludwig XVI. war ein Kind und gefangen, ſeine Oheime lebten im Auslande und ſchienen von der Revolution durch einen Abgrund getrennt zu ſein. Der Herzog von Orleans war der einzige Mann, der durch ſeine Geburt über allen Revolutionairen ſtand und doch zugleich deren Grundſätze theilte. Es ging ein dunkles Gerücht, und Robespierre glaubte es, daß eine gewiſſe Partei unter den Demagogen, unter Anderen Danton, an den Herzog von Orleans, als Oberhaupt der Republik, unter welchem Titel es auch ſei, dachte, um unter ihm die Früchte ihrer Verbrechen in Ruhe genießen zu können, deren ſie, ſo lange der bisherige Zuſtand fortdauerte, nicht gewiß waren. Robespierre verbreitete zuerſt im Jakobinerklub ſeine Meinung, daß Orleans' Daſein eine Gefahr für die Republik ſei, womit er leicht durchdrang, und wußte dann durch ſeinen Einfluß im Sicherheitsausſchuß die Abholung des Herzogs aus Marſeille und ſeine Stellung vor das Revolutionstribunal zu erwirken. Orleans wurde eines geheimen Einverſtändniſſes mit den Gegnern der Revolution und dem Auslande angeklagt. Er hielt es nicht der Mühe werth, ſich zu vertheidigen, hörte ſeine Verurtheilung mit einem gleichgültigen Lächeln an, und erbat ſich als einzige Gunſt, noch an demſelben Tage (6. November) hingerichtet zu werden. Als er an ſeiner ehemaligen Reſidenz, dem Palais royal, vorbeikam, erhob er ſich von ſeinem Sitz und warf einen Blick auf die Fenſter, fiel aber wieder in ſeine frühere Gleichgültigkeit zurück. In der Nähe des Schaffots riefen ihm mehre Stimmen, wahrſcheinlich die geheimen Royaliſten, die Worte zu: „Du haſt deinen Vetter zum Tode verurtheilt und ziehſt jetzt dieſelbe Straße!“

Johanna Roland war wegen ihres nahen Verhältnisses zu der Gironde verhaftet worden. Ihr Gatte hatte sich in einem günstigen Augenblick durch die Flucht gerettet, sie war aber zu genau beobachtet gewesen, um ihm, ohne auf seine Spur zu leiten, folgen zu können. Sie wandte die vier Monate ihrer Gefangenschaft zur Abfassung ihrer Denkwürdigkeiten an, die zur Kenntniß der letzten zwanzig Jahre vor der Revolution und dieser selbst wichtig und eine der merkwürdigsten Autobiographien in der französischen Litteratur sind. Frau Roland war, im Gegensatz zu Marie Antoinette, obgleich mit ihr von demselben Alter, kräftig, feurig und in vollem Besitze des Lebens geblieben. Auch die, welche sie sonst nicht kannten, wurden von ihrer blühenden Gesichtsfarbe, ihren glänzenden Augen, ihrem reichen Haar auf sie aufmerksam gemacht. Auch gegen sie ward das Verfahren von dem Revolutionstribunal abgekürzt und ihre Vertheidigung unterdrückt. Auf dem Wege zum Tode (10. November) blieb ihr Gleichmuth unerschüttert. Sie sprach ihrem Schicksalsgenossen Lamarche, Direktor der Assignatenfabrik, der sehr niedergeschlagen war, Muth ein. Auf dem Schaffot angekommen, warf sie einen Blick auf die an dessen Seite errichtete kolossale Statue der Freiheit, und rief mit lauter Stimme: „O Freiheit! welche Verbrechen begeht man in deinem Namen!“ — Wenige Tage nach ihrem Tode ward der Leichnam ihres Gatten in der Nähe der von Rouen nach Paris führenden Straße gefunden. Er hatte sich mit einem Stockdegen selbst entleibt, und ward an Ort und Stelle begraben.

Bailly, der beim Ausbruch der Revolution eine so große Rolle gespielt hatte, war nach der Auflösung der Constituante wieder zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten zurückgekehrt. Er war aber zu bekannt, um den Verfolgungen der extremen Partei, welche Alles, was nicht zu ihr gehörte, vernichten wollte, lange entgehen zu können. Sein Vergehen in den Augen seiner Feinde bestand in der Anwendung des Martialgesetzes am 17. Julius 1791, als er, in Uebereinstimmung mit la Fayette, die Unruhstifter auf dem Marsfelde mit Gewalt zerstreuen ließ. Es war vergeblich, daß er sich auf die damalige Konstitution und die Amnestie vom September 1791 berief. Er wurde zum Tode verurtheilt, und ehe er starb, vom Pöbel wie Niemand vor ihm gemißhandelt. Er sollte nicht auf dem Revolutionsplatze, sondern auf dem Marsfelde, dem Schauplatze seines Verbrechens, wie es hieß, hingerichtet werden. Bailly mußte den Weg dahin bei kaltem und schlechtem Wetter zu Fuß zurücklegen. Man spuckte ihn an, schlug ihn mit einer nassen rothen Fahne in das Gesicht, und verzögerte seine Qualen, indem die schon aufgeschla-

gene Guillotine wieder abgebrochen und außerhalb des Marsfeldes errichtet wurde. Dieſes ſollte nicht, wie man ſagte, durch das Blut eines Volksfeindes entweiht werden. „Du zitterſt, Bailly," ſagte einer der Henker zu ihm. „Ja, aber vor Kälte," antwortete der Greis.

Barnave, jenes berühmte und glänzende Mitglied der Conſtituante, erſt Mirabeau's Gegner und dann Bewunderer Marie Antoinette's, hatte, als er ſah, daß der Hof ſeine Rathſchläge nicht befolgte und ſich in ein gewiſſes Verderben ſtürzte, Paris ſchon vor dem 10. Auguſt 1792 verlaſſen, und war nach ſeiner Vaterſtadt Grenoble zurückgekehrt. Er ward dort Ende 1792 verhaftet. Danton, der ihm Verbindlichkeiten ſchuldig und in ſolchem Falle nicht undankbar war, hatte ſeine Abführung nach Paris lange zu verhindern gewußt, und ihm Gelegenheit zur Flucht gelaſſen. Sei es Anhänglichkeit an den heimiſchen Boden oder Lebensüberdruß, wie ſo oft bei denen, welche ſich in den Strudel der Revolution geſtürzt hatten, er blieb in Frankreich, ward nach Paris gebracht, wegen ſeiner früheren Verbindung mit dem Hofe zum Tode verurtheilt, und mit Duport-Dutertre, dem letzten Siegelbewahrer Ludwig XVI., am 29. November hingerichtet. Seine Vertheidigungsrede ſoll ſehr ausgezeichnet geweſen ſein, hat aber, wie dies damals häufig war, nicht bekannt gemacht werden dürfen.

Im Laufe der Monate November und December (1793) wurden allein in Paris 120 Perſonen guillotinirt. Unter ihnen verdienen, außer den ſchon Genannten, bemerkt zu werden: Manuel, Graf Kerſaint, Rabaud de St. Etienne*), welche gegen den Tod Ludwig XVI. geſtimmt hatten — die Generale Brunet und Lamartiere — Girey-Dupré, Freund Briſſot's und Mitarbeiter am Patriot français — Lebrun, nach dem 10. Auguſt Miniſter des Auswärtigen**); die Gräfin Dubarry, die letzte Geliebte Ludwig XV. — Dietrich, Maire von Straßburg, Anhänger la Fayette's und Gegner des 10. Auguſt. — Dies war jedoch nur die Einleitung zu dem eigentlichen Schreckensregiment. Im folgenden Jahre fielen der Opfer noch viel mehr.

*) Seine Gattin entleibte ſich ſelbſt.

**) Claviere, 1792 Finanzminiſter, ermordete ſich in der Conciergerie.

39. Neuer Kalender. — Religion der Vernunft. — Robespierre und Danton im Kampfe gegen die Ultrarevolutionsmänner.

Die Revolution hatte nicht nur den politischen Zustand Frankreichs, wie er bis 1789 aus monarchischen, feudalen und klerikalen Elementen zusammengesetzt gewesen war, vollkommen umgewandelt, sondern durch die Aufhebung der alten Landeseintheilung auch die Erinnerung an die Vergangenheit so viel als möglich ausgelöscht. In der Verwerfung der geschichtlichen Namen der Provinzen und in der Aufstellung der von Bergen und Flüssen entlehnten Bezeichnungen der Departements war gewissermaßen die natürliche, ursprüngliche Beschaffenheit des Landes an die Stelle der moralischen und historischen Entwickelung des Volkes getreten. Um in dieser Richtung noch weiter zu gehen, mit dem Ueberlieferten noch mehr zu brechen, ward eine neue Zeitrechnung beliebt. Der Mathematiker Romme legte am 5. Oktober 1793 dem Konvent den Plan zu einem republikanischen Kalender vor, der angenommen und, obgleich unter beständigem Widerstreben der Gewohnheiten des Privatlebens, in den öffentlichen Verhältnissen ohne Ausnahme zur Geltung gebracht wurde.

Das Jahr sollte fortan mit dem 22. September, dem Tage nach Einführung der Republik, anfangen. Es ward in 12 Monate, jeder von 30 Tagen, getheilt. Die fünf Ergänzungstage wurden Sanscullotiden genannt. Der im Schaltjahre hinzukommende Tag wurde als Revolutionstag bezeichnet und besonders gefeiert. Zum Andenken an die vier Jahre der Revolution bis zur Republik sollten vier Jahre zusammen eine Franciade heißen. Statt in vier Wochen, zerfiel der Monat in drei Dekaden. Die einzelnen Tage wurden nach ihrer Reihenfolge in der Dekade: Primidi, Duodi, Tridi u. s. w., jeder für sich aber, statt nach Heiligennamen, nach Naturprodukten oder ländlichen Werkzeugen und Beschäftigungen, wie: Traube, Kelter u. s. w., genannt. Die Monate erhielten ihre Namen von ihren Erzeugnissen oder der in ihnen herrschenden Beschaffenheit der Luft, ersteres in: Floreal, Prärial, letzteres in: Pluviose, Ventose u. s. w. ausgedrückt.

Der Haß der Revolution gegen das Herkömmliche, selbst oft da thätig, wo dieses zu ihr in keinem bestimmten Gegensatze stand, hatte die Aufhebung aller höheren Bildungsanstalten, der Akademien, Universitäten und Gymnasien, zur Folge gehabt. Außerdem wurden viele Kirchen *)

*) Hebert stellte im pariser Gemeinderath den Antrag, alle Glockenthürme als dem Princip der Gleichheit zuwider, abzutragen. Chaumette wollte die

und Schlösser niedergerissen, und zahllose Denkmale, sobald sie an Königthum, Kirche oder Adel erinnerten, zerstört. Die uralte Abtei von St. Denis bei Paris, in welcher sich die irdischen Ueberreste der drei Dynastien, welche bis auf die Revolution über Frankreich geherrscht haben, befanden, ward sammt ihren Grüften während der Monate August, September und Oktober (1793) verwüstet. Die Särge wurden erbrochen, die noch vorhandenen Leichen herausgerissen und in eine mit ungelöschtem Kalk angefüllte Grube geworfen. Eine große Menge von Bau- und Bildwerken, von kostbaren Manuscripten und Büchern, ging damals für Frankreich verloren, obgleich das, was gerettet wurde, später eine gemeinnützigere Bestimmung erhielt, und dadurch auf die geistige Kultur der Nation von mehr Einfluß als sonst geworden ist.

Die Revolution, welche, wo es sich um Staat und Recht handelte, alles Vorhandene umstürzte, eine von der früheren durchaus verschiedene Gesetzgebung einführte, und hierin vor keinen Schwierigkeiten zurücktrat, hat sich in religiöser Beziehung ohnmächtig gezeigt. Sie schuf eine neue bürgerliche Gesellschaft, die aber, da es ihr an einem inneren Credo fehlte, keine wahrhafte Grundlage besaß, und deshalb unaufhörlichen Erschütterungen ausgesetzt blieb. Sowohl die Konstitution von 1791 als die von 1793 beschränkte sich darauf, die Geistlichkeit durch die Constitution civile du Clergé vom Staate abhängig zu machen, wagte es aber nicht, mit dem Katholicismus selbst zu brechen, und neue religiöse Dogmen und Symbole aufzustellen. Selbst die mächtigsten unter den Demagogen, wie Robespierre und Danton, haben sich in diesem Punkte schüchtern und schwankend gezeigt, obgleich die von ihnen unternommene politische Neugestaltung ohne eine große kirchliche Veränderung äußerlich unvollständig bleiben und in sich selbst viele Widersprüche enthalten

---

Skulpturen von Notredame in Paris zerstört wissen. Man ging damit um, den Straßburger Münster niederreißen zu lassen, fand aber die Sache zu schwer. In der Kommune ward die Frage aufgeworfen, ob es nicht rätblich sei, die große Bibliothek in der Straße Richelieu zu verbrennen. Es war für die Hauseigenthümer gefährlich, Kamin- oder Ofenplatten zu haben, auf denen sich feudale Wahrzeichen befanden. Am 1. Februar 1794 befahl der Konvent die Zerstörung aller Schlösser im Innern Frankreichs, die mit Thürmen, Gräben und Zugbrücken versehen waren. Die zum Ankauf von Nationalgütern gebildeten Gesellschaften, spottweise „Bandes noires" genannt, haben ebenfalls viele Verwüstungen veranlaßt, indem sie die von ihnen erstandenen Kirchen, Klöster und Burgen abtragen ließen, um das Material zu verkaufen oder anderweitig zu verwenden. Der politische Vandalismus hörte schon unter dem Konvent auf, der merkantilische hat bis in die Zeit der Restauration hinein gedauert.

mußte. Die Revolution hatte Unrecht, den alten Staat zu zerstören, anstatt ihn zu verbessern. Es ist aber hierin wenigstens von ihr eine große Thatkraft entwickelt, und eine zum Theil wirklich neue Schöpfung in das Leben gerufen worden. In religiösen Dingen hat sie aber blos vorübergehend zerstört, ohne etwas Dauerhaftes gründen zu können.

Die Demagogen, welche die Revolution zu dem gemacht hatten, was sie 1793 war, und fast alle im Konvent saßen, glaubten nicht über diesen Zustand hinausgehen zu können. Selbst die am 10. August proklamirte Konstitution war von ihnen, da sie dieselbe für zu schreckenlos hielten, suspendirt worden. Für sie war die Revolution fortan nur ein Mittel, um, je nach dem Charakter des Einzelnen, ihren Ehrgeiz oder ihre Genußsucht zu befriedigen. Es gab jedoch eine an Zahl kleine, aber wilde, verwegene Partei, die ihren Mittelpunkt in der pariser Kommune hatte, welche die Bewegung immer weiter führen, und alles Bestehende, so zu sagen, auf den Kopf stellen wollte. Diese Ultrarevolutionaire vergaßen sich allerdings nicht selbst, waren ebenfalls herrschsüchtig oder geldgierig, wollten sich aber mit den bisherigen Ergebnissen der Revolution nicht begnügen, sondern aus den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit die äußersten Folgerungen ziehen, und die letzten Ueberreste der bisher bestandenen bürgerlichen Gesellschaft beseitigen. Eine kosmopolitisch-pantheistische Richtung schwebte ihnen in Bezug auf Staat und Religion vor. Die Vergeblichkeit dieses Versuches, in einer Epoche angestellt, deren Drang nach Zerstörung denselben begünstigen konnte, hat die Bodenlosigkeit solcher Bestrebungen, und die Unmöglichkeit des Gelingens bewiesen, obgleich der damals ausgestreute Same nicht vollkommen verweht worden ist, sondern von Zeit zu Zeit verderbliche Früchte getragen hat.

Die pariser Kommune hatte vom 10. August an die vorherrschende Leitung in der inneren Politik ausgeübt. Von ihr aus waren fast alle Bewegungen in der Hauptstadt ausgegangen, und sie hatte, auf das bewaffnete Proletariat gestützt, den Konvent nach ihrem Willen geleitet. Im December 1792 erneuert, war sie damals aus noch extremeren Demagogen als früher gebildet worden. Als aber vom August 1793 an sich die revolutionaire Regierung in den beiden Ausschüssen des öffentlichen Wohles und der allgemeinen Sicherheit zusammenzuziehen anfing, brach zwischen ihnen und der Kommune ein Kampf um das Uebergewicht in der Republik aus.

In der Kommune traten besonders Hebert, der Redakteur des „Père Duchêne", dessen schon mehrmals gedacht worden ist, und ein ehe-

maliger Student der Medicin, den die Revolution zum Journaliſten gemacht hatte, Chaumette, der ſich den Namen Anaxagoras beigelegt hatte, hervor. Von Beiden wurden, um die Gunſt der unteren Klaſſen zu gewinnen, die willkürlichſten und gewaltſamſten Maßregeln, wie die außerordentlichen Beſteuerungen der Reichen, Brodtſpenden, Vermehrung der Revolutionsarmee u. ſ. w. gemeinſam betrieben, von Chaumette aber insbeſondere die Angriffe auf das kirchliche Element in Anregung gebracht. Der Anſtoß dazu war einmal durch die von den Geſetzen ſelbſt gebotene Verfolgung der unvereidigten Geiſtlichkeit gegeben worden. Aber die Kommune ging noch einen Schritt weiter, und war jetzt geneigt, auch in dem konſtitutionellen Klerus einen Gegner der Revolution zu ſehen.

Vermöge des Einfluſſes, welchen Hebert, Chaumette und ihre Helfershelfer durch die Journale, die Klubs in den Departements und die in Miſſion befindlichen Konventsmitglieder ausübten, griff der antireligiöſe Fanatismus raſch um ſich, und ward die chaotiſchſte Epoche der Revolution herbeigeführt. In allen größeren Kirchen des Landes wurden die werthvollen Geräthſchaften mit Beſchlag belegt, um als Opfergabe, wie es hieß, auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt zu werden, und nach Paris geſchickt. Alles, was nicht zu Gelde gemacht werden konnte, wurde zerſtört, meiſt verbrannt. In Paris geſellte ſich, dem Charakter der Bevölkerung gemäß, dem Frevel Spott hinzu. Man lud daſelbſt die kirchlichen Koſtbarkeiten auf Eſel, denen Biſchofsmützen aufgeſetzt und geiſtliche Gewänder umgehängt waren, trug ihnen die beim Meßopfer gebrauchten Gefäße vor, und führte poſſenhafte Tänze auf. Dieſe Kirchenſtürmer traten vor die Schranken des Konvents und ſtellten in hochtrabenden Reden die von ihnen begangenen Unordnungen als ein Werk der Liebe zum öffentlichen Wohl dar. Ein Theil der Volksvertretung ſtimmte dieſen Ausſchweifungen bei, und unter den Gegnern wagte eine Zeit lang Niemand ſein Mißfallen zu zeigen.

Am 7. November erſchienen die Führer des pariſer Gemeinderathes mit Gobel, dem konſtitutionellen Biſchof von Paris, und deſſen Kapitel im Konvent, und Gobel erklärte, dem katholiſchen Kultus zu entſagen und fortan ſich nur zu den Grundſätzen der Freiheit und Gleichheit zu bekennen. Er legte ſeine Beſtallung als Biſchof auf das Bureau, als Zeichen der Entſagung, nieder. Daſſelbe geſchah von Seiten der ihn begleitenden Geiſtlichen, deren Beiſpiel bald in vielen Gegenden Frankreichs Nachahmung fand. Der Präſident des Konvents brach in laute Lobeserhebungen über dieſen Beweis von Aufklärung aus, umarmte

Gobel*) und setzte ihm eine Jakobinermütze auf. Auch von protestantischen Geistlichen, namentlich von einem derselben, der zugleich Mitglied des Konvents war, Julien von Toulouse, wurden ähnliche Erklärungen abgegeben. Unter denen, welche ihrem amtlichen Charakter und ihrer persönlichen Würde treu blieben, muß vor Allen Gregoire, konstitutioneller Bischof von Blois, genannt werden, der von dieser Zeit an bei allen öffentlichen Gelegenheiten, ungeachtet der damit verbundenen Gefahr, seine bischöfliche Kleidung trug.

Chaumette hatte sich unterdessen mit der Stiftung einer neuen Religion beschäftigt, und deren Principien besonders mit dem ihm geistesverwandten Anacharsis Cloots berathen. Die bestehenden Kultusformen waren von ihr vollkommen ausgeschlossen. Sie wurde als die Religion der Vernunft bezeichnet und sollte von einem schönen Weibe, die Göttin der Vernunft genannt, personificirt werden. Anfangs hatte man ein Theater zur Darstellung dieses Possenspiels gewählt. Aber Chaumette, von seinen Erfolgen kühner gemacht, beschloß, seinem Werke in der pariser Kathedralkirche selbst die Weihe zu geben. Es wurde im Chor derselben ein sogenannter Tempel der Vernunft und ein Sitz von grünem Rasen errichtet. Eine junge Frau, in ein weißes Gewand und einen himmelblauen Ueberwurf gehüllt, erschien und nahm auf dem Rasensitze Platz. Weiß gekleidete Mädchen, mit Eichenkränzen im Haar, trugen eine von Joseph Chenier gedichtete Hymne zu Ehren der neuen Religion vor. Die Göttin der Vernunft verließ hierauf mit ihrem Gefolge die Kirche und begab sich nach dem Konvent, wo Chaumette in einer schwülstigen Rede die stattgefundene Ceremonie als einen Sieg des Lichtes über die Finsterniß pries. Der Präsident des Konvents umarmte die Göttin, die eine Operntänzerin war. Am Nachmittage begab sich die gesammte Volksvertretung in feierlichem Zuge nach der Kathedrale, wo abermals gesungen und gesprochen wurde. Dieser Tag (10. November) kann in gewisser Weise als der Kulminationspunkt des revolutionairen Paroxismus angesehen werden, und war auf dem Gebiete der Ideen das, was die Septembermetzeleien auf dem der Materie gewesen. Von dieser Zeit an wurden überall in Frankreich die Kirchen in Tempel der Vernunft verwandelt, und junge Mädchen als Göttinnen der Vernunft aufzutreten

*) Gobel, vor der Revolution Weihbischof von Lydda, erzbischöflicher Generalvikarius, und bis dahin untadelhaft in seinem Verhalten, hatte, vom Alter geschwächt und durch Hebert's und Chaumette's Drohungen eingeschüchtert, sich nur unter Vergießung von Thränen einer so unwürdigen Zumuthung unterworfen.

gezwungen. Die Kruciſixe wurden, wenn nicht entfernt, doch verhüllt, Voltaire's und Rouſſeau's Büſten auf den Altar geſetzt, und ſtatt der Predigt wurden, am erſten Tage der Dekade, von der Kanzel herab, im beſten Falle patriotiſche Reden gehalten, ſehr oft aber auch Gotteslästerungen und Verwünſchungen gegen das Chriſtenthum ausgeſtoßen. Dieſes wahnſinnige Treiben dauerte mehre Monate lang.

Es gab im Konvent drei Parteien: die Robespierriſten, welche, ſo lange die Republik nicht alle ihre Gegner überwältigt haben würde, die willkürlichen Verhaftungen, das Revolutionstribunal und die Guillotine für nothwendig hielten — die Dantoniſten, welche die Revolution hinlänglich geſichert glaubten, und ein Syſtem der Milde eintreten laſſen wollten — die Hebertiſten, denen der herrſchende Zuſtand zu lau und gemäßigt erſchien, welche, über die politiſche Revolution, wie ſie von Robespierre aufgefaßt wurde, hinausgehend, eine radikale Umgeſtaltung im religiöſen Bewußtſein der Maſſen herbeiführen wollten. — Die Leiter dieſer Parteien kämpfen aber nicht nur für den Sieg ihrer Meinungen, ſondern auch für ihre perſönliche Suprematie, und waren von Haß und Neid gegen einander erfüllt. Die Hebertiſten bildeten durch ihren Anhang im pariſer Proletariat die zahlreichſte dieſer Faktionen, die Robespierriſten befanden ſich aber, durch ihren Einfluß in den beiden Ausſchüſſen, im Beſitz der vollziehenden Gewalt, und aller der Vortheile, welche eine beſtehende Regierung gewährt. Die unentſchiedene, furchtſame Majorität des Konvents ſah die Hebertiſten als wüthende Thoren an, die einzig Zerſtörung beabſichtigten, während ſie ſich eine Zeit lang zu überreden ſuchte, Robespierre's Terrorismus ſei nur ein Mittel der Vertheidigung für die Revolution, und werde nach Erreichung dieſes Zieles von ſelbſt aufhören. Unter zwei Uebeln wählte das Centrum das geringere, und zog Robespierre Hebert vor. Am Meiſten hatte ſich Danton's Stellung verändert, dem die Einen die früher von ihm begangenen Frevel nicht vergaßen, dem die Anderen ſeine jetzige Mäßigung als Schwäche und ſelbſt als Verrath auslegten.

Robespierre's Abſicht, die revolutionairen Faktionen, die eine mit Hülfe der anderen, zu ſtürzen, und zuletzt mit ſeinem Anhange allein an der Spitze zu bleiben, war ihm bisher vollkommen geglückt. Er hatte zuerſt mit Briſſot im Bunde die Feuillants, dann, auf die Bergpartei geſtützt, die Gironde beſiegt, jetzt trat er mit Danton zu einem Angriff auf die Kommune zuſammen. Aber er wollte ſowohl die, welche über ſeine Abſichten hinausgingen, als auch die, welche hinter ihnen zurückblieben, niederſchlagen. Denn wer nicht genau mit ihm übereinſtimmte,

galt in seinen Augen für einen Gegner. Obgleich Robespierre von jeher ein seltenes Talent für die Parteiintrigue und revolutionaire Taktik dargelegt hatte, so ist doch besonders in dieser Epoche seine Gabe der Berechnung und Abwägung merkwürdig gewesen. Er ging, je nach den Umständen, bald vor, bald zog er sich zurück, machte den Wohlfahrtsausschuß auf die Ueberschreitungen der Kommune eifersüchtig, und redete wiederum dieser in Bezug auf einzelne Maßregeln bei den Jakobinern das Wort. Auf diese Art ließ er eine Zeit lang Alle über seinen wahren Zweck in Ungewißheit. Während er Hebert verfolgte, wußte er zugleich Danton's Stellung zu untergraben. Am 17. November stattete er dem Konvent, im Namen des Wohlfahrtsausschusses, einen Bericht über die politische Lage der Republik ab, in welchem er sich sowohl gegen die Moderantisten, welche das Schiff der Revolution ohne Leitung ließen, und dadurch der Strandung aussetzten, als auch gegen die falschen, excentrischen Patrioten, welche durch ihre Uebertreibungen die Republik verhaßt machten, erklärte. Er führte zugleich Seitenhiebe auf die Bestechlichkeit, Habgier und Unredlichkeit derer, welche in der Revolution nur eine Gelegenheit, ihr Glück zu machen, sahen, wobei es auf Danton, Lacroix, Chabot, Fabre d'Eglantine, Bazire, Delaunoy von Angers abgesehen war, und verbreitete sich weitläuftig über eine angebliche Fremdenfaktion, welche die Republik in Verwirrung stürze, um deren Feinden in die Hände zu arbeiten, wobei er auf den ausländischen Ursprung mancher Mitglieder der Kommune, wie Cloots, Proly, Pereira, Gusman u. s. w., anspielte, und sie aus diesem Grunde verdächtig machte. Ein besonders wirksames Mittel, dessen er sich schon öfters bedient hatte, ward auch jetzt von ihm angewandt. Er klagte seine Gegner an oder ließ sie durch seine Kreaturen im Jakobinerklub anklagen, was gewöhnlich deren Ausstoßung zur Folge hatte, wodurch sie ihre Popularität bei der Menge verloren und politisch vernichtet wurden.

Robespierre's Künste würden jedoch ohne Erfolg geblieben sein und sich vielleicht schon damals gegen ihn gewandt haben, wenn Hebert von den ihm zu Gebot stehenden Mitteln einen kühnen Gebrauch gemacht, und wenn Danton, Robespierre's Absichten gegen ihn durchschauend, sich mit der Kommune vereinigt hätte. Die Revolutionsarmee stand unter Ronsin, einem Freunde Hebert's, und ein großer Theil der revolutionairen Ausschüsse war im Anfange des Kampfes zwischen Robespierre und Hebert für diesen letzteren gestimmt. Aber Robespierre's Gegner waren, wie alle aus der Revolution hervorgegangenen Parteien, und wie später auch Robespierre und sein Anhang, im Augenblick der äußersten Gefah-

von der nöthigen Entſchloſſenheit entblößt, und ſtürzten wie von ſelbſt in den Abgrund. Hebert ward von St. Juſt aus der Gunſt des pariſer Proletariats verdrängt, indem dieſer im Konvent darauf antrug, alle ärmeren Patrioten aufzuzeichnen, ſie mit den Gütern der Feinde der Revolution zu ernähren, und zu dieſem Zweck die Verhaftungen der Verdächtigen zu beſchleunigen. Dies gab dem Pöbel eine beſtimmtere Ausſicht, als die von der Kommune hier und da dunkel angedeutete Abſicht, die Gleichheit der Güter einzuführen, was ſelbſt der rohen Menge als unausführbar erſchien. Der Wohlfahrts- und Sicherheitsausſchuß hatten ſich unterdeſſen in den Beſitz aller Mittel polizeilicher Ueberwachung und Durchführung eines großen Schlages gegen die Kommune geſetzt. Die Gemäßigten im Konvent und in den Sectionen waren durch Hebert's Forderung, die Drei und Siebenzig, welche gegen den 2. Junius proteſtirt hatten, alsbald in Anklageſtand zu verſetzen, gegen die Kommune noch mehr als vorher aufgebracht worden. Ein Verſuch der Hebertiſten, die Maſſe gegen die Ausſchüſſe zum Aufſtand zu bringen, blieb ohne Wirkung.

Am 15. März wurden Hebert, Chaumette, Ronſin, Cloots, Pereira, Momoro u. ſ. w., im Ganzen 19 Perſonen, verhaftet. Obgleich ſie im höchſten Grade ſchuldig waren, ſo wurden ſie doch nicht um ihrer Verbrechen willen, die ſie mit ihren Gegnern gemein hatten, ſondern wegen angeblicher Verbindungen mit dem Auslande und einer vermeintlichen Verſchwörung gegen die Republik verurtheilt, und am 24. März (1794), mit Ausnahme Chaumette's, der erſt einige Wochen ſpäter dasſelbe Schickſal erfuhr, hingerichtet. Zu gleicher Zeit wurden Fabre d'Eglantine, ein Freund Danton's, einige früher ſehr populair geweſene Jakobiner, wie der Exkapuziner Chabot, Bazire, und die oben erwähnten Julien von Toulouſe und Delaunoy von Angers, wegen Unterſchleifen, Rechnungsverfälſchungen und Betrügereien feſtgenommen. Am 27. März ward die Revolutionsarmee, mit Ausnahme der unter Henriot ſtehenden Kanoniere, aufgelöſt.

---

40. Die Konventskommiſſarien in den Departements.

Die extreme Partei trat, nachdem ſie durch den Sturz der Gironde zu unumſchränkter Herrſchaft gekommen, in den Departements mit noch mehr Willkühr und Grauſamkeit als in Paris ſelbſt auf. Mit Aus-

nahme der Septembermetzeleien iſt in der Hauptſtadt nichts vorgefallen, was man mit dem Verfahren der Konventskommiſſarien in Lyon, Toulon, Orange, Bedouin, Nantes, Arras und in vielen anderen Gegenden vergleichen könnte. In Paris wurden, ungeachtet aller verübten Gräuel, immer noch gewiſſe Formen beobachtet. Die Eiferſucht der revolutionairen Behörden auf einander, die Gegenwart eines großen Publikums legte der Tyrannei einige Zügel an. In den Blutmenſchen ſtieg dort dann und wann der Gedanke an eine mögliche Verantwortlichkeit für ihr Thun auf. In den Departements dagegen wurde von den in Miſſion befindlichen Volksrepräſentanten, ihren Kreaturen, den Klubs und dem bewaffneten Proletariat, ohne Rückſicht auf die öffentliche Meinung, ohne Beſorgniß vor einer ſpäteren Rechenſchaft, über Leben und Eigenthum ganz nach Belieben verfügt. Sie handelten nicht nur ſo, als wenn es gar keine Geſetze für ſie gäbe, ſondern auch als wenn ſich nie Zeugen gegen ſie erheben könnten.

Philippeaux, ein eifriger Republikaner, aber ein Feind der Ungerechtigkeit und Willkühr, war als Konventskommiſſarius nach der Vendée geſchickt worden, und hatte die von Ronſin, Roſſignol und deren Genoſſen als Militairs begangenen Mißgriffe und Fehler, und die von ihnen als Menſchen verübten Gewaltthaten und Frevel ohne Schonung enthüllt. Dadurch dem Wohlfahrtsausſchuß und der Kommune mißfällig geworden, ward Philippeaux abberufen, und ihm Carrier, ein Schützling Billaud-Varennes', zum Nachfolger gegeben. Dieſer kam in einem Augenblick in der Loiregegend an, wo die Vendéer im Begriff waren, auf das rechte Ufer dieſes Fluſſes überzuſetzen. Zu derſelben Zeit ward eine Landung der Engländer an der Bretagneſchen Küſte beſorgt. Die doppelte Furcht vor dem inneren und äußeren Feinde gab den Anhängern*) des Schreckensſyſtems das Uebergewicht, und ließ keinen Widerſpruch gegen ſie aufkommen.

Die revolutionairen Leidenſchaften wurden in Nantes im höchſten Grade entzündet, als die Vendéer die Zufuhr abſchnitten, und in Folge des Mangels an Lebensmitteln anſteckende Krankheiten einriſſen. Nantes ward durch den vergeblichen Angriff der Vendéer auf Granville, und ihre Niederlagen bei Le Mans und Savenay gerettet. Tauſende von Männern, Frauen, Kindern fielen den Republikanern in die Hände, und

*) Nantes zählte, wie damals jede größere franzöſiſche Stadt, unter ſeiner Bevölkerung Feuillants, Girondiſten und Terroriſten. Den meiſten Anhang hatte dort, wie in allen Seeplätzen, bis zu Ende 1793 die Gironde gehabt.

wurden, wenn nicht augenblicklich niedergemacht, nach Nantes abgeführt. Der Blutdurſt kannte keine Gränzen mehr. Carrier, vor der Revolution unbeſcholten, wahrſcheinlich weil er keine Gelegenheit zum Böſen gehabt, trat jetzt, von der allgemeinen Erregung bis zum Wahnſinn erhitzt, als eines der fluchwürdigſten Ungeheuer jener an Unthaten überreichen Epoche auf. Wie in Lyon wetteiferte auch in Nantes das Revolutionstribunal und ein Kriegsgericht mit einander, wer dem Tode die meiſten Opfer überliefern würde. Die Furcht *), dem Wohlfahrtsausſchuſſe nicht zu genügen, und dadurch ſeinen eigenen Untergang herbeizuführen, der berauſchende Eindruck des vergoſſenen Blutes auf einen von Natur grauſamen Charakter riſſen Carrier zu immer größeren Gräueln fort. Anfangs waren einige ſechszig Banditen, die Kompagnie Marat genannt, mit dem Erſchießen der Gefangenen vor der Stadt beauftragt geweſen, während innerhalb die Guillotine vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend in Bewegung war. Die Mörder und Henker ermüdeten indeſſen bald, da es täglich 150 bis 200 Todesurtheile zu vollziehen gab.

Carrier kam darauf, Fahrzeuge**) bauen zu laſſen, deren Boden geöffnet werden konnte, ſo daß die ſich darauf befindlichen Perſonen in das Waſſer fallen mußten. Sobald es dunkel geworden, wurden die Gefangenen nach dieſen am Ufer der Loire liegenden Fahrzeugen gebracht, und während der Nacht auf dieſe Art im Fluſſe verſenkt. Der erſte Verſuch ward mit 90 unvereidigten Prieſtern angeſtellt. Nur eine dieſer bei Nantes vollzogenen Ertränkungen (noyades), bei denen über 1300 Perſonen umkamen, iſt ſpäter durch Carrier's Proceß bekannt geworden, die übrigen aber ſind, was die einzelnen Umſtände betrifft, in Dunkel gehüllt geblieben. Man glaubt, daß es deren 23 gegeben hat, und daß ſich unter den Opfern 600 Kinder befanden. Die Gewohnheit der Grauſamkeit brachte eine künſtliche Steigerung derſelben hervor. Man band Männer und Frauen nackt an einander, ehe man ſie in den Fluß warf, und nannte dies „die republikaniſche Hochzeit." Am Ufer ſtanden mit Säbeln bewaffnete Banditen, welche denjenigen Gefangenen, die nahe daran geweſen waren, ſich durch Schwimmen zu retten, die Hände abhieben, und dieſelben in den Strom zurückſtießen. Den Tod in den Wellen der Loire finden, hieß in der Sprache der nanteſer Terroriſten:

*) Viele glauben, daß Carrier geheime, von Barrère, Billaud-Varennes und Collot d'Herbois im Sinne des Terrorismus abgefaßte, Inſtruktionen erhalten hatte, die ihm ſpäter, als man ihn verderben wollte, mit Liſt abgenommen worden ſind.

**) Bateaux à soupape.

aus der großen Schale trinken. — Carrier empfahl ſeinen Henkern beſonders, keine der gefangenen vendéeiſchen Frauen am Leben zu laſſen, „denn", ſagte er, „ſie würden lauter Royaliſten in die Welt ſetzen!" — Carrier's Gehülfen Francaſtel und Hentz ließen, auf der Wieſe St. Gemmes bei Angers 2700 Gefangene, darunter Weiber und Kinder, erſchießen. Die Angabe der, Ende 1793 und während der erſten Monate 1794, in und um Nantes Erſchoſſenen, Geköpften und Ertränkten ſchwankt zwiſchen 15- bis 40,000. Rechnet man hierzu die Royaliſten und Republikaner, welche in den zahlloſen Gefechten fielen, oder vor Krankheit und Elend umkamen, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß allein dieſer Bürgerkrieg im Weſten Frankreichs mehr Blut als der Kampf gegen den geſammten auswärtigen Feind gekoſtet hat.

Joſeph Lebon, ein ehemaliger Pfarrer, that ſich durch ſeine Grauſamkeiten im Norden Frankreichs hervor, die, wenn ſie auch der Quantität nach, wozu es an Gelegenheiten fehlte, den Gräueln in Nantes nachſtanden, ihnen an Qualität nichts nachgaben. Lebon, nach Arras geſchickt, ſcheint von Robespierre ausdrücklich zur Züchtigung ſeiner Vaterſtadt, der er abgeneigt war, auserleſen geweſen zu ſein. Man glaubt, daß Letzterer ſich dadurch für manche ihm dort in früheren Jahren begegneten Unannehmlichkeiten und Demüthigungen habe rächen wollen. Lebon begann ſeine Laufbahn als Konventskommiſſarius im Oktober 1793, und es ward von ihm Anfangs, im Vergleiche zu dem damals herrſchenden Geiſte, einige Mäßigung beobachtet. Vom Wohlfahrtsausſchuß hierüber getadelt, wollte er ſich dieſem Vorwurf nicht noch einmal ausſetzen, und wußte das Verſäumte nachzuholen. Er errichtete ein Revolutionstribunal in Arras und ein anderes in Cambrai, und ließ diejenigen, welche von dem einen losgeſprochen wurden, vor das andere ſtellen und verurtheilen. Lebon ſchrieb im April 1794 an den Wohlfahrtsausſchuß, unter Anderem, Folgendes: „Die Maſchine iſt hier in gutem Zuge, und die Guillotine ſteht nicht mehr ſtill. Die Köpfe der Herzöge, Marquis, Grafen und Barone, männliche und weibliche, fallen wie Hagel unter dem Beil." — Lebon ließ Leute hinrichten, die weiter nichts gethan hatten, als für ihre gefangenen Angehörigen Fürbitten einzulegen. Die auf der Guillotine Angekommenen mußten zuweilen erſt die Vorleſung der eingelaufenen Siegesberichte anhören, ehe ſie abgeſchlachtet wurden; Andere ließ er, um ihre Todesqual zu vermehren, in der zur Hinrichtung erforderlichen Stellung eine Zeit lang liegen, bevor dieſe ſelbſt erfolgte. Man erzählt, Lebon's Haß gegen ſeine frühere Religion ſei ſo groß geweſen, daß er einige Perſonen blos deshalb der Guillotine über-

gab, weil sie ein Gebet hergesagt, oder das Zeichen des Kreuzes gemacht hatten.

Maignet, ein Vertrauter Robespierre's, war, Anfang 1794, als Repräsentant des Konvents, nach den Departements Vaucluse und Rhonemündung geschickt worden. Um sich des Vermögens der wohlhabenden Einwohner bemächtigen zu können, ließ der Präsident des Revolutions-Komité's in Bedouin, einer kleinen aber reichen Fabrikstadt, den Freiheitsbaum während der Nacht umhauen, und bürdete dies dann dem antijakobinischen Theile der Bevölkerung auf. Man rief Soldaten herbei, bewaffnete den Pöbel, und setzte ein Revolutionstribunal ein, das an einem Tage 63 Personen hinrichten ließ. Dann wurde der Ort geplündert und angezündet, wobei große Seidenvorräthe in Feuer aufgingen. — In der Stadt Orange, welche damals höchstens 7000 Einwohner hatte, wurden fünfhundert Todesurtheile vollzogen. Maignet selbst rühmt sich in seinen Berichten an den Wohlfahrtsausschuß, in den beiden genannten Departements 15,000 Personen in die Gefängnisse geworfen zu haben.

Die Volksrepräsentanten Lequinio und Laignelot luden in Rochefort den Henker zu Tische, ernannten ihn zum Vorsteher der Volksgesellschaft, und zwangen die Angehörigen der Hingerichteten, einen Umzug um die Guillotine zu halten, und in dem Blute ihrer Verwandten zu waten. — In Brest veranlaßte Raoul, Richter am dortigen Revolutionstribunal, den Vater des Generals Moreau, die Schulden eines Ausgewanderten zu bezahlen, gab ihn darauf an, und stimmte für seinen Tod.*) — Maure veranstaltete in Auxerre ein sogenanntes Fest des Schreckens, wobei die zu der Hinrichtung nöthigen Werkzeuge in Pomp vorgetragen wurden. — Lejeune, der in Besançon viel Blut vergoß, ließ sich eine kleine Guillotine anfertigen, mit welcher er zum Zeitvertreib Geflügel köpfte. Seine Frau trug kleine goldene Guillotinen als Ohrringe. — Eulogius Schneider, ein ehemaliger deutscher Mönch, der in Straßburg wüthete, sagte sich bei einem dortigen Bürger zum Essen an, und ließ ihn, der nichts ahnte, am anderen Tage hinrichten.

Aehnliche Gräuel und ähnliche Unmenschen, wie die eben erwähnten, sind 1793 und 1794 in vielen anderen Gegenden Frankreichs erschienen. Es wäre aber zwecklos, deren noch mehr angeben zu wollen.

---

*) Der General Moreau nahm an demselben Tage (20. August 1794) das an einem Busen der Nordsee gelegene Fort Sluys ein, an welchem sein Vater in Rennes hingerichtet wurde.

Ein Theil des franzöſiſchen Volkes war damals in eine Art von blutdürſtigem Irrſinn gefallen, der andere Theil von Erſtaunen und Entſetzen gelähmt. Nur die Unerſchrockenheit, mit der Tauſende von Männern und Frauen jedes Standes und Alters, Herzöge und Bauern, Greiſe und junge Mädchen, den Richtplatz betraten, die zahlreichen Beweiſe von aufopferndem Edelmuth und unerſchütterlicher Seelenſtärke, welche die Gefangenen und Verurtheilten bei Ertragung ihres traurigen Geſchickes ablegten, und die Tapferkeit und Ausdauer, mit welcher die Franzoſen ihr Land gegen die Angriffe der Verbündeten vertheidigten, erhielten die Hoffnung rege, daß aus dieſem wilden Chaos nicht die ewige Nacht, ondern ein neuer Tag emporſteigen werde.

---

41. Sturz Danton's und ſeiner Genoſſen.

Robespierre war für die Fortſetzung und Steigerung des Schreckensſyſtems; Danton hielt dagegen die Republik für ſtark genug, um die Bahn der Milde und Mäßigung betreten zu können. Zwei ſo verſchiedene Standpunkte konnten ſich nicht lange neben einander behaupten. Da bei dem gewaltſamen Charakter, den die revolutionaire Bewegung beſonders ſeit dem 10. Auguſt 1792 angenommen hatte, die Perſonen und Syſteme mit einander ſtanden und fielen, ſo war ein Kampf zwiſchen Robespierre und Danton unvermeidlich geworden. Es kam nur darauf an, wer von ihnen ſich zuerſt gegen den anderen erheben, denſelben überraſchen und entwaffen würde. Die Angreifenden hatten, bei allen Parteiſtreitigkeiten ſeit 1789, über die ſich blos Vertheidigenden den Sieg davongetragen. Wenn Danton die verzehrende Gluth der Revolution dämpfen wollte, ſo mußte er, wie früher, nur jetzt für einen beſſeren Zweck, die äußerſte Kraft und Thätigkeit entwickeln, ſeine Anhänger feſt zuſammenhalten, in den Wohlfahrtsausſchuß eintreten, im Konvent bei jeder Gelegenheit das Wort ergreifen, ſeine Anſicht über das, was Noth that, bei den Jakobinern und Cordeliers vertheidigen, und unter der Maſſe durch im Sinne ſeiner Partei geleitete Tagesblätter verbreiten. Wenn Danton ſo gehandelt hätte, ſo würde er wahrſcheinlich, von ſeiner ſtürmiſchen Beredſamkeit, ſeinen kühnen Gedankenblitzen, ſeiner mächtigen Perſönlichkeit unterſtützt, ſeine Gegner überwältigt, und ſeine Abſichten durchgeſetzt haben.

Von dem Allen that aber Danton das Gegentheil. Er war abſichtlich nicht mehr in den Wohlfahrtsausſchuß, nachdem er im Anfange eine kurze Zeit über in demſelben geſeſſen hatte, wieder eingetreten, obgleich er deſſen Allgewalt vorbereitet hatte, weil er nicht zum Untergange der Gironde beitragen wollte. Er hatte die Errichtung des Revolutionstribunals betrieben, hielt ſich aber von der Beſetzung deſſelben fern. Er erſchien nur ſelten, ſelbſt wenn er in Paris war, bei den Jakobinern oder Cordeliers, und ſprach dann wenig oder gar nicht. Er hatte ſich, bald nach dem Tode ſeiner erſten Frau, mit einem ſechszehnjährigen Mädchen aus einer royaliſtiſchen Familie verheirathet, und ſich ſogar deren Verlangen, von einem unvereidigten Prieſter getraut zu werden, gefügt. Er verließ die Hauptſtadt, ſo oft er konnte, und lebte mit ſeiner jungen Frau auf einem von ihm bei ſeiner Vaterſtadt, Arcis ſur Aube, angekauften Landgute, um die öffentlichen Angelegenheiten unbekümmert.

Danton war, ungeachtet ſeiner Theilnahme am 10. Auguſt und 2. September 1792, von Natur nicht grauſam, ſelbſt nicht einmal hart. Er konnte perſönlichen Bitten und Verwendungen, ſelbſt wenn ſie ſeinem Vortheil und ſeiner Ueberzeugung entgegen waren, nicht leicht widerſtehen. Er hatte vor und während der Septembermetzeleien viele Gefangene gerettet, und ſpäter, bei ſeiner Miſſion in Belgien, die franzöſiſchen Ausgewanderten, wenn er konnte, entſchlüpfen laſſen. Nur der Drang, um jeden Preis eine große Rolle zu ſpielen, hatte ihn der extremen Revolution in die Arme geworfen. Nachdem er das erſehnte Ziel erreicht, Macht und Reichthum erworben hatte, kehrte ſein urſprüngliches Weſen zurück, und er wollte die Beſiegten ſchonen, Milde und Verſöhnung eintreten laſſen. Auch war Danton, der, obgleich weniger liſtig und berechnend als Robespierre, mehr geraden und geſunden Verſtand als dieſer beſaß, überzeugt, daß die Revolution ſich bald legen müſſe, und daß, wer ſie künſtlich verlängern wolle, ihren Sturz vorbereite.

Aber Danton that nichts, um dieſe Meinung außerhalb des Kreiſes ſeiner nächſten Umgebungen geltend zu machen. Anſtatt die Maſſe, deren Zuſtimmung und Beihülfe damals noch nicht entbehrt werden konnte, an ſich zu ziehen, dieſelbe durch ihrer Faſſungskraft angemeſſene Schriften mit ſeinen Geſinnungen bekannt zu machen, und ſie auf eine Umkehr vorzubereiten, veranlaßte er ſeinen Freund Camille Desmoulins zur Herausgabe eines Journals: „Der alte Cordelier (le vieux Cordelier) genannt" — in welchem die Tyrannei der beiden Ausſchüſſe mit der eines Tiberius verglichen, und die bezüglichen Stellen aus Tacitus auf die Zeitverhältniſſe angewandt wurden. Dies war ſcharfſinnig

und geiſtreich, blieb aber der Menge ganz unzugänglich, reizte jedoch die Machthaber, welche dieſe Angriffe um ſo übler empfanden, da ſie von einem ehemaligen Geſinnungsgenoſſen herkamen.

Als Danton nach längerer Abweſenheit wieder in Paris erſchien, gab er ſeinen Freunden ſeine Abſicht noch lebhafter als früher kund, der Schreckensherrſchaft Einhalt zu thun, und, wie er ſich ausdrückte, ein Bankett zu veranſtalten, zu welchem Alle, welche die Freiheit und Größe des Vaterlandes ihren beſonderen Beſtrebungen vorzögen, zugelaſſen werden ſollten. Es geſchah aber von ſeiner Seite nichts, um einem ſolchen Plan im Konvent oder den Klubs Anklang zu verſchaffen, und zu deſſen Ausführung eine Partei zu bilden. Unter Danton's Anhängern war, im Gegenſatz zu dem Revolutionstribunal, viel von einem „Comité de la Clémence“ die Rede, aber ohne dieſem Gedanken eine greifbare Geſtalt zu verleihen.

Nachdem Robespierre die Ultrarevolutionsmänner in der Perſon Hebert's beſeitigt hatte, beſorgte er, daß der Moderantismus ſich der Republik bemächtigen, und ſie aus der ihr von ihm angewieſenen Richtung herausreißen könne. Abgeſehen davon, daß er die Revolution noch nicht an ihr Ziel gekommen glaubte, ſo wurden in ihm, bei dem Gedanken an Milde und Mäßigung, Beſorgniſſe für ſeine perſönliche Stellung rege. Er fühlte, daß er nur Etwas war, ſo lange die Bewegung im Zunehmen begriffen blieb, ahnte aber nicht, daß ſie dennoch bald, mit oder ohne ſein Zuthun, ſinken, und daß die Steigerung des Schreckensregiments deſſen Ende beſchleunigen müſſe. Robespierre wünſchte Danton's Untergang, den er für den einzigen ebenbürtigen Nebenbuhler hielt, ſcheute ſich aber, unmittelbar ſelbſt dafür zu wirken, indem ihm der Ausgang eines ſolchen Kampfes ungewiß erſchien. Billaud-Varennes ſah in dieſem Falle, wenn auch nicht weiter, aber ſchärfer als Robespierre, und begriff, daß Danton, der Revolution überdrüſſig, ohne einen Platz in der Regierung, ohne Einfluß in den Klubs, dem Anblick des Volks ſeit lange entzogen, bei demſelben auf keine Hülfe zu rechnen hatte. In der Sitzung des Wohlfahrtsausſchuſſes am 24. März ward von Billaud-Varennes ohne Weiteres erklärt, daß Danton's Leben mit der Sicherheit der Republik unvereinbar ſei; Robespierre ſchien überraſcht zu ſein, widerſprach anfänglich, gab aber bald nach. St. Juſt wurde mit der gegen Danton und ſeine Anhänger im Konvent zu haltenden Anklage beauftragt.

Die beiden Ausſchüſſe wurden durch ihre Späher davon unterrichtet, daß Danton auf keinen Angriff vorbereitet ſei, keine Widerſtands-

mittel beſitze, und nach wie vor in der Zurückgezogenheit lebe. Sie beſorgten aber, daß Danton, bei längerer Zögerung, von ſeinen Freunden ermuntert, ſich im Konvent gegen das herrſchende Syſtem erklären, ſich dem Volke zeigen, und daſſelbe auf ſeine Seite ziehen könnte. Sie beſchloſſen einem möglichen Erwachen des großen Demagogen aus ſeinem lethargiſchen Zuſtande zuvorzukommen. In der Nacht vom 30. zum 31. März ward der Befehl zu Danton's, Camille Desmoulin's, Lacroix', Philippeaux', Weſtermann's und Herault de Sechelles' Verhaftung unterzeichnet, und am anderen Morgen um 6 Uhr vollzogen.

Es wurden aber, um Danton in der öffentlichen Meinung herabzuſetzen, außer ſeinen perſönlichen Freunden und Geſinnungsgenoſſen, noch mehre andere, durch ihren Charakter und ihre Lebensweiſe beſonders anrüchige Perſonen, wie der ſchwelgeriſche und betrügeriſche Exkapuziner Chabot, die Lieferanten Espagnac und Frey, der Spanier Gusman, der Däne Diedrichſen, letztere beide, um Danton der Verbindung mit dem Auslande verdächtig zu machen, Bazire, der beſchuldigt wurde, heimlich zurückgekehrte Ausgewanderte beſchützt zu haben, der einer Fälſchung angeklagte Fabre d'Eglantine*) u. ſ. w. in den Proceß mit einbegriffen.

Danton war zwiſchen dem 24. und 31. März mehrmals von der ihn bedrohenden Gefahr benachrichtigt, und zu einer Schilderhebung gegen ſeine heimlichen Gegner oder zur Flucht aufgefordert worden. „Erſcheine im Konvent," ſagte Lacroix eines Tages zu ihm, „ſprich von Brutus und Dolchſtichen, und du wirſt die Zuſchauer auf den Tribünen, und bald das ganze Volk mit dir fortreißen, und die Verſammlung einſchüchtern. Dein Zögern tödtet uns!" — Aber Danton antwortete immer, wie vor und nach ihm Andere in ähnlicher Lage: „Es iſt noch nicht Zeit!" — Als man ihm Beweiſe dafür brachte, daß Robespierre auf ſeinen Untergang ſinne, erwiderte er: „Wenn ich bei ihm auch nur den Gedanken dazu vorausſetzen könnte, ſo würde ich ihm die Eingeweide mit den Zähnen ausreißen!" — Es waren dies aber nur hochtrabende Worte. Der Danton von 1794 war dem von 1792 nicht mehr ähnlich. Er beſaß nur noch ſo viel Kraft, um, ſeiner Rolle gemäß,

*) Ein dramatiſcher Dichter von Talent, hatte er die Bezeichnung d'Eglantine ſeinem Familiennamen hinzugefügt, weil einem ſeiner Gedichte von der Akademie in Toulouſe (l'académie des jeux floraux) der Preis, welcher in einer wilden Roſe (églantine) von Gold beſtand, zuerkannt worden war. Nach neueren Unterſuchungen iſt die ihm Schuld gegebene Fälſchung eine Verläumdung ſeiner Feinde geweſen.

zu sterben. Zum Handeln war er unfähig geworden. Als man ihm Frankreich heimlich zu verlassen rieth, sagte er: „Kann man sein Vaterland an seinen Schuhsohlen mitnehmen?" — Vergebens ward ihm von einem Freunde ein sicherer Zufluchtsort in Paris selbst angeboten. „Sie werden nichts gegen mich zu unternehmen wagen," war seine stehende Antwort. Man sah ihn am letzten Tage, von innerer Unruhe getrieben, in verschiedenen Theilen der Stadt umherirren. Am Abend in seine Wohnung zurückgekehrt, fiel er, wie ein gehetztes Wild, in die Fallstricke seiner Feinde.

Als am anderen Tage die Nachricht von Danton's Verhaftung im Konvent bekannt wurde, gerieth Alles, was nicht zu Robespierre's persönlichem Anhang gehörte, in Aufregung, und Legendre und mehre Andere verlangten, daß Danton und seine Freunde von dem Konvent verhört würden. Als aber Robespierre erschien, und erklärte, daß, wer unter den Verräthern am Vaterlande einen Unterschied der Person geltend machen wolle, zu ihnen gehöre, verstummte alsbald der Widerspruch, und Legendre entschuldigte sich. Als Robespierre begütigend hinzusetzte: „Es giebt der Strafbaren nicht sehr viele" — fühlte man sich erleichtert, und das Dekret, die Stellung der Gefangenen vor das Revolutionstribunal betreffend, ward mit Beifallsklatschen angenommen.

St. Just's Anklagebericht war eine Art von historischem Roman, wie die meisten solcher Dokumente in jener Epoche, und aus Wahrem und Falschem zusammengesetzt, aber so, daß Letzteres bei Weitem überwog. Daß Danton sich im Jahre 1792 vom Hofe habe bestechen lassen, konnte wahr sein, aber die Behauptung, daß der 10. August von ihm ungern gesehen worden, mußte als eine abgeschmackte Erfindung erscheinen. Daß Danton eine Zeit lang im geheimen Einverständniß zu Orleans und Dumouriez gestanden, war nicht unmöglich, daß er aber für das allgemeine Aufgebot gewirkt, um die Republik zu verderben, würde von einer anderen Versammlung für einen ungereimten Einfall erklärt worden sein. Diejenigen unter den Angeklagten, welche Danton und seiner Partei durchaus fremd waren, wurden von St. Just gleichwohl als die Mittelspersonen, welche die Verbindung zwischen ihm und dem Auslande besorgt hätten, bezeichnet. Es wurden in diese politischen Beschuldigungen zugleich eine Menge unwahrer und gehässiger Züge, Danton's Privatleben betreffend, von dem eben so verläumderischen als grausamen St. Just eingeflochten.

Der Proceß vor dem Revolutionstribunal, auf St. Just's Bericht gegründet, drohte eine für Danton's Feinde gefährliche Wendung zu

nehmen. Es fehlte an allen ſchriftlichen Beweiſen gegen die Angeklagten, und dieſe verlangten ihren Verfolgern, namentlich Robespierre, St. Juſt, Couthon, gegenüber geſtellt zu werden. Obgleich der Präſident des Revolutionstribunals (Hermann), die Richter und Geſchwornen, ſämmtlich zu Robespierre's Kreaturen gehörten, ſo fühlten ſie ſich in dieſem Falle doch unſicher. Sie zogen das Verhör in die Länge, denn ſie wußten nicht, wie ſie Danton und ſeinen Genoſſen ihre Forderung abſchlagen ſollten, und fühlten zugleich die Unmöglichkeit, ſie zu gewähren. Was würden nicht für Enthüllungen zu Tage gekommen ſein, wenn Danton die drei oben genannten Demagogen vor ſich gehabt, und ihnen ſeine Donnerworte entgegengeſchleudert hätte? — Es war dies jetzt eben ſo ſehr, wie vorher zwiſchen der Bergpartei und der Gironde, ein Kampf um das Daſein ſelbſt. Es handelte ſich um Danton's oder Robespierre's Sturz. Es gab kein Drittes. Eine Freiſprechung Danton's würde Robespierre's Untergang nach ſich gezogen haben. Für dieſen waren aber die Umſtände noch nicht reif.

Die Verhandlungen dauerten mehre Tage lang, und nahmen einen immer ſtürmiſcheren Charakter an. Danton, Lacroix, Philippeaux ſprachen lauter als ihre Ankläger, überhäuften Richter und Geſchworne mit Vorwürfen, und verlangten unaufhörlich Robespierre's, St. Juſt's und Couthon's Herbeirufung. Das anweſende Volk fing für die Angeklagten Partei zu nehmen, die an ſie gerichteten Fragen mit Murren, ihre Antworten mit Beifall zu begleiten an. Dieſes Beiſpiel konnte, wenn der Proceß nicht bald zum Abſchluß gebracht wurde, die draußen auf den Straßen und Quais verſammelte zahlreiche Menge ergreifen, und eine große Bewegung verurſachen. Als endlich der Präſident des Revolutionstribunals den Angeklagten die Vorladung von Konventsmitgliedern unter dem Vorwande verweigerte, daß dieſe ihre Ankläger wären, und deshalb nicht als Zeugen zugelaſſen werden könnten, brachen Danton und Lacroix in den heftigſten Zorn aus. Sie ſchrieen laut über Tyrannei und Barbarei, und Camille Desmoulins warf die von ihm aufgeſetzte Vertheidigungsſchrift dem Präſidenten Hermann an den Kopf. Da wurden die Angeklagten auf den Grund hin, daß ſie ihre Richter beleidigten, und den ruhigen Gang der Verhandlungen ſtörten, mit Gewalt aus dem Sitzungsſaal entfernt, und die Unterſuchung in ihrer Abweſenheit fortgeſetzt. Aber die Geſchwornen waren, zum erſten Mal ſeit langer Zeit, unter einander uneinig, und die meiſten von ihnen weigerten ſich die Angeklagten zu verurtheilen. Sie verlangten Beweiſe, welche der öffentliche Ankläger nicht herbeiſchaffen konnte. Endlich wußten zwei

Mitglieder des Sicherheitsausschusses, Louis David und Amar, die widerstrebenden Geschwornen für ihre persönliche Sicherheit besorgt zu machen, und ihnen das Schuldig abzuzwingen.

Danton's letzte Tage sind von den verschiedenartigsten Eindrücken erfüllt gewesen. Bald berauschte er sich in der Erinnerung an seine frühere Macht, bald stellte er sich mit Schmerz die immerwährende Trennung von seiner bejahrten Mutter, seiner jungen Frau, und seinen noch in der Wiege befindlichen Kindern vor. Wenn ihn dieser Gedanke zu weich zu stimmen drohte, so verscheuchte er ihn mit den zu sich selbst gesprochenen Worten: „Keine Schwäche, Danton!" — Die Zukunft Frankreichs schien ihm ungewiß zu sein, und er sah den Sturz des gegenwärtigen Systems voraus, ohne aber zu ahnen, was darauf folgen könnte. Als der Präsident des Revolutionstribunals die üblichen, jeder Untersuchung vorangehenden, Fragen an ihn richtete, antwortete er: „Meine Wohnung wird bald das Nichts sein, und meinen Namen werdet ihr im Pantheon der Geschichte finden!" — Er sah nur in Robespierre einen Feind, und erwähnte der übrigen Urheber seines Sturzes nicht. Aber gegen diesen seinen früheren Genossen und späteren Nebenbuhler scheint er von einem wirklichen Hasse erfüllt gewesen zu sein, ein Gefühl, das ihm sonst bei seinem Leichtsinn und seiner Lebenslust fremd war.

Danton wurde am 5. April 1794 mit vierzehn an demselben Tage Verurtheilten, unter ihnen Camille Desmoulins, Lacroix, Herault de Sechelles, Philippeaux, Fabre d'Eglantine, Bazire, Chabot, hingerichtet. Auf dem Wege zum Schaffot rief er mehrmals: „Ich ziehe Robespierre mir nach, er wird mir bald folgen! Der Feigling! Ich allein hätte ihn retten können!" — Vor Robespierre's Wohnung, wo, wie am 21. Januar 1793, die Thüren geschlossen und die Fenster verhangen waren, angekommen, sprach Camille Desmoulins: „Dieses Haus wird nicht lange mehr stehen!" — Wohin Danton während des Zuges seine Blicke richtete, schwieg das kannibalische Händeklatschen, welches der dazu von der Polizei angestiftete Pöbel bei allen Hinrichtungen erschallen ließ. Als Herault de Sechelles, durch seine schöne Gestalt und den Adel seiner Züge ausgezeichnet, am Fuße des Schaffots Danton umarmen wollte, trat der Henker hindernd dazwischen, worauf Danton zu demselben sagte: „Du bist grausamer als der Tod. Dieser wird es nicht verhindern, daß sich unsere Köpfe im Korbe umhalsen!" Camille Desmoulins rief, das von Blut triefende Beil der Guillotine betrachtend: „Würdige Belohnung für den ersten Apostel der Freiheit!"

Die herrſchende Partei beſchloß jetzt, ſich des Ueberreſtes der Ultrarevolutionsmänner, die mit Hebert verhaftet, aber nicht verurtheilt worden, zu entledigen. Sie benutzte aber die Gelegenheit, um in den Untergang der ehemaligen Mitglieder der Kommune auch andere dieſen durchaus fremde Perſonen, die aber den Machthabern aus irgend einem Grunde verdächtig oder verhaßt geworden waren, zu verwickeln. Dieſes Verfahren wurde von jetzt an häufig angewandt. Man wollte dadurch dem Volke einen Beweis für die Unparteilichkeit der revolutionairen Juſtiz geben, und es zugleich durch die Vorſpiegelung von, aus verſchiedenen Elementen beſtehenden, Komplotten in beſtändiger Aufregung und Beſorgniß für das Daſein der Republik erhalten.

Am 13. April wurden Chaumette, der Erfinder der ſogenannten Vernunftreligion, Gobel*), konſtitutioneller Biſchof von Paris, die Generale Arthur Dillon und Beyſſer, jener ein konſtitutioneller Royaliſt, dieſer ein Jakobiner, Grammont**), Vater und Sohn, und die Wittwen Heberts***), und Camille Desmoulins****), zuſammen 18 Perſonen, hingerichtet. Man gab ihnen, ſelbſt den Frauen darunter, Schuld, im Gefängniß an einer Verſchwörung zur Sprengung der Nationalverſammlung und zum Umſturz der Republik gearbeitet zu haben. Wenn man von jetzt an gegen Verdächtige keinen anderen Grund zur Anklage finden konnte, ſo legte man ihnen ſolche Komplotte bei, die von Mitgefangenen, welche ſich dadurch retten wollten, entweder geradezu erfunden, oder aus zufälligen, oft ganz unbedeutenden Aeußerungen hergeleitet wurden. Die Klaſſe dieſer Angeber in den Gefängniſſen wurde ſo zahlreich, daß ſie einen eigenen Namen: „Fabricateurs des conspirations de prisons“ erhielt.

Vom 2. Januar bis zum 13. April 1794 ſind in Paris 322 Perſonen guillotinirt worden. Unter ihnen verdienen bemerkt zu werden: der junge Graf von Cuſtine, Sohn des am 27. Auguſt 1793 hingerichteten Generals dieſes Namens; der Marſchall von Luckner, der letzte General, welcher mit Rochambeau den Marſchallsſtab von Ludwig XVI.

---

*) Gobel, deſſen oben (S. 426) bei Gelegenheit des 7. November 1793 gedacht worden iſt, wurde als ein Genoſſe Chaumette's aufgeopfert.

**) Beide, früher Schauſpieler, hatten unter Ronſin in der Vendée, der Vater als General, der Sohn als Adjutant, gedient.

***) Sie war eine ehemalige Nonne.

****) Sie war vor ihrer Verheirathung von Robespierre mit ſo großer Aufmerkſamkeit behandelt worden, daß man glaubte, dieſer wolle ſich um ihre Hand bewerben. Ein von ihr, während des Proceſſes ihres Gatten, an Robespierre gerichtetes Schreiben war von dieſem unbeantwortet geblieben.

unter Narbonne's Kriegsministerium, erhielt; Lamourette, konstitutioneller Bischof von Lyon, der am 9. Julius 1792 in der Legislative zwischen den Parteien einen vergeblichen Versöhnungsversuch angestellt hatte.

---

42. Das Schreckensregiment auf seiner Höhe.

Da Danton und seine Anhänger, wegen ihrer Hinneigung zu einer Ermäßigung der Revolution geblutet hatten, so mußte diese von deren Untergange an einen noch gewaltsameren und grausameren Charakter als bisher annehmen. Robespierre war zwar schon vor Danton's Sturz das hervorragendste Mitglied des Konvents gewesen. Er hatte indessen, so lange Danton lebte, einen Nebenbuhler gehabt, der, ungeachtet er in der Meinung für den Augenblick gesunken, durch seine an die Gründung der Republik geknüpften Erinnerungen, und die Möglichkeit, seine frühere Stellung durch einen kühnen Anlauf wiedernehmen zu können, Robespierre's Bedeutung schmälerte. Aber nach Danton's Tode übte Robespierre eine im Wesentlichen unumschränkte Autorität aus. Der persönliche Charakter, die entgegengesetzten Pläne und Intriguen der Machthaber, die öffentlichen und besonderen Verhältnisse trugen zu der Steigerung der Schreckensherrschaft bei.

Robespierre, der Anfangs nur als Parteihaupt Einfluß ausgeübt, hatte sich allmälig eine, wenn auch unsichere und von keinen bestimmten Einrichtungen getragene, aber für den Augenblick desto tiefer eingreifende Gewalt verschafft. Um seine Stellung zu sichern, glaubte er, im Geiste der extremen Revolution fortfahren zu müssen, und dadurch das Vertrauen des verblendeten Volkes zu bewahren. Auf die Massen gestützt, hoffte er sich seiner Gegner, je nach den Umständen, durch einen Pöbelaufstand, wie gegen die Gironde, oder auf scheinbar gesetzlichem Wege, wie gegen Danton geschehen war, auch fernerhin entledigen zu können. Nachdem Danton sich von Robespierre's Netzen und Schlingen hatte fangen lassen, mochte diesem der Kampf mit den übrigen Demagogen verhältnißmäßig leicht erscheinen. Aber Robespierre übersah hierbei, daß Danton's Sturz blos dadurch möglich geworden, daß dieser sich vom öffentlichen Leben getrennt, und, sich einzig auf seinen Namen verlassend, jeder äußeren Macht entsagt hatte, während Robespierre's gegenwärtige Nebenbuhler: Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Barrère u. s. w., eine officielle Stellung besaßen, sich in seiner nächsten Nähe befanden, ihn beobachteten und ihm entgegenarbeiten konnten.

Ungeachtet aller Hinderniſſe und möglichen Gefahren, übte Robespierre eine entſchiedene Suprematie aus, ſtand, ohne dieſen Namen zu führen, als ein Diktator da. Im Konvent waren ſeine Gegner, die Anhänger Danton's, nach deſſen Tode eine Zeit lang ganz eingeſchüchtert. Die Ueberreſte der rechten Seite neigten ſich Robespierre wegen der gegen die Drei und Siebzig geübten Schonung zu, und das Centrum war von jeher gewohnt, ſich dem Stärkſten anzuſchließen. Das Revolutionstribunal, Richter und Geſchworne, folgte Robespierre's Wink. Der öffentliche Ankläger, Fouquier-Tinville, obgleich durch Camille Desmoulins' Verwendung zu dieſem Amt ernannt, hatte ſich, als der Kampf zwiſchen Danton und Robespierre ausbrach, auf Seite dieſes letzteren geſchlagen. Auf den Wohlfahrtsausſchuß wirkte Robespierre durch St. Juſt und Couthon, auf den Sicherheitsausſchuß durch Louis David und Amar ein. Die Kommune leitete Robespierre durch Fleuriot, Pache's Nachfolger in der Mairie, und durch Payan, der an Chaumette's Stelle getreten, die ihm beide unbedingt ergeben waren. Im Jakobinerklub hatte Robespierre's Anſehen durch nichts erſchüttert werden können. Durch ſein Verhältniß zum Konvent und zu den Ausſchüſſen war Robespierre eine politiſche Macht, durch ſeine Stellung bei den Jakobinern ſchien er der Vertreter der öffentlichen Meinung zu ſein, durch die Kommune ſtand ihm die Nationalgarde der Hauptſtadt zu Gebote. Robespierre beſaß außerdem eine eigene Polizei, durch welche er ſeine Gegner mit Spähern umgab, und ihre verborgenſten Handlungen in Erfahrung brachte, um dieſelben bei vorkommenden Fällen zu ihrem Verderben auszulegen. Heron, der Exekutivagent des Sicherheitsausſchuſſes, welcher die Verhaftungen zu beſorgen hatte, ſtand mit Robespierre in geheimer Verbindung, der durch ihn von allen Maßregeln dieſes Komitee's, mit welchem Robespierre in keiner näheren amtlichen Verbindung ſtand, unterrichtet wurde. Von dem in ſtürmiſchen Zeiten unzertrennlichen Wechſel der Volksſtimmung und Parteiſtrömung abgeſehen, und nur die äußeren Hülfsmittel in Betracht gezogen, konnte Robespierre's Stellung für die feſteſte gelten, welche irgend einer der revolutionairen Machthaber ſeit 1789 eingenommen hatte.

Um ſich aber auf dieſer Höhe zu erhalten, mußte Robespierre der Revolution noch mehr blutige Opfer als Alle, die vor und mit ihm ſich an ihr betheiligt hatten, bringen, mußte ſich noch argwöhniſcher, hinterliſtiger und unerbittlicher als die Anderen zeigen. Er benutzte zur Ausführung ſeiner Abſichten die, welche ihm bei Danton's Sturz geholfen hatten, und dieſe wiederum boten ſich nicht nur zu Werkzeugen für den

Untergang Aller, die nicht zu der Schreckenspartei gehörten, an, sondern trieben Robespierre auf dieser Bahn immer weiter, in der Absicht, allen Haß, der sich über lang oder kurz gegen dieses System erheben mußte, dem, welcher sich an dessen Spitze befand, aufbürden zu können. Es entstand von Danton's Sturz an zwischen Robespierre und seinen Gegnern ein Wetteifer an Grausamkeit, der alle begangenen Frevel noch überbot, zuletzt aber auf die Urheber zurückfiel. Mehrmals wollte Robespierre, nicht aus Menschlichkeit, sondern aus Klugheit, anhalten und einlenken, aber das Meer von Blut stieg wie eine Mauer hinter ihm auf, und ließ keine Umkehr zu.

Ungeachtet des unerhört gewaltsamen Charakters, den die Revolution angenommen, waren ihr Verläumdung und Lüge, sonst nur die Waffen der Schwachen, unentbehrlich geworden. Obgleich bei allen revolutionairen Processen, von dem gegen den Marquis von Favres an, die Wahrheit vielfach verletzt worden, so hatte die herrschende Partei doch erst seit der Anklage gegen die Gironde angefangen, den wirklichen Beschuldigungen handgreifliche Erdichtungen beizumischen. Früher war wenigstens die Möglichkeit des Behaupteten einigermaßen berücksichtigt worden. Bei dem Proceß gegen Danton und seine Partei ward die Wahrheit noch mehr als bei dem gegen die Girondisten dem Parteigeist aufgeopfert. Von dieser Zeit an nahm dies aber immer zu, und die meisten von Fouquier-Tinville entworfenen Anklagen beruhten fast auf reinen Erfindungen, bei denen nicht einmal das Gesetz der Wahrscheinlichkeit beobachtet wurde. Bei den sogenannten Gefängnißkonspirationen wurden Personen, die hinter Schloß und Riegel saßen, die, eng bewacht, sich nicht rühren konnten, die krank oder alt waren, Greise wie Frauen, mörderischer Anschläge auf den Konvent oder die Ausschüsse, oder wohl gar der Absicht, alle Patrioten umbringen zu wollen, beschuldigt. Leuten, die sich nie gesehen oder wenigstens nie gesprochen hatten, die zu entgegengesetzten Parteien gehörten, ward vorgeworfen, zu gemeinsamen Zwecken in eine Verschwörung eingetreten zu sein, welche, sowohl in Bezug auf die vermeintlichen Theilnehmer als die vorausgesetzten Mittel der Ausführung, eine innere und äußere Unmöglichkeit war.

Die Guillotine stand von Danton's Hinrichtung an nicht mehr still. Zu den Verurtheilten, deren Namen an die vorrevolutionaire Epoche erinnern, gehören: die Herzöge von Villeroi und Bethune-Charost — die Marschälle von Mailly und Noailles-Mouchy, letzterer achtzig Jahre alt — die Herzoginnen von Grammont und Duchatel, erstere eine Schwester des Ministers Choiseul — der ehemalige Kriegsminister Latour du

Pin — der Admiral Graf d'Eſtaing — 31 Mitglieder der Parlamente von Paris und Toulouſe — 27 Generalpächter, unter ihnen der berühmte Chemiker Lavoiſier — Notabilitäten aus der erſten Nationalverſammlung, wie Duval d'Epremenil*), Thouret**), Le Chapelier***) u. ſ. w. Ein beſonders tiefes Mitgefühl erregte die Hinrichtung des greiſen Malesherbes, des Vertheidigers Ludwig XVI., mit ſeiner ganzen Familie und dem Gatten ſeiner Enkeltochter, einem Bruder des berühmten Schriftſtellers Chateaubriand (21. April), und der Tod der Prinzeſſin Eliſabeth, Schweſter Ludwig XVI., an welche bisher ſelbſt die ärgſten Revolutionsmänner nicht Hand anzulegen gewagt hatten, und die jetzt auf Billaud-Varennes' Betrieb ihren Untergang fand (10. Mai). Nicht minder ſchrecklich war die Hinrichtung von fünf jungen Mädchen, welche ſich ſeit der Wiedereinnahme von Verdun in Haft befanden, und deren ganzes Verbrechen darin beſtand, auf einem daſelbſt dem Könige von Preußen gegebenen Balle getanzt zu haben. Dieſe genannten Opfer ſtanden aber nie allein, ſondern waren immer von einer ganzen Schaar von Unglücksgenoſſen umgeben.

Robespierre hatte den ſogenannten Kultus der Vernunft durch die Hinrichtung Chaumette's und ſeiner Anhänger in Verruf gebracht. Die Tempel der Vernunft wurden wieder geſchloſſen, und die auf die Kirchen geſetzten Inſchriften der Art ausgelöſcht. Aber Robespierre glaubte bei ſeinem politiſchen Syſtem eines religiöſen Credo's nicht entbehren zu können. Es ſollte dies aber an keine der beſtehenden Konfeſſionen erinnern, und ſo allgemeiner Natur als möglich ſein. Die von der Geſchichte überall beſtätigte Erfahrung, daß es nie ein Volk ohne ein überſinnliches Dogma in ſeinem Daſein gegeben, und der Ehrgeiz, daſſelbe jetzt zur Geltung zu bringen, veranlaßte Robespierre, dem Konvent die öffentliche Anerkennung des höchſten Weſens und den Glauben an die Unſterblichkeit der Seele vorzuſchlagen, was, wie damals alle ſeine Anträge, wenigſtens ohne lauten Widerſpruch durchging. Da jedoch die Revolution vor Allem eine politiſche Begebenheit war, ſo ſuchte Robespierre die Beziehung der religiöſen und moraliſchen Ideen zu dem republikaniſchen Princip nachzuweiſen, und ſtellte die Gottesläugnerei mit dem Despotismus, und den Glauben an ein höchſtes Weſen mit der Liebe zur Freiheit zuſammen.

---

*) Am 5. Mai 1788 wegen ſeiner Oppoſition, auf Befehl Ludwig XVI., in einer Sitzung des pariſer Parlaments verhaftet.

**) Von ihm rührte der Entwurf zu der neuen Eintheilung Frankreichs her.

***) Einer der Stifter des „club breton", der Wiege des Jakobinerklubs.

Da Robespierre Frankreich immer mehr nach sich selbst modeln wollte, so sprach er unaufhörlich von Sittenreinheit, Uneigennützigkeit, Mäßigkeit, Vorzüge, welche er für sich in Anspruch nehmen konnte, vergaß dabei aber, daß Grausamkeit, Argliſt und Heuchelei, die in seinem Wesen lagen, größere Laster als diejenigen sind, welche er an seinen Feinden tadelte.

Die Anhänger Danton's, Hebert's, Chaumette's waren meist erklärte Atheisten. Robespierre hoffte, da er seine Grundsätze durch ein Dekret des Konvents sanktioniren, d. h. zum Staatsgesetz erheben, und mit dem Dasein der Republik in Verbindung bringen ließ, eine Gelegenheit gefunden zu haben, seine Gegner, wenn er ihnen sonst nichts vorwerfen konnte, als Gotteslängner und Sittenverderber auf die Guillotine schicken zu können.

Der Konvent hatte den 8. Junius (1794) zu der feierlichen Anerkennung des höchsten Wesens, in ähnlicher Weise, wie dies mit der Erinnerung an den 14. Julius 1789 und den 10. August 1792 geschehen, bestimmt. Robespierre ward zum Präsidenten des Konvents ernannt, so daß er an diesem Tage, von seiner übrigen Bedeutung abgesehen, auch äußerlich am Meisten hervortrat. Um 5 Uhr Morgens wurde in allen Straßen von Paris zum Aufbruch getrommelt. Die Häuser waren mit Fahnen und Laub geschmückt. Bewaffnet war diesmal nur die männliche Jugend zwischen vierzehn und achtzehn Jahren, welche in jeder Section ein Viereck bildete, in dessen Mitte sich die Fahne der Section befand. Die Männer trugen Eichenzweige in den Händen, die verheiratheten Frauen Rosensträuße, die Mädchen Blumenkörbe. Im Garten der Tuileries war ein Amphitheater aufgeschlagen, auf welchem sich eine große Puppe, den Atheismus vorstellend, befand. Robespierre zündete dieselbe an, und aus den Flammen, welche sie verzehrten, trat das Bild der Weisheit hervor. Nachdem Robespierre in seiner üblichen, halb didaktischen, halb sentimentalen Weise von der Tugend und Reinheit, welche aus dem Glauben an ein höchstes Wesen und an eine einstige Vergeltung hervorgehen würden, gesprochen hatte, zog die ganze Versammlung nach dem Marsfelde, auf welchem ein Berg, oben mit einem Freiheitsbaum verziert, errichtet war. Auf dem Berge nahmen die Mitglieder des Konvents und die Vertreter der Sectionen Platz, die Menge stand unten in der Ebene. Es wurden Hymnen an die Gottheit und republikanische Gesänge angestimmt, und unter Kanonendonner der Schwur, für die Freiheit sterben zu wollen, abgelegt.

Robespierre trat an diesem Tage zum ersten Mal als der Führer

der Revolution und das Oberhaupt der Republik auf, was er im Grunde schon seit längerer Zeit war, aber nie äußerlich vorgestellt hatte. Alles sah nur auf ihn. Die von ihm im Garten der Tuileries gehaltene Rede wurde von den Zuhörern verschlungen, nicht als ob sie an und für sich besonders merkwürdig gewesen wäre, sondern weil man darin Andeutungen über sein Verhalten in der nächsten Zukunft suchte. Er konnte seine Selbstzufriedenheit bei der von ihm gespielten Rolle nicht verbergen. Der ihm eigene düstere Blick und seine verschlossene Miene schienen etwas klarer und offener als gewöhnlich zu sein. Seine steife Haltung war freier und ungezwungener geworden. Er zog auf dem Wege nach dem Marsfelde, sorgfältig frisirt und sauber gekleidet, einen großen Strauß von Aehren und Blumen in der Hand, an der Spitze des Konvents, wie ein Triumphator, einher. Aber der Haß gegen ihn war bei manchem seiner Gegner noch größer als die Rücksicht auf ihre Sicherheit. Mehrmals erscholl aus dem Zuge der Ruf: „Der tarpejische Felsen ist nicht weit vom Kapitol!“ — und: „Es gibt mehr als einen Brutus!“

Es war Robespierre nicht entgangen, daß, in dem wohlgesinnten und gemäßigten Theile der Bevölkerung, das Fest des höchsten Wesens, wegen der damit verbundenen Ideen, als ein Pfand für die baldige Milderung des Schreckenssystems angesehen wurde. Dies sollte aber nach seiner Meinung erst eintreten, wenn er seine Neider und Nebenbuhler aufgeopfert haben würde. Er fürchtete, daß diese letzteren ihn in den Verdacht bringen könnten, die Revolution anhalten zu wollen, sie dadurch zu entwaffnen, und ihren Feinden wehrlos zu überliefern. Robespierre fühlte sich noch nicht stark genug, um einen solchen Vorwurf ohne Gefahr auf sich zu laden. Er trug deshalb auf eine Vermehrung des Personals am Revolutionstribunal, auf eine Beschleunigung der Procedur, und Aufhebung der wenigen noch vorhandenen gesetzlichen Gewährleistungen für die Angeklagten an. Obgleich die bei dem Processe gegen die Girondisten und Dantonisten vorgekommenen Rechtsverletzungen in der Praxis nicht wohl überboten werden konnten, so wurde doch jetzt als Princip festgesetzt: daß fortan Zeugen zur Feststellung der Schuld entbehrlich, und daß hierzu das, von ihrer Liebe zum Vaterlande aufgeklärte Gewissen der Geschwornen ausreichend sein sollten. — Dieser Entwurf, nach seiner Annahme das Gesetz vom 22. Prairial (10. Junius) genannt, ward Anfangs heftig bekämpft, ging aber zuletzt mit der einzigen Ermäßigung durch, daß Mitglieder der Volksvertretung nach wie

vor, nur mit Bewilligung derselben vor das Revolutionstribunal gestellt werden dürften. Die Aufhebung dieser Beschränkung hoffte Robespierre noch zu erreichen, weil er sich sonst seiner Gegner im Konvent und in den Ausschüssen nicht entledigen konnte.

Auf das Gesetz vom 22. Prairial gestützt, griff jetzt das gerichtliche Morden noch mehr als vorher um sich, und es wurde nicht die Menschlichkeit, denn diese hatte in der Revolution längst nichts mehr zu sagen gehabt, sondern selbst der letzte Rest von auch nur äußerem Recht mit Füßen getreten.

Unter den Opfern jener Zeit, deren selbst bemerkenswerther Theil hier aus Mangel an Raum nicht vollständig aufgeführt werden könnte, muß jedoch die am 17. Junius (1794) erfolgte Hinrichtung von 54 Personen erwähnt werden. Es waren dies, nach dem seit Danton's und Chaumette's Proceß gewöhnlich gewordenen Verfahren, Angeklagte, welchen, aus den verschiedensten Parteien und Verhältnissen zusammengeworfen, ein gemeinsames Verbrechen angedichtet wurde. Es befanden sich darunter: der Fürst Rohan-Rochefort; der General Graf von Sombreuil; l'Amiral, ein Lotteriebeamter, der einen verfehlten Mordanfall auf Collot d'Herbois gemacht hatte; die Tochter eines Papierhändlers, Cäcilie Renaud, welche eines Tages in Robespierre's Wohnung erschienen war, ohne sich über den Zweck dieses Besuches erklären zu können; Frau von St. Ameranthe mit ihren Töchtern und ihrem Schwiegersohn; eine Schauspielerin Grandmaison, und ein sechszehnjähriges Mädchen Namens Nicole, der nichts vorgeworfen werden konnte, als der genannten Schauspielerin das Mittagessen in deren Wohnung gebracht zu haben. Es stand fest, daß l'Amiral, Cäcilie Renaud, Frau von St. Ameranthe und die junge Nicole einander ganz unbekannt waren. Alle Verurtheilte waren, weil sie zweien Konventsmitglieder nach dem Leben gestanden haben sollten, wie Charlotte Corday, in rothe Ueberwürfe gekleidet. Der Weg zur Hinrichtung dauerte drei Stunden lang. Betheuerungen der Unschuld, laute Klagen, Umarmungen der Verwandten und Freunde brachten auf die Zuschauer einen tiefen Eindruck, der sich diesmal unverhohlen zeigte, hervor. Besonders war es die Jugend und Anmuth mehrerer weiblicher Opfer, welche im Volk Rührung und Entrüstung über ihr grausames Schicksal erregte.

Im Monat Julius (1794) kamen, unter Anderen, um: der Herzog von Clermont-Tonnere; Lachalotais, der, unter Ludwig XV., gegen den ministeriellen Despotismus angekämpft hatte; der General Alexander

Beauharnais; Andreas Chenier*), ein lyriſcher Dichter von ſeltenem Talent; zwei Deutſche: der Fürſt von Salm-Kyburg und der Baron von Trenk.

Um dieſe Zeit wurden die nach dem 2. Junius 1793 geflüchteten und geächteten Girondiſten Guadet, Salles und Barbaroux, in ihrem unterirdiſchen Verſteck zu St. Emilion bei Bordeaux entdeckt und hingerichtet (6. Julius 1794). Bald nachher fand man die Leichen Petion's und Buzot's, die ſelbſt Hand an ſich gelegt hatten und von Wölfen angefreſſen worden waren.

In der Zeit von dem Erlaß des Geſetzes vom 22. Prairial (10. Junins) bis zum 9. Thermidor (27. Julius) ſind in Paris 1400 Perſonen hingerichtet worden. Außerdem wurden 8000 Verdächtige in 28 Gefängniſſen aufbewahrt.

In den Departements ſah es wo möglich noch ſchlimmer als in der Hauptſtadt aus. Es ſind oben die auffallendſten und größten unter den begangenen Freveln in Nantes, Arras, Lyon, Toulon, Bedouin, Orange u. ſ. w. erwähnt worden. Aber auch das gewöhnliche tägliche Leben war für den beſſer geſinnten Theil der Bevölkerung, welcher ſeinen Unterhalt nicht aus der Unterdrückung und Beraubung Anderer zog, eine unerträgliche Laſt geworden. Ackerbau, Handel und Kunſtfleiß lagen ganz darnieder. Es wurde nur ſo viel hervorgebracht, als durchaus unentbehrlich war. Auf den ſeit Jahren verfallenden Landſtraßen begegnete man überall Gensdarmen, welche die der herrſchenden Partei Verdächtigen**) nach Paris, oder Bauern, welche ſich nicht dem Maximum unterwerfen oder keine Aſſignaten annehmen wollten, nach dem zunächſt liegenden Kriminalgefängniß abführten. Volksrepräſentanten, die ſich nach dem Sitze ihrer Miſſion begaben, ſah man ſehr, oft von einer Guillotine begleitet, einherziehen und ſtieß nicht ſelten auf ganze Schaaren von Männern, Weibern, Kindern, welche in den von inneren Kämpfen verheerten Departements heimathslos umherirrten. Wenn der Bewohner der Hauptſtadt deren nächſte Umgebung überſchritt, wurde ſein Blick von dem Bilde noch größerer Zerſtörung als in Paris ſelbſt getroffen. Zahlloſe Kirchen, Klöſter, Kapellen, Schlöſſer und Landhäuſer waren ganz oder zum Theil verbrannt oder niedergeriſſen worden. Der chriſtliche Gottesdienſt konnte nur im Geheimen abgehalten werden.

---

*) Sein Bruder, Joſeph Maria Chenier, war damals ſelbſt verdächtig und bedroht und konnte ihn nicht retten.

**) Man behauptet, daß es im Julius 1794 in Frankreich nahe an 200,000 politiſche Gefangene gab.

Statt seiner wurden sogenannte patriotische Feste begangen. Die alte Eintheilung des Jahres, und die herkömmlichen Namen und Bezeichnungen so vieler Dinge waren aufgehoben worden. Ueberall wurden die bewaffneten Diener und Späher der revolutionairen Behörden angetroffen, welche, unter dem Vorwande der Ueberwachung, oft die ärgste Willkühr gegen die Personen ausübten. Niemand reiste mehr zu seinem Vergnügen. Alles war verstummt und vermied sich, und dies in der lebhaftesten und geselligsten Nation, die es gibt. Nicht nur der Schmuck, sondern auch aller Zusammenhang des Daseins schien aufgehört zu haben. Die Zügellosigkeit der Einen, das Joch der Anderen war zu einer sonst nie dagewesenen Höhe emporgestiegen. Dieser unnatürliche, qualvolle Zustand konnte unmöglich lange dauern, dünkte aber denen, welche ihn erdulden mußten, eine Ewigkeit zu sein.

---

43. Robespierre's und seiner Anhänger Untergang.

Robespierre hatte schon von 1789 an, als er alle früheren Schranken niedergerissen sah, nach einer hervorragenden Rolle für sich in dem neuen Zustande gestrebt, und dieselbe, obgleich so vielen seiner Zeitgenossen an natürlichen Anlagen nachstehend, durch Ausdauer, Arglist und von den Umständen begünstigt, wirklich erreicht. Er war immer beflissen gewesen, sich der Partei, welche die öffentliche Meinung für sich hatte, anzuschließen, und sie, wenn dieselbe sich von ihr zurückzuziehen anfing, nicht nur aufzugeben, sondern auch zum Sturze ihrer Führer beizutragen. Er war zuerst für die Konstitutionellen gegen die Absolutisten und Privilegirten, dann für die Girondisten gegen die Konstitutionellen und zuletzt für die Bergpartei gegen die Gironde gewesen. Als von denen, welche früh in der Revolution hervorgetreten, und lange mit ihr gleichen Schritt gehalten, nur noch Danton und Camille Desmoulins übrig geblieben waren, so hatte er die von ihnen begangenen Fehler so geschickt zu benutzen, und ihnen den Boden so leise und unvermerkt unter den Füßen fortzuziehen gewußt, daß es, als der geeignete Zeitpunkt gekommen, keiner großen Anstrengung bedurfte, um sich ihrer zu entledigen. Robespierre hatte Mirabeau, die Lameth, la Fayette, Damouriez, Brissot, Vergniaud, Hebert, Danton an sich vorübergehen sehen, und glaubte, nach deren Verschwinden allein dastehen, und die erste Rolle in der Republik unbestritten einnehmen zu können. Bei Verfolgung dieses Ziels war er aber

sowohl über sich selbst als über die vorhandenen Umstände in einem Irrthum begriffen, der sein Verderben herbeiführte.

Robespierre hatte in Nichts die Initiative ergriffen, sich nie persönlich ausgesetzt, sondern sich immer der Kraft und Kühnheit Anderer bedient, um, von ihnen getragen, empor zu kommen. Diejenigen Ereignisse, aus welchen er die größten Vortheile für sich zog, der 10. August, die Gründung der Republik, die Einführung des Revolutionstribunals, der Sturz der Gironde, waren von Danton, Collot d'Herbois, Marat u. s. w. ausgeführt oder wenigstens am Mächtigsten in Anregung gebracht worden. Robespierre hatte in stürmischen Augenblicken nicht einmal zu reden, geschweige denn zu handeln verstanden. Er mußte vorbereitet, gesammelt sein, und sich von Andern gedeckt wissen, um Etwas unternehmen zu können. Er war immer jeder eigentlichen Gefahr aus dem Wege gegangen. Jetzt, wo er das alleinige Haupt einer großen Partei geworden, mußte sein Mangel an Thatkraft noch mehr an den Tag kommen. Robespierre war bisher unübertrefflich darin gewesen, die Richtung der öffentlichen Meinung zu wittern, einen Umschwung in derselben abzuwarten, die Gegner zu verdächtigen, ihnen Fallen zu legen, ihnen den letzten Stoß, nachdem ihre Stellung schon von Anderen erschüttert worden, beizubringen; aber er war nicht im Stande, sich unmittelbar an die Spitze seiner Anhänger zu stellen, und einen offenen Kampf zu wagen.

Robespierre hoffte, nachdem die früheren Parteiführer todt, flüchtig oder verstummt waren, mit seinen gegenwärtigen Nebenbuhlern im Konvent und in den Ausschüssen ohne Gefahr für sich fertig zu werden, und legte Billaud-Varennes, Tallien, Fouché, Collot d'Herbois u. s. w. eine geringere Bedeutung, als sie wirklich besaßen, bei. Er glaubte die Majorität im Konvent nach wie vor einschüchtern, und die beiden Ausschüsse nach seinem Willen lenken zu können. Er setzte voraus, daß seine Gegner, die ihn im Besitze des Revolutionstribunals, der Kommune und des Jakobinerklubs wußten, keinen Angriff gegen ihn unternehmen, sich, wie zuletzt die Girondisten und Dantonisten gethan, zuwartend und leidend verhalten, und ihm dadurch Gelegenheit geben würden, dieselben einzeln, ohne Widerstand, aus dem Wege räumen zu lassen. Es war aber allmälig in dem Urtheil über Robespierre, in der Stellung der meisten Mitglieder der beiden Ausschüsse zu ihm, und zuletzt in der öffentlichen Meinung selbst eine große Veränderung, die Robespierre entging, eingetreten.

Ungeachtet der selbstsüchtigen Absonderung und geheimnißvollen

Eigenthümlichkeit in Robespierre's Weſen und Leben, hatte er ſich früher immer das Anſehen zu geben gewußt, nur das öffentliche Wohl im Auge zu haben, und keine perſönlichen Zwecke zu verfolgen. Seine Armuth und Mäßigkeit hatte ihm den Ruf der Unbeſcholtenheit und Selbſtbeherrſchung verſchafft. Die ihm im Umgange mit Anderen eigene Kälte und Zurückhaltung hatte lange für einen Beweis gegolten, daß er, gegen alle perſönlichen Beziehungen gleichgültig, nur für das öffentliche Wohl lebe. Als aber bemerkt wurde, daß er auf den Trümmern der beſiegten Parteien immer höher emporſtieg, als er Danton, der lange ſein Geſinnungsgenoſſe und Mitſtreiter, Camille Desmoulins, der ſein Jugendfreund und Vertrauter geweſen, bis auf den Tod verfolgte; als man gewahr wurde, wie er der Reihe nach immer die Einen mit Hülfe der Andern ſtürzte, und ohne Erbarmen nicht nur Alles, was ihm widerſtrebte, ſondern auch Alles, was ſich ihm nicht unbedingt unterordnete, dem Blutgerüſte überlieferte, da konnte es nicht verborgen bleiben, daß er noch grauſamer und herrſchſüchtiger als überſpannt und verdüſtert war. Seine Abſicht, Alles um ſich her niederzuwerfen, um zuletzt allein oben zu bleiben, ward, ungeachtet aller angewandten Kunſtgriffe und Verhüllungen, zuletzt durchſchaut.

Die entſchiedenen Terroriſten im Konvent und in den Ausſchüſſen, wie Collot d'Herbois, Billaud-Varennes, Leonard Bourdon, Fouché, Vadier, Amar und Andere mehr, nahmen an Robespierre's Grauſamkeit keinen Anſtoß, da ſie ihm in dieſer Beziehung vollkommen ähnlich waren, und hätten ſich gern mit ihm eng verbunden, um mit ihm und durch ihn ihre Macht und Stellung zu bewahren. Als ſie aber bemerkten, daß er allein Alles in Allem ſein wollte, daß er ihnen, je nach den Umſtänden, die von ihnen verübten Frevel, oder einige Beweiſe von Menſchlichkeit, gleichmäßig zum Verbrechen machte, und ſie auf Grund der einen wie der anderen anzuklagen und zu ſtürzen bereit war, da beſchloſſen ſie, ihm, es koſte was es wolle, zuvor zu kommen. Die zu den Heeren oder in die Departements geſandten Volksrepräſentanten, über 200 an der Zahl, hatten ſich ebenfalls von Robespierre abgewandt, als es bekannt geworden, daß er z. B. die von Carrier und Lebon begangenen Unthaten tadelte, aber zugleich behauptete, daß Collot d'Herbois in Lyon und Tallien in Bordeaux nicht genug Ausdauer bewieſen, und ihre blutige Aufgabe nicht bis zu Ende geführt hätten. Man erkannte daraus, daß es ihm, indem er Perſonen, die ihr Verhalten ungefähr auf dieſelbe Linie ſtellte, ganz verſchiedenartig auffaßte, nur darum zu thun war, Gelegenheit zum Angriffe auf ſie zu finden.

Die eigentlichen Geſchäftsmänner im Konvent und in den Ausſchüſſen, wie z. B. Carnot beim Kriegsweſen, Cambon bei den Finanzen, wurden von Robespierre, obgleich ihre Talente unzweifelhaft waren, und ſie im Sinne der extremen Revolution wirkten, blos deshalb gehaßt und verdächtig gemacht, weil ſie aus der Menge emporragten, und ſeinen Neid regten. Zuletzt fühlte ſich Alles, was in der Revolution bedeutend geworden, mit Ausnahme der wenigen perſönlichen Anhänger Robespierre's, von ihm bedroht. Es handelte ſich aber damals in Frankreich nicht blos um eine vortheilhafte Stellung in der Geſellſchaft, um Aemter oder Einnahmen, ſondern immer um das Leben ſelbſt, weshalb die Leidenſchaft des Parteikampfes der Größe der Gefahr gleich kam.

In der pariſer Bevölkerung, ſelbſt in dem früher aufgeregteſten Theile derſelben, war man des täglichen Blutvergießens endlich überdrüſſig geworden. Seit einiger Zeit wohnte in der Regel nur noch der dafür von der Polizei bezahlte Pöbel den Hinrichtungen bei. Der Unwille über dieſe Menſchenſchlächterei war in den bevölkerten Quartieren, durch welche die Todeskarren, „rollende Särge (bières roulantes)" genannt, zogen, ſo laut geworden, daß vom 13. Junius an die Guillotine, von dem Revolutionsplatze fort, nach der einſamen Barriere du Trône, in der Vorſtadt St. Antoine, verlegt wurde. Zuletzt reichte der bisherige Begräbnißplatz für die Guillotinirten nicht mehr aus, und es wurde ein neuer Kirchhof für ſie eingerichtet. Die während der großen Hitze in den Monaten Junius und Julius 1794 beſonders zahlreichen Hinrichtungen drohten, dnrch die Ausdünſtung der nicht tief genug beerdigten Leichen, die Luft zu verpeſten. Der Platz an der Barriere du Trône, wo die Guillotine ſtand, ward ſo mit Blut überſchwemmt, daß ein Graben zu deſſen Ablaſſung gezogen werden mußte.

Aber auch in den Stadttheilen, wie die Vorſtädte St. Antoine und St. Marceau, wo die Revolution, ſo zu ſagen, einheimiſch geworden, von wo die Pikenmänner am 14. Julius 1789, am 10. Auguſt 1792, am 31. Mai und 2. Junius 1793 ausgezogen waren, hatte ſich die Stimmung verändert. Außer einem heimathloſen Geſindel, das, gleich im erſten Anfange der Revolution, aus allen Gegenden Frankreichs nach jenen Quartieren zuſammengeſtrömt war, fand ſich daſelbſt auch der leidenſchaftliche, irre geleitete, aber im Grunde ehrbare Kern des pariſer Arbeiterſtandes vor. Als die Leute aus dieſer Klaſſe jetzt die langen Züge der Verurtheilten mit eigenen Augen ſahen, fiel ihnen das hohe Alter der Einen, die große Jugend der Andern auf, und es entſtand in ihnen der Gedanke, daß dies immer zunehmende Blutvergießen wohl

einen anderen Zweck, als die Vertheidigung der Republik gegen ihre Feinde, zu welchen die Geopferten unmöglich alle gehören konnten, haben müſſe. Auch ward jetzt mehr als früher bemerkt, wie viele Perſonen aus den untern Ständen*) auf das Schaffot, welches urſprünglich nur für die Vornehmen beſtimmt geweſen zu ſein ſchien, geſchickt wurden.

Ungeachtet der herabgeſetzten Brodtpreiſe, und des für den Dienſt in der Nationalgarde oder die Anweſenheit in den Sectionen ausgeſetzten Soldes, war, bei der herrſchenden Unordnung, dem Stocken des Handels, der Flucht der Reichen, das Elend in dem pariſer Arbeiterſtande allgemeiner als früher geworden. Aus dem Verkaufe der Nationalgüter und den übrigen Beſitzesveränderungen hatten in der Regel nur ſchon vorher wohlhabende oder beſonders arbeitſame Landleute, und die von Kapitaliſten gegründeten Geſellſchaften Vortheil gezogen. Der pariſer Handwerker und Fabrikarbeiter war durch die Revolution nicht wohlhabender geworden. Dies fing das Volk zu fühlen an. „Man will uns mit Blut ernähren!“ — hieß es Abends am häuslichen Heerde, wenn die Ereigniſſe des Tages, die Zahl, das Alter, das Betragen der Hingerichteten beſprochen wurden. Robespierre wurde dabei unaufhörlich genannt. Bei Allem, was von dem Wohlfahrtsausſchuß, dem Revolutionstribunal, der Kommune ausging, hieß es immer: „Robespierre hat es ſo gewollt!“ — Seine geheimen Gegner in den Komiteen und im Konvent arbeiteten aus allen Kräften daran, dieſe Meinung zu verbreiten, und ihn für Alles, was geſchah, verantwortlich zu machen.

Robespierre, obgleich gefühlloſer und unerbittlicher als ſelbſt ſolche Demagogen**), von denen mehr Frevel unmittelbar angeordnet worden, war ebenfalls überzeugt, daß zuletzt ein Syſtem der Milde angenommen werden müſſe. Aber ſein Haß und ſein Ehrgeiz überredeten ihn, daß dies erſt geſchehen könne, nachdem Alles, was ihm entgegenſtand, aus dem Wege geräumt ſein würde. Er überſah hierbei nur, daß jeder Proceß vor dem Revolutionstribunal, und jede Hinrichtung die Zahl

*) Fouquier-Tinville ließ, an einem einzigen Tage, zwanzig Bäuerinnen aus Poitou von dem Revolutionstribunal zum Tode verurtheilen.

**) Es iſt ausgemacht, daß, um nicht von Danton zu reden, ſelbſt von Fouquier-Tinville, Conthon, ſogar von Carrier und Lebon, Angeklagte, und zwar ſolche, die in ihren Augen nicht ſchuldlos ſein konnten, gerettet worden ſind. Von Robespierre iſt nichts Aehnliches bekannt. Seine inquiſitoriſche Natur war keiner Regungen der Großmuth fähig. Er hat mehrmals Perſonen, die ſich von ihrem Verſteck aus um Schonung an ihn wandten, dem Sicherheitsausſchuß angezeigt und der Guillotine überliefert.

ſeiner Gegner vermehrte, und daß das Schreckensregiment auf dieſe Art in das Endloſe fortgeſetzt werden mußte.

Wenn Robespierre, bevor noch ſeine Stellung durch das geheime Entgegenwirken der Komiteen und die im Stillen um ſich greifende Unzufriedenheit des Volkes untergraben worden, von dem Konvent unumwunden die Köpfe einiger beſonders verhaßten Blutmenſchen, und offenbaren Betrüger und Vergeuder des Staatsgutes, die zugleich ſeine perſönlichen Feinde waren, verlangt hätte, ſo würde er wahrſcheinlich damit durchgedrungen ſein, und ſeine Herrſchaft noch eine Zeit lang fortgeſetzt haben. Aber in ſeinen verſteckten, obwohl immer erkennbaren Angriffen bedrohte er Terroriſten und Moderantiſten, ſo wie überhaupt Alles, ſo daß ſich Niemand*) vor ihm ſicher hielt. Die Einen hatten, nach ihm, der Republik durch ihre Uebertreibungen, die Anderen durch ihre Theilnahmloſigkeit geſchadet. Dieſe Art des Verhaltens war auf die Länge nicht durchzuführen. Es war unvermeidlich, daß die verſchiedenen Parteien ſich zuletzt gegen den, welcher von Allen gefürchtet war, vereinigen würden. Diejenigen Konventsmitglieder, welche zunächſt ihr Leben von Robespierre bedroht wußten, Tallien, Fouché, Freron, Lecointre, lagen den Komiteen unaufhörlich an, ſich gegen den gemeinſamen Feind zu erklären. Der Wohlfahrts- und Sicherheitsausſchuß zögerten aber, indem ſie der öffentlichen Meinung Zeit laſſen wollten, ſich immer mehr von Robespierre zu entfernen. Die Hinrichtungen waren unterdeſſen noch zahlreicher als früher geworden. Robespierre glaubte ſich dadurch in dem Vertrauen des Volkes zu befeſtigen, indem er als ein unermüdlicher Rächer der Republik auftrat, und ſeine Gegner drängten ihn dazu, indem ſie das vermehrte Blutvergießen als ein Mittel zu ſeinem Sturze anſahen. Dieſen entgegengeſetzten Motiven einer unmenſchlichen Politik ſind viele ſchuldloſe Häupter zum Opfer gefallen.

Woran Robespierre beſonders viel lag, war die Aufhebung der letzten Gewährleiſtung für die Sicherheit der Konventsmitglieder, nämlich, daß ſie nur mit Bewilligung ihrer Kollegen vor das Revolutionstribunal geſtellt werden konnten. Er arbeitete auf Abſchaffung dieſer Beſtimmung in ſeinen Reden bei den Jakobinern, und auch durch einzelne Andeutungen im Wohlfahrtsausſchuſſe hin. Hier ward ihm aber unumwunden erklärt, daß die Volksvertretung nicht weiter „angeſchnitten“ werden

*) Es war nicht ſelten, daß Mitglieder des Konvents, darunter ſelbſt Anhänger Robespierre's, z. B. Louis David, beſonders nach Danton's Hinrichtung, die Meinung äußerten: „Wir werden Alle untergehen! Es werden kaum Fünfundzwanzig von uns übrig bleiben!“

dürfe, wie man sich ausdrückte. Da er eine Zeit lang in den Komiteen eben so wenig Widerstand wie im Konvent gefunden hatte, so wurde er von dieser Weigerung, wie von einer persönlichen Beleidigung, verletzt, und besuchte vom 19. Julius (1. Thermidor) an den Wohlfahrtsausschuß nicht mehr, obgleich er nach wie vor im Jakobinerklub erschien. Er wollte dadurch, auf seine frühere Popularität bauend, die Komiteen in den Augen des Volkes als anrüchig, und der Gegenwart eines Patrioten, wie er, unwürdig hinstellen. Er erreichte aber diesen Zweck nicht, sondern schadete sich nur selbst, indem ihm durch seine Abwesenheit die persönliche und unmittelbare Kenntniß der Verhandlungen im Wohlfahrtsausschuß entging. Außerdem ward St. Just um diese Zeit als Konventskommissarius zur Nordarmee abgeschickt, und Couthon, obwohl eben so arglistig und grausam als seine beiden Gesinnungsgenossen, war, allein gelassen, zumal bei seinem gebrechlichen Körper, nicht im Stande, Robespierre's Vortheil im Wohlfahrtsausschusse genügend wahrzunehmen.

Der Ausbruch des schon seit Monaten schwebenden Ungewitters wurde von einem scheinbar unbedeutenden Vorfalle beschleunigt. Die Komiteen hatten durch ihre Späher in Erfahrung gebracht, daß, in einem Winkel des Quartiers Luxemburg, mystische Konventikel, meist von Frauen besucht, abgehalten wurden, in welchen man Robespierre als einen Gesandten des Himmels, als den künftigen Heiland der Welt verehrte. Eine schon bejahrte Frau, Katharine Théot, und der aus der Constituante her bekannte Karthäuser Dom Gerle leiteten diese Versammlungen, in welchen zu Robespierre's Ehren Reden gehalten und Lieder gesungen wurden. Katharine Théot nannte sich „die Mutter Gottes" und kündigte Robespierre als ihren geistigen Sohn an. Ob und in wie weit eine so wenig zum Mysticismus geneigte Natur, wie Robespierre, mit diesen Mummereien in Verbindung gestanden, und welchen Nutzen er davon für sich erwartet hat, ist nie näher ermittelt worden. Ein angeblich bei Katharine Théot gefundenes Schreiben Robespierre's, worin er seine Uebereinstimmung mit diesen Konventikeln ausgesprochen haben soll, kann in dieser Zeit der Lüge und Fälschung für keinen Beweis gelten.

Barrere und Vadier, beide im Stillen längst Robespierre's Gegner, statteten, im Namen der beiden Ausschüsse, über diesen Vorfall dem Konvent einen Bericht ab, der voll von versteckten satyrischen Ausfällen auf Robespierre war, in welchem aber zugleich seinen mystischen Verehrern contrerevolutionaire Absichten, namentlich Wiederherstellung des König-

thums und Anerkennung des Sohnes Ludwig XVI., Schuld gegeben wurden. Robespierre brachte es dahin, daß diesem Bericht für den Augenblick keine weitere Folge gegeben wurde. Aber seinen Feinden öffentlich zur Zielscheibe des Spottes gedient zu haben, und mit dem Vorwurfe des Royalismus in Verbindung gebracht worden zu sein, reizte ihn dermaßen, daß er sich zu ihrer offenen Bekämpfung entschloß. Der Glaube an seine Unverletzlichkeit, welcher ihn bisher furchtbar gemacht, wäre dahin, so meinte er, wenn er einen Angriff gegen ihn ungerächt ließe.

Robespierre's vertrauteste Freunde, Fleuriot, Payan, Dumas, Coffinhal, alle unternehmender als er selbst, riethen ihm lebhaft, den Streit gegen seine Gegner nicht blos mit Worten und Reden, sondern auch mit den Waffen und einem Volksaufstande zu führen. Auf diese Art sei ein Jahr vorher die Gironde gestürzt worden und die Bergpartei zu alleiniger Geltung gekommen. Da diese sich jetzt feindlich erweise, so müßten gegen sie dieselben Mittel, wie vorher gegen jene, angewandt werden. In der That gehörten die Personen, welche eine Erhebung des Volkes am Meisten begünstigen konnten, der Maire Fleuriot und der Prokurator Payan, zu Robespierre's Vertrauten, und es hing von ihnen das bewaffnete Proletariat und die in der Hauptstadt befindliche Artillerie ab. Es ward Robespierre vorgestellt, daß der Konvent, von den Kanonieren der Sectionen umgeben, jetzt eben so, wie am 2. Junius 1793, seine den Jakobinern mißfälligen Mitglieder ausstoßen werde, und daß diese, da die Revolution einen noch stürmerischen Gang als früher angenommen, alsbald dem Revolutionstribunal übergeben und hingerichtet werden könnten.

Aber Robespierre hätte, wenn sich das Volk für ihn gegen die Bergpartei erheben sollte, mit seiner Person einstehen, und wenigstens scheinbar, des Beispiels wegen, sich bei einer Schilderhebung betheiligen müssen. Dazu war er aber durch Charakter, Erziehung, durch seine ganze Art zu sein, unfähig. In den hergebrachten Formen zu einer gesetzgebenden Versammlung, wie der Konvent, zu sprechen, auch in einem viel zahlreicheren Vereine, wie der Jakobinerklub, der aber durch seine Geneigtheit für ihn zu einem erweiterten Familienkreise geworden, hervorzutreten, seine Gegner mit Netzen zu umspinnen und ihnen Fallstricke zu legen, dies Alles war ihm geläufig. Aber sich mit Bajonetten und Kanonen zu umgeben, und an Das, was der Verstand ersonnen hatte, die ausführende Hand zu legen, ging über seine rhetorische und sophistische Natur hinaus, die jeder kühn eingreifenden Entschlossenheit entbehrte.

Robespierre glaubte auch diesmal, wie gegen Hebert, Danton, Chaumette, mit Reden und Ränken ausreichen zu können. Er hoffte, daß die Ausschüsse seine Anträge im Konvent unterstützen, und dieser ihm seine Gegner Preis geben werde. Er übersah aber, daß die Mehrheit in den Ausschüssen jetzt gegen ihn war, daß im Konvent seit Danton's Untergang eine andere Stimmung als vorher gegen ihn herrschte, daß die von ihm auserlesenen Opfer sich zu einem Verzweiflungskampfe gegen ihn erheben würden, und daß, wenn er nicht die Artillerie der Sectionen für sich verwenden wollte, er im Augenblick der Gefahr auf keine organisirte Macht zu zählen habe.

Robespierre hatte, nach seiner Gewohnheit, den von ihm im Konvent zu führenden Schlag bei den Jakobinern vorbereitet. Es war dort von ihm schon seit längerer Zeit über Verkennung und Verläumdung geklagt, von Verräthern des Vaterlandes und Feinden der Freiheit, die jetzt mehr als je ihr Haupt erhüben, gesprochen worden. Er hatte, was ihm früher immer geglückt war, seine eigenen Gegner auch als solche des öffentlichen Wohles bezeichnet. Was er selbst nicht sagte, ward von seinen Anhängern, namentlich Couthon, ergänzt, der die Ausschüsse und den Konvent verdächtig machte, und die Namen derer nannte, welche zuerst geliefert werden sollten. Es war ein nur aus den von Robespierre bisher davon getragenen Erfolgen zu erklärender Mißgriff, daß derselbe Personen bedrohte, die meist entschlossener als er selbst waren, und nicht zugleich die Mittel in Bereitschaft setzte, um sie im Nothfall mit Gewalt niederwerfen zu können.

Robespierre hatte sich in der letzten Zeit in das, einige Stunden von Paris entfernte, Thal von Montmorency zurückgezogen, wo er aber von seinen Freunden besucht, und von den Vorgängen in Paris unterrichtet wurde. Er arbeitete dort einen umfassenden, im Konvent zu haltenden Vortrag aus, in welchem er, wie gewöhnlich, seiner der Revolution geleisteten Dienste und des dafür eingeerndteten Undankes erwähnte, über das Sinken der Principien klagte, auf eine Umgestaltung in dem Personal und den Attributen der Komiteen hindeutete, das Faktionswesen im Konvent angriff, und sich über die der Revolution drohenden Gefahren verbreitete. Es geschah dies bald in dunkler, bald in klarer Weise, je nachdem er langsam errathen oder sogleich begriffen sein wollte, aber sein leidenschaftlicher Haß gegen seine Gegner brach aus jeder Zeile hervor.

Als Robespierre am 26. Julius (8. Thermidor) im Konvent erschien, fand er die Bänke zahlreicher, als seit langer Zeit der Fall gewe-

ſen, beſetzt. Alle ſeine geheimen oder offenbaren Gegner hatten ſich eingefunden. Seine in der Einſamkeit, fern von Zuhörern und dem Parteitreiben, verfaßte Rede war zu theoretiſch gehalten, erging ſich zu ſehr auf dem Gebiete der Allgemeinheiten, um den Umſtänden ganz angemeſſen zu ſein. Indeſſen würde er damals überhaupt nicht mehr im Stande geweſen ſein, wie ſo oft früher, blos durch Worte zu wirken. Dennoch waren weder von ihm noch ſeinen Anhängern, die ohne ihn nicht hatten handeln wollen, Maßregeln getroffen worden, um ſeinen Anſichten einen thatſächlichen Nachdruck zu verleihen.

Die praktiſche Seite in Robespierre's Vortrag waren Ausfälle auf die Verwaltung, beſonders der Finanzen, wo er Cambon, der, ſeiner Natur nach leidenſchaftlich und übertrieben, wegen ſeiner Härte und Rückſichtsloſigkeit zuweilen ſelbſt bei der eigenen Partei anſtieß, aber von jedem Verdacht der Beſtechlichkeit oder Unterſchlagung frei war, geradezu einen Betrüger ſchalt, und viele anweſende Mitglieder des Konvents, ohne Namensnennung, aber erkennbar, für Nachfolger Briſſot's, Chabot's, Danton's, Fabert's d'Eglantine, die alle auf der Guillotine geendigt hatten, erklärte, wodurch er zu verſtehen gab, daß dieſelben das Schickſal ihrer Vorgänger verdienten.

Um die zahlreiche Klaſſe der in Miſſion geweſenen Repräſentanten zu bedrohen, und die Zurücknahme der Beſtimmung, daß Mitglieder des Konvents nur mit Zuſtimmung ihrer Kollegen dem Revolutionstribunal überliefert werden dürften, anzubahnen, äußerte Robespierre unter Anderem: „Haben die Schuldigen nicht den gräulichen Grundſatz aufgeſtellt, daß die Anklage gegen einen pflichtvergeſſenen Deputirten einem Angriffe auf die Volksvertretung ſelbſt gleich komme?.... Sind die begangenen Verbrechen in den Departements etwa deshalb unbekannt, weil wir ſie zu vergeſſen ſcheinen?“..... Die weſentlichſten Punkte in ſeiner Rede waren: Es iſt eine Verſchwörung in der Republik vorhanden — ſie ſtützt ſich auf eine Koalition, welche im Konvent ihren Sitz hat — ſie herrſcht im Sicherheitsausſchuß vor — man hat dieſen dem Wohlfahrtsausſchuß entgegengeſetzt, und dadurch zwei Regierungen errichtet — Mitglieder des Wohlfahrtsausſchuſſes ſind in dieſe Verſchwörung eingetreten — beide Ausſchüſſe müſſen gereinigt, der der Sicherheit dem der Wohlfahrt untergeordnet werden, um die Einheit der Regierung wieder herzuſtellen und den Konvent zum Mittelpunkt und Richter derſelben zu machen.

Nach dieſem vieldeutigen, drohenden Vortrage erhob ſich zuerſt Cambon, vertheidigte ſich gegen die ihm gemachten Vorwürfe, und äußerte dann unumwunden, daß Robespierre durch ſeine Eigenmacht den

Konvent lähme, und ihn um alle Kraft und Bewegung bringe. Seit länger als einem Jahre, ſeit den Zeiten der Gironde, waren ſolche Worte im Konvent nicht mehr vernommen worden. Robespierre war in ſeiner Replik gegen Cambon ſchwach, denn er verſicherte, nachdem er ihn vorher einen Betrüger genannt hatte, daß er den Charakter deſſelben nicht habe verdächtigen wollen. Panis, einer der Anſtifter der Septembermetzeleien und eifriger Jakobiner, aber, namentlich ſeit Danton's Hinrichtung, Gegner des Triumvirats, wie Robespierre's, St. Juſt's und Couthon's Verbindung bezeichnet wurde, fragte laut und öffentlich, ob auch er auf der Liſte unter den zum Tode beſtimmten Opfern ſtehe. Was Panis ſo andeutete, lag in Aller Sinn. Während Robespierre's Vortrages hatten ſich die Nachbarn bei gewiſſen Stellen angeſtoßen und einander zugeflüſtert: „Du biſt es, den der Tyrann meint!“ — Denn ſo wurde jetzt Robespierre im Stillen von ſeinen Gegnern in den Ausſchüſſen und im Konvent genannt.

Hierauf ward über den Druck der Robespierre'ſchen Rede auf Staatskoſten und deren Verſendung an die Gemeinderäthe berathen. Anfänglich ward ihr dieſe Auszeichnung gewährt, zuletzt jedoch der betreffende Beſchluß zurückgenommen. Robespierre zeigte ſich hierbei gereizt, aber ohnmächtig. Die Art, wie jetzt zu ihm und über ihn geſprochen wurde, war ihm, ſeit Louvet's und Guadet's Ausfällen auf ihn, neu und ungewohnt. Vadier fand Gelegenheit, während dieſer Verhandlung an die Konventikel bei Katharine Théot zu erinnern. Robespierre hatte, obgleich dem Anſchein nach nichts gegen ihn unternommen worden, als ſeinem Vortrage die Ehre eines beſonderen Abdruckes und die Verſendung in die Departements zu verſagen, eine ſchwere Niederlage erlitten. Denn die Furcht vor ihm und die Meinung von ſeiner Unantaſtbarkeit war verſchwunden. Seine Macht hatte bisher großentheils auf ſeiner Uebereinſtimmung mit den Ausſchüſſen, oder vielmehr auf deren Unterordnung unter ſeinen Willen beruht. Dies war jetzt plötzlich anders geworden. Zum erſten Mal trat der bisher nur wenigen Eingeweihten bekannt geweſene Bruch zwiſchen Robespierre und den Komiteen, d. h. der vollziehenden Gewalt, öffentlich hervor.

Robespierre fühlte die Schwierigkeit ſeiner Stellung, baute aber auf die Unterſtützung der Mehrheit in der Volksvertretung, auf das Centrum und die Rechte, die von ihm in ſeiner Rede mit Vertrauen und Achtung behandelt worden, während ſeine Abneigung gegen die Bergpartei und Danton's Anhang ſich unverhohlen gezeigt hatte. Aber Robespierre war über die Geſinnungen der Majorität gegen ihn in einer

gänzlichen Verblendung begriffen. Das im Stillen großentheils feuillantiſtiſch geſinnte Centrum und die girondiſtiſche Rechte hatten ihm Hebert, Danton, Chaumette und Andere Preis gegeben, weil ſie deren Verderben, durch wen es auch herbeigeführt werden möge, wollten. Die Anhänger der Konſtitution von 1791 und der gemäßigten Republik hofften, daß der Untergang der einen Fraktion der Schreckensmänner den der anderen nach ſich ziehen müſſe, und daß auf dieſe Art endlich auch die Reihe an Robespierre kommen würde. Danton's und Camille Desmoulin's ſpäte Sinnesänderung hatte ſie nicht gerührt. „Die Mitglieder des Berges ſind dazu gemacht, ſich unter einander zu erwürgen" — hatte es im Centrum geheißen, als St. Juſt Danton anklagte; „wir haben uns nicht darum zu bekümmern!" — Während Robespierre ſich einbildete, daß die gemäßigte Partei im Konvent ſich mit ihm wegen der Erhaltung der Drei und Siebenzig verbinden werde, weidete ſich dieſe mit dem Gedanken an die Möglichkeit ſeines Sturzes. Das Centrum konnte ihm nicht ſeine Reden im Proceſſe des Königs, die Rechte nicht ſeinen Antheil an Briſſot's und Vergniaud's Tode vergeſſen. Jetzt, wo es klar war, daß Robespierre die Mehrheit in den Ausſchüſſen und die geſammte Bergpartei gegen ſich hatte, war vorauszuſehen, daß das Centrum und die Rechte ſich mit ſeinen Feinden verbinden würden, um erſt ihn niederzuwerfen, und dann die angreifen zu können, mit denen er bis zu Danton's Sturze verbunden geweſen war.

Vergebens ward Robespierre am Abend des 8. Thermidor gerathen, ſich an die Spitze einer Inſurrektion zu ſtellen, und vor Allem die beiden Ausſchüſſe, welche nur von einigen Gensd'armen bewacht wurden, aufzuheben, und ſich ihrer Papiere zu bemächtigen. Der Konvent wäre in dieſem Falle, der vollziehenden Gewalt beraubt, gelähmt geweſen, und hätte dieſelbe nicht ſogleich wiederherſtellen können. Statt deſſen las Robespierre im Klub ſeine im Konvent gehaltene Rede vor, was mehre Stunden dauerte, als ob es noch möglich geweſen wäre, durch bloße Phraſen und Tiraden der Lage der Dinge eine andere Wendung zu geben. Robespierre, ſei es, daß er eine Ahnung von dem ihm bevorſtehenden Schickſal hatte, oder daß er, was wahrſcheinlicher iſt, ſeine Anhänger noch enger an ſich feſſeln wollte, that, als wenn er von der äußerſten Gefahr bedroht wäre, und rief, nachdem er ſeinen Vortrag beendigt hatte: „Dies iſt mein Teſtament, und ich hoffe, daß ihr mein Andenken in Ehren halten und es gegen die Schmähungen meiner Feinde vertheidigen werdet! Wenn ich den Schierlingsbecher trinken muß, ſo werdet ihr ſehen, mit welchem Gleichmuth ich ihn leeren werde!" — „Ich werde ihn mit dir

theilen!" — rief der anweſende Maler Louis David aus. Die Jakobiner ſchloſſen hierauf alle Konventsmitglieder, d. h. faſt den ganzen Konvent, welche gegen den Druck der Robespierre'ſchen Rede geſtimmt hatten, von ihrer Geſellſchaft aus. Der erſte Präſident des Revolutionstribunals, Dumas, ſagte: „Ich werde ſie Alle der Guillotine überliefern!" — Als Collot d'Herbois' und Billaud-Varennes' Gegenwart bemerkt wurde, nahm man ihnen ihre Eintrittskarten ab, und jagte ſie mit Stößen und Schlägen fort. Robespierre berieth hierauf mit St. Juſt, der von der Nordarmee zurückgekommen war, über eine von dieſem am andern Tage im Konvent zu haltende Rede, welche die von Robespierre aufgeſtellten Anklagen ergänzen und verſtärken ſollte. Beide hofften, daß das Centrum und die Rechte ihnen, aus Abneigung gegen die Ausſchüſſe und die Bergpartei und aus Beſorgniß für ſich ſelbſt, beiſtimmen, und daß ſie ſo durch ein Dekret der Majorität, ohne Anwendung eines Volksaufſtandes, ihren Zweck erreichen, und ihren Gegnern das Schickſal der Girondiſten bereiten würden.

Während Robespierre ſich dieſen Täuſchungen hingab, wandten die Deputirten, welche ſich von ihm, wie Tallien, Lacointre, Bourdon, Legendre, Freron u. ſ. w., beſonders gehaßt wußten, die Nacht dazu an, um ſich mit den Führern des Centrums und der Rechten in Verbindung zu ſetzen, und von ihnen das Verſprechen ihres Beiſtandes für den anderen Tag zu erhalten. Es war dies nicht leicht, da, in den Augen der gemäßigten Partei, die Einen wie die Anderen Schreckensmänner und von Blut und Freveln aller Art befleckt waren. „Ihr irrt euch," wurde ihnen von Robespierre's Feinden geſagt, „wenn ihr glaubt, daß der Tyrann euch noch lange ſchonen wird. Wenn wir erſt verſchwunden ſind, wird die Reihe auch an euch kommen!" — Zuletzt wurden die inneren Spaltungen und entgegenſtehenden Bedenklichkeiten von der Gefahr des Augenblicks überwogen, und alle Fraktionen beſchloſſen, am anderen Tage gemeinſchaftlich gegen Robespierre und deſſen Anhang aufzutreten.

Tallien hatte ſich bei den Vorbereitungen zum Angriff auf Robespierre am Thätigſten gezeigt. Einmal war ihm die Aeußerung Robespierre's: „Jeder Tag, den Tallien noch zu leben hat, ſchließt eine Gefahr für die Republik in ſich!" — hinterbracht worden. Dann war eine Frau von Fontenay*), welche Tallien in Bordeaux, während ſeiner

*) Thereſie von Fontenay, geborne Cabarrus, war mit einem Rath am ehemaligen Parlament von Guienne vermählt, der, den Jakobinern verdächtig geworden, verhaftet werden ſollte. Tallien verſchaffte ihm heimlich einen Paß und ließ ihn von Bordeaux nach Spanien entkommen. Tallien war ſeit der Bekannt-

Miſſion, kennen gelernt hatte und liebte, auf Robespierre's Veranlaſſung nach Paris abgeführt und in das Gefängniß des Luxemburg geworfen worden. Noch am 8. Thermidor hatte Tallien von ihr ein Schreiben mit den Worten erhalten: „Bald werde ich vor das Revolutionstribunal geſtellt werden. Ich ſterbe mit der Verzweiflung im Herzen, einem Feiglinge, wie Sie ſind, angehört zu haben!“ — Nachdem Tallien dieſe Zeilen geleſen hatte, kaufte er einen Dolch, um ihn gegen Robespierre, oder, wenn dies unmöglich ſein ſollte, gegen ſich ſelbſt zu brauchen.

Der entſcheidende 27. Julius (9. Thermidor) brach heran, ohne daß in Paris Zeichen einer beſonderen Bewegung im Volke ſichtbar geworden wären. Robespierre nahm zur gewöhnlichen Stunde ſeinen Platz im Konvent ein, von Zuverſicht auf den von ihm am vergangenen Abend bei den Jakobinern davon getragenen Triumph, und von der Hoffnung, ihn heute im Konvent zu vervollſtändigen, erfüllt. Die Sitzung hatte, wie gewöhnlich, mit Berichterſtattungen angefangen, als St. Juſt um Mittag, mit finſterem Blick und Unheil verkündender Miene, die Rednerbühne betrat. Er begann ſeinen Vortrag mit der Erklärung, daß er zu keiner Partei gehöre, und ſie alle bekämpfen werde. Er ſchien damit ſagen zu wollen, daß er und ſeine beiden Freunde, Robespierre und Couthon, außer und über dem Konvent ſtänden, und denſelben zu richten beſtimmt wären. Als St. Juſt ſeine Meinung weiter ausführen wollte, ward er von Tallien mit den Worten unterbrochen: „Wer könnte ſich der Thränen über den Zuſtand des Vaterlandes erwehren? Geſtern hat ſich ein Mitglied (Robespierre) der Regierung von ihr losgeſagt, jetzt eben iſt von einem anderen daſſelbe geſchehen. Der Vorhang muß zerriſſen werden!“ Billaud-Varennes erzählte hierauf, daß geſtern, in ſeiner Anweſenheit, bei den Jakobinern über die Ausrottung des Konvents berathen worden ſei. „Ich glaube, einen der Menſchen, die ich dort geſehen, hier wieder zu erkennen. Er iſt dort“.... ſetzte Billaud-Varennes hinzu, indem er auf eine der Verſammlung fremde Perſon hinwies. „Verhaftet ihn, verhaftet ihn!“ rief man auf allen Bänken des Konvents. Dieſer Sendling der Jakobiner ward feſt genommen, was für Robespierre, um deſſen willen ſich der Klub am Abend vorher in ſo großer Aufregung befunden hatte, ein übles Vorzeichen war.

ſchaft mit Frau von Fontenay milder geworden, und Robespierre hatte ihm dieſe Umwandlung und deren Urſache mehrmals in verſteckter, aber drohender, Weiſe vorgeworfen.

„Die Verſammlung würde übel berathen ſein," fuhr Billaud-Varennes fort, „wenn ſie nicht begreifen ſollte, daß ſie ſich am Rande eines Abgrundes befindet. Sie muß untergehen, wenn ſie ſich ſchwach zeigt!" — „Nein! Nein!" riefen die Deputirten von allen Seiten, indem ſie ſich von ihren Sitzen erhoben, und die Hüte ſchwenkten. „Es lebe der Konvent! Es lebe der Wohlfahrtsausſchuß!" klang es von den Zuſchauerbühnen herab. Es war dies eine mittelbare Erklärung gegen Robespierre. Das Zeichen zum Angriff war einmal gegeben, und ließ ſich nicht mehr zurückrufen. St. Juſt mußte, da man ihn nicht zu Worte kommen ließ, die Rednerbühne verlaſſen, die abwechſelnd von Tallien und Billaud-Varennes eingenommen wurde. Als Lebas, Robespierre's Vertrauter, das Wort verlangte, wurde ihm: „Nach der Abtei! Nach der Abtei!" — entgegengerufen. Ein Strom von Vorwürfen und Anklagen ward jetzt über Robespierre ausgegoſſen. Er hatte, ſo hieß es, die Abſchaffung der Unverletzlichkeit der Deputirten, nur um den Konvent zu ſeinen Füßen zu ſehen, betrieben. Das Geſetz vom 22. Prairial ſei einzig ſein Werk, und der Anfang zum Untergange der Freiheit geweſen. Er wurde mit Cromwell, mit Catilina verglichen, und Tallien zog einen Dolch, den er mit den Worten zeigte, daß er gegen den Tyrannen des Vaterlandes beſtimmt ſei. Endlich wurde der Beſchluß gefaßt, Dumas, Henriot und deſſen Adjutanten verhaften zu laſſen.

Die Anſchuldigungen gegen Robespierre waren bisher mehr von Leidenſchaft als Urtheil eingegeben worden, und folgten ſich ſo raſch, daß die einzelnen Punkte kaum unterſchieden werden konnten. Die Redner unterbrachen und überſchrieen einander, und Niemand wußte eine Zeit lang die Stelle zu finden, wobei es beim Angriffe gegen Robespierre für den Augenblick ankam. Tallien that dies endlich, indem er darauf hinwies, daß Robespierre durch ſeinen Ehrgeiz und ſeine Argliſt in den beiden Ausſchüſſen, welche die Stütze der Republik wären, einen Riß hervorgebracht, dadurch deren Wirkſamkeit gelähmt, und die Revolution ſelbſt in Gefahr geſetzt habe.

Es fehlte Robespierre jetzt an dem Scharfblick und der Selbſtbeherrſchung, von welcher er früher ſo viele Beweiſe gegeben hatte. Anſtatt ſich zu vertheidigen, drohte er und klagte an. „Ich werde der Berathung ihre wahre Richtung anzuweiſen wiſſen!" — ſagte er, als Tallien vor Abſchweifungen warnte, was mit allgemeinem Murren erwidert wurde. Er ſuchte die Unterſtützung der rechten Seite (den Anhang Briſſot's und Vergniaud's) mit den Worten nach: „An Sie wende ich mich, die Sie rein von Schuld ſind ... und nicht an jene

Straßenräuber" — indem er mit der Hand nach der Bergpartei zeigte. Sein Ausfall wurde mit Hohngelächter und Wuthgeſchrei beantwortet. Er wies Collot d'Herbois, der den Vorſitz führte, die geballte Fauſt, und rief: „Zum letzten Mal, Präſident von Meuchelmördern, verlange ich das Wort!" — Collot d'Herbois verließ den Präſidentenſtuhl, und Thuriot, Danton's Freund, der ihn einnahm, rührte die Klingel ſo gewaltig, daß Robespierre's Worte ungehört verklangen. „Das Blut Danton's erſtickt ihn," ſagte der Deputirte Granier, als Robespierre erſchöpft und athemlos auf eine Bank niederſank.

Endlich ward aus den Reihen der Bergpartei das verhängnißvolle Wort vernommen: „Robespierre muß verhaftet und in Anklageſtand verſetzt werden!" — Es war dies von zwei ſonſt unbekannten, aber eifrigen Jakobinern (Louchet und Loſeau), deren Antrag einſtimmig angenommen wurde, ausgegangen. Robespierre der Jüngere verlangte, von ſeinem Bruder nicht getrennt zu werden, Lebas that daſſelbe, St. Juſt und Couthon ſchwiegen, wurden aber Robespierre zugeſellt. Sämmtliche Angeklagte mußten ihre Sitze verlaſſen, und an die Schranken treten. Bei dieſem Anblick erhob ſich ein Sturm von Beifall und der Ruf: „Es lebe die Republik! Es lebe die Freiheit!" — Robespierre erwiderte: „Es gibt keine Republik mehr! Die Böſewichter triumphiren!" — Es waren dies die letzten Worte, die er öffentlich ſprach. Die Sitzung wurde gegen vier Uhr Nachmittags unterbrochen.

Während dies im Konvent vorging, wurden fünfundvierzig Verurtheilte aus der Conciergerie nach der Barriere du Trône abgeführt. Am Morgen war eine vor dem Revolutionstribunal angeklagte Frau, deren Sohn am Tage vorher an derſelben Stelle zum Tode verurtheilt worden, in Erinnerung deſſen, in heftige Krämpfe gefallen. Die Zuſchauer behaupteten, daß ſie in dieſem Zuſtande nicht gerichtet werden könne. Aber Fouquier-Tinville kehrte ſich an dieſen Einwand nicht. Als die Nachricht von Robespierre's Verſetzung in Anklageſtand in Paris bekannt zu werden anfing, glaubte das Volk, daß die Herrſchaft der Guillotine aufgehört habe, wollte „die rollenden Särge" aufhalten, und die Gefangenen befreien, als Henriot mit ſeinen Gensd'armen heranſprengte, die Menge zerſtreute und den Zug zum Richtplatze fortzuſetzen befahl.

Der Konvent, welcher, als er die Sitzung vertagte, Alles beendigt glaubte, hatte ſich einer gefährlichen Täuſchung hingegeben. Die Kommune ließ, als ſie die Nachricht von Robespierre's Verhaftung erfuhr, den Greveplatz von Gensd'armen beſetzen, und Kanonen vor dem Stadt-

hauſe auffahren. Sie kündigte den Komiteen den Gehorſam auf, befahl, die Sendboten des Konvents feſtzunehmen und ſetzte aus ihrer eigenen Mitte einen Inſurrektions-Ausſchuß nieder. Zwar war Henriot unterdeſſen verhaftet, dagegen aber Robespierre mit ſeinen Freunden aus dem Luxemburg, wohin man ihn von den Tuileries aus gebracht hatte, befreit und, von Bewaffneten umgeben, nach dem Hotel de Ville, dem Sitze der Kommune, auf den Schultern ſeiner Anhänger getragen worden. Bald nachher drang Coffinhal, an der Spitze einer Abtheilung Kanoniere, in das Lokal des Sicherheitsausſchuſſes ein, und nahm Henriot von dort nach dem Stadthauſe mit. Daſelbſt wurden die Sturmglocken geläutet, und die entſchiedenſten Geſinnungsgenoſſen Robespierre's brachen dahin auf.

Der Konvent wurde bei dem Empfange dieſer Nachrichten von Schrecken ergriffen. Wenn Robespierre ſich perſönlich auszuſetzen im Stande geweſen wäre, ſo würde er mit den bewaffneten Banden und zwanzig vorhandenen Kanonen nach den Tuileries gezogen, und einen, wenn auch wahrſcheinlich vorübergehenden, aber für den Augenblick vollſtändigen Erfolg davon getragen haben. Die Volksvertretung war, einige Schildwachen ausgenommen, von allen Vertheidigungsmitteln entblößt. Aber Robespierre wollte ſich nicht der Entſcheidung durch die Waffen anvertrauen, ſondern glaubte, daß es das Sicherſte für ihn wäre, vor das Revolutionstribunal geſtellt zu werden. Er hoffte, daß daſſelbe ihn, wie Marat am 24. März 1793, freiſprechen, und daß das Volk ihn dann mit offenen Armen aufnehmen würde. Er ließ deshalb jetzt, wie am Tage vorher, die Zeit ungenützt vorüberſtreichen.

Der Konvent ermannte ſich endlich, von der ihn bedrohenden Gefahr zu einem äußerſten Entſchluſſe gezwungen. Er ernannte Barras, einen ehemaligen Militair, zum Chef der bewaffneten Macht in Paris, und ſprach über Robespierre und die übrigen Angeklagten, über Henriot, deſſen Stab und die geſammte Kommune, weil ſie ſich in Inſurrektionsſtand verſetzt hatte, die Acht aus. Die Maſſe der pariſer Bevölkerung ſchien von dieſen Vorgängen nicht berührt zu werden. Selbſt der Jakobinerklub und die Komiteen der Sectionen regten ſich nicht. Die Vorſtädte St. Antoine und St. Marceau verhielten ſich theilnahmlos. Das Volk war offenbar der Schreckensherrſchaft müde geworden. Es gab jetzt Robespierre auf, wie es vorher mit Hebert, Danton, Chaumette, Alle früher bei ihm ſo beliebt, gethan hatte. Das beſtändige Steigen und Sinken der Parteien, von Anfang der Revolution an, hatte

die Menge zuletzt, wenn auch nicht gegen alle Principien, aber gegen die meiſten Perſönlichkeiten, gleichgültig gemacht.

Den Konventskommiſſarien, welche ſich in die verſchiedenen Stadttheile begeben hatten, war es gelungen, nach und nach ungefähr achtzehnhundert Nationalgarden zuſammenzubringen, welche auf dem Carouſſelplatz verſammelt und gegen das Hotel de Ville in Bewegung geſetzt wurden. Die Achtserklärung gegen Robespierre und ſeinen Anhang, überall laut verkündigt, war nicht ohne Wirkung geblieben. Durch einen jener damals ſo häufigen Wechſel in der Stellung der Parteien war der Konvent jetzt eben ſo mächtig geworden, wie es ſeit dem 10. Auguſt 1792 die Kommune, und ſeit Hebert's Hinrichtung der Wohlfahrtsausſchuß, ehe ſich noch der Zwieſpalt in ihn eingeſchlichen hatte, geweſen.

Im Hotel de Ville herrſchte Verwirrung und Rathloſigkeit. Robespierre wollte nicht aus dem, was er Geſetzlichkeit nannte, herausgehen. „Es bleibt uns alſo nichts übrig, als zu ſterben!“ ſagte Couthon. Bei dieſem Wort raffte ſich Robespierre auf, und ſchickte ſich an, ein vor ihm liegendes Papier, welches eine Aufforderung an das Volk, zu den Waffen zu greifen, enthielt, zu unterzeichnen. Aber kaum hatte er die drei erſten Buchſtaben ſeines Namens geſchrieben, als er die Feder fortlegte und fragte: „Auf weſſen Ermächtigung hin ſoll ich dies thun?“ — Niemand antwortete ihm. — Die, welche früher am Verwegenſten das Rad der Revolution fortgeſchoben hatten, lagen faſt alle im Grabe, und ihren Nachfolgern fehlte es an Kraft und Muth. Auch war die Zeit eine andere geworden. Als die Achtserklärung auf dem Greveplatz und im Hotel de Ville bekannt wurde, zogen die Kanoniere mit ihren Geſchützen ab, und die Zuſchauer im Saale, wo die Kommune ſaß, verliefen ſich. Nur ein kleiner Theil der revolutionairen Komiteen hielt bei den Geächteten aus.

Die letzte Entſcheidung eilte jetzt mit ſchnellen Schritten herbei, wurde aber von einer dunkeln Hand vollführt. Ehe noch die von Barras geführte Nationalgarde angekommen war, hatte ſich ein junger, neunzehnjähriger Gensd'arme, Namens Merda*), durch die matt erleuchteten Gänge des Rathhauſes, unter dem Vorwande, eine Botſchaft zu überbringen, in den Saal eingeſchlichen, in welchem Robespierre auf einem Lehnſtuhle ſaß, und zwiſchen Bleiben und Fliehen ſchwankte. Wenn dieſer ſich nur einen Augenblick vorher, von der Finſterniß und den engen

*) Merda hatte in der konſtitutionellen Garde Ludwig XVI. gedient und daſelbſt viele Zweikämpfe ausgefochten.

Straßen begünſtigt, nach der Vorſtadt St. Antoine begeben hätte, ſo würde er, ungeachtet der gegen ihn vorhandenen Erkaltung, das Volk durch ſeine perſönliche Anweſenheit und die Erinnerung an das, was er für daſſelbe ſo lange geweſen, doch noch vielleicht zu ſeiner Vertheidigung fortgeriſſen haben. Dem kam jetzt Merda zuvor. Dieſer hatte am Nachmittage Henriot verhaftet, war aber von Barrère, weil er den Gefangenen am Leben gelaſſen hatte, heftig getadelt und bedroht worden. Merda wollte jetzt das Verſäumte nachholen, und ſich die Gunſt der Machthaber erwerben. Er ſtürzte auf Robespierre los, und feuerte eine Piſtole mit der Abſicht ihn zu tödten ab, zerſchmetterte ihm aber nur die linke Kinnlade, ſo daß der Verwundete zu Boden fiel. Als der Schuß draußen vernommen worden, drang eine Abtheilung Nationalgarde, welche Merda in einiger Entfernung gefolgt war, in den Saal ein. Eine Schreckensſcene erfolgte. Lebas *) erſchoß ſich ſelbſt, Robespierre der Jüngere ſtürzte ſich aus einem Fenſter auf das Pflaſter hinab, Henriot ward von Coffinhal, der ihm alles Unglück dieſes Tages beimaß, gepackt und in einen Abzugskanal geworfen.

Unterdeſſen war Barras, dem ſpäter das Verdienſt, die Verhaftungen im Hotel de Ville bewerkſtelligt zu haben, allein beigemeſſen wurde, mit ſeinen Truppen herbeigekommen. Merda's **), der durch ſeine raſche That eine noch immer mögliche Flucht Robespierre's verhindert hatte, ward öffentlich mit keiner Sylbe erwähnt. Die Ausſchüſſe kamen überein, Robespierre's Wunde als einen Verſuch zum Selbſtmorde darzuſtellen. Ein Wundarzt und ein Thürſteher wurden angeſtiftet, in dieſem Sinne auszuſagen. Niemand widerſprach. Denn diejenigen, welche ſich mit Robespierre in demſelben Saale befunden hatten, endigten in den nächſten Tagen faſt alle auf dem Schaffot.

Die Unverſehrten unter den Geächteten, wie St. Juſt, Dumas, Coffinhal u. ſ. w., wurden, mit Stricken an einander gebunden, zu Fuß; die, welche verwundet oder beſchädigt waren, auf Bretter gelegt, gegen Morgen nach den Tuileries gebracht.

Die Ereigniſſe der Nacht vom 27. zum 28. Julius brachten in den unteren Klaſſen, für welche Robespierre's Name lange gleichbedeutend mit Freiheit und Vaterland geweſen war, Erſtaunen, aber keine wahrhafte

*) Lebas hatte die eine Tochter des Tiſchlers Duplay, bei dem Robespierre wohnte, geheirathet. Seine Wittwe lebte, die einzig übrig Gebliebene von ihrer Familie, noch vor wenigen Jahren.

**) Merda fiel als Oberſt in der Schlacht an der Moskwa.

Theilnahme hervor. Niemand dachte daran, dem gefallenen Demagogen, nachdem die Achtserklärung gegen ihn bekannt geworden, zu Hülfe zu kommen. In der wohlhabenden und besitzenden Bevölkerung ward der Ausgang des Kampfes zwischen Robespierre und seinen Gegnern mit Jubel begrüßt. Die Tyrannei hatte, besonders in der letzten Zeit, alle Grenzen überschritten. Daß Robespierre von denen gestürzt wurde, welche so lange mit ihm verbunden gewesen, ward in der Freude des Augenblickes übersehen. Aber nichts könnte, nach den Schilderungen von Augenzeugen zu urtheilen, die Wonne ausdrücken, welche die zahlreichen Gefangenen bei der Nachricht von Robespierre's bald zu erwartendem Ende empfanden. Er hatte unter allen Schreckensmännern das gräßliche Vorrecht besessen, für den zu gelten, der die Guillotine in beständiger Bewegung erhielt. Während der Nacht vom 27. zum 28. Julius hatten die Gefangenen in den, dem Schauplatz der Ereignisse nahe liegenden, Kerkern an einen Volksaufstand und Metzeleien wie im September 1792 geglaubt. Welches Entzücken mußte nicht die Brust derer erfüllen, welche gefürchtet hatten, bald in die Nacht des Grabes sinken zu müssen, und jetzt von einem unerwarteten Strahl der Hoffnung begrüßt wurden!

Von dem Konvent, des Beifalls der pariser Bevölkerung gewiß, wurde Robespierre keine der Demüthigungen und Qualen erspart, mit denen er und seine Anhänger gegen die Verurtheilten so freigebig gewesen waren. Er ward, an einer schmerzhaften Wunde leidend, mit Blut bedeckt und von Durst gepeinigt, auf einen hölzernen Tisch im Lokal des Wohlfahrtsausschusses wie ein zu secirender Leichnam niedergelegt. Von den Umstehenden hatte er die zerschmetterndsten Vorwürfe zu hören. Erst um 6 Uhr Morgens wurde seine Wunde von einem herbeigerufenen Wundarzt, der ihm vorher mehre Zähne auszog, verbunden. Unter dem Vorwande eines neuen Verbandes, in Wahrheit aber um Robespierre dem Volke zu zeigen, ward derselbe nach dem Hotel-Dieu und von da nach der Conciergerie gebracht. Da er und seine Mitgefangenen in die Acht erklärt worden, so fand kein weiteres Verhör oder Verfahren gegen sie mehr statt, sondern sie wurden, nachdem die Identität ihrer Personen festgestellt war, alsbald dem Henker überliefert. Das Revolutionstribunal war, Ankläger, Richter und Geschworne, mit Ausnahme des Präsidenten Dumas und des Vicepräsidenten Coffinhal, die sich unter den Geächteten befanden, ganz dasselbe geblieben.

Der Zug zur Hinrichtung ward um 5 Uhr Nachmittags angetreten, und dauerte über eine Stunde lang. Mit Robespierre befanden sich: sein Bruder, St. Just, Couthon, Henriot, Dumas, Payan, Fleuriot, und

auf verſchiedenen Karren, im Ganzen 21 Perſonen. Diejenigen, welche, wie die beiden Robespierre, Henriot, Couthon, beſchädigt waren, und ſich nicht aufrecht halten konnten, hatte man mit Stricken an die Seitenhölzer des Karrens feſtgebunden. Der Weg zum Richtplatze war mit einer unermeßlichen Menge bedeckt, aus deren Mitte unaufhörlich Verwünſchungen gegen Robespierre ertönten. Aus den Fenſtern der Häuſer in der Straße St. Honoré ſahen, was ſonſt bei ſolchen Veranlaſſungen nie geſchehen war, feſtlich gekleidete Frauen der höheren Klaſſen heraus, und riefen unaufhörlich, als der Zug vorüberkam: „Zum Tode! Auf die Guillotine!" Weiber aus dem Volke tanzten und ſchrieen, wie raſend vor Freude, um die Karren her. Die Gensd'armen hielten den Verurtheilten ihre Säbelſpitzen mit den Worten unter das Kinn: „Dieſer hier iſt der berüchtigte Couthon! Der da iſt Robespierre! u. ſ. w." — Vor dem Hauſe, in welchem Robespierre gewohnt hatte, war eine Tonne mit Ochſenblut aufgeſtellt. In dem Augenblicke, wo der Zug vorüberkam, ward die Tonne umgeworfen, und die Thüre des Hauſes mit Blut beſprengt.

Robespierre ſchloß und öffnete abwechſelnd die Augen, ſchien aber ſein volles Bewußtſein behalten zu haben. Aber er und ſeine Mitſchuldigen waren weit davon entfernt, die heitere Unerſchrockenheit der Girondiſten, oder den herausfordernden Trotz Danton's zu zeigen. Die gegen ſie entbrannte Wuth, die diesmal nichts Erkünſteltes hatte, ſchlug ſie nieder. Als die Reihe der Hinrichtung an Robespierre kam, riß ihm einer der Henker mit einer gewaltſamen Bewegung den Verband ab. Er ſtieß einen furchtbaren Schmerzensſchrei aus. Die Nächſtſtehenden ſahen, wie die ſchwarz geeiterte Wunde weit aufklaffte, wie ihm Zähne aus dem Munde fielen, und ſchauderten vor dem gräßlichen Anblick zurück. Einſtimmiger Beifall erſcholl, als die Köpfe fielen. Am folgenden Tage (29. Julius, 11. Thermidor) wurden 71 Geächtete, faſt die ganze Kommune, hingerichtet.

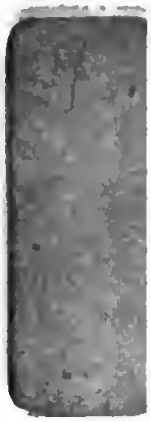
Robespierre's Sturz war eine Nothwendigkeit geworden. Derſelbe hätte unter anderen Umſtänden verzögert, aber in keinem Falle ganz abgewandt werden können. Robespierre war mit dem Schreckensſyſtem geſtiegen, und mußte, als daſſelbe ſein Maß erfüllt hatte, mit ihm fallen. Sein Name iſt einer der übel klingendſten in der Geſchichte, weil ſich an ihn gar keine erhebenden, ſondern lauter niederſchlagende Erinnerungen knüpfen. Er hat nicht das Geringſte zu den ächten und wahrhaften Errungenſchaften der franzöſiſchen Revolution, aber mehr als irgend Jemand zu ihrer Ausartung beigetragen.

Noch ſchlimmer als Robespierre's politiſche Verbrechen ſind die von ihm begangenen Verletzungen gegen die Humanität geweſen. Von einigen anderen Demagogen iſt eben ſo viel und noch mehr Blut, als von Robespierre, vergoſſen worden. Aber es brach aus ihrem Weſen, ungeachtet ihrer Frevel, dann und wann ein Funke menſchlichen Gefühls hervor. Sie waren, wenn auch im Widerſpruch zu ihrer ganzen Stellung, Empfindungen des Mitleids und der Milde, zuweilen ſelbſt der Großmuth, zugänglich geblieben. Robespierre ſcheint hiervon, wie keiner ſeiner Zeitgenoſſen, vollkommen entblößt geweſen zu ſein. Von Niemand ſonſt ſind alle früheren Verbindungen, Neigungen, Rückſichten, ſo abſichtlich und überlegt, wie von Robespierre, wenn ſie ſeiner Herrſchſucht im Wege ſtanden, mit Füßen getreten worden. Er hatte ſich mit Wahl und Vorbedacht, Alles was in jener Epoche Gefährliches und Verwerfliches lag, angeeignet. Seine Vorzüge ſind die ſeines Temperaments geweſen. Seine Laſter haben dagegen in ſeinem Verſtande gewurzelt, und können als ein Ergebniß ſeiner Reflexion und ſeines Willens angeſehen werden.

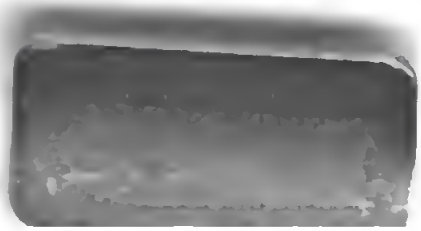
27. 10. 1879.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

YC 43769



M127397

D20
B15
1869
v 13-14

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY